Die Gegenwart

Die Gegenwart

KPH 9001

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

EDWIN CONANT

(Class of 1899)

OF WORCESTER, MASS.

A fund established in 1892, the income thereof to be applied to the benefit and increase of the College Library.

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Theophil Zolling.

Vierunddreißigster Band.
(Nr. 27—52.)

Berlin 1888.
Verlag von Georg Stilke.

Digitized by Google

P germ. 193, 4
KH 154
KPH 9001
HARVARD COLLEGE
JUL 15 1930
LIBRARY
Conant fund

Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Register.

Vierunddreißigster Band.

Seite

A. F., Die Rechtstagen im Proceß Geffcken 307
Alsberg, Moriz, Charles Darwin's Selbstbiographie 165
Aranstein, Ph., England und seine Colonien 49
Asmussen, P., Die Landtagswahlen in Preußen und das Cartell 65
— Die nordschleswigsche Frage 145
— Die Reconstruction der deutschfreisinnigen Partei 822
Auswärtige Politik im Parlament 569
Bandt, Franz, Ueber die Versicherung gegen Witterungsunfälle 5
— Neues zur Witterungslehre und Klimatologie 164
— Rudolf Clausius und sein Werk. Ein Nachruf 278
Die Berechtigung zum einjährigen Dienst 54
Bernheim, Hugo, Mackenzie am Pranger 275
Boetticher, Friedrich, Die Aussichten der Alters- und Invaliditätsversicherung 385
Bolin, Wilhelm, Die Anfänge unserer Gesittung 57
— Rußlands Culturentfaltung 135
Breitinger, Heinrich, Ein neues Talent 299
Bulle, Tobias, Italienische Eindrücke während Deutschlands Schmerzenszeit 34
— Geschichte einer deutschen Musterehe 262
— Dramatische Aufführungen 237, 254, 269, 286, 317, 893
— Die Allegorie im modernen Roman 342
— Die Weihnachtsgabe der Romanpräsixoren 389
Bulthaupt, Heinrich, Der werte Art 411
Chapran, Philippe, Das Ende eines Romanes 236
Chavette, Eugène, Die Duellwuth 156
Conrad, Hermann, Thümmel's Shakespeare-Charaktere . . . 282
Daudet, Alphonse, Weihnachten im Feld. Eine militärische Erinnerung 392
Drachmann, Holger, Der Zeuge eines Schiffbruchs 316
Duboc, Julius, Zum Capitel der Frauenemancipation 404
Dünzer, H., Goethe und Lenz in Straßburg 120
— Auch ein Schiller-Biograph. (Otto Brahm.) 339, 359
E., A., Umbau und Ueberzeugung. Eine politische Wahlstudie . 273
Ehrlich, Heinrich, Sommerfrost bei Kroll 47
— Opern und Operetten 191
— Opern und Concerte 190, 239, 362
Der Eintritt der Nationalliberalen in die Regierung 194
Encken, Rudolf, Die Philosophie und die Gesellschaft der Gegenwart 97
Fleischmann-Eibena, A., Ein amerikanisches Urtheil über deutsche Industrie 20
— Neues zur Bacon-Frage 107
Fleischmann, Adolf, Die nationale Kunstgewerbeausstellung in München 74
— Sclavenhandel und Strafgesetzgebung 401
Frank, Victor, Rußlands Wirthschaft in Centralasien . 81, 98, 116
Freudenberg, F., Sophie Junghans 104
Friedjung, Heinrich, Der Streit über Friedrich den Großen als Feldherrn 190
Furini, Renato, Der Sonntag auf dem Lande . . . 251, 267, 283
Fulda-Mainz, Ludwig, Die deutsche Sprache und das bürgerliche Gesetzbuch 44
— Internationales Eisenbahnfrachtrecht 178
Gebhardt, Bruno, Zur Fremdwörterfrage 152
— Die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Koburg . . . 373
Geiger, Ludwig, Die Braut von Corinth als französisches Drama 215
Goldbaum, Wilhelm, Im Hause des Walzerkönigs 405
Gopčević, Spiridion, Aus Bulgarien und Makedonien . . . 289
Greif, Martin, Brahmanenprobe 339
Groß, F., Lulda 182, 201
Gurlitt, Cornelius, Das gewerbliche Schulwesen in Sachsen . 279
Hu., Die Unterrichtsfrage in Frankreich 122, 137
Halm, M., Die erste Nelke 141
Hann, J., Ein Unglückswetter 173
Harden, Maximilian, Im Literaturcafé 108
Hartmann, Eduard von, Englands politisches Interesse . 113, 130
— Der Werth der englischen Bundesgenossenschaft . . 209, 227, 243
— Mein Verhältniß zu früheren Philosophen 327, 344
Hellwald, Friedrich v., Der bevorstehende internationale Amerikanistencongreß zu Berlin 171
Hilfe, Benno, Die Entwickelung der Straßenbahnen in Deutschland 212
Jensen, Wilhelm, Am Sarge Theodor Storm's 21
Jentsch, Karl, Die wirthschaftliche Bedeutung des guten Geschmackes 183
Jessen, Peter, Der Geschmack im Hause 118
Irenius, Eine russische Historie von Konstantinopel 71
Judes, Zur preußischen Beamtenfrage 291
Kaiser Wilhelm's Romfahrt 257
Karpeles, Gustav, Der Talmud 69
— Der Koran 294
Keben, Georg, Ein Studienkopf 188, 204, 221
Kleinpaul, Rudolf, Populäre Mißverständnisse 133, 154
Kohut, Adolph, Ungedruckte Briefe von Julius Mosen . . . 379
Krätschell, Joh., Die ältesten Entwürfe für das Denkmal Friedrich's des Großen in Berlin 9
Lemmermayer, Fritz, Tod und ewiges Leben im deutschen Volksglauben 54
Löbner, Heinrich, Die deutsche Literatur der Gegenwart . . 86
Lübke, Wilhelm, Ein italienischer Roman. („Daniele Cortis" von Antonio Fogazzaro.) 216
— Ferdinand Keller's Kaiser Wilhelm-Bild 261
— Neue Radirungen 315
Malkowsky, Georg, Erinnerungen an Josef Engel 15
— Berliner Theatersommer 31
— Die Akademische Kunstausstellung . . 46, 62, 79, 95, 110, 143, 158 175, 223
— Dramatische Aufführungen 127, 158, 190, 200, 209, 222, 238, 270 287, 318
— Ausstellungen 318, 378, 413
— Berliner Kunstzustände 409
Marsop, Paul, Eine Pietätsfrage. Die erste Aufführung von Richard Wagner's „Feen". 22
— An Schubert's Ehrengrab 325
Martin, Rudolf, Die Ziele und Ideen der Anarchisten . . . 1
M. N., Ueber die diesjährigen Regenverhältnisse 276
Mataja, Victor, Fremde Arbeiter 225
Mayer, Adolf, „Geld unter die Leute bringen" 50, 67
Meinecke, G., Strömungen in Afrika 241, 259
Mensi, Alfred von, Maximilian Schmidt 387
Mensinga, J. A. N., Der kirchliche Fanatismus in Rußland . 33
Milow, Stephan, Mahnung 6
Nestor, Die Frage der freien Corporationsbildung 303
Nießen, Karl, Aus dem modernen Italien 254

Digitized by Google

Seite

Olzem, Fritz, Die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause . 306
Philippson, L., Gibt es einen physiologischen Tod? 19
Reck, O., Zu den Arbeiterunruhen in Paris 97
Reichel, Eugen, Lichtenberg und Goethe 7. 26
— Die Frauenrechtsennung in der „Hexenküche“ 150
— Ein Weihnachtsfest 387
Reinhold, Karl Theodor, Das deutsche Fürstenamt in der Gegenwart 17
Reuter, Wolfgang, Zola und Tolstoi auf der Pariser Bühne . 23
Rinhart, K., Im Laufe der Zeit 300
Römer, Alexander, Wiedergeboren 332. 346. 360. 376
Rosenstein, Immanuel, Zur mittelalterlichen Geschichte . . . 40
Sacher-Masoch, Leopold von, Jwanok 13
Salow, Das Krokodil 29. 45. 59. 77. 92
Schellhas, P., Nationalstolz und Vorurtheil in Volksitten . . 117
Schneidemin, Max, Eine neue Systemdichtung 89
Schultheiß, Guntram, Das Nationalgefühl nach Wesen, Ursprung und Wirksamkeit 162. 179
— Was kann der Staat für die Literatur thun? 195
— Ein süddeutscher Localtypus in der Literatur 407
Spier, A., Ein hergeglicher Brief 84
Sterne, Carus, Die Entwickelungsgeschichte der Engelsgestalt 246. 264
Sutiner, A. G. von, André Theuriet 58
Berga, Giovanni, Der Lebende hat Recht 124
Wacker, Karl, Die Ueberwindung der Socialdemokratie . . . 337
Weigand, Wilhelm, Die Tagebücher der Brüder Goncourt 169. 186
— Algernon Charles Swinburne 310
Winter, Georg, Ein Vorkämpfer gestriger Aufklärung 229
Zeller, Die Unfallversicherung der deutschen Seeleute 129
Zimmern, H., Das englische „Sweating-System“ 322
Zolling, Theophil, Alphonse Daudet und die Französische Akademie 198
— Vom literarischen Congreß in Venedig 219
— Ein Roman aus der Geschäftswelt 233
— Die Eröffnung des neuen Burgtheaters 249
— Ein tagendbuter Roman von Zola 296
— „Antwinette Rigaud.“ Schauspiel von Raimond Desfandes . 302
— Heinrich von Kleist als dramatischer Held 312
— Ein tyroler Dichter (Hermann von Gilm) 329
— „Papa Gustave.“ Schwank von Alfred Duru 344
— „Eva.“ Schauspiel von Richard Voß 347
— Weihnachtsdichter 356
— „Abbé Constantin.“ Schauspiel von Ludovic Halévy . . . 363
— Zwei Weihnachtsstücke 394

Notizen.

Adelseis, Lexikon der seinen Sitte 382. Ader, Zwarte's Literarische Fehden 111. Allgemeines historisches Portrawerk 349. Angerstein-Eckler, Hausgymnasium 397. Angier-Fleyer, Philibertz 397. Becker, Mahabharata 110. Behrendt, Pattheas von Mainsiu 380. Bendt, Grundzüge der physikalischen Geographie 335. Bertheau, Goethe und die schweiz. Baumwollenmbustrie 111. Beto, Baronin von Pletterbach 382. Bitz, Zur deutschen Sprache und Literatur 397. Bormann's Liederschatz 397. Brasch, Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Uebertweg's 415. Brinckmann, Kunst und Handwerk in Japan 396. ten Brink, Geschichte der Englischen Literatur 415. Budde, Gewanes Tod 271. Bungert, Hutten und Sickingen 271. Combes, Proffis et Types de la Littérature allemande 319. Cüppers, der Gotenfürst 415. Dahn, Geschichte der Urzeit 111. Tetz, Hoch oben 303. Dietrichsdorf, Neuhaldens 380. Dietzel, Karl Redbertus 366. Dillmann, Uebersetzung der christlichen Aethiopen 287. Dorrbluth, Gesundheitspflege 396. — Druckfowik, Eugen Dühring 349. Duinchen, Jonge Verbrüdge 366. Ebenier, Fritze Gräfer 365. Ehrlich, Aus allen Zonaren 110. Eichendorff's Aus dem Leben eines Taugenichts 381. Engel, Eisenbahnreform 287. Eschen, Meines Lebens Roman 159. Fickelscherer, Culturbilder aus dem klassischen Alterthum 397. Fontane, Finf Schlöffer 381. —, Irrungen, Wirrungen 348. Freytzel, Im Wandel der Zeiten 398. — Friedmann, Lieder des Herzens 382. Frimmel, Neue Beethovenjana 396. Fritsche, Bilderbuch eines Schwermüthigen 398. Fritz, Briefe eines Junggesellen 79. Fritze, Hitzpodega 398. Fuchs, Hoschich 381. v. Führich, Das Wasser unter 415. Gasparz, Italienische Literatur in der Renaissancezeit 415. Große, Frauenlos 255. Grote's Deutsches Weihnachtsbuch 380. Günthert, Bischer 335. Hackländer, illustrirte Romane 366. Hannoversche Schriftsteller der Gegenwart 334. Harl, Ruf Nowellen 399. Hanojaleb, Wilde Kirschen 348. Herzer, Dichterklänge aus dem Alterthum 381. Herzog, Novellen 334. v. Hillern, H., Um Eid und Ehr 397. Hirth's Kulturgeschichtliches Bilderbuch 395. Howard, Guenn 382. Humor in der Thierwelt 159. Jacob, Die Welt oder Darstellung sämmtlicher Naturwissenschaften 398. Ibsen, Kaiser und Galiläer 111. Jn Luft und Sonne 349. Jung Japan beim Spiel 380. Kastropp, König Elf's Lieder 367. Klapp, Tannhäuser's Pilgerfahrt 111. Kleinpaul, Sprache ohne Worte 255. Kohut, Naturgeschichte des Berliners 223. Krahbe's Miniaturausgaben 366. Kugler, Kaiser Wilhelm und seine Zeit 365. Kungmüller, Kaiser Wilhelm II. 415. Fürstenet's Quartlexikon. 381. Lahmann, Auf den Tod Kaiser Friedrichs 319. Land, Tiefkinder der Gesellschaft 334. Lecqbwo, Hochsommer 398. v. Leixner, Aesthetische Studien 399. Liebold's Unterricht im Thierreich 380. Lindau, R., Zwei Frauen 111. Lindau, Aus vergangenen Tagen 398. Lohmeyer, Aus Studienmappen deutscher Künstler 395. Lubbod, Frauen des Lebens 398. Lueiser, Kometenbriefe 366. Mahrenholtz-Bärwiche, Grundzüge der staatlichen und geistigen Entwickelung 319. Mariotte, Pet. Weisheit von Bismarck und Cavour 111. Marshall, Spaziergänge eines Naturforschers 399. Matuja, Das Recht des Stärkeren 255. Mauer, Ihr Begräbniß 398. Mayr-Hallen 271. Merk, Recht der modernen Verkehrs- und Transportanstalten 398. Mennell, Königsphantasien 381. Meusel, Kirchliche Handlexikon 414. Meyer's Conversationslexikon. Von Rudolf Kleinpaul 364. Meyer, C. F., Schriften 396. Meyer, Die staatsrechtliche Stellung der deutschen Schutzgebiete 271. Mohr, Das moderne Holland 335. Mückenberger's Bismarckbildblätter 380. Mügge, Alexja 397. Müller, Deutsche Geschichte 366. Müller, Doctor Faust's Ende 255. Musset's Dichtungen von Martin Hahn 63. Nahmer, Unter den Hohenzollern 414. Neubauer, Blätter der Erinnerung an Deutschlands großen Kaiser Wilhelm I. 415. Neumann, Volk und Staat 335. Niemann, Linien und Krebse 381. —, Erziehung des Menschengeschlechts 381. Niemann, R., Coeur-Aß 398. Pauliet, Weihnachten 398. Paulsen, Der neue Meritz 398. Pecht, Münchener Kunst im 19. Jahrhundert 365. Petzold, Landschaftsgärtnerei 365. Pfau, Königin Luise von Preußen 381. —, Kunst und Kritik 335. Pfeil, Vorschläge zur Colonisation 366. Pückler-Muskau's Jllustrirte Hausbibel 365. Philippi, Schiller's lyrische Gedankendichtung 396. Plötz-Barteis, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde 397. Preler, Ulrich von Hutten 396. Rensch, Von der Wiege bis zum Grabe 368. Richter, Märchenbuch aus dem Leben 380. Riemann's Musiklexikon 365. —, Wie hören wir Musik? 365. Ring, Streber und Kämpfer 159. Sang und Klang 396. v. Schack, Gemäldegalerie 380. Schleichen, Das Meer 396. Schmidt-Labanis, Peissmilitärbuch 366. —, Von einem, der auszog, nervös zu werden 366. Schmidt und v. Leinburg, König Rodger 366. Schmitz, Carmen Sylvae 398. Schorer's Jugendfreund 349. Schrattenholz, Unsere Frauen 396. Schultze, Geschichte des Untergangs des griechisch-römischen Heidenthums 271. v. Sendtig, Venus Anadyomene 382. Siebert, Apuleius' Amor und Psyche 366. Simon, Geschichte des Fürsten Bismarck 394. Stern, Geschichte der Weltliteratur 382. Stöpel, Die sociale Frage 366. Strube, Eisenbahngesetzgebung 398. Streckius, 500 Jahre Berliner Geschichte 397. Sudermann, Geschwister 143. Tellmann, Im Klettenrothof 415. Thelen, Vaja Esch erzählen 380. Thienemann's Jugendschriften 380. Tolstoi, Macht der Finsternis 111. —, Volkssitte 334. Vetter, Gottfried Kill der Knecht 111. Villotte's Parsifalmeer 363. Volkmann-Leander, Kleine Geschichten 365. Wachs, Der Kampf um Venetianisch 255. Waldemar, Minni's Leiden und Freuden 380. Wasserniedt, v. van Beethoven 396. Weddigen, Zeigamor und Globalind 410. Westen, Wenn junge Frauen durchgehen 396. Weyler, Denker- und Dichterworte 398. Wichert, Sunn ewige 397. Widmann, Jenseits des Gotthard 319. v. Widmerodt, Ilbde der Feiele 381. Wolff, Von Banana zum Kiamwo 398. v. Woringen, Märchenbuch 380.

*** Bismarck unter den Kosern 415.

Offene Briefe und Antworten.

Zur russischen Jwonot-Sage. Von C. Spielmann 47. Zur Geschäftsethik der Engel. Von Ernst Pohl 127. Die Frauenfrage und der erste Brief. Von F. W 270. Zum septennat die Frauenerscheinung in der Herenküche. Von Eugen Reichel 287. Rothwald's Darwin's Selbstbiographie. Von Ernst Krause (Carus Sterne) 303.

Digitized by Google

№ 27. Berlin, den 7. Juli 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von **Georg Stilke** in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltener Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Ziele und Ideen der Anarchisten. Von Rudolf Martin. — Ueber die Versicherung gegen Bitterungsunfälle. Von Franz Bendt. — **Literatur und Kunst:** Mahnung. Von Stephan Milow. — Lichtenberg und Goethe. Ein Beitrag zur Goethe-Forschung. Von Eugen Reichel. — Die Altesten Entwürfe für das Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin. Von Joh. Kräftscheil. — **Feuilleton:** Iwanof. Von Leopold von Sacher-Masoch. — **Aus der Hauptstadt:** Erinnerungen an Josef Engel. Von G. M. — Inserate.

Die Ziele und Ideen der Anarchisten.

Von Rudolf Martin.

Was ist Anarchismus? Der Anarchismus ist die consequente Ausgestaltung des Socialdemokratismus. Der Socialdemokratismus wiederum sucht, wie schon sein Name andeutet, zwei zu unterscheidende, aber eng verwandte Bewegungen zu vereinen, den Demokratismus und Socialismus. Das Streben der Demokraten nach Verringerung der Staatsgewalt und Vermehrung der individuellen Freiheit ist gewiß schwer vereinbar mit der socialistischen Forderung der gesellschaftlichen Regelung der Production und der Beschränkung des privaten Eigenthumsrechtes. Gleichwohl hat das maßlose Streben nach politischer Freiheit und Gleichheit das Streben nach ökonomischer Gleichheit zur Folge gehabt. Wohl sind einige socialistische Utopisten, um ihrem Staatsideale nicht jede Aussicht auf Bestand zu benehmen, inconsequenter Weise Anhänger einer cäsaristisch-absolutistischen Verfassung geworden, die Stifter der größten Socialistenschule, der deutschen Socialdemokratie, Karl Marx und Friedrich Engels waren indeß zuerst Vorkämpfer der Freiheit, ehe sie Vorkämpfer der Gleichheit wurden. Um die Freiheit des Individuums in jeder Hinsicht vollkommen zu machen, wollten sie ihm zur politischen noch die ökonomische Unabhängigkeit verschaffen. Es liegt außerhalb unserer Aufgabe, die Bestrebungen des Socialismus einer Kritik zu unterziehen und sie auf ihre Berechtigung zu prüfen. Nur möchten wir daran erinnern, daß in demselben Maße, wie der Absolutismus das Ringen nach Freiheit, so die abnorme wirthschaftliche Ungleichheit das Ringen nach Gleichheit herausfordern geeignet ist. Während eine maßvolle politische Freiheit und Gleichheit den wirksamsten Schutz gegen den Socialismus bilden wird, wird eine maßlose Gleichheitsmacherei in der Politik sehr bald auch das ökonomische Gebiet zu ergreifen trachten.

Das Programm der Socialdemokraten, wie es Schäffle in seiner „Quintessenz des Socialismus" zusammengefaßt hat, enthält folgende Forderungen: Abschaffung des Privateigenthums und der Privatverfügung an den Mitteln der Production; Einführung des gesammtheitlichen (staatlichen) Eigenthums an den Productionsmitteln; auf Grundlage dieses „Collectiveigenthums" einheitlichen Betrieb der Production in öffentlichen (staatlichen) Productionsgruppen und Gruppensystemen; öffentlichrechtliche Organisation auch der Zutheilung des (nach Befriedigung des öffentlichen Bedarfes noch vertheilbaren) Gütertrages der Collectivproduction nach Verhältniß des individuellen Arbeitsbeitrages. In ihrer Anfangsperiode glaubte die Socialdemokratie ihre politischen Freiheitsgelüste im Rahmen einer demokratischen Republik befriedigen zu können. Sie bedachte aber nicht, daß die Regierung dieses „freien Volksstaates" eine Macht in ihren Händen vereinigen würde, wie sie kaum je ein asiatischer Despot besessen hat. Denn der Staat würde der einzige Besitzer aller Productionsmittel, der einzige Arbeitgeber, der einzige Handelsmann sein. Seiner Allmacht müßten alle die großen Errungenschaften des Liberalismus, die Freizügigkeit, Gewerbe- und Preßfreiheit zum Opfer fallen. Sobald die Stifter des Socialismus gewahr wurden, daß ihr Idealstaat der unfreieste der Weltgeschichte sein und daß er die Freiheit des Individuums vernichten würde, mußten sie ihn fallen lassen und die Anarchie predigen. Sie waren eben in ihrem Innern mehr Individualisten als Socialisten oder sie waren richtiger das letztere nur um des ersteren willen.

Friedrich Engels hat schon vor mehreren Jahren in seiner Schrift über die „Entwickelung des Socialismus von der Utopie zur Wissenschaft" offen der Ueberzeugung Ausdruck verliehen, daß die Einführung der Collectivproduction, die Besitzergreifung der Productionsmittel durch das Proletariat den Staat überflüssig machen und jede politische Autorität sowie jede Regierung über Personen beseitigen werde. August Bebel spricht sich in ähnlichem Sinne in seinem Buche über die „Frau in der Vergangenheit ꝛc." (Zürich 1883, S. 149) aus. Diese beiden socialdemokratischen Schriftsteller haben die Inconsequenz erkannt, die darin liegt, daß man das Besitzrecht an den Mitteln der Production dem Privatmanne abspricht, es aber zu gleicher Zeit dem Staate überträgt. Sie haben sich nicht gescheut, die gesammte Menschheit zur Besitzerin aller Productionsmittel zu erklären und dadurch die anarchistischen Theorien Bakunin's, Most's, Reinsdorf's zu den ihrigen zu machen.

Hatten die letztgenannten Stifter des Anarchismus diese Consequenzen des demokratischen Socialismus vielleicht auch nicht vor Engels und Bebel erkannt, so waren sie doch die Ersten in der neuen Geschichte, die sie zu proklamiren die Naivität besaßen. Warum Engels so spät die Anarchie verkündet hat, gibt er uns zu verstehen, indem er der „Phrase vom Volksstaate" — wie er sich ausdrückt — bei „all' ihrer endgiltigen wissenschaftlichen Unzulänglichkeit" dennoch eine zeitweilige agitatorische Berechtigung nicht absprechen will. Also aus Furcht vor einem Mißerfolge ihrer Agitation vermeidet es die Socialdemokratie, die Massen über die Endziele ihres Strebens aufzuklären. Das Ideal, welches man den Arbeitern vorhält, ist vorerst noch die socialistische Republik, eine Vereinigung von Demokratie und Socialismus.

Digitized by Google

Die Anarchisten haben nichts gethan, als die politischen und wirthschaftlichen Consequenzen des Socialdemokratismus gezogen. Mit den politischen Radicalen suchen sie die Macht des Staates zu verringern und zwar bis auf ein Minimum. Sie verlangen vom Staate nichts als sein Verschwinden. Mit den Socialisten sind die Anarchisten der Meinung, daß die Entwickelung der modernen Industrie und Verkehrsverhältnisse die collectivistische Productionsweise zur unumgänglichen Nothwendigkeit gemacht habe. Ein Theil der Anarchisten geht noch über die gewöhnlichen Forderungen des Socialismus hinaus und verlangt nicht nur wie jener die Vergesellschaftung der Productionsmittel, sondern auch den gemeinsamen Besitz aller Genußmittel. Die Anarchisten haben aber nicht nur die politischen und ökonomischen Grundprincipien der Socialdemokraten ererbt und fortgebildet, sondern sie haben auch ihre gesammte Weltanschauung sich zu eigen gemacht.

Versuchen wir es, uns im Folgenden hineinzuversetzen in die Vorstellungen dieser consequenten Vertreter der demokratisch-socialistischen Weltanschauung, die schon Hunderttausende unserer Nation beherrscht. Indem der Anarchismus die Consequenzen des Socialdemokratismus darstellt, bildet er zugleich den schlagendsten Beweis für die Undurchführbarkeit dieses Systems. Nicht ohne Lächeln kann man das anarchistische Ideal betrachten, für dessen Realisirung so viele Menschen vor keinem Unrecht und Verbrechen zurückzuschreckt sind. Die Anarchisten stellen als oberstes Princip die Wahrung der individuellen Freiheit hin. Zu diesem Behufe erstreben die Mostianer einen Zustand, in dem jeder Mensch möglichst wenig Zeit zu arbeiten braucht und möglichst viel genießen kann. Sie glauben ihr Ideal in der collectivistischen Productionsweise, d. h. in der Waarenerzeugung durch organisirte Arbeitskräfte und mit gemeinsamen Arbeitsmitteln gefunden zu haben. Sie stützen sich zum Beweise für den Nutzen dieses collectivistischen Productionssystems auf die Thatsache, daß die Industrie im Großen mehr Waaren durch weniger Arbeitskräfte herstellen kann. Die Anarchisten haben keineswegs die Absicht, die immer wachsenden Großbetriebe auf die früheren Formen des Handwerkes und Kleinhandels zurückzuführen, im Gegentheile wollen sie jede Branche der Industrie und des Handels auf den denkbar größten Betrieb der Gesellschaft hinübergeführt wissen. In der Wirklichkeit würde selbstverständlich das Gegentheil ihres Strebens eintreten müssen, denn je größer eine Organisation ist, um so einheitlicher und mächtiger muß ihre Leitung sein. Von einer Leitung wollen aber die Anarchisten ganz und gar nichts wissen.

In dem Zukunftsplane, den die Socialdemokratie ausgearbeitet hatte, als sie noch auf halbem Wege stand, war der Staat der Leiter der Production. Der Anarchismus kennt keine Autorität, welche die Leitung übernehmen könnte. Niemand ist da, um die Production zu organisiren und doch sollen sich allenthalben Gruppen gleichartiger Producenten bilden und die Gruppen sollen sich wieder mit einander in Verbindung setzen und so die denkbar ausgedehntesten Productionsorganisationen schaffen. Die Menschen werden zusammengeführt durch keinen Befehl oder Zwang, durch nichts als die Ueberzeugung von der Zweckmäßigkeit des gemeinschaftlichen Handelns. In Erwägung dessen, daß die Eisenindustrie um so leistungsfähiger ist, je großartiger sie betrieben wird, werden sich alle, welche sich an dieser Industrie betheiligen wollen, zu gemeinschaftlichem Handeln zusammenthun. Manche der Productionsorganisationen werden sich nach Most's Ansicht über die ganze Erde hin einheitlich gestalten. Daß indessen die individuelle Freiheit darunter nicht leiden soll, zeigt folgende Schilderung Most's:

„Große, wie kleine Arbeitsungen (Gruppen) einer Productionszweiges können natürlich ihre inneren Verhältnisse ganz nach ihrer speciellen Neigung regeln; es ist da durchaus keine Schablone nöthig. Da arbeitet man vielleicht nur Vormittags, hört nur Nachmittags; in einer dritten Abtheilung giebt man es vor, jeden zweiten Tag Vor- und Nachmittags zu arbeiten, dafür aber jeden Arbeitstage einen Ruhetag folgen zu lassen. In der einen Gruppe führt man gleichmäßige Arbeitszeit und gleichmäßigen Antheil am Ertrage der Thätigkeit der ganzen Gruppe ein; andere Gruppen überlassen es ihren einzelnen Mitgliedern, bald mehr, bald weniger thätig zu sein und dementsprechend beim Vertheilen des Ertrages gehalten zu werden. In manchen Gruppen wollen vielleicht Alle, die dazu gehören, mehr leisten, als in anderen Gruppen üblich ist, und dafür auch desto reichlicher genießen, während auch der umgekehrte Fall denkbar ist: Verzicht auf einen Theil der durchschnittlich erreichbaren materiellen Genüsse und dafür desto kürzere Arbeitszeit, resp. desto mehr Gelegenheit zur Ergehung in geistigem Genusse. Unter solchen Verhältnissen ist die Möglichkeit gegeben, daß sich die Neigungen der Einzelnen in ihren verschiedensten Spielarten Berücksichtigung verschaffen, ohne daß der allgemeine Zweck dadurch beeinträchtigt würde. Jeder sucht sich eine solche Gruppirung von Individuen aus, welche in ihren Neigungen den seinigen am nächsten stehen. Aendert sich seine Neigung, so mag er entsprechend seine örtliche Stellung mit einem Anderen vertauschen."

Diese Worte des anarchistischen Apostels sollen übrigens keineswegs das Programm der anarchistischen Partei oder positive Vorschläge für die Einrichtung der künftigen Gesellschaft enthalten — denn in der freien Gesellschaft wird es kein Gesetz geben außer dem, daß Jedermann thun kann, was ihm beliebt —, sondern sie sind, wie er sagt, nur „Muthmaßungsbetrachtungen", angestellt, „um die Möglichkeit einer freien Gesellschaft gleichsam per Anschauungs- und Exemplificationsunterricht zu illustriren". Wie aus dem angeführten Citate zu ersehen ist, denkt sich Most die Productionsorganisationen und Gruppen als die Arbeitgeber und — wenn man so will — Lohnherren ihrer Mitglieder. Dieselben haben indessen ebenso wenig als jeder andere Mensch Besitzrecht an den Arbeitsmitteln, welche in der gesammten menschlichen Gesellschaft ihr eigen sind. Sie können die Mittel der Production lediglich durch Occupation in Verwaltung nehmen und haben dann allerdings den Nießbrauch davon, indem die von ihnen hergestellten Producte in ihren Besitz übergehen. Die anarchistische Gesellschaft kennt keine Autorität, die in Streitfällen entscheiden könnte, welcher Gruppe ein Landgut, eine Fabrik oder eine Nähnadel zur Benutzung zukomme. Desgleichen muß sie es unentschieden lassen, aus wie viel Mitgliedern eine Gruppe bestehen müsse, um ein bestimmtes Productionsmittel zu übernehmen. Bei der unendlichen Verschiedenheit aller Productionsmittel wird vielleicht eine Gruppe von wenigen Menschen oder gar nur ein einziges Individuum, welches einen fruchtbaren Acker occupirt hat, hundert Mal so viel Ertrag erzielen als Tausend Menschen gemeinsam, welche einen schlechten Acker gleicher Größe übernommen haben. Most hat es ganz versäumt, uns zu sagen, wen er dann für den Besitzer derjenigen Producte hält, die wiederum als Mittel der Production dienen. Bekanntlich sind fast alle Productionsmittel einschließlich des Ackers, der durch die Arbeit ganzer Geschlechter auf seine jetzige Höhe gehoben ist, Producte. Nach Most's System scheinen uns beispielsweise die Producte des Maschinenbauers sofort in den Gemeinbesitz der Menschheit überzugehen. Die Organisation der Maschinenbauer wird also zur Arbeit für Gottes-lohn verurtheilt sein, denn die Producte ihrer Arbeit resp. die für dieselben eingetauschten Genußmittel sind bei Most der Lohn der Arbeit und bieten den Menschen ihren Lebensunterhalt. Ein gewisser Arbeitszwang besteht noch in der Most'schen freien Gesellschaft. Denn nur auf Grund der von ihm aufgewendeten Arbeitszeit empfängt der Mensch von der Gruppe, der er sich angeschlossen hat, einen entsprechenden Antheil am Ertrage der ganzen Gruppe; ohne Arbeit kann er nicht auf ehrliche Weise in den Besitz von Genußmitteln gelangen.

Es ist sehr verständlich, daß einerseits die Pflicht zur Arbeit, andererseits die ökonomische Ungleichheit, welche das Most'sche System bestehen ließ, weder die anarchistische Sehnsucht nach schrankenloser Freiheit, noch die nach Gleichheit zu befriedigen vermochte, und so brach denn in der anarchistischen Partei ein Sturm der Entrüstung aus, als Most das erste Mal mit seinen „reactionären" Ideen an das Licht trat. Ein Theil der deutschen Anarchisten erklärte sich für die schon früher von den französischen Anarchisten und Fürst Peter Kropotkin vertretene Ansicht, daß alle vorhandenen Dinge (gleichviel ob Productions- oder Genußmittel) jedem Menschen zur unbeschränkten Verfügung stehen müßten. Jeder werde dann schon ganz von selbst das Seinige zur Production beitragen. Wem

Digitized by Google

es Vergnügen mache, müßig zu gehen, Champagner zu trinken und Austern zu essen, der dürfe von Niemand daran gehindert werden, sondern könne sich die ihm begehrenswerth erscheinenden Delicatessen wie jedes andere Genußmittel kostenfrei aus den öffentlichen Magazinen entnehmen. Die Ueberfüllung und die Beschränktheit des Einzelnen werden die einzigen Schranken im anarchistischen Gemeinwesen Kropotkin's bilden.

Diese extremsten Anhänger des Anarchismus haben sich wohl noch nie darüber Gedanken gemacht, wie die verschiedenen Producte gegenseitig ausgetauscht werden sollen. Und in der That von ihrem Standpunkte aus mit einer gewissen Consequenz. Wenn man annimmt, daß die Menschen, ohne für ihre Arbeit einen entsprechenden Lohn zu empfangen, sich an der Production betheiligen werden, so muß man auch glauben, daß sie sich mit dem gleichen Eifer des Handels und Verkehrswesens annehmen werden. In der Wirklichkeit werden beide Thätigkeiten gleichermaßen verschwinden und einem allgemeinen Müßiggange weichen. Es werden sich überwiegend Menschen finden, die Neigung haben, einen Dampfkessel zu fabriciren, als solche, welche Neigung haben, ihn nach einem entfernten Orte zu transportiren. Die gemäßigten Anarchisten, die Mostianer, haben hingegen auch eine der anarchistischen Productionsweise entsprechende Waarenvertheilung erdacht. Wenn die Producte ihren Producenten gehören sollen, so ist damit bereits gegeben, daß die Producenten sie nicht ohne Gegenleistung aus der Hand geben werden. Most hatte also die Aufgabe, eine Methode zu erfinden, die es ermögliche, den Producenten den Ertrag ihrer Arbeit zu sichern, ohne doch die Grundforderungen des Socialismus, zu denen die Aufhebung der freien Concurrenz und des profitmachenden Handels gehören, zu verletzen. Die Socialdemokratie brauchte sich nicht in Verlegenheit bringen zu lassen. Sie legte einfach dem Staate, dem universellen Arbeitgeber, auch die Functionen des universellen Handelsmannes auf. Den Vertretern der Anarchie fehlt dieser deus ex machina. Wer ein aus jahrtausendlanger Entwickelung hervorgegangenes Productionssystem so leichthin umzustürzen und zu ersetzen verspricht, dem kann auch eine neue Methode des Waarenaustausches kein Kopfzerbrechen machen. So sagt Johann Most kurz und bündig: „Dieselben Menschen, denen die Zweckmäßigkeit lehrt, wie sie sich zu organisiren haben, um die Waarenerzeugung so vortheilhaft wie möglich zu betreiben, ohne ihre individuelle Freiheit zu gefährden — dieselben Menschen können auch den Waarenaustausch nicht anders als auf dem Wege freiwillig gebildeter Consumtionsorganisationen bewerkstelligen wollen." Was unter den „freiwillig gebildeten Consumtionsorganisationen" zu verstehen ist, darüber gibt uns der anarchistische Weltreformator nur recht mangelhaften Aufschluß. Die Vereinigung von Menschen zum Zwecke des gemeinsamen Waarenbezuges soll in den verschiedensten Formen möglich sein. Hier werden sich größere, dort kleinere Gruppen bilden, ungefähr in der Art von Consumvereinen, vielleicht auch daß eine ganze Commune sich als Consumtionsverband constituirt mit gemeinsamen Waarenmagazinen, aus denen dann ein Jeder seinen Bedarf entnimmt. Das zweckmäßigste der Waarenvertheilungssysteme, so hofft Most, wird sich ganz von selbst allgemeine Geltung verschaffen. In keinem Falle darf gegen den Einzelnen ein Zwang ausgeübt werden. Die Consumtionsorganisationen werden sich ihrerseits direkt mit ihren Bestellungen an die Productionsorganisationen wenden. Leider wird uns nicht verrathen, wodurch sie die Producte erkannt werden. In dem socialistischen Staate, wie er noch vielfach inconsequenten Socialdemokraten vorschwebt, ist diese Frage in leidlich zufriedenstellender Weise gelöst. Jeder Arbeiter bekommt hier vom Staat eine Bescheinigung für jede von ihm aufgewandte Arbeitsstunde. Gegen Austausch dieser Arbeitszeitscheine kann er sich dann in den öffentlichen Magazinen eine entsprechende Menge von Genußmitteln anshändigen lassen. Der Werth jedes Productes bestimmt sich ja bekanntlich in der Marx'schen Werththeorie nach der zu seiner Herstellung für einen normal beanlagten Arbeiter erforderlichen Zeit. Wenn zur Anfertigung eines Salonanzuges durchschnittlich zwanzig Arbeitsstunden nothwendig sind, so bestimmt der socialistische Staat, daß der Preis eines solchen Anzuges zwanzig Arbeitsstunden betrage. Most wünscht, daß dasselbe Werthmaß in der anarchistischen Gesellschaft eingeführt werde. Da demselben aber jede Autorität fehlt, welche die Arbeitszeitscheine ausstellen und die in den Waaren verkörperte Arbeitszeit festsetzen könnte, so wird den einzelnen Productionsgruppen oder, wenn dieselben nur aus einer Person bestehen, dem einzelnen Individuum nichts anderes übrig bleiben, als sich fein Papiergeld auf eigene Faust herzustellen oder als Verkäufer die in seinem Product steckende Arbeitszeit nach eigenem Ermessen zu bestimmen. Der anarchistische Bürger nach Most's Herzen wird also, wenn er einen Anzug kaufen will, ein Stück Papier nehmen und darauf bemerken, daß er 20 Stunden gearbeitet hat. Sodann wird er sich zu einem Mitbürger begeben, dem es Vergnügen gemacht hat, einige Anzüge anzufertigen, und wird ihn ersuchen, ihm gegen diesen selbstausgefertigten Schein einen Anzug abzutreten. Möglich, daß der freiwillige Schneider erklärt, sein Anzug enthalte 60 Arbeitsstunden, nun dann wird sich der Käufer ein Certificat auf 60 Arbeitsstunden ausstellen. Ist aber der Schneider ein verständiger Mann, so wird er seinem Genossen den guten Rath geben, Kartoffeln zu bauen oder Zeug zu fabriciren und später mit einigen Säcken Kartoffeln oder einigen Ballen Tuch zurückzukehren und sich den Anzug einzutauschen. Most's Papiergeld ist eben nichts als ein alter Zopf, den er aus seiner socialdemokratischen Periode mit herübergenommen hat. In Wirklichkeit muß die anarchistische Gesellschaft, wenn sie die Producte als Eigenthum den Producenten zuspricht, auf den urwüchsigen Zustand des blogen Tauschhandels zurückkommen. Naturgemäß ist auch jede weitere Arbeitstheilung unmöglich. Denn wenn z. B. Jemand sich noch ausschließlich der Fabrikation der Tinte widmen wollte, so müßte er, um seine Lebensmittel sich zu erwerben, dem Bäcker für sein Brod und dem Fleischer für sein geschlachtetes Kalb entsprechende Quanta von Tinte liefern. Der Leser könnte mir verübeln, ihn solange von dem anarchischen Hirngespinste eines Papiergeldes, welches der Einzelne oder eine kleine Gruppe von Menschen sich selbst herstellen kann in der Weise, wie man etwa eine Cigarette dreht, unterhalten zu haben. Hat man aber bedacht, daß den Hunderttausenden unserer socialistischen Mitbürger, ihren Führern an der Spitze, ganz das gleiche Ideal vorschwebt? Nachdem Herr Bebel in seinem Buche über die Frau den Staaten sammt ihren Repräsentanten, den Regierungen, Parlamenten und Gerichten den Abschied gegeben hat, ist der Curs eines Papiergeldes auf Null gesunken.

Das Waarenvertheilungssystem Most's leidet noch an einem anderen Grundfehler, den es gleichfalls mit dem Bebel'schen Gesellschaftsideal theilt. Zahlreiche Menschen können nicht nach einer Stunde Arbeit greifbare Resultate ihrer Thätigkeit vorzeigen. Nun beabsichtigt ja die anarchistische Revolution ganze Klassen dieser Menschen zu beseitigen, vor Allem die Geistlichen, Juristen, Militairs, da aber Kunst und Wissenschaft und besonders die Naturforschung, Medicin und das Erziehungswesen eine viel höhere Rolle spielen sollen als heutzutage, dürfte wohl auch das für diese Personen erforderliche Personal bedeutend vermehrt werden. Diese letztgenannten Glücklichen, denen Most das Privilegium als Träger der Civilisation zu verleihen geruht hat, haben, wie er sagt, für ihre Leistungen die nämliche Belohnung zu beanspruchen wie die Handarbeiter. Wer soll diesen Kopfarbeitern ihren Unterhalt gewähren? Gäbe es noch einen Staat, so könnte dieser ihnen vielleicht ein Gehalt aussetzen, bemessen nach dem Durchschnittseinkommen des Handarbeiters. Most sucht sich auf andere Weise zu helfen. Wie er kurz zuvor die Menschen sich associiren ließ, um gemeinsam von den verschiedenen Productionsorganisationen ihre Producte zu beziehen, so läßt er sie jetzt zu Associationen zusammentreten, um sich gemeinsam einen Arzt, Musiker und Lehrer für ihre Kinder zu halten. In Ermangelung irgend welcher gesetzlichen Vorschriften wird sich selbstverständlich der tüchtige Chirurg zu einer Operation und der berühmte Tenorist zu einem Vortrage nur gegen Bezahlung eines außerordentlichen Honorars gewinnen lassen.

Digitized by Google

Dank der Unmöglichkeit, den Kopfarbeitern Arbeitszeitscheine auszustellen, und Dank dem Mangel an Anerkennung, woran die von Seiten der Handarbeiter sich selbst ausgestellten Arbeitszeitscheine leiden werden, wird in der anarchistischen Gesellschaft die tödlich gehaßte „freie Concurrenz" fortbestehen, indessen nur in den bescheidenen Grenzen, die eine Naturalwirthschaft gestattet. Zum Ansammeln eines Vermögens würde keine Gelegenheit sein, solange die Productionsmittel der Gesellschaft gehören und Jedermann jeder Zeit durch einen Stärkeren aus der „Verwaltung" der von ihm occupirten Mittel der Production verdrängt werden kann. Mit der Zeit aber wird die Nothwendigkeit sicher ein Erfindungsrecht an den Mitteln der Production herstellen, und wir werden uns eines schönen Tages vergnügt in der vernünftigen Gesellschaftsordnung unserer Tage wiederfinden, nachdem sich auch von selbst wieder politische Autoritäten und staatliche Scheidungen gebildet haben.

Nicht genug, daß Most unser gesammtes Wirthschaftssystem zu beseitigen beabsichtigt, er denkt auch an eine Reform unseres Schulwesens und hat längst ein grundstürzendes Programm aufgestellt. Alle bisherige Erziehung, die von der Familie, dem Staate oder der Kirche ausging, erscheint den Anarchisten als eine „Dressur"; zur „wirklichen Schulung" wird sie erst werden, wenn die anarchistische Gesellschaft sie in die Hand nimmt. Die Commune oder ein Verband mehrerer derselben ist dazu berufen, nur braucht diese „Commune" nicht die örtliche zu sein, sondern es können sich innerhalb eines Ortes mehr oder weniger Menschen zur Gründung einer Erziehungs-Commune zusammenthun. Wie auf dem Gebiete der Güterproduction, so kann auch hier die größte Mannigfaltigkeit herrschen. Als selbstverständlich wird allseitig vorausgesetzt, daß das beste Erziehungsinstitut die anderen zur Nachahmung anspornt und so „im freien Spiele der Kräfte" alle Institute die denkbar größte Vollkommenheit erreichen. „Sobald das Kind physisch die Mutter entbehren kann — so schreibt Most —, wird man es in einer vernünftigen Gesellschaft einem Erziehungsinstitute zuweisen." Leider verschweigt uns der anarchistische Apostel, wen das kleine Wörtchen „man" wohl repräsentirt. Doch nicht etwa gar einer der glücklich beseitigten Autoritäten? Ein solches Erziehungsinstitut für die kleinen Kinder soll die Gestalt eines Kindergartens haben, aber natürlich in viel vollendeterer Weise, als es gegenwärtig möglich ist. Die Erziehung soll in erster Linie von sanitärem Gesichtspunkte aus geleitet werden. Anregende Spiele und der Anschauungsunterricht, den Most besonders protegirt, werden dazu beitragen, „die Jugendzeit zu einer weitaus fröhlicheren zu machen, als das heutzutage bei der denkbar besten Familienerziehung der Fall sein könnte." Die anarchistische Reform erstreckt sich auch auf den weiteren Bildungsgang. Als selbstverständlich wird bezeichnet, daß für „religiöse Hirnverkleisterungen" und „patriotische Herzensverqualtungen" kein Raum mehr bleiben wird in der Zukunftsschule. Mehr Schulräume, mehr Lehrer, mehr Schuljahre und weniger Schulstunden — das sind nach Johann Most die unerläßlichen Vorbedingungen eines besseren Schulsystemes. Der Unterricht wird für alle Kinder, Knaben wie Mädchen, der nämliche sein und dürfte am ehesten mit dem eines Realgymnasiums zu vergleichen sein. Die Schriftsteller des Anarchismus befinden sich hier, wie in fast allen anderen Punkten, in voller Uebereinstimmung mit den Ausführungen Bebel's in seinem Buche über die Frau. Als Ziel wird von beiden Seiten die Erreichung eines gleichen Bildungsniveaus für alle Menschen hingestellt. Alle unsere liberalen Berufe sollen fortan nicht mehr von Fachmännern betrieben werden, sondern von den Arbeitern in ihren Mußestunden. Eine in ungeheurem Maßstabe sich entwickelnde Technik, die der socialdemokratisch-anarchistische Optimismus, wie so vieles Andere, voraussetzt, soll die Arbeitszeit des Einzelnen so verkürzen, daß ihm zur wissenschaftlichen Beschäftigung Zeit in Hülle und Fülle übrig bleibt. Der eine Fabrikarbeiter wird zugleich Arzt, ein anderer Historiker, ein dritter Bildhauer, ein vierter Theoriker sein. Die Anarchisten erwarten, daß dieser Gang der Entwickelung recht bald auch die in ihren Kreisen schon etwas voreilig brennend gewordene Frage bezüglich des Lohnes der Kopfarbeiter auf das Schönste lösen werde, indem letztere ihren Beruf nicht für Geld, sondern aus Begeisterung und um der Ehre willen ausüben würden.

Diejenigen, welche den Staat verneinen, müssen natürlich auch mit der Wiege des Staates, der Familie, aufräumen. Hat schon August Bebel die Ehe für eine überlebte Institution erklärt, so haben die Anarchisten noch weniger Ursache, an ihr festzuhalten, ohne daß sie gerade im Stande wären, noch radicaler gegen sie aufzutreten. Wenn es Mann und Frau Vergnügen macht, einen gemeinsamen Hausstand zu gründen, wollen selbst die Anarchisten es ihnen nicht wehren, denn jede Einmischung in fremde Angelegenheiten würde dem Principe der Freiheit widersprechen. Most hält es aber für das Wahrscheinlichste, daß die „Zukunftsmenschen sich von dem familiären Schneckenhausleben emancipiren" und in Gemeinschaft mit zahlreichen Genossen und Genossinnen in luxuriös eingerichteten Palästen wohnen und gemeinsam Tafel halten werden. In jedem Falle wird das weibliche dem männlichen Geschlechte vollständig gleichgestellt werden, und Frauen und Mädchen werden in der glücklichen oder unglücklichen Lage sein, sich je nach ihrer Neigung an diese oder jene Productions- oder Consumtions-Organisationen anschließen zu dürfen. Da es weder eine elterliche, noch staatliche Autorität geben darf, so scheint es fast, als sollten die Kinder schon von Geburt an völlige Selbständigkeit genießen. Eine Altersgrenze für die Mündigkeit würde sich eben doch nur von einem Staate oder Familienoberhaupte festsetzen lassen. Die verhängnißvollen Folgen, welche die Auflösung der Familie für das Menschengeschlecht haben würde, lassen sich kaum überseben. Die letzte Consequenz wird das Eingehen der Menschheit sein. Von hundert Kindern dürfte nach Auflösung der Familie und des Staates kaum ein einziges die Jugendzeit überstehen. Was soll aus ihnen werden, wenn sich nun zufällig nicht „mehr oder weniger Menschen" an einem Orte zu einer „Erziehungscommune" zusammenthun sollten? Wovon sollen die Kinder in den öffentlichen Erziehungsanstalten, wenn solche in der That eingerichtet werden, genährt und gekleidet werden? Wer soll die Lehrer und Erzieherinnen anstellen und besolden? Auf die Frnth von Fragen, die sich hier uns aufdrängen, haben Socialdemokraten und Anarchisten nur die eine Antwort: Die Gesellschaft wird Alles ordnen. Die gerammte menschliche Gesellschaft, die ungefähr 1500 Millionen Menschen umfaßt, die in seiner Weise organisirt ist, noch organisirt werden darf, die keine Gesetze, Verfassung, Parlamente oder Regierung hat, noch haben darf, soll alle Pflichten übernehmen, die bisher den-Eltern, der Gemeinde, den Gerichten, dem Staate obiagen.

Die Socialdemokratie hat lange Zeit gezögert, der Justiz den Laufpaß zu geben. Die Anarchisten haben von Haus aus die „Gesetzgeberei" verworfen. Was wäre auch ein Recht außerhalb des Staates? Das Gesetz, dessen Wesen es ist, die Willensfreiheit des Individuums zu beschränken und das Eigenthum zu schützen, muß den Anarchisten logischer Weise als die Bürgel alles Uebels erscheinen. Fürst Peter Kropotkin sagt geradezu: „Schafft die Gesetze und Gerichte ab, so wird es keine Verbrecher mehr geben" — Verbrecher zugleich der Art, die „sogenannten", d. h. diejenigen, die von uns so bezeichnet werden, und jene vom anarchistischen Standpunkte aus gedachten, d. h. alle Bestehenden und Regierenden. Die extremsten Anarchisten, darunter Kropotkin, können füglich behaupten, daß in ihrer Idealgesellschaft keine Eigenthumsverbrechen mehr stattfinden werden, wollen sie doch jede Eigenthumsform beseitigen. In der Gesellschaft der weniger fortgeschrittenen Mostianer, die den Producenten noch ein Eigenthumsrecht an den Genußmitteln zuzusprechen, dürfte es sich für den Müßiggänger noch verlohnen, sich seinen Lebensunterhalt von den fleißigeren Nachbarn zusammen zu stehlen. Da nun aber Vergangenheit und Gegenwart lehren, daß sich außer den Eigenthumsverbrechern noch solche aus Rachsucht und anderen unedlen Motiven finden und dieselben darum auch nicht in der anarchistischen Gesellschaft fehlen werden, so ist auch für diese schon gesorgt worden. Sie sollen nicht bestraft, sondern als Kranke und Unglückliche behandelt und durch brüderliche Pflege und einen

Digitized by Google

lebendigen Verkehr mit rechtschaffenen Menschen gebessert werden. Sollten sonst noch Unregelmäßigkeiten vorkommen, sich etwa der oder jener weigern, seine Producte außer gegen einen ungebührlich hohen Preis umzutauschen, so weiß Johann Most ein letztes Hülfsmittel anzugeben, dem wir für die freie Gesellschaft eine große Zukunft prophezeien möchten. Er schreibt nämlich: „In einer freien (staatslosen) Gesellschaft scheitern alle Raubversuche schon beim ersten Auftauchen einer diesbezüglichen böswilligen Absicht an dem allgemeinen Unwillen, welcher nöthigenfalls sich zu einem thatkräftigen Handeln zu steigern vermöchte.“ Das Faustrecht also wird das einzige Recht der neuen Gesellschaft bilden!

Ueber die Versicherung gegen Witterungsunfälle.

Von Franz Bendt.

Der Besitz, der Ertrag der Arbeit, sowie unser Körper selbst, sie sind mehr oder minder dem Zufalle unterworfen und wir schützen uns vor Vernichtung oder Beschädigung derselben durch Vereinigung zur gegenseitigen Unterstützung. Dieses nothwendige Bündniß führt zu Begründung von Versicherungsverbänden unter den verschiedensten Formen, als da sind Actiengesellschaften, Versicherung auf Gegenseitigkeit und Staatsanstalten. — In der Berechnung der Prämien bei den verschiedenen Versicherungsobjecten zeigt sich ein bemerkenswerther Unterschied, auf welchen wir hier besonders aufmerksam machen möchten. So gründen z. B. die Lebensversicherungsgesellschaften, ihre Prämienberechnung auf die Mortalitätstabellen, aus denen sich eine gewisse Gesetzmäßigkeit, ein unformulirtes Naturgesetz, ergibt. In einem solchen Falle wird die Schätzung relativ leicht und sicher auszuführen sein. Auf weniger gesetzmäßiger Grundlage erfolgt im Allgemeinen die Berechnung bei der Feuerversicherung, oder gar bei der Feuerversicherung und ähnlichen Unternehmungen. Hier dient als Basis eine Statistik von oft recht zweifelhafter Berechtigung, aus der ein causaler Zusammenhang, eine gewisse Gesetzmäßigkeit sich nicht erkennen läßt. Aber mit der Begründung der zweiten Art müssen sich leider die meisten Versicherungsverbände begnügen. Bei den landwirthschaftlichen Versicherungen, soweit sie sich mit den atmosphärischen Vorgängen beschäftigen, mit welchen wir uns im Nachfolgenden unterhalten wollen, hat bisher nur die zuletzt angeführte Methode — bei der Hagelversicherung nämlich — Anwendung finden können. Denn es ist bisher nicht möglich gewesen, die Entstehung des Hagels, sowie die Art seiner Verbreitung zu ergründen, und es ist leider auch keine Hoffnung vorhanden, daß diese Wissenslücke in absehbarer Zeit erfüllt werde. So muß die Statistik ausbelfen, welche Orte, die mehrfach vom Hagelschlage getroffen worden sind, entsprechend belastet.

Die Hagelversicherungsgesellschaften, die sich in Deutschland finden, sind Actiennternehmungen, oder auf Gegenseitigkeit begründet, und zwar überwiegt die letzte Form. Es ist auch des Oefteren der Vorschlag gemacht worden, eine Reichsanstalt für ganz Deutschland einzurichten, da mit der Größe der versicherten Fläche, durch Ausgleich, die Prämie kleiner werden würde. Aber man hat das Project mit Recht verworfen, da bei der Unkenntniß der Hagelvertheilung eine gerechte Prämienbelastung nicht möglich ist. Es sei übrigens hierzu bemerkt, daß der Landtag in Bayern die Einrichtung einer öffentlichen vom Staate subventionirten Hagelversicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit seiner Zeit genehmigt hat.

Aber nicht nur der Hagel ist es, der zuweilen nahe vor der Ernte den erhofften Segen vernichtet, auch durch andere athmosphärische Ereigniffe wird Aehnliches verübt. Durch anhaltende Dürre kann die Entwickelung der Feldfrüchte beeinträchtigt werden oder ein andauernder und heftiger Regen vernichtet oder entwerthet im letzten Augenblicke den Lohn der Arbeit. — Im Laufe der Zeit und mit der Zunahme der Bevölkerung wird der Werth des Bodens steigen und es ist daher im Interesse des Volkswohlstandes nothwendig, darüber zu denken, ob der Landwirth auch vor den noch nicht berücksichtigten Naturereignissen, wie der soeben genannten, durch Versicherung geschützt werden kann. Um in diese Untersuchungen einzugehen, wird es zunächst nöthig sein, sich mit den Kenntnissen vertraut zu machen, welche wir über die Vertheilung der Niederschläge dem Namne, der Zeit und der Stärke nach besitzen. — Im Deutschen Reiche schieben sich die Orte großer Trockenheit und solche mit übernormalmäßigen Niederschlägen vielfach durcheinander. Eine genaue eingehende Kenntniß dieser Vertheilung ist aber noch nicht vorhanden, obgleich die letzten Jahre einen bedeutenden Fortschritt gezeitigt haben. Speciell für Preußen wird durch die Neuorganisation des meteorologischen Institutes und durch die weitere Einrichtung zahlreicher Regenstationen (man plant 2000) ein reiches Material für die Zukunft zu erwarten sein. Andere Theile des Reiches, z. B. Bayern und Württemberg, besitzen eine solche ausgedehnte Organisation schon seit mehreren Jahren. — Um ein Bild von der Vertheilung sehr trockener, resp. sehr feuchter Orte in Deutschland zu erhalten, welches für das Verständniß unserer Betrachtung nöthig ist, müssen wir hier eine ausführliche Uebersicht einfügen, da diese Daten bisher nur in Fachjournalen mitgetheilt wurden und die Angaben in den geographischen Handbüchern fast durchweg veraltet sind. Wir drucken daher das Resumé G. Hellmann's*) ab, welches dieser beste Kenner des genannten Gebietes am Schlusse seiner unten genannten ausführlichen Arbeiten gibt:

„A. Trockengebiete:

1. In Nordeutschland existiren wahrscheinlich nur drei kleine Trockengebiete mit einer jährlichen Regenhöhe von weniger als 50 cm; nämlich einer im Westpreußen, nordöstlich von Thorn (Kulmer Land), welches höchstens bis zur Drewenz und Liebe reicht, ein zweites im Anhaltischen von Bernburg und ein drittes, noch kleineres, bei Riesa an der Elbe.
2. Die regenärmste Gegend in Süddeutschland ist der westliche Theil von Rheinhessen.
3. Die größten und zugleich intensivsten Trockengebiete nehmen das ganze mittlere Böhmen und die Grenzländer von Mähren und Niederösterreich ein.“

„B. Regenreichste Gebiete:

1. Ein kleines Gebiet im obersten Thale der Mangfall: Kreuth, ca. 200 cm.
2. Die Südabhänge der Hochvogesen, insbesondere das oberste Thal der Thur: Wildenstein 192 cm.
3. Das Hochfeld in den Mittelvogesen: Molkerei 172 cm.
4. Die Südabhänge des Feldberg- und Belchenstockes im Schwarzwalde: Schweigmatt 167 cm.
5. Das Flußgebiet der Murg im mittleren Schwarzwalde: Baden-Baden 166 cm.
6. Das Brockenmassiv mit dem Oberharz: Klausthal 137 cm.
7. Die Schneekoppe im Riesengebirge: Südabhänge ca. 150 cm.
8. Die West- und Nordostabdachung der Allgäuer Alpen.
9. Einzelne Punkte in den bayerischen Voralpen: Reichenhall.
10. Die höchsten Theile des Westerwaldes.
11. Das Hoch Bern.
12. Das centrale und höchste Gebiet des Böhmer und Bayerischen Waldes.
13. Das Quellgebiet der Müglitz im östlichen Theile des Erzgebirges.
14. Die Höhen des Thüringer Waldes.
15. Das Rothhaargebirge im Sauerlande.
16. Die höchsten Erhebungen des Spessart.
17. Die Schwäbische Alp.
18. Die Hohe Rhön.
19. Der Teutoburger Wald und
20. Kleinere Gebiete im Mährischen Gesenke, im Glatzer Gebirge, im Lausitzer und Elbsandsteingebirge, sowie auf dem Plateau des Kalklandes.“

Von besonderer Wichtigkeit wird es nun sein, festzustellen, auf welche Monate die meisten Niederschläge fallen, denn eigentlich interessiren uns doch nur die Monate innerhalb der war-

*) G. Hellmann, Beiträge zur Kenntniß der Niederschlagsverhältnisse in Deutschland. Meteorologische Zeitschrift, Jahrgang 1886 u. 1887.

Digitized by Google

men Jahreszeit. Es stellt sich meterologisch betrachtet die Frage nach der monatlichen Regenwahrscheinlichkeit*) und Regendichte. Für einzelne Theile Deutschlands liegen auch hier schon ausführliche Arbeiten vor, so u. A. für Bayern und für Sachsen. Auch hierfür wollen wir zur Illustration eine kleine Tabelle**) unter dem Texte mittheilen, welche von E. Brückner aus den Daten Birkner's abgeleitet ist und welche die Procentzahlen der Regenmenge in den einzelnen Monaten für die Theile des Königreiches Sachsen angibt.

Die Untersuchungen über Regenwahrscheinlichkeit kranken bisher an der ungenauen Bestimmung des Begriffes: „Regentag". Einige bezeichnen als Regentag einen solchen, an welchem im Regenmesser sich überhaupt Wasser befindet, Andere, wenn der Stand des Wassers eine bestimmte Höhe, z. B. 0,2 mm erreicht hat.

Für unseren Zweck wird es nöthig sein, den Schwellenwerth höher anzunehmen, und wir schließen uns daher dem Vorschlage E. Brückner's an, welcher empfiehlt, im Interesse der Landwirthschaft neben den sogenannten „Regentagen" mit z. B. 0,2 mm auch solche mit 5, 10, 15, 20 ꝛc. Millimeter Höhe zu zählen.

Wir könnten hier zur Begründung noch andere meteorologische Daten anführen, wie die jährliche Periode der Bevölkerung u. A. Wir verzichten jedoch hierauf, weil es uns nur darauf ankommt, die Interessenten auf die behandelte Frage aufmerksam zu machen, und weil wir uns sehr wohl bewußt sind, daß die bisher erlangten Daten bei Weitem nicht ausreichen. Wie schon bemerkt, wird durch die Vermehrung der Regenstationen in Preußen und in anderen Theilen Deutschlands die Kenntniß der Niederschlagsverhältnisse sich schnell erweitern. Aber dennoch ist zu befürchten, daß hierdurch das Regennetz nicht dicht genug werden dürfte, um die für eine Versicherung gegen Witterungsunfälle nöthigen Fragen, wie z. B. die nachfolgenden, beantworten zu können: „Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, daß in den kritischen Monaten der für die Entwickelung der Frucht nöthige Regen fällt?" Oder: „Wie groß ist die Wahrscheinlichkeit, daß in der bestimmten Dekade des Erntemonats, in der die Frucht zum Schnitte reif ist, starke Niederschläge eintreten?" —

Um auf solche Fragen auch für kleine Flächen eine ausreichende Antwort zu erhalten, werden die Landwirthe selbst mitwirken müssen. Es würde sich daher empfehlen, wenn auf jedem Gute, je nach der Ausdehnung, ein oder mehrere Regenmesser nach den Angaben des meteorologischen Institutes Aufstellung fänden. Die Beobachtung ist sehr einfach und mit geringem Zeitaufwande auszuführen, der jedenfalls mindestens dem Nutzen gleichwerthig ist, der daraus der ganzen Landwirthschaft und jedem einzelnen Grundbesitzer werden dürfte. So würden wir eine gesetzmäßige Kenntniß von der Stärke und zeitlichen Vertheilung der Niederschläge auf deutschem Boden erhalten. Es wird sich dann auch relativ leicht nach unseren einleitenden Bemerkungen eine Prämienberechnung ausführen lassen, durch welche jeder Landwirth bei einer Versicherung nur in dem Maße belastet würde, die der Wahrscheinlichkeitsgröße entspricht, durch welche sein Boden von Witterungsunfällen in kritischer Zeit bedroht wird. Es herrscht also ein wesentlicher Unterschied zwischen den Grundlagen der Hagelversicherung und denen der anderen Niederschläge!

Da bei einer zukünftigen eventuellen Versicherung gegen Witterungsunfälle die Berechnung der Prämien für den versicherten Boden zu bestimmen ist, so kann wohl die Begründung einer Reichsanstalt seinerzeit erwünscht sein. Die Erfahrungen, welche die Hagelversicherungsgesellschaften in der Praxis gemacht haben, könnten bei ihrer Einrichtung ausgenützt werden. Aber es würde verfehlt sein, schon jetzt und an dieser Stelle mit irgendwelchen Vorschlägen für die Organisation einer solchen Anstalt zu kommen; wir betonen vielmehr nochmals, daß es nur der Zweck dieser Zeilen ist, auf das neue Versicherungsobject und die meteorologischen Bedingungen aufmerksam zu machen.

*) Unter Regenwahrscheinlichkeit versteht man die mittlere Anzahl der Regentage innerhalb eines Monates (aus einer längeren Beobachtungsperiode) dividirt durch die Anzahl der Tage (nach Brückner durch 30,5). Für unsere Zwecke wird es wohl nothwendig werden, die Regendichte und Regenwahrscheinlichkeit für einzelne Theile (Dekade, Pentade) des Monates zu bestimmen.

**) Meteorologische Zeitschrift, Jahrgang 1887, S. [15].

	Sächsisches Tiefland	Sächsisches Hügelland	Oberlausitzer Gebirgsland	Sächsisches Hochgebirge	Ganz Sachsen
Januar	4,9	4,8	5,7	5,7	5,2
Februar	6,1	6,5	6,8	7,5	6,6
März	6,9	7,3	7,4	7,9	7,3
April	7,1	6,6	6,6	6,9	6,7
Mai	8,5	8,9	8,7	8,6	8,8
Juni	13,1	13,0	12,1	12,4	12,7
Juli	12,3	11,6	11,2	10,3	11,4
August	10,2	10,6	9,7	9,2	10,1
September	7,5	8,0	7,5	7,4	7,8
October	7,9	8,0	7,5	7,4	7,8
November	7,8	7,5	8,2	8,2	7,8
December	7,8	7,5	8,4	8,3	7,8

Literatur und Kunst.

Mahnung.

Von Stephan Milow.

Kriegsrufe hör' ich schon erklingen
Aus deutschen Dichterkehlen laut:
Auf! auf! Es gilt, das Schwert zu schwingen!
Was sich nicht gütlich löst, zerhaut! —
O Dichter, ist das eure Sendung?
Und lenkt ihr so mit euer'm Sang
Die Welt zur endlichen Vollendung
Aus all' dem Wirrsal, all' dem Drang?

Mich dünkt, ihr sollt euch besinnen,
Daß hier wie dort in Sorg' und Noth
Aus Mutterangen Thränen rinnen,
Wenn Volk das Volk zum Kampf entbot;
Daß, wie sich auch das Glück mag wenden,
Wem auch der Siegesmorgen tagt,
Voll Schmerz, mit bang gerung'nen Händen
Der Genius der Menschheit klagt.

Singt lieber ein mit sanften Weisen
Die Zornesregung, die rings schwillt;
Wer wird's als letztes Heil gleich preisen:
Blut fließe, wenn uns sonst nichts stillt!
Malt lieber uns in lichten Farben
Die Friedensarbeit, still geübt;
Zeigt uns den Sieger ohne Narben,
Das Glück, das keine Wehmuth trübt.

Und muß es sein und gilt's, zu streiten,
Da fehlt uns nicht die starke Wehr;
Herbeigeströmt aus allen Weiten
In Waffen steht des Volkes Heer.
Und muß es sein, wer wird sich weigern?
Wer legt nicht an das Schwert die Faust?
Fürwahr, kein Dichterwort kann steigern,
Was dann durch alle Herzen braust.

Die Friedensbrecher sollen's wagen!
Wir aber — drohn wir vorschnell nicht
Und harren wir nur ohne Zagen,
Ernst prüfend unsers Armes Gewicht.
So gehen uns, zieh'n wir zum Streite,
Den Arm're suchten frevelhaft,
Drei sich're Helfer das Geleite:
Gott, unser Recht und uns're Kraft!

Digitized by Google

Lichtenberg und Goethe.

Ein Beitrag zur Goethe-Forschung.

Von Eugen Reichel.

Merkwürdiger Weise hat die Goethe-Forschung von den Beziehungen des Göttingischen Philosophen zu dem Frankfurter Patricierjohne bisher nichts zu berichten gewußt; vielleicht weil die inhaltreichen Schriften des Ersteren selbst für die meisten Gelehrten und Gebildeten unseres Volkes ein unbekanntes Land geworden. Eine andere Erklärung für dieses Verhalten der Goethe-Forscher darf man möglichenfalls darin finden, daß uns von Goethe sehr unfreundliche Bemerkungen über Lichtenberg erhalten geblieben, und daß Goethe selbst nie ein Wort über seine geistigen Beziehungen zu dem ehemals weit und breit gefeierten Universitätsprofessor geäußert hat.

Dem außerhalb der verehidten Goethe-Gemeinde Stehenden gibt aber Goethe's Reden und Schweigen kein Leitmaß für seine Untersuchungen und Erörterungen; und so soll denn hier trotz Goethe von dessen Beziehungen zu Lichtenberg und Beeinflussung durch denselben gesprochen werden.

Wann die Annäherung Goethe's an den sieben Jahre älteren, damals in ganz Deutschland bekannten und geehrten Schriftsteller stattgefunden, läßt sich leider nicht feststellen; daß sie von Goethe ausgegangen ist, unterliegt keinem Zweifel. Denn Lichtenberg war durch den alle Welt überflutenden „Werther" schon früh gegen Goethe eingenommen worden, und später brachten es die freundschaftlichen Beziehungen zu Bürger mit sich, daß er dem Weimarer Minister gegenüber kühl blieb. In seinen Schriften findet sich der Name des Dichters nur zweimal erwähnt und zwar in dem satyrischen „Fragment von Schwänzen", wo die Erklärung zum fünften „Purschenschwanz" also lautet: „An Schneidergeselligkeit und Lade grenzende schöne Litteratur. In dem scharfen Winkel, wo das Haar den Bindfaden verläßt, wo nicht Goethe doch gewiß Bethge (damals der berühmteste Schneider Göttingens), hoher Federzug mit Nadelstich." Hier wird offenbar auf das Kleiderarrenthum des Leipziger Studenten angespielt. Auch die zweite Erwähnung in den dem „Fragment" angehängten „Fragen zur weiteren Uebung" ist ohne Zweifel ironisch gemeint; sie bildet die achte Frage und lautet: „Welchen (Zopf) könnte Goethe getragen haben?" Rechnet man zu diesen zwei Anführungen*) noch die wenigen, theils ernsten, theils spöttischen Bemerkungen, welche dem „Furore Wertherino" gewidmet sind, so ist damit Alles erschöpft, was Lichtenberg über den, damals freilich noch nicht eigentlich großen Zeitgenossen geäußert hat. Selbst in seinen Briefen spielt der Dichter keine Rolle. Am 10. Februar 1777 meldet er zwar von Göttingen aus einem Bekannten, daß „eine Gesellschaft von Hamoveranern und Liveländern den Clavigo des Herrn Goethe aufführen werde", und am 17. Februar schreibt er demselben: „Sobald ich den Clavigo gesehen habe, sollen Sie mein Urtheil hören." Aber dieses Urtheil selbst hat er, wie es scheint, nie gefällt; erhalten ist es jedenfalls nicht.

In den neunziger Jahren traten sich dann die beiden Männer etwas näher; und zwar ist es, wie ich schon vorhin bemerkte, so gut wie gewiß, daß Goethe der Anknüpfende war; da es ihm darum zu thun sein mußte, den berühmten Physiker und Volksschriftsteller für seine optischen Forschungen zu gewinnen. Da die „Beiträge zur Optik" 1792 erschienen**), so ist es wahrscheinlich, daß der „Briefwechsel", von welchem Goethe am 21. November 1795 zu Schiller spricht, um diese Zeit seinen Anfang genommen; leider ist er zweinsteens bis jetzt) verschollen; nur zwei Briefe Lichtenberg's haben der Vernichtung Trotz geboten; aus der Fassung derselben aber läßt sich schließen, daß das „Verhältniß" wirklich „ganz leidlich" gewesen sein muß.

Der erste Brief ist vom 12. October 1795. Lichtenberg erstattet seinen „unterthänigen Dank" für die ihm übersandten „unnachahmlichen Schriften", sendet als Gegengabe das 2. Heft der Hogarth-Erklärungen und kündigt „eine kleine physikalische Schrift" für die nächste Zeit an. Der ganze Brief (siehe Lichtenberg's Schriften, Ausgabe 1844—46, Bd. VII, S. 232.3) ist durchaus in freundlichem Tone gehalten und setzt beim Empfänger das nämliche Wohlwollen voraus.

Mittlerweile war jedoch die von Lichtenberg herausgegebene sechste Auflage von Erxleben's „Anfangsgründen der Naturlehre" (1794) zum Aergerniß für Goethe geworden, wie wir aus einer Stelle des Briefes vom 21. November 1795 (an Schiller) ersehen können:

„Was sagen Sie dazu, daß Lichtenberg, mit dem ich in Briefwechsel über die bekannten optischen Dinge und übrigens in einem ganz leidlichen Verhältniß stehe, in seiner neuen Ausgabe von Erxleben's Compendio, meiner Versuche auch nicht einmal erwähnt, da man doch gerade nur um des Neuesten willen ein Compendium wieder auflegt und die Herren in ihre durchschossenen Bücher sich sonst Alles geschwind genug zu notiren pflegen. Wie viel Arten gibt es nicht, so eine Schrift auch nur im Vorbeigehen abzufertigen, aber auf keine derselben konnte sich der witzige Kopf in diesem Augenblick besinnen."

Es mag für Goethe sehr schmerzlich gewesen sein, daß Lichtenberg ihn „auch nicht einmal erwähnt" hatte; eine böse Absicht Lichtenberg's lag aber zweifellos nicht vor. Der Physiker stand den optischen Bestrebungen des Dichters und Forschers durchaus nicht unbedingt ablehnend gegenüber, wie sich aus seinen, erst aus dem Nachlasse herausgegebenen Bemerkungen „Ueber das Licht" deutlich ergibt (siehe Lichtenberg's Schriften, Ausgabe 1800, Bd. IX, S. 263 und 267); aber die „Anfangsgründe" waren wohl kaum der geeignete Ort zur Erwähnung der neuen Hypothese; und deshalb unterblieb die „Abfertigung". Lichtenberg selbst hatte so wenig Arg dabei, daß er noch am 17. September 1796 an Goethe, der wohl an den „witzigen Kopf" seine Zeile mehr vergeudet haben mochte, einen liebenswürdigen und ganz unbefangenen Brief schrieb (a. a. O. Bd. VII, S. 233), mit welchem die persönlichen Beziehungen der beiden Männer höchst wahrscheinlich ihren Abschluß fanden.

Daß Goethe dem „Verschweiger" fortan grollte, ist menschlich; aber seine wenigen Aeußerungen über ihn blieben trotzdem stets maßvoll*) und hatten selbst da, wo sie schärfer klingen, ihren Grund in der Gegensätzlichkeit ihrer Denkweise. Lichtenberg, der nicht sowohl Kantianer war, als vielmehr „den einen Punkt, um den sich's bei Kant handelt (Abhängigkeit der Welt von unseren Organen) selbständig und unabhängig von Kant klarer erfaßt hatte als irgend ein Nachfolger Kant's" (F. A. Lange), blieb zeitlebens ein unbeirrbarer Skeptiker; und Goethe war der Meinung, daß durch diesen „geistreichen und gewandten

*) In den Aphorismen „Ueber das Licht" wird Goethe übrigens auch zweimal erwähnt.

**) In § 28 derselben wird Lichtenberg erwähnt: „Sind diese farbigen Körper von der Art, daß sie ihre Eigenschaften ungefärbten oder anders gefärbten Körpern leicht mittheilen, so nennen wir sie färbende Körper oder, nach dem Vorschlage des Herrn Hofrathß Lichtenberg, Pigmente."

*) Ich will das Wenige hier mittheilen. In einem Briefe an Schiller (vom 13. Januar 1798) zählt er Lichtenberg zu den Forschern, welche „Naturphänomene als eine Gelegenheit brauchen, die Kräfte ihres Individuums anzuwenden und ihr Handwerk zu üben", und meint von ihm, daß er „Späße mache und die Vorstellungsarten der Anderen neckt." In der „Geschichte der Farbenlehre" zählt er ihn zu seinen Physikern, welche „Sandwehen über diesen Gegenstand (nämlich die Farbentheorie) hingetrieben und ihn damit zugedeckt haben" und hält sich darüber auf, daß Lichtenberg „der Newton'schen Lehre durch chemische Hülfstruppen wieder beigestanden". Weil aber eine Bemerkung Lichtenberg's seine Farbentheorie zu stützen schien, so sagt er von ihm in § 584 des „Entwurfes einer Farbenlehre" (didactischer Theil), daß er „zwar seiner Zeit und Lage nach der hergebrachten Vorstellung folgen mußte, daß er aber doch ein zu guter Beobachter und zu geistreich war, als daß er u. s. w."

Digitized by Google

Skepticismus alle Erfahrungswissenschaft vernichtet werden könnte". Nur einmal schlug er auf den ihm verhaßt Gewordenen derber ein, und zwar an einem Orte, wo ihm diese „Rache" hätte widerstehen sollen; wir werden davon erfahren, wenn wir die Anregungen verfolgen, die Goethe von Lichtenberg empfangen; und diesem Abhängigkeitsverhältnisse wollen wir jetzt betrachtend nahe treten.

Daß Goethe die Schriften des „geistvollsten aller Grillenfänger" (Feuchtersleben) genau kannte, unterliegt keinem Zweifel; selbst wenn keine greifbaren Beweise darüber vorlägen, so dürften wir es doch ohne Weiteres annehmen. Denn es gab zu jener Zeit keinen gebildeten Deutschen, der die Veröffentlichungen des „bewundernswürdigen Mannes" (Kant) nicht gelesen hätte; sie galten als besondere Leckerbissen, die Jeder gern in sich aufnahm. Wie genau Goethe sie studirt hatte, das läßt sich schon aus einer Bemerkung über dieselben schließen, die zwar ihrem hohen, unvergänglichen Werthe nicht ausreichend gerecht wird, aber doch immerhin Zeugniß davon ablegt, wie sehr Goethe sie zu schätzen wußte: „Lichtenberg's Schriften können wir uns als der wunderbarsten Wünschelruthe bedienen; wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen." [Sprüche in Prosa, Natur III, Nr. 871.*) Hempel.]

Es ist immerhin merkwürdig, daß dieser bedeutsame Ausspruch noch nie einen Goethe-Forscher dazu veranlaßt hat, den literarischen Beziehungen der beiden Schriftsteller zu einander nachzuspüren; so viel ich weiß, ist es bisher nur G. von Loeper gewesen, der wenigstens in den „Sprüchen in Prosa" Uebereinstimmungen mit Lichtenberg nachzuweisen versuchte. Loeper sagt hierüber in der „Vorbemerkung" seiner Ausgabe (Hempel, Bd. XIX):

„Die Schriften eines anderen Zeitgenossen Goethe's zeigen dagegen eine größere Verwandtschaft. Wir meinen Lichtenberg und seine ernsten Sprüche. Beiden ist bei vielen durchgreifenden Verschiedenheiten (z. B. in der Stellung zur Mathematik) die absolute geistige Freiheit gemein, mit welcher sie Welt und Menschen anschauen." — „Die Verwandtschaft beider Spruchsammlungen läßt sich im Einzelnen nachweisen. Sogleich mit Nr. 1, gewissermaßen dem Motto unserer ganzen Sammlung, ist zu vergleichen bei Lichtenberg: „Die feinste Bemerkung der Neueren ist gemeiniglich nichts als eine mehr individualisirte Bemerkung jener Alten"; mit Nr. 64 das Lichtenbergische Citat aus Helvetius: „Was kann, was man will"; mit Nr. 90 der Satz bei Lichtenberg: „Es verdient sehr überlegt zu werden, inwiefern die Erlernung fremder Sprachen und die Begriffe unserer eigenen ausstärkt"; zu Nr. 216 lassen sich Lichtenbergische Sprüche citiren, wie folgende: „Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, d. h. vermuthlich, der Mensch schuf Gott nach dem seinigen", und: „Alles Schließen auf einen Urheber der Welt ist immer Anthropomorphismus*; mit Nr. 478 ist zu vergleichen bei Lichtenberg: „Darf ein Volk seine Staatsverfassung ändern, wenn es will? Ich glaube, die beste Antwort darauf ist: wer will es ihm wehren, wenn es dazu entschlossen ist?"; mit Nr. 520 der Spruch: „Die gemeinsten Meinungen und was Jedermann für ausgemacht hält, verdient oft am Meisten, untersucht zu werden", und mit Nr. 635 der Spruch: „Der Bauer gebraucht alle Sätze der abstractesten Philosophie, nur eingemischt". Wie Goethe in Nr. 596, so tritt auch Lichtenberg beim Lesen alter Leistungen für geringer Werth entgegen, und er eifert ganz wie Goethe gegen die Originalitätssucht. Endlich citiren wir zu Nr. 794 und 870 Lichtenberg's Worte: „Die Kraft, die im geriebenen Bernstein zieht, ist dieselbe, die in der Wolke donnert". Auch findet sich bei Lichtenberg eine vielsache Bezugnahme auf Sterne wie in Goethe's Sprüchen. Dem in Nr. 896 bei Letzterem vorkommenden Worte „nonsensikalisch" (nach dem Englischen) begegnet man bei Lichtenberg gleichfalls."

*) Eine zweite, unmittelbar zu der obigen in Beziehung stehende Bemerkung sei hier ebenfalls noch mitgetheilt: „In den großen leeren Weltraum zwischen Mars und Jupiter legte er auch einen heiteren Einfall. Als Kant fortfällig bewiesen hatte, daß die beiden genannten Planeten Alles aufgegeben und sich zugezogen hätten, was nur in diesen Räumen zu finden gewesen, sagte Jener (Lichtenberg) scherzhaft nach seiner Art: warum sollte es nicht auch unsichtbare Welten geben? — Und hat er nicht vollkommen wahr gesprochen? Sind die neuentdeckten Planeten nicht der ganzen Welt unsichtbar, außer den wenigen Astronomen, denen wir auf Wort und Rechnung glauben müssen?" (Spruch 872.)

Lichtenberg's Sprüche gehören den vier letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts an und erschienen zum ersten Mal 1800 in der Ausgabe seiner gesammelten Schriften; Goethe's Sprüche stammen aus den letzten Jahrzehnten seines Lebens und wurden erst nach seinem Tode veröffentlicht — die „Verwandtschaft" ist demnach als Abhängigkeit Goethe's von Lichtenberg anzusehen.*)

Es läßt sich nun ganz unwiderleglich nachweisen, daß Lichtenberg (von dem Goethe spätestens in Wetzlar durch die Hainbündler Näheres erfahren haben muß, da Lichtenberg seit 1770 eine Professur in Göttingen bekleidete) durch einige seiner Schriften läuternd auf den jungen Schöngeist und Schwärmer Goethe, den Freund Lavater's und der Stürmer und Dränger, eingewirkt hat.

Seit 1766, in welchem Jahre das „Hannöverische Magazin" den Aufsatz „von dem Nutzen, den die Mathematik einem Bel Esprit bringen kann," brachte, verfaßte Lichtenberg keine Gelegenheit, gegen die Oberflächlichkeit und Unwissenheit der Literaten, gegen die Schwärmerei und Empfindsamkeit zu wirken und zu predigen, vom „Studium" der Romane abzurathen und die ernsthafte Beschäftigung mit den Naturwissenschaften dringend zu empfehlen. Einige der bedeutsamsten Aeußerungen seien hier mitgetheilt.

Im „Timorus, das ist Vertheidigung zweyer Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavaterischen Beweisgründe und der Göttingischen Mettwürste bewogen den wahren Glauben angenommen haben" (1771) spottet er über die Poetaster, über die „mit Recht beliebte mitleidige Empfindsamkeit unter Richtern und Advokaten", über den „ohnmächtigen Enthusiasten" Lavater, der „bei dem geringsten Spruch aus der Bibel in geistliche Zuckungen verfällt, im Meer der ewigen Wonne zu schwimmen scheint, und in nie gefühlte Empfindungen aufgelöst, mit dem Unaussprechlichen schwanger, seinen sterblichen Ausdruck daher wallen läßt, so daß man leicht an einem schönen Abend die Schwängungen fängt und in einer andächtigen und unaussprechlichen Entzückung weghämmert."

In der „Physiognomik" (1778) finden sich folgende Stellen:

„Nicht junge, genußsüchtige, kenntnißleere Köpfe, die, von dem Strohe eines Feiungsglobes erwärmt, sich ein wenig erheben, und bald darauf zu Tausenden auf immer hinfallenden, Keine von unseren berühmten nachäffenden Originalien, deren Ruhm erst von einer freundschaftlichen Candidatenjunta potsaunt, jetzt nur noch als Echo aus leeren Köpfen wiederhallt." — „Das Vertrauen auf Physiognomik mußte allerdings in einem Lande zunehmen, wie Deutschland, in welchem die Selbstbeobachtung und Kenntniß des Menschen in einem fast schimpflichen Verfall liegt, und in einer Entnervung schmachtet, aus welcher sie allein nur, sollte man denken, der stärkende Winterschlaf einer neuen Barbarei zu ziehen im Stande ist."

Zu dem wenigen Guten, das die Physiognomik vielleicht bewirken könnte, rechnet Lichtenberg die „in diesen traurigen Tagen der falschen Empfindsamkeit" sehr nothwendige „Erweckung des Beobachtungsgeistes".

In dem Aufsatz „Von ein paar alten deutschen Dramen" (1779) wird die Satire sehr viel einschneidender; es heißt hier unter Anderem:

„Sie übertreffen an unterhaltendem Scherz und an Lehre die meisten unserer neuen Dramen und Fragmente von Dramen, und von der Seite des mit Recht so sehr beliebten Sonderbaren vielleicht alle. Sie sind dabei ursprünglich deutsch, haben ihre Schönheiten weder Rom, noch Griechenland, noch England zu danken, sind, so zu reden, mitten unter Gichten entstanden, und zeigen mehr als Alles, was ich gelesen habe, was in diesem Fache Genie ohne Umgang mit der Welt und ohne Cultur, bloß durch Drang allein, vermag. Ich gebe hier Titel und Plan von ihnen, größtentheils in der guten Absicht, zu verhindern, daß nicht irgend einer unserer Söhne der Kraft einmal darüber gerath, Prachtphrases und Fixsentenzen hineinschiebt, und für eigene Arbeit an's Hamburgische Institut schickt."

*) Diese Abhängigkeit geht natürlich sehr viel weiter, als Loeper sie in den mitgetheilten Aeußerungen angibt; Loeper selbst führt innerhalb des Textes noch verschiedene Sätze Lichtenberg's an.

Digitized by Google

Seinen Gipfelpunkt erreichte der Kampf gegen die Schöngeister in dem 1780 erschienenen „Vorschlag zu einem Orbis pictus für deutsche dramatische Schriftsteller, Romanendichter und Schauspieler“. Auch aus ihm will ich nur einige der bedeutsamsten Sätze anführen:

„Die Gabe, das Capital von Bemerkungen über den Menschen zu vergrößern und eigene Empfindungen mit dem verständlichsten individualisirenden Ausdruck zu Papier zu bringen und dadurch auch noch Männer zu unterhalten, die mehr als transcendente Seherzünfte von einem Schriftsteller verlangen, scheint von Tag zu Tag mehr zu erlöschen. Und was Wunder? Die besten Köpfe unserer Nation, Leute von Welt und Erfahrung lesen nun, nachdem sie sich viel hundertmal betrogen gefunden haben, die neuen Producte dieser Art gar nicht mehr, und die Beurtheilung, Anpreisung und Vergötterung derselben ist größtentheils in den Händen von Ex-Virmanern und von Leuten, welche die Welt so wenig kennen, als die Welt sie.“ — „Es hat sich nämlich in unsere Schauspiele sowohl als Romane und Gedichte eine gewisse Gradus ad Parnassum-Methode eingeschlichen, eine schlaue, den Ohren der Zeit angepaßte Logeübdalie und Versetzungskunst des tausendmal Gesagten, welche die Lesegesellschaften in Erstaunen setzen, aber jeden wahrhaften Kenner des Menschen mit unbeschreiblichem Unwillen erfüllen. Hierzu trägt wohl freilich die Leichtigkeit, womit wir im 20. Jahre schon so vielerlei Kenntnisse sammeln können, nicht wenig bei.“ — „Wo ein Voll einmal aus Mangel an Geschmack und Kenntniß des Menschen von anderen Seiten so weichlich geworden ist, daß es nur allein für Werke voll weinerlichen Gefühles einen Sinn hat, und nur Schriftsteller, welche die Heimlichkeit ihrer Jugend unter dem Credit des reifsten Alters auf diese Art entblößen, für Seher zu halten anfängt, da geht es Voll für Voll.“ — „Ist es nicht eine seitsame Verblendung in diesen Geschöpfen, daß sie auf ihr eigenes unreifes Gefühl ihn ihre Helden der Zeit und der Ewigkeit empfehlen zu können glauben, sie, die nicht im Stande sind, einen vernünftigen Mann eine Viertelstunde zu unterhalten? Indessen, Alles hängt doch bei ihnen zusammen. Sie schimpfen auf Voltairen, Popen und Wielanden, sogar gegen Milton habe ich einige murmeln hören. Mein Gott! Wenn ein Kopf und ein Buch zusammenstoßen und es klingt hohl, ist denn das allemal im Buche? Daß doch diesen würdigen jungen Männern nicht ein einziges Mal einfällt, daß, um einzusehen, wie leer ihre Göpen sind, man vielleicht doch klüger sein dürfe als sie! Milton war einer der gelehrtesten und thätigsten Männer seiner Zeit. Aus seinem verlornen Paradiese hatte Newton Ideen schöpfen können, wenn er sie nicht gar daraus geschöpft hat. Was hat aus einem solchen Kopfe kommt, darf sich auch nicht schämen, zu einem ähnlichen Kopfe hinzugehen.“ — „Daß man so schreiben könne, daß Jeder etwas in einem Werke findet, vom Schüler bis zum Philosophen und dem Weltmanne hinauf, daß ich wohl nicht erweisen; die Natur macht alle ihre Werke so; allein der Mann, der das thun will, muß kein einseitiger Kopf sein. Er muß reich genug sein an Bemerkungen, eine hinzuwerfen, auch wo er nicht gewiß ist, ob sie gleich gefunden werden wird, und Goldstücke hinzugeben mit einer Miene, und der sich gar nichts auf den Gehalt schließen läßt: und nicht wie unsere Prächtigen, rothe Heller mit einer Miene zurückzuwerfen, daß, wer bloß die Miene sieht, denken sollte, es wären Goldstücke.“ — „Ich sehe daher mit Vergnügen jetzt einen Geschmack an vernünftiger Naturgeschichte, die mehr als Namenregister, und an Physik, die mehr als Taschenspielerkunst ist, aufseben und mit ihm Beobachtungsgeist und Aufmerksamkeit auf sich selbst und auf die Natur.“ — „Wäre ich so glücklich, hierdurch auch nur einige unserer jungen Schriftsteller zu bewegen, nur erst ein Zehentheil ihrer Empfindelei gegen Hang zur Beobachtung umzutauschen, so hoffte ich bald Bücher zu bekommen.“ — „Daher rührt es, daß Leute, die Ihren Homer immer studiren, Ihren Ossian immer in der Tasche haben und Ihren Horaz auswendig wissen, wann sie selbst zu schreiben anfangen, schreiben, als hätten sie es aus Ihrem Hübner oder aus Ihrem politischen Redner gelernt. Seinen Homer studiren, ist überhaupt eine Redensart, bei der mich allemal ein heimlicher Unwille anwandelt, sie ist das rechte Losungswort der galanten, prächtigen Herren, denen im Herzen nichts über einen Musenalmanach geht.“

Wenn alle diese Wendungen auch gegen die damaligen Schöngeister überhaupt gerichtet sind, so haben sie doch zugleich ihre besonderen Spitzen gegen Goethe; in einem 1777 geschriebenen Stück: „Die Macht der Liebe“ wird sogar gradezu auf ihn gezielt, wenn dem „Barden“ empfohlen wird: „Arbeite wie der Landmann; und wo deine Glieder zu zart sind zum Pflug, so arbeite in den Tiefen der Wissenschaft, lies Eulern*) oder Hallern statt G . . . , und den stürzenden Pindarn statt des entnervenden Siegwarts.“ **)

Einer so empfänglichen Natur, wie Goethe sie besaß, mußten diese Schriften des vielgelesenen Autors nicht nur zum Verdruß gereichen, sondern auch zum Sporne dienen; deshalb entwickelte sich mehr und mehr sowohl sein Haß gegen den „Werther“ als auch seine Neigung für die Naturwissenschaften und das amtliche Leben. Und wenn wir auch zugeben wollen, daß diese Neigung als Keim in seiner Seele geschlummert habe, so wurde sie doch unzweifelhaft durch Lichtenberg's rücksichtslose Aeußerungen ihm zum Bewußtsein gebracht und in ihm gefördert.

(Schluß folgt.)

Die ältesten Entwürfe für das Denkmal Friedrichs des Großen in Berlin.

Von Joh. Kräftchell.

Wir haben zwei große Todte begraben; überall in deutschen Ganen ist mit dem Gefühle des herben Doppelverlustes das der Pflicht lebendig, den kommenden Geschlechtern auch in Stein und Erz Zeugniß zu geben von dem großen deutschen Kaiser und seinem edlen Sohne, denn daß der unglückliche „Frühlingskaiser“ in dem großen Denkmale Kaiser Wilhelms die hervorragendste Stelle haben wird, braucht nicht erst ausgesprochen zu werden. Schon strömen allerorten die Gaben zusammen und Künstler sinnen der großen Aufgabe nach, dem idealen Zwecke in ihren Werken gerecht zu werden. Hoffentlich wird das Werk dieser Hände schneller gefördert werden, als der gleiche Liebesdienst, welcher dem Andenken Friedrichs des Großen galt.***)

Hundert Jahre rund vor dem großen Kaiser starb der große König, und erst seit 37 Jahren schaut die Hauptstadt zu seinem Denkmale empor. Freilich war dieser Mann zu mächtig durch seine Zeit gegangen, hatte zu unauslöschlich den Gemüthern sein Bild eingeprägt, als daß man nicht eher daran gedacht hätte, sein Andenken auch in dieser Form zu ehren. Schon zu Lebzeiten des Königs, im Jahre 1797, war von der Berliner Garnison an die Offiziere der Armee abwärts die zum Hauptmann die Aufforderung ergangen, zu einem Denkmale für den großen Heerführer beizusteuern. Allein als man den König um seine Zustimmung zu dem Unternehmen bat, erging die Antwort, daß man doch einem Feldherrn zu dessen Lebzeiten ein Denkmal füglich nicht errichten könne. Das damals von Tassaert, dem aus Paris berufenen Hofbildhauer Friedrichs, gefertigte Modell, eine Reiterstatue, deren Fußgestell Mars, Minerva, Herkules und Themis in zierlicher Ausführung umgaben, brachte die Jubiläumskunstausstellung von 1886 dem Publikum wieder vor Augen.

Nach dem Tode Friedrichs waren es zuerst die Pommern, welche auf Anregung ihres Landsmannes, des Ministers von

*) Ein großer Mathematiker (1707—1783).

**) Auch in den, erst nach Lichtenberg's Tode veröffentlichten „ästhetischen Bemerkungen“ finden wir die folgenden, zu den obigen Sätzen in Beziehung stehenden Aeußerungen: „An Werthern gefällt mir das Lesen seines Homers nicht. Es ist subtile Prahlerei, daß der Mann etwas Griechisches lesen konnte, während andere Leute etwas Deutsches lesen müssen. Daß deutsche Schriftsteller so oft ihre Helden mit einem Griechen in der Hand hopieren lassen, ist deutsche Prahlerei, Zeitungs- und Journal-Lesereq. Litterarisches Verdienst ist in Deutschland leider der Maßstab von wahrem Werth geworden, weil Schulsüchse den Thron des Geschmacks usurpiren. Anstatt einen Helden immer seinen Homer lesen zu lassen, wollte ich ihn lieber in das Buch sehen lassen, aus dem Homer selbst lernte; das wir ganz ohne Varianten, ohne Dialekte vor uns haben. Es ist von diesen tiefen Kennern des Geschmacks gar nicht schön, daß sie eine Copie studiren, während sie das Original vor sich haben.“

***) Vgl. auch H. Weiß, im deutschen Kunstblatte von 1871 und Frdr. und Karl Eggers: Christian Rauch IV, 1. Berlin, Duncker.

Digitized by Google

Herzberg, ihrem großen Könige in Stettin ein Monument errichteten, dessen Ausführung Gottfried Schadow übertragen wurde.

Auch in Berlin hatte man diesen Gedanken nicht fallen lassen. Ein aus Mitgliedern der Akademie der Künste bestehendes Comité, in welchem der General Tempelhof den Vorsitz führte, hatte eine Anzahl von Entwürfen eingesammelt, unter welchen der von Schadow bemerkenswerth ist, den der Künstler 1781 gezeichnet hatte: Die auf einem Sarkophage ruhende Gestalt des Königs, halb aufgerichtet, von den trauernden neun Musen umgeben. Der Architekt Genelli, Oheim des bekannten Malers, hatte dazu Grund- und Aufriß der architektonischen Anlagen geliefert, eine Art der Erweiterung, welche in der Geschichte des Denkmales noch ihre Bedeutung haben sollte.

Alle diese Projecte aber blieben ohne Werth, solange der Nachfolger Friedrichs nicht selbst in nähere Beziehung zu ihnen getreten war. Das geschah durch die Vermittelung des bekannten Mäcenas jener Zeit, des Ministers von Heinitz, der den König unter Himmeln auf die Bereitwilligkeit aller Stände, ihre Gaben für den großen Zweck darzubringen, um Genehmigung des Werkes bat. Der König erwiderte ihm, er werde das Denkmal seines großen Oheims auf eigene Kosten errichten lassen, und beauftragte den Minister gleichzeitig, die Angelegenheit vorzubereiten.

In Folge dessen berief Heinitz in Eile eine Sitzung der Akademie, welcher unter Anderen ihr damaliger Vicedirector, der große Kupferstecher Chodowiecki, der Oberhofbaurath Langhans, ebenso der Gießereidirector Maukisch beiwohnten. Schon hier ging man daran, den Künstlern möglichst genaue Vorschriften betreffs des Costüms, der Haltung, ja der Gangart des Pferdes zu machen. Man brachte dem König den, mit in Folge seines ersten Entwurfes, zum preußischen Hofbildhauer ernannten Schadow und für den Guß den Director Maukisch in Vorschlag. Doch zog Friedrich Wilhelm II. ein Ausschreiben an alle einheimischen Künstler vor.

So also kam die große Concurrenz des Jahres 1791 zu Stande, die unter dem 8. Februar in allen bedeutenderen Zeitungen ausgeschrieben wurde. Das war der erste wirkliche Schritt zum Ziele. Der betreffende Erlaß ist zugleich ein interessantes Zeugniß von der Art, wie man sich damals die Lösung dieser Aufgabe dachte, und mag deshalb hier seinem Wortlaute nach eine Stelle finden:

„Se. Königl. Majestät wollen, zu Folge einer unter dem 31. vorigen Monats an mich erlassenen höchsten Cabinetsordre, dem höchstseligen Könige Friedrich II. glorwürdigsten Andenkens, eine Statue equestre, en bronze, hier errichten lassen; und haben mich zu dem Ende allergnädigst aufgefordert, Höchstdenenselben zweckmäßige Zeichnungen und Modelle dazu vorzulegen. Ich mache solches daher den sämmtlichen einländischen Herren Künstlern hierdurch öffentlich bekannt, und fordere sie im Namen Sr. Majestät auf, zu diesem Monument binnen hier und höchstens den letzten April eine mit allem Fleiß angefertigte, und des hohen Gegenstandes würdige Zeichnung oder ein Modell zur weiteren Beförderung an Se. Königl. Majestät bei mir zu übergeben. Nach Sr. Königl. Majestät höchst eigner Vorschrift soll

1. der Große Friedrich bloß in seiner eignen Person, ohne alle Attribute, mit der möglichsten Würde und Simplicität, in einer einfachen Römischen Friedenskleidung, wie die Statue des Marc Aurel und des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, mit einem Lorbeerkranz auf dem Haupte, und die rechte Hand ausgestreckt, sein Volk segnend und beschützend, auf einem schönen Preußischen ruhig fortschreitenden Pferde sitzend, dargestellt werden.

2. Wollen Se. Königl. Majestät, in Ansehung der Aehnlichkeit, daß so viel möglich das Portrait Friedrichs II., welches Herr v. Knobelsdorff gemalt hat, dazu benutzt werde, und der vermittelnden Königin Majestät haben sich höchst gnädig erklärt, solches denen, die eine Zeichnung oder ein Modell verfertigen wollen, auf der Akademie vorzeigen zu lassen.

3. Das Monument selbst soll auf einem ganz einfachen, aus dem festesten einländischen Steine verfertigten Piedestal, vor dem Eingange zu den Linden, dergestalt aufgerichtet werden, daß es zwischen dem Palais des Prinzen Heinrich Königl. Hoheit und dem Opernplatze die Mitte einnimmt, und die Statue mit dem Gesicht nach dem Schlosse zu hingerichtet ist.

Von dem edlen Patriotismus der einländischen Herren Künstler darf ich sicher erwarten, daß sie, ohne erst durch einen bestimmten Preis aufgemuntert zu werden, von selbst und von der unauslöschlichen Liebe für den großen König beseelt, alle ihre Kräfte aufbieten werden, um zu Verewigung des unvergeßlichen Friedrichs das höchste Ideal der Vollkommenheit zu liefern; doch kann derjenige Künstler, der die beste Zeichnung oder das beste Modell liefert, wonach das Monument ausgeführt werden kann, sicher darauf rechnen, daß er dafür von Sr. Königlichen Majestät königlich belohnt werden wird.

Berlin, den 8. Februar 1791. Freiherr von Heinitz."

Wir hatten schon oben darauf hingewiesen, welchen kleinen Raum jener Vorschlag der Akademie an den König der Phantasie der Künstler gelassen hatte; hier sind die Grenzen noch enger gezogen. Die Anordnung der Falten, die Haltung der ausgestreckten Rechten, nicht viel mehr blieb, was die Position anbetrifft, dem eigenen Erfinden. Schon wenige Tage nach jenem Erlaß gab der Minister daher bekannt, daß auch andersartige Entwürfe würden in Erwägung gezogen werden, ein Versprechen freilich, das manch' wundersame Ausgeburt der Phantasie auch ehrsamer Schmiede und Gelbgießer neben tüchtigen Leistungen zu Tage kommen ließ.

Am treusten an jene Forderungen hielt sich Chodowiecki, der schon wenige Tage nach dem ersten Erlaß eine Zeichnung einlieferte, bei welcher, wie er dazu bemerkte, die auf der Schabracke angebrachte Sonne auf die vom großen König verbreitete Aufklärung hindeuten sollte. Fast durchgängig ebenso oder noch weit stärker allegorisirend waren die anderen nennenswerthen Entwürfe jener Concurrenz, welche sich auf der Kunstausstellung desselben Jahres in einem besonderen Zimmer vereinigt fanden. Da war zunächst, nach dem Berichte des Cataloges jener Ausstellung, der Entwurf des Directors Rode, eine Zeichnung. Die Reiterfigur nach der gegebenen Vorschrift. Unten am Piedestal acht Allegorien im Basrelief, ganz im Geschmacke des vorigen Jahrhunderts, nicht geistlose Erfindungen, aber ohne beigegebene Uebersetzung zuweilen unverständlich. Es waren:

1. Die Eroberung Schlesiens: Die Göttin des Herzogthumes Schlesien, wie der Catalog sagt, überreicht der Göttin des Königreiches Preußen die herzogliche Krone.
2. Der siebenjährige Krieg, gegen sechs Könige geführt: Eine Bellona, die mit ihren Schilde sechs Pfeile aufgefangen hat.
3. Friedrichs Sorge für Stadt und Land: Eine weibliche Figur, in der einen Hand Garben, in der anderen eine Maurerkrone.
4. Die friedliche Vereinigung Westpreußens mit Ostpreußen: Eine weibliche Gestalt verbindet die beiden Wappenschilde mit einem Oelzweige.
5. Die Hebung von Kunst und Handwerk: Werkzeuge in der Hand der Athene und zu ihren Füßen.
6. Der deutsche Fürstenbund, der durch den bayerischen Erbfolgekrieg veranlaßt wurde: Die Friedensgöttin, mit einem Bündel Pfeile, das ein Oelzweig umschlingt. (Diese Idee war schon auf dem bekannten Gemälde Rode's, das denselben Gegenstand behandelt, ausgedrückt.)
7. Die Gesetzgebung: Gesetzestafeln und Wagschale in der Hand der Justitia.
8. Endlich Friedrichs Wohlthaten zum Besten des Landes: Aus dem Füllhorn einer weiblichen Figur strömen reiche Gaben hernieder.

Interessant dürfte ferner der Entwurf von Carstens sein, der damals noch als Professor an der Akademie in Berlin lebte; es war ein Modell in Gyps mit Postament, dem er selbst folgende Erklärung beigab:

„Ich habe mir vorgesetzt, erstens den Willen Sr. Majestät, so wie derselbe in der Publikation Sr. Excellenz des Herrn Staatsministers von Heinitz angezeigt worden, auf's pünktlichste zu befolgen, und dabei zweitens so viel von der persönlichen Aehnlichkeit und den charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieses Helden auszudrücken, daß er auch in seiner antiken Umkleidung dennoch kenntlich sei, ohne doch dadurch die Größe und Reinheit der Formen, die in einem Monumente dieser Art als wesentlich erfordert werden, hintanzusetzen."

Digitized by Google

Das Liebesthal dazu war von Genelli, der sich ebenfalls an den Willen des Königs gebunden hatte.

Auch der damalige Oberhofbauamtsconducteur Genz sandte von Rom aus einen Entwurf, der den König in der Toga zu Pferde darstellte; rechts und links vom Monumente zwei Säulen, auf denen die Thaten des Königs in Krieg und Frieden bildlich vereinigt waren.

Einen merkwürdigen Entwurf lieferte der Rector Frisch. Die Darstellung war auch „antik“, aber nicht römisch, sondern germanisch, in der Art des großen Cheruskerfürsten. Die Schultern des Königs sind von einer Löwenhaut bedeckt, — sein Haupt ziert ein Diadem; so hoffte Frisch zugleich dem Nationalgefühl gerecht zu werden. Die Statue war umgeben von den sitzenden Figuren der Minerva, einer Personification des Vaterlandes, und der des Genius der Geschichte, welcher unter anderen den Namen des Tacitus, als des ersten, der über die Deutschen Kunde giebt, in ein aufgeschlagenes Buch schreibt.

Welches war nun das Resultat dieser Concurrenz? Ein wesentliches läßt sich kaum anführen. Nur gelang es dem Minister von Heintz, von dem Könige die Erlaubniß zu einer Reise Schadow's nach Stockholm, Petersburg und Kopenhagen zu erlangen, wo dieser sich über die Art des Bronceguſſes instruiren sollte; denn seitdem Jakobi 1700 den Guß der Schlüter'schen Friedrich-Wilhelm-Statue vollendet hatte, war etwas Aehnliches in Berlin nicht unternommen worden.

Die Reise Schadow's war vollendet. Heintz plante eine zweite desselben Künstlers nach Paris, wo der berühmte Pelletier eine Guswerkstatt unterhielt, und hatte schon die Zustimmung des Königs für seinen Plan ausgewirkt, als die Bluthherrschaft Robespierre's dies Unternehmen unmöglich machte, da, die darauf folgenden politischen Wirren, vor allem der Kriegszug gegen Frankreich, schließlich jeden Gedanken an die Ausführung des Denkmales auf lange Jahre verdrängte. Die trüben Jahre der politischen Erschlaffung, welche auf die zugleich alle wahren und großen Interessen nach haltende Zeit Friedrichs gefolgt war, schien auch auf das Gebiet der Kunst ihre traurigen Einwirkungen üben zu wollen. —

Ehe wir nun zu jenem neuen Stadium in der Denkmalsfrage und den Entwürfen des Jahres 1797 übergehen, müssen wir, wenn auch nur kurz, eines Streites gedenken, der sich schon im Verlaufe jener ersten Concurrenz entspann, und der höchst bedeutsam ist für die Charakteristik der damaligen Kunstanschauungen. Denn dies ist ja die Zeit, in welcher der Glaube an die Möglichkeit der Herbeiführung humaner Verhältnisse in antiker Form einerseits, auf politischem Gebiete, so absichtliche Auswüchse, und andererseits, auf dem der Kunst, so herrliche Früchte zeitigte. Damals lebte das Gefühl für die versunkene Schönheit des Griechenthums mächtig auf. Winkelmann hatte den verdorbenen Geschmack in diese Bahnen geleitet, und Karstens zuerst, und auf architektonischem Gebiete Gilly, und noch herrlicher Schinkel, sahen wieder mit den Augen der Griechen und fanden die Formen und Linien, die drei Jahrhunderte früher Raphael und Michelangelo schon einmal entdeckt hatten, und die allein bestimmt scheinen, dem Schönen und Edlen einen wahren Ausdruck zu geben. — Und neben diesen Anschauungen bildete sich die andern heraus, die, ebenfalls den Manierismus verlassend, einer natürlichen, streng realistischen Auffassung folgen und die in den Meisterwerken eines Schadow und in der schließlichen großartigen Lösung der uns beschäftigenden Denkmalsfrage so entscheidende Triumphe feierten, daß ihnen allein die Zukunft zu gehören scheint. Damals nun eröffnete Vogel die obenerwähnte Fehde literarisch, und zwar mit einer Abhandlung, welche die Anwendung des römischen Costüms als eine „Ungereimtheit“ zu erweisen suchte; der König werde dadurch um zweitausend Jahre und zu einem Volke zurückversetzt, das nur Herren und Sclaven kannte, während er selber doch die Einheit des Menschengeschlechtes anerkannt und gelehrt habe, daß die Könige um des Volkes willen da seien. — Im Ganzen sachgemäßer, wenn auch mit mehr Derbheit vorgetragen, waren die Gründe, welche der Finanzrath v. Hagen für die gegentheilige Ansicht geltend machte. Der Minister von Heintz nun, um die Sache zu entscheiden, forderte die Mitglieder der Akademie auf, einzeln ihre Meinung in dieser Angelegenheit zu äußern.

Es waren gewichtige Stimmen, die sich jetzt gegen die antike Auffassung erhoben. Schadow hatte auf seiner Reise Fürstenmonumente in antiker und historischer Auffassung gesehen und war dadurch bestimmt worden, sich gegen das römische Costüm zu erklären. In einem diese Frage behandelnden Vortrage vom Ende December 1791 legt er seine Ansicht des näheren dar und läßt unter anderem verlauten: „Diese Figuren in römischer Tracht scheinen nichts mehr mit uns zu thun zu haben, und es gehört immer erst eine Art von innerlicher Ueberredung dazu, um sie für das anzusehen, was sie darstellen sollen.“ Bekannter noch dürften seine Ausführungen über einige in den Propyläen abgedruckten Sätze Goethe's, die Ausübung der Kunst in Berlin betreffend, sein, in denen er dieselben Anschauungen, oft nicht ohne beißende Ironie, Goethe gegenüber aufrecht erhält.

Derselben Meinung ist Chodowiecki; er erklärt, das natürliche Gefühl sei hier maßgebend, und das erheische die getreue Darstellung der Wirklichkeit. Er weist auf die weite Verbreitung seines eigenen Kupferstiches hin, der den König in der angegebenen Weise darstelle, gegenüber der kleinen Statue von Eckstein in römischem Costüm, die von Niemandem gekauft werde.

Langhans, der Architekt, von dessen großartig angelegtem Denkmalsprojecte unten ausführlich die Rede sein wird, stimmt mit den genannten Männern überein.

Für das römische Costüm stimmen unter Anderen der Kanzler von Hofmann, der an den guten Geschmack appellirt, und der Rector Frisch, der die nothwendige Vermeidung einer Disharmonie der allegorischen Nebenfiguren zur modernen Hauptfigur als entscheidend erklärt.

Interessant endlich dürfte das Urtheil von Karstens sein, das hier der Hauptsache nach eine Stelle finden mag:

„Zur Befriedigung der Nation — sagt er —, die ihren großen Friedrich gern so, wie sie ihn im Leben gekannt, auch im Monument auf die Nachwelt gebracht sehen möchte, stimme ich für das moderne Costüm mit allen Individualitäten, die diesen Monarchen eigen waren. . . . Aber in Absicht der Kunst kann ich unmöglich dafür stimmen. Man müßte es dem Künstler überlassen, ein nach seinen Kräften möglichst schönes Monument im allgemein anerkannten großen und schönen Stil der Alten, dem großen König würdig und zu seines eigenen Ruhmes Gedächtniß für die Nachwelt zu liefern. Im letzteren Falle wird der Künstler Ruhm und Ehre für sich zum Augenmerk haben und dadurch nicht allein sich, sondern dem großen Monarchen ein würdiges Denkmal setzen.“

Der Minister von Heintz entschied sich für das historische Costüm Friedrichs des Großen und legte in einem Schreiben diese Entscheidung auch dem Könige nahe. Der aber blieb bei seiner alten Meinung, „das jetzige Costüm schicke sich nicht für Statuen“. Damit war jener Streit für jetzt entschieden. Die Denkmalsfrage selbst aber wurde für Jahre aus dem Gesichtskreise verdrängt, an dem dunkle politische Wolken heraufzogen.

Erst das Jahr 1797 brachte den Frieden jenes thatenlosen Krieges. Die ruhmlose Zeit aber ließ jetzt den Gedanken an die große Vergangenheit um so lebhafter in den Vordergrund treten; und nichts erschien in diesen ernsten Tagen beruhigender, als dem gewaltigen Helden Friedrich, in dem gleichsam die vaterländische Kraft und Fähigkeit sichtlich vor Augen stand, sein überdies ihm längst geschuldetes Denkmal zu setzen.

Wieder war es der unermüdliche Heintz, der, Allen voran, den Plan seiner Verwirklichung entgegenzuführen suchte. Der Erlaß, welcher eine erneute Concurrenz ausschrieb, erging im Frühling des Jahres und sah diesmal, entsprechend der Zeitbestimmung und in Rücksicht auf die bei der ersten Concurrenz gemachten Erfahrungen, von allen beengenden Vorschriften ab.

Schon in der Kunstausstellung desselben Jahres, die im September eröffnet wurde, konnten die gelieferten Entwürfe dem Publikum vor Augen gestellt werden. Es waren großartig angelegte Arbeiten, die man hier zu sehen hatte. Die Künstler waren jetzt eben doppelt von dem Gefühle durch-

Digitized by Google

drungen, daß hier ein ganz gewaltiges Werk zu schaffen sei, und dazu schien die Plastik nicht mehr auszureichen. Denn die meisten Entwürfe zeigen jetzt zugleich architektonische Anlagen, die theilweise riesenhafte Dimensionen annehmen.

Von den Ausstellern der vorigen Concurrenz finden sich nur zwei wieder: Genz und Schadow. Der Letztere hatte eine ganze Anzahl von Entwürfen eingereicht, die den König in allen Stellungen zeigen, zu Pferde, zu Fuße, und auf dem Throne sitzend. Der Ausstellungskatalog nennt zunächst zwei, in welchen der Meister die antike und moderne Auffassung gegenüberstellt. Der eine dieser beiden Entwürfe stellte den König in modernem Costüme dar, mit dem unvermeidlichen Commandostabe, den er auf Gesetzbücher stützt; daneben liegt die Krone. Unten am Postamente die Gerechtigkeit in starrer ägyptischer Auffassung, „um ihr ein göttliches Ansehen beizulegen", ferner Ackerbau und Industrie, darüber der schwebende Adler. Der Parallelentwurf gibt den König in römischer Kleidung, mit dem Schwerte in der Rechten und einem Oelzweige in der Linken. Unten am Fußgestelle lauscht Mars dem Apollo, der die Saiten seiner Leier rührt. Der Idee Friedrich Wilhelms trägt er in zwei weiteren Entwürfen Rechnung, Reiterstatuen in römischer Gewandung, denen er eine solche nach der Lieblingsidee des Volkes und jedenfalls auch nach seiner eigenen gegenüberstellt. Die erste zeigt ein belebtes Bild: der König, in vollem Galoppe mit fliegendem Mantel, vor ihm her die Victoria mit errungenen Siegeskränzen. Das Ganze ruht auf vier antiken Säulen. Dazwischen die preußische Monarchie, welcher Schlesien und Westpreußen huldigen, als die Länder, die der große König dem alten Staate hinzuerworben hatte. Ganz in den Grenzen des Erlasses von 1791 hielt sich die nächste Statue: Der König in der römischen Tunica, sein Volk segnend, nach dem beliebten Vorbilde des Marc Aurel, das ja seit Jahrhunderten unzähligen Reiterbildern die Formen lieh. Aber merkwürdig schon hier: die Basreliefs des Liebesfalls geben Bilder aus des Königs Leben mit ganz historischer Treue. Nur an der Vorderseite fanden wieder Mars und Minerva ihren Platz.

Leider ist der nächste Entwurf in seinen Einzelheiten nicht bekannt. Nach ihm hätte der Meister das Denkmal am siebsten ausgeführt gesehen: der König so, wie er sich täglich den Blicken des Volkes dargeboten hatte. Der Vergleich mit dem, was Rauch dargestellt, wäre von größtem Interesse gewesen.

Die beiden letzten Entwürfe endlich entsprechen in ihrer Anlage mehr den in's Großartige gehenden Projecten der übrigen Aussteller dieser Concurrenz. Der eine zeigt ein Grabmal, für welches eine eigene Capelle oder Nische gewünscht wurde. Der König, in ein Leichentuch gehüllt, liegt nachdenklich auf einem Sarkophage, und rings um das Grab sind die trauernden neun Musen gruppirt. Der Fries des Sarkophages zeigt ebenfalls weinende Krieger. (Vgl. den oben erwähnten Entwurf Schadow's von 1787.)

Nach der letzten Vorlage Schadow's ist der König auf dem Throne sitzend dargestellt, unter ihm Minerva und die preußische Monarchie, und um sie her ihre Schützlinge: Kunst, Wissenschaft, Ackerbau, Viehzucht und Fleiß.

Es ist unmöglich, hier in's Einzelne jene anderen großartigen Anlagen vorzuführen, welche die übrigen Künstler dieser Concurrenz entwarfen, Projecte, deren Ausführung theilweise Hauptplätzen von Berlin ein ganz verändertes Aussehen gegeben hätten. Verhältnißmäßig einfacher nach waren die Pläne von Hirt und Langhans; der Entwurf des Letzteren der, welcher den Preis errang.

Der Baurath Alois Hirt, der Archäologe, dessen Verdienste um die Errichtung des Museums bekannt sind, reichte fünf Zeichnungen ein, die ein anschauliches Bild seines Entwurfes geben. Im Lustgarten, damals einem öden, mit Gras bewachsenen Platze, sollte inmitten von Baumanlagen ein länglicher Tempel erbaut werden mit Vorhalle und umgeben von freien Säulengängen. Im Giebelfelde zeigt ein Basrelief die Apotheose Friedrichs, der von dem Genius der Unsterblichkeit zum Olymp emporgetragen wird. Preußen und Brandenburg in Gestalt von Adlern ziehen mit; in der Mitte des Giebels eine eben herabschwebende Victoria. Im Inneren des Tempels die Statue des Königs, etwa so, wie Canova Napoleon in der Brera zu Mailand dargestellt hat, in idealer Nacktheit. In der Linken hält er das Scepter, die Rechte ist segnend ausgestreckt. Die Innenwände geben in zwölf großen Basreliefs die Thaten des Helden, die auch im Pronaon auf sechs Tafeln genannt sind. Auf dem gegenüberliegenden Giebelfelde stellt ein Basrelief die königliche Familie dar, welche den Namen ihres großen Ahnherrn ehrt. Dieser Tempel sollte aus bläulichem Marmor aufgeführt werden, zu dem die Statue des Königs und die Basreliefs und Inscriptionstafeln in weißem Marmor allerdings einen schönen Gegensatz gebildet hätten. Des Nachts sollten ihn zwei mächtige Candelaber beleuchten.

Ein interessanter Entwurf ist der des Oberhofbauraths Langhans, des Vaters, rühmlichst bekannt als Erbauer des Brandenburger Thores. Sein Gedanke war folgender: Auf einem Unterſatze von auch Stufen erhebt sich ein Rundtempel, dessen nach dem Pantheon gebildete Kuppel von zwölf ionischen Säulen getragen wird. In der Mitte des Tempels steht die in Bronce gegossene Statue Friedrichs; auf den außen emporführenden Stufen sollten Löwen die Wacht. Ueber dem Architrav deuten Basreliefs auf die vier von Friedrich geführten Kriege; dazwischen Victorien. Dieser Entwurf mochte von den Besuchern der Ausstellung damals mit besonderem Interesse betrachtet worden sein; denn eine Anmerkung dazu im Kataloge besagte: „Dies Monument wird auf Sr. Majestät Befehl am Anfange der Linden zwischen dem Palais des Prinzen Heinrich K. H., der Bibliothek und dem Opernhause errichtet werden." Wir werden sehen, wieso es nicht dazu kam.

Ebenfalls einen Rundtempel macht der Professor Genz zum Mittelpunkte seiner gewaltigen Anlage. Dieser Tempel sollte von weißem Marmor auf einem 21½ Fuß hohen viereckigen Unterſatze errichtet werden, die Kuppel aber auf doppelter Säulenreihe ruhen. Die Eingehenden dieser Tempels haben Rücksichtlich mit dem von Langhans entworfenen. Auch hier steht im Innern die Bronceſtatue Friedrichs auf fünf Fuß hohem Sockel. Auf dem Vorplatze vor dem Tempel sollte sich ein Obelisk erheben. Als den Ort für das Monument hatte Genz sich ebenfalls den heutigen Opernhausplatz gedacht In der Richtung der Linden sollten zwei Fahrwege die Anlage tangiren, ebenso zwei Colonaden für die Fußgänger; beide aber durch einen überwölbten Weg verbunden werden, der quer durch die Mitte der ganzen Anlage, also auch durch den Unterbau führte. Die vier Ecken des letzteren wurden durch vier Pavillons bezeichnet, deren Bestimmung in folgender Weise angegeben war: der in der Nähe des Zeughauses sollte als Artilleriewache dienen, der gegenüberliegende zum Palais (dem alten kronprinzlichen) gezogen werden; in dem am Opernhaus sollte eine Restauration für die Theaterbesucher errichtet werden, der vierte endlich Kaufläden in sich aufnehmen.

Den heutigen Leipziger Platz*) hatte Gilly, der Lehrer Schinkel's, sich für die Anlagen seines Monumentes auserseh en, deren Entwürfe die Jubiläumskunstausstellung von 1886 dem Publikum zum zweiten Male vorführte. Dieser Plan zeichnete sich, wie durch seine kolossalen Verhältnisse, so durch die einfachen, antik-würdigen Formen der Architektonik aus und hätte gegen die heutige Anlage dieses Platzes nicht zurückgestanden. Auch hier ein Tempel auf länglich viereckigem Unterbau; dem letzteren kommt jedoch eine größere Bedeutung zu, als bei den bisherigen Entwürfen. Bogengänge eröffnen eine Durchsicht durch denselben und in der Mitte faßt er ein weites Gewölbe, welches den Sarkophag birgt. Hier hatten des großen Königs Gebeine Platz finden sollen. Der Tempel selbst, von hellerem Gestein erbaut, zeigt die schönen Formen der dorischen Ordnung; in den Giebelfeldern zwei Basreliefs. Geflügelte Pferde ziehen einen Streitwagen, von dem aus der König mit Blitzen seine Feinde niederschmettert; über seinem Haupte schwebt

*) Der Leipziger Platz war bekanntlich auch ein Tummelplatz für die großartigen Ideen Schinkel's; hier wollte er weite Bauten anlegen, deren Mitte ein großer protestantischer Dom bilden sollte. Leider fehlte es damals an Geld.

Digitized by Google

ein Adler mit dem Siegeskranze. Das andere zeigt den Fürsten mit der Friedenspalme auf hohem Throne, neben ihm der Adler mit den Blitzen und vor ihm das versammelte Volk. Das Innere des Tempels birgt auf hohem Untersatze des Königs Statue in einer Nische stehend. Vor dem Gebäude erheben sich nach der Leipziger Straße zu vier, nach dem Thore zu zwei hohe Obelisken. Auch das zu erbauende Thor wurde mit in den Entwurf gezogen; es war ebenfalls antik gehalten und oben von einer Quadriga gekrönt. —

Das also waren die großartigen, fast durchweg edel gehaltenen, jedenfalls mit vollem Verständnisse für die hohe Aufgabe gearbeiteten Entwürfe dieser zweiten Concurrenz. Fast jedem Maßstabe, hinsichtlich der Größe der beabsichtigten Anlage, und jeder Geschmacksrichtung war Rechnung getragen. Und dennoch sollte der Unstern, der über dem Werke zu schweben schien, auch jetzt nicht erlöschen. Keiner der Aussteller, auch Langhans nicht, der doch den Preis davongetragen, durfte sich rühmen, daß je ein Stein zur Verwirklichung seines Projectes herbeigetragen sei.

Mitte October wurde die Ausstellung beendet, und am 16. November desselben Jahres schloß Friedrich Wilhelm II. die Augen.

Und damit ging für lange Zeit auch die Denkmalsfrage zur Ruhe. Friedrich Wilhelm III. besaß neben mancher anderen Herrlichkeit auch die, daß er ausgezeichnet rechnen konnte. Und daß für die nächste Zeit dem Staate nichts so nöthig wäre, als Geld, das wußte er schon beim Antritts seiner Regierung nur zu gut. Und wenn ja etwas für das Denkmal geschah, so waren es Kostenanschläge und Rechnungen, bei denen jetzt natürlich ein so umfangreicher Entwurf, wie der von Langhans, nicht mehr in Betracht kam.

Zwanzig Jahre vergingen, bis man der großen Sache wieder ganze Kräfte weihte, und wiederum dreißig, ehe sie ihre große Lösung fand. Erst mußte ein Menzel kommen, welcher der Zeit des großen Königs und ihren Helden die typischen Formen gab. Jetzt erst konnte man den „alten Fritz" so, wie wir ihn jedergeit vor Augen haben, und wie ihn tausend Bilder auch dem letzten Manne im Preußenlande zum alten Bekannten machten. Und erst mußte ein Rauch erstehen, der dem Volke seinen König gab, wie es ihn zu sehen gewillt war: schlicht und groß.

Feuilleton.

Iwanok.

Von Leopold von Sacher-Masoch.

Das russische Volk ist ein Bauernvolk, es wurzelt mit allen seinen Nerven in der Erde, und dies ist das Geheimniß seiner elementarischen Kraft, seiner Standhaftigkeit, seiner Größe im Dulden einerseits, wie seiner Vertrautheit mit der Natur, seiner naiven Empfindung, seiner Schalkhaftigkeit andererseits.

Auch durch die Märchenwelt dieses Volkes weht ein Erdgeruch und etwas wie der animalische Duft eines neuen Schafpelzes. Es sind Bauernmärchen, die und der Russe erzählt, und der vornehmste Held dieser Märchen ist immer der Bauer, wie der Heros des russischen Volksepos der Bauernsohn Ilia von Murom ist.

Die Gestalt Iwanok's finden wir übrigens auch schon in den Bilini, dieser russischen Iliade und Odyssee. Neben den Helden der Tafelrunde von Kiew erscheint Ivona Berennikoff und schlägt sie durch seine Bauernschlauheit aus dem Felde. Hier finden wir schon jenen Zug, der in dem Märchen von Iwanok noch deutlicher hervortritt und welcher das russische Volk charakterisirt. Im Gegensatze zur germanischen Heldensage, wo Muth und Körperkraft Alles sind, wird in der russischen von Anfang an die geistige Ueberlegenheit höher geschätzt als die körperliche.

Der Russe zeigt sich im Gegensatze zum Deutschen, der gleich bereit ist, dreinzuschlagen, stets geneigt, vorerst zur Schlauheit seine Zuflucht zu nehmen.

Iwanok ist die Incarnation dieses wahrhaft russischen Charaktergugs im Allgemeinen und des kleinrussischen Bauern insbesondere. In ihm hat der Kleinrusse gleichsam sein Selbstportrait geliefert, und zwar hat er mit dem köstlichen Humor, der ihm eigen ist, dabei den Schatten ebenso wenig gespart wie das Licht. Er steht, im Iwanok verkörpert, vor uns, wie er selbst und lebt, mit seiner ganzen Gutmüthigkeit und Verschlagenheit, seiner unerschöpflichen Geduld, seiner Arbeitsamkeit und seiner Trägheit, je nachdem es die Umstände geben, heute ausgelassen heiter, morgen schwermüthig, jedergeit genügsam, den Tod verachtend und nichts fürchtend als Gott.

* * *

Vor der Thüre seiner mit Stroh gedeckten Lehmhütte sitzt Iwanok auf der Erde, bindet den gebrochenen Kochtopf mit Draht zusammen und seufzt. Auf der Schwelle steht Kasija, seine Frau, die Arme in die Seiten gestemmt und kocht ihn aus. Jung und hübsch, sieht sie sich auch gerne hübsch an. Sie weiß, daß sie in ihren rothen Saffianstiefeln, dem bunten Leinwandrock, dem blauen Mieder, dem weißen, farbig gestickten Hemde und der kurzen Schafspelzjacke ihrem Manne nur zu gut gefällt und daß die rothen Korallen, die ihre Brust bedecken, und das rothe Tuch, das sich einem Turban gleich um ihr schwarzes Haar schlingt, ihr vollends das Ansehen einer Dorfsultanin geben. Sie kann sich schon etwas herausnehmen und sie ist nicht die Frau, von ihrer Macht keinen Gebrauch zu machen.

„Nun hält er wohl wieder," sagt Iwanok.

„Wozu plagst Du Dich so mit dem alten Scherben?" ruft Kasija, „er taugt ja doch nichts mehr."

„Man muß es doch noch versuchen."

„Ein alter Topf und eine junge Frau, das paßt doch nicht zusammen?"

„Du hast Unrecht, Kasija, eine junge Frau ist eine kostbare Frau, da muß man auf der anderen Seite um so mehr sparen. Ueberhaupt muß sich der Mensch in jeder Lage zu helfen wissen, Gott anrufen, aber selbst die Hände anlegen. Dann muß sich der Mensch durch nichts einschüchtern, durch nichts verblüffen lassen, niemals den Kopf verlieren."

„Wenn ich will, verliert Du ihn doch," spottete Kasija.

„Das ist etwas Anderes," gab Iwanok lächelnd zur Antwort. „Je mehr ich durch Dich ausstehe, um so vergnügter bin ich, denn nur ein Mensch, der zu dulden versteht, kann das Schicksal bezwingen."

„Du sprichst gerade so, als ob Du mein Schwe wärest," rief Kasija und stieß mit dem Fuße gegen den Topf, so daß er in hundert Stücke zerbrach.

„Nun ist er hin," sagte Iwanok.

„Kaufe einen neuen."

„Dazu braucht man Geld."

„Arbeite, Faulpelz, dann wirst Du Geld haben."

„Arbeite ich denn nicht? Ich arbeite den ganzen Tag."

„Womit denn?"

„Mit dem Kopfe," sagte Iwanok, „und da ich mit meinem vornehmsten Theile arbeite, so hast Du noch weniger ein Recht, mich einen Faulpelz zu nennen, als Jene, die mit ihren Händen oder Füßen thätig sind."

„Was arbeitest denn Du mit Deinem Kopfe?"

„Ich denke nach."

„Ja, über allerhand tolle und nichtsnutzige Streiche."

„Wenn man nicht nachdenkt, macht man dumme Streiche, das ist viel schlimmer."

„Wann hättest Du einen dummen Streich gemacht?"

„Als ich Dich zum Weibe nahm, Kasija."

Diesmal sperrte Kasija ihrem Manne die Thüre vor der Nase zu.

„Laß mich ein," bat er.

„Nein, Du mußt bestraft werden, weil Du so eine Frau genommen hast."

„Wie lange soll ich denn draußen bleiben?"

Digitized by Google

„Bis Du mit einen neuen Topf gebracht hast.“

Jwanok seufzte und ging durch das Buchweizenfeld hinüber zum Deutschen, der vor seinem Hause stand und seine Pfeife rauchte.

„Guten Tag.“

„Guten Tag.“

„Kannst Du mir einen Kochtopf leihen, Michel?“

„Warum nicht?“

So gab denn Michel dem Jwanok einen großen Topf und dieser kehrte damit zu seiner Frau zurück.

Nach drei Tagen brachte Jwanok dem Deutschen den Topf zurück und noch obendrein einen kleinen Topf.

„Was soll ich mit dem zweiten Tople?“ fragte der Deutsche.

„Er gehört Dir,“ gab Jwanok zur Antwort, „Dein Topf hat Junge bekommen und dieses Töpfchen ist sein leibliches Kind.“

„Dann freilich,“ sagte der Deutsche und dachte ihn heimlich aus. „Wenn der Dummkopf meinte, ein Topf könne Junge bringen,“ sagte er zu seiner Frau, „so kann ich das Töpfchen schon annehmen.“

Nach einiger Zeit kam Jwanok wieder und bat, ihm den großen Topf zu leihen, und der schlaue Deutsche gab ihm den Topf mit Freuden, denn er meinte, derselbe könne wieder Junge bekommen.

Doch ein Monat verging um den anderen und weder Jwanak, noch der Topf ließen sich blicken. Da hopte der Deutsche eines Tages an Jwanak's Fenster.

„Höre Jwanok, wie befindet sich wohl mein Topf?“

„Dein Topf, Michel,“ erwiderte Jwanok, „o, der arme Topf, gestern ist er erkrankt und heute Nacht ist er gestorben.“

„Das kannst Du einem Anderen weiß machen!“ rief der Deutsche, „wie kann denn ein Topf sterben?“

„Da Du Dich nicht darüber gewundert hast, Michel, daß Dein Topf ein Kind bekommen hat, so darfst Du Dich auch nicht darüber verwundern, daß er gestorben ist.“

Der Deutsche ging beschämt nach Hause und sagte zu seiner Frau: „Ich dachte, ich sei schlau, der Jwanak ist noch zehnmal schlauer als ich.“

* * *

„Was spielst Du denn fort die Geige,“ sagte Kasja zu ihrem Manne, der in der Stube saß und den Fidelbogen lustig hin und her gehen ließ, „denke doch lieber daran, daß ich eine Kuh haben möchte.“

„Wenn es nichts Anderes ist,“ erwiderte Jwanok, der eben den Armenier vorübergehen sah mit einer Kuh, die er am Seile führte, „gib mir nur einen von Deinen rothen Stiefeln und Du sollst die Kuh haben.“

Kasja gab ihm den kleinen rothen Stiefel und Jwanok lief rasch voraus durch den Wald, und an einer Stelle, wo der Armenier vorüber mußte, warf er den Stiefel mitten auf den Weg.

Der Armenier kommt langsam nach mit seiner Kuh und hebt den Stiefel auf.

„Schade,“ murmelt er, „wenn es ein Paar wäre, könnte ich meinem Weibe eine rechte Freude damit machen, aber was fange ich mit einem an?“ Er wirft den Stiefel fort und geht weiter mit seiner Kuh, die er nur mit Mühe vorwärts bringt.

Jwanok hob aber leise den Stiefel auf, lief eiligst durch den Wald voraus, bis er wieder einen Vorsprung hatte und warf den Stiefel mitten auf den Weg.

Der Armenier hob ihn auf und dachte: was bin ich für ein Dummkopf, hätte ich den ersten aufgehoben, hätte ich jetzt ein Paar. Jetzt heißt es rasch zurück, ehe ihn ein Anderer aufhebt. Er band seine Kuh an den nächsten Baum und lief den Weg zurück, den er gekommen war.

Jndeß schnitt Jwanok den Strick ab und brachte die Kuh seiner Frau.

Und wenn der Armenier nicht müde geworden ist, läuft er heute nach hinter dem Stiefel her.

* * *

Der Pole sah Jwanok auf seinem Acker arbeiten und sprach zu ihm: „Du kannst leicht für zwei arbeiten, Jwanok, ich habe meinen Grund genau so groß wie der Deine. Willst Du ihn bearbeiten, so soll die Hälfte Dein sein und ich werde mich mit der anderen Hälfte begnügen.“

„Wir ist es recht,“ gab Jwanok zur Antwort. Jwanok pflügte also das Feld des Polen eben so gut, wie das seine und säete Korn. Als die Ernte kam, theilte er redlich, schnitt die Aehren ab für sich und ließ dem Polen die Stoppeln.

Der Pole strich sich den Schnurrbart und sprach: „Es ist wahr, Du hast mir die Hälfte gegeben, aber nächstes Jahr will ich die obere Hälfte haben, dann haben wir gerecht getheilt.“

„Wir ist es recht,“ gab Jwanok zur Antwort. Nächstes Jahr säete er Kartoffeln und gab dem Polen die Blätter.

* * *

„Was thust Du denn wieder für Zeug?“ fragte Kasja, als sie Jwanok einen kleinen hölzernen Wagen anfertigen sah.

„Dieser Wagen soll mir viel Geld einbringen,“ erwiderte Jwanok. Er zog den Wagen auf den Berg hinaus und wartete bis die Juden kamen, welche hier am Sabbathe gern spazieren gingen. Nun fuhr er mit lautem: Whisha ho! den Berg hinab.

„Was hast Du da für einen Wagen, der von selbst fährt?“ riefen die Juden.

„Dieser Wagen ist ein Kunstwerk,“ erwiderte Jwanok, „ich werde ihn auf die große Messe nach Kiew bringen und einen Sack voll Geldes dafür heimtragen.“

„Verkauf uns den Wagen, lieber Jwanok,“ baten die Juden, „wir geben Dir zehn Ducaten. Das ist ein hübsches Stück Geld und Du ersparst den Weg nach Kiew.“

„Nicht für tausend gebe ich den Wagen!“

Endlich einigten sie sich, die Juden bezahlten hundert Ducaten, welche Jwanok eilig nach Hause trug, und die Juden setzten sich nun alle in den kleinen Wagen und riefen: Whisha ho! Doch der Wagen rührte sich nicht von der Stelle, da er auf ebener Erde stand, und endlich brach er sogar unter der Last und die Juden kugelten über einander und fielen zu Boden.

Während kamen sie nun in Jwanok's Hütte, um an ihm Rache zu nehmen, aber da lag der Arme todt auf der Bahre und seine Frau saß weinend neben ihm.

„Ach, könnte ich nur den Hammer heben,“ rief sie immer wieder aus.

„Was hat es für eine Bewandtniß mit dem Hammer?“ fragten die Juden.

„Sobald man mit diesem Hammer,“ erwiderte Kasja in die Ecke deutend, „einen Verstorbenen an der Stirne ganz leise berührt, wird er wieder lebendig.“

Die Juden ergriffen hierauf den Hammer, berührten Jwanok und schon sprang er auf und war wieder lebendig.

„Da Du uns angeschmiert hast mit dem Wagen,“ sagten die Juden, „so mußt Du uns jetzt den Hammer dafür geben.“

„Der Hammer ist viel mehr werth, als der Wagen,“ erwiderte Jwanok, „übrigens soll Ihr selbst schuld, daß der Wagen nicht fährt, da Ihr Euch alle zugleich in denselben gesetzt habt. Alle geht mir noch zehn Ducaten und der Hammer gehört Euch, aber geht vorsichtig damit um.“

Die Juden gaben die zehn Ducaten und eilten dann sofort zu ihrem großen Rabbi, der schwer krank war. Sie dachten: Wenn der Hammer sogar Todte erwecken kann, muß er um so mehr die Kraft haben, Kranke gesund zu machen. Sie berührten also den kranken Rabbi an der Stirne und als er nicht gleich gesund wurde, schwangen sie den Hammer stärker und stärker, bis der Arme todt war.

Mit lautem Geschrei kamen sie nun wieder zu Jwanok und warfen ihm vor, er sei schuld am Tode ihres Rabbi.

„Habe ich Euch nicht gesagt, daß Ihr vorsichtig mit dem Hammer umgehen sollt!“ sprach dieser.

Es half ihm nichts, die Juden zogen ihn aus, streckten ihn in einen Sack und schleppten ihn an den nahen Teich, in der Absicht, ihn zu ertränken. Da kam zufällig ein jüdischer Viehhändler vorbei, der eine Herde Ochsen zur Stadt trieb. Die Juden ergriffen die Flucht und versteckten sich im Walde, Jwanak aber schrie aus vollem Halse: „Ich will nicht König werden, ich will nicht, lieber laß' ich mich in's Wasser werfen.“

Digitized by Google

Der Viehhändler näherte sich dem Sacke, aus dem die Stimme kam, öffnete denselben und Jwanot stieg heraus.

„Was hat man denn mit Dir vorgehabt?“ fragte der Viehhändler.

„Die Juden wollten mich durchaus zu ihrem König machen,“ erwiderte Jwanot, „und da ich mich weigerte, brohten sie mich in's Wasser zu werfen.“

„Wenn es weiter nichts ist,“ sprach der jüdische Viehhändler, „ich will schon König der Juden werden.“

Jwanot hieß ihn also sich entkleiden und in den Sack steigen, band den Sack wieder zu, zog die Kleider des Viehhändlers an, nahm seine Peitsche und trieb die Ochsen rasch fort.

Als die Juden endlich aus ihrem Verstecke hervorkamen und den Sack wieder emporhoben, schrie der Viehhändler: „Ich will schon König werden“; aber es half ihm nichts, die Juden warfen ihn in das Wasser und zogen dann guter Dinge fort, im Glauben, daß sie Jwanot ertränkt hatten.

Im Dorfe aber kam ihnen Jwanot entgegen, die Ochsen vor sich her treibend.

„Wo kommst denn Du her?“ fragten die Juden.

„Gerabenwegs aus dem Wasser,“ sprach Jwanot, „ich bin Euch recht dankbar, daß Ihr mich hineingeworfen habt. Da unten sind Euch die prächtigsten Wiesen und Herden ohne Zahl, von denen Jeder nehmen kann, so viel er nur will.“

Auf das rannten die Juden rasch zurück zu dem Teiche und standen nun am Ufer und blickten hinein.

Da zogen eben Lämmerwolken über den blauen Himmel und spiegelten sich in dem Wasser.

„Sehr Schön!“ riefen die Juden, „er hat die Wahrheit gesprochen, seht die Herden, die hin und her ziehen auf dem Grunde des Wassers.“

Der Aeltergreise unter ihnen warf seine Zobelmütze weg, zog seinen schwarzen Atlasschlaon aus und sprang hinein und da er nicht zurückkam, wurden die Anderen unruhig und riefen: „Er ist im Stande und nimmt Alles für sich und läßt nichts übrig für uns.“

Sie nahmen sich gar nicht die Zeit, sich auszukleiden, warfen nur ihre Mütze weg und sprangen eilig hinein in das Wasser.

Jwanot aber suchte die Mützen zusammen, die am Ufer lagen, das gab einen herrlichen Zobelpelz für Kasja, die Czarin hätte ihn tragen können, und wenn ihn nicht die Motten gefressen haben, trägt sie ihn heute noch.

Aus der Hauptstadt.

Erinnerungen an Josef Engel.

Mit dem Leiter des Kroll'schen Etablissements ist am letzten Tage des Juni ein Stück Alt-Berlin zu Grabe getragen worden. Jeder, der dem mittelgroßen Manne mit dem scharf geschnittenen Profil und dem stets wohlwollenden „gesiebenen“ Ton begegnete, wußte, daß der geborene Ungar, zum Volksberliner umgewandelt, mit der Entwickelungsgeschichte der Reichshauptstadt verwachsen war wie kaum ein Anderer. Wenn er seinen Pompagen selbst kutschierend, den zwei weißen Seidenspitzen unerbeert, durch die Straßen fuhr, begegnete er überall freundlichen Gesichtern, die ihn anlachten und ihn nachahmen, als wollten sie sagen; „Ja, ja, das ist der ewig junge alte Engel, so kennen wir ihn schon länger als ein Vierteljahrhundert.“ Als Engel im Jahre 1851 nach Berlin kam, hat er sich wohl kaum träumen lassen, daß er einmal in eigener Equipage fahren würde. Der arme, wenn auch nicht mehr unbekannte österreichische Geiger war auf der Durchreise nach Petersburg begriffen, wohin ihn ein Sommerengagement rief. Daß er in der preußischen Hauptstadt hängen blieb, verdankte er, wie er im Freundeskreise stets behauptete, seiner feinen Wäsche. Dem damaligen Besitzer des Sommer'schen Concertetablissements in der Potsdamer Straße war sein Capellmeister plötzlich krank geworden. Der zufällig im Local anwesende Engel trat für ihn ein. Als er sich auf dem Podium verbeugte, tönte ihm, noch ehe er den Dirigentenstab hob, von allen Seiten tedhafter Beifall entgegen. „Wissen Sie, woran es lag?“ pflegte er in seiner drastischen Weise zu erzählen, „in Berlin trug man damals Vorhemdchen mit einer Schnur um den Leib. Ich war ein sicher Kerl, und die Leute bekamen zum ersten Mal ein fein gefälteltes Oberhemdchen und Manschetten zu sehen. Das hat ihnen imponirt.“ Engel ließ sich durch ein Engagement als Concertdirigent in Kroll's Garten on eine Stadt fesseln, die ihm vom ersten Augenblick an gefallen hatte. „Die Potsdamerstraßer sprachen so wunderschön deutsch, und die Leutenants saßen bei Kangler unter den Linden, ließen die Beine über die eiserne Rampe hängen und aßen Apfelsinen.“ Mit dem Berliner Teutsch hat sich Engel niemals so recht befreunden können, er sprach sein Leben lang ungarisch-südisch, nur mit dem dritten und vierten Fall hat er wie seine Adoptivlandsleute auf einigen Kriegsfuß gestanden. Daß ihm die mit den Beinen hammelnden und Apfelsinen essenden Lieutenants gefielen, war natürlich. Er hatte kurze Zeit vorher die Wiener Belagerung mit durchgemacht, und die Panduren-ossizier mögen — weniger harmlos ausgesehen haben.

Eine Verbindung mit der Erbin des Kroll'schen Locales machte ihn zwei Jahre nach seiner Uebersiedelung zum Besitzer des Etablissements, in dem er den Dirigentenstab geführt. Er wurde gleichzeitig Katholik, „weil ihm unter den Protestanten schon zu viel Juden waren“. Es hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber er lernte seine Berliner wunderbar schnell verstehen. Das Kroll'sche Etablissement wurde ein Specialitätentheater, Blondin, Rappo, die Beyrta, Tyroler Zobler, Alles echt, wie es der Spreenthener nun einmal liebt. Nur mit den Luftschiffern konnte sich Engel nicht befreunden. Kam da so ein Erfinder zu ihm, wollte in seinem Garten auffahren und verlangte hundert Thaler Vorschuß. „Gewiß, lieber Freund,“ sagte Engel mit unerschütterlichem Ernst, „nur müssen Sie mir gleich noch einen Ballon bauen, daß ich Ihnen nachfahren kann, wenn Sie durchbrennen.“ Diese Vorsicht bei aller Findigkeit und Energie ist Engel bis in die letzten Jahre hinein treu geblieben. Selbst mit dem schaustnnigsten Gedankenflug ließ er sich nur selten ein. Der Agent Mr. Cumberland's verhandelte mit ihm über mehrere Vorstellungen und verlangte dreitausend Mark für den Abend. Engel lehnte dankend ab. „Schwindel! Wenn Mr. Cumberland Bedanken lesen kann, muß er wissen, daß ich nicht so ein Esche bin, darauf einzugehen.“

Engel wuchs mit seinen größeren Zielen. Aus dem Director des Specialitätentheaters entpuppte sich allmählich einer der geschicktesten Schauspiel- und Opernleiter. Mit harmlosen Detectivstücken, mit dramatisirten Märchen, die um eine gelegentlich erfundene Coulisse herumgeschrieben waren, hat er begonnen, als kundiger Orchesterdirigent, als Schöpfer eines bedeutenden musikalischen Kunstinstituts hat er geendigt. Wachtel, Niemann, Gerster, die Patti, Marcella Sembrich, sie alle haben auf der Kroll'schen Bühne ihre Triumphe gefeiert und verdanken ihr nicht den kleinsten Theil ihrer Erfolge. Aber wie wußte er auch mit seinen nicht immer gleich trefflichen Künstlern umzugehen! Der unsichere Sänger wußte durchaus in der Partie des Don Juan auftreten und derlei sich dabei auf die Vorgänge seiner äußeren Erscheinung. Engel wußte ihn zu beruhigen. „Sie sind ein schöner Mann. Ich bin ein schöner Mann. Sing' ich den Don Juan?“ Gesungen hat er ihn freilich nicht, aber gespielt hat er ihn oft genug, vor und hinter den Coulissen.

Es kam die Zeit der Ernte nach rastloser Mühe und Arbeit, die Zeit, wo sich Alter Augen vor dem Aufgehen und nach dem Fallen des Vorhanges auf die kleine Profeenumdrapage ließen und der Kroll'schen Bühne richteten, um dort den Rath Engel, eine bunte, Ordensrosette im Knopfe des tadellos sitzenden Fracks, erscheinen zu sehen. Im Hintergrunde sichtbar, mit unsichtbarem Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Bühne folgend, sah er da, richtete sich nach dem Fallen des Vorhanges auf, warf einen ruhigen Herrscherblick in das Publikum und verschwand, um sofort beim ersten Einsetzen des Orchesters wieder zu erscheinen. Er wußte, daß seine Person in den Rahmen des Locales hineingehörte, daß dem Berliner der genius loci nicht fehlen durfte.

Engel war ein Original im besten Sinne des Wortes. Wie bei jedem Menschen, der die Augen der Menge auf sich gerichtet weiß, war in seinen öffentlichen Haltung viel Pose, im Privatleben war er der liebenswürdigste und gesprächigste Gesellschafter. In seinen Gedächtnisse war die Theatergeschichte der letzten fünfzig Jahre aufgespeichert und er erzählte gern und gut aus dem unerschöpflichen Schatze seiner Erinnerungen. Ein prosessioneller Plauder ist Engel nie gewesen. In dem größeren Theile der Kalauer, die man ihm aufgebürdet hat, ist er unschuldig. Was wir oben an treffenden, schlagfertigen Bemerkungen mitgetheilt, haben wir aus seinem eigenen Munde am Sichen'schen Stammtische gehört, den er, ohne ein Biertrinker zu sein, täglich zur Frühschoppenzeit besuchte. Er war ein scharfer Beobachter, der stets eigenartig sah und für die Wiedergabe des Gesehenen instinctiv den treffenden Ausdruck fand. Daß über der Synonymik die Grammatik in die Brüche ging, erhöhte die Wirkung seiner Bonmotsmanie.

Ein tüchtiger Kaufmann, stets die Rentabilität seines Unternehmens im Auge haltend, hat sich Engel doch immer den Ruf idealer unserer Geschäftsführung zu erhalten gewußt. Von seiner Wohlthätigkeit ist wenig bekannt geworden, aber er hat manchem armen Künstler aus der Noth geholfen, ohne davon viel Aufhebens zu machen. Der Berliner Journalistik ist er stets mit besonderem Wohlwollen entgegengekommen, und so ist es denn nicht mehr als billig, daß sie in wohlverdienten ehrenden Nachrufen die Schuld der Dankbarkeit abträgt. G. M.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig.** Durch alle Buchhandlungen oder vom Verleger gegen Einsendung des Betrages postfrei zu beziehen.

Empfehlungswerther Unterhaltungsstoff für Freunde der Alpen und ihrer Bewohner.

Maximilian Schmidt, Gesammelte Werke

Band I—VII à Band ℳ 3.— brosch., ℳ 3.50 geb.

Inhalt:

Band I	**Hochlandsbilder: Schwanjungfrau** (Berchtesgaden) — **s' Almstummerln** (Unt. Inuthal).	Band III	**Die wilde Braut** (Inuthal) — **Der Trunkisimmel** (Tölz).
„ II	**Die Bildе von Kunterweg** (Berchtesgaden) — **Der vergang'ne Auditor** (Inuthal).	„ IV	**Der Zuzgeist** (Erste Erstеigung der Zugspitze).
		„ V	**Der Herrgottsmantel** (Bayr. Wald).
		„ VI	**Der Musikant von Tegernsee** (neu).
		„ VII	**s' Liserl.** Erzählung vom Ammersee.

Einzelausgaben (soweit der Vorrath reicht) à ℳ 1.— brosch., ℳ 1.50 geb.:

Der Georgithaler. **Die Almanniacht.** **Die Schwanjungfrau.** **Die Knappenlist vom Rauschenberg.**
Die Fischerross und St. Heinrich (Starnbergersee). **Altbourisch, G'schichtl'n und Gedichtl'n.**

Militär-Humoresken: Lustige Haft. — Bärenritter. — Feldherrnhalle, zusammen M. 1.— brosch.

Die dieser Nummer beigefügte Beilage enthält das Nähere über diese Schriften.

„Die Gartenlaube",

seit Beginn ihres Erscheinens, **Meyer's Conversat.-Lexikon** u. andere, bed. **größere** Werke, liefert in antiquarischen, doch gut erhaltenen Exemplaren **billigst P. Ehrlich's Antiquarіat** in **Leipzig, Kurprinzstr. 3.**

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio, geb. München, 1881, statt 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801. 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen âge), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum), 4 Bände, Paris 1859, Halbfranz. 10 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Geschichte der deutschen Literatur. Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift. 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Riehutt,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. unlängst. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32. 4 vols. manquin. Zus. 50 ℳ. — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67. Lw. zusammen 15 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographien). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ. — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen. Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alfa Reich, Weltgang. Reminiscenz, Vorläufer, Südösti. Bildersaal, 25 Bde., neu, 20 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Zu **Josеph Gruner's** Verlag **Gustav Neumann** in Neisse ist erschienen:

Meyer, Dr. Ernst, Die theistische Gottes- und Weltanschauung als Grundlage der Geschichtsphilosophie. Separatabdruck aus dem 24. Bericht der wissenschaftlichen Gesellschaft **Philomathie** in Neisse, zugleich Festschrift zum 50 jährigen Jubiläum derselben. Man vergleiche hierüber die Recension von Karl Hentschel in Nr. 23 der „Gegenwart" vom 23. Juni d. J.

Auflage 352,000. Das verbreitetste aller drastischen Bilder-Abreissets, aufgrelle erschienen
Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen

Die Modenwelt. Illustrirte Zeitung für Damen und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Pf. Jährlich erscheinen 24 Nummern mit Zeichnungen und Modellen, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zarteste Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche u., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 300 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namen-Stickereien etc. Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Verlagshandlung W. Baumeister Ges. Bs. Wien I. Dorotheergasse 3.

Im Verlage von **H. Barsdorf** in Leipzig erschien:

Rumänische Volkslieder,
übersetzt von **W. Rudow.**
1888. Eleg. br. ℳ 2.70, geb. ℳ 3.90.

Memoiren der Markgräfin v. Bayreuth,
Schwester Friedr. d. Gr. Neu für selbst geschrieben.
2 Bde. T. A. m. 6 Portr. br. ℳ 4, geb. ℳ 5.—
Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Im Verlage von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien soeben und kann durch jede Buchhandlung oder auch direct unter Einsendung des Betrags bezogen werden:

Die goldene Zeit.
Neue Geschichten aus der Heimat
von **Heinrich Seidel.**
Preis broch. ℳ 3.—, in Leinwand geb. ℳ 3.75.

s' Liserl.
Erzählung vom Ammersee
von **Maximilian Schmidt**
(der gesammelten Werke VII. Bd.).
Preis broch. ℳ 3.—, gebunden ℳ 3.50.

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

Mahabharata: Der Grosse Krieg.
Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundert Republik", des „Weesen des Geldes" u. s. w.
Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2.40.
Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll!
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
Wunderlich erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

Friedrich Chopin.
Thematisches Verzeichniss der im Druck erschienenen Kompositionen. **Neue umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe** mit beigef. Chopin-Bild. 6 ℳ.
Leipzig. Breitkopf & Härtel.

Roman-Manuscripte

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewilligе ich hohe Honorare.
Berlin W. Lützowstr. 97. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Schichl, Dr. Franz, Leopold I. und die österreichische Politik während des Devolutionskrieges 1667/68.
1 Bd. 60 Pf.

Wollny, Dr. F., Die Philosophie im Verhältniß zu Religion und Wissenschaft. Nebst einem kurzgefaßten philosophischen Katechismus im Anhange. 1 Bd.

Wollny, 60 Pf. Dr. F., Neber Telepathie.

Hierzu zwei Beilagen von A. G. Liebeskind in Leipzig und von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Redaction: Berlin S.W., Wilhelmstr. 67. Verlagsort unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.** **Expedition:** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 28. Berlin, den 14. Juli 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Insertionspreis jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Das deutsche Fürstenamt in der Gegenwart. Von Karl Theodor Reinhold. — Gibt es einen physiologischen Tod? Eine biologische Betrachtung. Von Dr. med. L. Philippson. — Ein amerikanisches Urtheil über deutsche Industrie. Von A. Fleischmann-Eldena. — Literatur und Kunst: Zu Sarge Theodor Storm's. Von Wilhelm Jensen. — Eine Bleibstreue. (Die erste Aufführung von Richard Wagner's „Feen".) Von Paul Marsop. — Zola und Teufel auf der Pariser Bühne. Von Wolfgang Reuter. — Lichtenberg und Goethe. Ein Beitrag zur Goethe-Forschung. Von Eugen Reichel. (Schluß.) — Feuilleton: Das Krokodil. Kleinrussische Humoreske von Salow. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen. — Aus der Hauptstadt: Berliner Theatersommer. Von G. M. — Inserate.

Das deutsche Fürstenamt in der Gegenwart.

Von Karl Theodor Reinhold.

Der kaum drei Monate hinter uns liegende Tod des ersten deutschen Kaisers, des großen und verehrungswürdigen preußischen Königs Wilhelm, ist in dem Empfinden seines Volkes und des Auslandes schon heute wie durch eine poetische Ferne entrückt. Jener ernste Tag war seit fast zwei Jahrzehnten von den Freunden und Feinden des neuerstehenden deutschen Staates wie ein nahe bevorstehendes, schweres Ereigniß mit spannungsvollem Ausblick in die Zukunft erwartet worden und hatte in der Steigerung der politischen Lage unserer Zeit die zahllosen betheiligten Interessen oft fieberhaft erregt. Aber der Charakter der hoheitvollen, stillen Größe, welcher dem ganzen Leben des edlen Monarchen sein weltgeschichtliches Gepräge gegeben, hat auch dem Hinscheiden des Kaisers eine unvergleichliche Weihe mitgetheilt, die an Stelle einer allgemeinen Erschütterung der äußeren Welt nur eine tiefe Ergriffenheit der Gemüther zurücklieβ. Um die Majestät dieser Bahre ist es still geworden mit allen den tumultuarischen Leidenschaften, welche den Zugriff nach dem Erbe der gewaltigen Kaiserepoche nicht erwarten konnten. Von dem Zusammenbruche der deutschen Welt konnte selbst die Phantasie der großen russischen Kinder in der Petersburger und Moskauer panslawistischen Presse kaum zwei Wochen ihr Strohfeuer nähren und die schärfer blickenden Franzosen bekannten alsbald die Lächerlichkeit früherer naiver Hoffnungen auf einen „Abfall" der getrennten deutschen Einzelstaaten nach dem Tode Wilhelms des Großen.

Nicht zum ersten Male, aber niemals in so mächtig redender Wirkung hat sich in diesen großen Tagen vor unseren Augen der Inhalt des deutschen Fürstenamts offenbart. Die reife Frucht einer Jahrhunderte langen Entwicklung erscheint hier zugleich in ihrem wechselvollen Werdegange und ihrem wunderbar einheitlichen Ergebnisse. Wie die Politik eine Kunst und die Kunst ein geheimnißvolles Zusammenwirken der natürlichen und bewußt-gestaltenden Arbeit ist, so zeigt sich in der staatsrechtlich-politischen Gestaltung des heutigen deutschen Verfassungsstaates ein Organismus von so eigenthümlicher Kraft und Schönheit, daß auch das sonst den deutschen Dingen so fernstehende Ausland sich der geradezu ästhetischen Wirkung dieses gewaltigen und originalen Staatsgebäudes nicht entziehen kann, ja mit wachsendem Interesse nachgeht.

Die politische Betrachtung haftet zwar zunächst an der Gestalt des entschlafenen Kaisers, geht aber mit dem eindringenden Verständniß weit über seine Person hinaus. Die Größe dieses Monarchen wird sich in der Folge immer reicher erschließen, voll und ganz aber erst begriffen werden, wenn sie als der Schluß- und Höhepunkt in einer organischen Entwickelung erkannt sein wird. Das über die Mitte unseres Jahrhunderts zurückreichende politische Bewußtsein hat die kaum begreifliche Thatsache des wiedererstehenden monarchischen Gedankens sich vollziehen sehen, nachdem ein Geschlecht mit der ungeschwächten Naivität Rousseau'scher Gedanken in seinen verwegenen construirenden Versuchen hoffnungslos gescheitert war. Es wird nirgendwo mehr bezweifelt, daß an dieser erstaunlichen Entwickelung der König und Kaiser Wilhelm den größten und den entscheidenden Antheil gehabt hat. Wenn es auch wahr ist, daß das deutsche Volk „bis in die Knochen" monarchisch ist, so ist es nicht minder eine Thatsache, daß eine unheilvolle Entwickelung wie in den vielleicht noch monarchischer beanlagten Frankreich den nationalen Instinct in unserem Volke hätte verdunkeln können und ohne das Eingreifen großer Persönlichkeiten sicherlich verwirrt hätte. Die durch ihre eigene Größe der gemeinen theoretischen wie der demagogischen Anfechtung sich entziehende Gestalt des königlichen Greises Wilhelm, an welcher [illegible] Stufe im Volke ihren eigenen Antheil hatte, nahm in [illegible]schwerer Krisis der Monarchie auch hier die siegreiche [illegible]rung, um eine tiefe und lebensvolle Idee zu retten, die nur in ihrer Verjüngung oder in pedantischer und lächerlicher Umhüllung sich dem voranschreitenden Volksgeiste entfremdet hatte. Daß dieser so schlichte und gesunde, dabei so einheitliche und starke Mann die geschichtlich entwickelte Eigenart des deutschen Fürstenamtes in seinem rationalen, seinem vernunftgemäßen Inhalte im Volksbewußtsein wiederherstellte und als unsterbliches Muster fürstlichen Daseins vorlebte, ist der Schlüssel zu dem nicht bloß den Fremden schwer zugänglichen Geheimnisse, daß nach Auslebung des abholuten „rocher de bronce der stabilirten Souveränität" das geschichtliche Gebilde der Monarchie sich nicht nur in die moderne Zeit hinüberrettete, sondern mit der Wurzelhaftigkeit des natürlichen Lebens neuerstarkte.

Diese eigenartige Entwickelung hat dann ihre wunderbaren Kreise gezogen. Der meist durch rechtsverjährte Zeit ehrwürdig gewordene Besitz der deutschen Einzelstaaten und Monarchien hatte seit Jahrhunderten dem Horsten des preußischen Aars mit Sorge zugesehen. Bis in die neueste Zeit erschien die nordische Monarchie wie ein Raubhau. Dabei war trotz der hohenzollernschen, namentlich friedricianischen Einwirkungen die Territorialmonarchie großentheils den naturwidrigen Weg privatfürstlicher Anschauungen gegangen und mehr und mehr der Gefahr nahegerückt, im Rechtsbewußtsein des Volkes gänzlich abzusterben. Gegenüber den welthistorischen großen Fragen der Zeit, der Wucht und dem Ernste der mächtigen Staatengebilde in und außerhalb Europa, trat dem vielreisenden und

Digitized by Google

vergleichenden deutschen Bürgerthume die anspruchsvolle Misere der seit dem Wiener Congresse mit europäischer Souveränität bekleideten kleinfürstlichen Existenz in ihrer ganzen Lächerlichkeit und Schädlichkeit in's Bewußtsein. Berühmte, den Humor der Gegenwart anregende Vorkommnisse an kleinen Höfen sorgten dafür, das Gefühl von der Unnatur der alten Staatsentwickelung lebendig zu erhalten und zu steigern.

In dieser Zeit sah der Radicalismus seine Saat reifen. Er hatte im allgemeinen Stimmrechte ein fortschreitend wirksamer werdendes Mittel neu hinzu erlangt, den angestammten Instanzenzug seines „Hofes" zu ignoriren und den mehr oder weniger wohlober übelwollenden Sermissimus gesetzlich zu mediatisiren. In der Ahnung dieser Dinge betrieb das kleinstaatliche Dynastenthum ebenso eifrig als diplomatisch die Entfremdung des mit der Leitung der Staatshoheitsrechten beschwerten Dynastenums von seinen geschichtlichen Zwecken und seine Rettung für das „Haus" — ein vor unseren Augen sich vollziehender Act, der an die Verstaatlichung desselben Besitzes durch die Hohenzollern denken läßt und das Wort bestätigte „die Weltgeschichte ist das Weltgericht."

In diese von vielen innerlich begrüßte Entwickelung des vom Zeitgeiste bekämpften und dem Volke sich selbst entfremdenden Fürstenthumes hat die preußisch-deutsche Geschichte seit der Mitte dieses Jahrhunderts eingegriffen. Indem sie die Wiener Verträge zerriß und die souveränen Fürsten und Einzelstaaten scheinbar beraubte, hat sie die letzteren in Wahrheit gerettet und „neugefürstet". Aus dem schädlichen und zur Unfruchtbarkeit verdammenden Gegensatze zum nationalen Einheitsgedanken herausgehoben und in denjen lebensvollen Kreis gestellt, hat das deutsche Fürstenthum neue Wurzeln und eine ungeahnte Zukunft gewonnen. Das deutsche Fürstenamt, auch des kleinsten Staates, hat wieder einen Inhalt bekommen. Der räumliche und sachliche Abbruch seiner früheren, thatsächlich oft donquichotischen Scheinrechte ist mehr als reichlich ersetzt durch die Wiedererlangung des ihm gemäßen Wirkungsbereiches und die innere Steigerung seiner Thätigkeiten. Innerhalb der vorsichtig abgegrenzten Reichsverfassung kann es wieder regierende Fürsten geben, die nicht mehr Gegenstand der Sorge oder des Hohnes, sondern dankbarer Anerkennung der Nation sind. Der stetig fortschreitende Erweiterung der Staatsidee und die neuen Aufgaben intensiver Verwaltung, die Pflege der höchsten geistigen und sittlichen Entwickelung des Volkes bieten ein so reiches und so würdiges Feld persönlicher Bethätigung, daß über den Werth dieses Austausches für einsichtigere Geister kein Zweifel bestehen kann. Unsere Gegenwart zeigt denn auch in zahlreichen Beispielen edle Fürstengestalten, welche die Bedeutung und Hoheit ihrer neuen Stellung erkannt haben und in treuer Arbeit den ihrer Regierung geschichtlich anvertrauten Theil des deutschen Volkes verwalten. In demselben Maße, wie sie in der staatsrechtlichen Gemeinschaft des Reiches freudig mitwirken, umgibt sich ihr im schönsten Sinne restauriertes Haus mit neuer Würde und oft lang entbehrter Volksthümlichkeit. Viele der von der Nation so lange mit Mißtrauen und Unmuth betrachteten deutschen Einzelstaaten sind die thätigsten Glieder und Förderer des nationalen Ganzen geworden. In dem deutschen Bundesrathe, in Wahrheit dem großartigsten Senate von Sachkunde, Erfer und Patriotismus, den die Geschichte seit dem alten consularischen Rom gesehen, hat sich dieser vereinigte Fürstenbund ein staatliches Willensorgan geschaffen, in dem über das äußere Maß seiner natürlichen Machtverhältnisse hinaus jeder Einzelstaat eine Parität des geistigen Einflusses erlangt, die in gleicher Weise dem Ganzen und den Theilen dient.

Durch einen in der That wunderbaren Verbegang ist Deutschland auf diese Weise zum Besitze eines durch fruchtreiche Entartung verloren gegangenen Elementes steigen Fortschrittes gekommen, dessen sich andere Staaten, namentlich England, in ihrer großen Aristokratie seit den Anfängen ihrer Entwickelung erfreut haben. Und dies in einer besonderen, unvergleich werthvolleren Eigenart. Dieser durch Besitz, durch Alter und großentheils auch Verdienst begründete deutsche hohe Adel ist nicht nur ein wirthschaftlich und gesellschaftlich herrschender, sondern ein durch Recht und Pflicht regierender Adel. Die unbeschadet der nationalen Staatsgewalt theils eigenbesessenen, theils delegirten Regierungsrechte geben diesem hohen Adel staatsgrundgesetzlich dauernde Privilegien, die nicht als private Rechte, sondern als staatliche Pflichten bestehen. Hierdurch sind diese lebendigen und werthvollen Herrschaftspotenzen des deutschen Volksthums sowohl der gesellschaftlichen Entartung wie der demagogischen Unterspülung radicaler Zeitströmungen entzogen. Mag in jener Richtung der menschlich unvermeidliche Auf- und Niedergang persönlicher Werthe, mag in dieser Richtung mancher Ansturm erscheinen, so lange der große reichsrechtliche Staatsverband hält und keine selbstmörderische Verblendung unvereinbare Gegensätze zum fortschreitenden Nationalleben muthwillig entstehen läßt, wird die regierende deutsche Aristokratie die Entwickelung der Nation begleiten und mitbestimmen können, wie es heute in keinem Lande der Welt dem nur gesellschaftlichen Adel möglich ist. Die geschichtlich dem grundherrlichen Adel obliegenden Pflichten des Besitzes für die socialen Aufgaben erscheinen hier nicht gefährdet durch privatwirthschaftliche Entwickelungen oder die Willkür des entarteten Rechtthums. Diese deutsche regierende Aristokratie ist in ihrer unansechtbaren Stellung frei und zugleich durch die Natur der Sache, den Zwang der Dinge, genöthigt, nach staatlichen Rücksichten zu wirthschaften.

Durch diese ihre einzigartige Stellung hat sie in der Gegenwart eine neue, bis jetzt kaum geahnte Aufgabe für die deutsche Zukunft erhalten. Sie stellt eine, der constitutionellen Schwierigkeit des nationalen Volksheeres angepaßte Institution dar, welche eine elastische Federung des schwerfälligen und von so vielen Seiten gefährdeten Organismus ermöglicht und der einrostenden Reichsmaschine mit der Einzelstaatsgewalt und dieser mit jener forthilft. Nach Lage der Entwickelung kann das öffentliche Wohl bald mehr im Reichsrahmen, bald mehr durch die Summirung der Einzelleistungen der Territorialstaaten erreicht werden. Die Entwickelung seit 1871 und schon seit 1867 hat beide Methoden erfolgreicher Regierung des ganzen oder zusammengezählten Reichsorganismus als gangbar erwiesen. Die Rechtsentwickelung, die Verwaltungsreform, die Eisenbahnverstaatlichung, Schulreformfragen und viele andere, namentlich auch wirthschaftliche und sociale Aufgaben sind — vielfach noch mißlungenen größeren Anlaufe — im engeren Rahmen der Einzelstaaten practisch angefaßt und im Versuchsstadium für das Ganze vorbereitet worden. Eins zieht das andere nach, bald das Reich die Einzelnen, bald der Einzelne das Reich. Für beides sind Beispiele zahlreich vorhanden. Diese wunderbare Arbeitstheilung schafft in gewissem Sinne für weitere Gebiete das, was für das Recht das — oft im Ideale angestrebte — Prätoramt in Rom war: eine freie Erfahrungsinstanz auf beschränktem Boden, ohne schädlich festitgendes Präjudiz für zukünftige Entwickelung. Was diese innere Federung einmal in schweren Krisen dem von der Demagogie irregeleiteten deutschen Volke bedeuten kann, davon ist in den bangen Zeiten nach der Reichstagsauflösung im Jahre 1887 manchem besorgten Gemüthe eine frohe Ahnung aufgegangen.

Diese letzte Andeutung führt darauf, des Antheiles zu gedenken, den der treue Eckart des deutschen Volkes an dieser großartigen Entwickelung der Idee des neueren deutschen Fürstenamtes genommen hat. Der Reichskanzler hat dem großen und stillen Wirken des Kaisers Wilhelm nach den schönen Worten des nun auch entschlafenen Kaisers Friedrich „Richtung und Form" gegeben. Von dem ersten gewaltigen Aufzug des Verfassungsgebäudes an bis auf den heutigen Tag ist dieser treue und weitblickende Geist planmäßig thätig gewesen, das deutsche Fürstenamt mit neuem Inhalte zu erfüllen und mit edler Würde zu umkleiden. Die leise, von feinstem politischen Tactgefühle geführte Hand des starken Mannes hat nach dem zurechtdrückenden Eigengriffe eine staatsrechtliche Lage geschaffen, in der nach einer erstaunlichen Entwickelung das seit einem Jahrtausend gefahrdrohende Territorialfürstenthum nunmehr zum stärksten Bollwerke der deutschen Einheit geworden ist und das programmmäßige Organ des nationalen Einheitsgedankens, den Reichstag, wiederholt beschämt hat. So ist in der freien Einung der deutschen Fürsten jetzt eine Gewähr für den Zusammenhalt der Deutschen

Digitized by Google

geschaffen, welche auch die tragische Todesernste in dem führenden Hause dieser regierenden deutschen Aristokratie mit dem gehaltenen Gleichmuthe betrachten läßt, der im tiefsten Seelenschmerze sich an dem Ausblicke in eine gesicherte Zukunft des Ganzen aufrichtet.

Alle diese Gedanken drängen sich mit überzeugender Gewalt von Neuem auf Angesichts des doppelten Verlustes, den Deutschlands Fürsten und Völker in einer Spanne von drei Monaten erlitten haben. Den mit kaum faßlicher Schnelligkeit auf deutschem Boden erreichten staatlichen Gesundungsproceß hat der „deutsche Kronprinz", der jetzt heimgegangene Kaiser Friedrich, in erster Linie mit vollenden helfen. Das deutsche Fürstenamt hat mit seiner unseren Wiedergeburt in den führenden Gestalten dieser Epoche zugleich jenen leuchtenden Glanz zurückgewonnen, der Gemüth und Phantasie des Volkes anfüllt und der Neigung eines materialistischen Jahrhunderts zu trivialer Kritik geschichtlicher Bildungen entgegenwirkt. Dem alten Spotte des Auslandes über die drei Dutzend deutscher Fürsten begegnet heute der Deutsche mit Erfolg, wenn er die trostlosen Bilder amerikanischer Verwaltungscorruption oder wechselnder französischer Parlaments- und Präfectenwirthschaft in Vergleich zieht mit der wohlwollenden, geordneten und festen Regierung der im deutschen Bundesrathe vertretenen Fürstenhäuser und Einzelstaatsgewalten. Das Ausland kennt eben noch nicht die mit der äußeren Neugestaltung Deutschlands eingetretene innere Wandlung seiner politischen und staatsrechtlichen Verhältnisse und denkt noch an die alte Schande früherer Jahrhunderte. Jetzt ist es so geworden, daß Fürst Bismarck in seiner gewaltigen Rede vom 6. Februar d. J. sagen konnte: „Das Ausland ahnt nicht das Maß von Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue, welches die deutschen Fürsten beseelt." In dieser Entwickelung unserer Zeit ist das deutsche Fürstenthum ein Fürstenamt, nicht ein Ballast der freien Fahrt, sondern eine neue Gewähr sicheren Fortschreitens geworden.

Das glänzende Bild, wie es sich vor wenigen Tagen bei der Eröffnung des deutschen Reichstages in dem classischen Schlosse der Hohenzollern darbot, ist ein zum deutschen Volke und zu aller Welt redender Ausdruck dieser Thatsache gewesen. Nicht der Fstitter eiteln Schaugepränges hat hierbei unsere Nation in allen Kreisen so mächtig und freudig und das Ausland mit getheilten Empfindungen erregt, sondern die fast überwältigende Erkenntniß von der inneren Bedeutung dieses unvergleichlichen Staatsactes, der die ebenso eigenartige als gewaltige Wesenheit des neuen deutschen Staates zur programmmäßigen Darstellung brachte. Wenn die Größe dieses Zeitmomentes zu der in der deutschen Geschichte unerhörten Thatsache geführt hat, daß selbst die religiöse Engherzigkeit von dem nationalen Einheitsgedanken überwunden wurde und die beiden ersten katholischen Fürsten Deutschlands den Kaiser zum gemeinsamen Gottesdienste begleiteten, dann darf der auf den verschlungenen und dunklen Weg unserer Entwickelung zurückblickende Patriot die frohe Ueberzeugung gewinnen, daß in dem Wildwuchs des deutschen staatlichen Lebens endlich die eigenthümliche Form gefunden ist, in welcher neben und über dem vielgestaltigen Einzelnen auch das Ganze zu seinem nothwendigen Rechte kommt und Einzelfürstenamt und Kaiserthum nunmehr zusammengehören.

Gibt es einen physiologischen Tod?

Eine biologische Betrachtung von Dr. med. L. Philippson.

„Alles Lebende birgt in sich den Keim des Todes." „Wie ein Fluch heftet sich an das Leben der Tod." „Ein mit unabänderlicher Nothwendigkeit ablaufendes Naturgesetz setzt Allem, was lebt, ein Ende durch den Tod."

So drückt man die Erfahrung aus, daß die Lebewesen nach längerer oder kürzerer Zeit des Lebens aufhören zu leben, sterben. Pflanzen und Thiere, leben sie auch ein Jahrhundert und mehr, verfallen schließlich doch dem Tode. Für jede Art gibt es eine Grenze des Alters, über welche hinaus sie nicht fortlebt; es liegt gleichsam in der Natur des Organismus, nur eine begrenzte Zeit da sein zu können, um schließlich eines „natürlichen" Todes sterben zu müssen. Man nennt ihn auch den normalen Tod oder den physiologischen Tod, ausgehend von dem Gedanken, daß der Tod durch die Norm des Lebens bedingt ist, daß physiologische Gesetze wie das Leben, so auch den Tod beherrschen. Dieser Todesart gegenüber spricht man von dem zufälligen, vorzeitigen, pathologischen Tode, wenn ein Organismus das für seine Art gültige Alter nicht erreicht, weil das Leben durch Krankheit oder durch das Eingreifen von mechanischen oder lebenden Kräften vernichtet wird.

Eines zufälligen Todes sterben aber die meisten lebenden Geschöpfe, denn die oberflächliche Betrachtung lehrt, wie vielen atmosphärischen Unbilden dieselben ausgesetzt sind und wie mitgemein verbreitet der zu ihrer Existenz nothwendige gegenseitige Vernichtungskampf ist. Der Mensch selbst, wenngleich bei Weitem weniger als die meisten übrigen Lebewesen den lebensfeindlichen Elementen unterworfen, stirbt doch selten eines natürlichen Todes. Nehmen wir als Grenze das 70. Jahr an, so erreichen von 100 Geborenen nur 18 diese Grenze; das 80. Jahr erreichen nur 5 Proc., und doch darf man dieses Alter noch nicht als das äußerste für den Menschen ansehen, wo Hundertjährige, Hundertunddreißigjährige, Hundertundfünfzigjährige gelebt haben. Die meisten Menschen fallen plötzlichen Todesursachen oder Krankheiten zum Opfer, und die Veränderungen an dem Körper klären uns darüber auf, warum das Leben nicht mehr fortdauern konnte. Kennen wir die Bedingungen des Lebens, so werden wir uns nicht darüber zu wundern haben, wenn bei Aufhebung derselben das Leben nicht weiter besteht, der Tod eintritt. Die Pflanze, welche entwurzelt ist, das Thier, welches verblutet, ist in seiner Hauptbedingung, derjenigen der Ernährung, geschädigt, so daß der Tod des Organismus verständlich erscheint. Die verschiedensten Störungen, welche aber die organische Welt treffen, zielen schließlich auf die Ernährung des lebenden Stoffes, welcher den Organismus ausmacht, ab; stirbt derselbe nun eines zufälligen Todes, wie es heißt, so suchen wir die Erklärung dafür in den Gesetzen des Lebens. Die größte Mehrzahl der Lebewesen verfällt aber diesem zufälligen Tode. Nur eine Minderzahl erreicht ein natürliches Ende, stirbt eines natürlichen Todes. Diese Minderzahl ist schon außerordentlich klein im Vergleiche zu den entwickelten Geschöpfen, stellen wir dieselbe aber der Zahl der lebensfähigen Keime gegenüber, welche von der vorhergehenden Generation hervorgebracht, mit jener Minderzahl zugleich bei günstigen Lebensbedingungen das normale Alter hätte erreichen können, so erscheint die letztere als eine verschwindende, der Null sich nähernde Größe. Die zu einer gegebenen Zeit auf der Erde sich befindenden lebenden Wesen sind nur die Trümmer der von den Eltern hervorgebrachten gewaltigen Menge Nachkommen und die spärlichen Reste dieser Trümmer sind die eines natürlichen Todes sterbenden Geschöpfe. Diese spärlichen Reste nun bilden den Gegenstand für das Problem des Todes, wo es gilt, aus den Gesetzen des Lebens den nothwendigen Ausgang desselben in Tod logisch zu entwickeln. Es ist unter Tod stets der natürliche Tod verstanden, nicht der zufällige Tod, für den wir die Ursache in von außen auf den Organismus einwirkenden Kräften finden.

Gegenstand von jeher für theosophische und metaphysische Speculationen, gehört dieses Problem seit dem Bestehen einer Wissenschaft des Lebenden (der Biologie) zu einem der höchsten derselben. Neue Theorien des Lebens mußten stets dazu dienen, unsere Frage von einer anderen Seite wieder zu beleuchten, doch ohne auch nur für kurze Zeit das Dunkel, welches sie umhüllt, aufstellen zu können. Auch die durch den Darwinismus neubelebte Biologie fühlte in sich die Kraft, sich an die Lösung des unbegwinglichen Räthsels heranzuwagen. Es sind hauptsächlich zwei Versuche, die von verschiedenen Seiten an die Frage herantreten, einer durch Weismann unternommen (Ueber die Dauer des Lebens, 1882), der andere durch Goette (Ueber den Ursprung des Todes, 1883).

Ersterer nimmt an, daß der Tod nicht eine mit dem Leben in ursächlichem Zusammenhange stehende Eigenschaft der Organismen ist, daß es vielmehr heute noch Lebewesen gibt, die unsterblich sind (die einzelligen Urthiere) und die übrigen durch Anpassung im Laufe der Jahrtausende die Eigenschaft zu sterben erworben haben, weil der individuelle Tod für die Art

Digitized by Google

eine nothwendige Vorbedingung ihres Fortbestehens war. Die erste Behauptung gründet sich auf die Thatsache, daß die einzelligen Urthiere sich durch Theilung fortpflanzen, die Nachkommen zusammen also die Mutterzelle darstellen, deren Leben also nie erlischt, sondern direct fortbesteht in dem Leben der Theilungsstücke, die wieder selbständige Wesen sind, und so fort. Dieser Auffassung ist entgegenzuhalten, daß die Theilung für das Individuum des Mutterthieres den Tod bedeutet, der Begriff Individuum abstract genommen; materiell findet allerdings das Leben desselben seine Fortsetzung in den Nachkommen, in diesem Sinne ist aber jede Art von Lebewesen, nicht nur die einzelligen, unsterblich. Es findet nämlich trotz individuellen Todes stets eine materielle Uebertragung des Lebens (in Eizelle und Samenzelle) von den Eltern auf die Nachkommen statt; die ersteren leben also in den letzteren fort und sind auf diese Weise unsterblich.

Was aber das Wesentliche in der Ansicht von Weismann ist, daß der Tod eine durch natürliche Züchtung erworbene Eigenschaft der Organismen ist und als eine für die Erhaltung der Art nützliche im Laufe der Jahrtausende mit dem Leben untrennbar verbunden worden ist — diese Ansicht setzt eben den Tod schon als eine vorher bestehende Einrichtung voraus, sie nimmt das als etwas Gegebenes an, was sie erst ableiten soll. Das Problem des Todes wird also gar nicht dadurch berührt.

Goette leitet den Ursprung des Todes ab aus der Beobachtung, daß bei einer ganzen Anzahl von Pflanzen- und Thierarten nach der Bildung von Fortpflanzungsstoff (nach der Keimbildung) der Tod der Erzeuger eintritt. So lange nicht die ursächliche Beziehung beider Erscheinungen erwiesen, läßt sich dieses Verhältniß nur als ein zeitliches Zusammentreffen auffassen, kann also nicht zu einer Erklärung für den nothwendigen Ausgang alles Lebendigen in Tod verwerthet werden.

Die beiden obigen Theorien haben das Gemeinsame, daß sie, allerdings nur indirect, die hohe Bedeutung der nothwendigsten Bedingung für die Existenz der Organismen, nämlich der Ernährung, für die Erklärung des Todes anerkennen.

Weismann findet in der Einrichtung des Todes die Ursache zur Schaffung von günstigen Existenzbedingungen für das Fortbestehen der Art. Goette läßt die durch überflüssige Ernährung ermöglichte Keimbildung den Tod verursachen.

Bei der ersten Ansicht könnte man fragen, ob nicht bei günstigen Existenzbedingungen der Tod als überflüssig fortfiele?

Bei der zweiten, ob nicht günstige Existenzbedingungen trotz Keimbildung das Mutterthier erhalten könnten?

In beiden Fällen werden wir auf äußere Verhältnisse, auf die Außenwelt hingewiesen, im Gegensatze zu den immanenten Eigenschaften der lebenden Substanz, zu denen eben auch der Tod gehören soll. Wir werden daher vielleicht die Ursache des Todes stets in den für das Leben nicht mehr günstigen äußeren Verhältnissen zu suchen haben, nicht allein bei dem „zufälligen“ Tode, sondern auch bei dem „natürlichen“ Tode. Der letztere soll doch aber eine gesetzmäßig und nothwendig mit dem Leben verbundene Erscheinung sein, ist der Einwurf: und zwar deshalb, weil über eine bestimmte Grenze hinaus kein Organismus das Leben fortsetzen kann, wie die alltägliche Erfahrung lehrt. Selbst die günstigsten Existenzbedingungen würden darnach nicht im Stande sein, ihn von dem naturnothwendigen Geschicke des Todes zu erretten.

Zugegeben wird, daß meistens die Existenzbedingungen zu ungünstig sind, daß dadurch der Tod (der „zufällige“ Tod) verursacht wird — zugegeben wird, daß unter günstigen Bedingungen die natürliche Grenze des Lebens von einzelnen Individuen überschritten wird, sie nicht zur gewöhnlichen Zeit dem Tode (dem „natürlichen“) verfallen; es wird aber nicht zugegeben, daß überhaupt immer äußere Bedingungen, nicht innere, den Tod bedingen, der Tod stets der zufällige ist, nie der sogenannte natürliche Tod, derselbe also gar nicht existirt.

Da aber Naturgesetze aus der Häufigkeit der Erscheinungen abgeleitet werden, so hätte man füglich die Ursache des Todes überall in der Aufhebung der zum Leben nothwendigen Existenzbedingungen suchen müssen, nicht aber in einer geheimnißvollen, dem Leben immanenten Eigenschaft. Diese letzte Auffassung versetzt uns dann allerdings in ein stummes Staunen über die wunderbare Einrichtung, daß das Leben, welches wir doch als einheitlich in der organischen Welt gewohnt sind zu betrachten, in dieser Art von Lebeweſen nur Stunden, in jener Art aber Jahrthunderte währen kann. Sehen wir dagegen das Leben als ewig an, so findet die verschiedene Dauer desselben seine Erklärung in den für verschiedene Arten verschiedenen Lebensbedingungen, welche, als den Gesetzen der anorganischen Welt unterworfen, gesetzmäßig auch die von ihnen abhängigen Organismen beherrschen. Die weit über die durchschnittliche Lebenszeit hinausgehende Existenz einzelner Individuen derselben Art wird dann ihre Erklärung in besonders günstigen Lebensbedingungen finden. Dieselben werden, je einfacher sie sind, auch weniger leicht störend in das Leben der von ihnen abhängigen Organismen eingreifen, je verwickelter aber, um so schwieriger zusammenwirkend häufiger dasselbe gefährden. Wenn überhaupt, so werden wir nur bei den einfachst gebauten Lebewesen mit den geringsten Bedürfnissen ein ewiges Leben vermuthen dürfen — bei den übrigen aber ein um so längeres, je mehr dieselben es in ihrer Macht haben, Störungen in den Lebensbedingungen zu vermeiden. Und in dieser Lage befindet sich allein der Mensch, wenigstens seinen Fähigkeiten nach.

Ein amerikanisches Urtheil über deutsche Industrie.

Von A. Fleischmann-Eldena.

Die industriellen und Handelsverhältnisse Deutschlands ziehen in der jüngsten Zeit die Aufmerksamkeit aller handeltreibenden Nationen, namentlich Englands und Frankreichs auf sich, da sie ihre eigene Industrie und ihren Handel durch Deutschland gefährdet und überflügelt glauben. Der jüngste Bericht des französischen Consuls an seine Regierung über den industriellen Fortschritt Deutschlands in den letzten zehn Jahren hat so erstaunliche Enthüllungen gemacht, daß selbst die Amerikaner aufmerksam geworden sind und das durch seine Offenheit, Wahrheitsliebe und Unerschrockenheit ebenso wie durch die Gediegenheit seiner Aufsätze ausgezeichnete Journal „The Nation“ aus diesen Enthüllungen Gelegenheit genommen hat, seine Landsleute auf die in Deutschland geschehene fortschrittliche Entwickelung hinzuweisen und ihnen Deutschland als Muster hinzustellen. Dies geschieht in einer für uns so schmeichelhaften Weise, daß es interessant ist, den Artikel etwas näher kennen zu lernen. Die Aufmerksamkeit der französischen Regierung, sagt das Blatt, sei auf den industriellen Fortschritt Deutschlands durch die unliebsame Wahrnehmung gerichtet worden, daß seit 1878 deutsche Waaren einen immer zunehmenden Absatz nach Frankreich gefunden, sodaß der Export von Frankreich nach Deutschland, der 1875 den Import von Deutschland nach Frankreich um 77,000,000 Fr. überstiegen hätte, im Jahre 1881 so zurückgegangen sei, daß er von Deutschland um 137 Millionen überflügelt worden sei, und daß jedes Jahr eine bedeutende Steigerung des Imports nachweise. Das große Wachsthum von Deutschlands Ausfuhr auch nach anderen Ländern als Frankreich, welche sich in den letzten zehn Jahren mehr als verdoppelt hätte, habe den Beweis geliefert, daß das frühere Uebergewicht französischer Technik von Deutschland nicht nur aufgewogen, sondern übertroffen worden sei. Als nun diese Fluth deutscher Waaren nach Frankreich floß und dort billiger verkauft wurde als französische Waare, und in vielen Fällen auch Erzeugnissen, in denen französische Industrie bisher unübertroffen dagestanden, eine große Ueberlegenheit zeigte, suchte Frankreich nach dem Grund davon. Der französische Consularbericht, welcher der deutschen Nation wegen ihrer Beharrlichkeit und der großen auch auf Kleinigkeiten gerichteten Aufmerksamkeit ein schönes Lob spendet, findet nun die Ursache für das wachsende industrielle Uebergewicht Deutschlands in seinen technischen Schulen, welche von Tag zu Tag an Zahl und Vollkommenheit zunehmen, und deren jetzt in Deutschland mehr als 350 bestehen. „In diesen Schulen lernen die jungen Leute alles

Digitized by Google

was menschliche Wissenschaft und Kunst an praktischen Mitteln kennt sich einen Lebensunterhalt zu verschaffen. Bergbau, Hüttenwesen, Weberei, Töpferei, Porzellan und Glas und alle Feinheiten der Maschinen legen hier der deutschen Jugend ihre Geheimnisse offen vor Augen, und die Schüler werden dadurch nicht nur als dereinstige Producenten auf den höchstmöglichen Standpunkt erhoben, sondern auch mit edlem Ehrgeiz erfüllt, ihr Wissen zu verwerthen. Sie gewinnen Selbstvertrauen und Unternehmungsgeist und dadurch finden sie in allen Erdtheilen einen Markt für ihre Waaren. Sie verlassen freiwillig ihre Heimath, tragen ihre erlangten Kenntnisse in ferne Länder und lernen fremde Sprachen und fremde Sitten. Diese vollendete Bildung fängt jetzt an ihre Früchte zu tragen. Deutschland überholt seine Mitbewerber auf dem Weltmarkt und es wird sie weit zurücklassen, wenn sie nicht mit ihm in technischer Bildung Schritt halten — nicht in der in der Werkstätte gewonnenen Halbbildung, sondern in systematischer Bildung ihrer besten Geister und geschicktesten Hände, ihrer echten Meister in den verschiedenen Berufen in allen Zweigen praktischer Industrie. — Weder in Frankreich, noch in England, noch auch in den Vereinigten Staaten steht es an technischen Schulen; solche Schulen sind aber in Deutschland nicht nur zahlreicher, sondern auch besser als alle anderen. England hat kürzlich einen großen Anlauf genommen, dessen bemerkenswerthestes Resultat die Guilds of London Institute sind, gegründet mit den Fonds der alten city companies. England ist durch die kommerzielle Bedeutung Deutschlands zu technischer Bildung angetrieben worden. Was Frankreich erst vor Kurzem entdeckt, hat England schon vor zehn Jahren gewußt und hat sich gerührt. Es hat gründlich und systematisch die Methoden deutschen Unterrichts in den industriellen Künsten studiert und beolgt sie nun mit den für die englischen Verhältnisse nöthigen Abänderungen. Es macht auch zusehends Fortschritte, aber ist doch in vielen Zweigen, in denen es sich auszuzeichnen pflegte, hinter seinen continentalen Nebenbuhler zurück. Die höhere Webeschule der Stadt Chemnitz z. B. hat auf der ganzen Welt nicht ihres Gleichen, und ihrem Einfluß ist der Umstand zuzuschreiben, daß die Industrien von Nottingham von ihrer sächsischen Nebenbuhlerin allmählich überholt worden sind. Der Sohn eines hervorragenden Bürgers von Boston hat diese Schule durchgemacht und bezog ein Jahr nach seiner Heimkehr ein Gehalt, wie es nur wenige Anwälte oder Aerzte je erzielen. Was die Dienste dieses jungen Mannes so werthvoll machte, war hauptsächlich die Fähigkeit, jede beliebige Webemaschine, für jede Art von Waare auf dem ganzen Erdenrund in ihre Theile zerlegen und wieder zusammensetzen zu können. Und diese vielseitige Bildung kann nur in Deutschland an einem Orte vereinigt gefunden werden.

„Die relative Stellung der Völker ist stets nach ihrer geistigen und moralischen Bildung bemessen worden und wird stets hiernach bemessen werden. Wenn Deutschland mehr Kenntnisse als andere Länder hat, wird es in der Folge mehr Handel, mehr Geld und mehr Macht haben. Es bedarf nur einer geringen Ueberlegenheit, um dem Volke, auf dessen Seite sie ist, die Herrschaft über alle neutralen Märkte zu geben. Die internationalen Verkehrsmittel sind jetzt so schnell, so durchgreifend, daß kleine Vortheile eine wunderbare Wirkung haben. Und wenn diese Vortheile sich mit einem unternehmenden Geist verbinden, wenn dieselbe Intelligenz, welche den Producenten leitet, auch den Kaufmann beseelt, so werden in der Handelswelt die höchsten Resultate erreicht.

„Es braucht schwerlich erst gesagt zu werden, daß technische Schulen so verschiedenartig sind, wie andere Schulen, von der Elementarschule, welche die Stelle des alten, jetzt gänzlich aufgegebenen Lehrlingswesens einnimmt, bis zur polytechnischen oder Industriehschule und den Specialanstalten für einzelne Geschäfte, wie die höhere Webeschule in Chemnitz. Wie viele von diesen Arten zusammengenommen haben wir in den Vereinigten Staaten? Wir haben auf den Bericht aufmerksam gemacht, um womöglich unter den Amerikanern den Wetteifer in der Verfolgung solch' praktischer Künste anzuregen, in welchen wir uns einbilden, uns von Natur auszuzeichnen. Wir sind zweifellos ein erfinderisches Volk, aber die Ueberlegenheit in der Kunst seinen Lebensunterhalt zu erwerben, kommt ebensowenig von Natur als Lesen und Schreiben. Man kann nicht behaupten, daß wir zuviel Geld und Mühe auf unsere sogenannte allgemeine Bildung verwendet hätten, denn Deutschland thut es uns auch hierin zuvor, und zwar zu seinem eigenen Vortheil, wenn man bedenkt, welche Stellung es in Literatur und Wissenschaft einnimmt. Es ist der Führer der Welt in der technischen Bildung, weil es zuvor der Führer in der allgemeinen Bildung gewesen ist. Aber es liegt auf der Hand, daß wir zu wenig Geld, aber auch zu wenig Ueberlegung auf industrielle Bildung verwendet haben, und daß wir diesen Gegenstand in vollem Ernst, und in großem Maßstab aufnehmen müssen, wenn wir nicht hinter unseren Genossen in der Cultur zurückbleiben wollen." So erkennt das amerikanische Blatt die Schwäche seines Landes an, indem es Deutschland die höchste Anerkennung zollt, und mahnt seine Landsleute zur Nachahmung in großem Maßstabe; und welches Volk wäre wohl seiner materiellen Kräfte nach mehr im Stande, etwas in großem Maßstabe zu betreiben, als das amerikanische? Lassen wir uns aber durch die Anerkennung und durch unseren glücklichen Erfolg nicht verblenden!

Literatur und Kunst.

Am Sarge Theodor Storm's.

Und nun auch Du — der Letzten Einer —
Auch Du in jene ewige Nacht,
Aus der zu neuem Morgen Keiner,
Zu neuem Wort und Werk erwacht.
Vorbei — der dunklen Stunde Nahen,
Vollendet ward's. Geschlossen ruh'n
Die Augen, die das Schöne sahen,
Und Herz und Hände ruhen nun.

Du warst — noch ist es wie ein banges,
Vom Traum geborenes Angstgesicht;
Du warst — ein Wort so wehen Klanges,
Wie keines diese Zeit mehr spricht.
Vom alten Stamm des Menschenlebens
Sankt eine feiner Blüthen ab,
Und die Beschwichtung tönt vergebens,
Sie blühe fort auf Deinem Grab.

Für unsrer Seele tiefstes Leben
Ist noch nicht Trost, daß Du uns bliebst,
Daß unvergänglich Du Dein Leben
In tausend Menschenherzen schriebst;
Wir fordern Dich mit bitt'rem Weinen,
Dein sanftes Wort, den milden Blick,
Wir fordern Dich mit allem Deinen,
Du lieber Todter, Dich zurück.

Umsonst; es tönt kein neues Werde! —
Ein hoher Geist, in's Nichts entflohn' —
Den Leib nur senken wir zur Erde,
Dich, Deiner Heimath treuen Sohn.
Wo Du erwacht, kehrst Du in's Bette,
Wie in vertrautes Schlafgemach
Zurück an heilige Heimathstätte,
Und unsere Thränen fallen nach.

Schlaf still! Der Kranz, den Dein Jahrhundert
Dir mit in Deine Ruhstatt gibt,
Ist reich; doch mehr noch als bewundert
Warst Du — Du warst, Du bist geliebt.
Die Krone aller Lebensgüter
Errangst Du Dir, und höher klingt
Kein Ruhm: Du ließ'st uns Dir als Hüter
Der Liebe, die den Tod bezwingt.

1. Juli 1888. Wilhelm Jensen.

Digitized by Google

Eine Pietätsfrage.

(Die erste Aufführung von Richard Wagner's „Feen".)

Von Paul Marsop.

Vor sechs Jahren hat Richard Wagner sein letztes Wort gesprochen — jetzt haben wir sein erstes kennen gelernt. 1833 schrieb der Dichtercomponist seine „Feen", eine „romantische Oper" in drei Acten; am 29. Juni 1888 wurde dieselbe im Münchener Hoftheater zum ersten Male aufgeführt. Ihr Libretto, nach einem dramatischen Märchen Gozzi's nicht allzufrei bearbeitet, ist schwächlich: ein unförmlicher Körper, an welchem Rumpf und Gliedmaßen nur sehr unbeutlich heraustreten, eine haltlose scenische Gewebsmasse; ihre Musik ist in der Erfindung dürftig, kunmell sich vergnüglich und anspruchslos auf den beliebtesten Phantasie-Spielplätzen der älteren romantischen Oper, stückelt Weberismen aneinander wie die der Jungbayreuther heutigen Tages Wagnerismen und legt, wenn man von einem wohlgelungenen a capella-Quintett mit Chor im dritten Acte absieht, in ausreichender Weise dar, daß der Componist in jenem Gährjahre seines geistigen Wachsthumes weder die geschlossenen Formen noch das Recitativ vollständig zu bemeistern verstand. Das Ganze giebt sich als unbedeutende, durchaus unanstößige Ausstattungsoper, deren schleppender Gang bisweilen durch einige Momente schön aufflammender musikalisch-dramatischer Vollempfindungen unterbrochen wird.

Man darf dies unverhohlen sagen; der Glanz des Namens Wagner wird dadurch nicht gedämpft. Es wird einem Niemand als weltbezwingender Staatsmann, als unvergleichlicher Künstler geboren: nur daß das Genie seinen Entwickelungsgang schneller durchmißt als der Durchschnittsbegabte. Allerdings ist das Peinliche des Eindruckes nicht so rasch zu überwinden, wenn uns Jemand, den wir als Rüstigen und Gereiften zielbewußt ausschreiten sahen, plötzlich, unerwartet wieder als ein noch gänzlich Unfertiger entgegentritt, bald in unsicherer Aengstlichkeit tastend und tappend, bald hilfsöpflig und blindlings vorwärts stolpernd. Peinlich wirkt ein solches Schauspiel deshalb, weil es sich nicht dem Einzelnen darbietet, der, die durch Schrift oder Druck überlieferten Erstlinge eines Dramatikers vor Augen, sich in seiner Phantasie lebhaft ausmalt, wie wunderlich solche Versuche, in die Realität der Scene übertragen, sich ausnehmen möchten, sondern weil es sich greifbar, in brutaler Wirklichkeit, vor Tausenden abspielt. Eine verehrungswürdige Gestalt wird schier zum Possenreißer gestempelt, der mit den täppischen Bewegungen des „juvencus", des halb blöden, halb dreisten Unausgewachsenen, vor der gaffenden Menge herumspringt. Es verschlägt denen, welchen ein Gefühl für dergleichen zu eigen ist, wenig, daß den Meisten das Entwürdigende des Vorganges gar nicht zum Bewußtsein kommt; es gereicht ihnen eher zur Befriedigung, wenn jene Menge über ihr Entzücken an der Kostbarkeit des Kleides, welches man über die mageren, eckigen Glieder geworfen hat, ganz daran vergißt, daß der Name Richard Wagner auf dem Theaterzettel steht.

Wie nun gar, wenn der Componist sich ausdrücklich dagegen verwahrt hat, daß man seine für ihn einst so nothwendigen aber an sich unerquicklichen Jugendirrungen vor das Publikum bringe? Das hat Wagner hinsichtlich der „Feen" auf unzweideutige Weise gethan. Er hat die denkbar schärfste Selbstkritik daran geübt. Niemals ist er, nachdem es ihm das erste Mal mißglückt war, einen Theaterdirector zur Annahme der Oper zu bestimmen, auf den Gedanken einer Inscenirung derselben zurückgekommen, selbst nicht in den Zeiten, in welchen er mit so bitterer Noth zu kämpfen hatte, daß ihm auch die geringste materielle Zubuße hochwillkommen gewesen wäre, in welchen sein künstlerisches Gewissen noch nicht so empfindlich war, als daß er sich über die Vorführung einer Arbeit Gedanken gemacht haben würde, die noch voll und ganz auf dem Boden der alten Oper steht. Nicht genug damit hat er sich obendrein mit dürren Worten über die Meinung, die er von den „Feen" und seinem zweiten Jugendwerke, dem „Liebesverbot" hegte, geäußert. In der „Mittheilung an meine Freunde" findet sich folgende bemerkenswerthe Stelle: „Von meinen frühesten künstlerischen Arbeiten werde ich kurz zu berichten haben: sie waren die gewöhnlichen Versuche einer noch unentwickelten Individualität, sich gegen das Generelle der Kunsteinbrücke, die uns von Jugend auf bestimmen, im allmählichen Wachsthume zu behaupten. Der erste künstlerische Wille ist nichts Anderes, als die Befriedigung des unwillkürlichen Triebes der Nachahmung dessen, was am einnehmendsten auf uns wirkt."

Ist es nöthig, zu diesen Sätzen noch einen ausführlichen Commentar zu liefern? Ist es auch nur schicklich, dem Dichtercomponisten, der sein Werk für unreif, für den „Versuch einer noch unentwickelten Individualität" erachtete, noch nachträglich in's Grab hinein zu beweisen, daß es unreif war? Und während man obendrein genug der tauben Aehren, welche die ausgelegenen Aecker der Gegenwart augenscheinlich nur einer alten Gewohnheit des Hervorbringens getreu immer und immer wieder zeitigen, zerdrischt, soll man da noch die Spreu der Vergangenheit aus dem Tartarus holen und am Souffleurkasten aufschütten?

Oder hat vielleicht Wagner — — — in seinem letzten Willen den Wunsch ausgedrückt, daß die „Feen" etliche Jahre nach seinem Tode über die Bretter gehen sollten? Das ist — sehr unwahrscheinlich. Sein Leben und Schaffen hätte in diesem Falle eine einzige große Lüge sein müssen. Sobald er nach dem ersten überwältigenden Ansturme, mit welchem die Natur, die Mitmenschen und die Kunstwerke der großen Vorgänger die jugendlich aufnahmsfrische Seele bedrängten, zu Athem gekommen war, sobald seine eigensten Kräfte sich entfalteten, begann er den Kampf gegen die alte Oper. Als sein Scheitel gebleicht war, als er auf dem Hügel seines Theaters stehend sinnend in's weite deutsche Land hinein und in die Fernen der Vergangenheit zurückschaute, da war dieser Kampf entschieden. Und er sollte sich in seinem letzten Stündlein reuig bekehrt haben, zum alten Arienglauben zurückgekehrt sein und zur Bekräftigung dieser seiner Rückwandlung sich dafür verwendet haben, daß eine derartige alte Oper und zwar vom unerquicklichsten conventionell-romantischen Zuschnitte, die einem Werdenden einstmals dazu diente, seine Feder einigermaßen geschmeidig zu machen, aus der Erde gegraben, in die er sie mit sich genommen und als fein allerletztes Vermächtniß dem deutschen Publikum mit ungewöhnlichem Schaugepränge vor Augen geführt werden möchte? Womit dann von urtheilsfähigster Seite zugegeben worden wäre, daß sich in unserem Opernwesen seit fünfundfünfzig Jahren im Grunde genommen blutwenig geändert hätte, daß die deutsche Gesangsbühne nach wie vor zum Tummelplatze für alle erdenklichen Experimente diene, daß man, nachdem man die „Feen" anerstehen lassen hätte, von Rechtswegen jetzt den „Ring des Nibelungen" einsargen müßte, daß . . .

Genug des bitteren Scherzes.

Oe, wie würden Wagner's Augen geblitzt, wie würde er in seinem so unbändig-ehrlichen Zorne gewettert haben, hätte er es ahnen können, wie ernst man seine ganze Reformarbeit nach seinem Ableben nehmen würde! Wer weiß nicht, wie es ihn bedrückte, daß bestehende, rechtskräftige Abmachungen ihn daran verhinderten, den „Rienzi" zurückzuziehen, den Rienzi, mit dem man, ungeachtet all' des Heroisch-Grotesken seiner Spontinianden, all' der Keulenschläge und Energiewaltigungen seiner Meyerbeeriaden, doch die „Feen" nicht in einem Athem nennen darf!

Die „Feen" sind über die Scene gegangen.*) Es ist

*) Anderen Ortes haben wir auseinander gesetzt, daß sich die Münchener Bühne im Besonderen in einer Zwangslage befand: sie mußte die „Feen" zur Aufführung bringen. Wir können nicht umhin, es auch an dieser Stelle zu bezeugen, daß Seitens der Leitung, wie Seitens aller mitwirkenden Kräfte das Erdenklichste — vielleicht ein wenig zu viel — geschehen war, um die kleinen Vorzüge des Werkes nach Möglichkeit hervortreten zu lassen und die großen Schrecken desselben mit allen Hülfs-

Digitized by Google

allgemein bekannt, daß „praktische Gründe“ für die Freigebung der Oper an die Bühne den Ausschlag gaben. Nun — gegen solche Gründe können höchstens Praktiker, will sagen Leute, die Angelegenheiten dieser Art als Machtfragen zu behandeln im Stande sind, mit Erfolg zu Felde ziehen. Es bedarf keines Beweises dafür, daß deutsche Schriftsteller der Zahl dieser beneidenswerthen Sterblichen nicht zuzurechnen sind. Männiglich war daher entschlossen, sich in das Unabwendbare mit Ergebung zu schicken; das theatralische Ereigniß der ersten Aufführung der „Feen“ wurde gebührendermaßen gebucht, und somit hätten, da der Abend uns keinen dauernden Gewinn für die deutsche Kunst brachte, die Acten über diese nicht sehr erbaulichen Geschehnisse ruhig geschlossen werden können.

Es ersolgte jedoch noch ein wunderliches Nachspiel. Man hatte nicht mit den Ueberreifen gerechnet. Urplötzlich traten sie mit der Behauptung auf den Plan: es sei mit der Aufführung der „Feen“ eine „That gethan“ worden. Dagegen muß nun doch im Namen aller ernststehen Wagner-Verehrer ein nachdrücklicher Protest eingelegt werden.

Was soll das Theater zur Darstellung bringen?

In erster Linie: Werke, in denen, so fest sie auch in dem Boden großer und schöner, das heißt classisch-künstlerischer Vergangenheiten wurzeln müssen, doch der Geist der Epoche der Gegenwart mächtig zur Erscheinung kommt, Werke, die keineswegs an die unmittelbaren Erlebnisse der Heutigen anzuknüpfen, sich mit ihren Einrichtungen, Sitten und Trachten zu befassen nöthig haben, die aber die uns bewegenden bedeutsamen Ideen als treibende Kräfte durchweben und in denen Menschen Haß tragen und lieben, wie diejenigen, welche unsere Pfade kreuzen. Solche Werke sind: der „Lohengrin“, der „Ring des Nibelungen“; als solches Werk aber können die „Feen“, von ihrem Mangel an irgendwelchem Kern und Gehalt ganz abgesehen, nicht betrachtet werden. Denn sie gehören durchaus der Empfindungssphäre einer vergangenen Zeit an.

Zum zweiten heischen wir durch das Theater mit den Schöpfungen in dauernder, lebendiger Fühlung zu bleiben, welche, bedeutenden Inhaltes voll und vom Künstler in seltausgeprägten, eigenerarbeiteten Formen geschaffen, den Verstlossener, an ungewöhnlichen Thaten oder an innerem Leben, an neuem Denken und Dichten reicher Epochen der Vergangenheit wiederspiegeln. Was zu einer Zeit gewaltig, außerzäglich, hochsinnig war und sich edel und künstlerisch verklären ließ, das erfreut, bewegt, erschüttert zu allen Zeiten: so ist es keineswegs allein das treue Gedenken an große Ahnen, welches uns ihr Bestes in späteren Tagen sorgsam fortzupflegen bestimmt. Diejenige Arbeit dagegen, in welcher sich nur das Kleid und die Gewohnheitsmäste der Früheren, nicht ihr Herz zeigt, soll mit der Stunde besatttet sein, in welcher der erste Riß in der Maske wahrnehmbar wird. Deshalb sind uns der „Freischütz“, der „Hans Heiling“, Opern, in denen sich die Romantik der Vorletzen zu Gebilden von unvergänglicher Poesie, von unzerstörbarem Farbenreize verdichtete, heute lieb und vertraut wie nur je zuvor; deshalb — hätte man die „Feen“ in Frieden ruhen lassen sollen.

Dies sind auch einige ideale Anschauungen vom Berufe des Theaters, welche wir denjenigen zu überdenken geben möchten, die der Welt verkündigten, es sei mit der Darstellung des Wagnerischen Jugendwerkes ein idealer Gedanke durchgeführt worden.

Um Ansichten dieser Art sich zu formen, brauchte man noch keineswegs die Epoche des späteren, des großen Wagner durchlebt zu haben; man konnte sie ganz gut in einer Periode gewinnen, die erst unlängst Weber zu Grabe geleitet hatte. Sogar noch viel, sehr viel früher. Demnach war denn der wackere Leipziger Theaterdirector Ringelhardt ganz wohl in der Lage, über die „Feen“ ein zutreffendes Urtheil zu fällen, und hat keineswegs eine „Unterlassungssünde“ begangen. Würde indessen selbst seine Menschenkenntniß größer gewesen sein als sein Scharfblick, so hätte er binnen Kurzem Lehrgeld bezahlen müssen.

Zu guter Letzt haben wir noch mit Denjenigen abzurechnen, welche sich auf das „historische Interesse“ berufen. Sie erörtern in allen bekannten Tonarten den Satz, daß man auf die Bühnerche derer Rücksicht nehmen müsse, denen es darum zu thun sei, „das Werden eines großen Mannes von den ersten Kundgebungen seiner Geistesthätigkeit an zu verfolgen.“ Ein derartiges Verlangen ist ja an sich sehr löblich; denen gegenüber, welche Beruf oder Neigung dazu treibt, sich über den Entwickelungsgang Wagner's und den Werdeproceß des musikalischen Dramas eingehend zu unterrichten, war es allerdings geboten, die bisher vor den Blicken der Unheiligen vorsichtig behütete Partitur der „Feen“, beziehungsweise, da selbige Partitur keine sonderlich tiefen Geheimnisse in sich birgt, einen Clavierauszug derselben veröffentlichen zu lassen.*) So gering der absolute Werth der „Feen“ ist, so geben sie doch dem Muster hinlänglichen Stoff zum Nachdenken; kleine Züge in der Harmonik, Orchesterbehandlung und Decoration sind sehr beachtenswerth — nicht stark, aber immerhin wahrnehmbar aufblitzende Genieflinken — und erweisen sich als vorbedeutend für die spätere Ausbildung mancherlei charakteristischer Eigenheiten des Meisters. All' dergleichen muß jedoch einem Theaterpublikum, muß selbst den in ihm vertretenen Kunstfreunden, sofern sie nicht fachmännisch gebildet sind, entgehen: für dasselbe spricht nur das Unselbständige, Banale der Melodik, das Kindliche der Dramatik und das, was die Decorationsvirtuosen einer gutgestellten Bühne etwa noch aus eigenen Mitteln hinzuthun, was also streng genommen mit dem Werke nicht sehr innig zusammenhängt, mit. Wiederum nur die Sänger mit zeitraubenden, dazu sehr anstrengenden Aufgaben zu plagen, damit der kleinen Gride wissensdurstiger Musiker das, was sie bei genügenden Vorkenntnissen in diesem Falle ebenso gut aus dem Auszuge herauslesen könnte, ad aures demonstrirt und ihnen dergestalt eine beschriebene Feiertagsfreude bereitet wird — das ist doch nicht von Nöthen. Hält man es etwa für erforderlich, Lessing's „Mitzogyn“ oder „Freigeist“, Goethe's „Laune des Verliebten“ oder „Mitschuldige“ in unserer Zeit wieder dem Repertoir einzufügen, nur damit den Lessing-Vereinen oder den Goethe-Entomologen kein Schatten eines Zweifels mehr darüber bleibt, wie Herakles in der Wiege gelegen und was er sonst dorisel hat getrieben habe? Nein. Solche Jugendarbeiten sollen gelesen und von Fachleuten in stiller Klause eifrig studirt werden: aber was darüber hinausgeht, ist vom Uebel.

Zola und Tolstoi auf der Pariser Bühne.

Von Wolfgang Reyher.

Die in Paris zu gleicher Zeit aufgeführten Dramen Zola's und Tolstoi's, „Germinal“ und die „Macht der Finsternis“ haben nicht allein zu verschiedenartiger und sehr bewegter Kritik, sondern auch zu einer noch schwebenden Parallele zwischen beiden Dichtern geführt. Nicht nur als Dramen interessant, sondern auch als Ursache der aus ihnen erwachsenden Polemik, als mit zur Frage der russischen Literaturströmung in Frankreich beitragend, — regen Werke sowohl als Wirkung derselben zu einer Erörterung an. Um so mehr fühlt man sich dazu veranlaßt, als das Urtheil über die, einer Schule entsprungen, beide dem Naturalismus dienenden, doch oberflächlich gar nicht zu vergleichenden Dramen, mit merkwürdiger Parteilichkeit gefällt worden. Zum Nachtheil des Heimischen machte sich diese zu Gunsten des Fremden, des Geisteskindes einer jungen, heißblütigen Literatur geltend.

Rasch vollzieht sich die merkwürdige Thatsache, daß man Zola als Dramatiker, den Einzigen, der unter den französischen

*) Zugleichen konnte die Herausgabe der C-dur-Symphonie Wagner's in Partitur und Auszug allseitig nur mit Dank aufgenommen werden; von den Concert-Aufführungen derselben dagegen hätte man füglich Abstand nehmen können.

minein der Darstellungskunst und der maschinistischen Fertigkeit zu verschleiern.

Digitized by Google

Schriftstellern, als Meister desselben, den Naturalismus auf der Bühne vertritt, fassen läßt und Tolstoi an die Spitze der Bahnbrecher stellt, die der französischen Bühnenliteratur eine neue Aera zu bringen berufen sind. Dieser sonderbaren Inconsequenz, diesem logischen Mißgriffe des Publikums schließt sich die Kritik an, die zu demselben steht gleich einem verwöhnten Kinde, dem die Erzieherin nie Unrecht zu geben wagt. Das Publikum erhebt seine Stimme, damit es höre, daß es Recht hat, die Kritik, damit sie es sage.

Kritik! Gibt es in Paris — und Paris ist in diesem Falle wie in vielen anderen Fällen Frankreich — noch eine Kritik, eine sich frei bewegende, die furchtlos auch einmal einen männlichen Sprung wagt über einen Graben? Ist es nicht die Kritik, die der seichten Moral Dumas' in „Francillon" zugestimmt, die die Gemeinplätze des Ehebruchs in „Comtesse Sarah" breitspurig und liebäugelnd durchschritten, dem sentimentalen Pensionsgeist im „Abbé Constantin" zugelächelt?

Ja, sie ist es, die als zeitgemäß zugestutzte Modedame stelzfüßig und geschminkt, Tradition und Convention hinter sich schleppend, dem gesunden Urtheile die Flügel beschneidend, nur noch den breitgetretenen Fahrweg des Hergebrachten zu wandern erlaubt. Gar klein ist daher die Zahl Derjenigen, die, ihrer Macht entschlüpfend, auch einmal einem selbst gewählten Ziel zustreben und noch kaum es nicht anders sein, als daß sie, die in ihrer Schule groß gezogen, manchmal Mißgriffe begehen und schweigend zu einem Urtheilsspruche stehen, den sie bestreiten könnten. Sie, diese Kenner, Pfleger des wahren Naturalismus, sind es auch, die Tolstoi zum Bühnenleben gerufen und damit das Zeichen zu einer die Theater-Convention langsam durchbrechenden Strömung gegeben. Es beginnt sich zu rühren, trotz dieser plötzlich aufschäumenden Wogen aber, die aus der Tiefe ihres literarischen Bettes schon viel Werthvolles, bis dahin noch Unbekanntes, gehoben, scheint auch Manches unterzugehen, das lebensfähig, wahr, groß ist.

Nehmen wir zuerst „Germinal". Aufgebaut auf der breiten Basis einer sozialen Idee, Ausnutzung des Arbeiters zum Besten einzelner Herren oder ganzer Genossenschaften, behandelt „Germinal" das Leben oder vielmehr das Elend der Bergmänner. Ein in seinen verschiedenen Peripetien und Stadien, vom begeisterten, trotzigen Abschließen an bis zu seiner muthlosen Lösung fortschreitender Strike bildet den Grundstoff des Dramas. Um dasselbe gruppiren sich in getreuer Charakterwiedergabe und Sprache all' die Persönlichkeiten des bekannten Romanes und ziehen sich die Fäden eines Liebesdramas.

Als Gegensatz zu den einfach nach Brod verlangenden Strikenden, welche die soziale Frage des Erwerbes mit einem „Mehr" übertragen wollen, steht, das nihilistische Prinzip vertretend, ein Russe. Souvarine zollt dem Widerstande seiner Freunde nur ein stilles, verächtliches Lächeln. Er lebt einer Idee allein, der großen, nihilistischen Zerstörungsidee. Zerstörung auf jeden Fall, Zerstörung durch Feuer, Wasser, Pulver und Schwert. Rachter — nichts mehr. Soll das Neue werden, so entsteht es aus Trümmern; seine Aufgabe ist es, zu vertilgen, auszulöschen, Andere sollen aufbauen.

Dieses vielleicht etwas unmotivirte, von seinem Vaterlande losgelöste Eingreifen Souvarine's, das in einer Apotheose nihilistischer Principien gipfelt, steht nicht allein in Gegensatz zu der sozialistischen Arbeiterbewegung, sondern auch zur Erfolglosigkeit derselben. Das Ihdiose, objective, halbfertige Prinzip des Nihilismus trägt über das sozialistische, persönliche, tiefer greifende den Sieg davon. Dessen Vertreter, der Bergmann Lantier, verläßt, von seinen Kameraden angefeindet, bedroht, durch das im Kreise seiner Genossen herrschende Elend an der Rechtmäßigkeit seiner Sache zweifelnd, den sozialen Kampfplatz und folgt dem Beispiele der Anderen: er läßt sich wieder anwerben. Mit seinem Hinabsteigen in die Grubenwerke wird die Lösung des Dramas in seinem Hauptmotive verschoben. Sie spielt sich gleichsam auf russischem, d. h. auf nihilistischem Boden ab und wird durch Souvarine herbeigeführt.

Diese Resultatlosigkeit hat einen heftigen Tadel erzeugt. Zu welcher Schlußfolgerung ist Zola in seinem Drama gelangt? fragt man und antwortet: zu keiner. In der That kann der Sieg von Zola's Bakounine nicht als solcher gelten, doch ist die soziale Frage in allen Landen noch eine so wenig erschöpfte, daß der Dramatiker unserer Zeit nicht oder selten seine Aufgabe darin erkennt, Mittel zur Hebung der Uebelstände zu finden, sondern diese selbst zu zergliedern. Der Naturalismus der Gegenwart ist ein pathologischer, ein nihilistischer: er untersucht, er zerstört, er baut nicht auf. Man könnte sagen, man sei dieser Dramatisirungen müde, wenn sie in Frankreich nicht so neu wären. Skandinavien, Rußland haben hier einen Schritt vorausgethan, ihre Dichter und Dramatiker, bis auf die seit einiger Zeit überlegenen russischen Romanschriftsteller, sind jedoch hier unbekannt geblieben. Zola that die ersten, selbständigen Schritte auf dem Boden des realistischen Dramas. Man hat sie nicht verstanden und auch „Renée", das mit fast weiblicher Nervosität und Detailfeinheit geschriebene Werk, verdammt. War die Zeit nicht reif dazu, — weshalb war sie es für Tolstoi?

Tolstoi verfährt mit einfacheren Mitteln, die Disposition zur „Macht der Finsterniß" — russisch tma, Chaos, Abgrund, das Böse in Verbindung mit Macht, — ist eine klare, ruhige, die aus derselben gezogene Schlußfolgerung eine klassisch findliche: Sühnung einer Schuld durch freiwillige Strafe.

Wieder in Tendenz originell, noch mehr in künstlerischer oder literarischer Form, wirft Tolstoi's Werk auf der engeren Basis eines elementaren Socialismus einfach mit dramatischer Moralität. Es spricht zum Volke in Thatsachen, nicht in Thesen, nicht vom Standpunkte einer abstrakten Theorie, sondern in einer Reihe von Bildern, die dazu dienen, die beiden größten Laster des russischen Volkes: Trägheit und Trunksucht, zu verkörpern. Diese führen dann zur gewollten, durch Nikita, seinem Helden, einer Art Dorf-Mädchenjäger, herbeigeführten Conclusion, welche in der Strenge und Herbheit ihrer Ausführung an antike Dramen erinnert. Die Macht des Gewissens, die Macht, die im russischen Volke so tief und reitend wurzelt, ist es, die Nikita seinem Verbrechen in moralische Finsterniß entreißt und zugleich Tolstoi's Ideal: Klarlegung eines nothwendigen Moralgesetzes, Herstellung einer Art von Sittenreligion, zum Ausdruck kommen läßt.

Der Inhalt des Dramas ist an dieser Stelle bereits erzählt worden. Die logisch sich folgenden Verbrechen, die, in einandergefügt gleich Gliedern einer Kette, das langsame Versinken der handelnden Personen in die Macht des Bösen begründen, bilden die einfachen, schmucklosen Peripetien, während Nikita's Sühne der ganzen Disposition desselben gemäß, eine nothgedrungen innere, aus ihm selbst entspringende ist.

So verschieden die beiden Dramen und ihre Schöpfer zu sein scheinen, so haben sie nicht nicht nur heterogene Eigenschaften und Schicksale. Gleich „Germinal" in Frankreich, ist die „Macht der Finsterniß" in Rußland für nicht bühnenfähig erklärt, von der Censur verboten worden. Ersteres geschah, weil in einem Staate, in dem täglich anarchistische Versammlungen stattfinden, die socialistischen Ideen Lantier's, die für Frankreich vollkommen resultatlosen nihilistischen Souvarine's gefährlich zu sein schienen; in Rußland erregte sowohl das unerfreuliche und zum Besten seiner moralischen Idee zu grell gefärbte Bild des Bauernlebens, als auch der leise Zug von Ironie, der über alle Kirchentraditionen weht, heftige Widersacher.

Tolstoi's Neu-Christenthum schien dem Staate unheilbringend. Des trunkenen Knechtes stets und unpassend wiederholter „Heiliger Nikolaus", der Abergläuben, der unter den handelnden Personen herrscht, die Furcht vor Uebertretung der Kirchengesetze, Matriona's Sorge um die Taufe des zu ermordenden Kindes, dienen dazu, nicht allein die Unwissenheit des Volkes, sondern auch das Ueberlebte der Kirchentraditionen zu geißeln. Andererseits fühlten sich die Aesthetiker, trotzdem ihnen die realistischen Dramen nicht fremd waren, durch die ungezwungene, wenig literarische Sprache des Toula'schen Bauern, das Hinstellen des natürlichen Menschen in seiner ganzen Nacktheit und Unwissenheit, den stets wiederholten, halb

Digitized by Google

verschleierten, nach Kinderart ausgesprochenen Gefühls- und Gedankenandeutungen, den rohen Schimpfworten, verletzt.

Man fragte sich, ob dieses Drama, in seiner französischen Ueberlesung verfeinert, deshalb aber auch verunstreut, spielbarer werden würde, ob man Tolstoi nachsehen, was man Zola auf seinen Kreis zugestehen wollte. Doch dem Zwiefel folgte wunderbare Gewißheit, — nicht nur Duldung, sondern Bewunderung und nicht nur diese, sondern volles Verständniß. Von Schauspielern sowohl, als auch von Zuschauern wurde hier das, von Zola umsonst ersehnte Verlangen, sich in die „Mitte" der Handlung zu versetzen, in richtiger Weise erfüllt. Personificirten jene so unpersönlich als möglich die abstrakten Mächte des Bösen, der Vorsehung, der Gerechtigkeit, so brachten diese dem Drama gerechte Würdigung entgegen. Sie vergeben Tolstoi sogar die gewollte Rohheit seiner Sprache, während ihnen Zola, trotz merkbarer Concessionen, in Stil, Ausdrucks- und Gedankenweise nicht genügend abgeschliffen und feinfühlig schien. Unbegreiflich fand man es unter Anderem, daß der Bergmann Mathieu, der durch Elend verbitterte Mann aus dem Volke, beim Tode seines Töchterchens in seiner Verzweiflung den mit Wuth gepaarten Ausruf: Tonnère de Dieu brauchte. Drückt dieser, sowie der ihn begleitende Faustschlag auf den Tisch die ganze, durch Arbeitslosigkeit niedergeschlagene Kraft, das Gefühl grenzenloser Ohnmacht nicht sehr richtig und natürlich aus? Entschieden wird das ästhetische Gefühl mehr verletzt, wenn man Afini mehrmals „vieux vidangeur" nennt, wenn Atoulina und Aniffia sich „crampon, traînée" rufen, wenn man von potin, yeux pochés au beurre noire, toupet etc. spricht. Und doch erregten diese, in ihrer französischen Uebersetzung unmotivirter und deshalb verletzender wirkende Ausdrücke nicht einmal das Lachen der Zuschauer, läßt sich aber die Bildung derselben nach ihrer Lachenhaftsamkeit ermessen, so entscheidet die Thatsache, daß Tolstoi's „Macht der Finsterniß" dieser zum Theil seinen Erfolg, während Zola's „Germinal" der mangelnden Bildung des Publikums seinen Mißerfolg verdankte.

Mit gleicher Nachsicht nahm man auch das bei „Germinal" getadelte Losgelöste im dramatischen Aufbaue hin; Acte, Scenen, Bilder sind hier wie dort mit Uebergehung des Bühnen-Conventionellen nur an einander gereiht. In dieser Gliederung freilich liegt ein Unterschied: bei Tolstoi eine absichtslose, ist sie bei Zola eine bewußte, gewollte, schrieb Ersterer sein Drama einfach für lesende Bauern, so war es des Letzteren Ziel, ein bühnenfähiges, zugleich aber mit den Theater-Conventionen und Gesetzen brechendes Werk zu schaffen. Seine Ansicht ist es, daß mit dem Fortschreiten des realistischen Dramas die Lebensfähigkeit dieser Ueberlieferungen nur zu einer Frage der Zeit wird, und thatsächlich macht sich im französischen Theater das Gesetz des Ueberlebten in solchem Maße geltend, daß man füglich bis auf Besseres — vielleicht — Zola's Form- und Gedankenweise anuehmen dürfte.

Motiv und Umkleidung desselben in „Germinal" erfuhren ebenfalls zu Gunsten der „Macht der Finsterniß" heftigen Tadel. Man vergißt eben, daß, wenn letzteres persönlicher, individueller wirkt, die Ursache daran liegt, daß die hier verkörperten Gedanken gleichsam Eigenthum, Besitz jedes Einzelnen sind, während der Grundgedanke in „Germinal" nur einen kleinen Theil sich für fremdes Leben und Leid Interessirender berühren konnte. Die „Macht der Finsterniß" ist eine moralische That, „Germinal" eine sociale und poetische zugleich. Rahmen und Bild mußten größer, weiter sein und eignen sich sehr wohl für Schmuck und Farbenfülle, die ihnen Zola verliehen.

In „Germinal" ist das dramatische Motiv im Gegensatze zu dem Tolstoi's, das in classischer Armuth seine Größe findet, nicht nur decorativ dramatisirt, sondern auch durch das Nebenbeilaufen einer zweiten Handlung erweitert worden. Die sich zwischen Lantier, Catharina, Tochter des Bergmannes Mahieu, und dem Minenarbeiter Chaval, ihrem Verführer, abspielenden Scenen sind mit psychologischer Wärme geschrieben. Catharina's mit „Nein" beantwortete Frage an Lantier, ob er einen Mann, einen braven Mann kenne, der bereit wäre, sie, „nach dem, was zwischen ihr und Chaval vorgefallen", zu seinem Weibe zu machen, ist die unerbittliche Lösung einer weiteren socialen Frage. Sie entscheidet über das Schicksal der Mädchen, die, verschuldet oder unverschuldet, zwischen sich und einer ehrlichen Zukunft ein Hinderniß gestellt: den Mann. Die Sitte will es, daß ein solcher dieses Hinderniß ausläsche, nur durch besondere Verkettung der Umstände aber findet sich wie in „Renée" ein Saccard, der dem Mädchen in den Augen der Welt eine Rehabilitation durch Heirath ermöglicht. In „Germinal" bietet das Leben des von seinen Eltern und endlich auch von ihrem Verführer verstoßenen Mädchens eine Reihe dramatischer Bilder; ihr Wiedererscheinen im Elternhause im Augenblicke, da Elaire, die kleine Schwester, durch Elend stirbt, ist eine der wirkungsvollsten und zugleich einfachsten Scenen.

Tolstoi hat diese Bilder nicht. Zola und er berühren sich in Realismus, nicht in Idealismus. Ersterer, in Ausführung naturalistischer, arbeitet auf idealerem Boden, Zola in Ausführung oft poetisch, meladramatisch, ist in seinem Entwurfe naturalistischer. Mit gleicher Realistik wirken in „Germinal" die Begegnung des verschütteten Chaval mit Etienne Lantier und Catharina und die Mordscene in der „Macht der Finsterniß". Dort ist der Hunger die zwingende Macht, die, alle anderen Gefühle knechtend, Catharina bewegt, aus den Händen des sie noch Angesichts des Todes höhnenden, cynisch scherzenden Chaval das Stück Brod zu empfangen, das ihr Leben rettet. Wie vor dem Mädchen, dessen schwanke moralische Kräfte einer zwingenden physischen erliegen, wendet man sich auch von Nikita mit Ekel ab bei der Erzählung der Mordscene. „Wie seine kleinen Knochen knackten," ruft er aus bei der Beschreibung, in welcher Art er das Beil auf den kleinen Körper gelegt, um sich darauf zu stützen. Dieser naturalistische Pleonasmus, den Tolstoi dem Zuschauer, der bereits vor dem Keller dem Morde beigewohnt, hätte ersparen können, wirkt ebenso unästhetisch thierisch, wie der Heißhunger Catharinens. Hier haben Zola und Tolstoi der Wahrheit nichts opfern wollen, — sie ist so nackt und abstoßend wie nur möglich.

In decorativer Hinsicht herrscht die größtmögliche Verschiedenheit zwischen den beiden Dramen. In der „Macht der Finsterniß" vollkommene Einfachheit, in „Germinal" jenes Vorherrschen des Zola'schen Gesetzes „des milieus", das ein so beredtes Zeugniß davon ablegt, wie dramatisch ein richtiges Uebereinstimmen von Decorationen und Ideen wirken kann. Wenn im „Ventre de Paris" die in steter Gegensatze von Entbehrung und Ueberfülle zum Ausdrucke gebrachte Decoration mit ihren Bergen an Lebensmitteln ermüdend wirkt, so geschieht es, weil die Handlung zu arm ist und durch Aufwendige gleichsam erdrückt wird, weil Laurent, die Verkörperung des Hungers und Elendes in seinem träumerischen Nichtsthun, in dieser Unmasse von Küchenrealismus verschwindet. In „Renée" war bereits die Uebereinstimmung von Ort, Handlung und Stimmung überaus harmonisch. Der Wintergarten, in dem Renée ihrer Leidenschaft verfällt, erhöht mit seinem Blumenduste und seiner Schwüle das Verständniß.

Noch eingreifender ist die Harmonie zwischen Handlung und Decoration in „Germinal". Eine Reihe Bilder verkinderbildlicht die Wesenhaftigkeit des wesenlosen nihilistischen Princips in seiner ganzen Tragweite und Unpersönlichkeit, eine andere die Arbeitslosigkeit, die Armuth der Arbeiter, die Großartigkeit des gewerblichen Betriebes, die Poesie eines ländlichen Festes. Alle zwölf Bilder sind mit größter Wahrheitsliebe inscenirt, die Bewegtheit der Handlung aber, die Weite des das Drama tragenden Gedankens ist dem Reichthume der Decorationen vollständig ebenbürtig.

Souvarine's Werk ohne jene prachtvolle Inscenirung entbehrte der realistischen Dramatik. Nicht ohne Erregung sieht man ihn auf der Sicherheitstreppe im Halse des Schachtes stehen und sein Zerstörungswerk beginnen, während neben ihm und nur durch ein Gerüst getrennt, das Hinunter- und Hinaufsteigen der Bergmänner erfolgt. Tiefe Finsternis. Alle haben bereits den Schacht verlassen, nur Etienne, der Catharina gefolgt, sowie Chaval sind unten geblieben. Jetzt sind die Schrauben gelöst und langsam erst, dann schneller, sieht und

Digitized by Google

hört man den feinen Grubensand hernieder rieseln. Die Erde erbebt, die Fabrikgebäude beginnen zu schwanken, unten aber, im Schachte, steigt, Etienne und Catharina dem Tode weihend, das Wasser immer höher und höher und spielt sich die, mit der Ermordung Chowal's durch Lantier endigende Scene ab. Im letzten Bilde sieht man die Geretteten an's Sonnenlicht tragen und im Hintergrunde die Trümmer der Fabrikgebäude, auf welchen, sich als Thäter angebend, Souvarine erscheint. Sein Tod krönt sein Werk.

Scheint es nun einerseits nach dem bereits Dargelegten, als ob der Realismus, wachgerufen auf südlich warmem Boden in nordisch kaltem eben so tief, vielleicht noch tiefer, intensiver wurzle, als ob man ein Recht habe das, wogu man die Saat geliefert, wieder in die Stammerde zurückzuverpflanzen, so liegt andererseits dem Loslösen vom Heimischen nur fehlende Stabilität, französische Veränderlichkeit, Mangel an innerer Zusammengehörigkeit und Reife unter den Anhängern der Zola'schen Schule selbst, zu Grunde.

Die Frage ist hier eine innere und eine äußere. Sie betrifft das Fallenlassen des einzigen französischen Bühnendichters, der den Naturalismus auf der Bühne vertritt und zugleich das Aufgreifen derselben Richtung, die man in Zola verleugnet. Man ist der Dumas'schen Moral-, der Ohnet'schen Salondramen müde, man beginnt über die Sarcey'sche Zopfkritik zu lächeln und sich von der Figaro-Fitzkritik abzuwenden, man sucht nach Neuem, Frischem und begeht die, schon so oft bethätigte Untreue am selbst Erzeugten. Es ist, als hätte sich Zola im Schoße der Seinen überlebt, bevor er noch als Dramatiker Schule gemacht. Und doch liegt weder in „Germinal", noch in „Renée" eine Berechtigung dazu und doch kann Tolstoi's reformatorischer Geist Frankreich nichts bringen, während Zola's Tendenzen in französischem Boden selbst wurzeln. Trunksucht erscheint dem Franzosen als komisches Laster, Trägheit liegt nicht in seinem Charakter, Unwissenheit und Aberglauben sind in Frankreich viel weniger vertreten als in Rußland. Woher also der Einen Tadel, der Anderen Schweigen, woher dieses Abstoßen, das sich weder durch die, zwischen ihm und Tolstoi obwaltende Verschiedenheit noch Aehnlichkeit erklärt? Die bereits angedeuteten Ursachen dürften dieses Abfallens von Zola nicht genügen. Die Begründung muß noch tiefer, noch anders liegen.

Zola ist zu allgemein für Frankreich. Man hat ihn eine Zeit lang des Neuen wegen zu verstehen gemeint, auf der Bühne erscheint er den Franzosen langweilig. Diese, besonders die Pariser, wollen sich im Theater selbst wiederfinden, sehen. Im Grunde interessiren sie die Ereignisse in Decazeville wenig und leider ist das Urtheil eines Kritikers in Betreff Zola's: „es sont les gros mots, qui ont fait les gros tirages" insofern richtig, als der oberflächliche Pariser mit den realistisch sinnlichen Beschreibungen thatsächlich nur diese vom socialen Untergrunde gleich Schaum abschöpft. Welch' bitterer Lohn für ein Leben voll Arbeit, für ein ehrliches Streben aus ganzer Kraft!

Dieses egoistischen Ich-Suchens wegen und trotz innerer Hohlheit und Unwahrheit, hat sich in Frankreich auch das Ehebruchdrama eingebürgert. Man nennt das Naturalismus. Weshalb? Weil unter den Parisern einige Hundert dem Ehebruch gefrönt, oder davon gehört, oder ihn gefühlt, gesehen, weil das Erotische darin den sinnlich beanlagten Franzosen berührt. Dieses stete Wiederholen hat jedoch zu einer Einseitigkeit der naturalistischen Richtung geführt, die sie fast verlöscht. Man fragt sich oft genug und auch jetzt beim Zurückweisen Zola's, ob die Franzosen wirklich das naturalistisch beanlagte Volk sind, das sie scheinen wollen. Sie haben keinen einzigen Roman wie Dostojewsky's „Erniedrigte und Beleidigte" und kein einziges Drama wie Ibsen's „Gespenster". Ist man wirklich berechtigt aus dem vollen Quell alles Seienden in seinen Ursachen und Wirkungen nur eine Frage zu haben und immer wieder darauf zurück zu kommen! Die Franzosen haben den Ton angegeben, doch den vollen Accord haben sie nicht angeschlagen. Es ist ein Stillstand bei ihnen eingetreten. Deshalb greifen sie nach Tolstoi, deßhalb haben sie „Renée", die individueller ist als „Germinal", einfach nicht verstanden. Das darin ausgesprochene Problem erotischer Erblickheit, die, durch einen ersten, halb unverschuldeten Fehltritt geweckt, dann zurückgedrängt wird und endlich hervorbricht gleich einem verschütteten Quell, durch eine gewisse, die Seele paralysirende Männerverachtung jedoch gleichsam unversöhnlich wird, — ist Allen eine terra incognita geblieben.

Paris ist doch nur ein großes Kind! Stellt Zola die Anforderung an seine Zuschauer, selbst Heilmittel für die von ihm beschriebenen physischen und physischen Krankheiten zu finden, beschreibt er, einer inneren Nothwendigkeit folgend, dieselben um sie zu beschreiben, so wendet man sich von ihm ab; sucht Tolstoi nach Art eines Lehrers und dem von ihm gedachten Zuschauer oder vielmehr Leser angemessen, eine rettende und gleichsam imponirende Schlußfolgerung zu ziehen, ein Heilmittel zu finden, so hat er allein Recht. In diesem Falle scheint Paris, das so groß ist, wirklich zu klein, um beide, Zola und Tolstoi, neben einander bestehen zu lassen.

Paris, Mitte Juni.

Lichtenberg und Goethe.

Ein Beitrag zur Goethe-Forschung.

Von Eugen Reichel.

(Schluß.)

Wir werden also fortan Lichtenberg als den wichtigsten Erzieher des gereiferten Dichters anzusehen haben, obgleich der in seiner Eitelkeit gekränkte Goethe niemals anerkannte, was er dem bescheidenen Zeitgenossen verdankte. Vielleicht hätte sich in „Dichtung und Wahrheit" Gelegenheit gefunden, das Versäumte nachzuholen; aber das Werk reicht nicht bis in die Zeit, in welcher Lichtenberg's Einfluß zur Geltung kam.

Wie stark dieser Einfluß auch im Einzelnen gewesen, davon sind uns in Goethe's Werken manche Spuren erhalten geblieben; was ich von ihnen entdeckt habe, sei nun hier mitgetheilt.

Nur einmal bietet uns Goethe selbst Gelegenheit, zu sehen, wie er durch Lichtenberg zu einer Arbeit angeregt wurde. Lichtenberg hatte seine „Erklärungen zu Hogarth'schen Kupferstichen" zu veröffentlichen begonnen und 1795 und 1796 an Goethe die ersten Hefte derselben gesandt; sofort wurde Goethe gereizt, etwas Aehnliches zu unternehmen. Er schreibt hierüber an Schiller von Frankfurt aus (24. August 1797): „Ich will Ihnen doch noch von einer Arbeit sagen, die ich angefangen habe, und die wohl für die Horen sein wird. Ich habe gegen 200 französische satyrische Kupfer vor mir; ich habe sie gleich schematisirt, und finde sie gerichtet 1) Gegen Fremde, 2) Gegen Einheimische ꝛc.

Ich fange an, sie nun einzeln zu beschreiben und es geht recht gut" u. s. w.

Freilich unterläßt er es nicht, bei dieser Gelegenheit verächtend von dem „Lichtenbergisiren" zu sprechen; aber doch wohl nur, weil er sich bewußt war, es nicht so fein nicht wie Lichtenberg machen zu „wollen", als vielmehr nicht zu „können", wie er selbst zugesteht. Soviel mir bekannt, ist dieser 1797 in Angriff genommene „artige Aufsatz"*) nicht in seine Werke aufgenommen worden; es läßt sich also nicht feststellen, wie weit auch die Ausführung durch Lichtenberg's Manier beeinflußt wurde.

Unter den Gedichten bietet die Gruppe „Gott und Welt" einen bedeutsamen Fall. Lichtenberg sagt in seinen „philosophischen Bemerkungen" (II, 30): „Da wir eigentlich nicht genau wissen, wo wir denken, so können wir den Gedanken

*) Dieses Lieblingswort Goethe's „artig" war auch Lichtenberg vielfach geläufig: „Man hat die Erscheinung, die allemal artig ist, ganz unrichtig erklärt" (Schrift. VIII, 53). „Es ist ein artiger Versuch" (IX, 256) u. a. m.

Digitized by Google

versetzen, wohin wir wollen." Daraus bildet Goethe in „die Weisen und die Leute" die Frage: „Wo denken und wie denken wir?" Auch die „Perfectibilität", von der Lichtenberg einmal spricht, scheint der Frage: „Ist Besserungstrieb uns zugefellt?" zum Grunde zu liegen.*)

Die in derselben Abtheilung sich befindenden Gedichte, welche zu Ehren des „Mannes, der Wolken unterschied", verfaßt wurden, bieten wenigstens Gelegenheit zu der Erinnerung, daß Lichtenberg der Erste gewesen, der auf dieses Feld der Meteorologie hingewiesen. In dem Aufsatz: „Einige Bemerkungen über die Entstehung des Hagels" findet sich nämlich folgender Satz: „Nächst dem müßte, um die Natur der Hagelwetter näher kennen zu lernen, nothwendig mehr auf die Form der Gewitterwolken, auf ihre seltsame Züge, ihre plötzliche Entstehung und Ausbreitung geachtet werden. Diese Forderungen werden freilich die Sache nicht besser machen, es wird Alles noch lange so bleiben, wie es ist. Indessen wirken doch solche Erinnerungen oft hier und da in der Stille" ꝛc. Auf Goethe hatten sie ohne Frage „in der Stille gewirkt", sodaß er dadurch veranlaßt wurde, späterhin den Versuchen des Engländers Howard nahe zu treten.

Ohne den von mir vermutheten Anregungen durch Lichtenberg in den „Zahmen Xenien" nachzugehen,**) will ich mich nun gleich dem „Faust" zuwenden, welches Werk die zahlreichsten Beweise dafür liefert, daß Goethe sich Worte, Wendungen, ja ganze Motive aus Lichtenberg's Schriften angeeignet hat; sie mögen der Reihe nach aufgeführt werden, wie sie sich in der Scenenfolge des Gedichtes vorfinden.

Erster Theil. Scene: Nacht.

„Die Geisterwelt ist nicht verschlossen:
Dein Sinn ist zu, Dein Herz ist todt."

Nach Wilhelm Scherer soll mit dem „Weisen", der diese Worte gesprochen, Herder gemeint sein***); es läßt sich aber nachweisen, daß dieser ungenannte Weise kein Geringerer als Lichtenberg war. Dieser hatte nämlich im „Göttingischen Taschenbuche" von 1788 einen Aufsatz „Von Cometen" veröffentlicht und in demselben die nachstehenden tiefsinnigen Sätze ausgesprochen:

„Um sich einigermaßen begreiflich zu machen, wie viel um uns her vorgehen mag, von dem wir nichts wissen, und was man von den Träumereien zu halten hat, wodurch man die Ursachen des Zuges, von dem ich rede (»Alles ballt sich in der Welt«), hat erklären wollen, denke man sich einmal den Menschen mit verschlossenen Augenlidern, die zwei Klappen zu beiden Seiten, bloß verleimt. Wie würden unsere Compendien der Physik aussehen? Gerechter Himmel! Keine Sonne, kein Fixsternhimmel, keine Farben, und mit einem Male Alles weg, was zu den erhabensten und angenehmsten Betrachtungen führt. Was für Hypothesen würde man nur allein nicht über die Jahreszeiten machen — und was wäre die Ursache aller dieser Unwissenheit und Verwirrung? Antwort: Ein Paar verleimte Klappen zu beiden Seiten der Nase. — Nie, wenn es nun dem Schöpfer gefallen hätte, noch ein Paar solcher Klappen mehr zu öffnen? Wie würden alsdann die Compendien der Physik gegen die jetzigen aussehen? Vermuthlich nicht viel anders als die Physik des jetzigen Menschen gegen die der Auster."

Wir sehen, die tiefsinnige Idee, die in den Worten jenes fingirten Weisen enthalten ist, deckt sich genau mit der tiefsinnigen Idee Lichtenberg's. Das

„Auf, habe, Schüler, unverdrossen
Die irdische Brust im Morgenroth!"

weist zugleich auf einen anderen Aufsatz in Lichtenberg's Schriften hin, auf „Amintor's Morgenandacht". Dieser Amintor hält nämlich jeden Tag vor aufgehender Sonne, die er stets erwartet, seine spinozistischen Andachten, bei welcher Gelegenheit er „das unbeschreibliche Wohlbehagen", das ihm „der Geist über der Natur" gewährt, immer auf's Neue genießt. Wenn wir uns aber dieser Beziehung bewußt geworden sind, so finden wir vielleicht eine Erklärung für das Räthsel, das jene „Morgenandacht" uns darbietet. Eine Stelle in dieser Andacht lautet nämlich folgendermaßen: „O, ich weiß, dieses mein stilles Dankgebet, das dir alle Creatur darbringt, jedes mit seinem Gefühl und in seiner Sprache, nach seiner Art, wie ich in der meinigen, wird gewiß von dir gehört" ꝛc. Bekanntlich sagt nun Faust in der Gartenscene zu Gretchen:

„Es sagen's alle Orten,
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache,
Warum nicht ich in der meinen?"

Die Uebereinstimmung ist so gut wie wörtlich. Das Unglück will es nun aber, daß jener Aufsatz erst 1791 im „Göttingischen Taschenbuch" erschien und Lichtenberg ihn als einen, ihm von einem „Ungenannten" mitgetheilten Beitrag veröffentlichte. Lichtenberg liebte dergleichen Masken, um sich vor Unannehmlichkeiten zu sichern; der Aufsatz trägt übrigens nicht nur in Sprache und Gehalt ganz unzweifelhaft Lichtenberg's Gepräge, auch die Bemerkung, daß der Leser mit dem Aufsatze machen könne, was er wolle, deutet darauf hin, daß Lichtenberg ihm unmittelbar nahe stand. Aber das Fragment „Faust" war bereits zu Ostern 1790 erschienen, also vor jenem Aufsatze, der einen durchaus selbständigen Charakter aufweist, während von der Stelle im „Faust" nicht das Gleiche gesagt werden kann; da die Zeile: „Alle Herzen unter dem himmlischen Tage" (?!) etwas lahm klingt und nur dazustehen scheint, um einen schlechten Reim für den Vers „Jedes in seiner Sprache" zu liefern? Wie wollen wir uns diesen merkwürdigen Fall erklären? Müßten wir annehmen, daß Lichtenberg die paar Worte, die inmitten eines vollendeten Ergusses stehn, dem „Faust"-Fragment entlehnte, so wäre dies der einzige Fall, daß Lichtenberg von Goethe genascht Lichtenberg würde dann aber gewiß auf Goethe hingewiesen haben, denn er war in dieser Beziehung von vornehmster Gewissenhaftigkeit und erwähnte stets, auch bei den geringfügigsten Entlehnungen, die Quelle), während andererseits Goethe reichlich Anregung bei Lichtenberg gesucht und gefunden. Kann Goethe nun aber jenen Aufsatz um 1790 schon gekannt haben? Reichen die persönlichen Beziehungen der beiden Männer vielleicht schon bis in diese Zeit zurück und hatte Lichtenberg dem jüngeren Dichter den Aufsatz unter der Hand mitgetheilt, um dessen Urtheil zu erfahren?

Scene: Vor dem Thore.

„Nichts Best'res weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei.
— — — — — — — — — — —
Sie mögen sich die Köpfe spalten,
Mag Alles durcheinandergeh'n;
Doch nur zu Hause bleib's beim Alten."

Im Jahre 1792 erschienen im „Göttingischen Taschenbuch" die „Neuigkeiten vom Himmel", denen eine witzige, den Zeitverhältnissen entsprechende Einleitung vorausging, in der sich folgender Satz befindet: „Wir wollen daher nicht leugnen, daß wir sehr gern von einer Revolution gemeldet hätten, vorausgesetzt, daß unsere Erde, auf der wir nun einmal eingerichtet sind, nicht mit darin begriffen gewesen wäre."

Das Motiv ist hier genau dasselbe. Das „Alles durcheinandergehen" entspricht der „Revolution"; das „nur zu Hause bleib's beim Alten" dem übrigen. Hier hat die Anregung, die Goethe unzweifelhaft von jenem Satze empfangen, in einer sehr glücklichen selbständigen Umbildung geführt, wie sie nur einem genialen Kopfe gelingen konnte.

*) In der Abtheilung „Epigrammatik" findet sich sogar ein Gedicht mit der Ueberschrift: Perfectibilität.

**) Die 1808 gedichtete Ballade „Wirkung in die Ferne" scheint auch durch einen Aphorismus in den „Bemerkungen über Chemie und chemische Wirkungen" angeregt worden zu sein (Lichtenberg's Schriften, Ausgabe 1800, Bd. IX, S. 204).

***) Dünzer hat diese grundlose Behauptung bereits zurückgewiesen; er glaubt, daß Nostradamus gemeint sei, was aber nicht erst widerlegt zu werden braucht, da Faust durch ein Zeichen in dem Buche des N. an jenen Ausspruch des „Weisen" erinnert wird.

Digitized by Google

Scene: Vor dem Thore.

„Geschwind, daß wir das Wildpret nicht verlieren."

Die glückliche Bezeichnung „Wildpret" für die Mädchen entnahm Goethe dem Aufsatze: „Auch ein paar Worte von Polen", wo es unter Anderem heißt: „Deutscher Landsmann, segne das Land, wo, wenn auch Kopfzierden aufgesetzt werden, sie doch nie den armen Wildbieb krönen, sondern den armseligen Jäger selbst, der nicht Mann genug war, oder nicht Kopf genug hatte, das Bischen Wildpret zu hüten, das in seinem häuslichen Park zwischen Tisch und Bett friedlich einherging."

Scene: Hexenküche.

„Seh' ich den Junker Satan wieder hier."

Die Bezeichnung „Junker Satan" verdankt Goethe einer Anzeige Lichtenbergs, die Comödie „Stratagema diabolicum" von Bellinthaus betreffend („Von ein paar alten Drauen"); Lichtenberg hebt diesen „Junker Satan" ganz besonders hervor.

Scene: Wald und Höhle.

„Was schlürft aus dumpfem Moos und triefendem Gestein,
Wie eine Kröte, Nahrung ein?"

In einem Aufsatze „Das Neueste von den Kröten" berichtet Lichtenberg über eine Entdeckung des Engländers Townson, nach welcher die Kröten, obwohl sie mit dem Maule nie trinken, die für ihr Leben nöthige Menge von Feuchtigkeit durch die Haut zu sich nehmen. Hieraus macht Lichtenberg die Anwendung auf Kröten, welche man innerhalb von Gestein lebendig vorgefunden: „Warum sollte also ein Licht- und freie Luft scheues Thier, das aber ohne Feuchtigkeit nicht bestehen kann, sich nicht in einem Raume entwickeln und vegetiren können, der ihm Feuchtigkeit verstattet" ꝛc.

Faust's Lebensweise wird hier von Mephistopheles ganz in der Weise geschildert, wie Lichtenberg das Leben der eingeschlossenen Kröte schildert. Da Faust aus „dumpfem Moos und triefendem Gestein" die „Nahrung" nicht mit dem Munde trinken kann, so glaubt Mephistopheles denmach, daß er sie durch die Haut in sich „einschlürft."

Scenen: Walpurgisnacht und Walpurgisnachtstraum.

Hier ist die Anregung, welche Goethe von Lichtenberg empfangen, sehr bedeutend und leicht erkennbar.

Von dem Intermezzo bemerkte schon G. v. Loeper, daß es „die Gegner in Politik, Kunst, Litteratur und Philosophie auf den Blocksberg sende" — nun aber findet sich im V. Bande der Lichtenberg'schen Schriften ein sehr lustiges Stück Arbeit, welches betitelt ist: „Daß du auf dem Blocksberge wärest!" In diesem Aufsatze erzählt ein vorgegebener Freund des Verfassers, daß er, als er eines Abends die verschiedenen Flüche des deutschen Volkes durchgesehen, bei Lesung jener Verwünschung plötzlich eingeschlafen sei und nun geträumt habe, daß er in einem Postwagen über Land fahre. „Vermuthlich hatte sich beim Einschlafen etwas von Walpurgis-Nacht auf meinen Traum-Apparat niedergeschlagen," — sagt er unter Anderem — „so daß ich mich bei meinem Postillon nicht viel besser befand als Bürger's Lenore gegen das Ende ihrer Reise bei ihrem Dragoner."

Wie er nun eine Weile gefahren ist, erblickt er in einiger Entfernung ein nordlichtartiges Glühen und fragt den Schwager, was das sei. Nach einigem Hinundherfragen theilt ihm dann der Schwager mit, daß heute, als in der Neujahrsnacht, auf dem Blocksberge große Ausstellung sei: „Diese Nacht steht auf dem Blocksberge Alles öffentlich aus, was in dem ganzen Jahre hinauf ist gewünscht worden. Alles prächtig illuminirt, so helle wie am Tage."

Der Reisende wird nun sehr neugierig, überredet den Postillon, ihn doch hinaufzufahren, und erlebt alsdann den ganzen Hocuspocus, während der Begleiter ihm sozusagen als Cicerone dient:

„Man kann sich keinen himmlischeren Anblick denken; der ganze höhere Gipfel des Brockens stand wie im Feuer. — Ueberall wie Juniuslicht an einem heiteren Mittage. Aber selbst in der Allee, der wir uns näherten, erschien keine Spur von Schatten. Was ist das? fragte ich meinen Führer; sind das Harz-Tannen?

J, mein Himmel — das sind Bäume, die Deutschland hierher gewünscht hat.

In dem Augenblicke sah ich, daß es Freiheitsbäume waren, roth, blau und weiß gestreift; oben Bänder von gleicher Farbe — —

Was ist denn das für ein Trupp dort unter jenen Freiheitstannen, der seine Uniform trägt? fragte ich.

Das sind Lieferanten an sich, antwortete mein Führer.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Auf einmal sah ich mich um und stutzte.

Wat — die — schwere — —! rief er, indem er meine Hand wegstieß und ließ.

Ich wußte in der Welt nicht, was dem guten Kerl angekommen war. Auf einmal löste sich das Räthsel. Ich sah nämlich das Ich nicht Ich meines Führers einherschreiten, nicht als Spießer, sondern mit dem vollkommensten Gehörn, das ich in meinem Leben gesehen habe; und von Ast zu Ast glänzte die Zuschrift: Von seiner lieben Ehefrau. — — —"

Ich habe diese dürftigen Proben aus der umfangreichen, oft sehr einschneidenden Satyre mitgetheilt, um den Lesern, welche dieselbe nicht kennen, eine Vorstellung von dem Charakter des Ganzen zu geben und sie deutlicher die Abhängigkeit Goethe's von dem Vorbilde erkennen zu lassen, die sich bis auf den Titel „Walpurgisnacht" erstreckt. Wenn Faust sagt:

„Wie seltsam glimmert durch die Gründe
Ein morgenröthlich trüber Schein!
— — — — — — — — — — — —
Doch schau! In ihrer ganzen Höhe
Entzündet sich die Felsenwand."

so finden wir sowohl das nordlichtartige Glühen als auch den „wie im Feuer stehenden Gipfel des Brockens" wieder.

Wenn Mephistopheles dem Proktophantasmisten, der Schönen und dem Servibilis zuruft:

„Wenn ich Euch auf dem Blocksberg finde,
Das sind' ich gut; denn da gehört Ihr hin."

so lugt hier das „auf den Blocksberg wünschen" hindurch.*) Auch der „neugierige Reisende" spielt eine Rolle; seine Worte:

„Ist das nicht Maskeradenspott?
Soll ich den Augen trauen?
Oberon, den schönen Gott,
Auch heute hier zu schauen."

spielen auf das Unglück an, das dem Elfenkönig widerfahren, da ihm Titania treulos geworden, die ihn dann, wie das Weib des Postillons diesen, auf den Blocksberg gewünscht haben mochte.**)

Der „neugierige Reisende" wendet sich sogar, ohne daß es besonders vermerkt wird, an den Schwager mit der Frage:

„Sagt, wie heißt der steife Mann?
Er geht mit steifen Schritten.
Er schmopert, was er schnuppern kann."

und erhält zur Antwort:

„Er spürt nach Jesuiten."***)

Leider hat Goethe sich es nicht versagen können, Lichtenberg selbst auf den Blocksberg zu schicken, wo der „Skeptiker" von sich selbst behauptet:

„Auf Teufel reimt der Zweifel nur;
Da bin ich recht am Platze."

*) Das Unterschiedende bei Goethe ist nur, daß seine Walpurgisnacht eine wirkliche Walpurgisnacht ist und demnach im Frühling spielt, während es bei Lichtenberg eine Neujahrsnacht ist, die nur durch Ideenverbindung aus der Walpurgisnacht erwächst. Daher ist auch der eigentliche Hexensabath Goethe's Eigenthum, der nur mit den auf den Blocksberg Hinaufgewünschten, die ja mit diesem Feste nichts zu schaffen, nicht zu vereinigen ist. Goethe ist sich dieser Widersprüche wohl nicht bewußt gewesen.

**) Seltsamer Weise paßt der Scherz hier nicht einmal, da dieser „Walpurgisnachtstraum" ja zugleich als „Oberon's und Titania's goldene Hochzeit" bezeichnet ist, von der freilich kaum etwas zu merken ist.

***) Dieser „neugierige Reisende" mit Fragen und Antworten treibt auch in den „zahmen Xenien" sein Wesen.

Digitized by Google

Es mag nicht sehr angenehm wirken, zu sehen, wie Goethe dem Manne, dem er doch die Idee zu seinem Walpurgisnachtstraume verdankte, auf diese Weise huldigt — um so mehr, wenn wir uns daran erinnern, daß er ihn um 1790 noch als „Weisen“ im ersten großen Monologe Faust's feierte. Aber bekanntlich war inzwischen die sechste Auflage der Erzleben'schen „Naturlehre“ ohne Berücksichtigung der Goethe'schen „Optik“ erschienen — und dafür mußte der Herausgeber doch gezüchtigt werden.

Der Aufsatz war in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und zwar im „Göttingischen Taschenbuche“ veröffentlicht worden; dementsprechend muß die Entstehung dieser Scenen in diese Zeit gesetzt werden*), da Goethe trotz alles Aergers ohne Zweifel zu groß dachte, um dem verstorbenen Sünder (Lichtenberg starb am 24. Februar 1799) noch einen solchen Hieb zu versetzen.

Was die Worte des Mephistopheles andetrifft:

„Und weil mein Fäßchen trübe läuft,
So ist die Welt auch auf der Neige.“

so scheinen sie ebenfalls einer Bemerkung Lichtenberg's nachgebildet zu sein: „Die Jahre der zweiten Minorennität, das sind böse Zeiten, wenn sie kommen. Ahnahme des Gedächtnisses, graue Haare, Weichscheiben der Zähne und Lob der Zeiten, wo das Fleisch noch weicher gekocht wurde, sind die sicheren Kennzeichen, daß sie eingetreten.“

Zweiter Theil. Scene: Classische Walpurgisnacht.

„O lasse sie walten,
Die unergleichlichen Gestalten,
Wie sie dorthin mein Auge schickt.“

G. von Loeper erinnert hier an den Ausspruch von Helmholtz: „Wir sehen die Sonne, die Sterne an den Himmel, nicht an dem Himmel.“ Helmholtz hat ganz recht; nur daß er sowohl wie Goethe diese Wahrheit dem bescheidenen, von aller Welt geplünderten und todtgeschwiegenen Göttinger Philosophen verdankt. Lichtenberg spricht nämlich in dem „Schreiben an Herrn Werner in Gießen, die Newton'sche Theorie vom Licht betreffend“ unter Anderem folgende tiefsinnige Sätze aus:

„Was in allen Compendien der Physik, die ich kenne, vorkommt, daß man das Bild so weit hinter dem Plan-Spiegel sehe, als das Object davor steht, ist nicht wahr. Der geometrische Punkt liegt so weit dahinter, daß ist richtig, aber wo der Mensch das Ding sieht oder zu sehen glaubt, das hängt von seiner Geometrie in der Welt ab. Alles, was wir sehen, ist Empfindung auf der Retina, da glänzt die Sonne, der Mond und der Sirius; nicht dort oben. Mein Gott, wir fühlen ja die Welt nicht unmittelbar, wir fühlen ja nur unsere Organe und unseren Körper. Was wir dort oben nennen, ist durch Schlüsse dort oben hingetragen worden. Es ist Verwöhnung; eigentlich steht mir der Sirius, den ich dort oben zu sehen glaube, sehr viel näher, als die Spitze meiner Nase.“

Der Vers, den Mephistopheles in derselben Scene spricht:

„Alt wird man wohl, wer aber klug?“

dürfte zurückzuführen sein auf eine Aeußerung in den „ästhetischen Bemerkungen“ Lichtenberg's: „Je älter man wird, vorausgesetzt, daß man mit dem Alter weiser werde“ u. s. w.

Scene: Vor dem Palaste des Menelas zu Sparta.

„Wohl kommt er Alles nehmen, doch begnügt er sich
Mit wen'gen Freigeschenken, nannt' er's, nicht Tribut.“

Lichtenberg spricht in den „Trostgründen für die Unglücklichen, die am 29. Februar geboren sind“, von „Regenten, die das Recht haben, freiwillige Geschenke zu erpressen“.

Ich beschließe hiermit meine Gelegenheitsarbeit und bitte die Leser nur noch, dieselbe nicht für kleinlich in ihrer Bedeutung und Absicht zu halten oder gar zu glauben, daß es mir darum zu thun gewesen, durch die Hinweisungen auf gewisse Abhängigkeiten von Lichtenberg den großen Dichter und Menschen um ein goldnes Blatt seines Kranzes zu bringen. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die überall „Plagiate“ wittern und dem Schriftsteller oder Künstler aus jeder mehr oder weniger treuen Uebereinstimmung eines Wortes oder Motivs mit Worten und Motiven aus den Schriften oder Werken eines Vorgängers ein Verbrechen machen. Goethe wußte selbst, wie viel er „andern schuldig“ war, wenn er auch in den meisten Fällen den Namen des einzelnen Quellenspenders vergessen haben mochte.

Manche Erwägung wäre vielleicht an die vorstehenden Ausführungen zu knüpfen; ich bescheide mich dessen an dieser Stelle und spreche nur noch den Wunsch aus, daß man fortan wenigstens auf dem Gebiete der Goethe-Forschung mit Anerkennung dessen gedenken möge, was der poesiefeindliche Verfasser der „Physiognomik“ und der „Briefe aus England“ in Goethe angeregt hat. Ja, wir dürfen, so meine ich, ohne weiteres von einem bildenden Einflusse Lichtenbergs auf den ihn überlebenden Zeitgenossen sprechen, wenn wir bedenken, daß nicht nur Goethe's spätere Richtung auf die naturwissenschaftlichen Disciplinen mehr oder weniger auf die Anipornung durch Lichtenberg zurückzuführen ist, sondern daß auch in den „Sprüchen in Prosa“, in einer Reihe von Gedichten und vor allem im „Faust“ sich zahlreiche Wiederklänge Lichtenbergischer Anschauungen und Einfälle vorfinden, deren fleißigere Forscher im Laufe der Zeit wohl noch viele andere (ich weise auf die „Wahlverwandtschaften“, auf den „Meister“ und die wissenschaftlichen Schriften Goethe's hier noch besonders hin) entdecken werden.

Es muß für jeden gerechtigkeitsliebenden Goetheforscher ein Bedürfniß bleiben, jeder Anregung, die der große Dichter genossen, ihre Ehre bei der Nachwelt zu sichern, eben weil sie auf einen Goethe gewirkt hat — von Herder, Leising, Merck und Anderen wissen wir längst, was ihnen Goethe schuldig war oder schuldig zu sein glaubte, und wenn wir es nicht wissen, so bilden wir es uns wenigstens ein — von Lichtenberg ist in dieser Beziehung noch gar nicht die Rede gewesen — mag der vorliegende Aufsatz dafür angesehen werden, daß er das lange Versäumte wenigstens annähernd gut zu machen versucht habe.

*) Die „Chronologie“ gibt bekanntlich das Jahr 1797 für die Entstehung des „Walpurgisnachtstraumes“ an.

Feuilleton.

Das Krokodil.

Kleinrussische Humoreske von Salow.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen.

I.

Der locale „Anzeiger“ veröffentlichte folgendes Eingesandt:

„Sehr geehrter Herr Redacteur!

Ich breite mich, Sie davon in Kenntniß zu setzen, daß sich seit einigen Tagen auf dem Gute der Anfissa Iwanowna Stolbikowa, unweit Grafschenka, im Flusse gleichen Namens, ein Krokodil sehen läßt. Die erste Kunde von diesem außerordentlichen Ereignisse wurde von der Mutter des Schmiedes von Grafschenka, von der Matrena Iwanowna Molotowa gebracht. Dies ihre Aussage vor dem Starosta des Fleckens. Sie wusch ihre Wäsche am Ufer des Flusses, ein Paar Schritte von dem Orte ab, wo derselbe eine Sandbank bildet, und wo die Nichte der Madame Stolbikowa, Meletina Petrowna, zu baden pflegt. Plötzlich warfen sich, nachdem die junge Dame sich nach ihrem Bade zurückgezogen hatte, die Gänse, die nahe dem Ufer schwammen, laut schreiend zur Seite. Es mußte sie etwas erschreckt haben, denn sie schlugen ängstlich mit den Flettten und flogen nach allen Seiten davon. Erstaunt über diesen Vorgang lief die alte Molotowa hinzu, um den Grund für die Panik der Thiere herauszufinden, aber sie konnte nichts entdecken. Nur hörte sie ganz dort in der Nähe mehrere Male hintereinander ein dumpfes Geräusch, wie wenn etwas sich hastig, offenbar um sich nicht auf die Spur kommen zu lassen, ent-

Digitized by Google

fernte. Und sie sah die Binsen sich bewegen und sich rechts und links nach dem Walde zu beugen, der an dem Moore entlang geht. In Folge dieser Aussagen forderte der Starosta den Solitzky (Ortsvorstand) und einige andere Bauern auf, ihn nach der Stätte des seltsamen Schauspieles zu begleiten, wo sie denn auch zu constatiren vermochten, daß das Schilf an dem ganzen Ufer entlang merkwürdig geknickt und zertreten, wie wenn etwas lange darauf gelegen, und daß von dieser Stelle aus ein Weg durch die Binsen nach dem Walde zu gebahnt war. Der Starosta schlug denselben ein, nach einigen Schritten aber hörte der Weg plötzlich auf, und der Starosta sank bis an den Bauch in Schlamm. Unmöglich weiterzukommen! Er ließ unverzüglich einen officiellen Bericht aufsetzen, drückte, da er weder schreiben noch lesen konnte, anstatt seiner Unterschrift, das Siegel seines Amtes darunter und legte den Rapport so dem Gemeindeartze von Prudof vor, der unglücklicher Weise sich mit dem Documente nicht weiter befassen zu müssen glaubte und über dasselbe zur Tagesordnung ging.

Am selben Tage gegen acht Uhr Abends hielten Mädchen aus dem Dorfe — sechs an der Zahl — beim Zurückkommen von den Feldern, wo sie Heu gemacht, an der Sandbank an, auch um zu baden. Sich auszieben und hineintauchen in die frische Fluth war für sie die Sache eines Augenblickes. Und wie sie so muthwillig im Wasser herumsprangen, schallte plötzlich ein durchdringender Schrei durch die Luft, dem ein furchtbares Geräusch, wie das Zuschnappen eines Ungethümes folgte. — Zu Tode geängstigt stürzten die Badenden aus dem Wasser und rannten, ohne es zu wagen, sich ihre Kleider zu holen, die sie unweit von der Stelle abgelegt, wofür das entsetzliche Geräusch gekommen, spurlos nach in das Dorf und stellten sich in dieser einfachen Tracht dem Starosta vor. Nachdem dieser sie angehört und ihnen einige weise Mahnungen ertheilt, erließ er, um jedem Unglücke vorzubeugen, den strengen Befehl, daß fürderhin Niemand in dem Flusse baden dürfte.

Ihnen den Schrecken zu malen, der in unserer Gegend herrscht, scheint unnöthig, Sie werden sich ihn selbst denken können. Man redet von nichts Anderem mehr und erfährt immer neue Details. So ergählt man unter Anderem, daß der Kreis-Feldscher Mirkule, als er letzthin auf der Jagd gewesen, etwas Dunkelbrounes, das acht Meter lang, mitten in der Gratschewka schwimmen gesehen. Er schoß darauf, seiner Ausflage zufolge oder schien sein Schuß von dem Ungethüme abzuprallen. Als der Fischer Danilo Sedoff neulich Abends seine Netze auszuwerfen ausging, sah er sich plötzlich, er weiß selbst nicht wie, in's Wasser gestoßen, aus dem er nur mit Mühe herauskam.

Alle diese unglaublichen schnell aufeinander folgenden Thatsachen erhöhten, wie Sie sich denken können, die Panik. Man stellte Posten an dem Orte auf, wo das fürchterliche Thier hauste. Unser ausgezeichneter und aufgeklärter Dorfschulmeister, Herr Znamensky, erbot sich vor Allen zur Uebernahme dieser schweren Aufgabe.

Er begab sich in Begleitung des Solitzky und einiger anderen älteren Leute auf den Schauplatz des schrecklichen Vorfalles. Gegen acht Uhr Abends auf der Sandbank versammelt, sahen sie auf dem anderen Ende derselben Meierin Petrowna sich baden und mit einem Seifenschwamme Hals und Arme waschen. Ein natürliches Sittlichkeitsgefühl ließ sie das Ende ihres Bades und ihrer Toilette abwarten. Bald entstieg die Dame denn auch dem Wasser, blieb eine Weile hinter den Binsen versteckt und erschien kurz darauf, kokett, einen Sonnenschirm in der Hand, wieder und schlug den Weg nach dem Hause ihrer Tante Anssia Iwanowna Stolbikowa ein. Da erst erlaubte sich Herr Znamensky, sich dem Orte, den die junge Frau verlassen, zu nähern. Kaum aber bis an das Schilf gekommen, verschwand er plötzlich zu seinen Füßen ein seltsames Geräusch. Ein unförmliches Etwas stürzte Hals über Kopf in den Fluß und verschwand, indem es Herrn Znamensky mit einer wahren Dousche besprengte. Der Solitzky und die Uebrigen liefen zu seiner Hülfe herbei, indeß sie konnten nichts entdecken, als einen Cigarrenstummel und etwas weiterhin eine alte Hose, eine Jacke, ein Hemde und ein Paar Stiefel. Diese Sachen wurden sofort Herrn Znamensky zur Prüfung unterbreitet und dieser erkannte die Kleidungsstücke als dem Kollegiadot Pschologoff, dem Sohne des Popen von Prudof gehörig. Alle empfanden einen unaussprechlichen Schrecken bei dem Gedanken, daß Kollegiadot von den Zähnen des Ungeheuers zermalmt worden. Man begab sich augenblicklich nach der Wohnung Peter Gregors, wo man denn auch zu Aller Entsetzen erfuhr, daß Kollegiadot sorgengonnen und noch nicht zurück war. Erst am Abend, und zwar erst zu recht später Stunde hatte Herr Znamensky die Genugthuung, besagten Kollegiadot in dem Sokolofschen Laden zu treffen. Obwohl im ziemlich angeheitertem Zustande, schien der junge Mann doch hocherfreut, seine Sachen wiedergurerhalten, und er erzählte sein Abenteuer eingehend. Er war nahe daran gewesen, von dem Riesen-Krokodile verschlungen zu werden, und er dankte seine Rettung nur seiner Schwimmkunst. Das Krokodil, das er gesehen, mit seinen Augen gesehen, war drei Sagenen lang, die Zähne in seinem Rachen glichen mächtigen Hauern, der Rücken des Thieres war braungelb, der Bauch schmutzig-gelb. Kollegiadot hatte es erst gewahrt, als er schon drin im Wasser; dies der Grund, daß er sich mit Zurücklassung seiner Sachen hatte zu retten suchen müssen.

So ist also das Geheimniß nicht länger mehr ein Geheimniß. Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen: das Ungeheuer, das so viel Schrecken verursacht, ist ein richtiges Krokodil!

Ich schließe hier meinen Brief mit dem Versprechen, Ihnen, Herr Redacteur, demnächst einen zweiten zu schicken, in dem ich Ihnen eine eingehende Beschreibung des Thieres geben will, denn es scheint, Herr Znamensky, der treffliche Dorfschullehrer, trifft die energischsten Maßregeln, der Bestie habhaft zu werden.

Möge Gott ihm seine gnädige Hülfe dazu nicht vorenthalten!"

2.

Dieses Eingesandt, das man Herrn Znamensky selber zuschrieb, brachte, wie sich denken läßt, die Einwohner des ganzen Kreises in die höchste Aufregung.

Die Kunde von dem unerhörten Ereignis flog durch ganz Rußland. Ein Blatt gab seine Ansicht dahin ab, daß aller Wahrscheinlichkeit noch wohl von einem Krokodile nicht die Rede sein könnte, da das Krokodil ja, wie allgemein bekannt, nur in den heißen Zonen lebt; hier handele es sich wohl eher um die große Seeschlange, deren Auftreten man letzthin von der Küste Norwegens gemeldet, eine Nachricht, die die Naturforscher ganz Europas in Erregung gebracht. Dank minutiöser Nachforschungen in allerhand alten Schwökern schien die Existenz einer solchen Seeschlange unwiderleglich. Die Griechen und Römer hatten schon Kenntniß von ihr gehabt. Hatten nicht schon Beide, Plinius und Virgil, ein Schlangenthier beschrieben, das in der Jugend Flüsse bewohnte und ausgewachsen zum Ocean hinwegzöge?

Die Lectüre dieses Artikels rief in Herrn Znamensky einen furchtbaren Wuthanfall hervor. Er antwortete unverzüglich mit einem anderen Artikel darauf, in dem er nachwies, daß das betreffende Blatt sich mit seinen Citaten von Plinius und Virgil in das Reich der Phantasie verirre, und daß das Ungeheuer von Gratschewka bei Nichtem eine Seeschlange, sondern ein regelrechtes Krokodil und nichts Anderes wäre.

Wie sich denken läßt, liefen in Folge dessen an Herrn Znamensky täglich und von allen Seiten Anfragen über das in Rede stehende Ungethüm ein. Ein Naturforscherverein bot ihm unter Anderem eine bedeutende Geldsumme für Ablieferung des lebendig gefangenen Thieres. Die Energie des ehrsamen Dorfschulmeisters stieg und stieg. Mit fieberhaftem Eifer widmete er sich seinem Unternehmen. Er verkaufte seinen Wolfspelz und mit dem Gelde, das er für ihn erhielt, bestellte er ein Netz, so groß, daß nicht nur ein Krokodil, sondern im Nothfalle auch ein Elephant damit gefangen werden konnte. Und als Alles fix und fertig, erließ er ein Aufgebot an alle beherzten Männer des Dries, bildete eine Art Wehrbataillon und theilte unter seine Mannen freigebig Schnaps aus. Auch Kollegiadot Pschologoff hatte sich zu der Freiwilligenschaar anwerben lassen und dies mit verdienstlichem Eifer genau die Stelle aus, wo er das Krokodil gesehen und wo dieses sich dräuend auf ihn losgestürzt hatte. Und so wurde denn das riesige Netz in den Fluß hinuntergelassen, doch wieder umsonst. Die vereinten Bemühungen der tapferen Schaar erzielten kein anderes Resultat als eine allgemeine Betrunkenheit.

Digitized by Google

3.

Wenn die Kunde von dem Auftreten des Krokodiles so fast des ganze Reich in Aufregung setzte, was Wunder, daß Anssija Iwanowna Stolbikowa, auf deren Grund und Boden die so vielbesprochene Bestie hauste, vor Angst und Schrecken kaum eines Gedankens mehr fähig war.

Ihr Gut, das zwar nicht sehr umfangreich war, war gleichwohl ein prächtiges Besitzthum, das herrliche Wiesen, einen stattlichen Wald, einen fischreichen Fluß und einen Thonbodem vortrefflicher Qualität besaß, aus dem man Topfwaaren erzeugte, die in der ganzen Gegend einen gewissen Ruf genossen. Das Herrenhaus, ohne gerade sehr geräumig zu sein, war mit Comfort eingerichtet. Hier lebte Anssija Iwanowna inmitten aller Diener beiderlei Geschlechtes, die durchweg so alt wie sie selber waren. Klein, gebeugt, trocken wie Pergament war sie mit ihren siebenzig vollgezählten Jahren und ihrer Krähennase, trop der höchstens zwei Zähne, die ihr geblieben, eine warme Anhänglichkeit guter Kost. Auch hatte sie trop ihres Alters noch immer für Staat und Putz Sinn, und es machte ihr noch Vergnügen, sich gelegentlich mit ihren alten Siebensachen aufzuputzen. Nur mit ihrem Gedächtnisse wollte es nicht mehr recht gehen. Sie vergaß, was sie am Tage vorher gethan, doch dafür konnte sie sich mit Genauigkeit auf dreißig Jahre zurück entsinnen. Mittwoe geworben, hatte sie nicht mehr daran gedacht, einen zweiten Ehebund einzugehen. Böse Zungen behaupteten, das wäre auch nicht nöthig gewesen, es wohnte nämlich damals in der Umgegend ein gewisser pensionirter Rittmeister — der im Uebrigen jetzt auch schon längst, längst das Zeitliche gesegnet hatte. Wer sie so alt und runzelig, wie sie heute war, sah, hätte es auch nimmer zu glauben vermocht, daß auch sie einmal jung, hübsch und unruhigen Geistes gewesen. Kinderlos, wie sie geblieben, lebte sie allein für sich hin. Ihre Nichte Meletina Petrowna hatte sich erst höchstens einen Monat vor Beginn dieser Erzählung bei ihr eingefunden.

Eines schönen Tages aber vierneche Abends gegen sechs war nämlich eine mit zwei Pferden bespannte Kutsche vor ihrem Hause vorgefahren und dieser war lebhaft eine junge hübsche Frau entstiegen, eingehüllt in einen leidlich abgetragenen Mantel. Behend die Stufen des Perrons hinaufspringend, erkundigte die Reisende sich lächelnd bei dem Knecht, ob die Herrin zu Hause, und auf seine bejahende Antwort trat sie ohne Weiteres in den ersten Salon, in dem sie sich einer guten Alten gegenüber erblickte, die neugierig durch das Fenster auf das Geschirr draußen hinausschaute. In derselben die Herrin erratbend, eilte sie auf sie zu, küßte sie und empfahl sich ihrer Güte und Barmherzigkeit als ihre Nichte Meletina Petrowna Skriabine, Tochter ihres seligen Bruders Peter Iwanowitsch. Die liebe Tante hatte sie nur ein einziges Mal in ihrem Leben zu sehen bekommen, und zwar als sie noch ein Säugling war.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Berliner Theatersommer.

Von Mitte Juni ab macht sich in der Reichshauptstadt die Centrifugalkraft bemerkbar. Die Gesellschaft atomisirt sich und fliegt nach allen Himmelsrichtungen hin aus einander. Ein kleiner seßhafter Rest heuchelt Localpatriotismus und sucht sich und Andere durch Lobreden auf die landschaftlichen Schönheiten des Grunewaldes über Geldmangel und Erwerbszwang fortzutäuschen. Auch unter ihnen wirkt die Centrifugalkraft. Von den höheren Nachmittagsstunden ab strömt Berlin aus sämmtlichen Vorgebäuden eine erholungs- und verguügungsbedürftige Menge aus, die es sonst auf dem umgebenden Bogen aufzusuchen pflegte. Wer seine Freunde treffen will, sucht sie nicht mehr im Centrum, sondern an der Peripherie.

Das Vorstadttheater tritt in das Zeichen seines höchsten Glanzes. Der Provinzmime setzt den glattgebürsteten Cylinder noch ein wenig mehr auf die Seite und eilt mit einem verächtlichen Seitenblicke auf die geschlossenen Pforten des deutschen Theaters vor das Thor hinaus, wo ihm bei 27° R. im Schatten der Lorbeer dürft. Er ist sich seiner Culturmission bewußt, er spielt vor einem Publikum, das durch Kunz und die Gegner, durch Ludwig und Clara Meyer „nicht eben verwöhnt ist". Die egoistischen Hofschauspieler tauchen auf, Schleiz-Greiz-Lobenstein, Reuß ältere und Reuß jüngere Linie stellen sich mit ihren Titulargrößen stolz neben Sachsen-Coburg-Gotha und Hessen-Darmstadt.

Ein Blick in die Annoncenspalten der „Vossischen Zeitung" lehrt, daß am Berliner Horizonte augenblicklich ein theatralisches Flimgestirn leuchtet, während im Centrum ägyptische Finsternis herrscht. Kroll-, Victoria-, Ostend-, Friedrich-Wilhelmstädtisches und Belle-Alliancetheater strahlen in das Wortes eigentlichster Bedeutung im Glanze — ihrer elektrischen und Gasbeleuchtung. Auf diese Kunststätten erstrecken sich nämlich eines sogenannten Gartens, in dem das Licht den Schatten, das eiserne Gasrohr den Baumstamm, die Gaslohe die Lindenblüthe vertritt. Man sollte meinen, die Poesie des elektrischen Lichtes müßte sich im Zoologischen Garten, wo es in dreien Massen über die Thierarbeiter hinfließt und ohnen zitternd und flimmernd durch die dichten Laubmassen der Baumriesen streift. Was ist die Natur gegen die Kunst? Der findige Wenth hat einmal dem armseligen Lichte durch Prismen, buntes Glas und Spiegel zu Hülfe. Dagegen kann das dunkle Blattgrün natürlich nicht aufkommen. Ueppig erschlossene Mädchenblumen wogen zwischen den schattenlosen Gasröhrenbogen auf und nieder und duften nach Patchouli, daß Einen die Lindenblüthe jammern kann. Das Gange ist ein Triumph der Kunst über die Natur, ein Garten ohne Rasen, Bäume und Blumen.

Wo ein Garten ist, muß auch eine Militärcapelle sein, und selbst ein wenig Tingeltangel kann nicht schaden. Bei Kroll und in der Friedrich-Wilhelmstadt führt Frau Musika allein das Scepter, nur daß sie vor dem Brandenburger Thore in schwerpondet Staatsrobe, vor dem Cranienburger Thore im leicht geschürzten Röckchen auftritt. Das Kunstprincip des Kroll-schen Kunstinstitutes: „Ein Schmitt Bier und ein Schmitt Oper hält Leib und Seele zusammen" wird auch unter dem neuen Regime gewahrt werden, und es bedarf seiner Proclamation, um zu wissen, daß der Thronwechsel hier keinen Systemwechsel bedeutet. Busch und Meyerwinski machen in verschiedenen Tonarten dieselben ungiernesserenden Kreuzsaitenspringen, die allsommerlich engagirten Chöre aus Dessau und Schwerin liegen sich nach wie vor aus kleindeutschem Particularismus musikalisch in den Haaren, ein Weltrauchlefest schwingender Thorkraube bedeutet einen angeblich beim Barjahren des Vorhanges in den Coulissen verlorengegangenen Ring, und das Gange ist eine Sommeroper, die sich seben lassen kann und vor dem Classichichten aller Classifer nicht zurückzuschrecken braucht. Die Friedrich-Wilhelmstadt hat sich die Sache leichter gemacht. Drinnen werden prickelnde Ostendballen getrillert und draußen längsten sieche beschlitzte Mittelmäßigkeiten auf dem Podium herum. Als der verstorbene Kroll-Engel von der Einrichtung des Friedrich-Wilhelmstädtischen Concertparts hörte, sagte er: „Innen Tingeltangel und außen Tingeltangel. Wozu macht sich der Mann selbst Concurrenz?"

Daß das Victoriatheater auf das alte Ausstattungsstück: „Die Kinder des Capitän Grant" zurückgegriffen hat, bolten wir für einen wohl überlegten Coup. Die nordpolische Lage des Theaters, die kühle Weite seiner leicht gefüllten Räume, das Alles hat von jeher im Hochsommer eine gewisse Anziehungskraft gehabt. Eine Scenerie mit zugefrorenen Meeren, schwimmenden Eisschermassen und Eisbären muß bei 28° R. einen Sturm auf die Kasse hervorrufen. Uebrigens führen Geschichten, sogar scheinbar entgegengerichtete Wege nach Rom. Das Ostendtheater wird seinem Publikum mit einer ganz anderen Finte beizukommen. Es gibt mit märchenhaftem Erfolge das „Kätchen von Heilbronn". Wer den Bretter von Stroh, ganz in glänzendes Eisen gehüllt, sein Schwert schwingend sieht, der schämt sich ordentlich, in seinem Sommerröckchen zu transpiriren, und erzählt seinen Bekannten, wie ihm bei dem Gedanken an eine ähnliche Beleidung ein angenehmer kalter Schauer über den Rücken gelaufen ist. Die Pointe als Lockmittel für den Theaterbesuch, das ist der Gipfelpunkt der Direktionskunst.

Das Belle-Allianctheater ist nach einer kleinen Verirrung in das rechte Fahrwasser gekommen. „Die historischen Tangenschie" von einem in weiteren Kreisen unbekannten Verfasser taugten wirklich so wenig, daß sie nach einigen schwachen Versuchen, ihre Thorheiten genießbar zu machen, spurlos verschwanden. Auch hier ist die Richtung auf das Festgemäße, die Berücksichtigung der Handdrage und der Reisenden Ausstattung gebend gewesen. Ein Stück, das als „letztes Gebot" den Satz: „Mann, verleugne deine Frau nicht!" an der Stirn führt, muß in den Monaten des Strohwittwerthums durchschlagen, wo auch der solideste Gatte im Ringlinger ein leises Jucken verspürt, das ihn in Versuchung führt, das goldene Zeichen seiner lebenslänglichen Knechtschaft abzuziehen und still in der Westentasche verschwinden zu lassen. Das Belle-Allianceetheater zeigt sich mit der Wahl dieses Stückes, dessen Verfasser Albert Teller nicht viel bekannter ist, als sein eingebürgerter Vorbild A. Sch. Sch., auf der Höhe der „Schaubühne als moralischer Anstalt", und hat sicher die schönere, bessere und leider auch zahlreichere Hälfte der Menschheit auf seiner Seite.

G. M.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Franz Liszt.

Erinnerungen einer Landsmännin

von

Janka Wohl.

Deutsche Originalausgabe.

8°. Broschirt 3 M., gebunden in Ganzleinen 4 M.

Das Werk bietet gegenüber der französischen und englischen Ausgabe sehr viel **Neues** und **Bubekanntes** über den großen Tonkünstler.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Kaufmann, Georg, **Die Geschichte der deutschen Universitäten.** 1. Band. Vorgeschichte. gr. Oktav. XV u. 442 S. Eleg. brosch. M. 8.—

Zeller, Richard, **Geschichte einer deutschen Musterbühne.** Karl Immermanns Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf. gr. Oktav. XVI u. 526 S. Eleg. brosch. M. 8.—

Wassermann, Heinrich, **Entwurf eines Systems evangelischer Liturgik.** Oktav. IV u. 68 S. M. 1.20.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Das Preussische Staatsrecht

auf Grundlage des Deutschen Staatsrechts

dargestellt von

Dr. Herm. Schulze.

Erster Band. Zweite Auflage.

XII und 659 Seiten. gr. 8. geh. ℳ 12; fein geb. ℳ 13.50.

(Ein ausführlicher Prospekt wird auf Verlangen unentgeltlich versandt.)

Verlag von Robert Oppenheim, Berlin.

Naumann, Emil, Prof. Dr., Dresden, Kgl. Preuß. Hofkirchen-Musikdirektor, **Deutsche Tondichter.** Von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. Vorträge, gehalten an dem, unter dem Protectorat Ihrer k. k. Hoheit der Frau Kronprinzessin von Deutschland stehenden Viktoria-Lyceum zu Berlin. 5. Aufl. Volks-Ausg. 8°. XVI und 402 S. Preis geh. 3 ℳ, fein geb. 4 ℳ.

— **Italienische Tondichter.** Von Palästrina bis auf die Gegenwart. Vorträge. 8°. XII u. 570 S. 2. Aufl. Volks-Ausg. Preis 4 ℳ, fein geb. 5 ℳ.

Von den beiden vorstehenden Werken Naumanns sind auch recht ausgestattete Prachtausgaben, zu Geschenken geeignet, zu haben.

— **Nachklänge.** Eine Sammlung von Vorträgen und Gedenkblättern aus dem Musik-, Kunst- und Geistesleben unserer Tage. 8°. VIII u. 344 S. Geh. Preis 4 ℳ 50 ₰.

— **Musikdrama oder Oper?** Eine Beleuchtung der Bayreuther Bühnenfestspiele. 8°. 60 S. Geh. Preis 1 ℳ.

— **Darstellung** eines bisher unbekannt gebliebenen Stylgesetzes im Aufbau des classischen Fugenthemas. 8°. 69 S. Geh. Preis 1 ℳ 50 ₰.

— **Der musikalische moderne Zopf.** Eine Studie. 8°. VI u. 176 S. Geh. Preis 2 ℳ 50 ₰.

Bei **Otto Wigand** in Leipzig soeben erschienen:

Sammlung von Actenstücken

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von Dr. F. Wollny.

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien soeben:

Noblesse oblige.

Roman von

Friedr. Spielhagen.

Brosch. ℳ 6.—, eleg. geb. ℳ 7.—

Erste bis fünfte Auflage.

Verlag von Robert Lutz, Stuttgart.

Sternbanner-Serie.

Amerikanische Humoristen und Novellisten.

Jeder Band M. 2.50 brosch., M. 3.— geb.

Bisher erschienen von dieser als vorzüglich anerkannten Sammlung folgende Bände:

Bd. I. **Stockton, Ruherheim.** Häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares.

„ II. **Mark Twain, Unterwegs und Daheim.**

„ III. **Novelletten und Skizzen amerikanischer Meister der „Short Story":** Morick, O'Brien, Deming, Hale, Stockton u. A.

„ IV. **Stockton's kuriose Geschichten.**

„ V. **Mark Twain's Das Leben auf dem Mississippi.** Mit Bild und Biographie M. Twain's.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen:

Grundzüge

der

mathematisch-physikalischen Theorie der Musik

von

Theodor Wittstein,

Dr. phil. und Professor.

gr. 8. 1888. Geheftet 2 M.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Bismarck,** Sämmtl. Werke. III, v. Chodowiecky 1801. 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reicht ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen âge), 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Juitkönigthum). 4 Bände, Paris 1859, Halbfranz. 10 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Geschichte der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift. 1795 bis 97. br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern. Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corvaille,** Les œuvres. Par. 65. 12 vols. Hlf. (Collection Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32. 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — — v. **Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — Ulrici, Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 3 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Soeben erschien:

Ein Frauenkoos.

Roman

von

Julius Grosse.

16 Bogen 8. eleg. brosch. ℳ 3.—

Dieser neueste Roman des beliebten und gernegelesenen Autors ist eine interessante psychologische Studie, in welcher die Frage des Hypnotismus in ungewein anregender Art behandelt wird. Er ist spannend geschrieben mit gesitteltem, feinem Tonton und wird seinen gebildeten Leser unbefriedigt lassen.

Verlag von **Georg D. W. Callwey** in München.

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundertj. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was rathselvoll

Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;

Wer nicht deuten „darf", darf kritteln „wunderlich" mein Werk mir schelten;

Wunderlich erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

Redaction: Berlin S.W., Ritterstr. 67.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 29. Berlin, den 21. Juli 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der kirchliche Fanatismus in Rußland. Von J. A. M. Mensinga. — Italienische Eindrücke während Deutschlands Schwerenszeit. Von Oskar Bulle. — **Literatur und Kunst:** Die Philosophie und die Gesellschaft der Gegenwart. Von Rudolf Eucken. — Zur mittelalterlichen Geschichte. Von Immanuel Rosenstein. — Die deutsche Sprache und das bürgerliche Gesetzbuch. Von Ludwig Fuld-Mainz. — **Feuilleton:** Das Krokodil. Kleinrussische Humoreske von Salom. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Akademische Kunstausstellung. I. Von O. M. — Sommertheater bei Kroll. Von Heinrich Ehrlich. — Offene Briefe und Antworten: Zur russischen Iwanof-Sage. Von C. Spielmann. — Inserate.

Der kirchliche Fanatismus in Rußland.

Von J. A. M. Mensinga.

Wenn je etwas zu ungelegener Zeit gekommen ist, so ist es der Beschluß des Czars von Rußland, daß die Großfürsten nur mit in der orthodoxen Kirche erzogenen Prinzessinnen die Ehe eingehen können; nur daß der Czar die Macht hat, davon, wegen politischer oder sonstiger wichtiger Ursachen, zu dispensiren, so wie jetzt bei der geplanten Bewerbung des Thronfolgers um eine preußische Prinzessin.

Ungelegen sagten wir. Es leben zur Zeit nicht weniger als 18 unverheirathete Großfürsten, wovon 12 über 20 Jahre, der älteste 38 Jahre alt. Und so groß der Ueberfluß hier, so groß ist der Mangel in den der russischen Heirath würdig erklärten Familien. In Rumänien ist nichts und kommt auch nichts; die Majestäten sind schon 19 Jahre verheirathet. In Serbien ein Sohn von 12 Jahren. Das griechische Königspaar hat eine Tochter von 18, eine von 12 und eine von 8 Jahren. Gute Aussicht auf hohe Partien für die vier noch unvergebenen montenegrinischen Prinzessinnen von 20, 19, 15 und 14 Jahren.

Es ist also kein Wunder, daß der Czar den Großfürsten Erlaubniß gegeben hat, um, allerdings mit Verzichtung auf ihre Geburtsrechte, vollgültige (nicht morganatische, linkehandsche) Ehen mit nicht ebenbürtigen Damen einzugehen.

Bis jetzt war es Sitte oder Gesetz (der Wille des Czaren ist ja Gesetz), daß die protestantischen (niemals katholische, sind erbfeindlich) Gemahlinnen der Großfürsten zur russischen Kirche übertreten mußten, während die russischen in protestantische Fürstenfamilien hinein heirathenden Prinzessinnen sich immer der ihnen gelassenen oder ehecontractlich bedungenen Freiheit bedienten, ihren Gottesdienst zu behalten und denselben in dazu eingerichteten oder eigens erbauten Capellen, resp. Kirchen abzuhalten.

Schon hierin liegt offenbar nicht so sehr der Wunsch nach kirchlicher Einstimmigkeit in dem Kreise der Familie, als wohl Geringschätzung der anderen Confessionen. Desto mehr in der jetzigen Verschärfung. Woher aber diese gerade jetzt?

Man wende den Blick auf die heutigen Maßregeln in den Ostseeprovinzen. Bis jetzt war der Protestantismus in denselben, den bei der Einverleibung eingegangenen Verträgen gemäß, regierungsseitig erlaubt und geschützt; nur daß Uebertritt zu demselben aus der Landeskirche verboten und mit schwerer Strafe bedroht war. Jetzt aber wird Alles in's Werk gesetzt und harte Maßregeln angewendet, um denselben zu verdrängen. Es ist offenbar dieselbige Tendenz wie oben. Beides kommt hervor aus einer in dieser Zeit herrschenden Exaltirung des kirchlichen Geistes, die mit dem Namen Fanatismus zu bestempeln man wohl berechtigt ist.

Auch ohne diese heutige Exaltirung ist eine starke Selbstüberschätzung, so wie in mehreren anderen Dingen, so namentlich in kirchlichem, dem Russenthume eigen. Keine Kirche ist so unduldsam wie diese. Wohl wird sie nicht so, wie ehemals die römische, mit Scheiterhaufen und Bluteraften gegen Andersdenkende zu Werke gehen, aber sie halten sie höchstens für halbe —, nur sich selbst für wirkliche und wahre Christen. — Wo mag nun dieser gewaltige Dünkel herkommen bei einer Kirche, die wir westliche Christen so wenig beachten, obgleich sie nach Millionenzehnten zählt, deren Wesen kennen zu lernen wir so wenig der Mühe werth halten? —

Absichtliche und feindselige gegenseitige Wiedervergeltung ist es gewiß nicht, nicht bei uns, auch nicht bei ihnen. Bei ihnen hat es andere Ursachen. Eine derselben ist der hochgradige Mangel an intellectueller Entwickelung bei dem Russenthume im Allgemeinen. Bei uns im westlichen Europa ist die geistige Entwickelung wurzelecht, sie hat bei den romanischen sowohl wie bei den deutschen Völkern schon im 12. Jahrhundert angefangen, ist allmählich fortgeschritten, von der Reformation kräftig begünstigt, hat mehr oder wenig das ganze Volk durchdrungen; — bei den Russen ist sie importirt, kaum 200 Jahre alt, berührt nur die obere Schicht der Nation; erst in den letzten Jahrzehnten hat bei ihnen eine eigene geistige Entwickelung angefangen. — Nun wissen wir durch Erfahrung, daß, je mehr ein Mensch, resp. ein Volk in geistiger Bildung fortschreitet, er destomehr inne wird, daß es mit dem religiösen Fanatismus nichts ist, daß bei anderen Religionsgesellschaften auch eigenes Gutes und Schönes zu finden, daß die Vorzüge, die man in der eigenen hoch zu schätzen gewohnt ist, doch zum Theil nur subjectiv sind.

Dazu kommt, daß der Russe, sowie der ganze slawische Stamm, sehr religiös ist, was den Fanatismus jedenfalls begünstigt. Wohl wendet seine Religiosität sich fast allein auf das Aeußere der Religion, auf die Ceremonien des öffentlichen und des häuslichen Cultus, aber eben diese Oberflächlichkeit wirkt in derselbigen Richtung.

Eine andere Ursache ist die innige Verschmelzung von Nationalität und Religion. Sie ist seine, speciell seine Religion. Beide durchdringen einander; die Liebe zu der einen verstärkt die zu der anderen. Seine Kirche spricht seine Sprache,

Digitized by Google

wenn auch in veralteter Form. Sein Monarch, den er abgöttisch verehrt, steht an ihrer Spitze.

Die Hauptursache ist aber diese, daß die russische Kirche sich bewußt ist, einen Vorzug zu haben, der von fast allen Christen in hohem Werthe gehalten wird, nämlich: Rechtgläubigkeit (selbstverständlich in kirchlichem Sinne). Mit Stolz trägt sie diesen ihr historisch überkommenen Namen, der ihr auch von den anderen Christen nicht abgesprochen wird. Sie hat Recht auf denselben; und sie ist sich dessen bewußt.

Freilich ist der Begriff der Rechtgläubigkeit bei ihnen nicht ganz derselbige wie bei uns. — Ursprünglich bezeichnete das Wort den Gegensatz der allgemeinen („katholischen") Kirche gegen die, besonders im Oriente zahlreichen kleineren („ketzerischen"), meist aus wunderlichen Streitigkeiten entstandenen Religionsgesellschaften, so wie später das Schibboleth des Schismas zwischen der westlichen und der östlichen Kirche bestand in der interessanten Frage, ob das heilige πνεῦμα allein von dem Vater oder auch von dem Sohne ausginge. — Eben weil diese Gegensätze im Oriente am häufigsten, so wurde auch das betreffende Epithet hier am gelänfigsten und zur stehenden Bezeichnung. Später bekam es eine andere viel größere Tragweite.

Vier Jahrhunderte war die katholische (allgemeine) Kirche des Ostens und Westens in Glauben und in Cultus einig. Allmählich fingen sie aber an, sich zu differenziren und zur Trennung vorzubereiten. Die westliche Kirche setzte die Tendenz, den fortwährenden Ausbau von Cultus und Lehre, in welcher sich die christliche Kirche vom Anfange an befunden hatte, stets fort, wohl langsam und säculär, aber stetig; auch durch das Mittelalter hindurch, nach der Mitte desselben zogar mit schwunghaftem Gange. Sie dauert noch heute fort, so wie die Dogmen der „unbefleckten Empfängniß" und der päpstlichen Unfehlbarkeit beweisen. So kommt es, daß das Gebäude von Lehre und Cultus bei ihr jetzt weit und breit dasjenige des 5. Jahrhunderts überragt und eine Menge von Dingen enthält, welche die ältere Kirche noch nicht kannte.

Im Oriente dagegen trat nach der reichen Blüthe, die sich hier im 4. Jahrhundert entfaltet hatte, mehr und mehr Stillstand ein, seine Leuchte der Kirche erschien mehr. Die drückende Athmosphäre des byzantinischen Hofes fing an, sich auf die Kirche zu legen; ein Moment, wovon der Westen durch die Abwesenheit einer politischen Centralgewalt frei blieb. Im 10. Jahrhundert empfingen die Russen von hier das Christenthum, selbstverständlich so wie man es hier besaß. So ist es hier, sowie in der ganzen griechischen Kirche, auch geblieben. — In dem Cultus mag die Zeit einige Veränderung, resp. Vermehrung zu Wege gebracht haben, jedenfalls aber keine wesentliche und wichtige. Uebrigens ist der Cultus des 5. Jahrhunderts nicht so ganz genau bekannt. Der Wortinhalt ist ganz der alten kirchlichen Literatur entlehnt. Und in der Lehre stehen sie fest bei der alten, so orthodox wie der „positivste" Protestant es nur wünschen kann.

Daher das und sonderbar vorkommende Factum, daß man in der protestantischen Kirche ernstlich gedacht hat an eine Verbrüderung mit der griechischen. Selbst Melanchthon war derselben nicht abgeneigt. In der That, nicht bloß in den eigentlichen orthodoxen alten Lehrsätzen, sondern auch in den hervorragenden Differenzen zwischen den Römisch-Katholischen und den Protestanten stimmten die Griechen mit den Letzteren überein. Kein Papst, kein Priestercölibat, keine Ohrenbeichte, kein Fegefeuer, keine Abläße, keine Seelenmessen, keine fremdländische Kirchensprache, Abendmahl unter beiden Gestalten, keine Transsubstantiation, keine Anbetung der Hostie. Selbst der Marienculttus war bei ihnen viel einfacher. Wohl war sie ihnen die „Mutter Gottes", die „Immerjungfrau" (Semper virgo), was auch die evangelische Kirche offiziell (in der Concordienformel) zustimmte und die Calvinisten nicht zu leugnen wagten, aber nicht die „Mutter von Barmherzigkeit", kein Rosenkranz, kein Ave Maria, kein Marienfabbath. Auch das Mönchswesen hatte bei ihnen eine andere, erträglichere Form. Das Anstößige bei ihnen war immer der Aberglaube, der sich des religiösen Lebens bemächtigt hatte, der aber seine Ursache nicht in diesem selbst, sondern in den niedrigen Grad der Bildung, sowohl bei den Geistlichen als beim Volke, hatte, der mit der Hebung dieser von selbst verschwinden würde, und — — der bei den Protestanten damals gar nicht ohne Parallele war.

Nimmt man dieses alles zusammen, so wird man jenen Fanatismus wohl begreiflich finden. Vielleicht auch, wenn auch nicht billigen, doch verzeihen. Wir bedienten uns des starken Ausdruckes: Fanatismus, um die langsinige Umschreibung: sehr übertriebene Selbstüberschätzung zu umgehen. Selbstüberschätzung findet wohl bei jeder Religionsgesellschaft statt, mitunter sehr starke, so wie bei der „allein seligmachend" sein wollenden. Sie ist die kaum zu vermeidende Begleiterin alles Kirchenwesens.

Italienische Eindrücke während Deutschlands Schmerzenszeit.

Von Oskar Bulle.

Zweier deutscher Kaiser Tod trübte mir den ersten Aufenthalt in dem Sehnsuchtslande der Germanen. Kaum hatte ich dasselbe betreten, kaum hatte ich zum ersten Male, frühlingsfreudig und voll schöner Träume, meinen Blick von San Miniatos freundlicher Höhe über die Blumenstadt am Arno hinschweifen lassen, so scholl mir auch schon die Kunde von dem letzten Kampfe des alten Siegesfürsten entgegen, in dessen mildes Auge ich — es war nur wenige Tage vorher — noch einmal hatte schauen dürfen. Und schon hatte ich nach den wenigen Monaten, die mir unter dem südlichen Himmel zu verleben vergönnt war, den Wanderstab wieder zur Rückkehr nach der Heimath erhoben, — nur eine kurze Rast am Gestade des Ligurischen Meeres sollte mich noch an's fremde Land fesseln — als die Nachricht von dem Tode des zweiten deutschen Kaisers ganz Europa weinen machte. Ich hatte gehofft, noch unter seinem friedlichen Scepter eine wenn auch vielleicht nur kurze Spanne Zeit in der Heimath verleben zu können. Sein mit dem Lorbeere des Helden und des Dulders umwundener Sarg schloß sich, ehe ich den deutschen Boden wieder betreten hatte, und mir blieb als Trost und zur freudigen Erhebung im Schmerze nur der wunderbare Anblick, auch eine fremde Nation das Haupt verhüllen zu sehen über dem Abscheiden des nordischen Fürsten. Ein wunderbarer Anblick in der That! Die siegreiche Macht eines zu voller Reinheit und siebenswürdiger Anmuth entfalteten Menschenthumes offenbarte sich in dem Schmerze des fremden Volkes um den hohen Todten, das in ihm nur den Menschen gekannt, den Fürsten aber schätzen zu lernen kaum Gelegenheit gehabt hatte. Italien weinte in der That nur um den Menschen, der in Potsdam still auf seinem letzten Bette lag, und der das Herz des so leicht erregbaren und feinfühligen Volkes, in dessen Mitte er bis kurz vor seinem Ende geweilt hatte, durch kein anderes Mittel als durch den Zauber seines Lächelns gewonnen hatte.

Die Italiener konnten niemals begreifen, wie dieser Fürst, dieser Uomo grazioso, während seiner kurzen Regierungszeit auch nur auf den geringsten Widerstand hatte stoßen können; und die Fabeln, welche über den vermeintlichen Gegensatz, in dem sein Sohn und Nachfolger zu ihm gestanden haben sollte, immer wieder sowohl durch eine schlecht unterrichtete Presse, als auch durch mündliche Weiterverbreitung in das Ohr dieses Volkes geraunt wurden, hatten ein Vorurtheil gegen diesen jungen Fürsten wie auch gegen das „hartnäckige und brutale" deutsche Volk erzeugt, das nur durch eine große Rednergabe und Ueberzeugungskunst mit Erfolg zu bekämpfen war. Ebensowenig konnten aber auch die meisten Italiener die wahre Größe der deutschen Politik und dessen, der sie geschaffen, des alten Kaisers Wilhelm, begreifen, und der Schmerz des deutschen Volkes um sein Hinscheiden wurde von ihnen mehr angestaunt als nachgefühlt. Sie hatten ja auch nie den Zauber unmittelbar empfunden, den auch dieses ersten deutschen Kaisers Persönlichkeit

Digitized by Google

in die Herzen strahlte. Ihnen war er nur der große Fürst, der siegreiche Heerführer, der Einiger Deutschlands, der mächtige Rathgeber Europas. Sie standen erschüttert bei seinem Tode da, aber diese Erschütterung war nur die Erregung des Zuschauers eines Heldendramas am Schlusse des tragischen Kampfes, sie ahnten wohl, daß ein großer Mensch von der Bühne der Geschichte abgetreten sei, aber sie empfanden neben dem *φόβος* nicht den *ἔλεος* für den dahingesunkenen Helden. Denn ein großer Theil des Dramas, der beste und schönste, der uns Deutschen den alten siegreichen, nur dem Tode weichenden Kämpfer auch herzlich näher gebracht hatte, hatte sich nicht vor ihren Augen — wenigstens nur vor denen der besser Unterrichteten unter ihnen — abgespielt.

Gänzlich verschieden muß daher auch der Eindruck, den die Kunde von des ersten deutschen Kaisers Tode in Italien hervorgebracht hatte, von dem, welchen die Nachricht von Friedrichs III. grausamem Sterben erzeugte. Ich konnte diese Verschiedenheit besonders deutlich, gleichsam äußerlich, durch die Art der Mittheilung beider Schmerzensnachrichten, empfinden.

Aus der eben erwachenden Frühlingslandschaft, die sich an den Ufern des Arno zaubervoll hinbreitete, war ich nach fröhlicher Morgenwanderung in die Stadt der Medicerer herniedergestiegen, ohne Kenntniß davon zu haben, daß schon in den vorhergegangenen Märztagen die Bangigkeit um den kranken alten Kaiser sich wie eine finstere Wolke über die ferne Heimath gebreitet hatte. Zeitungslos war ich durch den Appennin über Pistoja daher gekommen, die Augen nur geöffnet für die gewaltige Landschaft, die mich umgeben hatte, für die Eigenthümlichkeiten des fremden Volks, in dessen Mitte ich mich plötzlich versetzt sah, und das Herz nur erfüllt von dem Zauber des Neuen. Verbannt war aus ihm alle Sorge um das Dahintenliegende und verbannt auch jeder Gedanke an die Heimath. Auch im Florentiner Quartiere hatte ich die bedruckten Blätter als etwas meiner dermaligen Stimmung Unwürdiges unberührt auf dem Tische liegen lassen. So kam ich nach dem ersten Morgengange über die Colli harmlos in das Gewühl der Stadt Florenz herein. Es war ein Freitag, der Wochentag, an dem die Contadini der ganzen Umgebung sich zum Umtausche ihrer Producte auf der Piazza della Signorina in Massen versammeln. Ich hörte die Rufe der Zeitungsträger aus dem Lärmen des Marktes heiser und aufgeregt herausschallen; ich sah Gruppen sich um die frischen und eben aus der Presse kommenden Blätter bilden, und ich unterschied plötzlich in dem Stimmengewirre das Wort: La morte dell' Imperatore Guglielmo! Es traf mich wie ein Blitzschlag. Hastig riß ich einem der heiseren Ausrufer das Blatt aus der Hand: es war keine Täuschung; ich hatte nicht falsch gehört; hier stand das mir Unglaubliche schwarz auf weiß. Und hier standen auch die Nachrichten der letzten Tage, die mir fremd geblieben waren, übersichtlich zusammengestellt, Alles, Alles; die beginnende Krankheit und das allmählige Verlöschen des greisen, geliebten Kaisers. Welche Erschütterung in meiner Brust! Ich eilte zum deutschen Consulat, denn ich wollte ja die Nachricht nicht glauben; ich suchte deutsche Bekannte auf, deren Besuch ich mir eigentlich erst auf spätere Tage versparen wollte; überall war das erste Wort, das ich hörte, eine Bestätigung des mir Unfaßbaren; überall sah ich die Thränen im Auge schimmern, die rascher noch als die Worte die traurige Kunde offenbarten. Und mit diesen thränenerfüllten Augen traten wir nun vereint auf die Straße zurück. Der Lärm der ersten Nachricht war dort schon verrauscht, die Zeitungen waren verkauft, die Stimmen ihrer Verbreiter schwiegen. Wir erwarteten aber doch wenigstens die Aufregung, die uns erfaßt hatte, überall nachzittern zu sehen. Wir wurden sehr enttäuscht! Lustig im Frühlingswinde flatterte die Flagge auf dem Thurme der Signoria weiter auf der höchsten Spitze ihres Mastes, unbekümmert um die Erschütterung, die Europa soeben erlitten, schauten die Contadini auf dem Platze zu ihr hinauf und in den thränenschweren Himmel hinein, heiter scherzend und lachend standen die Verkäufer in der Via Calzajoli vor ihren Läden und schauten verwundert den Fremden nach, die heute so niedergeschlagen einherschritten. Nirgends war eine Aenderung in der Straßenstimmung zu verspüren. Freilich war das ja auch nicht zu verlangen in der fremden Stadt. Aber nirgends auch, soviel wir an diesem Tage und in der folgenden Woche mit den Einheimischen zu plaudern Gelegenheit fanden, zeigte sich ein Verständniß für unseren Schmerz.

Man sprach in den italienischen Kreisen nicht von dem alten Kaiser, sondern fast nur von seinem Nachfolger, dem kranken Manne. San Remo war mehr der Zielpunkt für die Aufmerksamkeit nicht nur der Redacteure der Tageszeitungen, sondern auch der Leser, als Berlin. Die Reise des neuen Kaisers in die Heimath, seine Begrüßung mit dem Könige Italiens, seine ersten politischen Kundgebungen, das war es, was eifrig discutirt wurde. Ueber den Dahingeschiedenen genügten die mageren Nekrologe, die die Presse fast mechanisch lieferte und die abstrusesten Anecdoten, die man mündlich weitererzählte. Auch im Uebrigen ernsthafte Zeitungen gaben sich leider zur Verbreitung solcher Anecdoten her, die fast alle Deutschlands Heldenkaiser lediglich als einen Mann, der die Soldatenspielerei bis zum Aeußersten und in geistig beschränkter Weise fast bis zur Lächerlichkeit getrieben habe, charakterisirten. Und — was das Schlimmste war — man begnügte sich nicht, die Persönlichkeit des verstorbenen Fürsten als eine unbedeutende hinzustellen, sondern verdächtigte auch beinahe die herzliche Trauer, die Deutschland empfand und von der nothwendig die Kunde auch bis nach Italien drang, als eine Heuchelei. Man hat ja, Dank unserer oppositionellen heimischen Presse, deren Urtheile als die des gelammten deutschen Volkes aufgefaßt werden, so vieler Orten im Auslande die Meinung, daß Deutschland, so mächtig und gewaltig es auch nach Außen dastehe, doch hinsichtlich seiner inneren politischen Lage unter einer unerhörten Gewaltherrschaft seufze. Und man war seit langer Zeit auch in Italien, dessen Presse fast lediglich mit Correspondenzen der extremsten liberalen Richtung aus Deutschland versehen wird, daran gewöhnt worden, die Persönlichkeit des alten Kaisers und das politische System seines treuen Rathgebers, des Fürsten Bismarck, als die Grundursachen der vermeinten inneren Vergewaltigung anzusehen. Der Gegensatz zwischen Vater und Sohn, zwischen König Wilhelm und dem damaligen Kronprinzen, der besonders in dem jüngst erschienenen, auch in Italien vielgelesenen und vielgepriesenen Buche des Franzosen Edouard Simon „L'Empereur Frédéric“ deutlich construirt und mit Hülfe einer auf Tagebuchsaussagen und vagen Zeitungsgerüchten begründeten Geschichtschreibung angeblich bewiesen ist, spukte auch gewaltig in den Köpfen der auf ihre liberta so stolzen Italiener. Und da die große Masse der Letzteren bis jetzt noch eine ebenso oberflächliche und oft unrichtige Auffassung von der inneren politischen Entwickelung des neuen Deutschen Reiches haben, wie die meisten Deutschen von der inneren Politik des jungen einheitlichen Italiens, so entstand leicht die irrthümliche Auffassung, daß mit dem alten Siegeskaiser uns zwar eine hervorragende Erscheinung, zugleich aber auch gleichsam ein Alp, der bis dahin die Brust des neuen Deutschlands bedrückte, von dem Schicksale genommen worden sei, und daß mit der Uebernahme der Regierung durch seinen Sohn erst unser Volk zu selbständigem inneren Leben erwachen werde. Man war daher im Gespräche selbst mit höchst einsichtigen und gebildeten Italienern in jenen Tagen vielfach vor eine eigenthümliche Alternative gestellt: entweder setzte man sich dem Zweifel aus, daß man auch in seinen politischen Ansichten ein wirklich liberaler Mann sei — und das Gegentheil eines solchen ist ja dem echten Italiener der Neuzeit ein unciviliirter Mensch — oder man mußte eingestehen, daß eine Veränderung des Systemes unserer inneren Politik allerdings zu erwünschen und unter dem neuen Kaiser auch wohl zu erwarten sei. Wie schwer wäre aber solch' ein Eingeständniß einem Ausländer gegenüber gewesen! Und wie schwer war nach der anderen Seite hin der Versuch, den Entwickelungsgang unserer inneren Politik und die historische Nothwendigkeit, mit der besonders unser Parlamentarismus seine jetzige merkwürdige Gestaltung hat annehmen müssen, einem nicht völlig von unseren Verhältnissen Unterrichteten klar zu machen!

Digitized by Google

So kam es, daß zu dem Schmerz, den ich als Deutscher über den Tod des alten Heldenkaisers empfand, noch durch die unrichtigen Urtheile über die Persönlichkeit des Verstorbenen, die ich überall, sei es in der Presse, sei es im Gespräche mit gebildeten Italienern, fast täglich vorfand, eine heftige seelische Pein hinzugefügt wurde. Dieser Mann verkannt! so sagte ich mir. Dieser Mann, um den jetzt ganz Deutschland wie um einen Vater weint, dieser Mann, in dem mit einem echt adligen Herzen ein fester Wille und hohe Weisheit vereinigt waren, soll ein bloß durch die Gunst der Umstände zu weltgeschichtlicher Größe emporgekommener Fürst, ein bloß durch die trefflich ausgewählten Paladine und Rathgeber geschaffener Heros sein? Und so dachten ihn sich doch die Italiener. Sie fügten diesem negativen Urtheile das positive hinzu, Kaiser Wilhelm habe etwas von einem eigensinnigen Greise und einem in den Absolutismus verliebten Tyrannen an sich gehabt, und vergisteten auf diese Weise das reine Gefühl des Schmerzes um den Todten, welches so gerne auch einen reinen Wiederhall in dem fremden Volke gefunden hätte.

Wie verschieden hiervon war der Eindruck, den die Nachricht vom Tode des Kaisers Friedrich III. auf dieses Volk machte! Das politische Interesse, welches dem Letzteren das Hinscheiden des ersten Wilhelm wenigstens als bedeutungsvoll hatte erscheinen lassen, wenn es auch eine tiefergehende Sympathie für den Verstorbenen nicht erzeugen konnte, trat bei der Beurtheilung Friedrichs III. zunächst in den Hintergrund. Die lange, traurige Krankheit desselben und sein durch dieselbe veranlaßter erneuter-Aufenthalt in Italien hatten seine Persönlichkeit wieder gänzlich aus der Sphäre der Hofberichte, in der allein sie auch für den Italiener eine Reihe von Jahren hindurch figurirt hatte, in eine gleichsam bürgerliche Nähe gerückt. Man erinnerte sich wieder, wie man diesem Bel Uomo bei seinem erstmaligen Aufenthalte in Florenz auf der Straße die Hände in den Wagen hineingereicht und einen herzlichen Gegendruck von den seinen wiedererhalten hatte, man gedachte auf's Neue der historischen Scene auf dem Balcon des Quirinale in Rom, von dem aus der deutsche Kronprinz dem begeisterten Volke seinen künftigen König gezeigt hatte, und man colportirte mit besonderer Genugthuung die Gespräche, in denen der fürstliche Gast den Eingeborenen seine große Liebe für Italien und seine Bewunderung des befreundeten Volkes fund gegeben hatte. Und diesen Reminiscenzen wurden in der Zeit nach dem Tode des alten Kaisers täglich neue Thatsachen hinzugefügt, welche die Freude des italienischen Volkes an der mit einer ihm so verständlichen genialezza ausgestatteten Natur des neuen Kaisers und zugleich das Mitgefühl der für körperliche Leiden so empfindlichen Rasse erhöhten. Und in der That waren ja auch alle Regierungshandlungen, die Kaiser Friedrich III. vornahm, und speciell seine ersten politischen Kundgebungen in einem Tone gehalten, der in der Brust der Italiener eine verwandte Saite mittklingen lassen mußte und der das Interesse an dem Fürsten plötzlich erwachen ließ, nachdem vorher der liebenswürdige und Unausprechliches erduldende Mensch hauptsächlich die Theilnahme gefesselt hatte. Aber auch dieses politische Interesse war noch vermischt mit der Sympathie für den Menschen, und es war deshalb in vielen rein politischen Fragen, die während der Regierungszeit Friedrichs austauchten, und besonders in der so viel besprochenen Battenberger Heirathsangelegenheit den Italienern nicht möglich gewesen, ein objectives Urtheil zu fällen. Man hatte gemeint, auch in dieser Hinsicht in dem deutschen Kaiser einen Märtyrer vor sich zu sehen. Die verweintliche „Brutalität“ Bismarck's wurde fast zu einem Schlagworte; und abgesehen von Schmähartikeln und tendenziös entstellten Nachrichten, wie sie z. B. der franzosenfreundliche Mailänder „Secolo“ in jener Zeit fast täglich seinen zahlreichen Lesern auftischte, las und hörte man aller Orten nur Ausrufe der Verwunderung, wenn nicht gar Schreie der Entrüstung darüber, daß man diesen kranken und edlen Mann in Deutschland nicht verstehen könne und ihm entgegenwirke.

Nun schienen die immer trauriger werdenden Nachrichten aus Friedrichskron diesem vermeintlichen doppelten Marterium ein Ende bereiten zu sollen. Schon vorher, bei dem letzten im Charlottenburger Schlosse überstandenen heftigen Krankheitsanfalle war in allen italienischen Zeitungen eine tägliche Rubrik mit der Ueberschrift: La Salute dell' Imperatore zu finden gewesen; die letzte Krankheitswoche ließ sie wieder erscheinen und bald von der dritten Seite auf die erste, an die Spitze der Blätter, vorrücken. Die Puttkamer-Krisis, welche den Fürsten zum letzten Male in seiner Wirksamkeit gezeigt hatte, tauchte in's Dunkel zurück, nur noch Correspondenzen und Depeschen über den kranken Menschen, über sein Aussehen, über die verschiedenartigen Ausstprüche der Aerzte, über seine Athmungsfarben und auch über seinen Wohnort fanden Aufnahme in den Blättern und Aufmerksamkeit bei den Lesern. Und auch in den Gesprächen zeigte sich überall die tiefste Theilnahme und jenes Mitgefühl, welches der Italiener durch sein Povero! Povero! so gut und herzlich auszudrücken weiß. Selbst die Fischer an dem Strande des Ligurischen Meeres, an dem ich mich in jener Zeit aufhielt, brachten freiwillig das Gespräch auf den „Re ammalato“, sobald sie mich nach meinem Aussehen als einen Prussiano erkannt hatten, und ich erinnere mich noch mit stolzer Freude des italienischen Seeofficiers, welcher, als ich gerade damals einen Besuch auf dem mächtigen Kriegsdampfer „l'Italia“ im Hafen von Spezia machte, auf mich zutrat und, nachdem er mich der Vorsicht gemäß nach der Nationalität gefragt, mir die Hand drückte mit den Worten: „Sie sind ein Deutscher? O, wie ganz in der Nähe habe ich einst Ihren armen kranken Kaiser gesehen, diesen idealen Mann!“ So trat mir in jenen traurigen, spannungsvollen Tagen auf Schritt und Tritt eine Theilnahme an unserem schweren Geschicke entgegen, die das Herz wehmuthsvoll bewegte und doch zugleich stolz und freudig schlagen machte. Ich war der einzige reichsdeutsche Badegast in einem kleinen Küstenorte und bald genug unter der geringen Zahl der Gäste als solcher bekannt. Mehr als einmal kam es dort vor, daß in dem Kaffeehause, in welchem man gegen Abend seinen Kaffee nach dem Pranzo zu nehmen pflegte, sobald ich erschien, irgend ein unbekannter Signore mir die neueste, soeben gekaufte Zeitung mit dem Hinweise auf die neuen Depeschen überreichte, ohne daß ich darum gebeten hätte, und daß man mich ganz gegen die italienische Sitte unbekanntterweise anredete und frug, ob ich nicht directe Nachrichten aus Deutschland über die Krankheit des Kaisers habe. Der kleine Ort war so abgelegen, daß man die Tageszeitungen immer erst an dem ihrem Datum nachfolgenden Morgen erhielt. So war ich denn auch am 16. Juni Morgens noch ununterrichtet über die Nachricht vom Tode Friedrichs, die am 15. schon ganz Europa schmerzlich bewegt hatte, und schwamm lustig im Meere herum, als ein Signore, den ich wohl schon gesehen aber nie gesprochen hatte, mir vom Stabilimento des Bades herab zurief, ob ich die neueste Zeitung schon gelesen habe. Und er zeigte mir, traurig nickend, aus der Ferne die großgedruckten Worte auf der ersten Seite seines Blattes, die mir Gewißheit über das, allerdings schon seit einigen Tagen Erwartete gaben. Ich muß gestehen, daß mich in diesem Augenblicke die Art der Mittheilung des traurigen Ereignisses mehr erschütterte, als das letztere selbst, und daß ebenso die fast persönliche Theilnahme, die man mir nachher an dem Mittagstische der Locanda von allen Seiten her erwies, die vielen Fragen, mit denen man mich überschüttete, und die schmerzlichen Ausrufe des Beileides, die besonders aus dem Munde der Damen kamen, einen tiefen Eindruck in mir hinterließen. Es war als sei der Gesellschaft dieses kleinen Badeortes der Landesfürst gestorben, und kaum wird in einem deutschen Dorfe unter den Honoratioren eine tiefergehende Bewegung gewesen sein, als hier an der ligurischen Küste.

Wie ganz anders war mir die Stimmung des italienischen Volkes bei dem Tode Kaiser Wilhelms vor die Augen getreten. Und wie ganz anders lautete auch das Urtheil der Italiener über das, was unserem deutschen Volke unter dem neuen Kaiser nun wohl bevorstehen würde. Ich habe schon oben erwähnt, daß sich über Wilhelm II. ein Vorurtheil in Italien gebildet hatte. Vielleicht entsprang dasselbe zunächst lediglich aus dem Umstande, daß dieser junge Fürst niemals länger in Italien

Digitized by Google

geweilt, daß er niemals die germanische Sehnsucht nach dem Süden empfunden oder geäußert hatte. Die Italiener können sich eben einen civilisirten Menschen, der nicht zugleich Bewunderer ihrer Heimath wäre, nicht denken. „Er geht lieber nach Rußland und schießt dort Bäre, als daß er wie sein Vater an unseren lieblichen Küsten weilt und Erholung unter den Denkmälern der Kunst sucht.“ Diese Worte eines italienischen Journals drücken am besten die Verwunderung der Italiener über das ihnen fremde Wesen des jungen Kaisers aus. Es kam hierzu, daß man in ganz Europa schon lange von den vermeintlichen kriegerischen Gelüsten des damaligen Thronfolgers gesprochen hatte. Ein Artikel über ihn, den der schon einmal genannte, in Italien so weitverbreitete „Secolo“ brachte — aus der Feder seines Pariser Correspondenten — überbot an Frechheit und Lügenhaftigkeit alles, was diese Zeitung in der ganzen letzten Zeit der Krisen in Deutschland über unsere Verhältnisse und Persönlichkeiten gebracht hatte. Ich zeigte dieses Geschreibsel, das mir wenige Tage nach dem Tode Friedrichs III. zu Gesicht kam, voller Entrüstung einem bekannten italienischen Gelehrten. Wie verwundert war ich aber, als derselbe, wenn er auch nicht in den gehässigen Ton jenes Blattes einstimmte, doch inhaltlich die geäußerten Zweifel an der Wahrheit der deutschen Friedenspolitik für nicht ganz wesenlos hielt. So sehr also war nach dem Tode Friedrichs in Italien in der Anschauung des politischen Lagen der Credit unserer Politik gesunken. Und wenn auch die Reden des jungen Kaisers zur Eröffnung der Parlamente einen trefflichen Eindruck machten, wenn auch Friedenskundgebungen jeder Art und aus allen Ländern als Antwort auf dieselben veröffentlicht wurden, so scheint doch in Italien bis jetzt noch nicht gänzlich das Mißtrauen geschwunden zu sein, daß der nordische Alliirte recht bald einmal die Kraft des Bündnisses auf die Probe stellen werde.

Dieses Mißtrauen beruht aber zum großen Theile nicht ebensosehr auf dem Vorurtheile gegen den jetzigen deutschen Kaiser, als vielmehr auf der Verkennung des Mannes, der auch dieser dritten Hohenzollern-Generation ein treuer und einflußreicher Rathgeber sein wird, des Fürsten Bismarck. Natürlich erstreckt sich diese Verkennung nicht auf die politische Bedeutung des Reichskanzlers, wohl aber auf seine Gesinnung. Und wenn man auch die letztere durchaus nicht hinsichtlich ihrer Aufrichtigkeit gegenüber dem geeinten Deutschen Reiche anzweifelt, so thut man es doch ganz gewiß hinsichtlich ihrer Aufrichtigkeit gegenüber dem Constitutionalismus der Verfassung. Man meint überall in Italien, daß der Reichskanzler am liebsten die von ihm geschaffene Einheit in das Joch des Absolutismus fesseln möchte, und ist auf den in angeblich voller Freiheit entwickelten Parlamentarismus des eigenen Landes nicht wenig stolz gegenüber der Vergewaltigung, die nach dem italienischen Urtheile diese Einrichtung in Deutschland erlitten haben soll. Die Königstreue, welche dem Charakter Bismarck's ein so specifisch brandenburgisches Gepräge gibt, ist ja überhaupt in Italien nirgends in dieser preußischen Nüance ausgebildet, und so kommt es, daß man sich von dem gewaltigen „Junker“, der jetzt Europa mit eiserner Hand in Schach hält, im Allgemeinen ein durchaus falsches Bild macht. Ich sah ihn in einem römischen Wixblatte einst abgebildet in der kurzen Giacchetta, wie sie die italienischen Offiziere tragen, und mußte unwillkürlich daran denken, daß man ihm ja meistens, und in Italien ganz besonders, politische Begriffe auf den Leib zieht, die für denselben zu kurz sind.

Um so verwunderter war ich, in den letzten Tagen ein italienisches Buch in die Hand zu bekommen, welches den großen Kanzler mit einer bemerkenswerthen Objectivität schildert. Es betitelt sich „Bismarck“ und ist von Giovanni Boglietti*) mit einem gewaltigen Fleiße und mit trefflichem Eindringen in die jüngste deutsche Geschichte geschrieben. Der Verfasser lehnt sich im Allgemeinen an die deutschen Quellen an, verhehlt aber nicht seinen italienischen Standpunkt, wo ihm derselbe gegenüber den eigenthümlichen Wandlungen der inneren deutschen Politik gerechtfertigt erscheint. Dabei verliert er — ein Umstand, der die Lectüre dieses Buches für den Deutschen wirklich zu einem Genusse macht — nie die Cardinalpunkte des Bismarck'schen Lebenswerkes: die Liebe zu dem preußischen und später deutschen Vaterlande und die Treue gegenüber dem Souverän, aus dem Auge, und weiß in höchst klarer und übersichtlicher Darstellung zu entwickeln, wie um sie allein sich das Wollen dieses gewaltigen Menschen bewegt. Er hat es auf diese Weise trefflich verstanden, die Person Bismarck's in ihrer Kraft und in ihrer Beschränkung zugleich aufzufassen und zu zeichnen, und dieser guten Anlage des Porträts in dem überaus fleißig behandelten Beiwerke zugleich die Ausführung zu geben, welches es lebensvoll gestaltet. Den meisten italienischen Journalen, welche dieses Buch besprachen, ist freilich zunächst nur dieses Beiwerk in die Augen gefallen; die zahllosen wahren und falschen Anecdoten über Bismarck, die auch in Deutschland circuliren, die mancherlei interessanten Episoden in seiner Thätigkeit als Minister des Aeußeren, von denen er selbst ja Manches in seinen Reden erzählte, und Aehnliches. Und die meisten Leser jener Besprechungen sowie des Buches werden wohl auch zunächst nur diesen biographischen Theil des Buches merkwürdig und aufregend gefunden haben. Aber daß ein solches Buch, welches sich im Ganzen als eine begeisterte Apologie unseres Reichskanzlers darstellt, überhaupt in Italien geschrieben werden konnte, ist schon ein Fortschritt, der jedem deutschen Leser das Herz warm berühren und in jedem deutschen Reisenden in Italien die Hoffnung wecken muß, daß mit der Zeit auch die anderen, bisher falschlich getadelten Vorgänge in unserer inneren Entwickelung, wenn auch nicht stets die Anerkennung, so doch das Verständniß des befreundeten Volkes finden werden.

*) Torino-Napoli, L. Roux & Cie.

Literatur und Kunst.

Die Philosophie und die Gesellschaft der Gegenwart.

Von Rudolf Eucken.

Das Verhältniß der Philosophie zur Gesammtheit des Culturlebens ist heute minder günstig als seit langen Zeiten. Sonst war sie Hüterin eines Grundstockes principieller Ueberzeugungen; in lebendigem Wechselverkehr mit der gesammten Culturarbeit nahm sie ebenso fruchtbare Einflüsse von dort auf, wie sie ihrerseits klärend und befestigend auf die Ueberzeugungen der Menschheit zurückwirkte. So im Ipsiteren Alterthum bis tief in das Christenthum hinein die Stoa, so im Mittelalter die Scholastik, so in den letzten Jahrhunderten die Aufklärungsphilosophie, so zuletzt, wenn auch in engerem Kreise, die speculative Philosophie mit ihrem Gipfelpunkt in Hegel. Heute liegt die Sache anders. Wohl einigen sich innerhalb der Philosophie manche auf den Namen Kant's, wohl feiert Schopenhauer gerade jenseits der Fachgelehrten weite Kreise; daß aber der Gesammtzug der Culturarbeit thatsächlich von hier oder dort beherrscht werde, wird schwerlich Jemand behaupten. Vielmehr hat diese Arbeit geradezu eine Abneigung gegen principielle Erörterungen, sie verfolgt unter den Antrieben des Lebens ihren eigenen Weg; die Philosophie aber wird in eine Nebenstellung gedrängt, wenn nicht gar völlig verworfen.

Sowohl die Literatur, als das praktische Leben bringt das zu deutlichem Ausdruck. Daß philosophische Werke, auch wo das Interesse des Gegenstandes über die Schule hinausreicht, eine allgemeinere Aufmerksamkeit finden, ist selten genug; unter den Zeitschriften wendet nur eine Minderheit der Philosophie eine anhaltende und planmäßige Beachtung zu, von der Mehrzahl scheinen die einen Alles, was dahin schlägt, ängstlich zu fliehen, andere bringen freilich gelegentliche Notizen, aber so zufällig, so nebenbei, daß die Geringschätzung der Sache sich nicht verkennen läßt. Die Durchschnittsstimmung

Digitized by Google

des Publikums aber scheint solchem Verfahren völlig Recht zu geben.

Auch die öffentlichen Einrichtungen können sich dieser Zeitströmung nicht entziehen. In unserem gelehrten Unterrichtswesen nimmt die Philosophie jetzt einen recht bescheidenen Platz ein. Nun den Gymnasien ist sie ziemlich ganz verschwunden, auf den Universitäten behauptet sie noch immer einen Einfluß, im besonderen da, wo ihr eine hervorragende Redegabe ihrer Vertreter oder auch eine eingewurzelte Tradition des Ortes zu Gute kommt, aber auch hier geräth sie durch die wachsenden Forderungen der Fachwissenschaften in's Gedränge und leidet noch mehr unter jenem stumpfsinnigen Banausentthum, welches nur das Problem kennt, das gesetzliche Minimum des Wissens mit dem Minimum eigenen Kraftaufwandes zu erreichen. Daß sie im Ganzen hier mehr Erbetbes festzuhalten, als Neues zu erobern angewiesen ist, zeigt schon die Thatsache, daß im Gegensatz zu fast allen anderen Wissenschaften die Zahl der Lehrstühle in der Philosophie trotz der gewaltigen inhaltlichen Verzweigung, die auch hier sich findet, im Wesentlichen seit Beginn des Jahrhunderts stationär geblieben ist; noch immer gibt es Universitäten, wo einem Einzigen die Vertretung der ganzen unermeßlichen Wissenschaft und obendrein wohl noch der Pädagogik zugemuthet wird. Am greifbarsten aber bekundet die Abwendung unserer Zeit von der Philosophie die Thatsache, daß bei ihr die eigenthümlichen Schöpfungen des höheren Unterrichtswesens, bei den technischen Hochschulen, selbständige Lehrstühle für die Philosophie nur hier und da bestehen; für die Geschichte und für die Literatur wird gewöhnlich Sorge getragen, der Philosophie wird ein gleicher Bildungswerth durch die That abgesprochen.

So handelt es sich offenbar nicht um flüchtige Meinungen und Stimmungen, sondern um eingreifende thatsächliche Wandlungen; es erscheint daher nicht unangemessen, die Gründe und Folgen dieser Erscheinung etwas näher zu erwägen. Hinsichtlich der Gründe hat die Sache sowohl einen zeitgeschichtlichen, als einen weltgeschichtlichen Anblick. Zunächst liegt ohne Zweifel ein Rückschlag vor gegen die speculative Philosophie mit ihrer Ueberschätzung des bloßen Denkvermögens, ihrem Eingreifen in die Gebiete der Einzelwissenschaften, ihrer Gleichgültigkeit gegen die Zustände der unmittelbaren Wirklichkeit. Aber die entscheidenden Gründe reichen über diesen besonderen Anlaß weit hinaus; es ist eine tief eingewurzelte, schon aus dem Alterthum überkommene Ueberzeugung und Lebensführung, gegen welche sich, wenn auch weniger bewußt als unbewußt, die Bewegung richtet. Gerade die leitenden Denker des Alterthums, ein Plato und ein Aristoteles, sind Vertreter der Ueberzeugung, daß die allgemeinen Größen das Wesentliche und Werthvolle der Wirklichkeit seien; daß die Höhe des menschlichen Daseins darin bestehe, sie im Denken zu erfassen und im Handeln zu vertreten. So waren es die Principien, welche allem Besonderen seine Bedeutung gaben; durch das, was es von ihnen zum Ausdruck brachte, erschien das Wirken gehaltvoll, das Handeln dünkte geradezu eine Schlußfolgerung aus den Einsichten der Wissenschaft, ein Subsumiren des Besonderen unter ein allgemeines Gesetz. Bei solcher Grundüberzeugung mußte der Philosophie eine sehr bedeutende Rolle im Geistesleben zufallen; sie erstwesentlich schien dem menschlichen Dasein einen Geistesgehalt zu geben und die Wahrheit aller anderen Gebiete verbürgen zu müssen. Auch aller Streit zwischen der Philosophie und der Religion ließ die Grundauffassung unangetastet, daß es im Leben vornehmlich auf die Gesammtrichtung, auf die Aneignung allgemeiner Wahrheiten ankomme.

Von Alters her fand sich ein Widerstand gegen solche Lebensführung aus allgemeinen Principien, aber erst in der Neuzeit, ja in unserem Jahrhundert, ist derselbe vollgewachsen und überlegen geworden. Aus einer innigeren Berührung der Geistesarbeit mit der unmittelbaren Umgebung hat sich eine unermessliche Fülle von Aufgaben eröffnet, der erste Thatbestand ist für die Wissenschaft, die Verbesserung des nächsten Daseins für die praktische Thätigkeit unvergleichlich bedeutsamer geworden; auch haben die ersten Daten und Aufgaben unter sich weit mehr Verbindung gefunden und sich zu einer gemeinsamen Welt zusammengeschlossen. In dieser Wendung zum Besonderen aber hat sich die Arbeit an der Wirklichkeit außerordentlich verwickelt, es wuchs die Bedeutung des technischen Wissens und Könnens; die Principien aber dünkten für jene Aufgabe völlig unfruchtbar, sie wurden zunächst zurückgeschoben, bald völlig aufgegeben. So hat sich der Schwerpunkt des Culturlebens, bei den westlichen Völkern etwas früher als bei uns, in die Einzelarbeit mit ihrer endlosen Mannigfaltigkeit verlegt; nicht bloß im Wissen, auch im Handeln sind wir in eine Epoche der Specialleistungen eingetreten. Wie Gewaltiges hier die engere Verbindung der Geistesarbeit mit der Wirklichkeit geschaffen, wie viel vernunftgemäßer sich daraus das gesammte Dasein gestaltet hat, das bedarf ebenso wenig einer Auseinandersetzung, als daß durch so eingreifende Wandlungen eine einfache Rückkehr zu der vorhergehenden Lage schlechterdings ausgeschlossen ist.

Aber alle Triumphe der neuen Richtung können die Kehrseite nicht übersehen lassen, welche die Wendung von einer principiellen zu einer technisch specialistischen Lebensführung hat. Ist die Leistung für die Umgebung Alles, so wird immer gleichgültiger, was im eigenen Inneren des Menschen vorgeht, was er als Ganzes aus sich macht; von einer kräftigen Zusammenfassung des Wesens zur Einheit, einer Richtung der Arbeit auf letzte Probleme kann keine Rede sein. Das drückt aber nicht nur auf die Philosophie, sondern auf alle Gebiete, welche den Menschen und das Lebensproblem als Ganzes fassen, zunächst auf die Kunst und die Religion, in nothwendiger Folge aber auch auf das politische und nationale, ja das gesellige Leben. Ueberall tritt die sichtbare Leistung vor die seelische Tiefe, die Rücksicht auf den Erfolg, und zwar den unmittelbaren Erfolg, vor die innere Nothwendigkeit des Schaffens. Ueber der Fertigkeit wird die Idee, über der Geschicklichkeit der Organisation die Sorge um den Geistesgehalt zurückgedrängt. Alle Ausbreitung von Wissen und Macht, alle Gewandtheit der Reflexion scheint einen Verfall in geistige Leere, in ein seelenloses Leben nicht aufhalten zu können.

Dieser Zug der Entwickelung wird verstärkt durch die mannigfach gesteigerte Spannung des Kampfes um's Dasein. Dieser Kampf drängt zu fertigen Leistungen; was nicht zur Wirkung im gesellschaftlichen Leben gelangt, ist wie nicht vorhanden. In der Leistung aber etwas Ausgezeichnetes zu schaffen und den Anderen einen Vorsprung abzugewinnen, ist vornehmlich im Specielles möglich; irgend eine nützliche Specialität zu entwickeln, muß hier ungleich mehr bedeuten als alles Principielle; sich bei diesem überhaupt aufzuhalten, kann leicht als bloßer Kraftverlust gelten. Jedenfalls wird innerhalb der Arbeit die Sorge um das Principielle keine erhebliche Rolle spielen.

Daß es aber neben der Arbeit in edler Muße sein Recht finde, das hindern wieder die Rastlosigkeit des Wirkens, das fieberhafte Treiben mit der nothwendigen Folge einer starken Ermüdung, zu Erschlaffung. Volle Ruhe wird für die Zeit der Muße die erste Forderung, alle und jede Gedankenarbeit soll aufhören, das Bunte, Zerstreuende, mag es noch so sinnlos sein, wird dem Gehaltvollen, das einmal nicht ohne alle Mühe sein kann, vorgezogen. Für die Philosophie ist hier natürlich kein Platz.

Diese Verhältnisse, die vor Aller Augen stehen, bedürfen keiner weiteren Erörterung; das Gesammtergebniß ist zweifellos dieses, daß bei allem Fortschritt der Cultur immer weniger der Mensch für sein inneres Befinden gewinnt, daß sich eine immer weitere Kluft bildet zwischen dem hochentwickelten Stande der Culturleistungen und dem unentwickelten Zustande des individuellen Geisteslebens, daß die Arbeitenden für sich angesehen immer mehr hinter dem Gehalt der Arbeit zurückbleiben. Immer weniger garantirt die bedeutende Leistung des Sondergebietes eine Bedeutung der Gesammtpersönlichkeit, immer mehr droht über dem Arbeiter der Mensch verloren zu gehen.

Solche Consequenzen anerkennen, das heißt aber zugleich die Ueberzeugung vertreten, daß ein Zeitalter ausschließlicher Specialisirung nicht den Abschluß, sondern nur eine einzelne Epoche

Digitized by Google

innerhalb der Culturbewegung bedeutet, eine Epoche, über welche die geistigen Bedürfnisse der Menschheit, das Verlangen nach innerer Befriedigung mit Nothwendigkeit hinaustreiben. Ja es enthält die Arbeit der Zeit selbst allgemeinere Probleme, Principienfragen, welche ein Sichabschließen in bloßer Specialarbeit, wenn auch nicht für die einzelnen Individuen, so doch für die Menschheit als Ganzes durchaus unmöglich machen. Die Specialarbeit selbst, als Gesammtheit angesehen, hat eigenthümliche Richtungen und Voraussetzungen; dieselben bedürfen nicht nur der Aufhellung, sondern sie stoßen thatsächlich im Ganzen des Culturlebens mit anderen Richtungen zusammen, sie werden sich mit diesen auseinandersetzen und dabei selbst vielleicht wesentlich umbilden müssen. Mag das Bewußtsein der einzelnen Arbeiter sich um solche Fragen zunächst wenig kümmern, sie liegen in der Arbeit und dem Entwickelungsstande der Menschheit, sie werden von hier aus früher oder später auch an die Einzelnen kommen.

Als Hauptrichtungen im Schaffen der Gegenwart lassen sich bezeichnen das Verlangen nach reinen Thatsachen, das Verstehen der gegebenen Lage aus dem geschichtlichen Werden, die Unterordnung des individuellen Daseins unter das gesellschaftliche Leben. Aber wenn die Ideen Thatsache, Entwickelung, Gesellschaft das moderne Denken und Wirken beherrschen, sie alle lassen sich nicht einfach so hinnehmen, wie sie sich im Bewußtsein der meisten Zeitgenossen geben.

Das Verlangen einer echten Thatsächlichkeit richtet sich gegen ein Zurechtmachen der Wirklichkeit nach subjectiver Willkür und vertritt im Besonderen ein starkes Mißtrauen gegen die Umwandlung des ersten Eindruckes durch das begriffliche Denken. Aber der Mensch der gereiften Cultur kann unmöglich die sinnliche Welt in naiver Hingebung als seine ganze und letzte Wirklichkeit gelten lassen, ja er muß ihre eigene Anerkennung erst vom Denken her begründen. Eine vom Denken vermittelte Welt wird aber auch inhaltlich eine andere Welt; nicht sinnliche Eindrücke, sondern logische Merkmale treten jetzt voran und bestimmen die Beschaffenheit der Dinge. Auch kann das Problem als eine Aufgabe des Denkens nicht zwischen den einzelnen Punkten, sondern es muß aus dem Ganzen behandelt werden; damit aber sehen wir uns mitten in principielle Erörterungen versetzt. Was aber vom Denken, das gilt nicht minder vom Handeln. Alle Verbesserung der Lebenslage, alle Erfolge im unmittelbaren Dasein, sie befriedigen den Culturmenschen nicht sowohl durch die naive sinnliche Lust als durch die damit erfolgende Erweiterung des Existenzkreises, die Steigerung des Lebensgefühles; wie dieses aber unsinnlicher Natur ist, so wird es die Frage der inhaltlichen Befriedigung der geistigen Existenz mit Sicherheit hervortreiben; damit aber ist das Gebiet der bloßen Erfolge und Leistungen principiell überschritten.

In ähnlicher Weise gestattet der Gedanke der Entwickelung keine einfache Hingebung, er verlangt aus sich selbst eine Ergänzung. Denn die Entwickelung könnte weder für das Denken, noch für das Handeln eine Bedeutung behaupten, hätte sie den Sinn eines absoluten Werdens, eines steten Umschlagens in neue Bildungen; aller innere Zusammenhang, alles Messen, alles Verständniß der einen Phase für die andere wäre aufgehoben, hätte nicht die Entwickelung ein Gegengewicht in beharrenden und beherrschenden Größen. Ohne das erhielten wir ein buntes Durcheinander wechselnder Bilder, keine Geschichte; das Handeln aber würde ein zielloses Dahintreiben, eine bloße Anpassung an die jeweiligen Forderungen des Augenblickes. Das Bleibende aber, das verlangt wird, muß näher bestimmt werden, zwischen Beharrendem und Veränderlichem gilt es ein Verhältniß zu finden; nicht bloß der Anblick der Wirklichkeit, auch der Inhalt der Lebensthätigkeit muß sich unter solchen Problemen umgestalten.

Endlich läßt auch das Verhältniß des Einzelnen zur Gesellschaft nicht endgültig so hinnehmen, wie es im vorwaltenden Zuge des Culturlebens heute gefaßt wird. Ohne Zweifel ist ein gewaltiger Fortschritt die Anerkennung der Thatsache, daß das isolirte Individuum nichts vermag, daß alles Wirken im Zusammenhange der socialen Umgebung steht, und daß auch das Innere des Menschen von da aus die mächtigsten Einflüsse erfährt. Die bedeutenden praktischen Consequenzen dieser Ueberzeugung liegen zu Tage; eine erhebliche Wandlung der gesammten Lebensordnung gestaltet sich von da aus und muß sich weiter gestalten. Die Zeiten eines unumschränkten Individualismus liegen hinter uns. — Aber dieses anerkennen heißt keineswegs schon zugestehen, daß der Mensch in der Beziehung zum Gesellschaftsleben, wie es ihn sinnlich umgibt, völlig aufgehe, daß er aus ihm sich bis zum Grunde seines Wesens bilde, in ihm eine unbedingte Autorität zu verehren habe. In Wahrheit hat der Fortgang der Cultur viel zu kräftig eine Innerlichkeit des Individuums entwickelt und den Menschen in seinen letzten Ueberzeugungen zu sehr auf sich selbst gestellt, als daß ihn jetzt ganz das Verhältniß zur Umgebung einnehmen könnte. Das wäre ein Rückgang bis hinter Plato, der die Befreiung des selbstdenkenden Menschen von dem „socialen Medium" schon auf's Gründlichste vollzogen hat, ein Verzicht auf alle Freiheit und Ursprünglichkeit des geistigen Schaffens. Auch unser Jahrhundert hat es auf den verschiedensten Gebieten deutlich genug erfahren, daß für alles große und durchschlagende Schaffen die allgemeinen Verhältnisse, die Durchschnittsmeinungen und Strebungen nur den Boden bereiten, daß die entscheidenden Thaten hingegen Sache einzelner Persönlichkeiten sind, und daß diese Thaten der Bewegung des Ganzen eine Richtung geben, die sich nie hätte aus den allgemeinen Factoren gewinnen lassen. Wenn zugleich aber die Abhängigkeit des Einzelnen vom Ganzen in weiterem Umfange Anerkennung findet, so entsteht ein Gegensatz, der irgendwie ausgeglichen werden muß; das Verhältniß des Individuums zur Gesellschaft wird zum dringenden Probleme, dies Problem muß aus weiteren Zusammenhängen seine Behandlung und etwaige Lösung finden.

So wirkt die eigene Arbeit der Zeit über sich selbst hinaus; aus den Hauptrichtungen des modernen Strebens erwachsen Aufgaben und drängen zur Weiterbildung unserer geistigen Wirklichkeit; offenbar beherrschen die Mächte, welche im Bewußtsein der Zeit voranstehen, ihr thatsächliches Wirken und Schaffen nicht bis zum Grunde. Nun lassen sich die Probleme so lange zurückschieben und die Gegensätze ertragen, als das Leben sich in gewohnten Geleisen fortbewegt; erwachsen aber neue zwingende Aufgaben, so ist eine Auseinandersetzung, eine Wendung zu neuer Gestaltung unerläßlich. Solche Aufgaben aber sind thatsächlich erwachsen; auf socialem Gebiete ist die Bewegung mitten im Fluß, immer dringender wird auch das religiöse Problem, immer lauter die Frage der Neugestaltung der Erziehung; je mehr das Alles zur Entwickelung kommt, desto nothwendiger werden allgemeine Ueberzeugungen, desto weiter werden wir über die bloßen Einzelleistungen hinausgetrieben, desto mehr muß die Lebensführung wieder ein principielles Element in sich aufnehmen. Eine einfache Rückkehr zu der früheren intellectualistischen Lebensform braucht das nicht zu bedeuten und wird es sicher nicht bedeuten.

Mit dieser Wandlung wird auch die Philosophie wieder eine bessere Stellung und einen mächtigeren Einfluß erlangen. Allerdings wäre es ein Zurücklaufen in die alte Ueberschätzung der bloßen Principien, würde bei solchen Neubildungen die Initiative allein oder doch vornehmlich von der Philosophie erwartet; sie muß sich mit den anderen geistigen Mächten, der Religion, der Kunst, dem politischen und socialen Schaffen in die Arbeit theilen. Aber in dem weiteren Ganzen behauptet sie eine eigene Aufgabe größter Bedeutung, die Aufgabe, die Wahrheit des gesammten Lebensgehaltes vor dem denkenden Bewußtsein zu vertreten. Die Ueberzeugung von der Wahrheit und Wesenhaftigkeit des Lebensgehaltes ist bei einem entwickelten Culturstande eine nothwendige Bedingung für alles geistige Schaffen; es läßt sich dies Problem nicht dadurch bei Seite schieben, daß man unter Verzicht auf eine philosophische Einsicht eine Befriedigung der „idealen Bedürfnisse" der Kunst oder der Religion anheimgibt; denn auch die Kunst und Religion müssen eine wahre Welt besitzen, sich mit ihrem Schaffen im Element der Wahrheit befinden, sollen sie nicht zu einer Tändelei herabsinken. Jene Wahrheit aber für das Bewußtsein

Digitized by Google

zu entwickeln und zu vertreten, das wird Sache der Philosophie bleiben; daher muß alle Bewegung zu einer gehaltvolleren Lebensführung ihrer Kräftigung zu Gute kommen.

Wie sich das näher gestalten möge, verhüllt das Dunkel der Zukunft. Eine Bewegung zu neuen Zielen ist auf den verschiedenen Gebieten unzweifelhaft schon vorhanden; aber die Arbeit ist zunächst mehr orientirender, klärender, sammelnder Art, als daß sich durchschlagende Schöpfungen fänden, welche das allgemeine Leben unmittelbar ergreifen und umwandeln könnten. So behalten die entgegenstehenden Mächte einstweilen die Oberhand, und diesen Zuge des Zeitlebens gegenüber bleibt auch die Lage der Philosophie zunächst eine ungünstige.

Aber mögen die entscheidenden Wendungen der Zukunft vorbehalten sein, es kann doch auch in der Gegenwart Manches geschehen, und es kann Jeder, der über den Fragen des Tages nicht die bleibenden Ziele der Menschheit aus dem Auge verliert, an seinem Theile dazu mitwirken. Was zunächst verlangt werden muß, ist dieses, daß ebenso wie bei der Religion und der Kunst, so auch bei der Philosophie eine nothwendige Aufgabe der Menschheit anerkannt werde. So wenig alle Förderung von außen, alle Sympathie weiterer Kreise das eigentliche Schaffen irgend ersetzen oder erzeugen kann, es macht einen sehr erheblichen Unterschied, ob die Arbeit die Aufmerksamkeit und Werthschätzung der Umgebung findet, oder ob sie als eine müßige Liebhaberei einzelner Individuen erscheint.

So ist dringend zu wünschen, daß Alle, welche die Bedeutung der Philosophie für die wesentlichen Zwecke der Menschheit anerkennen, dem in Wort und That einen kräftigen Ausdruck geben, daß, wo die Philosophie zur Bildung der Nation mitwirken kann, sie die ihr gebührende Stellung erhalte, daß im Besonderen auch die Presse, soweit sie ihre Aufgabe nicht bloß in der Unterhaltung des Augenblickes sucht, den principiellen Problemen und der philosophischen Arbeit eine gesteigerte Aufmerksamkeit zuwende. Was bis jetzt nur bei einer kleinen Minderzahl von Blättern geschieht, das müßte bei der Presse, welche von sich selbst und ihrem Publikum würdig denkt, zur Regel werden. Gewiß müssen die technischen Probleme der Philosophie der fachmäßigen Erörterung vorbehalten bleiben, aber aber der Schulwissenschaft sollte nicht die Weltwissenschaft vergessen werden. Unsere Zeit ist voll von großen Problemen, schon ihr eigenes Wollen deutlicher zum Bewußtsein zu bringen, ist eine nicht unwichtige Sache. Oft braucht, was täglich um uns vorgeht, was an praktischen Leistungen gewirkt, an humaner Gesinnung erwiesen, an geistigem Schaffen gefördert wird, nur in's Allgemeine gehoben, nur einen Schritt weiter zurückverfolgt zu werden, und wir befinden uns inmitten philosophischer Arbeit. Aus unserer Beobachtung sind wir der Ueberzeugung, daß eine solche vertiefende Behandlung der Lebensfragen der Zeit den Wünschen weit mehrerer entspricht, als in dem Gerüsch des Tagestreibens zum Ausdruck kommt; aber selbst wenn die Theilnahme erst allmählich zu gewinnen wäre, die Presse, die wir meinen, kann nicht den Durchschnitt der Tagesstimmung als unwandelbare Norm hinnehmen, sie darf nicht auf die Aufgabe verzichten, an der Erhöhung des geistigen Niveaus mitzuwirken und die zukünftigen Gestaltungen vorzubereiten.

Zur mittelalterlichen Geschichte.

Von Immanuel Rosenstein.

Der unvergleichliche Aufschwung, den die Arbeiten zur Erforschung des Mittelalters bei uns seit mehr denn fünfzig Jahren durch die großartige Anregung Ranke's, durch seine bahnbrechende kritische Methode genommen haben, ist in erster Linie der Einzelforschung zu Gute gekommen. Quellenausgaben, Regesten, Jahrbücher, Monographien über besonders hervorragende Persönlichkeiten und einschneidende Epochen liegen in reichster Fülle vor. In rüstigster Weise und unter berufenster Leitung wird an der Erschließung und Kritik des mittelalterlichen Quellenmateriales weiter gearbeitet; zahlreiche Controversen über wichtige und schwierige Einzelfragen halten unsere Forscher in Athem. Mit der gründlichen und tiefen Eindringlichkeit in die Details konnte die synthetische Thätigkeit für die Darstellung eines tausendjährigen Zeitraumes nicht Schritt halten. So trefflich auch zum großen Theile die Einzeldarstellungen der Kaiserzeit in den Jahrbüchern für deutsche Geschichte sind, so bleiben sie doch ihrer ganzen Anlage nach auf die gelehrteren Kreise beschränkt und können für den überwiegenden Theil des lesenden Publikums eine in sich geschlossene Darstellung der mittelalterlichen Entwickelung Europas nicht ersetzen. Allerdings gehört diese Aufgabe zu den schwierigsten, nicht minder aber zu den wichtigsten, die der Geschichtschreibung gestellt werden können. Heute glaubt Niemand mehr, daß das Mittelalter eine Zeit der Finsterniß war, welche die Entwickelung der allgemeinen Cultur auf ein Jahrtausend unterbrochen habe. Wir sind, um die Worte Ranke's zu gebrauchen, inne geworden, daß sich die moderne Welt nicht verstehen läßt, ohne die Erforschung jener Zeiten, daß das Mittelalter einen unerschöpflichen universalhistorischen Gehalt besitzt. Wohl ist auch Hervorragendes auf dem Gebiete der Zusammenfassung geleistet; wir brauchen nur die Namen Ranke und Ritschl zu nennen, indessen die Darstellung des Mittelalters in Ranke's Weltgeschichte (Bd. V—VIII) bricht mit dem Ende des 13. Jahrhunderts ab, und das treffliche Buch von Ritschl (Geschichte des deutschen Volkes bis zum Augsburger Religionsfrieden) geht auf die allgemein europäischen Verhältnisse nicht näher ein. Wir begrüßen es deshalb mit Freuden, daß uns in der von Ducken herausgegebenen weltereignisse Sammlung der Geschichte in Einzeldarstellungen seit Kurzem wieder eine Gesammtgeschichte des europäischen Mittelalters vorliegt in dem Buche von Hans Prutz, Staatengeschichte des Abendlandes im Mittelalter von Karl d. Gr. bis auf Maximilian I. (Berlin, Grote'sche Buchhandlung, 1887/88), zwei starke Bände von 726 und 855 Seiten, reich ausgestattet mit wohlausgewählten trefflichen Illustrationen.

Wie schon der Titel des Buches bekundet, hat sich der Verfasser auf die politische Geschichte beschränkt; weder die verfassungs- noch die allgemein kultur- und literargeschichtlichen Seiten des Mittelalters sind irgendwie eingehender berücksichtigt. In Bezug auf die Verfassungsentwickelung hätte wohl etwas mehr geschehen können. Man empfindet es als einen Mangel, daß bei der Darstellung der bedeutsamsten Institution des Mittelalters, des Lehenswesens, wohl die weitere Entwickelung nothgedrungen berührt wird, nicht aber die Ausgangspunkte und die Entstehung; weshalb denn auch die volle Bedeutung dieses eigenthümlichen Gebildes nicht zur rechten Anschauung und Würdigung gelangt. An der Stelle, wo sich der Verfasser mit der wichtigen Frage der Stammesherzogthümer beschäftigt (I, S. 168) war sehr wohl Gelegenheit gegeben, hierauf etwas allgemein orientirend einzugehen. — Die Gruppirung des gewaltigen Stoffes zeichnet sich durch große Uebersichtlichkeit aus; der Verfasser verfährt hierbei in strengem Anschlusse an die beiden großen, das Mittelalter beherrschenden Hauptzüge und scheidet das Weltalter des kaiserlichen Universalstaates und der päpstlichen Universalkirche — und die Auflösung dieser beiden Gebilde und die Neugestaltung Europas durch die Bildung nationaler Staaten. So schließt sich die Darstellung der ersten Hälfte des Mittelalters wesentlich an die deutsche Geschichte, während die nationalen Einzelgeschichten, die im ersten Bande nur kurz berührt werden, zusammen mit der deutschen Geschichte den Inhalt des zweiten Bandes bilden. Von den einzelnen Nationen stehen selbstverständlich Frankreich und England im Vordergrunde. Ersteres ist allerdings bis auf Philipp den Schönen etwas sehr cursorisch behandelt, doch verdient die Gesammtdarstellung beider Völker die vollste Anerkennung. Spanien erscheint ganz am Schluß, sehr summarisch; nur so viel wird gegeben, als nöthig war, um das Eingreifen dieser Macht in die großen Händel am Ende des 15. Jahrhunderts zu verstehen, man hätte mehr erwarten dür-

Digitized by Google

sen, um so mehr, als hier Gelegenheit gegeben war, auf die bedeutenden Impulse des Islam hinzuweisen, der eine etwas eingehendere Berücksichtigung beanspruchen durfte.

Wir müssen uns versagen, auf den reichen Inhalt des Buches im Einzelnen einzugehen und beschränken uns darauf, Einiges aus der Darstellung der deutschen Verhältnisse hervorzuheben, auf welche naturgemäß das Hauptgewicht gelegt ist. In erster Linie steht da die Darlegung des Ringens zwischen Kaiserthum und Papstthum, das dem deutschen Mittelalter sein Hauptgepräge und der Entwickelung unserer nationalen Verhältnisse die entscheidende Wendung gibt. Hier schöpft der Verfasser überall aus dem Vollen, er steht auf der Höhe der Forschung; er hat es aber glücklich vermieden, uns mit gelehrten Details und Controversen zu ermüden.

Wir knüpfen unsere Betrachtung an jene immer wieder aufgeworfene Frage, die sich bei der Betrachtung deutscher Verhältnisse so gebieterisch aufdrängt: die Frage, wie es gekommen, daß uns versagt blieb, was den anderen Völkern Europas zu erreichen gelang: die Bildung eines starken, nationalen Staatswesens. Ist es allein die imperatorische Politik, in welche Otto der Große einlenkte, ist es die dadurch hervorgerufene Verbindung der deutschen und römisch-italienischen Angelegenheiten, welche jene unglückliche Wendung veranlaßte? Diese Frage hat seit Jahrzehnten unsere Historiker beschäftigt. Man erinnert sich noch des großen Aufsehns, das die 1862 erschienene Abhandlung Sybels: „Die deutsche Nation und das Kaiserreich", machte. Hier war der Anschauung entgegengetreten, daß das mittelalterliche Kaiserthum als echtes Organ und glänzende Vertretung unserer nationalen Interessen anzusehen sei; es war ausgeführt, daß das Kaiserthum von Anfang an fortdauernd die Tendenz einer theokratischen Weltherrschaft verfolgt, damit die nationalen Interessen stets beschädigt und endlich sich selbst den Untergang bereitet habe, während die besonnene, auf erreichbare Ziele beschränkte Politik König Heinrichs I., Herzog Ludolfs und Heinrich des Löwen den nationalen Bedürfnissen entsprachen. Sybel's Hauptgegner, Ficker, hatte unter lebhafter Bestreitung jener Ausführungen nachzuweisen gesucht, daß die Erwerbung Siciliens unter Heinrich VI. den Fortbestand des Reiches in alter Weise unmöglich gemacht habe. Unzweifelhaft haben diese Anschauungen ein gewisses Maß von Berechtigung, aber sie erschöpfen doch die Sache nicht. — Zur vollen Beurtheilung dieser Fragen ist allerdings auszugehen von der Stellung und Bedeutung der Kirche nicht nur gegenüber dem Staate, sondern auch gegenüber den Gemüthern; die politischen Gesichtspunkte schließen sich erst an die richtige Würdigung der kirchlich-religiösen Verhältnisse an, außerdem sind die Bedingungen, unter denen sich die wirthschaftlichen Verhältnisse ausbildeten, vielfach von einschneidendster und Ausschlag gebender Bedeutung gewesen.

In unserem Buche ist auf die Darstellung der kirchlich-religiösen Dinge ein ganz besonderer Nachdruck gelegt, und man kann den bezüglichen Ausführungen, sowohl in Bezug auf Auffassung wie Darlegung, vollste Anerkennung zollen. Von den pseudoisidorischen Decretalen an, jener „sehr bewußten, sehr wohl angelegten, aber doch handgreiflichen Fälschung" (Ranke), durch welche die der weltlichen Gewalt unbedingt übergeordnete Autorität der Kirche und das Primat des römischen Bischofs festgestellt werden sollte, bis zu den Concilien des 15. Jahrhunderts ist das Wachsen der kirchlichen Gewalt, ihre vollste Bethätigung und ihre Entartung in strengem Zusammenhange auf das Trefflichste dargelegt. — Als unzweifelhaft und selbstverständlich stand in den Gemüthern der Menschen fest die Idee von der Superiorität der kirchlichen Gewalt über die weltliche. Es lag nahe, daß die weltliche Gewalt nach einem bestimmenden Einflusse auf die Kirche strebte, um dadurch eine unvergleichliche Stütze ihrer Autorität zu finden und dabei wohl auch einer heiligen Sache zu dienen. Als Otto I. in die entsetzliche Zerrüttung der italienischen Verhältnisse eingriff, handelte er nicht als ländergieriger Eroberer, sondern als großer Staatsmann; er war sich wohl bewußt, daß er nicht nur den für seine Herrschaft gefährlichen ehrgeizigen Tendenzen des schwäbischen und bayerischen Herzogs auf eine Machtstellung in Italien entgegenzutreten hatte, sondern daß, wie sich die Verfassung der Kirche einmal gestaltet, auf die Kirche des Reiches sehr eindringlich wirkte, was in Rom geschah, und daß die Knechtschaft und Verwilderung des Papstthums auch den deutschen Episcopat traf und die Stellung bedrohte, welche Otto diesem als der vornehmsten Stütze seines Königthums angewiesen hatte (I, S. 203). Durch die Regenerirung des Papstthums und durch die oberste Schirmherrschaft über die Kirche, wie Otto sie durch die Erneuerung des Imperiums errungen hatte, gewann der Kaiser die höchste Appellinstanz und gelangte zu einem maßgebenden Einflusse auf den päpstlichen Stuhl und damit gleichzeitig zu einem sehr günstigen Verhältniß gegenüber den kirchlichen Gewalten im Reiche, welche auf lange Zeit die vornehmsten Stützen des Kaisers waren. Diese Verbindung von Kaiserthum und Kirche hatte eine überaus heilsame Einwirkung auf das Gedeihen der unteren Stände. Nützlich hat mit Recht hervorgehoben, daß man zur Beurtheilung des Segens oder Unsegens des Kaiserthums doch auch in Betracht ziehen müsse, inwieweit dasselbe den innersten Bedürfnissen der wahren Bestandtheile der Nation, d. h. der Bauern, entsprochen habe. Er findet, daß die Kirche im Bunde mit dem Kaiserthum in den Stand gesetzt war, die Hände des Laienadels von den unteren Ständen abzuwehren, somit für damals wenigstens die Masse der Bauern vor Knechtschaft zu bewahren und jene Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit der unteren Stände zu schaffen, welche zwei Jahrhunderte hindurch den Norden und Osten Europas mit einer Fülle von Cultur überfluthete. Die Regenerirung der Kirche und des Papstthums, wie sie sich unter der Schirmherrschaft des Kaiserthums im 10. und 11. Jahrhundert vollzogen hatte, gab den naturgemäßen Anstoß zu einem selbständigen Emporstreben der Kirche. Es war doch nur folgerichtig, wenn aus der inneren Erneuerung der Kirche und der Geistlichkeit, welche die Ottonen und namentlich Heinrich III. gefördert, wie sie von den dem Kaiserthum eng verbundenen Cluniacensern gepflegt wurde, die Anschauung erwuchs, daß die Herrschaft des Staates über die Kirche oder vielmehr des Kaisers über die Geistlichen ein unerträglicher Missstand, eine Abirrung von den Gedanken Gottes sei, daß hochfahrende Priester sich berufen fühlten, die Kirche als die höhere Gewalt absolut frei, selbständig und gebietend hinzustellen. Nicht durch die kaiserliche Macht, sondern durch sich selbst müsse die Kirche reformirt werden. Das war der leitende Gedanke, mit dem Gregor VII. dem Kaiserthum gegenübertrat. Sein Verbot der Laieninvestitur, welches die Ernennung der Bischöfe durch den Kaiser beseitigen wollte, d. h. die Bestellung derjenigen Fürsten des Reiches, bei denen allein der Kaiser noch ein machtvolles Ernennungsrecht ausüben konnte, führte einen tödtlichen Schlag gegen das Kaiserthum. Bei der Bestätigung der Wahl Gregors VII. geschah es zum letzten Male, daß ein deutscher Herrscher dies Recht ausübte, das von den Ottonen begründet, durch Heinrichs III. Wahlprincipat befestigt war. Das System dieses Kaisers, daß der Geistliche über die Laien herrschte und der Kaiser über die Geistlichen, wurde, was diesen letzten Punkt betraf, durch die Ansprüche Gregors dahin abgeändert, daß der Papst an die Stelle des Kaisers zu treten hatte. In verhängnißvoller Weise trafen die Ansprüche der Curie zusammen mit dem Auftreten der fürstlichen Opposition nach der Thronbesteigung Heinrichs IV. Niedergehalten durch die beiden gewaltigen Salier, Konrad II. und Heinrich III., erhob diese Opposition zur Zeit der Vormundschaftsregierung über Heinrich IV. auf's Neue ihr Haupt. Gefördert durch die Fehler des jungen Königs bildete sich die Coalition des Papstes mit dem deutschen Fürstenadel. Gegen diese hat Heinrich IV. einen heldenmüthigen Krieg geführt, in dem zum ersten Male die populären Elemente, die große Masse des niederen Ministerialenthums, die Bürgerschaften der Städte, die Bauern aufgerufen wurden. Heinrichs IV. Tod entschied und besiegelte den Sieg der kirchlich-adligen Revolution — er legte die Leitung des Reiches und die Entscheidung über die Zukunft Deutschlands in die Hände der Leute, welche den von Heinrich geschaffenen Friedenszustand als eine Verkürzung ihrer Freiheit und eine Schädigung ihrer politischen und wirth-

Digitized by Google

schaftlichen Stellung bekämpft hatten, und die Kosten hatten Heinrichs dankbare Stühlinge, Bürger und Bauern zu tragen" (I, S. 395). So wurde Heinrichs Niederlage entscheidend für die aristokratisch-feudale Entwickelung des Reiches. Der immer geringer gewordene Einfluß auf die Besetzung der geistlichen Aemter wurde so gut wie ganz zurückgedrängt. Auch der erbitterte Widerstand Heinrichs V. hat diese Entwickelung nicht aufzuhalten vermocht.

Wohl hat sich unter den Staufern noch einmal das Laienelement zum gewaltigen Kampfe gegen das Papstthum aufzuraffen vermocht. Friedrichs I. Regierung bezeichnet den Höhepunkt des mittelalterlichen Kaiserthums. Er knüpft vollbewußt an die Idee des Universalreiches an; er ist bemüht, das Gleichgewicht der streitenden nationalen und universalen Momente herbeizuführen. Unvergleichlich hoch ist der Begriff, den er von der Kaiserwürde hat: es sei genug an Einem Gotte, Einem Papste, Einem Kaiser, Einer Kirche. So gewaltig war die Stellung des Reiches, daß in England die Frage aufgeworfen werden konnte, wer denn die Deutschen zu Richtern über die Völker eingesetzt habe. Und doch war es zuletzt kluge Nachgiebigkeit, ein resignirtes Aufgeben nicht zu haltender Positionen, durch die sich Friedrich auf der Höhe zu behaupten verstand. So wird seine Regierung der entscheidende Wendepunkt für die Umformung des Reiches in einen Fürstenbund. Friedrich mußte sich der Kirche gegenüber an das weltliche Fürstenthum anlehnen, er mußte, um diesen Unterstützung zu haben, die immer größer werdende Selbständigkeit der Fürsten zugeben und war zufrieden, an der Spitze einer möglichst starken Fürstenpartei zu stehen. Und ebenso mußte er nach langem, blutigem Ringen sich mit der Curie wie mit den lombardischen Städten abfinden; auch diese letzteren wurden aus Unterthanen Verbündete. Hier wie dort war der kaiserliche Held wohl der von der Glorie des Imperiums umgebene Führer, aber doch nicht der gebietende Herr und König. „Alles geborchte ihm, aber — wie Ranke es treffend bezeichnet — unter Vertrag und Beschränkung." Wir können Prutz nicht zustimmen, wenn er meint, was Friedrich als König (im Reiche) hingab, gewann er als Kaiser wieder. — Wahrhafte Herrscher wurden die Staufer in Sicilien, nachdem es Friedrich gelungen war, durch die Vermählung seines Sohnes Heinrich mit der Erbtochter des Normannenreiches dieses Land für sein Haus zu erwerben. Während Heinrich VI. und Friedrich II. hier ein straff centralisirtes, auf ein unweigerlich gehorsames Beamtenthum gestütztes Regiment schufen, welches das Land mit allen seinen Hülfsquellen ganz und gar in ihre Hand gab, sieht man, namentlich Friedrich II., in Deutschland das Landesfürstenthum nothgedrungen immer stärker werden. Friedrich II. kann kaum noch für einen Deutschen gelten, Deutschland hatte das Interesse für ihn verloren und wurde allmählich ein Nebenland. Es ist mit Recht von ihm gesagt worden (Ranke VIII, S. 371), daß er der Erste war, bei dem sich — im Gegensatze zu allen früheren Kaisern — eine innerliche, ideale Opposition gegen den geistlichen Staat überhaupt regte und der für eine von der Religion unabhängige Staatsgewalt eintrat. Er dachte so zu einer Zeit, wo die weltbeherrschende Macht der Kirche unter den Innocenz und Gregor IX. auf ihrem Höhepunkte stand, wo durch den Aufschwung des Ordenswesens die Kirche ein allezeit schlagfertiges Heer von Vorkämpfern besaß, die ihren Einfluß auf die Gemüther allerorten als den vorherrschenden und entscheidenden sicherte. Friedrich erlag in dem Kampfe gegen das Papstthum und der letzte Staufer starb den Tod durch Henkershand, besiegt von den Waffen, welche die Curie geschmiedet. — Die Erinnerung an den ungerechten Triumph der Kirche über die Staufer blieb der Nation eingeprägt. Drei Jahrhunderte später begann Luther seine Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation mit der Klage, daß die theueren Fürsten Friedrich I. und der Andere und viel mehr deutsche Kaiser so jämmerlich von den Päpsten mit Füßen getreten und verdrückt seien. So hat die Niederlage der Staufer dazu beigetragen, die Zeit heraufzuführen, in der die Alleinherrschaft des Papstes gebrochen wurde, und ihre Kämpfe, auch die unglücklichen, waren es, welche die Idee von der Unabhängigkeit der weltlichen Gewalt in eine andere Zeit herüberretteten und den Abfall vom Papstthume vorbereiteten (Ranke VIII, S. 372).

Es hat im Mittelalter nicht an antihierarchischen Regungen gefehlt: von Abälard, Arnold von Brescia bis auf Wiclif und Huß. Zu schneidend war der Gegensatz, der zwischen dem Gebahren der Kirche und ihrem eigentlichen Berufe, wie ihn die religiöse Ueberlieferung vorschrieb, sich herausgebildet hatte. Aber größer noch war die alle Gemüther beherrschende Vorstellung, daß die kirchliche Gewalt, deren Haupt als Statthalter Christi auf Erden angesehen wurde, das Göttliche hienieden darstelle und berufen sei, zwischen Gottheit und Menschheit zu vermitteln. Dieser Gedanke beherrscht die vornehmsten Geister wie die geringsten, er prägt sich aus in den Productionen der Literatur und Kunst. Die Welt hat keine größere Macht gekannt, und wer wollte die hohe Bedeutung leugnen, welche Kirche und Papstthum um Begründung und Entwickelung einer allen christlichen Völkern gemeinsamen Cultur gewonnen hat. Aber in der erdrückenden Uebergewalt, die ja keineswegs allein aus der Religion hervorging, lag der Ausgangspunkt für den Sturz des Papstthumes. Durch schwere Mißbräuche in seinem Ansehen mehr und mehr geschädigt, trieb es immer ausschließlicher hinein in Bestrebungen, die auf Gewinnung einer weltlich politischen Macht gerichtet waren. Das universelle Moment der Kirche trat zurück vor der internationalen Geistescultur, die sich aus der Wiederbelebung der classischen Studien, aus Renaissance und Humanismus, herausbildete. Wir können uns nicht versagen die trefflichen Worte hierher zu setzen, mit welchen Ranke (VIII, S. 410) das Papstthum charakterisirt: „Daß wir nicht unter dem Papstthum verharren konnten, liegt am Tage, aber es wäre eine Thorheit, seine Unentbehrlichkeit in jener Epoche der Weltentwickelung in Abrede zu stellen. Ich bin weit entfernt, das Papstthum für ein im besonderen Sinne göttliches Institut zu halten; man hat mich darum auf den Index gesetzt, weil ich es nicht thue, aber ich halte dennoch das Pontificat für eines der großartigsten und bewunderungswürdigsten Institute, welche jemals hervorgetreten sind. Es wäre vielleicht eine Möglichkeit gewesen, es mit einer freieren Entwickelung der Intelligenz und der religiösen Meinungen zu combiniren. Aber freilich nur vielleicht, denn es ist fast zu schwer für den Menschen, den Besitz der Gewaltfülle mit der Anerkennung fremder Freiheit und Spontaneität zu verbinden. Wie schwer es dort in Rom ist, sehen wir an dem, was in unseren Tagen daselbst vorgegangen ist. Jene Infallibilität, welche das Mittelalter bekämpfte und mit Recht bekämpfte, will man heute dem Oberhaupte der Kirche zuerkennen. — Weit gefehlt, daß die Ideen jener Zeit abgestorben und verkommen wären; sie leben fort und beschäftigen heute wieder die allgemeine Aufmerksamkeit."

Es war nicht der Kampf mit der Kirche, der ausschließlich Deutschland in eine von der der anderen Nationen so verschiedene Entwickelung hineinzwang, einer Entwickelung, welche die Bildung des nationalen Staates verhinderte. Um dieselbe Zeit, wo das Kaiserthum durch die Concessionen, die Friedrich II. den einzelnen Landesfürsten machte, zu Gunsten der territorialen Gewalten abdankte, wurden König Johann von England, dem Lehensträger des Papstes Innocenz III., durch die magna charta eine Reihe von Rechten abgerungen und dadurch die Grundlage der freien Verfassung Englands gelegt. Es ist im hohen Grade lehrreich, diese Vorgänge in England und Deutschland mit ihren Folgen für das Verfassungsleben einander gegenüber zu stellen. In England waren es nicht die Großen des Reiches allein, die gegen den König aufstanden, sondern eng verbunden mit diesen die Städte, während dieser wichtige Factor in Deutschland zu Gunsten der Fürsten zurückgedrängt wird und somit jene Vereinigung von Aristokratie und Bürgerthum fehlt, aus der die nationalen Verfassungen der europäischen Staaten hervorgingen. So blieb in Deutschland der Gegensatz zwischen Fürstenthum und Adel einerseits und den Städten andererseits, der in England durch die im Parlamente vereinigten Stände ausgeglichen wurde. Und ebenso fehlte in Deutschland jene unmittelbare Abhängigkeit der unteren Stände

Digitized by Google

von der Krone, auf die sich der französische König gegenüber dem Andrängen der großen Vasallen stützte.

Es ist nicht ohne Berechtigung, wenn man zur Erklärung der abweichenden politischen Entwickelung der anderen nationalen Staaten darauf hingewiesen hat (Sybel S. 59 und 60), daß die Könige von Frankreich und England es vorzogen hatten, durch fügsame Fremdschaft das Bündniß des Papstes für sich zu gewinnen und sich damit die Kraft zur Ueberwältigung ihres übermächtigen Adels zu bewahren, daß aber die deutschen Herrscher den Bund mit der aufstrebenden Kirche nicht einzugehen vermochten, weil die Leitung der Kirche und das Recht zur Herrschaft über Italien als die kostbarste Besitzung des Kaiserthrones galt. Doch ist die Frage keineswegs allein von diesem Gesichtspunkte zu entscheiden. Karl Wilhelm Nitzsch hat das Verdienst, die in der politischen Geschichte bisher nicht ausreichend gewürdigten hochbedeutsamen Einflüsse, welche die eigenthümlichen wirthschaftlichen Verhältnisse Deutschlands auf die Ausbildung der Verfassung ausübten, in schlagender Weise hervorgehoben zu haben. Er knüpft (I, S. 289. 290) dabei an die Stellung an, welche Deutschland in den früheren Jahrthunderten in dem großen Systeme des europäischen Handels eingenommen hatte. Deutschland wurde durch seine Lage von den großen, wesentlich auf den Wasserweg hingewiesenen Handelsstraßen umgangen; seine wirthschaftliche Grundlage blieb der Ackerbau, verbunden mit Wald-, Moor- und Haideнutzung, und die damit zusammenhängende Naturalliefерung und Naturalwirthschaft, der gegenüber ein ausgebreiteter Marktverkehr mit Geldwirthschaft nur allmählich aufkommen konnte. Während die herrschenden Gewalten in Frankreich, England, Scandinavien, angelockt durch den reichen Ertrag der Märkte, sich schon früh einen durch die Auflegung von Zöllen einträglichen Einfluß auf dieselben sicherten, hat der deutsche König diese in seinen Landen so lange unbedeutenden Institute entweder den Bischöfen übergeben oder sich selbst überlassen. Damit war die Grundlage einer geordneten Steuerverfassung aus den Händen gegeben. Eine ganze Periode deutscher Entwickelung bis zum Fall der Staufer konnte eben deshalb nicht die Grundlage unseres modernen Staatslebens werden, weil ihr die Voraussetzungen eines lebendigen Verkehres, einer geregelten Geldwirthschaft, eines darauf bafirten Steuersystemes und eines sich damit entwickelnden ständischen Zusammenhanges der bürgerlich erwerbenden und aristokratisch grundbesitzenden Bevölkerung ganz oder zum großen Theile fehlten."

Damit hängt es zusammen, daß die Entwickelung des Städtewesens in Deutschland hinter derjenigen der anderen Staaten zurückblieb und das Bürgerthum in bestimmter Sonderung erst später hervortrat. Wohl hatte sich seit der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts, namentlich am Rhein, ein kräftiges städtisches Leben ausgebildet. Doch abgesehen von den städtefremdlichen Kaisern Heinrich IV. und V., die hier in ihren großen Kämpfen gegen die Fürstenaristokratie bestimmte Anlehnung suchten, hatte man von der zukunftsreichen Bedeutung der städtischen Cultur noch keine rechte Vorstellung. In Friedrich I. lebte ein gewisses Mißtrauen gegen die Bildung großer städtischer Corporationen; er sah in ihnen eher eine Gefahr. Es ist in hohem Grade bezeichnend, daß der hauptsächlichste Förderer des städtischen Lebens in jener Zeit der mächtigste Territorialherr, Heinrich der Löwe, war. So wurde es in entscheidender Zeit verabsäumt, die städtischen Gemeinwesen als solche dem Reiche zu nähern, sie zur machtvollen, naturgemäßen Stütze der kaiserlichen Gewalt zu machen; sie blieben zunächst in den Händen der Landesherren, namentlich der Bischöfe.

Es ist etwa ein Jahrhundert nach den Staufern, daß die städtische Cultur auf der Höhe ihrer Entwickelung steht. Als sich nach dem Sturze des Kaiserthums die unverwüstliche Lebenskraft der Nation in selbständigen Bildungen bethätigte, da sind es die Städte, welche durch einen gewaltigen Aufschwung in Handel und Gewerbe Deutschland eine hohe Stelle im commerziellen Leben Europas erwirkten. Aber die Städte fielen in Gruppen aus einander, die unter sich ohne Zusammenhang waren. Den schwäbisch-rheinischen Städten standen die Städte der Hansa im Norden gegenüber. Auf dem Wege der Selbsthülfe bildeten sich stattliche Organisationen zum Schutze der nächstliegenden Interessen. Aber von der Idee des Reiches waren die Städte fast ganz losgelöst; sie machten gelegentlich wohl auch gemeinsame Sache mit Feinden des Reiches, so Lübeck, „die Hauptvertreterin des gemeinen deutschen Kaufmanns". Die Interessen der Städte waren merkantile, wie die der Fürsten dynastische; eine zusammenfassende Organisation der Nation gab es kaum mehr, und das Gefühl für gemeinsame nationale Interessen starb mehr und mehr ab. — Es war doch nur ein trügerischer Schein, wenn im September 1338 vor Kaiser Ludwig dem Bayern zu Coblenz König Edward III. von England erschien, um den obersten Richter der Christenheit anzurufen gegen Philipp VI. von Frankreich. Die schwache und unbeständige Politik eben dieses Kaisers ließ den Anlauf zu einer großen nationalen Bewegung, zum Kampfe gegen das entwürdigte Papstthum, der sich unter günstigen Bedingungen vorbereitete, im entscheidenden Augenblicke kläglich scheitern. Wir dürfen die Darstellung dieser schwierigen Verhältnisse im 2. Bande unseres Buches als eine hervorragend gelungene bezeichnen, und es war nicht leicht, all' die verschiedenen Potenzen, die damals zusammenwirkten, in das richtige Licht zu stellen. Erreicht wurde nichts, es blieb bei der Aufstellung imperialistischer Doctrinen und dem Erlaß von Protesten; keine Gewalt war stark genug, um sich über den inneren, schärfer werdenden Gegensatz zwischen der an die alte Lehnsverfassung anknüpfenden hohen und niederen Aristokratie, und dem aus einer neuen Cultur hervorgegangenen städtischen Bürgerthum zu erheben und zwischen ihnen zu vermitteln. Anderswo hatte das Königthum Schritt gehalten mit der wirthschaftlichen Entwickelung der Nation, und es verstanden, jene Gegensätze mit fester Hand zusammenzufassen, Schließen wir unsere Ausführung mit den Worten, in denen Nitzsch (III, S. 313) die Summe aus jenen Gegensätzen und Kämpfen zog; sie beantworten am schlagendsten die Frage, von der wir ausgingen. „Nicht die Politik einzelner Männer oder Dynastien oder der unheilvolle Einfluß einzelner Institute der Verfassung darf für das Scheitern einer nationalen Staatsbildung allein oder vorwiegend verantwortlich gemacht werden. Der Grund dafür lag vor Allem in dieser unvergleichlichen Energie und Selbständigkeit, mit welcher in Deutschland — nachdem die gemeinsame Cultur der älteren Periode gebrochen war — die verschiedenen Bildungen des socialen Lebens sich gegen einander abschlossen und die Rücksicht auf ihre Interessen der Gesammtheit aufzuzwingen suchten. Der durch keine parlamentarische Verfassung ausgeglichene Gegensatz zwischen Grundbesitz und Capital, Lehnsverfassung und Stadtverfassung, Aristokratie und Demokratie, dieses war die Krankheit, welche unsere Entwickelung Jahrhunderte hindurch gelähmt hat."

Wer wollte es leugnen, daß hierbei auch die weit über Deutschland hinausgreifenden universalen Tendenzen des Kaiserthums und sein Ringen mit der Kirche schwer in's Gewicht fallen! Aber es heißt doch die universelle Bedeutung dieses Ringens und das Martyrium unterschätzen, welches das Germanenthum für die Cultur Europas auf sich genommen hat, wenn man das Kaiserthum nur in seinem Verhältnisse zur nationalen Entwickelung würdigt. An den Grundlagen jener Gegensätze trug es, wie wir sehen, mit nichten die Schuld. — Zwei Jahrhunderte später wie in den großen nationalen Staaten Europas gelang es in Deutschland den Landfürstenthum, in erster Linie Brandenburg-Preußen, durch den Absolutismus die ständischen Gegensätze dem Interesse des Staates unterzuordnen.

Digitized by Google

Die deutsche Sprache und das bürgerliche Gesetzbuch.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Die Ausdrucksweise, deren sich die Gesetzgebung des deutschen Reiches in den seither erlassenen Gesetzen, mögen sie kleineren oder größeren Umfanges sein, bedient hat, ließ mit Zuversicht erwarten, daß auch das bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich sich nach Kräften bemühen werde, deutsch zu sprechen, und, ohne in den einseitigen Reinigungseifer zu verfallen, der in den Speisekarten eine so alberne Verwirrung angerichtet hat, die entbehrlichen Fremdwörter, welche einen gewissermaßen eisernen Bestand der bisherigen deutschen Gesetzgebung bildeten, ein für allemal zu beseitigen. Die Erwartung ist nicht getäuscht worden; der Entwurf eines bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich ist in einer Sprache abgefaßt, die seines Inhaltes würdig ist. Wie der Gedankeninhalt echt deutsch ist, wie die Regelung der verschiedenen Rechtsverhältnisse des bürgerlichen Lebens sowohl im Ganzen wie im Einzelnen auf den rechtlichen und sittlichen Anschauungen des deutschen Volkes beruht, wie keine Bestimmung genannt werden könnte, welche dem deutschen Rechtsbewußtsein und der deutschen Gesittung nicht entspräche, so ist auch die Form, in welcher die Gedanken erscheinen, das Gewand, in das sie gekleidet sind, ein echt deutsches, welches der ausländischen Fetzen, der undeutschen Lappen, wenn auch nicht völlig, so doch zum größten Theile entbehrt. Darum wird das neue Gesetzbuch nicht nur in der Rechtsbildung und Rechtsentwicklung einen Markstein bilden, welcher die gegenwärtigen und die kommenden Geschlechter überragt, sondern auch in der Entwickelung der deutschen Rechtssprache und der deutschen Sprache überhaupt.

Schon die Bezeichnung des Gesetzbuchs zeigt deutlich die Absicht seiner Verfasser, mit den irgendwie entbehrlichen Fremdwörtern gründlich zu brechen; das Gesetzbuch des neuen Reiches ist kein Civilgesetzbuch, sondern ein bürgerliches, wie das Gesetz über das Strafrecht und das Strafverfahren kein Kriminalgesetzbuch und Kriminalproceßordnung, sondern ein Strafgesetzbuch und eine Strafprocessordnung ist. Dieser Bezeichnung entspricht der Inhalt. Das Gesetz kennt keinen Abwesenheitseuvitor, keine Interdiction, sondern eine Entmündigung, Prodigalität und Corporation sind ihm unbekannte Dinge, es weiß nur Etwas von Verschwendung und Körperschaften. Wenn die bisherige Rechtsprache von einem Contract und einer Offerte sprach, so wird man in dem Entwurfe vergebens nach diesen Begriffen suchen, Vertragsschluß und Vertragsangebot sind an ihre Stelle getreten. Statt Motiv sagt es Beweggrund, statt Mandat Vollmacht, statt Caution Sicherheitsleistung. Wer etwa glaubt, der Entwurf regele das Obligationenrecht, wird eine große Lücke entdecken, das Recht der Schuldverhältnisse nennt sich das zweite Buch, demgemäß finden wir die barbarischen Ausdrücke Delicts- und Alternativobligation, die bisher für die deutschen Juristen ein wahres — wir bitten für den bem Sprachgebrauche der Volksvertretung nicht entsprechenden Ausdruck um Entschuldigung — Fressen bildeten, in die Rumpelkammer verwiesen, das neue Gesetzbuch kennt nur Schuldverhältnisse aus unerlaubten Handlungen und auf mehrere Leistungen. Ein Rentenstammrecht gibt es nicht mehr in Deutschland, nur noch ein Zurückbehaltungsrecht, Solidarobligationen sind Gesammtschuldverhältnisse, die stolze Kompensation muß sich mit dem bescheidenen Namen der Aufrechnung zufrieden geben, und zum Schrecken aller Hinterlegungsbeamten ist aus der Deposition eine Hinterlegung gemacht worden. Servituten und Usufrukt sind dem Gesetzbuch so viel wie Hekuba, es hat es nur mit Dienstbarkeiten und Nießbrauch zu thun, und weder hat die Adoption, noch die Alimentation Gnade vor seinen Augen gefunden, es redet schlicht und recht von der Annahme an Kindesstatt und von der Unterhaltspflicht.

Schon aus diesen Beispielen, deren Ergänzung zu einer Ermüdung führen würde, ist mit Deutlichkeit ersichtlich, daß der Bestandtheil der Fremdwörter in dem neuen Gesetzbuch ein nicht allzugroßer ist. Trotzdem meinen wir, daß diese Reinigungsarbeit noch weiter fortgesetzt werden könnte; die deutsche Sprache besitzt für eine Reihe von Rechtsbegriffen, die in dem Entwurfe noch im fremdländischen Gewande erscheinen, gute, verständliche Worte. Weshalb wollen wir dieselbe nicht wieder aus der Vergessenheit ausgraben, weshalb sollen wir den Wortschatz unserer Nationalsprache nicht bis auf den Boden erschöpfen? Es liegt uns ferne, hier eine Aufzählung der in dem Entwurfe befindlichen, entbehrlichen Fremdwörter geben zu wollen, nur des Beispiels halber sei hervorgehoben, daß Ehelichmachung ebenso verständlich wie Legitimation ist, daß man an Stelle des Inventarrechts ganz wohl von einem Erbverzeichnißrecht reden kann, und daß die Bezeichnung Conventionalstrafe sicher nicht schöner klingt, denn der Name Vertragsstrafe.

Es gibt wenig Wissensgebiete, in welchen die deutsche Sprache so mißhandelt wird wie in dem Gebiete der Rechtswissenschaft. Wir reden nicht davon, daß man in Deutschland Lehrbücher schreibt, in welchen Ausdrücke vorkommen, für die der Berechtigungsnachweis wohl schwer erbracht werden kann; vor uns liegt ein Lehrbuch des Verfahrens in sittlichen Rechtsstreitigkeiten, in demselben findet sich zu wiederholten Malen der sinnlose Ausdruck „beklagtischerseits“; wir reden auch nicht davon, daß die gerichtliche Beredtsamkeit in Deutschland, was Formschönheit und Satzbildung anlangt, überaus viel zu wünschen übrig läßt, wir führen nur darüber Klage, daß die Fremdwörter in der deutschen Rechtssprache einen Umfang besitzen, der ebenso unberechtigt wie unnöthig ist. Was ist das für eine Sprache, wenn es in einem Urtheile heißt, „anlangend den ersten Klagepunkt“, (ebet, franz. = Punkt), als ob man nicht ebenso gut sagen könnte, anlangend den ersten Klagepunkt? Ist das noch deutsch, wenn es in den Anklageschriften von Vulneranten und Vulneranten, Damnificaten und Damnificanten, von Reaten und Incriminationen wimmelt, daß Einem angst und bang werden kann? Mit welchem Rechte spricht man von Fungibilien, von Imponderabilien und ähnlichen ilien, während doch der gute, verständliche Ausdruck der Muttersprache zur Verfügung steht? Leider wird in dieser Beziehung so viel und so unbewußt gesündigt, daß die Sünde gar nicht mehr als solche erkannt wird, und es ist bedauerlich, sagen zu müssen, daß selbst das Reichsgericht nicht streng darauf hält, die entbehrlichen Fremdwörter zu vermeiden. Wenn der oberste Gerichtshof des Deutschen Reiches von Imputation spricht, anstatt von Zurechnung, von causalem Connex anstatt von ursachlichem Zusammenhang, von Realconcurrenz anstatt von sachlichem Zusammentreffen, so kann man sich schließlich nicht wundern, wenn ein gemeinrechtliches Gericht mit Vorliebe sich in Ausdrücken bewegt, wie sie Ulrich Zasius zu gebrauchen pflegte und das „liebe Deutsch“ eine Gestaltung und Ausbildung erhält, die an die bekannte Wortableitung lucus a non lucendo erinnert. Angesichts dieses Zustandes muß es mit um so größerer Genugthuung begrüßt werden, daß das deutsche bürgerliche Gesetzbuch sich von der Herrschaft der Fremdwörter befreit, daß es gezeigt hat, auch auf dem Gebiete des Rechtslebens könne man deutsch reden, wenn man nur ernstlich wolle, daß es mit der übersieerten barbarischen Rechtssprache gebrochen und dem deutschen Rechtsgedanken einen deutschen Ausdruck verliehen hat. Möge das Vorbild des Gesetzbuches nicht verfehlen, zur Nachahmung des von ihm gegebenen Beispieles anzureizen, möge es dazu beitragen, daß das Kauderwälsch der Rechtssprache, das halb deutsch, halb lateinisch, halb französisch ist, verschwinde und an seiner Stelle eine Ausdrucksweise sich einbürgere, die erkennen läßt, daß man sich in einem Volke befindet, welches seine schöne, erhabene und herrliche Sprache reinhalten will. Dann wird nicht nur das Recht den Tag segnen, an dem das bürgerliche Gesetzbuch die Rechtseinheit auf dem Gebiete des bürgerlichen Lebens begründet, sondern auch die deutsche Sprache wird Ursache haben, den Tag als einen goldenen zu bezeichnen.

Digitized by Google

Feuilleton.

Das Krokodil.

Kleinrussische Humoreske von Salow.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen.

(Fortsetzung.)

Sie erzählte ihr in wenigen Worten, wie sie sich seit zwei Monaten mit dem Hauptmann Skribine verheirathet, wie dieser, der unter General Tschemajew's Befehl gedient und bei der Erstürmung von Taschkent dabei gewesen, jetzt als Freiwilliger nach Serbien gegangen und wie er ihr geschrieben, sich bis zu seinem Wiedertommen zu ihrer Tante Anfisia Iwanowna zu begeben. Sie hätte den Rath gutgeheißen und sich beeilt, ihm zu folgen. Der Zufall hätte sie unterwegs mit einem jungen Manne, Namens Kostljubow Psychologoff, bekannt gemacht, der sie zuvorkommendst von der Bahn nach dem Dorfe geführt. Sie schuldete dem Kutscher zwei Rubel, und bat ihre Tante, diese gütigst für sie auszulegen, denn sie hätte das Pech gehabt, auf der Bahn, beim Verlassen des Zuges, ihr Portemonnaie zu verlieren. Anfisia Iwanowna bezahlte auch die zwei Rubel und ließ sofort Thee bringen. Während die Nichte diesen einnahm, erzählte sie, wie sie den ganzen Weg von Moskau bis zur letzten Bahnstation mit dem jungen Psychologoff von weiter nichts als von ihrer guten Tante gesprochen. Und so konnte sie denn auch jetzt alle ihre Gewohnheiten und ihren Charakter so gründlich, als hätte sie immer an ihrer Seite gelebt, und wiederholt versicherte sie ihr, daß sie Alles aufbieten würde, sich in ihre Gunst zu setzen. So schwatzend schmierte Meletina Petrowna sich ein Butterbrod nach dem anderen, verspeiste sie mit Appetit, schüttete Zucker in ihren Thee, bat die Zofe, ihr noch eine Tasse einzugießen, und fügte hinzu: „Bitte, recht stark!“ In einem Wort, sie that wie zu Hause. Als sie fertig, bat ganz nahebei, im Flusse, eine bequeme Badestelle wäre, wollte sie unverzüglich einen Schwimm und ein Stück Seife in ein Handtuch ein und ließ sich die Stelle anweisen.

Als sich Anfisia Iwanowna nach dem Nachtessen zurückzog, beschied sie ihre beiden vertrauten Dienerinnen auf ihr Schlafzimmer, und nun versuchten sie alle Drei gemeinschaftlich, sich an den vor langen Jahren stattgehabten Besuch Peter Iwanowitsch's zu erinnern.

„Eigentümlich,“ meinte Anfisia Iwanowna, „ich weiß wahrhaftig nicht mehr genau, ob mein Bruder damals verheirathet oder Wittwer war.“

„Wittwer, scheint mir,“ murmelte Daria Feodorowna.

„Nein, nicht, verheirathet,“ rief Domne aus, „ich entsinne mich genau einer schönen, stattlichen Dame mit rothen Wangen.“

„Das war seine Frau nicht, das war seine Amme —“

„Nein, es war seine Frau. Ich weiß noch wie heute, wie man ihnen das Eckzimmer zurecht gemacht, und wie sie Beide dort drinnen geschlafen — ich weiß sogar noch, es war in einem Bett mit Musselinhimmel.“

„Ach, Du bringst Alles durch einander,“ fiel Anfisia Iwanowna ein, „Der Musselinhimmel, der war für den Erzbischof, als er eine Nacht bei uns zugebracht.“

„Aber wo hätte denn die Dame geschlafen?“

„War nie eine mit dem Erzbischof hier.“

„Unsinn!“

„Aber mit wem war die Dame d a n n hier?“

Und die Alten schwiegen und fingen von Neuem an, in ihrem Gedächtnisse nachzukramen, doch umsonst, sie bekamen nichts Klares heraus. Im Gegentheil, die Confusion ward so stark, daß sie Peter Iwanowitsch bald als Junggesellen, bald als beweibt, bald mit Frau ohne Kind, bald als Wittwer mit Amme und Säugling, bald als hinkig und unterfrzt und dann wieder als schlank, in schneidiger Husarenuniform mit Knebelbart wiedersahen. Zum Schlusse kamen sie, ihrer fruchtlosen Bemühungen müde, darin überein, daß Meletina Petrowna die ganze Geschichte von ihrem Besuche als einjähriges Kind in Gratschewka erfunden haben müßte.

Da zog sie Potapytsch, der alte Diener, aus dieser Ungewißheit.

„Aber nein, aber nein!“ rief er aus. „Er war ja natürlich hier, mit Amme und Kind! Erinnern Sie sich denn nicht mehr, wie eines Tages beim Essen das Balg das ganze Tischtuch vom Tisch herunter gezogen und sämmtliche Gläser zerschlagen?“

„Ja, richtig! Ja, richtig!“ riefen die drei Alten nun im Chore aus und es sei ihnen mit einmal der Besuch Peter Iwanowitsch's mit allen seinen Einzelheiten ein. Zwanzig Jahre waren vergangen, seitdem er kurz nach dem Verluste seiner Gattin drei Wochen in Gratschewka gewohnt. Die Amme hatte in der That damals mit dem Kinde das Eckzimmer bezogen gehabt, während indeß der Vater in dem Salon auf dem Sopha geschlafen. Die Frage, ob das Kind von damals ein Junge oder ein Mädchen gewesen, blieb jedoch unentschieden, Keiner konnte sich genau erinnern. Doch da es schon über Mitternacht hinaus war und alle Vier zum Umfallen müde waren, so wurde einstimmig beschlossen, daß das Kind ein Mädchen gewesen sein mußte. „Hätte es sanft der Vater wohl auch Meletina genannt?“ machte Anfisia Iwanowna die geistreiche Bemerkung zum Schlusse.

Am folgenden Morgen erhob sich die gute, alte Dame zeitiger als gewöhnlich. Zu Ehren der Ankunft ihrer Nichte änderte sie sogar ihre gewohnte Toilette und umwahmte ihr Haupt mit einer Art Haube, der sie den pomphaften Namen „Coiffüre“ gab.

Meletina, die noch zeitiger als ihre Tante aufgestanden, hatte zuvörderst ein Bad genommen, dann hatte sie einen Spaziergang im Garten gemacht, mit dem alten Pförtner geplaudert und sodann ihre Entdeckungstour bis nach der Täuferei ausgedehnt. Entzückt von Gratschewka, wie sie bereits versicherte sie gleichwohl die Fabrikationsart in der Täuferei, die sie eine vorsündflutliche nannte. Heutzutage stelle man derlei Sachen weit leichter, einfacher und schneller her. Ihren Thee gemächlich schlürfend erkundigte sie sich nach der Lage der Bauern in der Gegend, fragte, ob es mehr derlei industrielle Anlagen im Lande gäbe und legte eine eigenthümliche Vorliebe für den Arbeiterstand an den Tag. Als sie erfuhr, daß in Gratschewka keine Schule existirte, ließ sie ihr lebhaftes Bedauern darüber aus und zeigte die Nothwendigkeit eines obligatorischen Unterrichtes in Rußland. Schulen müßte man schaffen und an die Erziehung der Frau müßte man denken, was man heutzutage noch vollständig übersähe.

Nach dem Frühstück machte sich Meletina Petrowna mit der Einrichtung ihres Zimmers zu thun. Ihre Tante, die ihr dabei zusah, war nicht wenig erstaunt, sie ihr Bett mitten in's Zimmer rücken zu sehen, und von ihr zu hören, daß man stets mit dem Kopf nach Norden zu schlafen müsse, weil, den deutschen Aerzten zu Folge, diese Lage den Schlafenden vor allerhand Krankheiten bewahrte. Ihre Nichte erklärte ihr des Längeren, wie diese Theorie den Einfluß des Erdmagnetismus auf den Menschenorganismus zur Basis habe.

Anfisia Iwanowna hörte ihr mit der größten Aufmerksamkeit zu, aber ihr armes Hirn konnte unmöglich das Alles fassen, was ihre Nichte ihr vortrug. „Warum läßt sie das Bett nicht an der Wand stehen?“ wiederholte sie sich leise, von einem Wunder in'd andere fallend. Neugierig, wie jede Frau, auf die Sachen ihrer Mitschwester, musterte sie flüchtig die Kleider ihrer Nichte, und fand, daß sie außer dem Kleide, mit dem sie Tages vorher angekommen, kein anderes mehr hatte, ihr Schuhzeug war mehrfach geflickt und die Absätze gestürzlich schief. Das Alles ließ sie annehmen, daß es mit ihr und mit ihrem Manne, der unten in Serbien focht, nicht allzu weit her war.

Nachdem das Bett zurecht gerückt war, packte Meletina Petrowna ihren Koffer aus, nahm mehrere Bücher heraus, die sie auf den Tisch stellte, indem sie ihrer Tante versprach, ihr gelegentlich einige von den interessanteren, wie „Die Geheimnisse des Hofes von Madrid“, „Don Carlos“ u. a., vorzulesen. Anfisia Iwanowna aber hörte sie nur mit halbem Ohre an: sie hatte die Entdeckung gemacht, daß der Koffer mit Ausnahme eines zweiten Bücherpackets auch nichts, gar nichts mehr enthielt. Da Meletina dieses zweite Packet im Koffer liegen ließ, fragte die alte Dame sie, warum sie nicht auch diese Bände herausnähme, worauf die junge Frau zur Antwort gab, das wären Lehrbücher, herausgegeben von dem Comité zur Verbreitung der Volksbildung, und schleunigst den Koffer wieder verschloß, den Schlüssel zu sich steckte und sich erkundigte,

Digitized by Google

ab es weit bis zur Post wäre. Und als sie erfuhr, daß sich in Prudof eine Postanstalt befände und täglich expedirt würde, bezeugte sie eine gewaltige Freude. Sie würde sie doch noch heute nach Petersburg schreiben können!

„Was, nach Petersburg schreiben?“ fragte ihre Tante erstaunt; „da doch Herr Sriabine in Sibirien kämpft!“

„Oh, an ihn will ich auch nicht schreiben, sondern an eine meiner guten Bekannten,“ antwortete sie ruhig, und da sie Tinte, Feder und Papier brauchte, bat sie ihre Tante darum, sie zugleich höflichst um ein kleines Darlehn von drei Rubeln ersuchend. Postmarken zu kaufen. Und als sie Alles, wie gewünscht, erhalten, lüfte sie die alte Dame auf beide Wangen, bedankte sich tausend Mal bei ihr und zog sich auf ihr Zimmer zurück.

Obgleich es somit die Stunde ihrer Mittagsruhe war und die reiche Bergäre Anfisja Iwanowna's stets zum Schlaf disponirte, dachte sie diesmal nicht an ihren Schlummer. Sie rief Domne und theilte ihr ihre Beobachtungen über ihre Nichte mit. Eine eigenthümliche Person, die die Tabfwaarenfabrikation kannte, für Industrie schwärmte und statt an der Wand, mitten im Zimmer schlief, dabei nur einen einzigen Rock und fast gar keine Wäsche besaß!

Als Anfisja Iwanowna wieder aus ihrem Schlafzimmer heraustrat, erfuhr sie von Potapytsch, daß ihre Nichte zu Fuß nach Prudof gegangen, eine Nachricht, die dem alten Diener eine gehörige Rüge einbrachte, obgleich er hoch und heilig bethenerte, daß Meletina Petrovna durchaus nicht den Wagen haben wollte. Sie ginge, hatte sie gesagt, immer zu Fuß. Es war in der achten Stunde Abends als sie von ihrem Ausflug zurückkehrte. Nachdem sie ihren Brief auf die Post gebracht hatte, war sie bei Alexander Wassiliewitsch Sokoloff in den Laden getreten, um sich Tabak und Cigarettenpapier zu kaufen und hatte dort ihren Reisegefährten Koftlipiodot Psychotogoff mit dem Schulmeister Znamensky getroffen. Prudof gefiel ihr außerordentlich. Es sähe fast, fügte sie mit mokanter Miene hinzu, Dank den Läden und Gasthöfen auf dem Markte, wie ein kleiner civilisirter Ort aus.

4.

Am folgenden Tage machte Koftlipiodot Psychologoff, in carrirten Beinkleidern und kurzem grünen Jaquet einherstolzirend, den Hut verwegen auf einer Seite, bei Anfisja Iwanowna Visite. Nachdem er sie mit mittelmäßiger Miene begrüßt, sagte er ihr mit einer gewissen Ironie, er käme, wohl wissend, daß er ihr Freund nicht wäre, auch nicht zu ihr, sondern zu ihrer Nichte, seiner charmanten Reisebegleiterin. Trotz seiner Impertinenz gab ihm die gute Dame ihre Hand zu küssen und erkundigte sich nach dem Wohlbefinden Pater Gregor's, worauf Koftlipiodot ihr nonchalant antwortete, darüber könnte er ihr keine Auskunft geben, sein Erzeuger stecke den ganzen Tag in der Kirche. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach ginge es ihm vortrefflich, denn er hätte die Bemerkung gemacht: Pfaffenbrut ging's immer gut! Dann theilte er ihr seine Rückkehr in's Vaterhaus, in Folge einer radicalen Umwälzung in seinem Seminar, mit, die es ihm unmöglich machte, seine Studien fortzusetzen. In dem Augenblick trat Meletina ein. Bei ihrem Anblick stand Koftlipiodot schnell auf und drückte ihr kräftig die Hände. Anfisja Iwanowna ließ sie allein, woraus ihre Nichte schließen konnte, daß dieser Besuch ihr missfiel. Trotz der Kälte dieses Empfanges blieb Koftlipiodot wie angewurzelt, verqualmte das Zimmer und bewirkt die Diele mit so vielen Cigarettenstummeln, daß Potapytsch hinterher seine liebe Noth hatte, alle wieder aufzulesen. Was sie einander sagten, blieb ein undurchdringliches Geheimniß, denn sie sprachen nur leise, und so oft Potapytsch mit dem Fiedertisch in der Hand eintrat, schwiegen sie oder tauschten landläufige Redensarten über Regen und schönes Wetter aus. Ehe sie ihren Gast fortließ, führte Meletina Petrovna ihn auf ihr Zimmer und unterhielt sich dort mit ihm eine gute halbe Stunde. Endlich zog sich Koftlipiodot zurück und im Salon wieder auf Anfisja Iwanowna stoßend, grüßte er sie mit derselben Feierlichkeit wie bei seiner Ankunft und sagte ihr, mit dem Finger drohend:

„Das ist nicht hübsch von Ihnen, Mütterchen, das ist nicht hübsch, daß Sie Ihrem Vathen nicht gut sind. Gott wird Sie dafür strafen.“

Ein paar Tage später berichtete Domne, die zur Messe nach Prudof gegangen, ihrer Herrin, daß sie Meletina Petrovna in der Kirche neben Koftlipiodot sitzen gesehen, daß ihr Schmachten und ihr Lachen die Aufmerksamkeit Pater Gregor's auf sich gezogen und daß er ihnen den Küster geschickt, der sie aufgefordert, lieber die Kirche zu verlassen, ehe sie andere Leute im Gebete störten. Der Küster hätte ihnen das ganz laut gesagt, worauf Koftlipiodot hinausgegangen war, während Meletina angefangen hätte, mit Inbrunst zu beten. Meletina Petrovna bestätigte bei ihrer Heimkehr diesen Bericht, indem sie einige lobende Worte für den Pater Gregor hinzufügte. Sie gestand nämlich, sie hätte einem Dorfpriester den Muth nie zugetraut, so energisch gegen eine feine Dame aufzutreten.

Alle diese Zwischenfälle waren eigentlich wenig nach Anfisja Iwanowna's Geschmack und die Anwesenheit ihrer Nichte ward ihr zur Last. Zu schlau, um dies nicht zu merken, bot Meletina Petrovna Alles auf, diesen unangenehmen Eindruck zu verwischen, und sing an, sich nicht nur leidtleidig, sondern auch liebenswürdig und in jeder Beziehung gefällig zu zeigen. Und nach Verlauf von zwei Tagen war es ihr denn auch schon wieder gelungen, sich die Gunst ihrer Tante zurückzugewinnen, hauptsächlich indem sie ihr Spmitis (Art Sahnenkäse) machte, an denen die alte Dame sich fast den Magen verdarb.

Nach dem Beispiele ihrer Herrin faßten die Bedienten, sowie die Bauern der Umgegend gleichfalls für die junge Frau Zuneigung. Der Kaufmann Sakoloff borgte ihr, ohne eine Miene zu verziehen, Tabak und Confect, welches letztere sie dann wieder unter die Kinder des Ortes vertheilte. Der reiche Kuzma Wassiliewitsch Tschurnoffeff, der für gewöhnlich Jeden, der ihn anpumpen wollte, gehörig abfallen ließ, lieh ihr einen Fünfzigrubelschein. Der Schneider Philaretes Semenowitsch, der nie recht eigentlich auf den Betrunkenheit herauskam, warf, wenn er ihr begegnete, Hurrah schreiend seine Mütze in die Luft.

Mit den Bäuerinnen sprach sie von ihren Kühen und Kälbern und dan der traurigen Lage, die ihnen bereitet. Mit den Bauern redete sie von der unerträglichen Macht des Capitales und der Bedrückung des kleinen Mannes. Sie badete sich mit den jungen Mädchen, kehrte sie schwimmen und tauchen. Manchmal aber ergriff sie dann wieder die Laune, sich allein zu baden, und dann schickte sie die anderen jungen Mädchen plötzlich ohne weitere Aufklärung fort.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Akademische Kunstausstellung.

I.

Eine Diatribe gegen das Ueberhandnehmen der Kunstausstellungen als Einleitung zur Schilderung einer solchen läßt auf eine gewisse Voreingenommenheit schließen und verschnigt zu zweifeln an der Unbefangenheit des Urtheiles. Aber sie ist nicht zu umgehen. Seit dem Jahre des Heils 1763, da man in Paris die erste Ausstellung der école des beaux arts eröffnete, ist die Bilderschau epidemisch geworden. Bis nun dem Berliner der ganze Ausstellungshunger, wenn er nicht von Mitte Juli bis Mitte September seine 1000 Quadratmeter mit Oel- und Wasserfarben bedeckter Leinwand zu sehen bekommt. Die Malerei ist eine vergleichsweise harmlose Kunst, man kann sie aus dem Wege gehen, man sich her der Musik gegenüber schon schwerer bewerkstelligen läßt, aber sie ist recht schädlich für den, der sie unbefugt ausübt und von der seinen Lebensunterhalt erwartet. Uns will bedünken, als trüge die zu häufige Wiederkehr großer Ausstellungen nicht am wenigsten zur Bildung eines stark wachsenden Künstlerproletariates bei.

Eine vom Staate privilegirte Akademische Kunstausstellung sollte sich ihren eigenen vornehmen Charakter wahren und jede Collision mit den Zwecken von Privatarrangements künstlicher Art ängstlich vermeiden. Sie ist zunächst keine Verkaufsanstalt zur Förderung des Bilderhandels, würde auch, wie die Umsatzpfeffern aufsichtlich genugsam beweisen, einem solchen Zwecke nur höchst unvollkommen genügen. Sie wendet sich vor Allem an die Künstlerschaft selbst, die sie zu einem in bestimmten Perioden wiederkehrenden edlen Wettbewerb auffordert. Gleichzeitig bietet sie dem Publikum Gelegenheit, von den Fortschritten der Kunst Kenntniß zu nehmen und durch sein Urtheil auf die verschiedenen Richtungen fördernd oder hemmend einzuwirken. Ob dieses Urtheil sich durch Kauf oder Kritik äußert, ist für die idealen Zwecke der Bilderschau gleichgiltig. Die olympischen Spiele wurden in Hellas alle fünf Jahre gefeiert, und dabei handelte es sich doch nur um die Bethätigung körperlicher Gaben. Die alljährliche Wiederkehr eines Wettstreites auf irgend einem geistigen Gebiete,

Digitized by Google

um wie viel mehr auf dem der bildenden Kunst, ist ein Mißgriff, dessen schädliche Folgen sich über kurz oder lang bemerkbar machen. Der nahe liegende Hinweis auf den sich im Mai jedes Jahres öffnenden Pariser Salon ist nicht beweiskräftig, da die französische Kunstarena einen internationalen Charakter trägt. Dagegen lehrt jeder Besuch des Burlington-House in London, wie sehr die Production eines einzelnen Landes hinter den Anforderungen einer alljährlichen Concurrenz zurückbleibt. Die obligate Bilderziffer wird mühelos erreicht, auch das Durchschnittsniveau des zur Schau gestellten Könnens hebt sich zusehends, aber der geistige Gehalt, jenes unbestimmbare Etwas, das die nachgeahmte Wirklichkeit zum Kunstwerke erhöht, schwindet immer mehr zu Gunsten handwerksmäßiger Kunstfertigkeit.

Jeder anständige Künstler will natürlich, um nicht den Contact mit dem Publikum zu verlieren, auf der Ausstellung vertreten sein. Hat er an Bestellungen keinen Mangel, so pinselt er nebenher alljährlich sein Pensum für die Hängecommission herunter; ist er auch in weitesten Kreisen unbekannt und verfügt nicht über ein ausnahmsweise rühriges Handgelenk, so setzt er die Hälfte des Jahres ein, um sein Bild in irgend einer dunklen Ecke verschwinden zu sehen. Die Hast der Production wird durch den übermäßig häufigen Wettbewerb zu Ungunsten ihrer Durchbildung gefördert. Er erweckt gleichzeitig Hoffnungen, die er nur höchst unvollkommen zu befriedigen in der Lage ist. Schon die bloße Annahme durch die Prüfungscommission erscheint dem jungen Künstler als ein Erfolg, als eine Abschlagszahlung auf die Unsterblichkeit. Erst eine Reihe herber Enttäuschungen belehrt ihn darüber, daß Bilder zur Schau stellen und Bilder verkaufen zweierlei ist. Die directe Berührung mit dem geschäftsmäßigen Kunsthandel wäre für ihn bei Weitem lehrreicher gewesen, als das Beschicken der Akademischen Bilderschau, wo es nur Annahme oder Ablehnung, aber keine motivirte Correctur gibt.

Hat die Kunstausstellung den Zweck, das Publikum über die Summe des in einem bestimmten Zeitraume Geleisteten zu orientiren, so darf dieser Zeitraum nicht zu karg bemessen sein. Was in einem Jahre unter dem Einflusse der Mode und des Privatgeschmackes zusammengepinselt worden ist, hat für Arbeitgeber und Arbeitnehmer ein Interesse, das sich in dem gezahlten Preise ausdrückt und erschöpft. Für die Vermittelung solcher Geschäfte genügt der Kunsthandel. Sind sie zur Zufriedenheit von Käufer und Verkäufer abgeschlossen, so kann man dem, der das Kunstobject los ist, und dem, der es hat, Glück wünschen und braucht sich nicht weiter kritisch zu echauffiren. Eine nachträgliche Ausstellung solcher Producte gleicht einer Schaufensterauslage, die für weitere Aufträge Reclame macht. Wie sehr dieses harte Urtheil berechtigt ist, beweist das Verhalten der berufsmäßigen Kritik. Wer auf Medaillen und ehrenvolle Erwähnung keinen Anspruch hat, will wenigstens in den Besprechungen der großen Tageszeitungen genannt sein. Warum soll man einem unschädlichen Kunstjünger Geschäft und Vergnügen verderben? Zu einer Discussion gibt sein harmloses Bild keinen Anlaß, und eine Schilderung von fünf bis zehn Zeilen macht ihm eine kleine Freude. So entstehen leicht lesbare beschreibende Kataloge anstatt ernsthafter Kritiken, die, wenn auch vom selbstbewußten Künstler selten beachtet, doch dem Urtheile des Publikums eine Directive geben.

Eine alljährlich wiederkehrende Akademische Kunstausstellung wird von den idealen Zielen einer solchen mehr und mehr abgedrängt. Sie ist vor Allem durchaus ungeeignet, durch Vorführung von Mustern verschiedener Richtungen das Urtheil zu bilden und den Geschmack zu läutern. Sie wirkt geradezu verwirrend, weil ein gewisses Maß technischen Könnens den Zutritt zu ihr eröffnet, und somit das Gute unter dem Erträglichen verschwindet. Epoche Machendes bei einem jährlichen Turnus zu erwarten, wäre widersinnig, aber auch das bloß Charaktervolle wird von Jahr zu Jahr seltener, wie es denn schon seit langer Zeit nicht mehr vorgekommen ist, daß irgend eine Bilderschau unter dem Zeichen eines oder mehrerer Künstler gestanden hätte, denen man einen dauernden Einfluß auf den Verlauf der Kunstentwickelung hätte voraussagen können.

Zu der vorstehenden Expectoration hat uns ein vorläufiger Rundgang durch die Räume der noch nicht eröffneten Ausstellung Anlaß gegeben. Wenn es darauf ankommt, daß im Deutschen Reiche recht viel und nicht schlecht gemalt wird, wird die Säle mit einem gewissen Gefühle der Befriedigung durchwandern. Wir haben sie mit der peinlichen Empfindung verlassen, daß die Kunstübung bei uns an einer Ueberproduction und an einem durch sie bedingten handwerksmäßigen Betriebe zu kranken beginnt.

G. M.

Sommeroper bei Kroll.

Herr Bennent. — Herr Bulß. — Rückblick.

Der neue Leiter des Krolltheaters — der Sohn des alten, immer jung erscheinenden, nun verstorbenen Commissionsrathes J. C. Engel — führte in verflossener Woche einen Sänger vor, der als eine ganz besondere Erscheinung zu bezeichnen ist, der als deutscher Sänger Eigenschaften besitzt, die bisher nur bei den ungarischen Zigeunern zu finden waren. Herr Bennent aus Aachen, von Beruf Haarkräusler oder, um den deutschen Ohren besser klingenden Ausdruck zu gebrauchen, Friseur, ist Theatersänger „aus Leidenschaft“. Er hat nie singen gelernt, er kennt die Noten nicht, und führt ganze Partien, wie den Lyonel in der „Martha“, mit voller Sicherheit aus dem Gedächtnisse durch; ja, es ward mir von mehreren sehr glaubwürdigen Personen mit Bestimmtheit versichert, Herr Bennent habe in Aachen sogar den Lohengrin gesungen. Bisher ist Aehnliches, wie ich oben bemerkte, nur bei den ungarischen Zigeunern zu Tage getreten. Bei diesen findet man noch heutzutage die unbegreifliche Erscheinung, daß ein Trompeter oder Clarinettist in einer Ouverture 100 Tacte Pausen einhält, ohne die Noten je gesehen zu haben, also ohne zu zählen, und daß er mit dem richtigen Tacte unfehlbar einsetzt. Aber diese Zigeuner sind mit ihren Stammesgenossen aufgewachsen, die ja auch keine Art des Musikmachens kennen, als die aus dem Gedächtnisse, und die auch nicht im Stande sind, auf eine andere Art zur Musik zu gelangen. Alle Mühe, die sich Musikfreunde und Musiker gegeben haben, begabte Zigeunerknaben musikalisch zu bilden, war verloren. Liszt erzählt in seinem Buche über die Zigeuner, wie er und sein Freund Graf Teleki einen solchen in Paris erziehen wollten, wie er alle eleganten Gewohnheiten annahm, aber gar nichts lernte, zuletzt zu der Capelle seines Bruders ging und dann verscholl. Ich selbst habe in den vierziger Jahren zwei Zigeuner, einen rumänischen in Bukarest und einen ungarischen in Siebenbürgen, unterrichtet, als Entgelt, daß sie mich ihre nationalen Weisen lehrten; sie waren strenge Unterweiser, merkten sofort die geringste Abweichung in meiner Wiedergabe ihrer Melodien; was aber ich ihnen aus italienischen oder französischen Opern vorspielte, das änderten, verzierten und verdrehten sie, bis es klang wie eine rumänische „Hora“ oder ein ungarisches „Werbungslied“.

Daß jedoch ein echtdeutscher Friseur, der in einer der drei Städte lebt, welche die alljährlichen Niederrheinischen Musikfeste veranstalten, der also mitten in der deutschen Tonkunst aufgewachsen und gewiß mit vielen Musikerköpfen wenigstens in äußerliche Berührung gekommen ist, sein Talent so ganz und gar zigeunerhaft entwickelte, kann jedenfalls als eine ganz außergewöhnliche Erscheinung gelten.

Allerdings — außer dem großen Gedächtnisse hat er mit den braunen Kindern des Ostens nichts gemein. Von ihrer Ursprünglichkeit, von ihrer wilden Leidenschaft des Vortrages ist bei ihm kein Atom vorhanden. Er hat eine hübsche, reine Tenorstimme, die besonders in der Höhe gut, in der Mittellage jedoch nasal klingt; daß bei einem Sänger, der gar nichts gelernt hat, von Gleichheit der Register keine Rede sein kann, versteht sich von selbst. Das würde jedoch weniger auffallen, wäre sein Vortrag von natürlicher Wärme, von jener ungeregelten, aber nicht unangenehm wirkenden Empfindung durchdrungen, die bei Dilettanten öfters hervortritt. Aber die ganz gleichgültige Vortragsweise, die ganz gleichmäßigen Bewegungen, die steife Haltung und die fast starren Mienen der ziemlich hübschen, aber durchaus nicht mehr jugendlichen Gesichtszüge verleiteten auch den Hörer, der nicht mit Spottabsichten gekommen war, zu dem Gedanken, daß er einen singenden Haubenstock vor sich hatte, wie deren in den Friseurschaufenstern mit den neuesten Haarmoden zu sehen sind. Herr Bennent, der hier nur einmal aufgetreten ist, soll nach übereinstimmenden Mittheilungen ein wohlhabender Mann sein; so mögen wir ihm von Herzen das kindliche Vergnügen gönnen, sich hier und da auf der Bühne zu zeigen und lebhaft beklatscht zu werden. Daß er bei seinem Alter (er steht wohl in der zweiten Hälfte der Dreißiger) nichts mehr lernen kann, wird ihm selbst gewiß klar sein; er müßte von vornherein so viel verlernen, daß ihm fast nichts übrig bliebe.

Neben dieser mehr sonderbaren als interessanten Erscheinung hat das Krolltheater in den letzten Wochen auch wahrhaft bedeutende Kunstleistungen geboten. Die ausgezeichnete Künstlerin Frau Klafsky entzückte die Musikfreunde als Fidelio, Eglantine in „Euryanthe“ und Donna Anna in „Don Juan“, und die kleine Sommeroper kann sich rühmen, Weber's herrliches Werk, das von der Königlichen Oper seit Jahren verschwunden ist, ganz gut und ebenso den „Don Juan“ mit den Originalrecitativen Mozart's vorgeführt zu haben, zu welchen das reichst dotirte Hoftheater Deutschlands Monate langer Vorstudien unter Herrn Capellmeister Deppe bedurfte. Herr Bulß, der treffliche Baritonist der Dresdener Hofoper (der allerdings hier und da zu sehr den Theatereffect anstrebt), hat im „Tell“, „Hans Heiling“, „Rigoletto“ und „Nachtlager“ große Anziehungskraft auf das Publikum geübt und die glänzenden Erfolge errungen, die seiner schönen Stimme, dem warmen Vortrage und der großen Bühnengewandtheit überall zu Theil werden. Im Herbste wird Marianne Brandt erscheinen, und so kann man dem Krolltheater auch unter der neuen Leitung günstige Zukunft vorbeuten.

Heinrich Ehrlich.

Offene Briefe und Antworten.

Zur russischen Jwanok-Sage.

Sehr geehrte Redaction.

Daß die gleichen Volkssagen bei soundsoviel verschiedenen Volksstämmen sich wiederholen, ist keine neue Erfahrung. Ganz ebenso, wie im russischen Volksmärchen Jwanok den Polen überlistet, führt im deutschen Volksmärchen der deutsche Bauer den Teufel und Rübezahl an, nur daß der deutsche Bauer beim zweiten Vertrage nicht, wie nach Sacher-Masoch Jwanok gethan haben soll, Kartoffeln „säet“, sondern Rüben. Indeß auch Jwanok wird wohl Rüben gesäet haben, denn die Sage ist viel, viel älter, als die Bekanntschaft Europas, bezw. der Alten Welt, mit der Kartoffel, der Frucht der Neuen Welt.

Ganz ergebenst

Friedland i/M. C. Spielmann.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig**, erschien soeben und kann durch jede Buchhandlung oder auch direct unter Einsendung des Betrags bezogen werden:

Die goldene Zeit.

Neue Geschichten aus der Heimat

von **Heinrich Seidel.**

Preis brosch. ℳ 3.—, in Leinwand geb. ℳ 3.75.

s' Liserl.

Erzählung vom Ammersee

von **Maximilian Schmidt**

(der gesammelten Werke VII. Bd.).

Preis brosch. ℳ 3.—, gebunden ℳ 3.50.

Im Verlage der **Huhn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen:

Nachklänge altgermanischen Götterglaubens

im Leben und Dichten des deutschen Volkes

von

Dr. Ferd. Hoffmann.

Octav. 1888. 1 M. 80 Pf.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlfz. neu. **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Znsamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Villemain,** Cours de littérature franç. (moyen âge). 2 Bde. und **Nettement,** Hist. de la litt. française (Restauration, Julikönigthum). 4 Bände, Paris 1859. Znsamm. 30 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Geschichte der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., mehr. Bde. **Klinger,** Gesammte Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Znsamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poétiques. Par. 32, 4 vols. marocain. Znsa. 50 ℳ. — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. ff. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Noël,** Musikerbriefe. Leipz. 67. Lw. zusammen 15 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71. ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter a. Denker d. Gegenw.** (Autographien). Eleg. Lw. und **Strehlke,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ. — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Aus Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorlänfer, Südöstl. Bildersaal, 25 Bde., neu, 20 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**“, Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Im Verlage von **Friedrich Brandstetter** in **Leipzig** erschien:

Drei Bücher erzählender Gedichte

von

Heinrich Biehoff.

Aus dem Nachlasse H. Biehoffs herausgegeben von P. Nix.

Mit dem Bildnisse des Dichters in Stahlstich.

14 Bog. gr. 12°. Preis brosch. 2.40 M.

Es läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß diese durch ihre gefällige Form, wie durch ihren sinnigen und sittlichen Gehalt ausgezeichneten Dichtungen dem deutschen Volke und namentlich der reiferen Jugend eine willkommene Gabe sein werden; denn selten hat es ein Dichter so meisterhaft verstanden, **ohne merkbare Absicht** auf die Bildung des jugendlichen Gemüthes und Charakters einzuwirken, wie dies vom Biehoff in seinen „Erzählenden Gedichten“ geschehen ist.

Verlag von Robert Oppenheim, Berlin.

Naumann, Emil, Prof. Dr., Dresden, Kgl. Preuß. Hofkirchen-Musikdirektor, **Deutsche Tondichter.** Von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart. Vorträge, gehalten an dem, unter dem Protectorat Ihrer k. k. Hoheit der Frau Kronprinzessin von Deutschland stehenden Victoria-Lyceum zu Berlin. 2. Aufl. Volks-Ausg. 8°. XVI und 402 S. Preis geh. 3 ℳ, fein geb. 4 ℳ.

— **Italienische Tondichter.** Von Palästrina bis auf die Gegenwart. Vorträge. 8°. XII u. 570 S. 2. Aufl. Volks-Ausg. Preis 4 ℳ, fein geb. 5 ℳ.

Von den beiden vorstehenden Werken Naumanns sind auch reich ausgestattete Prachtausgaben, zu Geschenken geeignet, zu haben.

— **Nachklänge.** Eine Sammlung von Vorträgen und Gedenkblätterna us dem Musik-, Kunst- und Geistesleben unserer Tage. 8°. VIII u. 344 S. Geh. Preis 4 ℳ 50 ₰.

— **Musikdrama oder Oper?** Eine Beleuchtung der Bayreuther Bühnenfestspiele. 8°. 60 Gr. Geh. Preis 1 ℳ.

— **Darstellung** eines bisher unbekannt gebliebenen Stylgesetzes im Aufbau des classischen Fugenthemas. 8°. 69 S. Geh. Preis 1 ℳ 50 ₰.

— **Der musikalische moderne Sopf.** Eine Studie. 8°. VI u. 176 S. Geh. Preis 2 ℳ 50 ₰.

Verlag von **Carl Reissner,** Leipzig.

DEUTSCHE MALER.

Von Asmus Jakob Carstens an bis auf die neueste Zeit in ihren Werken kritisch geschildert

von

Hermann Becker †.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Hermann Becker dem Jüngeren.

Ca. 38 Bogen gr. 8° in eleg. Ausstattung.

Mit dem Portrait der Verfassers.

Preis geheftet 10 Mk., in Halbfranzband 12 Mk.

Während seiner langjährigen Thätigkeit als Mitarbeiter und Redacteur der Kölnischen Zeitung, sowie als geschätzter Correspondent der besten deutschen und französischen Kunst-Zeitschriften, hat der vor zwei Jahren verstorbene Autor dieses Buches, der Historienmaler Hermann Becker, anreichend Gelegenheit gehabt, den Entwickelungsgang der neuen und neuesten deutschen Malerei zu verfolgen, um so mehr, weil er dreissig Jahre lang als Kritiker für das oben genannte Weltblatt thätig, in diesem Aufsatze sämmtliche grosse Kunstausstellungen Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs und Belgiens kritisch besprochen hat.

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** soeben erschienen:

Sammlung von Actenstücken

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

Auflage 352,000, das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Uebersetzungen in zehn Sprachen.

Die Woche mit. Illustrirte Zeitung für Leitende und Beamte, Gewerbe, Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 75 Kr. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Leitartikeln und Buchbesprechungen, enthalten gegen 1000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Gewerbe und Technike für Damen, Bildung und Haus, wie für den zarteren Einwohner umfassen, ebenso für technische für Herren und die Bett- und Tischwäsche u., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Gartenbaues etwa 600 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren u. Ehrenamente werden jährlich angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I, Operngasse 3.

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Wunderej Bagdadits“, des „Kampfes um den Gral“ u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll

Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll!

Wer nicht denken „darf“, darf krittelnd „wunderlich“ mein Werk mir schelten;

Wunderlich erschien dem Peter schon der Kronzweig, fremd und selten.

Hierzu eine Beilage von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig.**

Redaction: Berlin S.W., Wilhelmstr. 67. | Verleger unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.** | **Expedition: Berlin S.W.,** Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 30. Berlin, den 28. Juli 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltener Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: England und seine Colonien. Von Ph. Aronstein. — „Geld unter die Leute bringen". Von Adolf Mayer. — Die Berechtigung zum einjährigen Dienst. — **Literatur und Kunst:** Tod und ewiges Leben im deutschen Volksglauben. Von Fritz Lemmermayer. — Die Anfänge unserer Gesittung. Von Wilhelm Bolin. — André Theuriet. Von A. G. von Sallmer. — **Feuilleton:** Das Krokodil. Kleinrussische Humoreske von Salom. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Akademische Kunstausstellung. II. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

England und seine Colonien.

Von Ph. Aronstein.

Es ist eine auf dem Festlande, besonders auch in Deutschland verbreitete Ansicht, daß England den Zenith seiner Macht überschritten habe. Sein Einfluß in Europa, so behauptet man, ist beständig im Schwinden begriffen, seine Kolonien sind schon fast politisch selbständig und werden bald auch, wie im vorigen Jahrhundert die nordamerikanischen Staaten, das lose Band abstreifen, welches sie noch an das Mutterland knüpft. Dadurch wird England sein Prestige und so einen Theil seines mächtigen Handels verlieren und herabsinken zu einer Macht zweiten Ranges, wie Spanien im siebzehnten und Holland im vorigen Jahrhundert. Politische Prophezeihungen gehören nun zwar zu jenen ersten Gedanken, die, wie Jedermanns erste Gedanken, keine tiefere Begründung haben und deshalb auch auf ernsthafte Erörterung wenig Anspruch erheben können. Gerade aber, weil sie auf der Oberfläche liegen, wirken sie auf breite weitere Kreise und hellen in der Gestalt von nationalen Vorurtheilen und Sympathien jene Macht bilden, die als öffentliche Meinung einen so großen Einfluß ausübt auf die Beziehungen der Völker zu einander. Es ist deshalb wohl am Platze, den Grund oder Ungrund jener Meinung zu untersuchen und so ihre Wahrheit oder Nichtigkeit zu beweisen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Einfluß Englands auf die Geschicke Europas, je näher wir der Gegenwart kommen, um so geringer geworden ist. Während zweier Jahrhunderte war England der Hort des Protestantismus und der Wächter über das politische Gleichgewicht. Allein oder im Bunde mit den protestantischen Staaten des Festlandes vereitelte es zunächst die Aspirationen Spaniens, dann die Frankreichs nach einer europäischen Weltmonarchie. Philipp II. von Spanien, Ludwig XIV. und Napoleon I., sie fanden alle in England eine unübersteigliche Schranke für ihre ehrgeizigen Pläne. Wenn England nicht selbst seine Heere zur Bekämpfung der Franzosen aussandte, so unterstützte es die deutschen Fürsten mit Geld und Waffen, zu gleicher Zeit geschäftig, in Ostindien und Amerika sich ein mächtiges Reich zu schaffen. Maria Theresia von Oesterreich, Friedrich der Große, Kaiser Karl VII., der König von Sardinien — sie alle standen in englischem Solde, sobald sie ihre Waffen gegen Frankreich kehrten. Von denselben Gedanken geleitet, reichte es in unserem Jahrhunderte Frankreich die Hand, um Rußlands Gelüsten nach der Erbschaft des „kranken Mannes" an den Wällen von Sebastopol ein kräftiges Halt entgegenzurufen. In den mannigfachen Kämpfen jedoch, die seitdem Europa erschüttert haben, ist England passiv geblieben. Wohl sympathisirte es mit allen liberalen und revolutionären Bewegungen des Festlandes, mit jeder unterdrückten Völkerschaft, die sich aufraffte zu einem Freiheitskampfe, aber Ungarn sowohl als Polen und Italiener sahen sich bitter enttäuscht, wenn sie statt platonischer Sympathien und moralischen Unterstützung wirklichen Beistand an Geld und Menschen erwarteten. In letzter Zeit hat es sich fern gehalten von allen Combinationen des Festlandes, denselben nur seine Freundschaft und moralische Unterstützung gewährend.

Der Grund hierfür liegt sowohl in den veränderten Verhältnissen Europas, als Englands selbst. Weder der Protestantismus noch das Gleichgewicht von Europa bedürfen mehr des englischen Schutzes, dessen kleine Kriegsmacht unbedeutend erscheint gegenüber den continentalen Völkerheeren. Statt durch Staatskunst und Fürstenheirathen willkürlich zusammengewürfelter Staaten, die einen übermächtig, die anderen zu schwach, um ihre Selbständigkeit zu wahren, sehen wir jetzt dort Völkerbünde und starke Nationalitäten, die ihre Existenz in schweren Kämpfen errungen haben und jeden Augenblick bereit sind, sie bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Die Eifersucht der Großen wiederum schützt die Kleinen mehr als Verträge und Heeresmacht.

Der andere Grund für die passive Rolle, welche England spielt, liegt in seiner veränderten politischen Verfassung. Früher eine Aristokratie mit monarchischer Spitze, ist es im Laufe der letzten 50 Jahre zu einer Demokratie geworden mit aristokratischen und monarchischen Formen; die Macht ist übergegangen auf die Masse des Volkes. Diese ist aber einer Politik der Einmischung in feindliche Verwickelungen durchaus abgeneigt und eine Demokratie verfällt daher nicht so leicht wie eine starke monarchische oder aristokratische Regierung in den Fehler, durch kriegerische Thaten den nationalen Eitelkeit schmeicheln zu wollen. Nichts ist den Engländern mehr verhaßt, als jene Richtung eines übertriebenen und falsch geleiteten Patriotismus, die man in Frankreich Chauvinismus, in England „Linguism" nennt. Sie sind vollauf beschäftigt mit inneren Verfassungs- und Verwaltungsreformen und haben gar kein Verlangen nach kriegerischen Abenteuern, die Geld und Menschen kosten.

Die Stärke Englands, sein eigentlicher Wirkungskreis liegt deshalb nicht mehr in Europa, sondern in seinen Colonien, in Indien, Australien und Amerika. Sehen wir nun kurz, in welchem Verhältnisse diese zum Mutterlande stehen. Ostindien

Digitized by Google

ist zum Unterschiede von den übrigen ein unterworfenes Reich, welches durch militärische Uebermacht und einen wohlwollenden, aufgeklärten Despotismus regiert wird. Die übrigen aber sind englische Niederlassungen, die sich in kurzer Zeit zu neuen freien Nationen entwickelt haben.

Canada zunächst, in welchem zwar ein bedeutendes französisches Element vorhanden ist, doch aber das englische weit überragt, ist ein Bundesstaat nach dem Muster der Vereinigten Staaten Nordamerikas, mit constitutionellen Verfassungen für die Gesammtcolonie sowohl als die einzelnen Glieder. Jeder derselben hat eine Volksvertretung und einen Senat und sendet Abgeordnete zu dem Parlamente des Bundes. An der Spitze jeder Regierung steht ein königlich englischer Gouverneur, dem auch die Ernennung der Mitglieder des Oberhauses zufällt. Derselbe ist jedoch gehalten, ganz constitutionell, d. h. mit einem aus der Mehrheit der Volksvertretung hervorgehenden Ministerium zu regieren. Die sieben australischen Staaten haben ähnliche Verfassungen, ohne daß sie aber in irgend einem Bundesverhältnisse zu einander stehen. Mit Bezug auf alle Fragen der Verfassung und Verwaltung sind die Colonien vollständig frei; sie regeln ihre Zölle und Steuern nach eigenem Gutdünken und machen hierin auch keine Ausnahme zu Gunsten der Engländer. Das Mutterland auf der anderen Seite, weit entfernt davon, in unbilliger Weise sich in ihre Verhältnisse einzumischen, befolgt vielmehr eine Politik der strengsten Enthaltung, in der Absicht, die jungen Gemeinwesen zur Selbständigkeit und Freiheit zu erziehen. Als im Jahre 1877 die Colonie Victoria bei einem Verfassungsstreite zwischen ihrem Unterhause und Oberhause Englands Entscheidung anrief, weigerte dieses jede Einmischung. Im Jahre 1878 fernerwurde der Gouverneur von Quebec (Canada), Le Tellier, der seinen Ministerpräsidenten entlassen hatte, ohne daß dieser das Vertrauen der Volksvertretung eingebüßt hatte, seinen Abschied nehmen.

So sind die Colonialstaaten der That nach vollständig selbständig. Liegt es da nicht nahe, vorauszusetzen, daß in einer nicht fernen Zukunft sie im Bewußtsein ihrer Stärke die Beziehung zum Mutterlande ganz lösen? Kleine Reibungen, die auch jene lose Abhängigkeit unangenehm fühlbar machen würden, konnten so nicht ausbleiben, und der Trieb zu nationaler Selbständigkeit ist ein mächtiger Factor im staatlichen Leben. England würde dann zurücksinken in Unbedeutendheit, wie einst Spanien und Holland, sein Weltreich zersplittern, es selbst inneren Erschütterungen zum Raube fallen.

Der Schluß wäre sehr voreilig. Mächtig, wie der Trieb zur nationalen Selbständigkeit, ist auch das Gefühl der nationalen Zusammengehörigkeit, der Sprachen- und Rassengemeinschaft. Ist es nicht jene nationale Sentimentalität, welche, gepflegt von Dichtern und Forschern, sich weit mächtiger erwiesen hat in der Gestaltung der Geschicke der Völker als Staatskunst und rohe Gewalt? In keiner Zeit erscheint sie so deutlich, um mit Ed. von Hartmann zu reden, als das „Unbewußte" der Geschichte, wie in unserem Jahrhundert. Kleine Nationen kämpfen mit Erfolg gegen mächtige fremde Unterdrücker, unterstützt von den Sympathien oder der Hülfe des übrigen Europas; Einheitsstaaten, aus verschiedenen Völkern zusammengesetzt, lösen sich auf in Staatenbünde, so eine festere, weil naturgemäßere Einheit gewinnend; getrennte Glieder desselben Volkes vereinigen sich zu kraftvoller Einheit. Der Philhellenismus, die ungarischen und czechischen Sonderbestrebungen, die deutschen und italienischen Einheitsbeltrebungen, endlich in der Gegenwart die bulgarische und irische Frage — sie sind alle nur besondere Erscheinungen in dem allgemeinen Kampfe der Völker um Verwirklichung ihrer nationalen Aspirationen.

In keinem Volke aber wohl ist das Gefühl der Nationalität mächtiger, als in dem englischen. Es ist ihm nicht ein dunkler Instinct, ausgegraben aus einer nebligen, halbvergessenen Vergangenheit, sondern die Erinnerung an eine ruhmvolle Geschichte, der Besitz einer großen und charakteristischen Literatur, ein fester Kreis von Sitten und Vorurtheilen, eine bestimmte Gewohnheit des Seins und Denkens, nationale Spiele, Gedenktage, Sympathien und Antipathien. Der Canadier und Australier bleibt auch jenseits des Oceans Engländer durch und durch; ja er hält noch fester an den nationalen Sitten, da sie ihm durch die Entfernung theurer geworden sind und er nicht berührt wird von dem Einflusse der übrigen europäischen Civilisation.

Nur Ungerechtigkeit und Unterdrückung vermögen ihn seinem Mutterlande zu entfremden, und nur so gelang es der thörichten und kurzsichtigen Regierung Georgs III., die nordamerikanischen Staaten zum Abfalle zu reizen. Die Engländer haben aber hiervon gelernt und haben diesen Fehler ängstlich zu vermeiden gewußt.

Deshalb ist ein Abfall der Colonien auch gar nicht zu fürchten. Dieselben streben vielmehr nach einem näheren Anschlusse an das Mutterland, sie suchen nach einem verfassungsmäßigen Ausdrucke für ihre Loyalität. Die Einheit in der Vielheit, die Lösung des Staatsproblems, die die Neuzeit als die beste Bürgschaft für äußere Kraft und inneren Frieden gefunden zu haben scheint, ist auch das Ziel, nach dem englische Patrioten hüben und drüben hinstreben. Man trachtet darnach, das englische Weltreich in einen Bundesstaat umzuwandeln, dessen Oberhaupt der englische Souverain und ein allgemeines, Abgesandte aus allen Theilen der Welt vereinigendes Parlament sein soll. Jene Kämpfe, die augenblicklich in England sich abspielen, der Localverwaltungsentwurf für die Grafschaften und auch die irische Frage, sind nur Vorspiele zu den großen friedlichen Umwälzungen, die die Zukunft bringen wird. Das Unbewußte, um noch einmal mit Eduard von Hartmann zu reden, macht in England zunächst ein Experiment zu dem größeren Versuche, den es mit dem gesammten englischen Weltreiche vorhat.

Es ist müßig, sich zu versetzen in jene ferne Zukunft, wo nach dem berühmten Ausspruche Macaulay's der Neuseeländer von den Ruinen der St. Paulskirche wehmüthig herabschauen wird auf die Zeugen einer großen Vergangenheit. Für die Zukunft, die im Bereiche unserer praktischen Berechnungen liegt, deren Grenzen wir gar nicht so eng zu ziehen brauchen, steht jedoch nicht ein Verfall Englands bevor, sondern eine Festigung desselben auf neuen Grundlagen, eine Zeit nicht des kriegerischen Ruhmes und der Eroberung, sondern des friedlichen Ausbaues der staatlichen Formen auf den gelegten Grundlagen zum Zwecke der erfolgreichen Ausführungen der civilisirenden Aufgaben, die Englands warten.

„Geld unter die Leute bringen".

Von Adolf Mayer.

Wenn in eine Stadt, in eine Umgebung von Bürgern, die von ihrem Gewerbe, von Arbeitern, welche sich von ihrer Hände Fleiß ernähren, von Gesinde, das sein Dasein fristet durch persönliche Dienstleistungen, leben, ein Reicher übersiedelt, der was drauf gehen läßt in seinem Hause, der in der Stadt reichliche Einkäufe macht, der durch den Bau von Villen, Lustgärten und Stallungen zahlreiche Hände beschäftigt und viele Dienstboten miethet, so ertönt einstimmig das Urtheil der in ihrem Gewerbe Gefördertenen: Siehe da, ein nützlicher Mäcen, sein Zuzug ein wahrer Gewinn für unsere Gemeinde; denn er bringt ja das Geld unter die Leute. — Und wenn der reiche Ankömmling einem anderen Gewerbe huldigt, wenn er den Ertrag seiner Couponabschnitte wieder auf Zinsen legt und stille hauft in einer beschiedenen Umgebung, nur einen kleinen Bruchtheil von dem verzehrend, was ihm eingeht, so ertönt mit derselben Gewißheit das umgekehrte Urtheil: Der Geizhatz, er bringt kein Geld unter die Leute.

Wer könnte daran zweifeln, vom privatwirthschaftlichen Standpunkte ihrer persönlichen Interessen haben die also Urtheilenden vollkommen Recht, denn in dem Maße, als sie Beschäftigung erhalten, gedeihen alle diese Verdienenden und

Digitized by Google

gerade von Seiten des Verschwenders wird am wenigsten genau um den Preis und damit um den Procentsatz ihres Verdienstes gemarktet. Ihr Verdienst ist ja ein gewisser Betrag von dem Umfange ihrer Thätigkeiten. Je größer der Letztere, je größer im Allgemeinen auch der Erstere. Ja, dieser pflegt in einem noch etwas größeren Maßstabe zu steigen, da ja bei mangelnder Beschäftigung die Concurrenz um Arbeit den Procentsatz des Verdienstes an derselben Arbeit einschränkt.

Eine andere Frage ist aber die nach dem allgemeinen wirthschaftlichen Nutzen desjenigen, der „sein Geld unter die Leute bringt". Die große Schaar der Verdienstsuchenden ist zwar geneigt, diese zweite Frage im gleichen Sinne wie die erstere, deren Elemente ganz offen zu Tage liegen, zu beantworten, vielleicht schon deshalb, weil es einem Jeden nahe liegt, sein eigenes Interesse als das öffentliche Interesse zu proclamiren. Es lebt sich am Bequemsten bei dieser Auffassung. Aber auch die gesammte öffentliche Meinung pflichtet gegenwärtig sehr allgemein dieser bei; denn auch dem Besitzenden ist dieselbe sehr genehm. Derselbe fühlt sich von ihr getragen in seiner Rolle als Wohlthäter der Menschheit, auch wenn er nichts weiter thut als Champagner trinken und seine Villa nach dem neuesten Geschmack möbliren. Er erfüllt so seine ihm von der Natur auferlegte Rolle, er „bringt viel Geld unter die Leute".

Die Meisten, die in Zeitungsartikeln oder ihren Wirthshausphilosophien die merkwürdige Harmonie der Interessen preisen, merken Nichts von dem schneidenden Widerspruche, den sie durch Annahme dieses Satzes verkündigen. Der Besitzlose wird durch seine Arbeitsleistung ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft, der Besitzende durch das Genießen, so lautet ja die Theorie. Der Erstere hilft also dem Gemeinwesen dadurch, daß er die Güter vermehrt, der Letztere dadurch, daß er die Güter vermindert. Ist das Wort „Gut" für etwas durch Arbeit zu Schaffendes, durch Genuß zu Zerstörendes wohl richtig gewählt, wenn dessen Verminderung ebenso wohl wie dessen Vermehrung im allgemeinen Interesse liegt? — Kann die Gesellschaft des Guten oder der Güter wohl zu viel haben, daß es ein Verdienst ist, sie wieder verschwinden zu machen? — Wäre in diesem Falle aufrührerisches Gesindel, welches die Reichen plündert oder Alles kurz und klein schlägt, nicht auch ein nützliches Glied in der Kette wirthschaftlicher Factoren? Und wenn nicht, warum nicht? — Wo sitzt die Erklärung des Widerspruches, den wir hierdurch aufgedeckt haben?

Das Publikum zerbricht sich bekanntlich nicht den Kopf mit solchen Rathseln, ja läßt sich recht gerne selbst eine Art von mystischer Deutung, wie sie im vorliegenden Falle thatsächlich kaum umgangen werden zu können scheint, wohlgefallen, wenn nur das liebe persönliche Interesse Ja und Amen zu einer solchen Deutung sagen kann. Um so auffallender kann es erscheinen, daß die Wissenschaft so lange diesen Widerspruch geduldet hat. Hätte sie frühzeitiger alle Hebel eingesetzt zur Lösung desselben, so würden die praktischen Folgen nicht ausgeblieben sein und vermuthlich auch eine nützliche Wirkung gehabt haben in Bezug auf die Lösung der sogenannten socialen Frage, die ja eben die gerechte Vertheilung zwischen Arbeit und Genuß zu ihrem Kerne hat.

Die Beantwortung der durch Aufdeckung dieses Widerspruches gestellten Frage kann natürlich nur gefunden werden in der näheren Analyse der wirthschaftlichen Folgen der beiden einander gegenübergestellten Handelsweisen der Besitzenden. Dieselben können entweder ihre Lebensführung ganz nach Maßgabe ihres Reichthumes einrichten, wie es die unserer Kritik unterworfene volksthümliche Maxime verlangt, und ihr Einkommen verzehren, oder sie können auf einem bescheidenen Fuße leben und durch den Ueberschuß ihrer Einkünfte ihr Vermögen alljährlich vermehren, sie können sparen, zurücklegen, um mich keines gehässigeren Ausdruckes, wie ihn die eben erwähnte Anschauung für diese wenig populäre Handlungsweise allerorts in Bereitschaft hat, zu bedienen. Was thun sie in beiden Fällen für das Volksvermögen? Das ist die Frage, die wir hier zu erörtern haben.

Was der thut, der „das Geld unter die Leute bringt", ist den Blicken am meisten zugänglich. Er läßt Häuser bauen, sie einrichten, er hält zahlreiche Bediente, er kleidet seine Familie fein, bestellt kostbare Geräthe und kostbare Gerichte ꝛc., kurz, er setzt eine große Menge Menschen, die sich Maurer, Tischler, Kutscher, Schneider, Silberarbeiter, Köche u. s. w. nennen, in Thätigkeit, und diese Thätigkeit ist eben die Quelle ihres Einkommens. Sie prosperiren durch die reichliche Lebensweise des Besitzenden. Aber, und nun kommt die Kehrseite, welche die große Menge gern übersieht, was thut der Besitzende mit dem gegen gute Preise Eingekauften? — Entweder dient es, wie Eßwaaren und persönliche Dienstleistungen, dem augenblicklichen Consum, oder es bleibt, wie Gebäude und Geräthe, scheinbar als ein Capital bestehen, dessen Rente nur den alsbaldigen Consum unterliegt, dessen Rente aber auch, wenn es einmal in andere Hände übergeht, nur geeignet ist, dem Consume anderer Wohlhabenden zu dienen. Bekanntlich ist der Begriff vom Capital ein relativer, und ein verschiedener, je nachdem man sich auf den volkswirthschaftlichen oder privatwirthschaftlichen Standpunkt stellt, worauf hier bei der vorliegenden Untersuchung wohl zu achten ist. Eine Villa oder Luxusmöbel können recht wohl Capital sein für einen Unternehmer, der sie an Benutzer vermiethet; für die Wirthschaft des ganzen Volkes — und das ist der Standpunkt, auf den wir uns bei dieser Untersuchung stellen müssen — sind es Luxusartikel, die der Consumtion dienen und zu nichts Anderem, als zur Consumtion geeignet sind, wenn der Verbrauch auch langsamer geschieht, als bei anderen Consumartikeln. Eine Ausnahme von der eben aufgestundenen Regel machen nur Dinge, wie Silbergeschirre, deren Stoff sich später wieder zu anderen Dingen, z. B. zu Geld, verarbeiten läßt, oder Gebäude, die sich später zu anderen Zwecken gebrauchen lassen. Aber auch hier bleibt der Löwenantheil, der in dieser Form sich darstellenden Gütermasse dem Consum des Besitzenden unterworfen, da bei den ersteren die Form noch theurer bezahlt zu werden pflegt als der Stoff, und bei den Gebäuden der Umbau zu mehr nützlichen Zwecken einen sehr erheblichen Bruchtheil des ursprünglichen Baucapitals zu kosten pflegt. Also im Sinne der Wirthschaft des gesammten Volkes sind beinahe sämmtliche Consumartikel der Reichen als Capital, d. h. als Erleichterungsmittel für erneute Production, verloren gegangen, nachdem sie allerdings wie Alles, was durch Menschenhand geschaffen ist, nach Maßgabe ihres Werthes Menschenarbeit in Bewegung gesetzt und den Arbeitenden Gelegenheit gegeben hat, durch Austausch des einzigen Artikels, worüber sie verfügen, gegen zur Erhaltung ihres Daseins nothwendige Gegenstände ihr Leben zu fristen.

Eine wirkliche Ausnahme von diesem sonst gemeingültigen Satze werden wir später nur insofern zu constatiren haben, als der Besitzende selber Producent im größeren Stile ist und, als ihm das reichere Leben die Befähigung verleiht, diese Function in der menschlichen Gesellschaft in ergiebigerem Maße auszuüben. Diese wirkliche Einschränkung ist aber an diesem Orte noch mit Stillschweigen zu übergehen, weil wir einstweilen nur reden von dem Besitzenden als Besitzendem, dessen wirthschaftliche Function nach der vulgären Meinung eben ausschließlich ist, das „Geld unter die Leute zu bringen". Glücklicher Weise sind viele Besitzenden noch mehr als das, viele sind Producenten in einem höheren Sinne des Wortes, und insofern sie das sind, werden wir später besonders zu untersuchen haben, ob nicht durch den reichlicheren Consum diese ihre Thätigkeit zuweilen befruchtet wird.

Wenn wir so zu dem Resultate gekommen sind, daß der Consument — der Sprachgebrauch erweist sich in dieser Beziehung logischer, als die gegenwärtige volksthümliche Meinung — in Wirklichkeit und bleibend Güter consumirt, welche, wenn sie nicht consumirt worden wären, der Capitalbildung gedient hätten, so haben wir dem gegenüber zu stellen, was durch Den geschieht, der den reichen Wechsel, den ihm ein günstiges Geschick in die Hände gespielt hat, ungebraucht läßt, der sein Geld im Kasten hält, anstatt es „unter die Leute zu bringen". Die volksthümliche Meinung ist insoweit consequent, als es einen Solchen als einen Knauser verurtheilt, als einen solchen,

Digitized by Google

der die volkswirthschaftliche Mission unerfüllt lasse, zu welcher die Natur ihn bestimmt habe; denn er halte ja das Geld, das bestimmt sei, durch die Hände Vieler zu circuliren und überall einige befruchtende Spuren in Gestalt von beim Umsatz verdienten Procenten zurück zu lassen, von seiner natürlichen Function zurück.

Sehen wir auch hier wieder zu, was an dieser Meinung richtig ist. Zunächst springt die ebenso gewöhnliche als plumpe Verwechselung von Geld und Capital in's Auge. Nicht das rollende Geld ist ja ein Wertherzeuger, sondern allein die Arbeit, die allerdings durch anwendendes Capital angeregt und befruchtet wird, und das Geld ist nur die bequemste Form für circulirendes Capital. — Aber dies sind mehr äußerliche Dinge.

Sodann ist ja ganz richtig, daß, wenn ich einem Capital, welches sich der überall sich anbietenden Arbeit zur Verfügung stellt, ein anderes Capital gegenüberstelle, welches sich abschließt, so daß es sich ganz und gar der Production entzieht, ich dem ersteren hinsichtlich seiner Nützlichkeit für die Gesellschaft entschieden den Vorzug geben muß, selbst wenn die so erzeugten Güter einem raschen Consum (wie bei den Bestellungen eines Verschwenders) unterliegen sollten. Denn das so in Bewegung gesetzte und freilich nun aufgezehrte Capital hat, während es die Hände von Arbeitern in Bewegung setzte, dazu gedient, die Mänber derselben zu stopfen. Das ist immer besser, als wenn das betreffende Capital als nicht vorhanden gedacht wird, und die öffentliche Meinung hat insoweit ganz recht.

Aber bleibt denn das Geld, welches der Sparsame nicht verbraucht, im Kasten? — Man sehe doch einmal nach in den Geldschränken der sparsamen Capitalisten; findet man da baares Geld. Ja wohl, etwas Weniges, so viel, als er für den täglichen Gebrauch im Hause haben muß, aber gewiß nicht mehr, als in der Kasse des Verschwenders, ja gewöhnlich weniger, weil er sich bester bewußt ist, daß baar Geld liegen zu haben, selber eine Verschwendung ist. Wir finden in den Kassenschränken aber Papier von Geldwerth, Papiere, von denen man Coupons schneiden kann, die mithin das Beweisstück sind für die Theilnahme des betreffenden Capitals, auf das sie lauten, an einer productiven Unternehmung. Geighälse im Stile von Molière's „Avare“ kommen überhaupt nur als vereinzelte Caricaturen vor. Die Figuren von dergleichen Sonderlingen, die Tag und Nacht auf der Geldkiste sitzen oder gar ihre Schätze verstecken und vergraben, stammen aus rechtsunsicheren Zeiten, wo eine jede productive Unternehmung mit der Gefahr des Verlustes des ganzen Capitals bedroht wird, und das Geld daher die Anlage flieht. Dieselben können aber nicht, ohne der Wahrheit Zwang anzuthun, als Illustrationen dienen für die sparsamen Capitalisten unserer Tage, die „kein Geld unter die Leute bringen“.

Wenn heut zu Tage ein wohlhabender Mann eine jährliche Einnahme hat von 40,000 Mark, aber sparsame bürgerliche Gewohnheiten, und nur 20,000 verbraucht, die anderen 20,000 aber zurücklegt, so bleibt diese zweite Hälfte auch nicht bei ihm liegen, sondern er wird mit Hülfe dieses zurückgelegten Vermögens Eigenthümer von productiven Capitalien. Er läßt Häuser bauen und vermiethet sie, er läßt Land urbar machen und verpachtet es, er hilft Eisenbahnen bauen und genießt damit den entsprechenden Bruchtheil des daraus sich ergebenden Einkommens. Auch wenn diese productiven Güter schon vorher hergestellt waren, und jener sich dieselben nur durch Kauf aneignet, bleibt die Sache im Wesentlichen dieselbe; denn nun sind die Mittel des Verkäufers freigekommen zu neuen Unternehmungen, und die gemachte Anlage hat in jedem Falle die Bedeutung eines entsprechenden Zuwachses an productiven Anlagen.

Ein scheinbar etwas anderes Verhältniß scheint gegeben zu sein, wenn der Zurücklegende seine Capitalien verwendet für den Ankauf von Staatspapieren, weil man nicht sagen kann, daß der Staat die gemachten Anleihen sämmtlich productiv verwende. Aber im Grunde handelt es sich doch auch hierbei nur um eine wenig bedeutende Complication. Denn zunächst pflegt ein Staat nur insofern Credit zu genießen, als er in der Form von productiven Unternehmungen (Forsten, Bergwerke, Regalien, Domänen, Eisenbahnen ꝛc.) über Pfänder verfügen kann, und er wäre, wenn ihm der Credit nicht gewährt würde, in die Nothwendigkeit versetzt, sich einer oder der anderen jener productiven Unternehmungen zu entäußern, so daß in's Auge springt, daß auch die Anlage als Staatspapier nicht bloß für den Crediteur, der die Zinsen genießt, eine productive ist, sondern auch vom Standpunkte der gesammten Volkswirthschaft die Bedeutung einer entsprechenden Vermehrung der productiven Capitalien besitzt.

Daßelbe erhellt aus dem Umstande, daß der Staat sich nur dann zu einer Anleihe entschließen wird, wenn er nicht an eine Erhöhung der Steuern, ohne dadurch physische oder geistige Productionskräfte seines Volkes zu gefährden, denken darf. Ganz im Allgemeinen muß sich ja der Schuldner zu einer der derzeitigen Productionskraft wirklich productiv angelegter Capitalien entsprechenden Verzinsung unproductiver Anleihen entschließen — der Gläubiger macht ohnehin in dieser Beziehung keinen Unterschied als den wegen ungleicher Sicherheit, — weil er im Weigerungsfalle, um sich aus der Verlegenheit zu retten, wenigstens ebenso productive Capitalien ihrer derzeitigen productiven Bestimmung entziehen müßte. So leiht der bedrängte Handwerker, um nicht sein Arbeitszeug verkaufen zu müssen.

Die Unterschiede bei der Anlage sind also mehr scheinbare als wirkliche. Wer immer zurückgelegte Gelder gegen Werthpapiere vertauscht, der vergrößert nach Maßgabe der fraglichen Summe die Menge des für die Gesellschaft zur Verfügung stehenden productiven Capitales.

Wir werden also das, was bei Anlage von Werthen als productives Capital eigentlich geschieht, nur an einem einfachen Beispiele zu erläutern haben, um dahinter zu kommen, inwiefern sich das Verhalten des Sparenden volkswirthschaftlich von dem Verhalten des sein Einkommen Verzehrenden unterscheidet.

Als ein passendes, der Anschauung eines Jeden zugängliches Beispiel wird gelten können die Erbauung eines Hauses nicht zum Selbstbewohnen, sondern als Capitalanlage. Wenn der fragliche Capitalist eine Neigung zum Geldausgeben gehabt, so würde er vielleicht die disponible Summe gebraucht haben, um sich selbst ein schönes großes Haus zu bauen oder das bis jetzt bewohnte zu vergrößern. So aber baut er ein Miethshaus oder eines auf Speculation. Der Unterschied der beiden Methoden scheint in diesem Falle ganz zu verschwinden. Dieselben Handwerker werden in beiden Fällen in derselben Weise in Thätigkeit gesetzt. In beiden Fällen finden Maurer, Zimmerleute, Schlosser u. s. w. Gelegenheit, ihre Arbeitskraft in Verdienst umzusetzen, und es wird ihnen und der Gesammtheit ziemlich gleichgültig sein, was weiter mit dem Arbeitsproducte geschieht.

Doch sieht man näher zu, so ergeben sich schon bei der Wahl dieses einfachen Beispieles zwei handgreifliche Unterschiede. Der Erbauer eines Miethshauses dehnt hierdurch sein eigenes Bedürfniß nicht aus und eben deshalb erntet er aus seiner Capitalanlage einen alljährlichen Zuwachs zu seinem angelegten Vermögen, wodurch er für die Zukunft ein größerer und größerer Capitalist wird, der in geometrischer Progression von Jahr zu Jahr im Stande ist, größere und größere Capitalanlagen zu machen. Wenn nun das Machen von Capitalanlagen gerade wie das Verzehren eines Einkommens nichts Anderes ist als ein Besuchten oder ein Inbewegungsetzen von disponibler Arbeitskraft, wenn in dieser Beziehung kein Unterschied herrscht, zwischen dem Sparsamen und dem Verschwender, wenn in dieser Beziehung jeder Wohlthäter, der seine Schätze nicht vergräbt, unwillkürlich der Wohlthäter ist der arbeitenden Bevölkerung, so ist derjenige, der die productive Anlage macht, in der für die Gesellschaft gegenwärtigen Zeit ebenso viel werth wie der Alles Verzehrende, über 16 Jahre doppelt und über 32 Jahre vierfach so viel werth wie dieser, d. h. also, der Werth der Zukunft vorausdiscontirt, ist der Sparsame ein nützlicheres Glied der menschlichen Gesellschaft als der, welcher sein Einkommen verbraucht.

Führt die Erörterung dieses Unterschiedes zu einem Resultate, welches mit der herrschenden Auffassung im Widerstreit ist,

Digitized by Google

so ergibt die Erörterung des anderen Unterschiedes, den ich im Auge habe, die Erklärung der Entstehung dieser Auffassung, welche so sehr im Streite mit dem von uns für wahr Erkannten ist.

Ein anderer anscheinend sehr äußerlicher, aber in seinen Folgen gewichtiger Unterschied ist nämlich der, daß Capitalanlagen örtlich unbeschränkt sind, weil sie unter den möglichst günstigen Auspicien zu geschehen pflegen, während Selbstverbrauch mehr oder weniger örtlich mit der Person des Verbrauchenden verbunden zu sein pflegt. Der Capitalist, der Miethshäuser bauen läßt, wird dieselben nicht immer erbauen lassen an dem Orte oder Stadttheile, an welchem er wohnt, sondern da, wo die größte Aussicht auf eine gute Rente vorhanden ist. Noch mehr in die Augen springend ist dieser Unterschied bei Fabrikunternehmungen. Wer selbst irgend welche Fabrikserzeugnisse gebraucht, der nimmt der Bequemlichkeit halber, wenn er nur halbwegs gut bedient wird, und je verschwenderischer er ist, um so eher diese Erzeugnisse von den Händlern an dem Orte, wo er wohnt. Zunächst wird durch das ausgegebene Geld die kaufmännische Vermittelungsarbeit der nächsten Umgebung in Thätigkeit gesetzt und angeregt. Will man sich aber an der Erzeugung und dem Vertriebe eines fabrikmäßig dargestellten Productes als Actionär betheiligen, so wählt man das ertragsreichste und solideste Unternehmen der Art, welches Einem bekannt ist. Hundert gegen eins, daß dasselbe nicht gerade in der nächsten Umgebung gefunden wird, und diese nächste Umgebung bleibt also in Unkenntniß von der die Arbeit befruchtenden Wirksamkeit der angelegten Capitalien, während es diese Wirksamkeit der ausgegebenen Capitalien täglich an ihrem eigenen Leibe empfindet. Daher die Unpopularität der Sparsamkeit der Reichen. Sie beruht zum Theil auf der Oberflächlichkeit des Urtheiles, auf der ausschließlichen Beobachtung des Nächstliegenden von Seiten des Publikums.

Mit dieser Erklärung in völliger Uebereinstimmung ist die bekannte Erfahrung, daß auch ausgiebige Consumenten unpopulär werden und selbst an kleinen Orten in den Ruf der Gemeingefährlichkeit kommen, wenn sie ihre Bedürfnisse vorzugsweise durch Gegenstände von auswärts befriedigen (z. B. Kleidungsstücke aus den großen Geschäften in Paris), obgleich sie ja doch auch „ihr Geld unter die Leute bringen". Umgekehrt können sparsame Capitalisten, entgegengesetzt der sonstigen Weise zu urtheilen, in den Ruf der Gemeinnützigkeit kommen, wenn sie am Orte selber große Dinge unternehmen und so viele Hände in Bewegung setzen. Man sieht, man urtheilt naiv nach der eigenen Empfindung. Was Einem selber nützlich, das nennt man nützlich für's Allgemeine. Der großen Masse, die ja immer ein Kind bleibt, kann man's nicht übelnehmen, aber wohl der Wissenschaft, wenn sie jener nachplappert. Sie hilft dazu, einen Irrthum zu befestigen, der, wie wir noch erkennen werden, viel Unheil in seinem Gefolge hat.

Wir sind mithin durch unsere Betrachtungen zu dem Resultate gekommen, daß die volkswirthschaftliche Bedeutung desjenigen, der Capitalien zurücklegt, zunächst sehr ähnlich ist der des Anderen, der sie verzehrt, daß Beide, ob sie sparen oder verzehren, eben durch ihr Capital der Arbeit Gelegenheit geben, sich fruchtbar zu bethätigen. Ist dies eine wichtige volkswirthschaftliche Function oder gar ein gesellschaftliches Verdienst des Besitzenden, so hat derselbe es in jedem Falle, welche Methode er auch immer einschlägt. Mit anderen Worten der Nutzen, welchen wir constatiren, ist dem Capitale eigenthümlich und nicht den persönlichen Eigenschaften des Capitalisten. Das Capital übt immer diese Function, in welchen Händen es sich auch zur Zeit befindet, ob der Capitalist in der vollen Maienblüthe seines Geldumsatzes sich befindet, oder ob er die Augen schließt und sein Vermögen vormundschaftlich für seine jungen Kinder verwaltet wird.

Neben dieser principiellen Gleichheit dann der Unterschied in der weiteren Folge. Der sparende Capitalist ist, weil er nur einen Theil seines Einkommens verzehrt, einen anderen aber zur productiven Anlage verwendet, und die Früchte dieser Anlage sich bei ihm anhäufen, in der Lage, in (nach den Progressionen des Zinseszinses) steigendem Maßstabe die nützlichen Functionen des Capitales sich vollziehen zu lassen. Auf die Dauer ist er also schon hierdurch bei Weitem das nützlichere Glied der menschlichen Gesellschaft.

Und dann endlich die Erklärung des Vorurtheiles, das in entgegengesetzter Richtung sich bewegt, zu einem großen Theile aus dem unmittelbaren Augenscheine der nächsten Umgebung. Derjenige, der „das Geld unter die Leute bringt", bringt das Geld eben zum großen Theile unter die Leute, die um ihn herum wohnen, die sein Thun und Lassen einer Kritik zu unterziehen im Stande sind. Derjenige, der „das Geld nicht unter die Leute bringt", bringt es unter fremde Leute, die nicht wissen, von wannen es kommt, und die ihn daher nicht rühmen können. Das treffliche Sprichwort der Holländer: Unbekannt macht unbeliebt" bewährt sich auch hier. Der zurücklegende Capitalist ist nicht bekannt als ein solcher, der Hände in Bewegung setzt und dabei etwas verdienen läßt, und so kommt er bei der großen Masse in den Ruf eines höchst gleichgültigen, wo nicht schädlichen Mitgliedes der menschlichen Gesellschaft, während der viel Verzehrende einer großen Popularität genießt. Diese Popularität hat also Vieles gemein mit derjenigen eines türkischen Paschas in seiner Umgebung, bei welcher er zwar im Rufe steht, viel zu freßen, aber auch tüchtig mitfreßen zu lassen. Die große Masse nennt eben nützlich und schädlich, was ihren individuellen Nutzen und Schaden betrifft, und schwingt sich weder intellectuell noch, wenn das möglich wäre, sittlich empor zu dem Standpunkte des allgemeinen Nutzens.

Haben wir so ein feststehendes Resultat erreicht, so sei es uns gestattet, von demselben einige Anwendungen zu machen auf die richtige Lebensführung des Capitalisten sowohl, als auf die sociale Frage der Gegenwart, zwei Gegenstände, welche unter einander im genauesten Zusammenhange stehen.

Wir haben aus unseren bisherigen Ausführungen ersehen, daß die Function des Capitalisten in der volkswirthschaftlichen Gesellschaft nicht lediglich sein kann die Eines, der das Geld in Umlauf bringt zum Vortheile der arbeitenden Masse. Dies ist die Function des Capitales selber, gleichviel ob es ausgegeben oder angelegt wird. Dieses sucht die Arbeit, wie diese das Capital sucht; denn jedes von beiden ist ohne das andere unfruchtbar, das Capital sogar absolut, jene nur relativ. Es ist doch wohl eines Menschen unwürdig, nichts Anderes zu sein als das Attribut einer bloßen Sache eines durch Menschenhand Erzeugten und dieser schattenhaften Existenz die sittliche Berechtigung seines Daseins zu verdanken.

Der Capitalist hat also als solcher keine Bedeutung für den Haushalt des Volkes. Dieses als Ganzes wird bei seinem Hingange keine Lücke fühlen, da er nicht im Stande war, sein Capital in jene unbekannten Gefilde mit hinüberzunehmen und den Hinterbliebenen zu entziehen, während bei dem Tode eines tüchtigen Arbeiters, und je mehr auf je höherem Gebiete er sich beschäftigte, der Ausfall gar wohl zu bemerken ist. Jenem werden wohl gemerkt, wenn er nicht noch etwas Anderes war als Capitalist, außer von seinen Verwandten und Freunden nur von einigen Personen seiner Umgebung, die nun voraussichtlich aufhören, die Brocken zu verzehren, die vom Capitale abgefallen sind, einige Thränen nachgeweint werden. Diese standen zu dem Verstorbenen in einer Abhängigkeit, welche man am besten der von Bedienten vergleichen kann, und die Weise von Bedienten ist es ja eben, auch die Laster des Herrn zu vergolden, weil diese für sie selber einen goldenen Boden gehabt haben. Dafür kommen nun Andere in den Genuß der Mittel, welche ihre Arbeit befruchten wird, und im Großen und Ganzen ist die Sache nie sie gewesen ist. Am Grabe eines redlichen Arbeiters dagegen werden die Umstehenden ebenso wie die Fernstehenden mit Recht die Klage erheben, daß nun die Lasten, für Alle gemeinschaftlich zu tragen, größere geworden sind, und ist dieser Arbeiter thätig gewesen im größten Stile, als Staatsmann, Künstler oder Gelehrter, so ist der Ausfall oft direct an den Schicksalen oder dem geistigen Leben der Nation mit dem Finger anzudeuten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Die Berechtigung zum einjährigen Dienst.

Als durch das Gesetz vom 3. Sept. 1814 in Preußen die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde, machte sich zugleich die Nothwendigkeit geltend, dem gebildeten Theile der jungen Wehrmänner eine Erleichterung der dreijährigen Dienstpflicht im stehenden Heere zu verschaffen. Dies geschah durch die Bestimmung des einjährigen Dienstes für diejenigen, die eine gewisse wissenschaftliche Bildung und die Mittel zu eigner Erhaltung während dieses Jahres aufweisen konnten. — Die letztere Verpflichtung hat im Laufe der Jahre manche erleichternde Modifikation erfahren, sodaß Mittellosigkeit kaum mehr als Hinderniß für Ertheilung des Berechtigungsscheines zum einjährigen Dienst gilt, während die Forderungen für die wissenschaftliche Bildung des Einjährigen gesteigen sind. Das Maß der betreffenden Kenntnisse ist allerdings nur unbedeutend erhöht worden, aber man hat auf sorgfältige und sichere Aneignung derselben desto mehr Gewicht gelegt, sodaß die Erwerbung der Berechtigung ungleich schwieriger geworden ist. Wer sich dieselbe durch das Aufsteigen bis zur Obersecunda eines Gymnasiums, Realgymnasiums oder einer Ober-Realschule, durch die Absolvirung einer landwirthschaftlichen oder sonstigen öffentlichen Schule erwerben kann, ist im Verhältniß noch gut daran; viel schlimmer steht es um denjenigen, der sich der Prüfung vor einer der in den Regierungsbezirks-Hauptstädten eingesetzten staatlichen Commissionen unterziehen oder eines der Privatinstitute aufsuchen muß, die zu diesem Zwecke seit einer Reihe von Jahren entstanden sind und immer noch entstehen. Denn während an den öffentlichen Schulen anerkannt gute sittliche Führung und Fleiß bei der Beurtheilung des Schülers zu seinen Gunsten schwer in's Gewicht fallen, kann bei der Prüfung vor einer der staatlichen Commissionen eben nur die wissenschaftliche Leistung des Geprüften den Ausschlag geben und diese wird sehr oft durch Umstände herabgemindert, die außerhalb der Verantwortlichkeit des zu Prüfenden liegen. Fremde Examinatoren, deren Rigorosität — mit Recht oder Unrecht — gefürchtet wird, die ungewohnte Art der Fragestellung, — Hintergründe das Gespenst der dreijährigen Dienstzeit, können kaum dazu beitragen, dem jungen Manne jene Gemüthsruhe und Geistesgegenwart zu erhalten, die zum glücklichen Bestehen einer jeden Prüfung von so großer Wichtigkeit sind. Mancher, der sich bei regem Fleiße allein, nur etwa unter Zuhülfenahme einiger Privatstunden für die Prüfung vorbereitete, fällt auf diese Weise mit dem Trägen zugleich durch und muß schließlich, da der letzte Termin naht, doch noch eine Privatvorbereitungsanstalt aufsuchen. Die fünfzig und mehr Procent der in den staatlichen Commissionsprüfungen Durchgefallenen bilden im Verein mit denen, die eine derartige Prüfung nicht erst wagen, mit den wegen irgend eines Vergehens, wegen Trägheit und moralischer Unreife von den öffentlichen Schulen Ausgeschiedenen das Contingent dieser Vorbereitungsanstalten. Daß ein solches Schülermaterial nicht nur wissenschaftlich, sondern vor Allem disciplinarisch schwer zu behandeln ist, ist leicht einzusehen. Eine Gefahr dieser Anstalten, gemeiniglich „Pressen" genannt, liegt aber auch darin, daß sie im Gegensatz zu den öffentlichen Schulen die Disciplin der wissenschaftlichen Ausbildung unterzuordnen gezwungen sind, da die ganze Sorgfalt auf die schnelle und sichere Zuführung des vorgeschriebenen Wissensquantums verwendet werden muß. Während also für die sittliche Bildung der jungen Leute in den meisten dieser Anstalten fast nichts gethan wird, steht es mit der wissenschaftlichen Ausbildung nicht viel besser. Denn von einem bildenden Herabringen des Unterrichtsstoffes an den Schüler durch Einsicht in denselben, durch allseitige Behandlung und Beziehung der verschiedenen Unterrichtsgegenstände auf einander, kann da nicht die Rede sein, wo es sich nur um die Erfüllung gewisser Gedächtnißaufgaben bis zu einem nahen Termin handelt. Es wird deshalb in diesen Anstalten fast nur mechanisch eingelernt. Die Unterrichtspensa sind genau begrenzt, das Wenige muß fest sitzen; — ob es verstanden ist, oder nicht, bleibt dahingestellt. Man muß derartige Anstalten kennen, um zu wissen, was in manchen von ihnen alles geleistet wird. Nicht nur die Regeln in den Sprachen, sondern ganze Vorträge aus dem Gebiete der Geschichte, Literaturgeschichte, Geographie werden von den Schülern wortgetreu eingelernt und auf Verlangen ebenso wiedergegeben. Nur zu oft überzeugt sich der Regierungscommissar bei der Prüfung von der Verständnißlosigkeit dieser Art von Einlernung; doch der Wortlaut der Gesetzesbestimmung ist im Allgemeinen erfüllt und der Beweis von Fleiß, der zu dieser Art von Aneignung gehört, stimmt ihn milder. Die Zöglinge der meisten dieser Anstalten bestehen auch die Prüfung, aber man vergegenwärtige sich doch nur, welchen Vortheil für die geistige Ausbildung eine solche Dressur zu Wege bringen kann und ob eine derartige Vorbildung den Intentionen der Regierung entspricht, die sich durch das Institut der Einjährig-Freiwilligen ein geistig befähigtes Material für das Reserveoffiziercorps schaffen will.

Während nun die Vorbildung der auf den öffentlichen Schulen Herangebildeten eine im Verhältniß zu der eben beschriebenen bessere ist, so darf doch nicht vergessen werden, daß diese Freiwilligenaspiranten durch den großen Procentsatz, den sie ausmachen, eine Landplage unserer Gymnasien und Realgymnasien bilden, da sie zumeist seinen Sinn für geistige Bildung mitbringen, die Aufrechthaltung der Disciplin wesentlich erschweren und überdies ein gut Theil der Lehrkraft der Unterrichtenden ohne entsprechenden Erfolg absorbiren. Würden wichtigstens unsere Gymnasien und Realgymnasien von diesen Aspiranten entlastet, so wäre wohl der erste Schritt zu der so vielfach gewünschten Reform unseres höheren Schulwesens gethan. Die Zukunft brächte dann möglicherweise eine Bestimmung, nach der alle diejenigen, welche die Bildung des Obersecundaners erreicht haben, nur zu einer 2jährigen resp. 1½jährigen Dienstzeit berechtigt wären, während die einjährige Dienstzeit nur denjenigen gewährt bliebe, welche die Reife für die Universität erlangt hätten. Durch Errichtung einiger öffentlichen Schulen nur zum Zwecke der Vorbereitung auf die Prüfung für jene zwei- resp. 1½jährige Dienstzeit würde dann sowohl das Gymnasium entlastet als auch dem Ueberhandnehmen der „Pressen" gesteuert werden.

Literatur und Kunst.

Tod und ewiges Leben im deutschen Volksglauben.

Von Fritz Lemmermayer.

Unter dem Titel, der an der Spitze dieser Zeilen steht, veröffentlichte Oskar Schwebel ein in warmer, mitunter schwärmerischer Sprache geschriebenes Buch (Minden, J. C. C. Bruns, 1887), welches vermöge des Gegenstandes und der Darstellung lebhaftes Interesse erweckt. Der Gegenstand ist voll Bedeutung, denn bedeutend sind die Vorstellungen unserer Altvorderen über den Tod und das ewige Leben, gewichtig waren sie für das deutsche Cultur- und Geistesleben, einflußreich waren sie auf Sitten und Gebräuche, befruchtend und anregend wirkten sie und wirken noch heute auf Religion und Cultus, auf Kunst und Dichtung.

Die alten Germanen waren ein Naturvolk. An die Natur sich eng und innig anschließend, so lebten sie; der Wald in seiner Schönheit und seinem Schauer, seiner Thierfülle und seines Wipfelmeeres Rauschen war ihre Lieblingsheimath; hier oblagen sie ihrem Handwerke, der Jagd, hier ließen sie sich begraben: uralte Waldesfriedhöfe findet man noch jetzt in Deutschland. Auch ihre Religion war ein einfacher Naturdienst. Das Entstehen der Religion im Allgemeinen denke ich mir so. Der Mensch sah sich in der Natur von Gefahren aller Art umgeben. Die Erde brachte ihm ihre Gaben dar,

Digitized by Google

daß er von ihnen lebe und sich ihrer erfreue, aber sie bedrohte ihn auch mit tausendfachen Schrecknissen, hetzte wilde Thiere auf ihn, brachte Frost und Eis, öffnete ihre Gründe, der Himmel wüthete mit Feuer und Fluth, überall Noth und Tod, überall Dämonen. Was blieb dem geängstigten Menschen übrig, als sie für Wesen höherer Art zu halten, für Götter, und sie anzubeten? Und dann: der Mensch erkannte, daß er sich im Schweiße seines Angesichtes sein Brot verdienen müsse, daß das Leben ein harter Kampf sei, dem er endlich, todmüde und todreif, erlag, daß es ein Meer von Schmerz sei mit einer kleinen Insel Freude. Was Wunder, wenn ihm die Vorstellung kam und ihm Muth und Trost brachte: nach dem Erdenleben muß ein anderes, besseres beginnen, welches für alle irdische Qual entschädigt, ein Leben im Himmel bei den Göttern; nicht der ganze Mensch kann nach dem Tode zu Grunde gehen, in ihm muß etwas Unsterbliches, zu ewiger Freude Bestimmtes wohnen — das ist die Seele. So mag ein naturgemäßer, naiver Pessimismus zu den Begriffen von Gott und seinem Himmel, von der Seele und ihrer Unsterblichkeit geführt haben. Daraus entwickelten sich künstliche Religionssysteme mit Kirche und Dogma bei den Germanen nicht minder als bei anderen Völkern.

Ihre Mythologie erwuchs aus der Natur und ihren Elementen, wurde geschaffen von einer durch Schreck und Grausen in ihren Tiefen erregten Phantasie. Weil im Süden die Natur mild und freundlich, der Himmel blau und heiter ist, darum ist die Götterlehre der Griechen überwiegend anmuthig und liebreizend; weil aber im Norden die Natur herb und rauh, der Himmel nebelgrau ist, weil der Erde nur mühselig ihre Gaben können abgerungen werden, darum ist die Götterlehre unserer Urväter überwiegend düster und furchtbar. Dieser mythologische, in der den Menschen körperlich, geistig und ethisch beeinflussenden Bodenbeschaffenheit begründete Unterschied läßt sich auch in der Literatur verfolgen, namentlich in jenen fernen Zeiten, wo die Dichtung noch eine ursprüngliche, dem eigenen Lande, der eigenen Volks- und Menschennatur entsprungene war; man vergleiche nur die Homerischen Gesänge mit unserem Nibelungenliede, die Dramen des Sophokles mit den Dramen Shakespeare's. Einer rauhen, groß und ungeheuerlich gearteten Natur entspricht eine hünenhafte, in's Große und Mächtige wachsende Phantasie, und dieser eine ebensolche Mythologie und Dichtung. Die Mythologie ist im Grunde nichts anderes als Versinnbildlichung und Personification des Naturlebens. Die Erde und was sie erzeugt, wird vergeistigt, zu jpukhaften, bald schlimmen, bald guten Wesen verwandelt, welche über Leben und Tod beschlen; aber auch das Begriffliche wird von dem großen plastischen Bildner, der Phantasie, anschaulich, gegenständlich gemacht, sogar das Geistigste, die Seele. Der Glaube an die Seele und ihr ewiges Fortbestehen ist die Grundlage der religiösen Vorstellungen, und Oskar Schwebel hat Recht, wenn er mit ihr sein Buch beginnt.

Geistig, unsichtbar ist die Seele, so lange sie in der körperlichen Hülle wohnt, wenn sie sich aber von ihr trennt, wird sie selbst ein Körper — so will's der deutsche Volksglauben. Es ist eine poetische Urgewohnheit des Menschengeistes, das Unfaßbare und Unsinnliche greifbar zu machen, zum Bilde und Symbole umzuschaffen. Der schlichte Natursinn unserer Vorfahren dachte sich die dem Körper entschlüpfende Seele als Thiermesen, als Schlange, Wiesel, Maus oder Katze, als Schmetterling oder Vogel, zuweilen auch als Rauch. Diese altheidnischen Vorstellungen spielen in der Dichtung keine geringe Rolle. Man erinnert sich z. B. an Goethe's Faust, der sich weigert, auf dem Blocksberge mit einer Hexendirne zu tanzen, denn ein rothes Mäuschen — ihre dem Teufel verfallene Seele — ist ihr während des Gesanges aus dem Munde gesprungen. Neben dieser poetischen, schönen Seite gibt es noch eine andere, eine praktische, häßliche und fürchterliche. Die heidnischen Anschauungen blieben im Bewußtsein unseres Volkes auch noch in der Zeit lebendig, als es zum Christenthume war bekehrt worden. Die Apostel, welche des neuen Heiles Vorschaft in die deutschen Wälder getragen hatten, und viel später die fest gegründete dogmatische Kirche — sie verhielten sich sonderbar den alten Vorstellungen und Gebräuchen gegenüber. Bald klug besonnen und schonend, bald rücksichtslos und strafend. Sie hüteten sich, mit rauher Hand in eine heilige Gefühlswelt einzugreifen, ließen die zu Bekehrenden auch schon Bekehrten ruhig gewähren, tolerirten mythologische Gedanken und Culten, ja nahmen sie sogar als Ecksteine auf in das Lehrgebäude der christlichen Kirche. Und auch das Gegentheil geschah: sie spotteten, strafen, zerstörten. Eine schlimme Verquickung, auf die Oskar Schwebel sich nicht weiter einläßt, ergab sich: die Kirche übertrug kindlich-naive Naturvorstellungen, Dichtungen der Phantasie auf das reale Leben, machte sie zum Dogma und bekämpfte sie als teuflisch. Es ist immer vom Uebel, ein ideales Traum- und Phantasieleben in die erdenschwere Wirklichkeit zu übersetzen. Was dort leicht und gefällig bei einander wohnt, drängt und stößt sich als Sache im Raume. Goethe hat ein solches Beginnen in seinem tragischen Seelengemälde „Tasso“ mit seiner und sicherer Hand gezeichnet; die Kirche aber hat durch ein solches Beginnen, durch die Verwechselung idealer Dinge mit realen, symbolischer Dichtungen mit thatsächlichen Geschehnissen unsäglliches Leid über die Welt des Mittelalters gebracht.

Nur eines: wie tiefsinnig ist das alte Testament, wenn man es als eine Sammlung symbolischer Dichtungen betrachtet, wie unverständlich und heillos ist und wird es, wenn man es als heiliges, kanonisches Buch ansieht, den schönen Schein für göttliche Wahrheit nimmt. Gleich die ersten Geschichten: Adam verliert seine Unschuld, sein Paradies, weil er sich der Wollust ergibt, weil er, der Schwäche erliegend, den Lockungen des Weibes nicht widerstehen kann. Kain und Abel: der erste Bruder der erste Brudermörder, weil der Neid seine Seele zernagt. Lauter tiefsinnige symbolische Mythen, als solche lehrreich; verhängnißvoll aber wurden sie, wurde die ganze Bibel durch die Kirche, welche Poesie als Wahrheit und Wirklichkeit deutete. Büßten Streit entfachte die Auslegung dunkler Stellen, die Waffe mußte hinfüro den Richter machen, Kampf und Tod war das Ergebniß. Den germanischen Mythen erging es nicht viel besser. Die Kirche nahm aus ihnen, was ihr brauchbar schien, und machte in späteren Jahrhunderten den Deutschen ein Verbrechen daraus. Gut, sagten die ersten Missionare, behaltet manche eurer heidnischen Vorstellungen und Gebräuche. Aber im Wandel der Zeiten änderte sich die Toleranz. Als die Kirche zu Macht und Ansehen gekommen war und auch schon den Keim der Fäulniß in sich trug, riefen die Glaubenseiferer: ihr seid Ketzer! Was früher angenommen und gutgeheißen wurde, ward als Aber- und Unglauben ausgelegt und mit dem Feuertode bestraft. Die Seele verläßt den Körper als Maus. Der naive Natursinn der deutschen Heiden glaubte es und lebte fröhlich in diesem Glauben. Die Kirche nahm ihn an, sügte jedoch hinzu: weh euch, wenn sich eure Seele als Maus offenbart! Ein Beweis ist's, daß ihr Zauberer und Hexen seid, daß ihr euch dem Teufel verschrieben habt. Irgendwo in der „Genesis“ wird erzählt, daß die gefallenen Engel mit den Töchtern Eva's ein Geschlecht von Riesen zeugten; das Buch Henoch bestätigt den sündlichen Umgang der Dämonen mit Menschen; Jesais berichtet: „Wir haben mit dem Tode einen Bund und mit der Hölle einen Vertrag gemacht.“ Der große weltgeschichtliche Irrthum der Kirche, den David Friedrich Strauß, naiv und erhaben zugleich, nachgewiesen hat, nahm diese dichterischen Stellen für baare Münze. Die bedeutendsten Scholastiker stimmen darin überein, daß der Teufel auf die Menschen einen persönlichen Einfluß ausübe; Thomas von Aquino selbst sucht die Existenz von Incuben und Succuben zu beweisen; der Glaube an das Blutbündniß zwischen Teufel und Menschen und den vertrauten Umgang beider wurde in das Lehrgebäude der katholischen Dogmatik und Moraltheologie eingeführt. Wer dem Teufels- und Hexendogma widersprach, der war ein Ketzer, und wer sich dem Teufel ergab und mit seiner Hülfe bösen Zauber verübte, ein Unhold, und die Einäscherung war seine Strafe. Durch die Flamme des Holzstoßes gereinigt, sollte die arme Seele in das Fegefeuer geschickt werden. Auch der heidnische Naturglaube mußte zum Beweise herhalten. „Wurden Hexen

Digitized by Google

und Zauberer verbrannt," so erzählt Schwebel, „und lief etwa aus dem flammenden Gerüste eine Maus hervor, so pflegte der düstere Aberglaube der geistlichen und weltlichen Richter sich damit zu beruhigen, daß dem Gerichteten nur sein Recht geschehen sei."

Der abergläubische Wahnwitz, welcher Phantasievorstellungen in die Wirklichkeit übertrug, der größte und in seinen Folgen schrecklichste, beherrschte mit seinem Dogma das ganze Mittelalter. Ihm muß frohnen, was lebt und ist. Der Kirche dient nicht allein die Bankunst mit ihren gothischen Domen, sondern auch die Bildhauerei mit ihren Statuen aus Bibel und Legende, die Malerei mit ihren Heiligenbildern, die dramatische Literatur mit ihren Mysterien, die Musik mit ihren Messen; in die Dienstbarkeit der Kirche geräth sogar die Philosophie, die unter dem Namen Scholastik von einer kalten Vernunft, unter dem Namen Mystik von Phantasie und Gemüth beherrscht wird, auf mündlichen und schriftlichen Ueberlieferungen, auf der Offenbarung Gottes beruht und nichts weiß und nichts wissen will von einer positiven, auf die Erfahrung sich stützenden Wissenschaft. Und wie die Philosophie wird jede einzelne Wissenschaft von den Ranken der Theologie überwuchert. Der religiöse Glaube hat seine eigene Astronomie, die Erde steht ihm still; er hat seine eigene Naturwissenschaft, ein Paradies des ewigen Frühlinges, die Gräber geben ihre Todten heraus und die Kranken werden durch Wunder geheilt; er hat seine eigene Mathematik, denn er betrachtet eins und drei als identisch. So äußert das Dogma seinen Einfluß auf allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft und sucht von seinem Standpunkte aus das ganze Denken in ein ihm homogenes zu verwandeln. Das ist der Sinn des Mittelalters. In seiner Art eine großartige Erscheinung, aber auch eine gefahrvolle: großartig durch die einheitliche Weltanschauung, gefahrvoll, weil sie der Cultur im höchsten Sinne, als einer menschlich freien Aeußerung und Bethätigung aller Kräfte, feindselig ist. Denn nichts kennt die Kirche als die Erhaltung und Entfaltung ihrer Macht, sie schnürt den Geist in die spanischen Stiefeln des Dogmas, bevormundet die Vernunft, verbietet das Selbstdenken, haßt und verfolgt das exacte Wissen. Die Kirche wußte, daß ihre despotische Macht an dem ehernen Schilde der freien Forschung zerschellen müsse, darum wehrte sie sich dagegen. Mit der Kirche und dem Kirchenglauben ging es schwärts, als der Skepsis erwachte. Sie ist das treibende, unzählige fruchtbare Sauerkörner ausstreuende Culturelement, welches die mittelalterliche Zeit abschließt und die neue Zeit einleitet.

Skepsis — sie thut auch abergläubischen Vorstellungen gegenüber noth. Offenbaren sie sich nur in altehrwürdigen Gebräuchen, mag man sie hinnehmen als angenehme Erreger der Phantasie, die ihre Befriedigung haben will wie Verstand und Gemüth; greifen sie aber in's praktische Leben ein, stemmen sie sich wider Erfahrung und vernunftgemäße Erkenntniß, werden sie zu Leitern und Beherrschern der Wirklichkeit, so vermögen sie auch zum Unheile auszuschlagen. Es ist harmlos, wenn ein Bauernmädchen während eines Gewitters mit einem geweihten Zweige Beschwörungszeichen vor der Hausthüre macht, um Unglück abzuwenden, doch ist es gefährlich, wenn ein Volk in den Zeiten einer Epidemie von Pest- und Choleramachern faselt und gegen die Aerzte als solche wüthet. Schwebel theilt hunderte von abergläubischen Vorstellungen und Gebräuchen mit, welche sich auf die letzten Dinge, auf Tod und ewiges Leben beziehen; er beschränkt sich der Hauptsache nach auf die den primitiven Naturanschauungen entsprungenen unschädlichen und poetischen und beschäftigt sich auch mit den Wandlungen derselben vom Heidnischen in's Christliche.

Von der Seele des lebenden Menschen, die sich unsere Vorfahren unter dem Sinnbilde von Thieren vorzustellen pflegten, geht Schwebel über auf deren Beschirmer, auf die Schützer des Lebens. Wieder dieselbe sichtliche Naturempfindung, der innig-gemüthvolle Anschluß an die sprossende Erde. Nicht weniger als dem Thiere war der Germane dem Baume zugeneigt. Er war ihm das Mahnzeichen der Blüthe, der Kraft, des Hinwelkens; er sah ihn in Wald und Flur, im Hofe, vor dem Hause. Er schenkte ihm Früchte und kühlen Schatten, er war der treue Schützer der Familie, er wurde ihm heilig. In Gestalt eines Baumes, einer Esche stellte er sich die Welt vor, so erzählt die Mythologie. Nach ihr sind auch die ersten Menschen aus Bäumen entstanden. Zacitus theilt mit, daß die Deutschen den heiligen Hain der Semnonen für die Geburtsstätte der Nation hielten: dort stand der Stammbaum aller Germanen. So kam es, daß der Baum zum Symbole des Lebens wurde und sich unter ihnen ein eigener Baumcultus ausbildete, der bis zum heutigen Tage besteht und in vielen Sagen einen sinnigen Ausdruck gefunden hat, denn das poesievolle Heidenthum wurzelt tief im Herzen des Volkes. Es muß ein furchtbarer Schlag für die Hessen gewesen sein, als Bonifacius ihre heilige Eiche bei Geismar fällte, um sie von der Falschheit ihrer Götter zu überzeugen, ein Schlag, gleichbedeutend mit der Götterdämmerung: denn mit dem heiligen Baume zugleich brach ihr heidnischer Himmel zusammen. Aber hat der Baum auch das Symbol der Göttlichkeit verloren, der „Baum des Lebens" grünt und blüht noch immer. Jahrhunderte hindurch war der Birnbaum auf dem Wasserfelde der Lebensbaum des deutschen Volkes und noch heutzutage findet man auf dem Lande Bäume, welche als Schützer der Gemeinde betrachtet werden. Von einer „Dorflinde" hat wohl mancher Wanderer durch deutsche Gaue gehört.

Schutzgeister waren auch die Männlein und Weiblein, mit denen sich die Phantasie den Baum bevohnt dachte: die Zwerge in den Wurzeln, die Schwanenfrau und Waldnymphe in den Zweigen; wichtiger noch als Lebensthüterinnen waren Wunschweiber und Schicksalsjungfrauen: die Walkuren. Schwebel erzählt, wie in der Zeit des katholischen Mittelalters an deren Stelle die heiligen Frauen traten, die Jungfrau Maria vor Allen, die wahre Königin des Mittelalters, deren Cultus ritterlich, innig und schwärmerisch war. Es wäre eine dankenswerthe Aufgabe, all' die mannigfachen Wandlungen darzustellen, denen die alten Gestalten und Geister unter der Herrschaft der Kirche unterworfen wurden. Man könnte daraus ersehen, wie eng der Volksglaube mit der Kirchenlehre zusammenhängt; zu kurz in unserer Empfindung käme freilich die letztere, denn durch sie ward dogmatischer Zwang, was früher freie, poetische Anschauung war. Nach der Abhandlung von den Schützern des Lebens berichtet Schwebel von Lebensliecht und Lebenstalisman, den vielerlei Amuleten, Münzen, Sterbekerzen, welche wie in Heidenthume so noch gegenwärtig seine geringe Rolle im Aberglauben des Volkes spielen. Hierauf spricht er von den Boten des Todes. Sie sind allbekannt. Geister, Thiere, Pflanzen und geheimnißvolle Zeichen und Ereignisse gelten und gelten als Verkünder des Endes. Ohne Zahl sind die Sagen von Ahnfrauen und weißen oder schwarzen Frauen, welche, zumeist auf ein Verbrechen zurückführend, in Burgen und Schlössern erscheinen, wenn dem Geschlechte ein Unglück droht. Die wichtigste vielleicht ist die weiße Frau des Hauses Hohenzollern. Sie erscheint in den Schlössern dieses erlauchten Geschlechtes, bald traurig und klagend, bald wüthend und grollend, warnt, beschwört und prophezeit das nahe Ende eines Familiengliedes. Zuerst soll sie nach dem Tode des Markgrafen Albrecht Achilles im Jahre 1486 auf Plassenburg in Franken gesehen sein, und nach dem Berliner Volksglauben soll sie bis auf den heutigen Tag keine Ruhe gefunden haben. Es ist eine tiefsinnige Auffassung des Volkes, daß die deutsche Göttin Berchtha, die Mutter des Lebens, die Erdgöttin, auch als Botin des Todes betrachtet wurde: das „Ineinanderfluthen von Leben und Tod" ist in der einen Gestalt symbolisirt, deren Abbild eben jene gespenstische weiße Frau ist. Wonne und Schmerz, Lohn und Strafe, Liebe und Groll vereinigen sich in demselben Wesen. Just so ist es mit der Erde selbst, die Winter und Sommer bringt, die gebärt und tödtet und das Geräthete mütterlich in ihrem Schooße vereinigt. Ein tiefer Sinn liegt oft in einem scheinbaren Spiele der Phantasie. Unter den Thieren ist als Todesbote besonders die Eule bekannt, sie ist der wahre Todtenvogel. Neben ihr spielt der Holzkäfer die unheimlichste Rolle. Sein Ticken und Sticken in altem Gehölz ist gefürchtet. In Bayern heißt er Erd-

Digitized by Google

schmiedlein, weil er die Todessense schmiedet, oder der Dengelmann, weil er sie scharf dengelt. Die Zeichen, welche als Vorboten des Todes gedeutet werden und großentheils nicht mythologischen Ursprunges sind, haben nicht Zahl und Namen. Wer hat nicht gehört von einer Glocke, die plötzlich erklingt, von unerklärlichen Geräuschen, von einer abgelaufenen Uhr, einem zerspringenden Spiegel, einem von der Wand fallenden Bilde — lauter Boten des Todes. Und der Tod selbst? — Reich und merkwürdig sind die Vorstellungen des Volkes von ihm. Die Alten dachten sich ihn als Genius mit der umgekehrten Fackel; im Mittelalter kam das unheimliche Gerippe mit Sense und Stundenglas auf. Ein näheres Eingehen auf diesen bedeutungsvollen Gegenstand, nach welchem die deutsche Malerei von Alters her begierig gegriffen hat, ist hier nicht möglich; nur die interessanteste Ausführung Schwebel's sei angedeutet. Es wurde von der Erd- und Todesgöttin Berchtha gesprochen. Berchtha sowohl als Freya und Holda sind Emanation der Göttin Hel. Diese ist in der ältesten germanischen Mythologie Erdmutter und Todesgöttin. Ursprünglich eine milde Freundin, welche den müden Wanderer zu seliger Ruhe geleitete, ward sie im Wandel der Zeit eine finstere Unholdin, mit allen Schrecknissen umgeben, schwarz und weiß gefärbt, den Farben des Lebens und der Verwesung, gleichsam eine Personification des Bibelwortes: „Von Erde bist du, zur Erde mußt du wieder werden.“ Das Christenthum verscheuchte die dräuende Gestalt, in der Sage lebte sie als „schwarze Greth“ und „Frau Venus“ fort, endlich erstand sie, freilich unendlich modificirt, im Ehristenthum wieder als heilige Maria, denn auch die Himmelskönigin war in der Legende Verkünderin des Todes. Die männliche Todesgottheit war Wodan, der Herr der Erde und des Himmels, der freundliche und der entsetzliche, der unermüdliche Wanderer. Als solcher erscheint er später in der Sage als Todesbote. Er setzt sich vor's Haus, er klopft an's Fenster, ein Mensch darinnen muß sterben. Bald erscheint er als Reiter und Ritter, bald als Spielmann. Die deutsche Dichtung ist voll von seinem Bilde.

Nach dem Tode das ewige Leben. So will es die uralte Vorstellung, der ewige Glaube der Menschen. Davon handelt der zweite Theil von Oskar Schwebel's schönem, ohne falsche Ereiferung gegen den Materialismus gerichtetem Buche. Auch hier ist die Fülle des Poetischen groß und anziehend. Der Verfasser weiß sachkundig alles Bemerkenswerthe über den Gegenstand zusammenzustellen und über das sinnige Gemüthsleben des deutschen Volkes in alter Zeit Aufschluß zu geben. Daß es auch in der neuen nicht aussterbe, dafür wird der ewig wache Genius der Menschheit sorgen.

Die Anfänge unserer Gesittung.

Von Wilhelm Bolin.

Seitdem das Menschengeschlecht durch Darwins Theorie unabänderlich der Gesammtheit der übrigen Naturwesen eingereiht, ist die Frage nach der Gesittung desselben und die sie ermöglichenden Bedingungen mehrfach zum Gegenstande umfassender Untersuchungen von eben diesem Standpunkte aus gemacht worden. Wiederholt haben wir in vorliegender Wochenschrift die bedeutendsten derartiger Versuche der Aufmerksamkeit unserer Leser empfohlen. Heute geschieht es abermals anlässlich einer Schrift, welche mit eben so viel Sachkenntniß wie Geschick eine der hierher gehörenden Hauptfragen zu wesentlicher Klarheit zu bringen bemüht ist.

Als 66. Band der rühmlichst bekannten „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschien kürzlich: Die primitive Familie, in ihrer Entstehung und Entwickelung dargestellt von C. N. Starcke, Privat-Docent der Philosophie an der Universität zu Kopenhagen. Auf dem Gebiete deutscher Forschung durch seine vortreffliche Monographie über Ludwig Feuerbach mit Recht als eben so tüchtiger wie vorurtheilsfreier Denker geschätzt, hat der junge Gelehrte in diesem neuen Werke sich die Aufgabe gestellt: die Familie in ihrer Ursprünglichkeit zu erkennen und die Vorstellungen, auf welchen sie gebaut ist, sowie die Keime sittlichen Wachsthumes, die sie enthält, nachzuweisen. Seine Arbeit trägt einen vorwiegend kritischen Charakter. Eine Reihe bedeutender Forscher hat bereits vor ihm zur Kenntniß der primitiven Formen des menschlichen Gesellschaftslebens und der Gesetze seiner Fortbildung sowie der Bahnen und Stufen derselben vorzudringen gesucht. Wiewohl alle darüber einig sind, die betreffende Entwickelung als einen progressiven Verlauf aus roheren, dem Thierwesen nahestehenden Verhältnissen zu betrachten, weichen doch die Meinungen vielfach von einander ab, sowohl was die die großen Gesichtspunkte als die kleineren Detailfragen betrifft. Daß man, die Methode exacter Forschung einhaltend, zu entgegengesetzten und einander widerstreitenden Deutungen von Thatsachen gekommen, kann nur dem Unkundigen befremdlich erscheinen; „denn es ist das gemeinsame Schicksal alles aufangenden Forschens,“ erinnert der Verfasser, „von gewagten Hypothesen allmählich zur Wahrheit emporzusteigen.“ Und daraufhin hat er es gewagt, „einen kleinen Schritt vorwärts zu bringen,“ indem er die Ansichten seiner Vorgänger auf ihre Haltbarkeit hin prüft.

Selbstverständlich stehen die Erörterungen des Verfassers und seiner Vorgänger weit ab von jener ebenso naiven wie bequemen Annahme eines mit allen möglichen Vollkommenheiten ausgestatteten Urmenschen, wie solcher namentlich die Bewunderung J. J. Rousseau's genossen und langehin den apriorischen Deductionen unserer Gesittungsverhältnisse zum Anfangspunkte gedient, trotzdem schon Voltaire diese Verherrlichung einer zum Vierfüßlerthum auffordernden idyllischen Urwüchsigkeit zur Genüge verspottet, ganz davon zu schweigen, daß bei solcher Annahme einer anfänglichen Vollkommenheit der Proceß steiger Fortentwickelung einfach unbegreiflich ist.

Ebenso entfällt aber die Annahme, die Menschheit sei einem einzigen Stammpaare entsprungen. „Solange wir es mit dem Bereiche möglicher Erfahrung zu thun haben,“ sagt der Verfasser, „können wir nicht von vornherein annehmen, daß jemals nur eine einzige Gemeinschaft bestanden habe.“ Die Erfahrung zeigt eine Mehrheit solcher, und daraus ergibt sich eine gewisse Ungleichartigkeit der primitivsten menschlichen Gemeinschaften als höchst wahrscheinlich, wiewohl diese Ungleichartigkeit denklich als keine sehr bedeutende anzusehen ist. Andererseits aber, wiewohl aller Wahrscheinlichkeit nach die primitiven menschlichen Gemeinschaften auf den thierischen ruhen, indem der Mensch in so vielen Beziehungen nur das weiter fortbildet, was durch thierische Erfahrung gewonnen ward, wird doch die Grenze zwischen Thier und Mensch auch hinsichtlich der gesellschaftlichen Verhältnisse und ihrer Entwickelung als eine fließende einzuhalten sein. „Ebenfowenig wie ein erster Mensch zu finden ist, kann eine erste menschliche Gemeinschaft gefunden werden; die Geschichte der Menschheit hat von einer Mehrheit geschiedener Gruppen angefangen.“ So gegründet es aber auch sein mag, zu vermuthen, daß unser Geschlecht „die socialen Erfahrungen der Thiere als die feste Grundlage seines Emporsteigens“ benutzt habe, wird sich doch niemals „ein Zustand der Rohheit nachweisen lassen, welcher keine der socialen Kräfte besitzt, die in den niedrigsten der uns bekannten menschlichen Gemeinschaften wirksam sind.“

Der Antagonismus gegen die Annahme eines sittlich vollkommenen Urmenschen hat nämlich einige Forscher zu dem entgegengesetzten Widersinne veranlaßt, die Anfänge unserer Gesittung aus einem angeblich bei den Thieren obwaltenden Mischungsverhältnisse der Geschlechter herzuleiten, dem jede Spur einer Unterscheidung zu Alter und Herkunft und darauf gegründeter Beziehungen abgeht. Es ist unserem Verfasser gelungen, die Unhaltbarkeit dieser vielfach beliebten Voraussetzung nachzuweisen, was seinem auch sonst überaus lehrreichen Buche als besonderes Verdienst anzurechnen ist.

Allüberall zeigen sich in den primitiven menschlichen Gemeinschaften kleinere Gruppen, die durch Verwandtschaftsvorstellungen zusammengehalten werden. Es entspricht dies der

Digitized by Google

menschlichen Bewußtseinsthätigkeit, welche als wesentliches Merkmal im Unterschiede der Thierheit festzuhalten ist. In jeder menschlichen Gemeinschaft scheint die Familie eine ursprüngliche Institution zu sein. „Dies bedeutet aber noch nicht, daß die Familie anfänglich die nämliche Organisation hatte wie die Familie späterer Zeiten, oder daß die nämlichen Vorstellungen und Begriffe wie bei uns schon von Anfang an in der Familie wirksam gewesen." Auch im gewöhnlichen Sprachgebrauche umfaßt das Wort Familie engere und weitere Verwandtschaftsbande, und ähnlich findet man auch bei den Völkerschaften, je nach dem Grade ihrer jeweiligen Culturentwickelung, eine Verschiedenheit der Lebensformen, in denen die familienhaften Beziehungen sich geltend machen. Während bei uns die Gültigkeit der Familienbande darin besteht, daß die Verwandtschaft als eine fernere angesehen wird, je weiter man von dem Verhältnisse zwischen Eltern und Kindern entfernt steht, kann man bei den primitiven Völkern eine Berechnung der Verwandtschaft antreffen, welche für uns durchaus unverständlich ist. Die Annahme eines gemeinsamen Stammvaters oder einer ebensolchen Stammmutter gestattet vielfach ein Zusammenleben in einer Gruppenfamilie, innerhalb welcher doch die Familie in ihrer engeren Bedeutung, als Verhältniß von Ehegatten und ihren Kindern, immerhin zu finden ist. Weil dieses aber unter solchen Umständen bei Weitem nicht von derselben Stärke und demselben Gewichte wie bei uns hervortritt, hat man sogar hier und da gemeint, die Familie in solchem Sinne wäre ursprünglich gar nicht vorhanden gewesen.

Eine Familie wird durch die Ehe gegründet," erinnert der Verfasser, „und in dieser Beziehung besteht kein Unterschied zwischen unseren Verhältnissen und den primitiven. Selbstverständlich darf man aber nicht die Ehe als eine allezeit so heilige Institution, wie sie bei uns geworden, auffassen. Die Ehe in ihrer weitesten Bedeutung ist nichts als eine Verbindung zwischen Mann und Weib, welche von einer mehr als augenblicklichen Dauer ist und während welcher die beiden gemeinsam für ihre Nahrung sorgen," wobei dann die Pflege der Nachkommenschaft hinzukommt. Im Hinblick auf Letzteres hat man die Ehe aus dem Geschlechtstriebe herleiten wollen und ist dadurch zu den unsinnigsten Behauptungen gelangt. Ohne die Bedeutung des Geschlechtlichen und der Zeugung im Eheleben irgend in Abrede zu stellen, darf man jedoch nicht übersehen, daß dem Geschlechtstriebe, wiewohl er zu den mächtigsten Trieben der Menschen gehört und in seinen Aeußerungen unbändig sein kann, dennoch alle Bedingungen fehlen, „das Fundament irgend einer der großen Hauptrichtungen zu bilden, in denen der menschliche Kampf um's Dasein getämpft wird. Gar zu leicht und gar zu schnell wird er befriedigt; gar zu wenig dauerhaft, ist er nicht im Stande, die schwere Last der gesellschaftlichen Ordnung zu tragen." Diese hat das Befriedigen der gesammten übrigen Bedürfnisse menschlicher Existenz zu ihrer Voraussetzung, und im Hinblicke hierauf läßt sich das Wesen der Ehe weit richtiger bestimmen. Sie steht im engsten Zusammenhange mit den Alltagssorgen und dem Besitze.

Mit anderen Worten: die Ehe hat durchgängig einen rechtlichen Charakter. In der Regel denkt man hierbei an die patriarchalischen Verhältnisse, wo das Weib als zum Besitzstande des Mannes gehörend gilt; nur wird dabei in der Regel vergessen, daß dem Manne solchenfalls auch Verpflichtungen zukommen, also immerhin eine gewisse Gegenseitigkeit zwischen den Eheleuten obwaltet. Das Patriarchat ist aber nicht die einzige Form des Ehelebens. Die primitive Familie besteht auch mit einer Eheform, wo das weibliche Element vorherrscht und der Mann bisweilen sogar ein Gegenstand des Erwerbes sein kann. Beide Fälle sind oft unrichtig gedeutet worden, in dem einen ward die Stellung des Weibes als gar zu untergeordnet und entehrend angenommen, in dem anderen hat man eine „bald mystische, bald wirkliche Gültigkeit des weiblichen Princips setzen wollen". Daß der Mann sich eine Arbeiterin und Wirthschafterin erwirbt und mit ihr eine Nachkommenschaft, die mit der Zeit ebenfalls an den häuslichen Verrichtungen theilnimmt, enthält aber eben so viele auf seine Rohheit wohlthätig wirkende Momente, wie es andererseits nichts Unbegreifliches hat, daß Weiber einen natürlichen Einfluß üben, der ihre Stellung wesentlich fördert. Es kommt hier auch die Mitwirkung der verwandtschaftlichen Beziehungen hinzu, welche sowohl im Verhältnisse des Vaters zu seinen Kindern, wie auch nicht minder von hier aus dasjenige der Ehegatten mildert, indem sie das Weib gegen die Willkür seitens des Mannes vielfach zu schützen vermag. Hier eben liegen die sittlichen Elemente, welche die Entwickelung der Familie bedingen. Es geschieht dies „nicht bloß durch die Beziehungen, die unter ihren unmittelbaren Mitgliedern bestehen"; noch mehr wirken hier die verschiedenen Familienbeziehungen des Elternpaares mit, welches deutlich darauf hinweist, daß die Familie durch gewisse Rechtsverhältnisse einer allgemeineren Gültigkeit bestimmt wird.

Nicht in dem Erweise dieses für uns nunmehr selbstverständlichen Umstandes, sondern in dem ganzen Darstellungsverfahren, im Heranziehen und Benutzen der Forschungsergebnisse, im Beurtheilen und Prüfen der bisher daran geknüpften Vorstellungen liegt die Bedeutung von Dr. Starcke's verdienstvoller Arbeit. So wichtig und einleuchtend es auch sein mag, daß die Familie von ihrem ersten kenntlichen Hervortreten ab das Gepräge einer sittlichen Gemeinschaft trägt, innerhalb welcher die betreffenden Beziehungen, allem Culturfortschritte gemäß, einem immer mehr geregelten Zustande entgegengehen, bietet es doch ein hohes Interesse, diesem Entwickelungsverlaufe selbst an der Hand eines so gewandten, sachkundigen und urtheilssicheren Führers nachzugehen.

André Theuriet.

Von A. G. von Suttner.

Um eine literarische Berühmtheit zu werden, deren Name nicht nur im engeren Vaterlande, sondern weit über die Grenzen hinaus in Aller Mund ist, dazu gehört nicht immer nur Talent, sondern auch Glück. Den Haupttreffer macht jedesmal nur Einer, wohl wechselt in der Regel die Person des Einen, aber die launenhafte Göttin kümmert sich nicht weiter darum, ob es gerade der Würdigste ist, den sie mit ihrer Gunst beschenkt. Nur so konnte es geschehen, daß nach einem Zola und einem A. Daudet einem Georges Ohnet der höchste Gewinnst zufiel, während Meister von ganz anderem Schrot und Korn mit geringeren Treffern vorlieb nehmen mußten.

Aber aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und ich halte die französische Leserwelt für zu feinfühlig, um noch lange dem Abgotte der „gebildeten Köchin" zu opfern und dabei ihre wahren, hervorragenden Dichter zu kurz kommen zu lassen. Ohnet war eben Mode geworden — wie die tournure, das cri-cri, die pastilles Géraudel — und er hatte einen Vortheil voraus, daß er, von Hause aus mit einem ansehnlichen Vermögen ausgestattet, die Schriftstellerei als noble Passion betreiben konnte; darum ist er auch ein Dilettant geblieben, dazu ein geistig ziemlich armseliger, da er jedem seiner Helden immer einen Paß auf den Weg mitgeben muß (uns welchem Documente der Leser erst erfährt, wie eigentlich die betreffende Person äußerlich und innerlich beschaffen ist), und da er keinen anderen Schlußeffect kennt, als den alles lösenden, alles pointirenden, knallenden obligaten Pistolenschuß. Ein einziges Mal streift ihn die Muse mit ihrem Flügel: das war, als er sein Erstlingswerk in's Feuer schleudern wollte. Sobald er aber diesem richtigen Impulse nicht nachgab, den Markt mit seiner wässerigen, gehaltlosen Literatur zu überfluten begann und dann die „höchste Fructificirung" mit der Dramatisirung zu erreichen strebte, sank er zum literarischen Willenbrecher herab, zum Barnum, als welcher er auch in den Augen der Nachwelt abgeurtheilt werden wird.

Wie ganz anders steht da ein Theuriet vor dem Kenner, dem Feinschmecker! Da ist Geist, Witz, Herz und hohe, echte Poesie zu finden. Da gibt es keine Spur von Schablone,

Digitized by Google

von Plagiat — weder an den Anderen noch an sich selbst begangen — alles Original, Leben und Wahrheit. In einer Novellette von zwei oder drei Spalten entrollt sich ein vollständiges Leben vor unseren Augen, wir glauben alle Bekannte zu finden, die wir durch und durch kennen, weit genauer, als wenn uns Herr Ohnet ihre Familiengeschichte vom Urgroßvater an in capitellangen Details erzählt.

Das ist die wahre Kunst: die scharfe, prägnante Charakteristik, die richtige Vertheilung von Lichtern und Schatten, das geniale Hineinfegen einzelner markanter Farbenpünktchen, die dem Bilde das eigentliche relief, das bezeichnende Gepräge geben. Solche kleine Meisterwerke schafft Theuriet mit einer ganz besonderen Kunstfertigkeit und Feinheit. Da sind beispielsweise seine „Oeillets de Kerlaz“, eine Sammlung Novelletten und Lebensskizzen, die eine Reihe solcher mustergültiger Schöpfungen aufweisen. Kurz und bündig, kein überflüssiges Gepäck, kein aufdringliches Geschwätz, nur streng was zur Sache gehört, und doch dabei eine feine, sorgfältige Ausführung dank der treffenden, gewählten Sprache, mit der er immer den Nagel auf den Kopf trifft.

Die Sammlung enthält kleine Erzählungen, sechs bis acht Seiten füllend, die dem verständnißvollen, aufmerksamen Leser einen Eindruck hinterlassen, als habe er eben in einem langathmigen Romane von liebgewordenen Personen Abschied genommen. „La grive“ (die Drossel) ist unter anderen eine solche Perle, wie man sie nur selten findet: die Lebens- und Sterbensgeschichte eines Spielers, in schlichten Worten als Reuebekenntniß dargestellt, und doch so packend, so zum Nachdenken und Weiterspinnen anregend. Das heißt Kunst, Talent, Genie.

Zum großen Schaden des deutschen Lesepublikums ist Theuriet, so viel ich weiß, bis jetzt nur wenig übersetzt, und gerade seine Novellen und Romane wären eine ungemein heilsame, eine veredelnde und geschmackbildende Lectüre, die man zum großen Theil — weil wir schon in erster Linie auf die deutsche Jungfrau bedacht sein müssen — auch dieser als Leckerbissen vorlegen könnte. Ganz besonders excellirt er als Landschafter; die Beschreibung eines Stückchen Bretagne, Normandie, oder eines Fleckchens Wald zaubert uns im Nu die Gegend in all' ihrer idyllischen Schönheit vor Augen, uns in der finstersten, trübseligsten Stube, mit Feuermauern und Schornsteinen als Aussicht, werden wir die düstere Umgebung vergessen, um Veilchen- und Maiglöckchen-, Tannen- und Heuduft in vollen Zügen einzuathmen.

Ich glaube demnach den Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn ich sie auf diesen liebenswürdigen Autor aufmerksam mache, dessen Fruchtbarkeit einen tüchtigen Vorrath an nennenswerthen Werken geschaffen hat.

Zur Erleichterung der Anschaffung erwähne ich: Novellen (Bigarreau rc.); „Les oeillets de Kerlaz“; Romane: „Le filleul d'un marquis“, „Madame Heurteloup“, „Raymonde“, „Sauvageonne“, „Le secret de Gertrude“, „Tante Aurélie“. — Die Liste ist hiermit keineswegs erschöpft, da jedoch die einzelnen Bände in der Regel eine Uebersicht der Gesammtwerke im Anhange bringen, so wird man sich die Sammlung leicht vervollständigen können, was ohne Zweifel jeder Leser thun dürfte, sobald er ein oder zwei Werke des Dichters kennen gelernt hat.

Theuriet besitzt die Gabe, augenblicklich ein inniges Verständniß zwischen sich und dem Leser herzustellen, in demselben ein Gefühl der Behaglichkeit zu erwecken und einen geistigen Verkehr einzuleiten, der zur Fortsetzung des Idrenaustausches ermuthigt und anregt. Allenthalben begegnet man seinen, geistreichen Nuancen, hingeworfenen Andeutungen, die man gern auffängt, um sie weiterzuspinnen; wir leben sozusagen das mit, was seine Personen durchmachen, sie sind uns durchwegs sympathisch und wecken in uns den Eindruck von Menschen, mit denen man gerne nähere Beziehungen unterhält, da man für alle kleinen Details ihres Erdenwallens Theilnahme empfindet.

Auf die gewisse sensationelle Spannung, welche in der deutschen Belletristik obligat ist, legt Theuriet nie ein Hauptgewicht. Selbstverständlich weiß er seine Erzählungen so aufzubauen, daß nicht allein die Personen, sondern auch die Geschehnisse unser Interesse fesseln, allein er macht nicht in Ohnet'schen Knalleffecten, er braucht sehr wenig Pulver; er zieht es vor, seine Compositionen immer in harmonischer Weise anklingen zu lassen; mit schrillen Accorden gibt er sich nicht ab; die Stimmung ist eine einheitliche, dem Thema angemessene, die Läufe reihen sich wie Perlen an einander und man fühlt, daß es so kommen muß, wäre aber doch in Verlegenheit, brächte er plötzlich in seinem Vortrage ab, um uns die Vollendung desselben zu überlassen.

Ich bin überzeugt, daß sein genre auch in Deutschland großen Anklang finden wird, natürlich bei jenen Lesern, welchen die Bücher nicht einzig und allein ein Mittel zum Zeitodtschlagen sind. Solchen, die auf der Jagd nach Sensationsromanen sind, die gewohnt sind, sich mit narkotischen Mitteln, mit Opium und Haschisch zu stärigen und in Folge dessen an geistiger Abspannung, Verkümmerung leiden und das Verständniß für Naturgemäßes, den Geschmack für gesunde, stärkende Kost eingebüßt haben, dürfte er weniger behagen. Aber es gibt ja doch noch bei uns ein Publikum, das ihn ebenso zu schätzen wissen wird, wie es bei dem verständnißvollen Lesern Frankreichs der Fall ist.

Seine Werke erleben zwar nicht Hunderte von Auflagen, nichtsdestoweniger hat er aber zahlreiche Freunde, denen eine Neuheit aus seiner Feder immer eine willkommene, liebe Gabe ist. Aus diesem Grunde ist er auch ein hervorragender Mitarbeiter der vornehmsten aller französischen Zeitschriften, der „Revue des deux mondes“, und es dürfte nicht lange dauern, bis Theuriet den ihm gebührenden Sitz in der Ehrenhalle der französischen Literatur, in der Akademie, einnehmen wird.

Feuilleton.

Das Krokodil.

Kleinrussische Humoreske von Salow.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen.

(Fortsetzung.)

Anfissa Iwanowna, die sich einigermaßen beruhigt und jetzt überzeugt hatte, daß ihre Nichte nicht so schlecht war, nahm ihren alten ruhigen Lebenstgang wieder auf. Nun, da ihre guten Beziehungen wiederhergestellt, bedauerte sie es manchmal sogar, daß Meletina Petrowna so lange Zeit am Tage außerhalb des Hauses zubrachte und sie so viel allein ließ. Gleichwohl beunruhigten sie noch immer gewisse Details ein wenig. So verstehe z. B. die junge Frau, ehe sie ausging, nie ihre Stube seit zu verschließen, als hätte sie Furcht bestohlen zu werden, und sodann hatte sie trotz ihrer regen Correspondenz auch noch nicht ein einziges Mal an ihren Mann geschrieben, noch je von ihm eine Zeile erhalten, was schließlich ihre Tante bestimmte, sie eines Tages über das heikle Thema zur Rede zu stellen.

„Bist Du mit Deinem Manne zerfallen?“ fragte sie sie.

„Keineswegs!“

„Warum schreibt er Dir dann nicht? Man erkundigt sich doch unter Eheleuten, wie es einem geht. Zieht da in den Krieg hinaus und schreibt kein Sterbenswörtchen nach Haus. Sag' mir, meine Liebe, sollte der Herr Hauptmann vielleicht auch gerne einen pfeifen?“

„Pfeifen? — ich verstehe nicht.“

„Nun, ich meine trinken.“

„Ach ja, er trinkt schon einmal, aber mäßig.“

„Um so besser, um so besser! Denn siehst Du, ich habe einmal einen gewissen Rittmeister gekannt,“ fuhr sie seufzend fort, „der, wenn er bezecht war, nicht mehr wußte, was er that. Die Augen traten ihm aus dem Kopfe und er schlug nach rechts und nach links aus.“

Damit wurde dies Thema geschlossen und hatte auch Anfissa Iwanowna nichts Positives weiter von dem gegenseitigen Schweigen der beiden Gatten erfahren, so glaubte sie doch zu ihrer größten Beruhigung daraus

Digitized by Google

schließen zu dürfen, daß der Hauptmann Striabine nicht „pfff“. Alles war so wieder in seinen gewohnten Gang gekommen, als das Krokodil in Graschewka auftrat, und wie schon weiter oben erzählt, alle Einwohner in Aufregung brachte.

5.

Die unglückliche Anfissa Iwanowna schloß in Folge des schrecklichen Alpes die ganze Nacht kein Auge. Sie weckte Domne auf, versuchte, um die schreckliche Wirklichkeit zu vergessen, von Diesem und Jenem zu sprechen; aber umsonst. Ein jedes Thema führte sie wieder zu dem Schreckensereigniß des Tages zurück, bis ihr endlich die Lider vor Ermattung zufielen. Trotz dieser Ruhe aber und trotz der Brausepulverchen, die sie bei ihrem Ausstehen eingenommen hatte, wollte sie in keine rechte Stimmung kommen. Gleichwohl befiehlt sie ihre Eindrücke bei sich, ernstlich böse, wie sie auf ihre Nichte war, weil diese sie gestern beim Anblick ihres in Angst scheu aufgerissenen Auges, statt ihr Muth zuzusprechen, ausgelacht hatte. Trotzdem rieth sie ihr mit ihrem guten Herzen ernstlich, das Baden in dem Flusse fernerhin zu unterlassen, eine Warnung, die Meletina Petrowna Anfangs mit einer gewissen Verwunderung anhörte. Doch als sie dann erfuhr, daß der Rath nur auf die gefährliche Nähe des Krokodiles abzielte, herzte und küßte sie ihre Tante, erklärte ihr, daß sie sich gar nicht vor dem Thiere fürchtete, und daß sie, wenn sie gewollt, es hätte längst fangen können. Sie würde also ruhig wie sonst baden gehen, dann würde sie ihren Weg bis nach Prudof zur Post fortsetzen und ihr den Abend „Den Ritter ohne Kopf“ vorlesen, der ihr gewiß gefallen würde. Ein Paar Augenblicke später sah man sie in der That auch in ihrer schmucken hellen Badegerode, die sie kokett mit einer Hand hochhob, um ihren zierlichen eng bestrümpften Fuß zu zeigen, über den Hof gehen. Sie machte ihren Sonnenschirm auf und verschwand durch das Hofthor.

Die Verschwörung, die ihr ihre Nichte gegeben, daß sie, wenn sie gewollt, das Krokodil längst hätte fangen können, beschäftigte seltsam Anfissa Iwanowna's Hirn. Warum konnte sie, war dem so, nicht Herrn Znamenskh holen lassen und ihn aufordern, sich mit Meletina Petrowna zusammen zu thun? Der Gedanke war um so besser, als noch am Abend vorher dieser ihr doch einen Brief mitgetheilt hatte, in dem man ihm Unsummen versprach für Austieferung des lebendig eingefangenen Thieres. So weit war sie mit ihren Gedanken gekommen, als sie sich plötzlich von dem Erscheinen Herrn Znamenskh's in höchsteigener Person überrascht sah. Er trug unter seinem Arme einen riesigen Stoß Zeitungen.

Herr Znamenskh machte einige Dreißig fein. Lang und dürr, mit eingefallener Brust und hohlen Wangen sah er mit seinem grünlich blassen Teint und seinem langen, über seinem schlotterigen Körper flatternden Rocke eher wie ein Gespenst als ein Mensch aus.

Er entschuldigte sich bei Anfissa Iwanowna, daß er störte, aber er hätte den ganzen Morgen die Ufer der Graschewka ausgekundschaftet und möchte sie nun um die Erlaubniß bitten, sich etwas bei ihr ausruhen. Diese wenigen Worte wurden unter einem furchtbaren Hustenanfall gesagt, dann ergänzte er ihr, wie er Angerlich wäre über alle die Dummheiten, die die Zeitungen über das Krokodil in die Welt setzten, und, heftig seinen Zeitungsstoß auf den Tisch schleudernd, sank er in einen Zauteuil. Anfissa Iwanowna sieh, entgückt von seinem Besuche, eine Erfrischung für den Schulmeister bringen und hatte nichts Eiligeres zu thun, als ihm Mittheilung von der Ansicht ihrer Nichte zu machen. Herr Znamenskh hörte ihr mit deutlicher Gleichgültigkeit zu, konnte sich am Ende jedoch nicht enthalten, mit einer gewissen Bitterkeit zu bemerken, er bemerke Meletina Petrowna um ihre Fähigkeit, über so ernste Sachen Witze zu reißen. Was das Krokodil anbetrifft, so war es ja sicher, seiner habhaft zu werden — wenn er nur erst die in der Stadt bestellten Bücher bekäme.

Dieser Besuch wirkte übrigens auf die Gesundheit Anfissa Iwanowna's unendlich heilbringender, als alle Pulverchen, die ihr der Feldscheer verschrieben. Wußte sie doch nun, daß wirklich nur ein Krokodil existirte, das noch obendrein, wie ihr der Schulmeister zusicherte, sich, allen Berichten zu Folge, nie in Menschenbehausungen wagte. Und so ging sie, als Herr Znamenskh sich zurückgezogen, beruhigter in den Garten hinaus, um sich mit dem Gärtner von seinen Heldenthaten von 1812 zu unterhalten.

Eines Abends, ein Paar Tage später, wurde Anfissa Iwanowna angenehm von dem Besuche Pater Gregor's überrascht, dem sie außerordentlich gewogen war. Die alte Dame bereite sich, ihm ihren schönsten Sessel anzubieten und bestellte Thee. Der brave Priester blickte tief traurig drein. Er fühlte sich, sagte er ihr, von einer Unruhe verzehrt, über die er sich nicht Rechenschaft geben könnte, und so schlecht aufgelegt, daß er fast das Bett aufgesucht, hätte ihn nicht die Furcht zurückgehalten, daß er dann am Ende nicht mehr aufstünde. Anfissa Iwanowna rieth ihm, den Feldscheer Niriute zu consultiren; doch als sich der Aermste zu verstehen gab, daß der Herr allein in seiner Barmherzigkeit ein Gnade ihm in seinem Leiden heilen könnte, hörte sie auf, in ihn zu dringen und begnügte sich, schweigend seine bekümmerten Züge zu beobachten.

Er seufzte und sagte ihr, er habe am vergangenen Abend aus Moskau einen Brief von einem Kunstbruder und Ordensgenossen bekommen und der Inhalt desselben sei ihm so peinlich gewesen.

Anfissa Iwanowna fragte ihn: worum, aber Pater Gregor antwortete nicht. Er schüttelte nur unter neuem Seufzen den Kopf. Der Eintritt Meletina Petrowna's unterbrach die lahme Conversation. Hochroth vor Erregung und Freude, hielt sie in der Hand eine Nummer des Angeigeblattes und hastig ihren Hut ablegend, sagte sie, sie brächte ihnen eine glückliche Kunde.

„Ueber das Krokodil?“ rief ihre Tante aus.

„Ach was, über Serbien. Die Serben haben gesiegt und die Türken vollständig geschlagen.“

Diese Kunde war eine Enttäuschung für Anfissa Iwanowna. Sie hatte erwartet, etwas Bestimmtes über das Ungeheuer zu hören und nun handelte es sich einfach um eine Schlacht in Serbien — und Serbien war doch so fern. Ihre Nichte las ihr die Depesche vor, die die Eroberung eines türkischen Lagers bei Babino Glawo durch General Tschernajeff anzeigte.

„Und Dein Mann?“ fiel Anfissa Iwanowna ein, zu ihrer Nichte gewandt. „Steht von ihm nichts in der Zeitung?“

„Wie sollte das zugehen? Mein Mann ist nur ein untergeordneter Offizier, das fünfte Rad an dem Wagen.“

Darüber wurde der Thee gebracht und kaum hatte man sich eingeschenkt, als man auf dem Hof Schellengeräusch vernahm. Aber zum allgemeinen Erstaunen trat nur Potapytsch ein und meldete, der Saltshy käme aus Prudof und suchte Pater Gregor. Darauf verabschiedete sich der Priester von den beiden Damen.

Zehn Minuten später setzte ihn der Wagen des Saltshy bei sich zu Hause ab, wo der Stanovoi auf ihn wartete.

„Bitte tausend Mal um Entschuldigung,“ meinte Pater Gregor zu ihm und drückte ihm herzlich die Hand. „Ihr Besuch hat wohl einen amtlichen Zweck?“

„Ja, es handelt sich um etwas Peinliches.“

„Ist mein Sohn dabei im Spiele?“

„Ja.“

„Mein Herz ahnte es. Ich habe einen Brief aus Moskau,“ fügte er hinzu, zog das Schreiben aus der Tasche und reichte es dem Stanovoi. — „Ist es deshalb?“ fragte der Pater Gregor mit Thränen im Auge.

„Ganz recht.“

„Was habe ich also in der Sache zu thun?“

„Verstehen, die Geschichte zu unterdrücken.“

„Ja, aber wie?“

Der Abend war längst heruntergekommen und noch saßen der Priester und der Stanovoi in ernstem Gespräche zusammen. Niemand erfuhr je, was sie besprochen, aber die Köchin erzählte hinterher, wie sie, zufällig eintretend, den Pater Gregor mit dem Kopfe zwischen den Händen dasitzen gesehen. Dicke Thränen liefen seinen grauen Bart herunter. Der Tisch war mit einem Strohe Briefe bedeckt und der Stanovoi las laut vor. Sobald er sie, die Köchin, aber gewahrt, hielt er plötzlich an. Gegen Mitternacht erst schirrte man seine Pferde und verabschiedete er sich von dem Priester.

„Sie sollten die Nacht lieber bei mir bleiben,“ meinte der Letztere zu ihm. „Es ist eine pechrabenschwarze Finsternih draußen.“

„Unmöglich — unmöglich. Ich muß morgen in aller Frühe in der Stadt zurück sein,“ antwortete der Stanovoi und ordnete die Papiere in seinem Portefeuille.

Digitized by Google

„Also rathen Sie mir, die Fahrt zu unternehmen?“

„Ja, ja, das ist das Beste, Sie bringen die Sache selbst am Leichtesten in's Geleise. Nur achten Sie darauf, daß Ihr Sohn uns nicht fortläuft. Denken Sie daran, ich lasse ihn unter Ihrer Bürgschaft hier“ — und der Tarantaß trug den Stanovoi den Weg nach der Stadt zu.

Der ganze Ort lag längst im Schlummer, mit Ausnahme einiger Bauern, die an einem Ende der langen Straße vor einer Jsba saßen, deren Mauern schier einzufallen drohten, und auf deren Dach eine lange Stange mit einem Stofflappen daran steckte. Kokliopiodot belauschte sich, völlig betrunken, in dieser Gruppe. Er redete und gestikulirte erregt und schlug dabei lustig seinen Zechgenossen auf die Schulter. Erst bei Morgengrauen kam er heim. Zu seiner größten Ueberraschung fand er seinen Vater schon auf und dabei, seine Reisesachen zu packen, während draußen sein Einspänner schon auf ihn wartete.

„Fährst Du weit fort, Vater?“ fragte er ihn.

Pater Gregor blickte seinen ungerathenen Sohn an, der breitbeinig, die Mütze im Nacken, die Hände in den Taschen seiner großkarrirten Hosen, mit offener Halsbinde und beiseitem Rocke vor ihm stand.

„Kokliopiodot, Kokliopiodot,“ rief der Priester aus, „in diesem Zustande!“

„Im Ernste,“ hob der andere wieder an, „fährst Du weit?“

„Ziemlich weit — aber ich habe Eile, um den Zug nach Moskau nicht zu versäumen.“

„Oh, Du glücklicher Mensch! Wer so reisen kann! Höre, nimm mich mit.“

Aber Pater Gregor schien keine Lust dazu zu haben, er stieg in seinen Wagen, sagte seinem Sohne Lebewohl, bekreuzigte sich im Anblicke seiner Kirche und fuhr, die Augen voll Thränen, fort.

6.

Denselben Tag, zwei oder drei Stunden später, sah Anfissa Jwanowna, die eben erst aus ihrem Schlafe erwachte, in ihr Zimmer die Sonne eintreten, die ihr die Kunde brachte, es hätte sich etwas in den Garten eingeschlichen, so daß der Gärtner Bragine entsetzt nicht länger an einem so gefährlichen Orte leben wollte und auf der Stelle um seine Entlassung bäte. Bei dieser Nachricht fiel Anfisia Jwanowna ihrerseits vor Schreck fast in Ohnmacht und das Gebetbuch glitt ihr aus der Hand. Bragine wurde gerufen, und er kam auch sogleich mit finsterer Miene, die Brauen zusammengekniffen.

„So sprich, was ist denn los?“ fragte ihn seine Herrin mit Thränen in der Stimme.

„Weiß ich?“ stieß der Gärtner mit Mühe hervor. „Ich weiß nur, daß ich keine Minute länger mehr hier bleiben kann. Oh, so was habe ich noch nimmer gesehen!“

„Aber was denn? So sprich um Himmelswillen doch!“

„Also — es war gegen zwei Uhr des Nachts, als ich aus meiner Hütte heraustrete und höre sich etwas in den Fliederdickichte regen. Ich bleibe stehen, ich horche, ich höre wieder Geräusch und zu gleicher Zeit etwas wie Fischen oder Flüstern und ein Knistern in den trockenen Zweigen. Ich sagte mir: ‚Aha, gewiß Kinder aus dem Dorfe, die Erdbeeren oder Stachelbeeren stehlen kommen. Wenn du eins ertappst, gibst du ihm eine derbe Tracht Prügel.‘ Ich gehe also in meine Hütte wieder zurück, ziehe meine Filzstiefeln an, nehme mir einen Stock und stelle mich bei dem Flieder auf. Ich horche — aber kein Laut in der stockfinsteren Nacht. Ich schlage leise den Weg nach den Erdbeerbeeten ein — da, plötzlich sehe ich etwas rechts von mir funkeln. Ich fühle alle meine Glieder fliegen. Ich rufe mit erstickter Stimme: ‚Hülfe, Räuber, Diebe!‘ — Da, mit einmal erlöschen die Augen, und nun höre ich in dem Gebüsche ein so furchtbares Geräusch, wie ich mein Lebtag niemals gehört.“

„Das war das Krokodil!“ riefen die beiden Alten zusammen aus. „Du hast es gesehen — hast Du es gesehen?“

„Ich sah nur seine Feueraugen.“

„Und als Du Hülfe riefst, hast Du es fortlaufen sehen?“

„Ich sagte doch, es war stockfinstere Nacht — aber ich habe das furchtbare Krachen gehört. — Auf mein Rufen kam der Knecht herbei mit einem Stock! Ich erzählte ihm die Geschichte, da geht das Geräusch mit einmal zwischen den Akazien wieder von vorn los — und jetzt nahmen wir die Beine in die Hand und rannten, so schnell uns unsere Beine tragen konnten, nach dem Hause.“

„Ach ja, darüber kann kein Zweifel mehr sein, das sind die Krokodile, ein Männchen und ein Weibchen,“ meinte Anfisia Jwanowna. „Jnamenskh hat mir erzählt, daß jetzt gerade ihre Brütezeit ist. Hast Du nicht ihre Eier gesehen?“

„Nein. Als es hell ward, sind wir Alle zusammen nach der Stelle zurückgegangen und fanden dort nur zwei Cigarrenstummel, weiter nichts.“

„Weiter nichts?“

„Aber was für Spuren soll es denn noch geben? Das Gras ist eingedrückt, gerade da, wo das höllische Geräusch herkam. Wahrhaftigen Gott! Anfisia Jwanowna, entlassen Sie mich. Neben Sie mir nicht zu, ich bleibe keine Minute länger hier.“

Anfisia Jwanowna, hoch erregt, bat Bragine, sie nicht zu verlassen. Sie sagte ihm, er wäre ihre einzige Hoffnung; ein alter Soldat, wie er, der seine Feuerprobe bestanden. Und so weiter. Kurz, sie redete so in ihn hinein, daß Bragine sich erweichen ließ und seinen Beschluß aufgab, aber nur unter der Bedingung, daß er nicht mehr in der Gartenhütte zu schlafen brauchte, sondern mit den anderen Bedienteten zusammen.

Sobald sie sich angezogen, beeilte sich Anfisia Jwanowna, ohne sich die Zeit zu ihrem Gebete zu lassen, den neuen Zwischenfall ihrer Nichte kund zu thun; aber zu ihrer großen Enttäuschung war die Thür ihres Zimmers fest verschlossen, woraus man entnehmen konnte, daß die Nichte nach Herzensluft schlief!

Die Kunde, daß der alte Bragine vorige Nacht zwei Krokodile, ein Männchen und ein Weibchen, gesehen, die in Anfisia Jwanowna's Garten eingedrungen waren, um dort ihre Eier abzulegen, gelangte auch bald zu Herrn Jnamenskh's Ohren, der mittlerweile in den beliebten Büchern fleißig studirt. Zwar hatte er über die Jagd auf das Krokodil nichts darin gefunden, trotzdem faßte er mit ihrer Hülfe einen Actionsplan, an den er sich ein für alle Mal zu halten beschloß, alle bis dahin angewandten Mittel aufgebend. So wie es gewesen, konnte es auch nicht mehr länger weiter gehen.

Die Bauern, die er zu dem Zwecke ernster Berathung berufen, hatten sich noch stets, anstatt zu discutiren, heillos und sinnlos betrunken. Und so beschloß er jetzt, um die Sache endlich zu einem guten Ende zu führen, sürderhin nur nüchterne Leute zur Besprechung über die Landplage und Abhülfe dagegen zu berufen. Es sollte ein Verein gebildeter, achtbarer Herren gegründet werden, die mit Ernst und Verstand die Leitung der wichtigen Frage übernähmen und das Gelingen mit ihrer Autorität garantirten.

Mit diesem Project im Kopfe begab sich Jnamenskh in den Laden Alexander Wissilewitsch Sokoloff's, wo er zu seiner großen Freude alle Honoratioren des Ortes versammelt und gerade dabei fand, die Entdeckung der zwei Krokodile in Anfisia Jwanowna's Garten zu besprechen. Aber es wollte Herrn Jnamenskh mit allen seinen Argumenten nicht gelingen, sich seine Hörer günstig zu stimmen, und so mußte er zur Erreichung dieses Zweckes doch wieder zu dem äußersten Mittel, zum Tractiren der Gesellschaft mit Wurst und Schnaps greifen. Und das verfing, so daß noch am selben Abend zur größten Freude des würdigen Schulmeisters der Verein definitiv organisirt wurde. Von der Nothwendigkeit des Schrittes, den sie ergriffen, zu guter Letzt doch noch überzeugt, ernannten es die neuen Vereinsglieder um die Wette an, daß man unmöglich die Krokodile länger in Ruhe lassen könnte. Jwan Maximytsch, ein geschworener Feind jedes Branntweines, erklärte nach wie vor die geplante Gründung für eine gefährliche Sache, die Einen mit der Polizei in Berührung bringen könnte, und wies entschieden seine Beitrittserklärung zurück.

Die Kunde von der Gründung der Gesellschaft — des Gratschewker Naturforschervereins für Ausrottung der Krokodile! — und dem Freibranntweine, der aufgelegt wurde, zog bald die ganze Einwohnerschaft an die Thür der Schenke; unter anderen auch den Schneider Philarets Semenowitsch, der Hurrah! und Bravo! heulend sich zum Mitgliede vorschlug, natürlich jedoch schmählich aus dem Locale entfernt ward.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die Akademische Kunstausstellung.

II.

Wenn man von der Summe der ausgestellten Bilder die Portraits und eine Reihe aus anderen Kunstsalons seit einem Lustrum bekannter Kunstwerke abzieht, bleibt noch immer eine erkleckliche Anzahl von Schildereien übrig, mit denen man sich wohl oder übel abfinden muß. Der angedeutete Abzug ist vollberechtigt, da dem Portrait in einer akademischen Ausstellung, wie sie sein sollte, überhaupt nur ein bescheidener Platz einzuräumen ist. Ob die hohe Finanz ihre Freude daran hat, die geehrten Gattinnen nicht nur in natura, sondern auch in effigie zu besitzen, ist für den Geldbeutel der Modemaler von Bedeutung, ob es der Kunstentwickelung zu Gute kommt, unterliegt starkem Zweifel. Die Stoffmalerei hat eine so schwindelnde Höhe der Technik erreicht, daß ein Fortschritt gar nicht mehr möglich ist, und der wechselnde Kleiderschnitt mag als Motiv für ein Modejournal ausreichen, zur Hervorbringung eines Kunstwerkes gehört mehr. Eine Ausscheidung der bestellten, ohne besondere Liebe zur Sache gemalten Bildnisse würde die Nummerzahl des Kataloges um ein starkes Drittheil vermindern und dem Gesammteindrucke der Ausstellung nicht zum Nachtheile gereichen. Uns will übrigens bedünken, als sei sich die Jury eines erheblichen Manquos in dem künstlerischen Jahresertrage bewußt gewesen, denn sie hat ganze Collectionen von Bildern, wie die Studienköpfe von Knaus, die in den Photographienmappen der Kunstfreunde seit einem Jahrzehnt vergilben, und die köstlichen Aquarelle Menzel's, die sich unserem Bildergedächtnisse seit fast ebenso langer Zeit unauslöschlich eingeprägt haben, einer unverdienten Vergessenheit (?) entrissen. Hat sie dabei die Absicht gehabt, den wenig verheißungsvollen Nachwuchs auf die goldenen Höhen der Kunst aufmerksam zu machen, so wollen wir nicht mit ihr rechten, sie hat einem tief empfundenen Bedürfnisse abgeholfen.

Es ist sonst Sitte gewesen, an dieser Stelle die einzelnen Gattungen der Malerei, wie sie in der Ausstellung vertreten sind, zusammenfassend zu besprechen. Wir müssen für dieses Mal auf die gewohnte Form verzichten, da uns die Gesichtspunkte für eine solche essayartige Darstellung zu fehlen scheinen. Ein feuilletonistischer Rundgang durch die Ausstellungsräume, ein kurzer Halt vor einem über das Durchschnittsmaß hinausragenden Kunstwerke, wird unseren Lesern genügen. Die Unvollständigkeit unserer Besprechung wird dem Rufe der nicht erwähnten Künstler sicher keinen Schaden thun.

Da sich trotz der selbst auferlegten Beschränkung noch immer Gelegenheit genug zum Tadel bieten wird, ist es uns ein Herzensbedürfniß, von vornherein eine generelle Anerkennung auszusprechen. Die Hängecommission hat in diesem Jahre mit entschiedenem Erfolge ihres Amtes gewaltet. Es ist ihr gelungen, die Bilder in den einzelnen Räumen angemessen zu gruppiren, so daß fast jede Wand ein in sich geschlossenes Arrangement bietet, dabei sind Format, Farbenzusammenstellung, Aehnlichkeit und Gegensätzlichkeit der Motive in dem Auge wohlthuender Weise berücksichtigt.

Die Ehrensäle links und rechts von dem großen Kuppelraume haben keine Verwendung gefunden, dagegen ist in dem ersten, mit der Büste des Kaisers geschmückten Hauptsaale eine Reihe besserer Bilder vereinigt, die wohl geeignet sind, ein günstiges Vorurtheil für die Ausstellung zu erwecken. Daß sie unter dem Zeichen des weiblichen Portraits steht, wird durch ein Bildniß der Frau Erbprinzessin von Meiningen von Norbert Schrödl und ein eben solches einer Dame in violettem Sammet von Max Koner rechts und links vom Eingange symbolisch angedeutet. In dieser symbolischen Bedeutung erschöpfen sich übrigens die Beziehungen der beiden Portraits. Die schlanke Gestalt der Prinzessin Charlotte in der tief ausgeschnittenen blaßblauen Atlasrobe, die feinen, ein wenig ernsten Gesichtszüge kommen der vornehmen Auffassung Schrödl's entgegen. In der Haltung der aufrecht stehenden, das mit einem Brillantdiadem geschmückte Haupt leise vorneigenden Figur ist alles Gemachte, Posenhafte vermieden. Die violette Dame von Max Koner ist ein prächtiges Specimen des Modeportraits. Wenn doch die Damen, die sich so malen lassen, wüßten, wie sehr ihre Salonbildnisse an die aufgedonnerten Photographien der „guten Stube“ erinnern. Oder wollen sie uns etwa glauben machen, daß man in der Bellevue-Straße stets in Sammt mit dem Straußfederfächer auf einem geschnitzten Sessel mit geeiztem Lederüberzuge von Hulbe sitzt? Das zu solchaner Staatstournüre gehörige Gesicht hat selbstverständlich mit den natürlichen Zügen der Dame möglichst wenig zu thun. Von dem obligaten: „Bitte, conversiren Sie recht ungezwungen“ im Atelier des Malers bis zu dem: „Nur recht freundlich, wenn ich bitten darf“ im Bodenraume des Photographen ist nur ein Schritt. Das Resultat ist in beiden Fällen Unnatur, für die wir den Maler weniger verantwortlich machen, als die unumschränkte Herrscherin Mode.

Was bei der Frau gesucht erscheint ist beim Manne natürlich, sobald es sich um ein Portrait handelt, das zur Decoration eines öffentlichen Gebäudes bestimmt ist. Wenn sich der Bürgermeister Duncker mit der goldenen Amtskette im Schmucke sämmtlicher Orden und Ehrenzeichen von Hugo Vogel malen läßt, so bleibt es nur bedauerlich, daß der prächtige Charakterkopf, dem selbst ein Naturfehler im Blick des rechten Auges nichts schadet, zu dem banalen Fracke, zu Cylinder und weißen Handschuhen nicht recht passen will. Die Pose ist durchaus natürlich und ungesucht, weil sie an die Amtsfunctionen des Bürgermeisters erinnert. Er ergreift mit der Rechten die Lehne eines Sessels, um in einer feierlichen Sitzung am Magistratstische Platz zu nehmen. Wie der Vater der Stadt an die grüne Tafel, so gehört der schneidige Garde du Corps-Offizier auf sein Vollblutpferd. Der Prinz Reuß von Conrad Freyberg, auf dem edlen Braunen an dem Beschauer vorübertrabend, ist ein Casinobild, wie es zweckentsprechender garnicht zu denken ist. Vom Hufbeschlag bis zur weißen Kürassiermütze, Alles correct und untadelhaft. Selbst die Aehnlichkeit hat etwas reglementmäßiges, das jeden Rekruten solcher Unverkennbarkeit gegenüber zum Frontmachen vor dem unmittelbaren Vorgesetzten veranlassen würde.

Wahrhaft erquickend wirkt nach diesen Staatsconterfeis das Brustbild eines jungen Mädchens in Weiß von Zickendraht. Das frische Gesichtchen lacht unter einem mit Feldblumen garnirten Strohute hervor voll dem Beschauer entgegen, ohne sich um die blaue See zu kümmern, von der es durch ein eisernes Gitter getrennt ist. Der unmotivirt aus dem Rahmen herauswachsende Obstblüthenzweig bringt in das natürlich anmuthende Bildchen ein störendes symbolisches Element. Zickendraht hat sich mit viel Glück die Vorzüge der Hellmalerei angeeignet, ohne in ihre Fehler zu verfallen.

Den umgekehrten Weg hat Paul Weimar mit seinen holländischen Klatschschwestern eingeschlagen. Das Bild ließe sich am besten als der Triumph der weißen Farbe über die schwarze bezeichnen. Höhnisch und breitspurig reitet das Licht in compacten weißen Streifen auf den schwarzen Silhouetten der Figuren und hält es kaum für nöthig, sein keckes Eindringen durch ein paar hier und da angebrachte Thüren und Fenster zu motiviren. Der gesunde Organismus des Bildes wird durch dieses unvermittelte Aufeinanderprallen von Licht und Schatten vollständig erdrückt.

Das Pendant zu dieser naturalistischen Studie bildet — nach dem Gesetze der Gegensätzlichkeit — auf der andern Seite des Einganges zum zweiten Saale eins der wenigen religiösen Bilder. Hermann Prell, der hoffnungsvolle Maler des Architektenhauses, hat sich hier in einer künstlerischen Caprice gefallen, deren Conception und Technik zu gleich lebhaftem Widerspruche reizen. Die heilige Familie hat sich auf der Flucht nach Aegypten in der linken Bildecke unter einem Baume niedergelassen, während ein Engel in weißem, mit Wasserblumen bemaltem Gewande den Wanderern auf der Geige etwas vorspielt. Trotz dieser gewiß himmlischen Musik geht durch das ganze Bild eine merkwürdige Disharmonie. Joseph, Maria und das Kind sind durchaus realistisch aufgefaßt, während der Engel seine präraffaelitische Herkunft britischen Angedenkens absolut nicht verläugnen kann. Seine überschlanke Gestalt, das japanesisch anmuthende Gewand, die blau angelaufenen Flügel, die garnicht recht in den Fleischton des Rückens hineinwachsen wollen, erinnern unwillkürlich an die sonderbaren Schwärmer jenseits des Canals, für die nur noch „das Intense“ künstlerische Bedeutung hat. Auch coloristisch hat das Bild einen Riß. Rechts alles in geschlossener Beleuchtung, dunkel gehalten, links ein kreidig blauer Grundton, der sich auf dem ostentativ aus dem Bilde herausgebreiteten Flügelpaare concentrirt.

An den beiden Hauptwänden des Saales hängen zwei prächtige Reiterbilder einander gegenüber. G. Koch hat versprengte Kürassiere bei Sedan gemalt, deren vor Angst scheu gewordene Pferde in ein französisches Infanterie-Zeltlager einbrechen, während im Hintergrunde eine preußische Schützenkette sichtbar wird. Liegt hier die Wirkung des Bildes hauptsächlich in dem wirren Hereinpralle der wild gewordenen Pferde, deren Entsetzen meisterhaft zum Ausdrucke gebracht ist, so ist es Theodor Rocholl in seltenem Maße gelungen, den Todesritt der Bredow'schen Kürassierbrigade bei Mars la Tour künstlerisch zu gliedern, ohne der Natürlichkeit eines Reiterhandgemenges Abbruch zu thun. Links wird die letzte Linie der französischen Infanterie zusammengehauen, in der Mitte ist der Durchbruch gelungen, von rechts her wirft sich ein Kürassierregiment den siegreichen preußischen Reitern in die Flanke. Die ganze Situation, die todesmuthige Aufopferung, der scheinbare Erfolg, die unvermeidliche Niederlage am Ende, ist klar und anschaulich vorgetragen. Die Behandlung der sich nach hinten zu in die Tiefe des Bildes hineinziehenden Seitengründe ist ein wenig flüchtig, das Verschwimmen der Massen durch eine compacte Staubwolke ungenügend motivirt.

Ist in diesen beiden Schlachtenbildern alles flüchtigste, wildeste Bewegung, die sich gleichzeitig in einer durch das Darstellungsobject bedingten Buntheit ausdrückt, so zeichnet sich Kohlitz's Kronprinz Friedrich Wilhelm bei Wörth durch geschlossene, alle Localtöne in sich aufsaugende, Farbengebung aus. Unser Fritz hält, den General von Blumenthal hinter sich, vor seinem Generalstabe, und ertheilt einem von links heransprengenden bayerischen Ordonanzoffizier einen Befehl. Figuren und Farben verschwimmen in einer durch Pulverdampf und Staub verdichteten Abenddämmerung.

G. M.

Digitized by Google

Notizen.

Dichtungen von Alfred de Musset. Deutsch von Martin Hahn. Mit Vorwort von Paul Lindau. (Breslau, S. Schottländer.) — Wie liest man heutzutage Uebersetzungen? Der gebildete Durchschnittsleser behandelt sie nicht anders als eine Originallectüre, er verlangt vor Allem das, was jede Dichtung bieten soll: Unterhaltung in veredeltem Sinne. Wenn er dann während des Lesens nicht auf fremdländische, auch nicht einmal auf gezwungene Wendungen stößt, so ist er zufrieden und spendet dem Uebersetzer das höchste Lob: seine Uebertragung lese sich wie Original. Der Leser, der so den Genuß einer Uebersetzung auffaßt, hat unbestritten recht. Aber auch der Kritiker? Er glaubt wenigstens in den meisten Fällen bei seiner Beurtheilung denselben Standpunkt einnehmen zu können. Ob der Uebersetzer auch rechtschaffen vorgeht, ob er nicht das Beste unterschlägt oder doch, um sich die Arbeit zu erleichtern, manches Gute und dadurch das Ansehen des Autors schädigt, — das zu prüfen haben unsere schnellschreibenden Recensenten keine Zeit. Und so hat man es denn auch erlebt, daß die von einer liebenswürdigen Höflichkeit dictirte Vorrede in den meisten Zeitungen einfach nachgebetet wurde, ohne daß man sich die Mühe gab, Original und Uebersetzung zu vergleichen und danach selbständig zu urtheilen. Freilich! es würde auch den größten Theil der Leser langweilen, wenn der Kritiker ein 13 Bogen starkes Werk eingehend behandeln und alle mißlungenen wie geglückten Uebersetzungsstellen mit dem Originale vergleichend anführen wollte. Aber bei einem kleinen Gedichte, das in seiner zarten Anmuth zu dem Duftigsten gehört, was Musset's Muse geschaffen, wollen wir dem Uebersetzer einmal auf die Finger sehen. „A une fleur" heißt das Lied und beginnt:

Que me veux-tu, chère fleurette,	Was willst du, Blümchen, steh' mir Rede,
Aimable et charmant souvenir?	Du Angedenken süßer Lust.
Demi morte et demi coquette,	Halb welk und halb noch listig spröde,
Jusqu' à moi qui te fait venir?	Wie hast du nur den Weg gewußt?

Das Unbestimmte, mit Absicht Vieldeutige des Originales wird hier von Martin Hahn mit scharfen und deshalb falschen Umrissen wiedergegeben. In der vierten Zeile sagt der Uebersetzer etwas ganz anderes, als der Dichter. Qui te fait venir? Wer ist es, der dich sandte? Aber durch den Ausdruck „Angedenken süßer Lust" hat M. Hahn schon vorweg genommen, was Musset in kunstvollem Aufbau erst sechs Strophen später verrathen will. Diese allmähliche, wohlabgemessene Steigerung hat der Uebersetzer vollständig übersehen und plump als bestimmt hingestellt, was der Dichter erst leise bezweifelt und stufenweise sicherer und sicherer als Thatsache annimmt.

Sous ce cachet enveloppée	In diese Hülle eingeschlagen
Tu viens de faire un long chemin.	Bist du von fernher mir geschickt;
Qu'as tu vu? que t'a dit la main	Sag' an, was sie dir aufgetragen,
Qui sur le buisson t'a coupée?	Die Hand, die dich vom Strauch gepflückt?

Wieder das Vorgreifen des Uebersetzers! que t'a dit la main? heißt nicht: was hat sie dir aufgetragen? Musset erscheint es noch zweifelhaft, ob die Hand etwas aufgetragen, er fragt nur, ob sie überhaupt etwas gesagt hat. Sonst wäre auch die dritte Strophe überflüssig, wo der Dichter weiter im Zweifel die Frage stellt:

N'es-tu qu'une herbe desséchée
Qui vient achever de mourir?
Ou ton sein, prêt à refleurir,
Renferme-t-il une pensée?

Man sieht, der Dichter weiß noch gar nicht, ob er ein bedeutungsloses, welkendes Blümchen in Händen hält oder ob sich in dem wieder auflebenden Kelch ein Gedanke birgt.

Ta fleur, hélas! a la blancheur
De la désolante innocence;
Mais de la craintive espérance
Ta feuille porte la couleur.

Die weiße Blüthe deutet, leider! auf Unschuld, zugleich aber das grüne Blatt auf Hoffnung. Hahn übersetzt die erste Zeile sehr geschmackvoll: „Dein Kelch, o Blume, ach, er blinkt . . ." O und ach! stärker kann man das hélas nicht betonen. Auch diese Farbendeutung genügt dem Künstler noch nicht, und zweifelnd fährt er fort:

As-tu pour moi quelque message?
Tu peux parler, je suis discret.
Ta verdure est-elle un secret?
Ton parfum est-il un langage?

Der Uebersetzer, der schon in der zweiten Strophe fragte. „Was hat die Hand dir aufgetragen?" weiß sich nun nicht zu helfen und muß wohl oder übel zu einer zwecklosen Wiederholung greifen: „Sprich, ward dir Botschaft aufgetragen?" Und dann versichert er mit Pomp: „Ich bin verschwiegen wie die Gruft!" Wie unzart und wortüberladen gegenüber dem prunklosen Urtext: Tu peux parler, je suis discret! Und nun weiter:

S'il en est ainsi, parle bas,	Und ist es so, dann rede leise,
Mystérieuse messagère;	Geheimnißvolle Botin du;
S'il n'en est rien, ne réponds pas;	Doch ist es nichts, dann schweig' fein weise,
Dors sur mon coeur fraiche et légère.	Und halt' an meinem Herzen Ruh'.

Die Poesie dieser Zeilen muß in jeder Uebersetzung wirken, also kann hier auch die deutsche Strophe nichts verderben. Ein Unbescheidener würde allerdings die dritte Zeile als das Uebersetzungskunststück einer höheren Tochter bezeichnen, und er hätte nicht so unrecht. — Strophe sieben bringt endlich die Lösung, und diese Strophe ist ein doppeltes Meisterwerk, erstens durch die Art, wie der bisherige Zweifel des Dichters begründet wird, und zweitens dadurch, daß die Lösung noch eine zweite Wendung vorbereitet.

Je connais trop bien cette main,	Ich kenn' es ja, das Schelmenhändchen,
Pleine de grace et de caprice,	Zu wohl nur ist es mir bekannt,
Qui d'un brin de fil souple et fin	Das mit dem kleinen, zarten Bändchen
A noué ton pâle calice.	Das Haupt, das blasse, dir umwand.

Pleine de grace et de caprice, Voll Huld und Laune — unterschlägt der Uebersetzer einfach, und gerade das ist der feinsinnigste Zug, den der Dichter von der Hand seiner Dame, also von ihr selbst, gibt. Gerade die Mischung von Huld und Laune, dieser beiden Gegensätze des Gefühles, ließ ihn in Zweifel, ob die Blume ein Zeichen der Liebe oder ein gleichgültiges Geschenk der augenblicklichen Laune sei. Wie nichtssagend ist dagegen das „Schelmenhändchen" und wieder wie überflüssig wortreich die Wiederholung: „Ich kenn' es ja — zu wohl nur ist es mir bekannt!" Hier zeigt der Uebersetzer ebenso wenig Verständniß für die schönste und wichtigste Stelle des Gedichtes, als er dem ganzen kunstvollen Aufbau der Strophen entgegenbrachte. Die folgenden Verse führen die Lobpreisungen der blumenspendenden Hand weiter:

Cette main-là, petite fleur,	Ach! diese Hand, du liebe Blüthe,
Ni Phidias, ni Praxitèle	Nichts Schön'res fände Phidias,
N'en auraient pu trouver la soeur	Er nähme denn von Aphrodite
Qu'en prenant Vénus pour modèle.	Das Vorbild sich und holde Maß!
Elle est blanche, elle est douce et belle,	Ja, sie ist weiß und sanft wie keine
Franche, dit-on, et plus encor;	Und gütig, sagt man, und noch mehr —
A qui saurait s'emparer d'elle	Und wer sie einstmals nennt die Seine,
Elle peut ouvrir un trésor.	Dem gibt sie Wunderschätze her.

„A qui saurait s'emparer d'elle" klingt auch poetischer, als „Wer sie einstmals nennt die Seine" und sicher weniger ehevermittlerisch. Und nun Musset's allerliebste Schlußstrophe:

Mais elle est sage, elle est sévère;	Doch sie ist klug, doch sie ist strenge
Quelque mal pourrait m'arriver.	Und weiß zu strafen, wenn sie will —
Fleurette, craignons sa colère.	Drum, daß sie uns kein Leid verhänge,
Ne dis rien, laisse-moi rêver.	O laß mich träumen, schweige still.

Wiederum das vollständige Verkennen der poetischen Wirkung. Musset schließt unvergleichlich stimmungsvoll: laisse-moi rêver. — M. Hahn: Schweige still! Ist das Uebersetzungskunst? Diesen Schluß hätte er sich zurufen sollen, als er das Stück zu übersetzen begann. In dem laisse-moi rêver liegt das Endlose, den Gedanken Fortspinnende, das Weiterverfolgen des Traumes, der im Gedichte selbst geträumt wird. Laisse-moi rêver! Man kann sich keinen schöneren Abschluß eines träumerischen Liedes vorstellen, und da muß der Uebersetzer das unglückselige: Schweige still! ausrufen! Nun gar für „ne dis rien", das doch wahrlich nichts von jenem Unteroffizierstone an sich hat! Man wird hier vielleicht den Einwurf erheben, daß unsere Muttersprache durch die größere Reimschwierigkeit Hindernisse in den Weg legt, deren Beseitigung oft nur mit dem Verluste irgend einer poetischen Schönheit erkauft werden kann. Für den wahren Dichter gibt es solche Hemmnisse nicht, er opfert eher die Form dem Gedanken, als umgekehrt. Und hält sich denn Martin Hahn so streng an die Form? Achtet er denn überhaupt auf ihre Gesetze? Man wäre zu Zweifeln berechtigt, wenn man die dritte Strophe der Uebersetzung liest:

Bist du ein Gräschen nur, ein welkes,
Und willst hier sterben matt und still?
Birgst du im Schooße deines Kelches
Ein Wort, das sich entfalten will?

Aehnliche Reime, z. B. Venedig — erbötig, Süße — Marquise, leugnet — unterzeichnet, tauge — Rauche, Zug — Buch finden sich bei Hahn allerorten. Wenn ein Dichter unserer Zeit sich derartige Freiheiten herausnimmt, dann darf er nicht auf eine Empfehlung Anspruch machen, am allerwenigsten darf er aber neben solchen Umgehungen der losesten Reimregel noch so bedeutende Abweichungen vom Urtexte bieten, wie sie oben nachgewiesen wurden. Kurz, eine schlechte Uebersetzung. Wem dieses Urtheil zu hart klingt, wer etwa entgegnen möchte, daß ein Gedicht nicht für ein Werk von 13 Bogen maßgebend sei, der erwäge, daß es sich hier um die Uebertragung eines der hervorragendsten Gedichte Musset's handelt, daß alle gerügten Fehler charakteristisch sind, sich also mehr oder weniger bei allen anderen Uebertragungen dieses Buches finden lassen, und der bedenke vor Allem die Wirkung der Lobeserhebungen, mit denen diese Uebersetzung empfohlen worden ist.

Sigmar Mehring.

Digitized by Google

Inserate.

P. P. Berlin, N.W. 7.

Der geehrten Schriftstellerwelt gestatte ich mir die hochverehrende Mittheilung zu machen, daß ich z. B. mit der Organisation eines neuen **literarischen Instituts** beschäftigt bin, welches demnächst unter der Firma:

Greiner & Comp., Literarisches Institut

ins Firmenregister eingetragen wird.

In meiner bisherigen Thätigkeit habe ich mir hinreichende Erfahrungen erworben, um ein Institut wie das entstehende im vornehmsten Sinne führen zu können. Der Erfüllung dieser ehrenvollen Aufgabe werde ich mich um so vollständiger unterziehen können, als dem Institute **ungewöhnlich reichliche Mittel** zur Verfügung gestellt sind.

Die neue Firma wird **bekletristische Arbeiten** kaufen und hat für dieselben, da ich mit den hervorragendsten deutschen Zeitungen und Zeitschriften in Verbindung stehe, gute Absatzgebiete. Ich habe u. A. an die hiesige **„National-Zeitung“** allein innerhalb der letzten zwei Jahre **acht große Romane** geliefert.

Bei Angeboten ersuche ich die geehrten Schriftsteller um Beantwortung folgender Fragen:

a. Wie stark ist das Werk (in Zeilen ausgedrückt, die Zeile zu 45—50 Buchstaben)?
b. Ist es noch unveröffentlicht? oder, wenn gedruckt, wo und wann ist es erschienen? (In letzterem Falle könnten event. nur Romane Berücksichtigung, welche **einmal** in einer politischen Tageszeitung erschienen sind; Feuilletons und kleinere Erzählungen sind ausgeschlossen.)
c. Welchen Redactionen oder literarischen Agenturen wurde die Arbeit angeboten oder hat sie bereits vorgelegen?
d. Welches Honorar wird für den Abdruck in Zeitungen und Zeitschriften, welches für die Uebernahme incl. Buchausgabe verlangt? (Die Zahlung erfolgt unmittelbar nach Annahme des Manuscriptes in Baar.)

Im Verlage von **Greiner & Comp.** erscheint, redigirt von **Ernst Wechsler**, die

„Feuilleton-Zeitung“

für Redactionen als Manuscript gedruckt unter Mitarbeit von 152 der ersten deutschen Schriftsteller. Dieselbe bringt nur Original-Artikel und öffnet ihre Spalten Allem, was sich im Rahmen eines geschmackvollen und künstlerisch abgerundeten Feuilletons gestalten läßt; sie widmet besondere Pflege dem Hauptstädtischen Briefen, dem kurzen populär-wissenschaftlichen, militärischen, culturhistorischen, ästhetischen Aufsatz, der novellistischen Skizze und der actuelle und interessante Fragen behandelnden Causerie.

Ich werde gern mit Schriftstellern neue Verbindungen anknüpfen.

Briefe und Sendungen bitte ich bis zum 10. August an mich persönlich zu richten.

Mit vollkommener Hochachtung

Ludwig Greiner,
Unter den Linden 40.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Kaiser Wilhelm und sein Reich.

von

Ed. Simon.

Autorisirte Bearbeitung.

Aus dem Französischen.

Ein starker Oktavband 6 M, eleg. geb. 8 M.

Obiges Werk verdient gerade jetzt nach dem Tode des **großen Kaisers** auch in Deutschland allseitige Beachtung. Rückhaltlos zollt Autor dem Verewigten Anerkennung und schildert mit großer Unparteilichkeit, welche man bei einer in **Frankreich** erschienenen und für **Franzosen** bestimmten Biographie nicht für möglich hält, das Leben unseres **Heldenkaisers** und mit **Hochachtung**, mit **Bewunderung**, ja mit **größter Sympathie** spricht derselbe von unseren großen Männern, **Bismarck, Moltke** u. s. w.

Bei **Otto Wigand** in Leipzig soeben erschienen:

Sammlung von Actenstücken

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig.
In allen Buchhandlungen vorrätig:

Neues von Leberecht Hühnchen und andern Sonderlingen.

22 Bog. brosch. ℳ 3.—, geb. ℳ 4.—

Verlag von Gustav Fock in Leipzig.

Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker**, Verfasser der „Hundert Republik“, des „Wasser des Leides“ u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll

Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;

Wer nicht deuten „darf“, darf kritteln! „wunderlich“ mein Werk mir schelten;

Wunderlich erschien dem Poter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Dr. C. H. Theodor Eimer,
Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie zu Tübingen.

Die Entstehung der Arten

auf Grund von

Vererben erworbener Eigenschaften

nach den

Gesetzen organischen Wachsens.

Ein Beitrag zur einheitlichen Auffassung der Lebewelt.

I. Theil.

Mit 6 Abbildungen im Text.

Preis: 9 Mark.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in Hannover ist soeben erschienen:

Nachklänge altgermanischen Götterglaubens

im Leben und Dichten des deutschen Volkes

von

Dr. Ferd. Hoffmann.

Octav. 1888. 1 M. 80 Pf.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von Carl von Schlözer.

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Perlet, Robert Schick und einer Radirung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband Mk. 6.—

„Dur und Moll“ ist ein Werk, das neben Anderen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Callot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Leser.

Verlag von Robert Lutz, Stuttgart.

Sternbanner-Serie:

Amerikanische Humoristen und Novellisten.

Jeder Band M. 2.50 brosch., M. 3.— geb.

Bisher erschienen von dieser als vorzüglich anerkannten Sammlung folgende Bände:

Bd. I. **Stockton, Ruherheim.** Häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares.
„ II. **Mark Twain, Unterwegs und Daheim.**
„ III. **Novelletten und Skizzen amerikanischer Meister der „Short Story“:** Alcock, O'Brien, Deming, Hale, Stockton u. A.
„ IV. **Stockton, Kuriose Geschichten.**
„ V. **Mark Twain, Das Leben auf dem Mississippi.** Mit Bild und Biographie M. Twains.

Friedrich Chopin.

Thematisches Verzeichniß der im Druck erschienenen Kompositionen. Neue ungearbeitete und vervollständigte Ausgabe mit beigef. Chopin-Bild. 6 ℳ.

Leipzig. **Breitkopf & Härtel.**

Redaction: Berlin S.W., Wilhelmstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 31. Berlin, den 4. August 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Landtagswahlen in Preußen und das Cartell. Von P. Asmussen. — „Geld unter die Leute bringen". Von Adolf Mayer. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Der Talmud. Von Gustav Karpeles. — Eine russische Historie von Konstantinopel. Von Irenius. — Die nationale Kunstgewerbeausstellung in München. Von Adolf Fleischmann. — **Feuilleton:** Das Krokodil. Kleinrussische Humoreske von Salom. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Akademische Kunstausstellung. III. Von O. M. — Notizen. — Inserate.

Die Landtagswahlen in Preußen und das Cartell.

Von P. Asmussen.

Es werden noch Monate vergehen, bevor wir an die Wahlurne zu treten haben, um diesmal für fünf Jahre unsere Landtagsabgeordneten zu wählen. Der Wahlkampf wird, weil er in Zukunft seltener abgehalten wird, diesmal jedenfalls ein heißer werden. So finden wir schon in dieser Zeit in und außerhalb der Presse Vermuthungen über den Ausfall der Wahlen gerade nicht in kleiner Zahl.

Das Hauptinteresse hat sich von Anfang an und besonders seit den v. Rauchhaupt'schen Erklärungen um die Cartellfrage zusammengedrängt, um die Frage, ob auch in diesem Wahlgange wieder die Nationalliberalen mit den beiden conservativen Parteien zusammengehen werden. Unter den Folgen des Cartelles haben bei der letzten Reichstagswahl die Deutschfreisinnigen am meisten zu leiden gehabt, sie haben die meisten Sitze eingebüßt. Man kann es ihnen darum im Grunde nicht verdenken, daß sie zuerst anfingen die Cartellfrage in ihrer Presse zu erörtern, daß sie mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln bemüht waren, die Nationalliberalen und Conservativen auseinander zu hetzen. In Folge dessen hat sich auch die Presse der letztgenannten Parteien genöthigt gesehen, der Cartellfrage näher zu treten. Die Preßstimmen sind natürlich verschieden ausgefallen, aber so viel steht doch fest, daß die Nationalliberalen bei den Wahlen zum preußischen Landtage selbstständig vorzugehen gedenken, daß also das Cartell thatsächlich eine nicht unerhebliche Lockerung erfährt. Natürlich ist darüber im Lager der Deutschfreisinnigen nicht minder wie in dem der Klerikalen und der verschiedenen Protestler, Freude die Fülle. Man hofft auf eine Niederlage der sogenannten nationalen Parteien, und namentlich die Deutschfreisinnigen gedenken einen großen Sieg über die Nationalliberalen davon zu tragen. Aber auch im Lager der Conservativen ist man den Nationalliberalen nicht mehr so gewogen, seitdem sie eigentlich thatsächlich das Cartell gekündigt haben. Und doch kann man nicht anders sagen, als daß sie darin ganz richtig handelten.

Das Cartell ist zu ursprünglich nicht eine Verbrüderung für ewige Zeiten und alle Wahlen, sondern bezog sich nur auf die letzte Reichstagswahl und hatte den Zweck, das Septennat durchzubringen, dessen Annahme von den ersten militärischen und politischen Autoritäten als zur Wahrung des Weltfriedens nothwendig bezeichnet wurde. Da nun als Gegner des Septennats nicht nur die Deutschfreisinnigen und das Centrum auftraten, sondern in ihrem Sinne auch alle die Parteien stimmten, denen mit dem Auseinanderfallen des Deutschen Reiches am besten gedient wäre, galt es für die Septennatsparteien, eine Mehrheit in ihrem Sinne in den Reichstag zu bringen. Dazu lag die Gefahr nahe, daß große Volksmassen durch das Wort der deutschfreisinnigen und klerikalen Wortführer, sie hätten jeden Mann und jeden Groschen der Regierungsvorlage auf drei Jahre bewilligt, und die sieben Jahre wären nur eine eigensinnig festgehaltene Forderung der Regierung, an der schließlich nichts gelegen sei, gekübert werden könnten. Unter dieser Gefahr schlossen die Nationalliberalen mit den beiden conservativen Parteien das Wahlbündniß, das sich denn auch bewährte, indem es nicht nur das Septennat sicherte, sondern auch einen Reichstag zusammenbrachte, der, ohne sich mit nutzlosen Nörgeleien viel abzugeben, bis jetzt ein gut Theil Arbeit beschafft hat.

Wenn nun auch die letzten Sessionen des Landtages und des Reichstages gezeigt haben, daß die Ansichten der Nationalliberalen sich in vielen Punkten mit denen der Conservativen berühren, ja decken; wenn sie namentlich gezeigt haben, daß die drei Parteien wirklich willens sind, die Arbeit der nationalen Gesetzgebung nach besten Kräften zu fördern, und nicht die Zeit mit nutzloser Oppositionsmacherei zu vertrödeln: so haben sie nicht minder gezeigt, daß es zwischen den genannten Parteien noch Differenzpunkte genug gibt, über die hinweg nicht so ohne Weiteres zur Tagesordnung geschritten werden kann. Eine Verschmelzung der drei Parteien zu einer großen liegt durchaus nicht in den Grenzen der Unmöglichkeit. Bevor sie aber stattfinden kann, sind zunächst noch viele Hindernisse hinwegzuräumen, und sicherlich wird nicht die nationalliberale Partei allein die nachgebende sein, wie man ihr von gegnerischer Seite gern vorwerfen möchte. Sie hat sich bis heute noch niemals als eine Dienerin der conservativen Fractionen behandeln lassen. Wollen diese mit ihr eine vollkommene Verständigung in allen Punkten erzielen, so wird es auch bei ihnen liegen, mit Vorschlägen dafür hervorzutreten. So lange aber eine solche Verständigung nicht erzielt ist, muß die nationale Partei mit allen Kräften darauf bedacht sein, möglichst viele ihrer politischen Glaubensgenossenschaft in die gesetzgebenden Körperschaften zu bringen, und kann sich nicht damit begnügen, bei den Wahlen eine Partei zu unterstützen, die sich unter Umständen auf die Seite ihrer Gegner stellen kann. Solche Politik verdiente mit vollem Rechte das Prädicat selbstmörderisch. So lange eine volle Verständigung der drei nationalen Parteien unter einander nicht erfolgt ist, muß jede auf eigene Hand Terrain zu gewinnen suchen. Das schließt

Digitized by Google

natürlich nicht aus, daß sie nicht einmal wieder in Anlaß einer großen nationalen Frage brüderlich zusammenhalten und zusammengehen können.

Die Nationalliberalen sind nicht nur national, sondern auch liberal, wenn sie auch ihre liberale Gesinnung nicht dadurch an den Tag legen, daß sie alle oder beinahe alle Regierungsvorlagen als schlecht und unannehmbar glauben ansehen zu müssen. Das Volk in seiner breiten Masse ist der von den Deutschfreisinnigen geübten nutzlosen Opposition müde geworden, es wünscht auch endlich einmal Thaten zu sehen, nachdem es so viele Worte gehört hat. Der einstige große Anhang der Fortschrittler ist fahnenflüchtig geworden. Wenn schon die Führer durch ihre Oppositionswuth immer weiter auf der schiefen Ebene nach links hinabrutschen, so darf man es dem Volke eigentlich nicht übel nehmen, wenn es desgleichen thut und aus dem Lager des Freisinns in das der Socialdemokratie übergeht, denn der Abstand beider ist mit der Zeit immer kleiner geworden. Sagt der deutschfreisinnige Redner, die Regierung habe es andauernd nur auf den Geldbeutel des gemeinen Mannes zu Gunsten der Großen im Lande abgesehen, so denkt der gemeine Mann: „Was thue ich mit einer solchen Regierung? Da halte ich es lieber mit den Rothen, die gegen die Regierung und die Besitzenden zugleich in's Feld ziehen.“ Sagt der deutschfreisinnige Redner, die Regierung suche die Rechte des Volkes mit allen Mitteln zu schmälern, so denkt der Mann aus dem Volke: „Da halte ich es mit den Socialisten, die unser einem zu allen möglichen Rechten verhelfen wollen.“ Es läßt sich zwar an der Hand von Zahlen nicht nachweisen, wie viele Stimmen die fortschrittlichen Agitationen den Socialdemokraten zugeführt haben, ganz unbedeutend ist aber ihre Anzahl nicht. Andererseits gibt es aber auch Männer, die früher in den Reihen der Fortschrittspartei standen, die aber nicht geneigt sind, die immer deutlicher erkennbare Schwenkung nach links länger mitzumachen, denen die fruchtlose Opposition in den gesetzgebenden Körperschaften, die Verwerfung fast aller von der Regierung eingebrachten Vorlagen und Vorschläge und die unausgesetzte Verdächtigung der Regierung nicht recht ist. Diese haben sich etwas mehr nach rechts gewendet und sich an die Nationalliberalen geschlossen. So steht diese Partei augenblicklich in der Gunst des Volkes und würde, wenn einmal Jedermann genöthigt würde, offen Farbe zu bekennen, gewiß weitaus die meisten Anhänger zählen. Denn im Allgemeinen hält der Deutsche es mehr mit den Mittelparteien, die weder mit der Regierung durch Dick und Dünn gehen, noch in jeder Sache gegen dieselbe opponiren. Der Deutsche hört auf Autoritäten, aber er will sich auch solchen gegenüber das Recht seiner eigenen Meinung wahren. Würde aber die nationalliberale Partei über seinem nationalen Standpunkte den liberalen aufgeben, so würde sie nicht nur im Volke Boden verlieren, sondern es wäre eine Spaltung innerhalb der Partei im höchsten Grade wahrscheinlich. Zu einer solchen aber will man es nicht kommen lassen und kann man es nicht kommen lassen. Die Fraction lebt der festen Hoffnung, im Volke einmal ihren guten Ruf zu bewahren, dann aber auch immer mehr Boden zu gewinnen. Jede Wahl aber ist eine Berufung auf das Volk, bei der, wenn nicht außergewöhnliche Umstände eintreten, jede Partei auf eigenen Füßen stehen muß. Aus dem Grunde haben die Conservativen durchaus keine Ursache, sich über die Kündigung des Cartells zu beschweren.

Andererseits aber liegt auf Seiten der Gegner auch kein Grund vor, sich über solche Kündigung zu freuen. Das Volk muß doch den Ausschlag geben. Grund zur Schadenfreude hätten die Gegner der oft-verspotteten sogenannten Cartellbrüder nur, wenn sie selbst fest zusammenständen. Ein solches Gegencartell hat bei den letzten Wahlen factisch in manchen Wahlkreisen bestanden. Gegenstand öffentlicher oder geheimer Verhandlungen ist es für Preußen oder für das Deutsche Reich wohl noch nie gewesen. Es würde auch bei seinem Hervortreten sofort den Fluch der Lächerlichkeit auf sich laden, denn die verschiedenen Oppositionsparteien sind sich doch nur einig in dem, was sie nicht wollen, während ihre positiven Wünsche sich diametral entgegenlaufen. Und wenn auch die deutschfreisinnigen und weit mehr noch die ultramontanen und socialdemokratischen Wähler den von der Parteileitung ausgegebenen Vorschriften gegenüber sich sehr willfährig erweisen, möchte es mit solchem Gehorsame doch schwach bestellt sein, wenn die Parteileitung beispielsweise polnischen Großgrundbesitzern die Weisung zugehen lassen wollte, einem Socialdemokraten ihre Stimme zu geben. So lange aber die Gegner nicht Mann für Mann, Partei an Partei eng zusammenhalten, können die Nationalliberalen und Conservativen dem Wahlkampfe ohne viel Besorgniß entgegensehen. Andererseits aber würde eine Verbrüderung der Oppositionsparteien sofort die Erneuerung des Cartells zur Folge haben.

Ueberhaupt darf man die Kündigung desselben von Seiten der Nationalliberalen nicht als einen unheilbaren Bruch mit den Conservativen ansehen. Es bedeutet nur, und der Satz verdient die schärfste Betonung, daß die Nationalliberalen, einen großen Anhang im Volke sicher, bei den Wahlen selbständig vorzugehen gedenken, um auch im preußischen Landtage in einer Stärke zu erscheinen, die ihrer würdig ist und derer sie zur wirksamen Durchführung ihres Programmes bedürfen. In vielen Punkten berühren sich ihre Ansichten mit denen der Conservativen, in wenigen mit denen der Deutschfreisinnigen und der Klerikalen. Deshalb ist es auch leicht ersichtlich, mit welchen Parteien sie künftighin in den gesetzgebenden Körperschaften am leichtesten zusammengehen werden. Daraus ergibt sich aber auch, welchem Candidaten sie in solchen Wahlkreisen ihre Stimme geben werden, in denen sie nicht hoffen können, einen eigenen Candidaten durchzubringen. Ebenso ist es natürlich, daß die Conservativen in den Kreisen, in denen sie von der Aufstellung eines Candidaten absehen müssen, weit eher für einen Nationalliberalen, als für einen aus einer Oppositionspartei stimmen werden. Diese Art der Wahltactik wird in Zukunft namentlich befolgt werden, wenn es zwischen einem Candidaten einer nationalen und einem einer Oppositionspartei zur Stichwahl kommt. So ist es schon geübt worden, lange bevor das Cartell bestand, und so wird es auch nun gehalten werden, nachdem das Cartell von den Nationalliberalen gekündigt worden ist. Die alte Schule der Verbrüderung ist gefallen, aber der gesunde Kern des Zusammenhaltens, wo die Noth da ist, ist geblieben, und der wird, dafür bürgt der gesunde Sinn der Cartellparteien, festgehalten werden. Gemeinsame Arbeit an dem einen großen nationalen Werke wird es vergessen machen, daß Differenzen vorhanden sind, und wird den ersten Groll über die Kündigung des Cartelles friedlich entschlummern lassen.

Man sieht also, der Jubel der Oppositionsparteien über die Aufhebung des Cartelles ist ein verfrühter. Sie war nothwendig, wenn die nationalliberale Partei nicht einen bedeutenden Theil ihres Anhanges im Volke verlieren und ein Auseinanderfallen ihrer selbst verhindern wollte. Die Partei ist stark genug auf eigenen Füßen stehen zu können und bedarf einer Anlehnung an die Conservativen nicht, weder um einen siegreichen Wahlkampf zu bestehen, noch um existiren zu können. Aber auch ihre früheren Cartellbrüder bedürfen keine Stütze. So ist eine Anfrage an das Volk, welchem der Verbrüderten es das größte Vertrauen schenkt, ganz gerechtfertigt. Daß dieselben sich aber in den Lebensfragen der Nation eins wissen, wird ein gänzliches Auseinanderfallen verhüten und im Großen, wie im Kleinen das Cartell wieder in's Leben rufen, wenn eine Gefahr sich zeigt.

Digitized by Google

„Geld unter die Leute bringen".

Von Adolf Mayer.

(Schluß.)

Wenn nun aber der Capitalist als solcher keine Rolle in dem wirthschaftlichen Leben des Volkes in der niedrigsten so wenig wie in der höchsten Bedeutung dieses Ausdruckes spielt, wie kann dann der Mensch, welcher Capitalien besitzt und also nun einmal Capitalist geschoften wird, zu einer solchen Rolle gelangen? Die Antwort auf diese Frage braucht nicht so pessimistisch zu lauten wie die bekannte biblische, daß eher ein Kabeltau durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Himmelreich eingehe. Im Gegentheil, im Banne des weltlichen Himmelreiches auf wirthschaftlichem Gebiete, zu dessen Anbahnung auch unsere Reformversuche ein Weniges beizutragen versuchen, ist der Reichthum ein zweifelloser Vortheil wenigstens für jede kräftig angelegte Natur, und insoweit sind auch wir mit dem sogenannten materiellen Geiste unseres Jahrthunderts in ganz guter Uebereinstimmung.

Der Beantwortung dieser Frage glaube ich nicht erst die Darlegung der Berechtigung derselben voranschicken zu müssen. Daß jeder Mensch wenigstens in seinem kräftigen Lebensalter eine wirthschaftliche Existenzberechtigung haben müsse, scheint mir so ausgemacht, daß mir der Hinweis auf die Fraglichkeit dieser Voraussetzung einfach als eine Frivolität erscheint.

Ich weiß wohl, daß die große Masse der Ungebildeten und Halbgebildeten sich scheinbar dieser Frivolität schuldig macht, indem sie z. B. sagt, Dieser und Jener brauche nicht zu arbeiten, denn er habe Geld. Aber das ist Unwissenheit und Gedankenlosigkeit. Sie sind ja im Glauben befangen, daß „das Geld unter die Leute zu bringen" ihre wirthschaftliche Mission sei, während ihre Arbeit höchstens die Concurrenz der Arbeitenden erschweren und den Preis für dieselbe herabdrücken könne, und außerdem haben sie einen viel zu engen Begriff von der productiven Arbeit, von der sie oft höhere und geistige Arbeit ganz und gar ausschließen, während diese doch in Wahrheit oft die allerproductivste ist.

Nein, so schlecht ist kein Mensch, den Gedanken auszudenken, und wenn er so schlecht wäre, so würde er sich schämen, ihn auszusprechen, daß er dem Einen ein schwelgerisches Drohnenleben zuweisen könnte, dem Anderen das eines lebenslänglichen Sclaven der Arbeit, unter der bewußten Voraussetzung, daß die Freuden des Einen die Lasten des Anderen nur schwerer drückend machen. Nein, man nimmt eben oberflächlich und optimistisch als bewiesen an, was so Viele behaupten, daß das Schwelgen des Besitzenden die Noth des Arbeitenden um ein Weniges zu lindern im Stande sei.

Wir wissen nun, daß dies ein Irrthum ist, und für uns bleibt keine Wahl mehr. Wir haben die Frage zu wiederholen: wie hat sich der Besitzende zu verhalten, daß er ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft sei; denn daß er und seine Umgebung nun noch bei der Antwort stehen bleibe, er sei eben der Besitzende, jener Arbeitende der Enterbte, daß dies nun einmal die Ordnung der Dinge auf dieser Erde sei, hieße auf's Leichtfertigste die Gesellschaft beleidigen und das Signal geben zu einer revolutionären Neuordnung der Dinge.

Die Beantwortung dieser Frage scheint mir nach dem Vorausgehenden von besonderer Einfachheit zu sein. Wenn Capitalist zu sein an sich nicht ein Rechtstitel in der wirthschaftlichen Gesellschaft ist, so wird Jemand, der durch Erbschaft oder Erwerb Besitzender geworden ist, sich auf andere Weise einen solchen Titel in dieser Gesellschaft erwerben müssen und zwar durch auf eine oder die andere Weise Theil zu nehmen an der gemeinschaftlichen Arbeit.

Wem diese Antwort hart erscheint und mit der Gegenfrage hervortritt, worin denn in diesem Falle der Vortheil des Besitzes gelegen sei, nach dem alle Welt strebe und welchen man nach Erlangung des lange Ersehnten nun ohne Weiteres wieder aufgeben solle; dem ist zu erwidern: erstens, daß es gar nicht schaden könne, wenn das Jagen nach dem Besitze etwas nachlasse, und zum Anderen, daß die Vortheile des Besitzes nach wie vor mit Händen zu greifen seien. Mit dem ersten Gesichtspunkte steht in nahem Zusammenhange, was als ein wichtiger Beitrag zur Lösung der socialen Frage gelten kann und sogleich noch etwas bestimmter von uns angedeutet werden muß.

Als Vortheile des Besitzes aber springt uns auch mit der von uns empfohlenen Acceptirung des Imperativen: „Im Schweiße Deines Angesichts sollst Du Dein Brod essen" das Folgende ins Auge.

Wer nicht besitzt, muß arbeiten um das liebe Brod. Der besitzt, braucht nicht zu fragen, was ihm die Arbeit einträgt; denn sein Einkommen hat er obendrein; er ist frei in der Wahl seines Berufes. Und zwar ist dieser Unterschied nicht so aufzufassen, als ob er darin begründet wäre, daß der Besitzende sich überall die weniger mühsame Arbeit aussuchen könne; denn dies wäre offenbar ein Rückfall in den alten eben erst verlassenen Begriff von den gesellschaftlichen Vorrechten des Capitalisten; denn wenig mühsame Arbeit, wie z. B. das Arrangiren von Hundeausstellungen und tausend andere Nichtigkeiten, mit denen sich die vornehme Welt überall abzugeben pflegt, ist gemeiniglich auch wenig productive Arbeit, so daß die Wagschale zwischen Arbeit und Genuß nach wie vor zu Gunsten der Besitzenden die größte Ungleichheit aufweisen würde.

Allein, die freie Wahl soll nicht das Vorrecht sich zu Nutze machen, um den leichtesten Posten auszuwählen, den die Gesellschaft zu vergeben hat; dann lieber noch ehrlich genießen an Stelle einer solchen scheinbaren und scheinheiligen Bethätigung; sie soll nach unserer Vorstellungsweise den Posten auswählen, für dessen Leistung die Gesellschaft in ihrer mangelhaften Einrichtung keine genügende Dotation übrig hat, um bezahlte Arbeit zu locken, und dessen directe oder noch öfters indirecte Productivität über allen Zweifel erhaben ist. Gewöhnlich werden dies Leistungen sein auf wissenschaftlichem, sittlichem oder künstlerischem Gebiete, weil auf diesem viel schwieriger als auf dem materiellen die Arbeit sich so organisiren läßt, daß ein erkleckliher Verdienst dem wirklichen Verdienste auf dem Fuße folge. Die Arbeit eines Schliemann, eines Darwin, sind glänzende Beispiele für das, was wir meinen. Beide haben sich, ausgerüstet mit ererbtem oder im ersteren Falle sogar mit selbsterworbenem Capital uneinträglichen, aber darum im höheren und weiteren Sinne des Wortes gewiß hoch productiven Arbeiten gewidmet; einen leichten Posten haben sie sich nicht erwählt. Auch der weniger Begabte kann im kleineren Kreise Aehnliches thun, durch die Wahl eines Berufes, welcher im Augenblicke geringe äußere Vortheile gewährt, doch aber unzweifelhaft zum Gedeihen der Gesellschaft unentbehrlich ist, durch die Mitwirkung in Wohlthätigkeitseinrichtungen und auf unendliche andere Weisen mehr.

Der Vorzug des Besitzenden, meine ich, springt dabei deutlich genug in die Augen. Die Wissenschaft, die Kunst und jede Thätigkeit desselben braucht nicht nach Brode zu gehen. Er kann schaffen, was er für gut hält; er braucht nicht An deren nach den Augen zu sehen und seufzend um des lieben Brodes willen das auszuführen, was er im Herzen verdammt und was die stete Qual des strebsamen Besitzlosen, ein größerer Fluch der Armuth als das Hungern und das Dürsten ist. Aber freilich erhellt zugleich auch, daß dieser Vorzug nur in vollem Maße genossen wird von dem Besitzenden, der Entwickelung genossen und tieferen Einblick in das Wesen der Dinge gewonnen hat, woraus folgt, daß Reichthum in erster Linie benutzt werden sollte, um sich diese Entwickelung und diesen Einblick zu eigen zu machen, und daß der Reichthum von unwissenden und egoistischen Emporkömmlingen für die Gesellschaft Uebles bedeuten wird, während der wohlerzogener Patriciergeschlechter ihr gewöhnlich zum Segen gereicht.

Also diese unsere Betrachtung hat eine, wenn auch gegen eine gemeine Plutokratie und gegen das widerwärtige Protzenthum gerichtete, doch keine socialistische, sondern weit eher eine conservative Spitze, indem sie feststellt, daß der Reichthum gewichtige gesellschaftliche Functionen hat. Dieselben bestehen

Digitized by Google

aber nicht in dem „Geld unter die Leute bringen“, sondern in der Befähigung und der Erziehung zu denjenigen Arten von Arbeit, welche die besteingerichtete Gesellschaft wegen der Schwierigkeit eines entsprechenden Arbeitsmaßes nicht oder nur unvollständig zu honorieren vermag. Die nöthige Vorbereitung aber für diese Function, bestehend in der gewohnheitsmäßigen Entwickelung des Charakters und Intellectes, wird aber in der Regel nur erreicht, wenn Wohlstand in regelmäßiger Folge von Geschlecht zu Geschlecht weitererbt, wie es bei dem Bestehen eines festen Patricierthums der Fall zu sein pflegt.

Eine etwas geringere Prämie zu setzen auf den Besitz, kann andererseits unserer gegenwärtigen Gesellschaft gar nicht schaden, weil gerade in dieser die Verzärtelung des Gutes nur allzusehr im Vordergrunde steht; was noch deutlicher wird, als es schon ohnehin allgemein erkannt ist, wenn man unsere Zeit mit der vor einem Jahrhundert vergleicht. Damals wenigstens von Seiten der besseren Gesellschaft, von welcher ja ohnehin hier hauptsächlich die Rede ist, ein Aufgehen in einem wesentlich geistigen Leben, welches freilich nicht selten in eine krankhafte Gefühlsschwelgerei überschlug, aber doch im Großen und Ganzen genommen in einem sehr wohlthuenden Gegensatze steht zu der heutigen wesentlich materiellen Auffassung des Lebens, welche so große Ansprüche macht an häusliche und angenehme Dinge, die aber im Grunde doch Nebensachen sind und, sobald man an dieselben gewöhnt ist, als etwas Selbstverständliches und Alltägliches auch gar nichts mehr zum Glücke des Lebens beitragen. Jener einfache und innerliche Sinn, der aus den Erzählungen unserer Großeltern hervorleuchtet und der dem Leben einen viel höheren Reiz verlieh als aller moderne Comfort und selbst als alle Errungenschaften des Kunstgewerbes — Dinge, die ich sonst keineswegs gering anzuschlagen pflege, — ist heute beinahe ganz aus der Welt entflohen und kann nur noch in einzelnen Winkeln Thüringens, Schwabens oder vielleicht Norwegens angetroffen werden und erzeugt, wenn wir mit ihm in Berührung kommen, in uns von der materiellen Cultur Bleckten jedesmal ein Gefühl von Neid, trotzdem daß es, schon wegen der Ueberwindung gewisser Geschmacklosigkeiten, seine Schwierigkeiten hätte, zu dieser Lebensweise zurückzukehren.

Unser modernes Leben also, obwohl ungemein bereichert durch die neuen Erwerbsquellen unseres Jahrhunderts, obwohl unendlich complicirt durch die technischen Errungenschaften desselben, ist unserer Meinung nach, was den geistigen Lebensinhalt angeht, nicht so erhaben über das seiner Vorgänger, als man denken sollte, ja muß bei einer sorgfältigen Vergleichung oft hintanstehen, weil alle jene Complicationen die Zeit zu verkürzen pflegen, welche wir für reine geistige Genüsse übrig haben, ganz abgesehen davon, daß die Mode uns zwingt, viele äußerliche Dinge zu erwerben, von denen wir bei Genusses wegen, den sie gewähren, gerne absehen möchten, zu deren Beschaffung aber in mittleren Verhältnissen ein Mehraufwand von Arbeit nothwendig ist.

Wenn mithin diejenige Auffassung der Dinge, welcher wir hier das Wort reden, unter Anderem auch den Effect haben sollte, daß die Jagd nach dem Reichthum etwas an ihrer Hast und Begierde einbüßen sollte, so ist darauf hinzuweisen, daß auch hierin ein Vortheil und kein Nachtheil gelegen sei. Die für die wirthschaftliche Entwickelung des Menschengeschlechtes so nothwendige Capitalbildung würde kaum darunter leiden; denn der geringeren Gejagtheit des erwerbenden Geistes steht ja, wie wir uns aus dem Vorausgehenden erinnern, die allgemeinere Bethätigung, auch derjenigen, die es, um den bekannten Ausdruck des Propzenthums zu gebrauchen, „nicht nöthig haben“, gegenüber, die wohl einbringen durfte, was durch jenen Ausfall geschädigt wird, und zwar auf eine gesundere Weise, da Schädigungen unserer geistigen und körperlichen Kräfte durch Ueberanstrengung in der erwerblichen Thätigkeit, heute an der Tagesordnung, dann bei dem geringeren Reize des Besitzes für die große Masse beinahe ganz wegfallen werden. Auch kommt in Betracht, daß ein großer Theil unserer heutigen wirthschaftlichen Bethätigung durchaus unproductiver Natur, obwohl individuell einträglich ist. Man denke an die meisten Börsenspeculationen, Reclamen aller Art. Wenn etwas hiervon in Wegfall kommen sollte, könnte es dem Ganzen nur zum Vortheile gereichen.

In jedem Falle würde es ja ein ganz merkwürdiges Resultat sein, wenn ein Umschwung in der Gesinnung, welcher einem Jeden, nicht bloß dem, der von seinem Verdienste leben muß, als eine sittliche Forderung auferlegt, an der allgemeinen gesellschaftlichen Gütererzeugung nach besten Kräften theilzunehmen, damit endigen sollte, daß nun weniger erzeugt würde. Nur der Egoismus glaubt gern an solche wirthschaftliche Wunder, wie er in dem Geldausgeben der Reichen geradezu eine Art von nützlicher Thätigkeit erblickt. Nein, die Production würde ihrer ungesunden Hast, ihrer gonnerhaften Schleichwege entkleidet sein, aber in Wirklichkeit allgemeiner, nach den Fähigkeiten richtiger eingetheilt und von größerem Erfolge sein; und damit wäre auch dieser Einwand erledigt.

Und wie können wir unseren Einzug halten in dieses gelobte Land, das sich so vor unseren Blicken auftut? — Offenbar nur durch eine mühsame Wanderung durch die Wüste unserer gegenwärtigen materiellen Gesinnung, durch rediche Arbeit, allgemein verbreitete Vorurtheile in den Kreisen zu zerstören, auf welche wir Einfluß üben. Hierzu ist viel Geduld nöthig, und nur auf ein langsames Vorwärtsschreiten ist dabei zu rechnen.

Die Umkehr muß von innen kommen aus unserer Gesinnung heraus, wie die Tugend aus unserer religiösen oder ethischen Ueberzeugung. Durch äußere Maßregeln ist hier nichts zu erzwingen. Aber keineswegs ist nöthig, wie Manche anzunehmen wohl für nöthig halten mögen, daß ein Jeder in unserer Gesellschaft von diesen Ueberzeugungen durchdrungen sei. Nur eine Mehrheit ist nöthig, um die Widerwilligen ganz von selbst auf diesen Weg zu nöthigen; und diese Mehrheit braucht nicht einmal eine numerische zu sein, sondern nur von überwiegender moralischer Kraft und Ansehen. Gerade wie der einzelne Lotterhafte gezwungen ist, um sich seine Stellung in der Gesellschaft zu erhalten, auf die Aeußerung seiner verkehrten Neigungen zu verzichten, gerade so wird, wenn sinnloses Geldausgeben in der guten Gesellschaft verpönt ist, ein solcher noch nicht zu der besseren Ueberzeugung durchgedrungener Reicher seine anstößige Lebensweise aufgeben, bloß um sich seine Stellung in der Gesellschaft zu wahren. Dieselbe Macht des öffentlichen Urtheiles, welche den Trunkenbold verhindert, schamlos und öffentlich seinen Neigungen zu fröhnen, wird den Reichen zwingen, auf eine Weise seine Arbeit und seinen Genuß einzurichten, daß die Gesellschaft damit zufrieden sei. Diese muß nur aufhören, selber dem goldenen Kalbe zu fröhnen und Reichthum allein als einen genügenden Rechtstitel anzusehen, um in ihren Salons zugelassen zu werden.

Nur das richtige Verhältniß zwischen Arbeit und Genuß bei jedem Einzelnen, ob er arm ist oder reich, wird darüber zu entscheiden haben, ob er der öffentlichen Achtung oder aber der öffentlichen Verachtung unterliege. Und gerade dies richtige Verhältniß zu finden, gibt unserer Untersuchung den festen Maßstab an die Hand. Ein jeder Wohldenkende, mit einem guten wirthschaftlichen Gewissen begabte wird sich die Frage vorzulegen haben: Bin ich selber ein produktives oder ein überwiegend zehrendes Mitglied der Gesellschaft, bin ich ein positiver oder ein negativer Posten in ihrer Bilanz, eine Nutzpflanze oder ein Schmarotzerpilz? und nicht zufrieden sein, bis er sich diese Frage nicht im ersteren Sinne beantworten kann.

Daraus folgen diese goldene Regeln für unsere Lebensführung, zumal wenn wir uns diese Fragen nicht mit Engherzigkeit, sondern im großen Stile behandeln. Der begabte Wohlhabende, der in hohen Stellungen sich befindet, er wird auch seinen Genuß nicht kleinlich zu beschränken haben, und namentlich wird er sich eine Menge Dinge erlauben können, die von einem engen Gesichtspunkte aus als Luxus erscheinen. Vor Allem ist auch hierbei darauf zu achten, ob seine Ausgaben nicht indirect wieder seine productive Thätigkeit zu befruchten im Stande sind. Eine Flasche edlen Weines, in ihr wird allerdings die Tagesarbeit von mehreren Winzern

Digitized by Google

in einem Augenblick verschlungen; aber wirft sie nicht in Dem, der sie im richtigen Augenblicke zu genießen weiß, eine Steigerung erhabener Gefühle, welche zu erhöhter productiver Thätigkeit im höchsten Sinne Veranlassung geben können. Eine schöne Reise, erweitert sie nicht den Gesichtskreis dessen, der zu reisen weiß, und kräftigt nicht die Erinnerung daran, die Hoffnung darauf Jahre lang den Fleiß bei angestrengter geistiger Arbeit und erhöht dadurch die Productivität derselben. Ein behagliches und kunstgeschmücktes Heim ermöglicht es nicht dem mit seiner Arbeit zwischen die vier Mauern Gebannten ein längeres Ausharren zwischen denselben und befruchtet es nicht so seine Thätigkeit?

Also nicht ein klösterliches Entsagen ist die Schlußregel der durch uns gewonnenen Anschauung, nein, ein frisches fröhliches Genießen, nur daß zwischen Genuß und Arbeit ein harmonisches Verhältniß bestehe, dasselbe Verhältniß, wie es auch von Seiten der wahren Sittlichkeit gefordert wird.

Aus demselben Gesichtspunkte wird dem weniger begabten Reichen, der sich nicht zu höherer productiver Thätigkeit berufen fühlt, anempfohlen, Mäßigkeit im Genusse einerseits und dann eine Bethätigung in der Geselligkeit, wozu ihn gerade sein Reichthum fähig macht: Wohlthätigkeit im weitesten Sinne des Wortes, namentlich begabten Unbemittelten die Mittel zu gewähren zu den Lehrjahren. — Ist es nicht ein Vorrecht für den Bemittelten, sich dem hinzugeben? Wem die allerdings zweifelhafte Dankbarkeit der auf diese Weise Beglückten, wem das allerdings in unserer Zeit abgeschwächte religiöse Bewußtsein, gut gethan zu haben, noch nicht als genügendes Aequivalent erscheint, für derartige Opfer, dem wird vielleicht das Bewußtsein, welche das Resultat ist der hier empfohlenen ökonomischen Anschauung, daß man sich nur durch irgend eine Leistung die Stellung eines nützlichen Gliedes in der menschlichen Gesellschaft erwirbt, ein ausschlaggebendes Moment sein für diese Handlungsweise. Wer aber taub ist für diese Lehre, der muß durch seine Umgebung dazu gezwungen werden, allerdings nicht durch den Zwang der Gesetze, sondern durch den ebenso starken der Achtung oder Verachtung seiner Mitmenschen, und gerade auch um dieses zu erreichen ist es nöthig, daß das Bewußtsein von wirthschaftlich böse und wirthschaftlich gut die ganze Gesellschaft durchdringe, wie die von böse und gut überhaupt, oder mit anderen Worten, daß der Codex unserer Sittenlehre mit diesen neuen Begriffen bereichert werde. Dieselben sind allerdings im Christenthume im Keime schon enthalten und finden sich in diesen ursprünglicher Lehre vor in der Form von bekannten Aussprüchen, die dem Reichen den Eintritt in das Gottesreich erschweren, und in der Folge in der Form kirchlich empfohlenen Almosengebens und in dem anachronistischen Auswuchse des Gelübdes der Armuth.

Die moderne Gesellschaft, die sich diesen neuen sittlichen Begriff angeeignet hat, wird die Gunst ihres Umganges versagen dem Reichen, der weiter nichts ist als reich. Der wohldenkende Vater wird seine Tochter verweigern dem Bewerber, der weiter nichts für sich anzuführen hat, als daß er im Stande sei, von seiner Rente zu leben. Kurz, die Gesellschaft wird innehalten in der Anbetung des goldenen Kalbes, vor dem sie jetzt auf den Knieen liegt, und man wird in Zukunft verschont bleiben vor dem Anhören der glücklicher Weise schon dem öffentlichen Spotte anheimgefallenen Worte: „Er hat's ja nicht nöthig".

Und sollte nicht auch der socialistischen Propaganda, jener schrecklichen Gefahr für unsere ganze Cultur, eine ihrer hauptsächlichen Waffen entrunnen sein, wenn sie den Reichen das Vorrecht entzogen sieht, arbeitslos prassen zu dürfen, ohne für einen Taugenichts zu gelten, wenn sie nicht mehr das die Gesellschaft entehrende Schauspiel mit ansehen muß, daß ein Schlemmer noch als ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft gepriesen wird, bloß weil er „viel Geld unter die Leute bringt"??

Auch über diese Consequenz der Lehre nachzudenken, möchte ich meinem Leser empfohlen haben.

Literatur und Kunst.

Der Talmud.

Von Gustav Karpeles.

Es gibt wenige Bücher in der gesammten Weltliteratur, die ein so merkwürdiges Schicksal und eine so seltsame Geschichte haben, wie der Talmud. Das Wort schreibt sich so leicht hin, es spricht sich so leicht aus — und doch, wie schwer ist es, dem Uneingeweihten es zu erklären! Wou jenem alten Dominicaner — Henricus Sienensis —, der den Talmud für einen Rabbiner hielt und einen Satz mit den Worten einleitet: „Ut narrat Rabbinus Talmud", bis herab auf die jüngsten Kirchenhistoriker begegnen wir den seltsamsten Mißverständnissen unter den Gelehrten über das Wesen des Talmud. Wie sollte sich da der Laie zurechtfinden?

Erst in neuerer Zeit hat man begonnen, dem Talmud größere Beachtung zu schenken: die Sprachforscher berufen sich auf ihn; die Juristen citiren ihn; die Historiker benutzen ihn, und das Publikum fängt an, sich für ihn zu interessiren. Was ist nun aber der Talmud? Jeder Vergleich mit diesem, in der Weltliteratur fast einzig dastehenden Riesendenkmale des menschlichen Geistes würde die Eigenart des Talmud kaum erschöpfen. Wie er aus der Geistesarbeit der jüdischen Akademien zu Babylon und Palästina hervorgegangen, ist der Talmud ein wichtiges Denkmal der Wissenschaft, ein großes Nationalwerk, das Archiv aller Gedanken und Meinungen, Ansichten und Entscheidungen, Fehler und Irrungen, Hoffnungen und Enttäuschungen, Sitten und Ideale, Erkenntnisse und Schmerzen Israels im Laufe eines Jahrtausends, an dem 30 Generationen mit Eifer und Liebe und mit einer in der Weltgeschichte unerhörten Selbstverleugnung geschaffen haben. Ein solches Werk verdient es wohl, gekannt zu werden. Aber dieser Erkenntniß stellen sich wieder eigenthümliche Schwierigkeiten entgegen.

Zwei neuere Arbeiten von hervorragenden Gelehrten auf verschiedenen Wissensgebieten suchen diese Schwierigkeiten zu bekämpfen, um auch dem Uneingeweihten ein Bild von der Welt des Talmud zu geben. Hermann L. Strack, Professor der Theologie an der Berliner Universität, hat soeben eine „Einleitung in den Talmud" (Leipzig, Hinrichs) publicirt, und Hermann Cohen, Professor der Philosophie an der Universität zu Marburg, hat ein Gutachten, welches er den königlichen Landgerichte zu Marburg erstattet, unter dem Titel „Die Nächstenliebe im Talmud" (Marburg, N. G. Elwert) veröffentlicht. Beide Werke gehen von verschiedenen Gesichtspunkten aus, und beide gelangen im Wesentlichen zu demselben Resultate; beide sind von wissenschaftlicher Objectivität dictirt; beiden ist es rein um die Erkenntniß der Wahrheit zu thun. Im Anschluß an diese gelehrten und vortrefflichen Arbeiten dürfte es wohl gestattet sein, auch weiteren Leserkreisen, wenn auch nur in den kürzesten Umrissen, ein Bild von dem Talmud vorzuführen.

Wir werden uns aber dabei, wie gesagt, vor allen Vergleichen wohl zu hüten haben, denn weder mit einem Gesetzbuche, noch mit einer Zeitschrift, noch mit den Verhandlungen einer Akademie der Wissenschaften ist der Talmud zu vergleichen; er ist in der That ein Mikrokosmos für sich, welcher, gleich der Bibel, Himmel und Erde umfaßt.

Der Ursprung des Talmud fällt eigentlich mit der Rückkehr Israels aus der babylonischen Gefangenschaft zusammen. Eine merkwürdige Wandlung hatte sich da vollzogen; aus einem streitsüchtigen, göhendienerischen Volke war eine fromme Gemeinde geworden, die jetzt mit allem Eifer der Erforschung ihrer Lehre sich zuwandte. Fast unmerklich wurde diese Thätigkeit zu einer Wissenschaft, welche bald die weiteste Ausdehnung gewann; ihr technischer Name ist bereits in den letzten Büchern der Bibel enthalten. Es ist der „Midrasch" — von

Digitized by Google

darasch = forschen, auslegen — ein Ausdruck, welchen Martin Luther mit „Historie“ überſetzt. Auf vier verſchiedene Arten hatte man begonnen, die heilige Schrift auszulegen: die eine derſelben erſtrebte das einfache Verſtändniß des Wortſinnes; die zweite ging auf die Ergründung von Andeutungen aus, die in Buchſtaben und Zeichen der Schrift verſtreut waren; die dritte war eine homiletiſche Anwendung deſſen, was einſt geweſen war, auf das, was in der Gegenwart lebte und was in der Zukunft ſein würde; die vierte endlich war dem Geheimniſſe, dem Myſteriom gewidmet; aber alle dieſe Wege führten ſchließlich doch zu einem gemeinſamen Ziele. Zwei große Strömungen bezeichnen in dem folgenden Jahrtauſende die Entwickelung, welche der Midraſch, alſo das Studium der Lehre, genommen hat. Die erſte iſt die „Halacha“ — Regel, Richtſchnur, Norm —, ſie beſchäftigte ſich mit der Erklärung und Ausdeutung des Geſetzes; die andere war die „Haggada“ — Legende, Sage —, welche das Bibelwort ethiſch und poetiſch auszulegen ſuchte. In dieſen beiden Kreiſen concentrirte ſich fortan das ganze geiſtige Schaffen des Judenthums, und aus dieſen beiden Elementen, dem geſetzlichen und dem poetiſchen, iſt der Talmud zuſammengeſetzt. Geſetz und Freiheit werden in dieſen beiden geiſtigen Richtungen verkörpert. Stellte die Halacha das Geſetz ſchlicht vor, ſo erſchien die Haggada als die vom Geſetze geregelte, der Sittlichkeit entſprechende Freiheit: was in der Halacha die ſtrenge Autorität des Geſetzes, die Schule, bedeutet, das tritt in der Haggada als die Herrſchaft der Meinung und der Sittlichkeit auf. Die Halacha umfaßte ſowohl die überlieferten, das Wort der Schrift deutenden und entwickelnden Satzungen, die als mündliches Geſetz neben dem ſchriftlichen einhergingen und durch Tradition ſich vererbt hatten, als auch die Discuſſionen der Hochſchulen zu Paläſtina und Babylon, welche die Feſtſtellung jener Satzungen hervorgerufen haben. Die Haggada dagegen lehnte ſich frei und leicht an das Bibelwort an; ſie erklärte es durch Sagen und Legenden, durch Geſchichte und Gedicht, durch Gleichniſſe, ſowie durch ethiſche und hiſtoriſche Bemerkungen. Ihr war das Bibelwort nicht ſowohl die letzte legislatoriſche Inſtanz, als vielmehr „der güldene Haken, an den ſie die bunte Pracht ihrer Gewebe hängte“, alſo gewiſſermaßen nur Introduction, Refrain, Text und Grundſtoff für ihre Gloſſendichtung. Die Halacha hatte das bibliſche Geſetz nach allen Richtungen hin auszubauen, daß es den Stürmen der Zeit trotze, ſie hatte es, unbekümmert um alle Noth und Trübſal der Gegenwart, bis in ſeine letzten Conſequenzen für alle Zukunft feſtzuſtellen; aber das Volk, das leidende, das im Elend geiſtig und körperlich zu verkümmern drohte, zu tröſten, und zu erwecken, zu ermahnen und zu belehren, aus der glänzenden Vergangenheit die roſige Zukunft zu verkünden, die traurige Gegenwart ſelbſt mit ihrem immervollen Inhalte zu deuten und als ein längſt in Gottes Rath Beſtimmtes auf der Bibel nachzuweiſen, das war die hohe, ethiſche Aufgabe der Haggada. Treffend iſt daher auch die Halacha mit dem eiſernen Bollwerke um Iſraels Heiligthum verglichen worden, für das jeder Einzelne dieſes Stammes mit dem letzten Blutstropfen einzuſtehen bereit war, indeß die Haggada als ein Labyrinth von Blumengängen innerhalb dieſer Ringmauern dem liebenden Blicke erſcheinen mußte.

Viele Generationen arbeiteten, wie ſchon hervorgehoben, an dieſen beiden Richtungen des Studiums und der Fortbildung des Geſetzes. Aber innerhalb des großen Zeitraumes bis zum Abſchluſſe des Talmud unterſcheidet man doch drei hiſtoriſche Phaſen, von denen jede einzelne nach einer beſonderen Claſſe von Gelehrten benannt iſt. Die erſte Claſſe dieſer Lehrenden — der „Schriftgelehrten“ an ſich — deren Zeit von der Rückkehr aus dem babyloniſchen Exil bis zu den aſſyriſchen Verfolgungen 220 v. Chr. reicht, waren die „Soferim“. Ihre Aufgabe beſtand zunächſt darin, die heilige Schrift ſelbſt zu erhalten und ihre Vorſchriften zu erklären. Nach ihnen kamen die „Tannaim“ — die Lernenden — von 220 vor bis 220 n. Chr. — Große hiſtoriſche Ereigniſſe fallen in dieſen Zeitraum: die Periode der Makkabäer, die Geburt Jeſu Chriſti, die Zerſtörung des Tempels durch Titus, die Empörung des Bar Cochba und endlich das vollſtändige Exil der Juden. Unter all' dieſen Stürmen lagen die Tannaim mit allem Eifer dem Studium und dem Ausbau des Geſetzes ob. Nichts iſt charakteriſtiſcher als die Geſchichte, die der Talmud von einem der hervorragendſten Lehrer jener Zeit zu erzählen weiß: Durch die Straßen der alten Zionsſtadt bewegt ſich in der Dämmerſtunde ein Leichenzug: Schüler, heißt es, die ihren theuren Lehrer zu Grabe tragen. Scheu und ehrerbietig weicht Alles zur Seite, ſelbſt die römiſche Wache am Stadtthore läßt den Zug ungehindert durchziehen. Da, vor der Stadt, macht er Halt, die Schüler ſtellen den Sarg nieder, öffnen den Deckel und aus demſelben tritt hervor der ehrwürdige Rabbi Jochanan ben Sakkai, der ſich lebendig-todt aus der Stadt tragen läßt, um ohne Gefahr in das Römerlager gelangen zu können. Dort tritt er vor Vespaſian, dem die Erſcheinung des greiſen Lehrers imponirt, und der ihm geſtattet, ſich die Erfüllung eines Wunſches erbitten zu dürfen; aber nicht für ſein Volk, nicht für die Rettung der heiligen Stadt, ja nicht einmal für die Erhaltung des Tempels ſieht der Rabbi um Schonung, ſondern nur: „Laß mich in Jabneh eine Schule gründen!“ So lautet ſeine Bitte, und lächelnd winkt der ſtolze Römer ihm Gewährung. Er ahnt nicht des Stammes geiſtige Bedeutung, der mitten unter den rauchenden Trümmern ſeiner nationalen Selbſtſtändigkeit einzig und allein für die Erhaltung ſeiner Lehre ſorgte. Das eherne Rom mußte untergehen, der Völker viele ſind von dem Sturme der Geſchichte verweht, doch Iſrael lebt in jener Lehre, die Jochanan ben Sakkai aus dem brennenden Jeruſalem der verzagenden Friedensfreunde und der wahnſinnigen Zeloten nach dem kleinen Jabneh, einer Hafenſtadt am Meere, etwa ſechs Meilen von Jeruſalem, getragen hat; denn dort errichtete Jochanan ben Sakkai ſein Lehrhaus, dort ſammelte er die zerſtreuten Reſte ſeines Volkes und ſeiner Schüler, und von dort aus verkündete er die Miſſion ſeines Stammes mit weitausſchauendem Seherblicke.

So waren die Tannaim die hauptſächlichſten Träger und Vertreter der Wiſſenſchaft des Judenthums, die ſie in ihren hohen Schulen pflegten. Aber im Laufe der Jahrtauſende hatte ſich ein ungeheurer Wiſſensſtoff aufgeheichert, war eine ſolche Fülle von Verordnungen, Verboten und Geſetzen angehäuft worden, daß dieſer Stoff kaum mehr zu bewältigen war. Es galt nun, die ganze Wiſſenſchaft in ein feſtes Syſtem zu bringen und zu ordnen. Verſchiedene Meiſter wagten ſich an dieſe Arbeit, aber erſt dem vierten gelang ſie: Jehuda, dem Fürſten. Dieſe Sammlung führt den Titel „Miſchna“, und ſie erlangte einen normativen Charakter. Sie zerfällt in ſechs Hauptheile, die zuſammen 63 Tractate und 524 Capitel enthalten. Nachdem die Miſchna zu einem Codex geſtaltet worden war, wurde ſie nun ihrerſeits das, was ein Jahrtauſend hindurch die Bibel ſelbſt geweſen war, nämlich die Grundlage aller geſetzlichen Erörterungen, aller wiſſenſchaftlichen Entwickelung. Es folgte die dritte Phaſe, die der „Amoraim“ — Sprecher — der Epigonen, die Jahrhunderte hindurch das Studium, die Erklärung der Miſchna zum Mittelpunkte ihrer ganzen Thätigkeit machten. Neue Ueberlieferungen tauchten auf; neue Methoden brachen ſich Bahn; die Caſuiſtik gelangte zu einer mächtigen Herrſchaft — wie auch in den Rechtsſchulen Roms und Alexandriens zu jener Zeit — in Babylon und in Paläſtina beſchäftigten ſich die Akademien und ihre hervorragendſten Lehrer Jahrhunderte lang ausſchließlich mit dieſem Studium — und ſo entſtand der Talmud oder eigentlich die beiden Talmude, denn der eine iſt der Ausdruck deſſen, was in den Schulen von Paläſtina gelehrt wurde, und der andere iſt in Babylon entſtanden, der eine um 390 n. Chr., der andere etwa um das Jahr 400 n. Chr. Der Abſchluß des letzteren fällt in das Ende des fünften Jahrhunderts. Der babyloniſche Talmud, welcher als der allein maßgebende gilt, iſt ungefähr 400 mal ſo groß als der Jeruſalemiſche; ſeine 36 Abhandlungen nehmen in der gegenwärtigen Ausgabe etwa 3000 gedruckte Folioſeiten ein, die wiederum in 12 rieſigen Foliobänden enthalten ſind. Von einem eigentlichen Abſchluſſe des Talmud iſt aber ebenſo wenig bekannt, wie von einem Kanon der Bibel, weil beide Werke nicht durch eine religiöſe Behörde oder durch einen feierlichen

Digitized by Google

Beschluß abgeschlossen wurden. Eine solche Canonicität hätte dem Geiste des Judenthums widerstrebt, in dem der Fluß traditioneller Entwickelung nicht aufhörte.

Man wird es nun begreifen, wie schwer es ist, ein Bild von der Welt des Talmud zu geben. Da finden sich neben Gesetzen und Discussionen, neben philosophischen, theologischen und juridischen Entscheidungen, neben historischen Anmerkungen und nationalen Erinnerungen, neben Normen und Verboten, die das ganze menschliche Leben nach allen seinen vielen Verhältnissen und Beziehungen regeln, die wunderlichsten und abenteuerlichsten Erzählungen, die lautersten Denk- und Sittensprüche, die erhabensten Legenden, die lieblichsten Gleichnisse, die anmuthigsten Räthselspiele, und dann wiederum harte, fast feindselige Gesinnungen, krause medicinische Recepte, abergläubische Praktiken, von tiefstem Schmerze erpreßte Aussprüche, seltsame astronomische Formeln, juristische, zoologische und botanische Excurse, und noch immer ist der Inhalt dieses merkwürdigen Werkes nicht erschöpft, dessen Charakter kaum einem Fernstehenden ganz und voll klar zu machen sein dürfte.

Soweit es möglich ist, hat Strack in seiner Einleitung in den Talmud, die von einer stupenden Gelehrsamkeit zeugte, ein treffliges Bild zu geben versucht. Es ist der erste wissenschaftlich gelungene Versuch einer Einleitung in den Talmud, und man darf dem gelehrten Manne, der ohne jedes Vorurtheil, nur im Interesse der Wissenschaft, an jene schwere Arbeit herangetreten, dafür Dank wissen, daß er es gewagt hat, mit kühnem Forschergeiste in dies Labyrinth sich zu versenken und daselbe der modernen Wissenschaft zu erschließen.

Nicht geringeren Dank verdient der zweite Forscher, Hermann Cohen, als Vertreter der Kantischen Philosophie gegenwärtig einer der ersten und bedeutendsten, der gegenüber den Verdammungen, die der Talmud seit wiederum mehr als einem Jahrtausend von Päpsten und Professoren, von Staatsanwälten und Journalisten ausgesetzt ist, geistreich und scharfsinnig das Wesen des Talmud zu erklären unternommen hat. Mit wissenschaftlicher Akribie und strengster Objectivität hat er sein Vorhaben durchgeführt, und seine Rechtfertigung des Talmud ist ihm glänzend gelungen. Klar und bündig weist er nach, daß die Nächstenliebe im Talmud eine sichere Heimstätte gefunden hat, ja, daß die Nächstenliebe das erste und hauptsächlichste Gebot des Judenthums ist, mit großer Belesenheit führt er fundamentale und maßgebende Sittensprüche des Talmud an, „die an Zartheit des Gemüths und an Schärfe der Einsicht, wie an Strenge des Urtheils zu dem Besten und Tiefsten aller moralischen Literatur gehören dürften". Durchgängig weist der scharfsinnige Philosoph die Tendenz des Talmud nach, den Schwerpunkt des Gesetzes in die Sittenlehre zu verlegen; der Wahn, als hätte der Talmud gestattet, einen Nichtjuden zu bestehlen oder zu betrügen, wird in sein Nichts aufgelöst. Die Ehrfurcht vor der Wahrheit und die hohe Achtung der Wissenschaft durchzieht die kleine, aber außerordentlich gehaltvolle Schrift des Marburger Universitätslehrers, der sich als ein genauer Kenner des Talmud erweist und als ein Denker von seltener Geistesschärfe. Seine Darlegung wird sicher alle vorurtheilslosen Menschen überzeugen und ihren bekehrenden Eindruck nicht verfehlen. Sie ist wohl geeignet, uns den Einblick in ein Riesenwerk des Alterthums zu verstatten, in eine geheime Welt, die uns bisher fremd und unheimlich schien, während sie nun plötzlich wie eine liebenswürdige Märchenwelt uns erscheint, in der Alles quillt und glänzt und sprießt, und in der Töne erklingen, die uns so lieblich und vertraut anmuthen, wie etwa das Motto aus dem Talmud, welches Professor Cohen seiner Arbeit vorgesetzt hat:

„Die geplagt werden und nicht plagen,
Ihre Schmach hören und nicht erwidern,
Aus Liebe handeln und in Schmerzen sich freuen:
Diese sind es, die Ihn lieben."

Ein wunderbares Bild bietet sich uns, wenn wir an der Hand eines anderen Forschers zum Abschiede noch einmal in diese wunderbare phantastische Geheimwelt eintreten: Wir können uns leicht die Bestürzung und den Aerger des mittelalterlichen Gottesgelehrten und selbst unserer modernen Theologen vorstellen, wenn sie den verschlungenen Windungen einer wissenschaftlichen Debatte im Talmud folgen sollen — sei es eine geometrische, botanische, finanzielle, medicinische oder astronomische, sei es eine vom Sabbathweg, von Sämereien, vom Zehnten, von Mitgift oder Scheidebrief, vom Schaltmond oder vom Eide handelnde — und wenn sie dann plötzlich den Boden unter ihren Füßen wanken fühlen. Die lauten Stimmen verhallen allmählich, die Thüren und Mauern der Schule weichen vor unseren Augen zurück; an ihrer Stelle steigt die urbs et orbis, die ewige Roma empor mit ihrem millionenfachen Leben; oder in jener anderen Hügelstadt, dem goldenen neuen Jerusalem, werden blühende Weinberge in weiter Ferne sichtbar, und Jungfrauen in weißen Gewändern wandern träumerisch durch die Gärten hin. Leise und verloren klingen einzelne Bruchstücke ihrer Gesänge hinüber; bald lauter, bald erlöschend ertönen die Reigen: es ist der große, furchtbar ernste Versöhnungstag, welchen die „Rosen zu Saron", in poesievollem Contraste, zu einem Freudentage erwählten, an welchem sie zwischen den wogenden Lilienfeldern und laubumrankten Abhängen lustwandelten. Oder der Trommetenruf der Empörung tönt schrill und schmetternd mit hinein in die verworrene Debatte, und Bestjagar, dessen furchtbarer Fest mit neuen haarsträubend grausigen Einzelheiten geschildert wird, muß dem blutigen Tyrannen Nero zur Folie dienen; oder der babylonische Unterdrücker Nebukadnezar mit all' seinen Schaaren wird mit einem gellenden Schrei der Verwünschung verflucht, bei Anlaß eines damit gar nicht zusammenhängenden Punktes im Gesetz; für den Eingeweihten steht sein Name nur für den des Titus, der „Wonne des Menschengeschlechtes", die sich in Israel endlich in ihrem wahren Lichte zeigte. Oft — für die Geschichte des Studiums und die Ehre der Menschheit viel zu oft — unterbricht der eiserne Tritt der römischen Cohorten, das Losungswort des Aufstandes, das Waffengeklirr und Angstgeschrei des blutigen Schlachtfeldes die wissenschaftliche Debatte; im Verein mit seinen Schülern stürzt der argumentirende Meister fort aus dem engen Lehrsaale, er greift zu den Waffen und wirft sich mitten in das Getümmel der wogenden Schlacht mit dem Rufe: „Jerusalem und die Freiheit!"

Das ist die Welt des Talmud.

Eine russische Historie von Konstantinopel.

Es gibt Russen, welche meinen, daß Rußlands Politik auf der Balkanhalbinsel seit diversen Jahrhunderten eine höchst offenherzige, rücksichtsvolle und uneigennützige gewesen. Es gibt ja auch Russen, welche die Ansicht hegen, daß Rußland nach dem Besitze Konstantinopels nie verlangt habe — außer höchstens zu den Zeiten der Heiden Oleg und Igor. Ferner scheinen solche Bewunderer Rußlands es zu glauben, daß wenn das Czarenreich einmal doch in die Lage kommen sollte, Konstantinopel zu nehmen, solches gleichsam wider Willen, nur in Folge einer unabänderlichen Nothwendigkeit geschehen würde. Diese und ähnliche Ansichten wollen wir hier seiner Erörterung unterziehen, da gewisse historische Thatsachen doch klar genug vorliegen. Indessen scheint es uns nicht ganz unangebracht, auf ein jetzt anscheinend höchst selten gewordenes kleines Heftchen hinzuweisen, welches im Jahre 1867 in St. Petersburg in russischer Sprache erschienen ist und dem Schreiber dieser Zeilen vorliegt. Das Heftchen ist betitelt: „Skasanije o Zargrade", was auf deutsch als die „Historie von Zargrad" oder als „Historie von Konstantinopel" auszudrücken wäre: es kündigt sich an als ein von der Redaction einer russischen Volksschriften- und Soldatenbücheinsammlung: „Possug i Dielo" (etwa: „Muße und Arbeit")*) seiner Zeit herausgegebenes und in der Typographie des Apanagendepartements in St. Peters-

*) Redacteur oder Herausgeber der obenerwähnten „Possug i Dielo" benannten Sammlung war, so viel wir wissen, seiner Zeit A. Pogoski.

Digitized by Google

burg gedrucktes Büchlein. „Zargrad“ ist der Name, unter welchem die Stadt Konstantinopel in den russischen Volkskreisen vorzugsweise bekannt ist. Konstantinopel war, als das oströmische Reich noch existirte, in der russischen Sprechweise als Residenz der byzantinischen „Czaren“ die „Czarenstadt“ par excellence. Möglicherweise ist der Name „Zargrad“ auch entstanden in Folge einer Uebersetzung von „Basilis“ oder „Basileuusa polis“ — mit welchen ehrenden Beinamen die Byzantiner Konstantinopel manchmal bezeichneten.

Das genannte Heftchen ist eine Uebertragung einer eigenthümlichen altrussischen Erzählung in neueres Russisch, und manche charakteristische, in Anführungszeichen gestellte Ausdrücke und Wendungen scheinen direct herübergenommen zu sein.

Die „Historie von Konstantinopel“ bietet zunächst eine Erzählung von der Gründung Konstantinopels (durch Konstantin den Großen) und liefert dann einen Bericht über die Eroberung Zargrads durch die Türken. Dieser Bericht schließt mit einer Prophezeiung über das fernere Schicksal Konstantinopels. Wir heben aus dem Heftchen nur dasjenige hervor, was uns am merkwürdigsten erscheint.

Bezüglich der Gründung Konstantinopels wird unter Anderem erzählt, daß im dreizehnten Jahre seiner Regierung der große Konstantin Flavius den Plan gefaßt, zur Ehre Gottes eine Stadt mit seinem Namen zu gründen; er sendet weise Männer aus, um in Asien, Lybien und Europa eine geeignete Stelle zu finden. Die Abgesandten scheinen nach ihrer Rückkehr verschiedener Meinung zu sein — am meisten jedoch rühmen sie Oertlichkeiten in Macedonien und die Lage von Byzanz. Der Czar Konstantin selbst neigt sich zu der Landschaft Troas und beschließt, dort seine Stadt zu gründen, wird aber durch eine im Traume vernommene Stimme nach Byzanz gewiesen.

Der Czar Konstantin zeichnet nun (wie es weiter heißt) im Rathe der zusammengerufenen Großen (Megistanen), Geistlichen und weisen Männer, in Gemeinschaft mit ihnen den Plan für die Stadt und die Festung auf, und zwar in Form eines Dreieckes, sieben Werst auf jeder Seite. Während das Terrain abgesteckt wurde, kroch aus einem Loche eine große Schlange hervor, doch stürzt sich alsbald aus den Lüften ein Adler auf dieselbe. Der Adler trägt die Schlange hinauf in die Lüfte, doch umwindet ihn das Reptil so vollständig, daß der Adler mit seiner Beute auf dieselbe Stelle, wo er die Schlange erfaßt hatte, hinabstürzt. Schon ist der Adler fast erwürgt, da tödten die Leute die Schlange, worauf der Vogel sich erholt und langsam zu den Wolken entschwebt.

Die Weisen, von dem Kaiser um die Bedeutung dieser Erscheinung befragt, verkünden ihm die künftige Größe der Konstantinsstadt, welche vor allen Städten der Welt berühmt und verherrlicht sein würde. Vom Adler und von der Schlange sagten sie aber, daß ersterer das Christenthum bedeute und letztere das Heidenthum (bussurmanstwo — mit welchem Ausdrucke indessen vorwiegend das mohammedanische Wesen bezeichnet wird). Erst würde das Heidenthum über die Christen die Oberhand behalten, in späteren Jahrhunderten aber die Christen die Heiden (oder genauer die „Bussurmanen“) besiegen, ihnen die Stadt entreißen und die christliche Herrschaft wiederherstellen.*)

Der große Konstantin ließ die Deutung, welche ihm die Weisen gegeben, aufschreiben und den Bau der Stadt fortsetzen.

Nach der erwähnten „Historie von Zargrad“ hatte die Stadt, zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit, triangulare Gestalt; jede Seite war sieben Werst (ungefähr eine deutsche Meile) lang; nach der Zahl der Wochen im Jahre hatte die Stadt 52 Thürme, nach der Zahl der Tages- und Nachtstunden 24 Thore, nach der Zahl der Monate im Jahre 12 große und, nach der Zahl der Tage im Jahre, 365 kleinere Straßen. Auch hätte, wie es heißt, Konstantin selbst die Stadt Neu-Rom und Zargrad genannt und seinen Nachfolgern die Förderung seiner Gründung lebhaft empfohlen. Auch hebt die Erzählung hervor, daß die Stadt sieben Namen hätte.

Unter den Kirchen, deren Erbauung Konstantin dem Großen zugeschrieben wird, hebt die Erzählung besonders die Sophienkirche hervor, welche alle anderen an Pracht und Reichthum übertroffen hätte. Unter Justinian wäre die Sophienkirche abgebrannt, und von diesem Kaiser an ihrer Stelle eine neue, noch prächtigere Kirche erbaut worden, zu welcher er im Traume von einem Engel den Plan aufgezeichnet erhalten. Weiterhin wird erzählt, wie die Byzantiner in Uepplgkeit versanken, die Gebote Gottes vergaßen, wie Ränke, Verrath und mancherlei Verbrechen überhand nahmen, und dann der gerechte Zorn Gottes die Stadt getroffen hat. In dem Berichte von der Eroberung Konstantinopels wird erzählt, wie der „gottlose Mahmed“, der Sohn Amurat's, ineingedenk der Friedensschwüre mit dem „rechtgläubigen Czaren Konstantin“ — zum Kriege gegen Byzanz sich vorbereitet. In einer Anmerkung wird berichtet, wie der „gottlose Mahomet II.“ einmal um Mitternacht seinen Großvezier holen läßt, um ihm zu sagen, daß er den Besitz Konstantinopels verlangt, daß er „in die Stadt“ will; aus den griechischen Worten, die er dabei gebraucht, wäre dann bei den Türken: „Istempol“ und daraus der Name „Istambul“ entstanden. Sowohl in der Anmerkung, als auch im Texte wird die geringfügige Anzahl der Vertheidiger Konstantinopels hervorgehoben. Der „Czar Konstantin“, heißt es, schickt zu dem mit Heeresmacht heranmahenden „treubrüchigen Mahomet“ seine angesehenen Gesandten, um ihm einen ehrlichen Frieden anzubieten. Mahomet gibt aber eine hart abweisende Antwort, und droht jedem neuen Gesandten Konstantin's die Haut abziehen zu lassen.

So beginnen, nach dem Berichte, im April (1453) die Beschießung Konstantinopels und die Kämpfe zwischen den Türken und den Vertheidigern. Von dem Czaren Konstantin — welcher (wie aus der Geschichte bekannt ist) sich mit außerordentlicher Tapferkeit und Ausdauer geschlagen — erzählt der russische Bericht, wie unsichtig und tapfer er die Vertheidigung der Stadt geleitet, hebt auch nebenbei hervor, daß er mit dem Patriarchen Anastasius, mit der „Czarin“, mit den Kirchenfürsten und der ganzen geistlichen Versammlung „täglich“ die Kirchen Gottes besucht hatte. Späterhin sagt der Bericht, daß derselbe tapfere Monarch während der Belagerung nach den Aeußerungen der Ueberläufern eigenhändig mehr als sechshundert Türken getödtet hätte, bis er selbst den Heldentod starb. Bei dem ersten großen Sturme der Türken, der nach der russischen Erzählung etwa 14 Tage nach Beginn der Belagerung stattgehabt zu haben scheint, wären 1740 Griechen und 700 Franken und Armenier, dagegen 18,000 Türken gefallen. Während die Türken einen neuen großen Sturm vorbereiten, schickt der Czar Konstantin zu Lande und zu Wasser Eilboten aus, um Hülfe zu erlangen. Seine Brüder, heißt es, hätten nicht zu kommen vermocht, denn sie führten mit einander einen Bürgerkrieg, und führten auch noch Krieg mit den Albanesen. Die „verjüden“ Franken aber hätten keine Lust gehabt, zu helfen, und hätten auch sich die Sache so zurechtgelegt: „Mögen die Türken doch Zargrad für sich erobern, wir aber nehmen es ihnen ab für uns.“ Nur der „tapfere genuesische Fürst Justinian“ kam dem Czaren zu Hülfe mit einer Heldenschaar, und forderte für sich den gefährlichsten Platz.

In der Kürze werden bezüglich der Belagerung Konstantinopels noch manche Episoden vorgeführt, der Verlust der Christen bei einem der späteren Stürme auf 5700 Todte, der der Türken auf 35,000 Todte angegeben. Dem Georg Phrantzes wird der Vorschlag zugeschrieben, der Kaiser solle mit einer

*) In der in St. Petersburg in deutscher Sprache erscheinenden Monatsschrift: „Russische Revue“. VI. Band (St. Petersburg, 1875) geschah in einem Aufsatze von A. N. Wesselofski: „Konstantinische Sagen“ auch der obenerwähnten Sage von der Gründung Konstantinopels, resp. von dem Kampfe des Adlers mit der Schlange und von der Deutung dieses Kampfes, Erwähnung. In diesem Aufsatze von Wesselofski wird am angeführten Orte von der betreffenden altrussischen Erzählung über die Gründung Konstantinopels gesagt, daß sie „gewöhnlich einem, in alter Zeit sehr beliebten Berichte“ über Konstantinopels Einnahme durch die Türken „als Einleitung dient“.

Digitized by Google

auserlesenen Schaar aus der Stadt hinausgehen, und die Türken im Rücken angreifen — aber es heißt auch, daß Lucas Notaras und Nicolai Kantakuzen dagegen gesprochen — worauf der Plan augenscheinlich fallen gelassen wurde. Am 17. Mai, an welchem Tage — wie die „Historie von Zargrad“ berichtet — die Türken schon in die Stadt gedrungen waren, die Christen aber doch noch die Oberhand behielten, sollten 16,000 Türken gefallen sein. Am 21. Mai soll — wie erzählt wird — in der Nacht von den Fenstern der Sophienkirche ein unbeschreiblich Licht ausgegangen und bis zum Himmel hinaufgeleuchtet sein; der Himmel hätte sich geöffnet und dieses Licht in sich aufgenommen. Das wurde als ein Zeichen angesehen, daß die Gnade Gottes die Vertheidiger der Konstantinsstadt verlassen und daß das Schicksal der letzteren somit besiegelt worden wäre. Es wird ferner berichtet, daß am 26., 27., 28. und 29. Mai furchtbare Kämpfe stattgefunden. Nach demselben Berichte ward „Justinian“ am 27. Mai von einem Steingeschoß getroffen und am 28. Mai durch einen Speer schwer verwundet und kampfunfähig gemacht. In der Nacht vom 28. zum 29. Mai soll über der Stadt eine furchtbare Finsterniß gelegen haben, in welcher blutrothe Flecken von der Größe von Büffelangen gesehen worden wären: die türkischen Weisen und Imam's prognosticirten dem Sultan daraus die endliche Eroberung der Stadt.

Der Czar Konstantin, den man wiederholt vergeblich zum Verlassen der Stadt aufgefordert, nimmt am 29. Mai vor dem letzten Kampfe, in welchem er den Heldentod fand, noch das Abendmahl; seine Gemahlin entsteht während des letzten Kampfes, um Nonne zu werden. Als der Sultan selbst in die Stadt eingedrungen war und vor der Sophienkirche stand, soll er bewundernd ausgerufen haben: „Wirklich, das waren Männer! und ihres Gleichen gibt es nicht und wird es nimmer geben!“

In der Sophienkirche befanden sich — wie weiter berichtet wird — der Patriarch Anastasius, die Geistlichkeit und eine große Menge Volkes. Wie der Sultan eintrat, „traten mit ihm (heißt es) Greuel und Verwüstung in Gottes Heiligthum und verunreinigten die heilige Stätte“. In demselben Augenblicke sei ein hochbejahrter Mönch, der die Messe celebrirte, mit dem Kelche aus dem Allerheiligsten getreten. Als dieser Mönch den Sultan und die Muselmänner erblickte, habe er ausgerufen: „Herr! Dein Wille geschehe!“ und sich darauf, für das Meßopfer zitternd, zur Wand gekehrt. Die steinerne Wand soll sich darauf vor dem Priester geöffnet, ihn in sich aufgenommen und sich dann wieder geschlossen haben. Der Sultan, erschüttert, sicherte dem Patriarchen und dem Volke Leben und Freiheit zu. Nachdem der Sultan die Kirche verlassen und sich dem Kaiserpalaste genähert, ward ihm das Haupt des gefallenen Kaisers gebracht: er übergeugte sich von dessen Identität, küßte den Kopf und sagte einige freundliche Worte. Hierauf ließ der Sultan den Kopf dem Patriarchen zur feierlichen Bestattung übergeben. Der Patriarch legte den Kopf des gefallenen Herrschers in ein vergoldetes silbernes Gefäß und soll ihn in der Sophienkirche unterhalb des Altartisches (prestol) beigesetzt haben — wobei der Bericht übrigens das Vorhandensein noch anderer Nachrichten über die Bestattung des letzten byzantinischen Kaisers mit andeutet. Die Kaiserin sucht der Sultan vergebens: als er von ihrer Flucht hört, läßt er diejenigen, welche bei ihrem Entfliehen ihr behülflich gewesen, foltern und hinrichten.

Nun sing, wie es heißt, der Sultan an, „über zwei Theile der Welt zu herrschen“; er hatte „diejenigen vernichtet (istrebil), welche das wunderbare, von 74 Königen vertheidigte Troja überwunden hatten“. Aber es wird der Türke im Heißchen gleichsam verwarnt, daß — wenn bisher Alles, was Methodius von Patras und Leo der Hochweise (premudry) vorhergesagt und alle sonstigen Vorzeichen hinsichtlich der Stadt sich erfüllt hätten — auch die „letzte Prophezeiung“ in Erfüllung gehen würde: „Der russische Stamm mit den Vorgeschafftenen werden alle Ismaeliten besiegen und die Siebenhügelstadt nehmen und in derselben die Herrschaft antreten.“ In dem ebenciitirten Satze haben wir, um dem Originale möglichst conform zu schreiben, den Plural beibehalten. „Siebenhügelstadt“ ist einer der „sieben Namen“ von Konstantinopel, und zwar steht im Originale „Sedmicholmy“ (auch an anderer Stelle „Sedmocholmy“) — eine Uebersetzung des griechischen Ausdruckes oder Namens: „Heptalophos.“

Dann wird aber auch noch erwähnt, daß in dem „letzten Gesichte des Propheten Daniel“ geschrieben stehe: „Und es wird ein großer Czar“) aufstehen mit 18 Nationen und sie werden sich in der Siebenhügelstadt versammeln und es wird eine Schlacht geschlagen werden, wie noch niemals eine gewesen, und es werden in den Straßen und Thälern der Siebenhügelstadt gleichsam Ströme von Menschenblut rinnen und es wird von dem Blute das Meer bis zur engen Mündung aufgeregt werden. Und es wird eine Stimme vom Himmel erschallen . . .“

Wir wissen nicht, wer unter dem „Propheten Daniel“, der dies geweissagt haben sollte, gemeint sein könnte, — beziehungsweise, ob es mehrere Propheten mit dem Namen „Daniel“ gegeben hätte. Wir haben in unserer Bibel (Luther'scher Uebersetzung) die ebencitirte Prophezeiung bei Daniel nicht finden können; auch suchten wir dort vergebens, was das russische Heftchen weiter meldet, und was wir hier nur kurz hervorheben wollen. Uebrigens ist es uns nicht ganz klar geworden, ob die uns vorliegende „Historie von Zargrad“ alle dort nun noch folgenden Prophezeiungen sämmtlich jenem uns unauffindbaren „Propheten Daniel“ oder zum Theil auch anderen, uns ebenso unbekannten Propheten zuschreibt.

Die erwähnte „Stimme vom Himmel“ verlangt also, daß man einhalten und auf der „rechten Seite“ der Siebenhügelstadt einen Mann mit gewissen besonderen Eigenschaften als Czaren krönen sollte. Es werden selbigen zwei lebenbringende Engel in die Aja Sophia hineinführen und dort krönen, dann wird die steinerne Wand sich aufthun und der dort seit der Eroberung Konstantinopels von 1453 eingeschlossene Mönch heraustreten und die damals angefangene Liturgie zu Ende führen.**) Der in der Aja Sophia gekrönte Czar, welchem die Engel bei der Krönung auch ein Schwert geben, wird die „Ismaeliten, Aethiopen, Thrugs, Tataren und ihren ganzen Stamm“ überwinden. Nachdem dieser Czar 32 Jahre geherrscht hätte, würde ihm ein ihm Abstammender folgen, der nach Jerusalem geht, „um auch dieses Reich seinem Gotte wiederzugeben“, und diesem folgen vier Söhne, die in Rom, in Alexandrien, in der Siebenhügelstadt und in Selun (Saloniki) regieren. Dann werde „Niemand ein Bettler sein und die Erde ihre Früchte siebenfältig tragen“.

Nachdem wir dem Leser soweit den Inhalt der altrussischen „Historie von Zargrad“ (oder „Historie von Konstantinopel“) kurz vorgeführt, möchte wohl die Frage sich erheben, welcher Zeit wohl die genannte Historie ihre Entstehung verdanken dürfte. Leider vermögen wir unsererseits in dieser Beziehung keine Antwort zu geben. Jedenfalls war die der „Historie von Zargrad“ zu Grunde liegende Auffassung von der Theilnahme des russischen „Volkes“ für Byzanz eine naivere, als sie wohl heutzutage sein dürfte. Zum ersten Male trafen Russen und Türken im Jahre 1569 feindlich zusammen, und zwar in der Gegend zwischen dem Don und der Wolga, wohin die Türken vorgedrungen waren. Die Türken erlitten damals eine schwere Niederlage, welche auf sie einen gewaltigen Eindruck machte. Dieser Eindruck blieb auch lange vorherr-

*) Zu einer anderen russischen Edition, welche in St. Petersburg 1868 unter der Redaction W. Jakowlew's nach alten Manuscripten herausgegeben und „Historien von Konstantinopel“ betitelt war, wird an entsprechender Stelle freilich nicht von einem großen „Czaren“ geredet — dagegen wird dafelbst der große Mann, der mit 18 Völkern dereinst nach der „Siebenhügelstadt“ kommen soll, mit Namen genannt.

**) Die Legende von diesem in der Mauer eingeschlossenen Mönche oder Priester, der dereinst hervortreten würde, hat auch ein deutscher Dichter — Gustav Pfaff in Lauffig — wir wissen nicht, auf Grund welcher Quelle — bereits poetisch verwendet in seinem Gedichte: „In Sanct Sophiens Dom“. Vergl. „Dichtungen von Gustav Pfaff“, 2. unveränderte Auflage, Leipzig, Georg Böhme.

Digitized by Google

schend, obwohl die krymischen Tataren, deren Chan Dewlet-Ghirej Vasall der Türkei war, im Jahre 1571 Moskau niederbrannten. Uebrigens mochte der krymische Chan, der die Vergrößerung der türkischen Macht am Don gar nicht wünschte, um jene Zeit den Türken gegenüber eine zweideutige Rolle gespielt haben.

Ferner zeigen die Sagen der saporozischen Kosaken bei den letzteren im 16. und theilweise im 17. Jahrhundert einen lebhaften Hang zu angriffsmäßigem Vorgehen gegen die Türken und gegen die Tataren. Um das Jahr 1590 sollen die Saporoger sogar Trapezunt und Sinope verheert haben. Die Großrussen sind aber ganz anders geartet, als die einstigen saporogischen Kosaken, und sind auch anders, als die donischen und anderen Kosaken.

So halten wir es für ziemlich gewagt, heutzutage für die Wiedereroberung Konstantinopels bei dem russischen „Volke“ eine solche Theilnahme vorauszusetzen, wie die „Historie von Zargrad“ sie wohl zum Substrat haben müßte. Man muß sogar sich vorstellen können, daß es gerade in nationalrussischen Volkskreisen unter anderen auch Richtungen gibt, welche eine weitere Ausdehnung des Gebietes der russischen Staatskirche gar nicht einmal wünschen! Freilich gibt es in Rußland auch mancherlei Leute, welche für das Czarenreich den Besitz Konstantinopels verlangen. Einige von solchen Leuten wünschen für Rußland den Besitz Konstantinopels aus purer Ländergier, andere mit dem Anspruch, der russische Kaiser solle sich zum Oberhaupte aller Slaven erklären. Wieder Andere in Rußland reden von einer „politischen Nothwendigkeit“, gemäß welcher angeblich das Czarenreich Konstantinopel haben müsse, und wieder Andere verlangen den Besitz Konstantinopels für Rußland, ohne eigentlich zu wissen, warum.

Sollten nun Fälle vorkommen, daß sich die russische Regierung von agitatorischen Elementen in ihrem Reiche bestimmen ließe, die urtheilslosen oder indifferenten Volksmassen Rußlands zu einem Kriege fortzureißen, oder sollten Fälle vorkommen, daß die russische Regierung aus eigener politischer Ueberzeugung oder Initiative die Volksmassen im Czarenreiche zu einem Kriege fortriffe — so könnten beiderlei Handlungsweisen ohne Selbsttäuschung doch nicht mit dem „Willen des Volkes“ objectiv motivirt werden. Auch wenn es der russischen Regierung unter Umständen gelingt, die urtheilslosen oder indifferenten Volksmassen ihres Reiches in irgend eine Kriegswuth zu versetzen, so dürfte selbst auch in solchem Falle Europa hinsichtlich der eigentlich bewegenden Elemente in Rußland, resp. hinsichtlich des etwaigen Herganges, wie deren Anregungen im Czarenreiche bis zur wahrnehmbaren Entflammung der Massen sich fortgeschritten hätten — den klaren Blick sich nicht trüben oder verwirren lassen.

Uebrigens, nachdem wir unseren Aufsatz längst abgeschlossen hatten, kam uns in Bezug auf „Zargrad“ oder Konstantinopel eine andere eigenthümlich geartete Publication zu Gesichte, welche folgendermaßen betitelt war: „Historien von Konstantinopel (Skasanija o Zaregrade), nach alten Handschriften herausgegeben unter der Redaction W. Jakowlew's. — 1. Von der Gründung Konstantinopels. 2. Von seiner Belagerung durch die Perser. 3. Von der Einnahme durch die Kreuzfahrer. 4. Von der Einnahme durch die Türken. 5. Von der Einnahme durch Amurat.*)“ — St. Petersburg, Ausgabe des Buchhändlers S. W. Swonarew. 1868.“ Wie man sieht, ist in dieser obengenannten — Jakowlew'schen — Zusammenstellung einer Anzahl sogenannter „Historien von Zargrad“ oder „Historien von Konstantinopel“ auch noch Anderes erzählt worden, als in der von uns vorhin geschilderten Ausgabe des „Dossug i Djelo“, welche „Historie von Konstantinopel“ betitelt war. Dabei stellt sich die erwähnte Jakowlew'sche Ausgabe der Konstantinopel-Historien augenscheinlich als ein unmittelbarer Abdruck alter Manuscripte — meist aus dem 16. oder 17. Jahrhunderte — dar, und demgemäß zeigt sich ihre Sprache um so altertümlicher und schwieriger. Einige Stücke dieser Jakowlew'schen Ausgabe sind unter Vergleichung auch mit anderen Texten abgedruckt und enthalten sonach Anmerkungen mit Varianten.

Die vorhin besprochene Ausgabe des „Dossug i Djelo“ über Konstantinopel verbreitete sich — wie der Leser weiß — über die Gründung der Bosporusstadt und deren Eroberung durch die Türken im Jahre 1453 — Dinge, welche die betreffende Jakowlew'sche Ausgabe in ihrem ersten und fünften Stücke behandelt. Abgesehen von der sprachlichen Verschiedenheit stimmen beiderlei Parallelberichte in so und so vielen Punkten mehr oder weniger überein — aber es zeigen sich auch mancherlei Abweichungen. Es würde uns jedoch zu weit führen, wenn wir bei dieser Gelegenheit die Abweichungen oder Differenzen, welche zwischen beiderlei Darstellungen obwalten, oder wenn wir die Erzählungen, welche die Jakowlew'sche Ausgabe noch außerdem enthält, jetzt näher erörtern wollten. Der geneigte Leser wird den Umstand nicht aus den Augen verlieren, daß wir unserer Auseinandersetzung die Darstellung des „Dossug i Djelo“ zu Grunde gelegt. Wir halten es nicht für actuell nothwendig, hierbei noch auf eine Kritik oder Erörterung der in diversen russischen Zargrad-Geschichten erzählten oder prophezeiten Wunder uns einzulassen.

Sollte Rußland indessen einmal den Besitz Konstantinopels wirklich erlangen, so wird dadurch dem Nihilismus und anderen subversiven Bewegungen gegenüber die czarische Autorität voraussichtlich auch nicht um ein Haarbreit mehr consolidirt werden. Der Nihilismus, welcher unter der Regierung Alexanders III. in Rußland augenscheinlich immer fortgewuchert hat, wäre überhaupt auf ganz anderem Gebiete zu bekämpfen, als auf dem der auswärtigen Politik. Wenn ein russischer Czar je im Sinne der Panslavisten oder Slawophilen Eroberungen machen sollte — so wird dadurch in den Augen des nationalrussischen „Volkes“ seine Autorität voraussichtlich weder vergrößert, noch stärker befestigt. Ferner würden Eroberungen in panslavistischem Sinne auch die Millionen Secturer, die es gerade unter den Nationalrussen gibt, aller Verzuthung nach durchaus nicht befriedigen. Endlich ist auch nicht zu vergessen, daß — wenn auch der Panslavismus mit dem Nihilismus an sich nicht identisch ist — dennoch mancherlei Individuen in Rußland abwechselnd Panslavisten und Nihilisten gewesen sind, und daß die Agitationsweise mancher russischen Panslavisten in verschiedenen Fällen gerade so gewesen ist, daß dadurch augenscheinlich die Ausbreitung subversiver Tendenzen und zersetzender Stimmungen im Czarenreiche nur gefördert werden konnte.

Irenius.

*) In dem fünften Stücke der Jakowlew'schen Ausgabe der „Historien von Konstantinopel“ wird der türkische Eroberer Zargrads im Texte übrigens „Mochmet“ genannt, während in der oben erwähnten Titelblattnotiz dieses Buches „Amurat“ steht, so daß in letzterer möglicher Weise ein lapsus calami vorliegen könnte. Dagegen ist in dem vierten Stücke dieser Jakowlew'schen Ausgabe — welches der Hauptsache nach eine kurze, mit Rückblicken, Abschweifungen und Absonderlichkeiten versehene Klage über die Eroberung Konstantinopels durch die Türken vorstellt — der türkische Eroberer der Bosporusstadt allerdings „Amurat“ genannt worden.

Die nationale Kunstgewerbeausstellung in München.

Arena certamini artium. Mit dieser in großen Goldlettern an die beiden Eingangsthore gesetzten Inschrift, hat das Comité der diesjährigen nationalen Kunstgewerbeausstellung den Zweck derselben bezeichnet, und wer eintritt in die heiteren, lichten Hallen, fühlt die Wahrheit derselben um so tiefer und um so wohlthuender, als der Wettkampf, der sich hier vor seinen Augen vollzieht, ein Kampf im Frieden ist. Nicht leicht irgendwo können das Bewußtsein der Friedensgenossenschaft und die durch die neuesten Ereignisse gesteigerten Hoffnungen auf Friedensdauer lebhafter sein, als hier, wo jedes Cabinet, jeder Schrank und jeder Tisch darlegt, daß nur im Frieden so Großes geleistet werden kann, wie hier, wo aufgestapelt in Massen die Früchte des friedlichen Fleißes der Bürger vor unserem Auge sich entfalten. Alle deutschen Stämme sind zur Arena gerufen worden und sie sind alle gekommen; von den Bogesen und der Mosel bis zur Donau und Leitha; von den Alpen bis zur Nordmark

Digitized by Google

des Reiches. Seitdem wir uns den Frieden erstritten haben, hat das deutsche Kunstgewerbe seinen Wettlauf mit dem Auslande aufgenommen und zuerst zeigte die Münchener Kunstgewerbeausstellung von 1876 die reich sich entfaltenden und zeigt die diesjährige die gereiften Früchte. Schon die große Kunst- und Industrieausstellung von 1854, die erste Nachfolgerin der von Prinz-Gemahl Albert in London inspirirten Weltausstellung, hatte, wenn sie auch keine Weltausstellung war, sich doch im Flug einen epochemachenden Charakter erobert, denn es zu verdanken war, daß alle späteren Ausstellungen Münchens, welcher Art sie auch sein mochten, sich guten Erfolges zu erfreuen hatten. Die Ausstellung von 1876 begann, die ewige Nachfrage nach englischer und französischer Waare und Muster weit über die deutschen Grenzen hinaus zu verdrängen und die diesjährige wird diesen Erfolg glänzend fortsetzen. Als der große Erzgießer, der selige v. Miller, seinen Bericht über jene, vom hiesigen Kunstgewerbeverein inszenirte Ausstellung vor einer illustren Versammlung erstattete, konnte er dem Vereinsvorstand einen baaren Ueberschuß von 210,000 Mk. überreichen. Er klagte zwar noch bei Gelegenheit der bald darauf stattgefundenen Eröffnung des neuen Hauses des Kunstgewerbevereines, eine wie große Schwierigkeit in jener Professorenweisheit noch immer zu überwinden sei, welche unsere Gesetzgebung leitete, sich so wenig um die Kunstindustrie kümmere und uns für groß genug halte, alle unsere Grenzen aufmachen zu können — welche vergesse, daß dabei ihre eigenen Kinder in dem Kampfe mit anderen, industriell viel weiter wie wir entwickelten Nationen zu Grunde gehen müssen, daß Deutschland schon als Absatzgebiet für fremde Ueberproduction auch in der Kunstindustrie gelte. Unserer Kunstindustrie schenke man dem ausgewachsenen Riesen gegenüber nicht einmal das Recht der Reciprocität und überstehe, wie rasch sich Amerikas Industrie durch Zollschutzmaßregeln in den letzten 10 Jahren entwickelt habe. Selbst Fürth und Nürnberg, wo so billig gearbeitet werde, empfänden diese Entwicklung. Und doch — so schloß v. Miller — „was wir Deutsche sonst konnten, wo ein Peter Vischer, ein Jamnitzer u. a. m. die Welt mit Bewunderung erfüllten und Werke schufen, die, wie ich mich kürzlich bei der Pariser Ausstellung überzeugt habe, auch das französische Kunstgewerbe heute noch weit übertreffen — das werden jetzt die Neyoten auch leisten, wenn sie, wie jene, geschult werden". Auch hier hat sich ja seit 1879 der Wandel vollzogen und das ist's: Wandel zum Besseren und Fortschritt; ihn nachzuweisen und in einem Gesammtbilde darzustellen, ist der Zweck, aber auch das Verdienst aller Ausstellungen, und dies Verdienst hat sich unsere Ausstellung voll und ganz erworben. Wir sehen vor Augen, wie glänzend schon jetzt im Vergleiche zu 1876 die sehr schwierige Aufgabe gelöst ist, die ideale, sprudelnde Phantasie des Künstlers mit der gewissenhaften, ruhig überlegenden Thätigkeit des Handwerkers zu vereinigen. Es ist kein Gewerbe — aber nicht eines — im ganzen großen Raume zu finden, an dem man diesen Fortschritt nicht erkennen, aber auch zugleich nicht wahrnehmen könnte, daß es bei dem Wettkampfe, der hier stattfindet, keine Niederlage gibt und daß nur im Grade einer Verschiedenheit sich nachweisen läßt.

Die Ausstellung von 1876 war, wie die diesjährige, eine nationale und in Deutschland die erste ihrer Art. Sie wurde gleichsam mit Zittern und Zagen ganz allein vom Kunstgewerbeverein Münchens geplant; man hatte kaum 1800 Mk. Geld zur Verfügung. Der Gedanke zündete aber und Privatzeichnungen, Staatsverwilligungen, Zuschüsse aus dem Stadtsäckel und reiche Unterstützungen des Königs Ludwig II., der bis zu seinem tragischen Ende durch Bau und Ausstattung der „Königsschlösser" sein reges Interesse am Kunstgewerbe bethätigt hatte, halfen bald so glücklich über alle Verlegenheiten hinweg, daß v. Miller bei seinem vorhin erwähnten Rechenschaftsberichte u. a. in seiner jovialen Weise erzählen konnte: „Die Festversammlungen in Theater, Odeon und Rathhaus kosteten über 30,000 Mk. Es ist wahr, wir haben da sehr viel Geld vergudelt, aber Münchens Ehre mußte gerettet werden". Als Local hatte man den Glaspalast zur Verfügung; zu bauen brauchte man also nicht. Dennoch war der Charakter jener Ausstellung ein vorherrschend ernster, theils durch die, wenn auch imponirenden, aber doch etwas düsteren, seit seiner Entstehung in ein Straßennetz eingebauten Räume des Palastes, theils durch die Decoration des Portals nach dem historischen Bilde M. v. Werner's in Berlin, welches an den großen Krieg von 1870/71 anknüpft, theils durch die Vermischung der ausgestellten Gegenstände mit einer großen Anzahl älterer ernster Werke.

Ganz anders heute. Mit frischem Muthe wurde der Plan entworfen, mit Jubel begrüßt. Selbstverleugnet gab es nicht. Der Glaspalast konnte nicht einmal benutzt werden, weil er der ebenfalls in diesem Sommer hier in München veranstalteten internationalen Kunstausstellung eingeräumt werden mußte. Also nicht einmal diese Concurrenz fürchtete man und die diesjährigen ausländischen Ausstellungen: Barcelona, Kopenhagen, Brüssel, Melbourne u. a. m erst recht nicht. Man mußte also bauen. Und schon in diesem Bau an sich liegt ein großer Ausstellungsgegenstand und ein scharfer Gegensatz zu 1876. Es fällt sofort der große vornehme Stil in die Augen, den das neu errichtete Gebäude an der Isar trägt. Statt des hier mehr, dort weniger ausgeprägten Schweizerhaus- oder Kuppelstiles, stehen wir hier vor großen Massen in schönster Ornamentirung, vor einer selbständigen, heiteren Architektur mit Lauben, starken Gesimsen, großen Fenster- und Portalnabbrechen mit allegorisch gemalten Friesen und mit reichem Schmucke überlebensgroßer mythologischer und allegorischer Figuren. Ihren Triumph feiert diese Architektur mit ihrer naiv heiteren und doch so einfachen Construction in Bau und Färbung des Restaurationssaales und des Mittelpavillons des Hauptgebäudes. Was hier die improvisirende Decorationsmalerei geleistet hat, das bietet in dem Pavillon auf der gegenüberliegenden, auf einer neu errichteten Brücke zu erreichenden Insel, die dadurch mit in den Ausstellungsraum hereingezogen wurde und wodurch dieser bedeutend erweitert worden ist, die Sculptur. Er ist unser schattige Baumriesen hingezaubert und zeigt eine wohlthuende und einfadende Combination von Vestibül, Saal, Zimmer, Veranden und Terrassen. Zugleich aber bietet er Gelegenheit, die Specialität der Münchener Glasmalerei wahrzunehmen, die schon an und für sich wieder „Ausstellungsgegenstand" genannt zu werden verdient. Sie modellirten, wie die alten Meister, das feinste Leisten- und das grazioseste Arabeskenwerk an der Decke, haben neben sich nur die kleine Bleistiftskizze des Architekten liegen und folgen in den Einzelheiten allein den Eingebungen des Augenblicks, die jene unvergleichliche Frische und Ursprünglichkeit soft freischwebend gearbeiteter Blumen, Baumzweige, Kindergruppen und Vogelgestalten entstehen lassen. Besonders wohlthuend wirkt die Harmonie des Mittels mit dem jenseits des Flusses im schönsten Baumgruppenschmucke gelegenen Colossalbau des Maximilianeums, einer Stiftung des Königs Maximilian II. und das Fehlen alles Industriellen, Gewerbmäßigen, Trockenen und nur Zweckmäßigen. Im fürstlichen Schloßhof und doch sehr einfach mit verhältnißmäßig wenig Aufwand an sonst üblichem Schmuck präsentirt sich bei der ganze, leicht hingestellte Bau längs des Flusses, aus dem an drei Punkten im Rayon der Ausstellungsräume Fontänen 6—8 Stockwerk hoch emporsprudeln. Den dem am Isarufer hinlaufenden Parke aus, der ebenfalls erst hat geschaffen werden müssen, hat man bei einem sonnigen Tag die entzückendste Aussicht hinüber auf jenes Maximilianeum, welches durch den Diamantenspritzregen dieser Springquellen verschleiert nur noch anziehender erscheint.

In dem Parke schon beginnt die Ausstellung, denn auch die vom Comité herbeigeschafften Stücke (weder nummerirt, noch katalogisirt) sind hervorragende Werke des Kunstgewerbes. Hier auf hohem Console die Büsten der Kaiser Wilhelm II. und Franz Joseph; dort die zwei plätscherden Bassins und die Gruppe wilder Pferde. Originalmodelle fast über Lebensgröße der auf Schloß Linderhof befindlichen Marmorwerke; jene mit üppig schönen Nixengestalten, welche wasserspeiende Schlangen festhalten; diese, die wilden Rosse, scheu und im Begriff über Felsen in den Abgrund zu springen, gehalten von der nervigen Faust eines Neptun, wobei sie aus den muthschnaubenden Nüstern reiche Wasserstrahlen entsenden. Weiter in Blattgypsguß hineingestellt die Bronceböste v. Miller's; dann nahe beim nördlichen Eingange die große weit ausbiegende Fontäne mit landeseberartig zusammengestellten Fruchtsäulen und ein Brunnen mit eigenthümlichen Formen- und Farbenreize, großlinig, aber in gefälligen Winkeln unterbrochen auf Granit und Syenit mit Bronceverzierung. Die Kunstgärtnerei hat im frischen Rasenteppich zierlich geschwungene Blumenspiegel hineingelegt; das Gestänger am Flusse und die in denselben hinabführende große Freitreppe besetzt mit Amoretten und Flußgöttinnen, wundervolle über lebensgroße Figuren, die sinnend den vorbeirauschenden

Digitized by Google

Wellen zusehen; große Gatten-Eisengitterthore und kleinere gußeiserne Bassins mit sprudelndem Quell; Alles heiter, wie ja die Kunst sein soll, lustig und phantastisch, so daß auch der Griesgram, wenn er diesen Park durchschreitet, erheitert, wohlgestimmt und empfänglichen Gemüthes die beiden Colossialstandarten mit deutscher und bayerischer Flagge passiren und den Ausstellungsraum selbst betreten wird.

Derselbe enthält zwei große Corridore, zwischen welchen verschiedene Cabinette und Säle eingereiht, die aber auch selbst mit Ausstellungsgegenständen und Gruppen angefüllt sind. Es ist nicht möglich, in diesen wenigen Spalten auch nur das Hauptsächlichste, Hervorragendste aufzuzählen und mit Benamung der Firmen und der Meister zu besprechen. Verfasser hat es mit dem Stifte in der Hand versucht, seine Eindrücke zu fixiren, er hat ihn aber sehr bald wieder eingesteckt und recht deutlich gefühlt, daß einem Berichterstatter, wenn er nicht ein Buch schreiben will, nichts übrig bleibt, als allgemeine Uebersichten zu geben, in denen hier und da ein Einzelnes hineingeflochten werden mag. Es sind viele Zimmer da, deren Ausstattung meist fürstliche Pracht zeigt, Wohnzimmer, luxuriöse Schlafzimmer, Badecabinette, einzelne ländlich-sittlich originelle Bauernstuben in geschöner solider Einfachheit. In jenen herrscht der Rococostil vor, den man nur sehr selten durch geradlinige Gebilde unterbrochen findet. Ausnahmelos prächtig und prunkvoll sind die Stickereien an Leib- und Bettwäsche, die Stoffmaaren, Waffen, Messer, Schießgewehre, Juwelen- und Schmuckstachen vom Ringe bis zum Diadem. Die in monumentalem Aufbau ausgestellten farbosen und grauolen resp. geschliffenen und geschnittenen Glas-, Krystall- und Porzellanwaaren lassen sich nicht übersehen und blenden auch das ruhig beobachtende Auge. Hier hat Berlin, Meißen und Wien Bewunderungswürdiges geschaffen. Cabinette, ganz angefüllt mit sadirten Blechgeräthschaften und Glasschränke voll Elfenbeinschnitzereien; Wände, die mit Holzschnitzwerken bedeckt sind, andere mit Fürther Spiegeln behangen, künstliche Blumen täuschendster Naturähnlichkeit; musikalische Instrumente, Flügel, Pianina, Orchestrian, Harmonium, Zither; Teppiche, Gobelitstereien, Lederwaaren und Schäpe photographischer Nachbildungen wechseln mit einander ab. Dort sind goldbeladene Altäre in hohem Kirchenartigen Raume aufgestellt, daneben Kanzel, Beichtstuhl und Altar in Holzschnitzwerk und fertig zum Hineinstellen in die Kirche; im nürtembergischen Cabinette ragt in der Mitte aus grünem Buchswerk heraus der vollendete Ulmer Münster empor, in Holz gebaut in der Münsterbauwerkstätte während der Jahre 1883—1887 im Größenverhältnisse von 1:50, mit allem, auch dem feinsten architektonischen Detailschmucke. Nürnberg, als die Wiege und Altesse Pflegstätte des Kunstgewerbes, hat mitten im Gebäude wieder einen besonderen Aufbau errichtet, zu welchem zwei Treppen, in Bogen angelegt, hinaufführen. Diese Treppen und ihre Wände sind zum sinnreichsten Schmucke benutzt, Mosaikbilder vom alten Nürnberg, Statuen und Statuetten, am Fuße zu beiden Seiten rauschende Brunnen, deren reicher Wasserstrahl aus Felsen herausfließt, gekrönt mit phantastischen Heroen und Heroinen in Erz oder erzfarbigem Materiale. Unter den Treppen, gleichsam im Bauche des Baues, befinden sich, mit elektrischem Lichte erhellt, die reichsten Schätze an Spiegel- und Stahlwaaren und man fühlt sich darin, wie in einem Bergwerksschachte, abgeschlossen von der übrigen Welt; aber still und geräuschlos schreitet man über den teppichbelegten Boden der kleinen, engen Räume und wer sich nicht genau orientirt, findet sobald nicht wieder den Weg hinaus, denn ein Cabinet stößt an's andere und bestrickt die Sinne mit seinen feenhaften Bildern von Gegenständen, die aber praktischer und nützlicher Art sind, und nur in ihrer Art den höchsten Grad industrieller Vollkommenheit und künstlerischer Schönheit darstellen.

Auch die Rheinprovinz hat sich ein besonderes Heim eingerichtet. Gegenüber dem Nürnberger Treppenbau hat sie ein eigenes Haus erbaut, in welchem sämmtliche dortige Künstler ihre Werke untergebracht haben. Doch fühlt man hier nicht gerade das Bedürfniß nach solcher Abgeschlossenheit und es fehlt auch der wohlthuende Eindruck der sinnreichen Raumbenutzung des Nürnberger Arrangements, durch welches auch noch eine Wand für Unterbringung von Zeichnungen aus der dortigen Gewerbeschule gewonnen worden ist, welche der künftigen Entwicklung des deutschen Kunstgewerbes die günstigste Prognose stellen.

Im Allgemeinen haben die einzelnen Staaten des deutschen Reiches, Elsaß-Lothringen und Oesterreich je besondere Räume eingenommen. Streng durchgeführt ist aber diese Trennung nicht allenthalben und man kann deshalb auch nicht davon reden, daß eine Gruppe vor der anderen, oder daß Süddeutschland vor Norddeutschland oder umgekehrt irgendwie durch ein hervortretendes charakteristisches Merkmal sich auszeichnen, was aber doch zuweilen von particularistischer Seite — wiepwohl mit Unrecht — behauptet wird. Es geht daraus hervor, daß die Preisrichter die allerschwierigste und undankbarste, weil unlösbare Aufgabe haben und daß es besser gewesen wäre, die Mahnung v. Miller's zu beherzigen, der in dem mehrerwähnten Vortrage sagte: „Ich muß für die Zukunft rathen: Um Gotteswillen nur keine Prämiirung mehr! Diese Klassifikation der Verdienste durch Ertheilung von Prämien hat mir sehr bittere Stunden bereitet. Wie viel Mißmuth durch diese Preisbertheilung selbst unter unseren eigenen Mitgliedern entstanden ist, das wissen Sie ja Alle zur Genüge!"

Die Wahrnehmung, wie Großes und Bedeutendes unser Kunstgewerbe zu leisten im Stande sei, läßt aber deshalb keine volle Befriedigung aufkommen, weil bei der Betrachtung dieser Gegenstände zugleich der Trieb wachgerufen wird, zu erfahren, wie, mit welchen Werkzeugen und sonstigen technischen Mitteln sie haben hergestellt werden können? Daß eine Ausstellung unmöglich diesen Trieb nach jeder Richtung hin befriedigen kann, versteht sich zwar von selbst, abgesehen davon, daß es berechtigte Geschäftsgeheimnisse gibt. Aber interessant wäre es, wenigstens bei gewissen Dingen, z. B. bei den Holz- und Elfenbeinschnitzereien wenigstens nur die Werkzeuge mit vorgelegt zu sehen, durch welche es der menschlichen Hand möglich wird, den spröden Stoff in so wunderbare Gebilde umzugestalten, z. B. bei einem Schachspiel aus Elfenbein und Ebenholz die 16 Bauern so zu bilden, daß jeder einen besonderen Kopf mit besonderer Kopfbedeckung, eine besondere fein ausgeprägte Physiognomie, je mit besonderem, aber immer bestimmtem ruthicalen Gesichtsausdruck hat. Am meisten fühlt man diese Wißbegierde bei kleinen ausgestellten Proben von Arabeskenornamente darstellenden Reliefgebilden, welche, wie kurz dabei geschrieben steht, sich aus Photographien entwickeln. — Die Photographie spielt überhaupt eine große Rolle in der Ausstellung insofern, als in einem besondern großen Cabinette photographische Nachbildungen der bedeutendsten Kunstwerke zu sehen sind und zwar in staunenswerther Vollkommenheit ohne jegliche Retouche. Die Dresdener Madonna z. B. in einer noch nie gesehenen Größe von nahezu zwei Meter Höhe und in großen Albums gesammelt die berühmtesten Gemälde des Landes, der Dresdener Galerie, sowie der Galerie des Buckingshampalaces in London u. a. m. Wie wir es der Wissenschaft verdanken, daß sie durch gute Uebersetzung die classischen Werke aller Zeiten und aller Völker den weitesten Kreisen der Gebildeten zugänglich macht, so hat sich jetzt das Kunstgewerbe der Photographie das Verdienst erworben, uns einen wenigstens annähernden Begriff classischer Kunstwerke beizubringen, wodurch wir freilich nicht mit der künstlerischen Pracht ihrer Ausführung, aber doch mit dem Schatze ihrer Ideen und dem Fluge ihrer Phantasie bekannt werden können.

Daß eine solche Ausstellung sich außerordentlichen Besuches erfreut, bedarf keiner Erwähnung. Aber zum Schlusse sei noch beigefügt, daß der heitere Charakter derselben sich auch in der Anzahl von Veranstaltungen ausspricht, mit denen das Publikum unterhalten und erfreut wird. Der Fluß gibt Gelegenheit zur Regatta, Concerte der einheimischen und fremder Civil- und Militärcapellen bieten täglich nicht gewöhnliche musikalische Productionen, von denen aber mit Recht das Virtuosenthum ausgeschlossen wird und unter den Besuchern sind viele Gesangvereine, die das deutsche Lied pflegen. Zur Bequemlichkeit im Verkehre dient eine im Ausstellungsnebengebäude errichtete Postexpedition und für die persönliche Sicherheit vor Feuer und anderen Gefahren das wachsame Auge der Polizei. Nur ein und zwar das schlimmste Kunstgewerbe entzieht sich ihrer erfolgreichen Obhut, denn in Placaten wird — vor Taschendieben gewarnt.

München, Juli 1888. Adolf Fleischmann.

Digitized by Google

Feuilleton.

Das Krokodil.

Kleinrussische Humoreske von Solow.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen.

(Fortsetzung.)

7.

Der Pater Gregor hatte sicherlich seine vollen Sechzig auf dem Rücken. Sein weißes Haupt- und Barthaar, seine einnehmende Physiognomie und seine hohe Statur gaben ihm ein würdevolles Aussehen. Er war ein ernster und von seiner ganzen Umgebung hochgeachteter Mann.

Den Tod seiner Frau hatte er mit einer sechzehnjährigen Tochter und einem achtjährigen Sohne zu beklagen, deren Erziehung nun so allein leiten zu sollen ihm Anfangs eine recht schwere Aufgabe erschien. Jedoch glaubte er sich auch dieser mit der Zeit gewachsen. Die Führung des Hauswesens Seraphina anvertrauend, die sich bald als eine musterhafte Wirthin erwies und einen Maler heirathete, sandte er Asklipiodot in die Vorbereitungsschule zum Seminar; da der Knabe von Natur gut begabt, so brachte er zu den Ferien des ersten Jahres so ausgezeichnete Censuren heim, daß die Besorgniß des braven Priesters gänzlich schwand.

Das Nahen des Alters machte sich im Uebrigen nach und nach doch auch schon etwas bei Pater Gregor fühlbar; sein Rücken krümmte sich und seine Beine verloren ihre Elasticität. Was er zumeist beklagte, war, daß, wie ihm schien, seine sonst so scharfe Auffassungsgabe schwächer wurde, und er sehnte sich nach Ruhe. Inmitten seiner Bienenstöcke in dem Garten sitzend, dachte er an die Zukunft, an seinen Sohn: „Wie Gottes Hülfe," sagte er, „wird er sein Examen bestehen, den Ruf in sich fühlen zum Priester und dereinst meine Stelle vertreten." Dann wird ihm nichts fehlen — und ich, ich werde dann fortgehen; bleiben werde ich nicht, lange Leute wollen unabhängig sein. Und das ist auch natürlich. Ich werde mich also zurückziehen und mir ein Häuschen für mich im Schatten meiner Kirche bauen!" — Trotzdem wirfte der alte brave Mann, trotz seiner sichtlich sinkenden Gesundheit, immer rastlos weiter in seinem frommen Berufe.

Um sich zu trösten in seiner Vereinsamung daheim, fuhr er häufig in die Stadt, und der er jedoch stets so düster und niedergeschlagen zurückkam. Ueber den täglichen Kummer, den ihm sein Sohn bereitete, konnte ihn allein der Anblick des Glückes Seraphina's, die Mutter geworden, trösten. In der That, mit Asklipiodot's Studien wollte es auch gar nicht gehen. Er schimpfte unaufgefordert auf seine Lehrer, die, wie er sagte, ihn nur nicht leiden konnten. Der Maler, der sich ohnmächtig sah, von ihm Gehorsam zu erzwingen, hat den Vater, ihn aus seinem Hause fortzunehmen. Und so wurde Asklipiodot bei einem seiner Lehrer in Pension gegeben. Ein Schritt, der eine Zeit die besten Folgen zu haben schien, denn der junge Mensch, hieß es, ward fleißiger und folgsamer.

Nach Verlauf eines Vierteljahres schrieb der Lehrer jedoch wieder an Pater Gregor, es wäre mit seinem Sohne, trotz der anfänglichen sichtlichen Besserung, nun doch nicht mehr anzuhalten, und er bat ihn, ihn aus seiner Pension fortzunehmen. Der arme Priester kam dieser Aufforderung nach, und nun kam Asklipiodot zu seinem Schwager zurück, der sich indeß nicht lange mit dem Schlingel herumzuärgern brauchte, denn vier Wochen später wurde derselbe mit Schimpf und Schande von der Anstalt relegirt.

Das war ein Donnerschlag für Pater Gregor; mitten in's Herz getroffen, hütete er in Folge dieser verhängnißvollen Nachricht 14 Tage das Bett. Kaum konnte er wieder aufstehen, so reiste er in die Stadt, und wer vermöchte sein Erstaunen zu beschreiben, als er dort seinen Sohn lustig und guter Dinge in Eisenbahnbeamtenuniform auf sich zukommen sah und ihn erzählen hörte, wie er Assistent auf einer Bahnstation geworden, monatlich 25 Rubel Gehalt erhielte, voraussichtlich in kurzer Zeit zum Stellvertreter des Stationsvorstehers avanciren würde und mit einem Worte entzückt über sein Schicksal war. Obgleich der alte Priester sich selbst mit Schmerzen eingestehen mußte, daß sein Sohn ein Nichtsnutz war, so suchte er doch den Dingen, wie sie nun einmal lagen, die beste Seite abzugewinnen, und so redete er sich denn nach Art der meisten Eltern, die für ihre Kinder stets eine Entschuldigung bei der Hand haben, ein, daß es am Ende von Asklipiodot ganz ehrlich gehandelt, dem Priesterberufe zu entsagen, wenn er in sich keine Anlagen für denselben spürte. Zwei Monate verflossen so und sein Sohn wurde in der That zum Stellvertreter des Stationschefs ernannt. Das war also einmal ein Schritt vorwärts! Er sandte in einem seiner Briefe seine Photographie in Bahnmeisteruniform, die Mühe verwogen schief auf dem Kopfe, die Augen unternehmend zum Himmel erhoben. Sein Vater machte sich auch sofort auf den Weg, ihm seine Freude und seine Glückwünsche auszudrücken, blieb einige Tage bei ihm zum Besuche und kehrte beruhigt heim.

Doch dies Glück war nicht von langer Dauer. Da sein Sohn nach seinem Besuche mit seiner Zeile mehr an ihn dachte, fing der alte Herr schließlich an, sich über das seltsame Schweigen zu beunruhigen, und reiste endlich, nachdem er vergeblich wochenlang auf einen Brief gewartet, nach der Station Asklipiodot's ab. Hier theilte ihm der Bahnhofsvorsteher mit, daß sein Sohn mit einem beträchtlichen Deficit in der ihm anvertrauten Kasse durchgegangen wäre und sich irgendwo verborgen halte, und daß, um Scandal zu vermeiden, er, der Bahnhofsvorsteher, die hundert gestohlenen Rubel aus seiner eigenen Tasche ersetzt. Zu Boden geschmettert von dieser Kunde, ersuchte der alte Priester dem Beamten sogleich die Summe zurück und legte sich, heimgekehrt, an Leib und Seele krank zu Bette. Vier Monate vergingen so, ohne daß sein Sohn ein einziges Lebenszeichen von sich gab. Er wußte nicht mehr, was er denken sollte, als eines schönen Tages Asklipiodot wieder Einkehr im väterlichen Hause hielt. Sein Vater glaubte seinen Augen nicht zu trauen, der gebrochene Greis bebte in Erregung und, all' das Geschehene vergessend, öffnete er ihm seine Arme und weinte wie ein Kind.

Asklipiodot erzählte ihm, er wäre die ganze letzte Zeit bei einem Gutsbesitzer gewesen, dessen Sohn er hätte zum Gymnasium vorbereiten sollen; der Junge indeß wäre so verdorben gewesen, daß er es vorgezogen, seine Stelle aufzugeben. Und nun beabsichtige er zum Herbst in das Volksschullehrerseminar zu treten. Pater Gregor schöpfte von Neuem Hoffnung. Vielleicht daß dieser Plan besser gelänge als die anderen! Er brachte ihn in das so lange von Seraphina bewohnte Zimmer unter, bleibte ihn von Kopf bis Fuß neu ein und dachte an die Vergangenheit nicht mehr.

Das ging so einige Wochen lang ganz gut. Dann aber tiefen von allen Seiten Klagen über sein unverantwortliches Betragen und seine Zudringlichkeit gegen die Frauen und Mädchen des Orts ein. Zudem betrank er sich beinahe allsämtlich, so daß sein alter Vater auch seine letzten Illusionen verlor. Zum Herbst trat er, wie er beschlossen, in das Lehrerseminar ein, blieb dort zwei Jahre und kehrte, zwar ohne seinen Cursus ganz beendet zu haben, doch körperlich um so entwickelter nach Prudok zurück. Er hatte breite Schultern bekommen, trug Wollbart und lange wallende Haare, und hat nun seinen Vater, zur baldigen Erlangung einer Stelle ein gutes Wort für ihn beim Kreispräsidenten einzulegen, der sich denn auch zu jeder Gefälligkeit bereit erklärte. Und kaum ein Paar Tage später sah der arme Pater Gregor sich gezwungen, auf den Rath des Stanovoi nach Moskau zu fahren, um seinen unverbesserlichen Sohn aus der Patsche zu ziehen.

8.

Er kam nach Ende einer Woche gegen Abend zurück. Asklipiodot saß gemüthlich auf der Steintreppe und sog die kühle Abendluft ein.

„Ah, Vater, endlich wieder da! Habe auch lange genug auf Dich gewartet! Nun — und bist Du mit dem Ergebniß Deiner Reise zufrieden?"

„Das sollst Du gleich hören. Ich habe also Deinen Freund Stortsoff gesprochen, bei dem Du ein Schloß aufgebrochen und zweihundert und einige Rubel gestohlen. Ich habe ihm dafür fünfhundert gegeben, wogegen er mir eine Bescheinigung ausstellte, daß er die bewußte Summe wiedergefunden, sie also verloren hätte, nicht daran bestohlen worden wäre."

„Der Lump!" murmelte der junge Mensch.

Digitized by Google

„Das ist das zweite Mal, daß ich Dich loskaufe, Koklipiodot — nicht daß das Geld mir leid thäte! Die Schande tödtet mich.“

„Was kann denn von Schande da die Rede sein? Eine einfache Gemeinheit! Hab' ich ihnen nicht geschrieben, ihn und dem Bahnhofsvorsteher, daß ich ihnen das Geld wiedergeben würde?“

„Ja, ich habe den Brief, den Du an Deinen Freund geschickt, gelesen. Du schreibst, Du wolltest Alles beim Tode Deines Vaters wiedergeben: doch genug davon! Morgen werde ich dem Stanowoi die Bescheinigung Storkofoff's aushändigen.“

„Laß nur, das werde ich schon besorgen.“

„Nein, ich gehe vor, es selber zu thun.“

„Man müßte,“ fuhr Koklipiodot fort, „gegen den Menschen auf böswillige Verleumdung klagen.“

„Wie so?“ fragte Pater Gregor bestürzt.

„Na, gewiß. Nachdem er mich erst des Diebstahles bezichtigt, erklärt er nicht jetzt, daß er sein Geld wiedergefunden? Das ist doch Verleumdung!“

Der alte Priester fand über so große Dreistigkeit keine Worte.

Nach kurzer Zeit zog er sich zur Ruhe zurück, während sein Sohn noch ausging, dem Knechte die Weisung ertheilend, die kleine Hofthür offen zu lassen.

Die Nacht war herrlich. Eine jener silberhellen Mondscheinnächte, in denen die gewöhnlichsten Landschaften Zaubergestalten gleichen. Tiefe Stille weit und breit — im Dorfe geht man zeitig zur Ruhe —, man hört nur das leichte Säuseln des Windes und das Plätschern einer seinen hurtigen Quelle. An jenem Abende nun stand an einem Gehege unweit von Prudok ein Pärchen, wie nach der männlichen Stimme des einen, nach der seineren der anderen und nach dem Geräusch von Küssen und Seufzern zu schließen, ein Liebespärchen.

„Du bist nur ein Mädchenverführer,“ sagte die weibliche Stimme.

„Aber wenn ich Dir schwöre, daß ich Dich liebe,“ gab die männliche zurück. „Also trinke!“

„Nein, ich mag nicht mehr, ich habe genug.“

„Schweig! Trinke! Es ist noch etwas darin. Und auf dem Grunde der Flasche, weißt Du, liegen Reichthum, Liebe und Glück!“

„Oh, lasse mich, Du bist an meinem Unglücke schuld.“

„Ach was, Du sollst trinken, sage ich Dir!“

„So schreie doch nicht so. Ich werde ja trinken, wenn's sein muß“ — und man hörte das Glucksen der Flasche.

„Und nun ich!“ versetzte die männliche Stimme. Und Alles ward wieder still.

„Du bist nun ich,“ hob die andere wieder an, „daß so ein Mensch Lehrer des Volkes werden will. Ein schönes Vorbild — wenn ich Kinder hätte —“

„Geduld! Du wirst auch welche bekommen.“

„Nun, dann vertraute ich sie Dir nicht an.“

Dabei glitt der Mond unter eine Wolke herunter, sein Silberlicht verschwand. Dunkel herrschte wieder rings umher.

„Liebwohl!“ sagte dieselbe Stimme nach einer Weile.

„Liebwohl, Königin meines Herzens!“

„Laß das! Sage mir lieber, was Du so oft nach Gratschewka hinausgehst?“

„Ich muß —“

„Pfui, schäme Dich, schlechter Mensch. Mir hast Du die Ehe versprochen, und jetzt —“

„Ich habe Dir gesagt, ich heirate Dich!“

„Nein, nein, ich weiß, was die Glocke geschlagen. Du hast mich verführt und zu Grunde gerichtet, und nun wird mich Niemand mehr mögen.“

„Rechne auf mein Wort, hoffe!“ Und dabei entfernte sich der Mann, an dem Zaune aber hörte man noch lange heißes herzzerreißendes Schluchzen. —

Am folgenden Morgen machte Pater Gregor sich von Neuem auf den Weg, diesmal zu dem Stanowoi, der 30 Werst von Prudok entfernt wohnte. Am Abend kam er trauriger und niedergeschlagener als von seiner letzten Reise zurück.

„Die Sache steht schlecht,“ meinte er zu seinem Sohne.

„Was geht schlecht?“

„Nun, Deine Angelegenheit. Sie wird sich doch wohl nicht vertuschen lassen. Es ist schwerer Diebstahl.“

„Ei, was nicht gar! Storkoff hat doch erklärt, daß von gar keinem Diebstahle die Rede.“

„Gewiß, indeß die Untersuchung geht ihren Gang.“

„Was also anfangen?“

„Der Stanowoi versichert, daß jetzt Alles von dem Staatsanwalte abhängt, und da dieser mit dem Adelsmarschall gut befreundet ist, so werde ich Anfissa Iwanowna bitten, ihn einmal zu besuchen. Ein gutes Wort von ihr zu dem Staatsanwalte kann die ganze Schwierigkeit heben.“

Anfissa Iwanowna war entzückt, den guten Priester wiederzusehen, und fragte ihn alsbald aus über seine Reise nach Moskau. Als sie aber den richtigen Grund derselben erfuhr, ward sie vor Schreck kreideblech und rief ein über das andere Mal aus: „Ist das möglich? Ist das nur möglich?“

Pater Gregor beeilte sich, ihr zu versichern, daß sein Sohn nur das unschuldige Opfer eines beklagenswerthen Irrthumes wäre, denn das Geld hätte sich wiedergefunden. Er käme also zu ihr, um sie zu bitten, da er wüßte, daß sie mit dem Adelsmarschall auf vertrautem Fuße stünde, sich der Sache Koklipiodot's annehmen zu wollen. Dann setzte er ihr ausführlich auseinander, was sie zu sagen hätte. Die gute, alte Dame, höchst geschmeichelt, in einem so schweren Falle zum Vermittler erkoren zu sein, beruhigte sich und versprach, für einen Augenblick ihrer ganzen Krokodilsangst vergessend, gleich morgen ihren Nachbar, den Adelsmarschall, aufzusuchen, im Voraus überzeugt, daß er ihr keine Bitte abschlagen würde.

Sobald er fort war, lief Anfissa Iwanowna dem Kutscher Abakum mittheilen, daß er morgen zum Adelsmarschall zu fahren habe, damit er die gehörige Zeit hätte, seinen Tabat zu raspeln und den Wagen in Stand zu setzen. Zwei Mal brauchte man ihm diesmal den Befehl nicht zu geben. Er dachte nicht einmal an seinen Tabat, denn die Aussicht auf die Fahrt zu dem Adelsmarschall, wo man die Bedienten wie Herren traktirte, übte auf ihn den wohlthuendsten Einfluß aus.

Beruhigt über diesen wichtigen Punkt, zog seine Herrin ein Dutzend ganz feine Strümpfe, die sie eigentlich für den Feiertönkirchen gestrickt, aus ihrer Kommode, schlug sie sorgfältig in rosa Papier ein und legte das Packet auf den Tisch, an einer recht in die Augen fallenden Stelle, um es nicht zu vergessen. Dann setzte sie ihre Garderobe in Stand.

„Ist es wahr, Tantchen, daß Sie zu dem Adelsmarschall wollen?“ sagte ihre Nichte zu ihr, in das Zimmer eintretend.

„Ja, meine Liebe; sei mir nicht böse, daß ich Dich nicht mitnehmen kann, aber —“

„Nicht doch, Tantchen! Ich habe so viel zu thun, ich könnte nicht einmal recht mit Ihnen mit.“

„Um so besser! Denn siehst Du, es — es handelt sich um eine wichtige Sache.“

„Worum?“

„Oh, nichts Besonderes! Pater Gregor hat mich gebeten — wegen einer Geschichte aus Moskau —“

„Ach, ich weiß schon, wohl wegen des Geldes — also sonstwegen nicht? Nun, dann putzen Sie sich nur recht, liebes Tantchen. Sie werden bei dem Marschall eine glänzende Gesellschaft finden, so viel ich weiß, den Isprawnik, den Staatsanwalt und andere hohe Herren mehr.“

„Wie weißt Du das?“

„Oh, große Geheimnisse wissen manchmal kleine Leute zuerst, wie auch diesmal.“

Dann zog sich Meletina Petrowna auf ihr Zimmer zurück und schrieb dort wohl die halbe Nacht lang; zum wenigsten wußte der alte Karp hinterher zu erzählen, daß ihr Fenster fast bis zum Morgenlichte hell war.

Am nächsten Morgen, um neun Uhr früh, ereignete sich in Gratschewka etwas höchst Aufsergewöhnliches: Vollzählig standen die Leute des Hauses, umringt von Bauern und Bäuerinnen des Dorfes, vor den Stufen des herrschaftlichen Hauses und betrachteten bewundernd eine große, hellgelb gestrichene Federcarosse mit riesigen Rädern und die sechs Pferde davor.

Digitized by Google

Auf dem Bocke thronte in seinem grünen Kittel der Kutscher Abakum und hielt in seinen großen Händen die Leinen seines Gespannes, während der alte Bragine zur Feier des Tages auf einen alten Schimmel gestiegen, um den Spitzenreiter zu bilden. Potapytsch stand in Galalivrée, ceremoniell den Dreispitz unter dem Arme, seine Gebieterin erwartend auf der Treppe, dann und wann einen mitleidigen Blick über die Menge werfend, der zu sagen schien: „Was gaffen nun da nur alle diese Leute, als ob sie noch nie eine Kutsche und Livréebediente gesehen!"

Endlich erschien auch Anfissa Iwanowna. In einem Shawl von derselben Farbe wie ihre Kutsche trug sie auf dem Kopfe einen wahren Staatshut. Ihre unmäßig weite Barègerobe nahm die ganze Breite der Treppe ein. Das Strümpfepacket in rosa Papier trug sie sorgsam in der Hand. Bei ihrem Anblicke stürzte Potapytsch auf den Wagenschlag zu, riß ihn auf, ließ den Tritt herunter und half seiner Herrin und Gebieterin beim Einsteigen, machte den Tritt wieder hoch und den Wagenschlag zu und gab das Zeichen zur Abfahrt, als ihm plötzlich bei einer hastigen Wendung sein Dreispitz, den er mittlerweile aufgesetzt, vom Kopfe fiel und zum Jubel der Zuschauer unter die große Kutsche rollte.

„Schlechtes Zeichen," sagte sich Anfissa Iwanowna, der Bragine so manchmal erzählt, wie Napoleon beim Einzuge in Moskau seinen Hut verloren hatte. Um Uebrigen gelang es Potapytsch schnell, seiner Kopfbedeckung wieder habhaft zu werden, worauf er sich auf den Hintertritt der Carosse hochschwang, sich mit beiden Händen an die Haltestangen festklammerte und endlich ausrief: „Vorwärts!"

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Die Akademische Kunstausstellung.

III.

Wenn das Tempo unseres Rundganges im Anfange der Wanderung etwas langsam erscheint, so liegt es daran, daß man in den ersten großen Sälen der Längenachse Alles vereinigt hat, was irgendwie auf Bedeutung Anspruch erheben kann. Später werden wie Anlaß genug haben, unsere Schritte thunlichst zu beschleunigen. Aus dem Kaisersaale haben wir zunächst noch drei tüchtige, über das sonstige Mittelgut hinausragende Landschaften nachzutragen. Wir haben vor einiger Zeit an ebendieser Stelle Gelegenheit genommen, auf Karl Wuttke als einen der talentvollsten Schüler Oswald Achenbach's aufmerksam zu machen. Es handelte sich damals um eine Reihe in Gurlitt's Kunstsalon ausgestellter italienischer Skizzen. Sein Strand bei Monterosso del Mare an der Riviera stellt ihn ebenbürtig neben den Meister, ja er zeigt sich ihm in der Solidität der Technik entschieden überlegen. Die gigantischen, sich bis dicht an den Strand coulissenartig vorschiebenden Felsmassen sind ohne das wohlfeile Mittel pastosen Farbenauftrages in voller plastischer Wirklichkeit aufgebaut, von feinstem, sich nach dem Hintergrunde zu verdichtendem Wasserdunste umwoben. Die Sonnenstrahlen fallen schräg gebrochen durch die mit Feuchtigkeit erfüllte Luftschicht und gleiten an den Klippen hin über einen schmalen, durch Fischergruppen belebten Strandstreifen. Wir erinnern uns, selten ein Bild gesehen zu haben, bei dem die Größe der Leinwandfläche die Feinheit der Ausführung so wenig beeinträchtigt. Luft, Licht, Wasser und Fels sind in ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten mit gleicher Liebe und Sorgfalt behandelt. Eine nordische Landschaft von dem Düsseldorfer Anton Rasmussen, Gudvangen in Näröfjord, bildet zu dem Wuttke'schen Gemälde in glücklichster Weise Pendant. Auch hier handelt es sich um schräg von links her in das Bild hineinragende Felsmassen, denen sich von rechts eine schmale Landzunge mit einem norwegischen Dörfchen entgegenreckt. Die Klarheit der nordischen Luft bedingt eine stärkere Betonung der Form und ein unvermittelteres Auseinanderstoßen der tiefsatten Farbentöne. Die Wirkung des ungemein kräftigen Farbenauftrages wird leider durch einen frischen, aufdringlich glänzenden Firniß beeinträchtigt. Aehnlich kräftig im Colorit ist Carl Rahtjen's Elblandschaft nach dem Regen. Auch hier wird die Farbenscala durch ein saftiges Rasengrün beherrscht, dem aus der Dorfstraße im Mittelgrunde das Gelb des durchbrechenden Sonnenlichtes entgegenquillt. Auf der Wasserfläche des Vordergrundes naht ein mit Heu beladener Kahn, den der Schiffer mühsam dem Ufer zutreibt. Dem Realismus der drei erwähnten Landschaften steht die phantastische Anlage einer Marine von dem Karlsruher von Meckel im Stile Eduard Hildebrandt's gegenüber. Zwei Dritttheile des Bildes nimmt ein gewaltiger grüner Wellenbausch ein, dessen Kamm ein türkisches Ruderboot trägt. Nur der Stern mit vier beturbanten Schiffergestalten ist sichtbar, während der Körper des Bootes in dem mächtig an einer Klippe aufspritzenden Gischt verschwindet. Die untergehende Sonne, an der im Hintergrunde ein Dampfer vorüberfährt, umrändert die Silhouette des Bootes und seine Insassen mit glühendem Rothgelb, durchleuchtet den Gischt und streift den sich überstürzenden Wellenkamm. In der coloristischen Wirkung und in der Art, wie der Bausch der langsam ansteigenden Wassermasse gemalt ist, liegt die Stärke des Bildes, das einen eigenartig phantastischen Reiz ausübt.

Der Kaisersaal gibt eine vollständige Speisekarte der Ausstellung, in ihm sind fast alle Gattungen der Malerei vertreten, auch die gemischtesten und am schwersten zu rubricirenden. Da hat Constantin Feudel, ein bisher unbekannter Gast unserer Ausstellungen, ein biblisch-historisches Genrebild gemalt, das er als Rückkehr des verlorenen Sohnes bezeichnet. Biblisch ist das Motiv, historisch das Costüm und genrehaft die Auffassung. Ein halb nackter Vagabund hat der Erbe des Hauses die Halle seiner Väter betreten und ist, das Gesicht in den Händen bergend, an den untersten Stufen der Treppe niedergesunken. Zwei Hunde umschnuppern ihn, ihrem Erinnerungsvermögen noch nicht trauend. Indessen hat man den Vater von der Rückkehr des Verlorenen benachrichtigt. Die Rechte auf einen Stab, die Linke auf das Treppengeländer gestützt, schreitet er schwerfällig die Stufen herab, auf deren oberem Absatz sich die Gäste des Patrizierhauses im Festgewande drängen. Feudel hat sich die Vortheile des reichen, historisch beglaubigten mittelalterlichen Costüms mit Geschick zu Nutze gemacht, und Niemand wird ihm das Recht bestreiten, die alte und ewig neue Geschichte vom verlorenen Sohne in eine Handelsstadt des sechzehnten Jahrhunderts zu verlegen. Die Glaubhaftigkeit des anschaulich vorgetragenen Geschehnisses kann dadurch nur gewinnen. Was uns an dem Bilde besonders anspricht, das ist ein gewisser Ernst des Stiles, der die Einzelformen zusammenschließt und jeder zu ihrem Rechte verhilft, ohne ihr ein aufdringliches Hervortreten zu gestatten. Das spärlich von der Seite einfallende Licht concentrirt sich auf den Hauptfiguren des Vaters und des Sohnes, während die Schaar der Diener unten rechts, und die der Gäste auf dem Treppenabsatze im Hintergrunde bescheiden im Halbdunkel bleiben. Das richtige Abwägen des Wichtigen und Unwichtigen, die Benutzung des clair-obscur zur Zurückdrängung des letzteren, das vornehme, geschlossene Colorit, das selbst das verlockende Costüm beherrscht, das Alles sind ungewöhnliche Vorzüge, die auf eine entschiedene Begabung für die Malerei großen Stils hinweisen.

Mit einem Portrait haben wir die Besprechung der Bilder im Kaisersaale begonnen, mit einem Portrait wollen wir sie beschließen, wie wir es uns denn ernstlich vorgenommen haben, unsere begabteren Maler bei jeder Gelegenheit vor dem banalen Salonconterfei zu warnen. Nützen wird es nichts, aber wir möchten unser eigenes ästhetisches Gewissen beruhigen. Fritz Paulsen, einer unserer begabtesten Portraitisten, hat eine weiße Atlasrobe und in ihr Frau Consul A. aus Stettin gemalt. Nach den Perlen und Ringen der Dame zu urtheilen, ist der Künstler gut bezahlt worden und er hat es um den meisterhaft gemalten Inhalt ihres Schmuckkästchens auch reichlich verdient. Unser Interesse reicht sogar bis an die gelbe Rose am Busen der Frau Consul heran, darüber hinausgehend erlahmt es. Das Gesicht mag so ähnlich sein wie es will, unter dem lackirten Gesellschaftslächeln verschwindet jeder charakteristische Zug. Fritz Paulsen erniedrigt sich selbst vom Bildnißmaler zum Toilettenmaler, und er wird es uns nicht übel nehmen, wenn wir sagen: es ist schade um ihn.

G. M.

Notizen.

Briefe eines Junggesellen. Stimmungsbilder von S. Fritz. (Leipzig, Wigand.) — Aus diesen feinen Stimmungsbildern in Briefform spricht ein Junggeselle und sein verehelichter Jugendfreund zu uns. Mit übermüthiger Laune schildert er seinem Freunde die Mitglieder des „Anti-Hymen" und die drolligen Satzungen dieser dem weiblichen Geschlechte so unbequemen Bruderschaft. Der Ehemann antwortet immer nur in wenigen Zeilen; er hat sich für Weib und Kind zu plagen, sowie tausend Geschäftchen zu verrichten, mit welchen das Ehejoch gesegnet ist. Unterdessen schreibt der Ehelose lustig fort, bis die Fünfzig über ihn hereinbrechen. Da tauchen nun andere Töne in den Schilderungen seines Hagestolzthums auf. Theils trübe Erfahrungen hinsichtlich der Ehrenhaftigkeit mancher Mitglieder des „Anti-Hymen", theils Abfall von den Statuten führen zur Auflösung der Bruderschaft und berauben den alternden Hagestolz seines gewohnten Kreises und seiner schönsten Junggesellenfreuden. Aber auch die Briefe des Familienvaters wollen aus ihrer Eintönigkeit und Kürze nicht herausgehen. Das Studium des Sohnes, die Ausstattung der Töchter dringen Sorgen; es gilt, härter zu arbeiten als je. So verfließen die Jahre: langweilig, zähe, freudlos für den Einsamen, in aufreibender Geschäftigkeit für das Familienhaupt. Dieser übergibt endlich seine Fabrik den Schwiegersöhnen, da er sich mit deren neuen Ideen nicht befreunden kann, und die beiden Freunde beschließen, für den Rest ihrer Tage wieder unter einem Dache zu hausen. Licht und Schatten sind in diesen mit Humor geschriebenen Schilderungen gerecht vertheilt. Die Ehelosigkeit hat so gut ihre Schattenseiten wie die Ehegemeinschaft. Hier wie dort gibt es kein ungetrübtes Glück, denn dieses ist dem Menschen überhaupt versagt, weil der Wunsch stets größer ist als die Gewährung. Die Moral des unterhaltenden Buches können wir in die Worte zusammenfassen: heirathe oder bleibe ledig, und du wirst Beides bereuen.

Digitized by Google

Inserate.

Nordische

Ausstellung in Kopenhagen

für Industrie, Ackerbau und Kunst.

Von sämmtlichen Zeitungen Deutschlands als einzig dastehender Erfolg bezeichnet.

Thorwaldsens Museum — Tivoli — Französische Kunstausstellung — Thiergarten — Seebad.

Von **Hamburg** nach **Kopenhagen** täglich zwei Mal Verbindung über Kiel oder Warndrup (12 Stunden). — Von **Berlin** nach **Kopenhagen** täglich Verbindung über Gjedser oder Stettin (12 Stunden).

Rundreisebillette und Retourbillette werden zu ermässigten Preisen ausgegeben.

Das Ausstellungscomité unterhält zur Bequemlichkeit der Reisenden ein officielles Fremdenbureau, wo alle möglichen Auskünfte auf Verlangen gratis gegeben werden und welches ein Einquartirungsbureau enthält, wo Logis zu ermässigten Preisen angewiesen werden.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Kaufmann, Georg, **Die Geschichte der deutschen Universitäten.** 1. Band. Vorgeschichte. gr. Oktav. XV u. 442 S. Eleg. brosch. M. 8.—

Zellner, Richard, **Geschichte einer deutschen Musterbühne.** Karl Immermanns Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf. gr. Oktav. XVI u. 526 S. Eleg. brosch. M. 8.—

Bassermann, Heinrich, **Entwurf eines Systems evangelischer Liturgik.** Oktav. IV u. 68 S. M. 1.20.

Bad Nauheim

bei Frankfurt a. Main, Station der Main-Weser-Bahn.

Naturwarme, kohlensäurereiche und gewöhnliche Sool-Bäder, elektr. Bäder, salinische Trinkquellen u. alkalische Säurlinge, Inhalations-Salon, ozonh. Gradirhalle, Ziegenmolke. Sommersaison vom 1. Mai bis 30. Septemb. Abgabe von Bädern auch vor bezw. nach dieser Zeit.

Grossh. Hess. Badedirection Bad-Nauheim. Jäger.

Im Verlage der Huhn'schen Buchhandlung in Hannover ist soeben erschienen:

Grundzüge der mathematisch-physikalischen Theorie der Musik

von

Theodor Wittstein,

Dr. phil. und Professor.

gr. 8. 1888. Geheftet 2 M.

Cacao-Vero,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt augleich das fertige Getränk) unübertroffn. Cacao.

Preis per ½ ¼ ⅛ ½ ¼ = Pfd.-Dose 250 120 150 75 Pfennige.

Hartwig & Vogel Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial- Delicatessen- u. Drogengeschäften.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Aus dem Italienischen.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Die Kunst glücklich zu sein

von

Paul Mantegazza,

Professor für allgemeine Pathologie und Hygiene.

Eleg. brosch. M. 2.—

eleg. geb. M. 3.20.

Russisch.

Praktisches Lehr- und Lesebuch.

Von F. Booch-Arkossy.

2 Kurse zu 3 M. Schlüssel 2 M.

Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Verlag von Gustav Fock in Leipzig.

Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker**, Verfasser der „Wunderl. Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X. 192 u. 10 S. — M 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was rätselvoll

Aus dem Wunderhorn der Sage seiner Urweltahnen quoll;

Wer nicht denken „darf", darf kritteln „wunderlich" mein Werk wir scheiten;

Wunderlich erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien:

Noblesse oblige.

Roman von

Friedr. Spielhagen.

Brosch. M 6.—, eleg. geb. M 7.—

Erste bis fünfte Auflage.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, nen 40 M. — **Bauernfeld**, Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlfz. nebst **Blumauer**, Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin**, Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 8 Bände. Zusamm. 40 M. — **Ambros**, Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 M. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 M. — **Wolfgang Menzel**, Gesch. der deutschen Literatur. Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller**, Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger**, Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 M. — **Niebuhr**, Reiseschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 M. — **Corneille**, Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine**, Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. marroquin. Zus. 50 M. — — v. **Sybel**, Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 M. — **Ulrici**, Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 M. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 3 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 M. — **Reissmann**, Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Glück's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl**, Musikerbriefe. Leipz. 67. Lw. zusammen 15 M. — **Thackeray**, Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith**, Works. Edinb. 78 und **Defoe**, Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 M. — **Brümmer**, Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff**, Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 M. — **Pückler-Muskau**, Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Als Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorlander, Südösti. Bildersaal, 25 Bde., neu, 20 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** erschienen:

Sammlung von Actenstücken

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

Redaction: Berlin N.W., Wikingufer. 67.

Verlag unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 32. Berlin, den 11. August 1888 Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltener Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Rußlands Wirthschaft in Centralasien. Von Victor Frank. — Ein herzoglicher Arzt. Von A. Spier. — Literatur und Kunst: Die deutsche Literatur der Gegenwart. Zerstreute Gedanken von Heinrich Ibsen. — Eine neue Systemdichtung. Von Max Schneidewin. — Feuilleton: Das Krokodil. Kleinrussische Humoreske von Salom. Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen. (Schluß.) — Aus der Hauptstadt: Die Akademische Kunstausstellung. IV. Von G. M. — Inserate.

Rußlands Wirthschaft in Centralasien.

Von Victor Frank.

Nur dem grauen Alterthume pflegt man mythenbildende Kraft beizumessen; nur die Vorzeit will uns fähig erscheinen, längst entschwundene Helden und Thaten kunstvoll zu umranken, daß kritischer Forschung später Jahrtausende es kaum gelinge, das poetische Flechtwerk zu entwirren. — Aber die Neuzeit thut es dem Alterthume zuvor; sie vermag es, noch Gegenwärtigres, bei lebendigem Leibe, vor unseren Augen, mythenhaft zu entstellen, bis zur Unkenntlichkeit. Vormals geschah es einfältig und naiv, unbewußt und guten Glaubens, in der zielbewußten Richtung der Culturentwickelung, unmerklich, in stufenweisen Wandlungen, welche den Culturepochen entsprachen: Helden und Wohlthäter der Menschheit stiegen allmählich als Halbgötter zu den Gestirnen auf oder wurden gar zu Göttern avancirt, um dann wiederum im Laufe der Jahrhunderte aus dem Himmel verstoßen, als Teufel verabscheut oder gar zu Unholden degradirt zu werden. — Heute vollzieht sich die Mythenbildung mit brutaler Raschheit und Unvermitteltheit, in tendenziöser Weise, zweifältig, in entgegengesetzte Richtungen. — In grauer Vorzeit bildete ein einheitlicher Mythus den Inhalt des Volksglaubens, er deckte sich mit den Ueberzeugungen der Epoche. — Heute widersprechen sich die Mythen und ihre Anhänger bekämpfen sich. Man befrage unsere öffentliche Meinung über ihre Werthschätzung der englischen Herrschaft in Indien. In den Augen der Einen ist sie der unverfälschte Segen Gottes; den Anderen gilt sie als schrecklicher Fluch, als eine über ungezählte Millionen geschwungene Geißel.

Wie lange ist es her, daß Rußland im Centralasien festen Fuß gefaßt hat? — und schon ist über sein dortiges Wirken ein Gewirre von Mythenbildungen aufgewuchert, welches die öffentliche Meinung hierhin und dorthin irreleitet und ein zutreffendes Urtheil erschwert. — Seit Jahren wird täglich, unter Führung Herm. Bambery's, der englische und indische Patriotismus aufgerufen, dem Vorrücken der russischen Barbarei ein Ziel zu setzen: nichts Anderes vermöge sie, als die alte Cultur Mittelasiens zu zerstören, und mit Ruin und Vernichtung bedrohe sie Alles, was England in Indien geschaffen. Selbst Russen verdammen die Thätigkeit, welche ihre Regierung in Centralasien entwickelt. Es gibt in der russischen Sprache kaum ein ärgeres Schmähwort, als den von Saltykow-Schtschedrin, zur Bezeichnung eines in Mittelasien fungirenden Beamten, erfundenen Terminus: „Taschkénetz!“ Gradowsky erklärt es für eine Schmach, daß die russischen Truppen, wo sie es vermochten, in frivolster Weise gemordet und geraubt haben, daß z. B. Tschiwa im Augenblicke, da es sich auf Gnade oder Ungnade ergeben wollte, nichts desto weniger gestürmt und geplündert wurde; für eine Schmach erklärt er es, daß nach jahrzehntiger Verwaltung es noch nicht gelungen war, das Land zu beruhigen und die Bevölkerung Rußland geneigt zu machen; lediglich um kriegerischen Ehrgeiz zu befriedigen und um die administrativen Fehlgriffe der Verwaltungsbeamten zu beschönigen, habe man ohne Aufhören Soldaten und Millionen geopfert; und wenn schließlich Skobelew, mit Hülfe ganz unverhältnißmäßiger Geld- und Machtmittel, ausgerüstet mit dem ganzen Apparate der modernen Kriegstechnik, erst nach vielen Mißerfolgen und nach entsetzlichem Blutvergießen über die schlecht bewaffneten, unorganisirten und halbwilden Tekinzen zu siegen vermochte, so gereicht dieser Erfolg Rußland nicht zum Ruhme, sondern zu tiefer Demüthigung. — Den Bau der Transkaspibahn erklärt General Tschernajew lediglich für einen äußerst kostspieligen Schwindel, welcher weder in militärischer, noch in commercieller Beziehung von Nutzen sein könne. — Graf Peter Kutusow bricht gleichfalls den Stab über die asiatische Eroberungspolitik der Panslavisten: dem Siege von Geok-Tepe habe man durchaus gar keine Wichtigkeit beizumessen, es sei denn unter der chimärischen Voraussetzung eines Zuges nach Indien; überhaupt sei es für Rußland weniger wichtig, in Asien sein Banner hochzuhalten, als vielmehr in Europa eine geachtete Stellung zu erlangen, und letzteres könne nur durch friedliche Arbeit geschehen. So die, wie wir sehen werden, in mancher Beziehung nicht ganz zutreffende Darstellung der Einen.

Andere dagegen schildern die Großthaten Rußlands und seine Erfolge in Mittelasien in den glänzendsten Farben: da gibt es nur Licht, gar keinen Schatten; ja, nicht selten wird mit dürren Worten gesagt: die Weltgeschichte habe so Großartiges bisher nicht aufzuweisen gehabt. Noch kürzlich brachte die „Allgemeine Zeitung“ einen solchen Panegyricus aus der Feder eines höheren Beamten der turkestanischen Verwaltung. Wir sind durch diese und ähnliche Lobpreisungen daran erinnert worden, daß nirgends so sehr als im Hirne russischer Würdenträger der Wunsch der Vater des Gedankens ist: es gibt nichts, was ein Befehl nicht hervorzaubern könnte. So hatte Fürst Barjatinsky als Statthalter des Kaukasus befohlen, die Rionmündung zu einem Seehafen und den Flecken Poti zu einer Seehandelsstadt umzugestalten. Gesagt, gethan. Im Jahre 1859 brachten alle Zeitungen die Nachricht: Die größten Seeschiffe laufen jetzt in den Rion ein, Poti entwickelt sich mit Riesenschritten, rascher noch als seinerzeit Odessa. Dasselbe

Digitized by Google

wurde, wie wir verbürgen können, gleichzeitig vom Fürsten Barjatinsky Jedem, der es hören wollte, in's Gesicht gesagt, und zwar offenbar ebenso guten Glaubens, wie noch kürzlich jene Lobrede über die turkestanische Verwaltung verfaßt worden; denn der Fürst sagte es selbst Leuten, welche direct von Poti kamen und es erlebt hatten, daß belastete offene Böte nicht anders die Barre des Rion passiren konnten, als nachdem die Bemannung mit aufgeschürzten Beinkleidern in's Meer gestiegen war und das Fahrzeug auf den Schultern über die Barre gehoben hatte, und welche es erlebt hatten, daß die „Stadt" Poti aus wenigen zerstreuten Bretterhütten bestand, welche man vom Flusse aus nur mit Mühe im Laube des Waldes entdeckte. General Dundukow-Korssákow, der nachmalige „Organisator" Bulgariens, damals Generalstabschef des Donischen Kosakenheeres, sagte, als man sich über diese sonderbare Selbsttäuschung des Fürsten-Statthalters wunderte: „Que voulez vous? Quand cet homme a eu une idée, il s'imagine de suite, qu'elle a été exécutée." — Ebenso braucht man es nicht unaufrichtig zu nennen, wenn die von Hellwald*) benutzten officiellen Quellen schon im Jahre 1873 nicht weniger als 15 meteorologische Beobachtungsstationen in Turkestan aufführen, während A. von Middendorff**) im Sommer 1878 nur von „einigen Anläufen zu einem recht großartigen Beobachtungsnetze" redet und constatirt, daß „die Temperaturen Ferganá's noch gänzlich unbekannt sind." Es war eben, als die von Hellwald benutzte Notiz zum Drucke gegeben wurde, bereits ganz aufrichtig beschlossen worden, die 15 Stationen zu errichten, und schon hatte man ganz aufrichtig geglaubt, sie seien im Entstehen begriffen oder bestanden gar schon. So ist wohl auch die kürzlich von der „Allgemeinen Zeitung" gebrachte Lobrede guten Glaubens entstanden — und hat, wie sehr sie auch an inneren Unwahrscheinlichkeiten, die wir sogleich nachweisen werden, laborirt, guten Glauben erweckt: ein am 23. Januar c. in der Sitzung des Oberbadischen Vereinsder des Deutschen Colonialvereins abgehaltener Vortrag constatirt, daß die Russen es nicht nur vermocht haben, die weiten Gebiete Turkestans zu erobern, sondern es auch verstanden, sich dieselben zu sichern und sie auszunutzen: die Handelsbeziehungen Centralasiens seien nun völlig umgestaltet, der Bau der transkaspischen Bahn habe den Russen nicht nur überaus wichtige strategische, sondern auch große commercielle Vortheile in die Hand gegeben, die Städte Centralasiens seien im raschen Aufblühen begriffen, der Handel sei schon jetzt zum großen Theil von den Engländern an die Russen übergegangen und — last not least — Rußland könne heute in 6, sage sechs, Tagen von Odessa eine Division gemischter Waffen bis an die Grenzen Afghanistans vorführen. Nimmt man auch an, daß die übrige „Zukunftsmusik" bereinst zur Aufführung gelangen wird, so dürfte doch schwerlich jemals ein russischer Mokkte ersehen, der die „sechs Tage" zu verwirklichen vermöchte, namentlich bei den bereitigen Schwierigkeiten, den Eisenbahnzug von Sfurdám zu übersteigen. Man sieht, mit wieviel Vorsicht und Kritik an Mythen von den russischen Erfolgen in Centralasien herangetreten werden muß.

An Mitteln, solche Kritik zu üben, fehlt es keineswegs. Außer den zuverlässigen Angaben des Kleinrussen Fedtschenko und des Russen Severzow gibt es auch Europäern zugängliche, aus eigener Anschauung geschöpfte Berichte und mit kritischem Scharfblicke gesammelte Materialien: die Beschreibung von Schuyler***) und vor Allem das bereits erwähnte Reiswerk A. von Middendorff's. Wir werden uns darauf beschränken, an der Hand dieses letzteren Werkes Einiges zur Beleuchtung der Erfolge Rußlands in Centralasien vorzuführen.

Zunächst haben wir denen entgegenzutreten, welche, sei es tendenziös, sei es aus Unkenntniß, die Verwaltung Turkestans über Gebühr anschwärzen und ihr „kein gutes Haar lassen." A. von Middendorff, dessen scharfem Blicke und dessen Zuverlässigkeit unbedingt zu trauen ist, constatirt, daß in Ferganá im Ganzen die Organisation nicht schlecht angepaßt ist (von den verhängnißvollen Ausnahmen dieser Anpassung weiter unten), daß Ferganá von den Beamten weniger exploitirt erscheine, als Sibirien und viele Theile des europäischen Rußlands, wiewohl die „Geschenke" (dostarchan) arg im Schwange gehen; schon Schuyler habe die Ordnung in Ferganá merkwürdig gut gefunden; das erkläre sich aus dem Umstande, daß bei Besitzergreifung von Khokand alle die gewissenlosen, auf ihre Petersburger Verbindungen pochenden Glücksritter (die „Taschkentzy" sind hier gemeint) bereits heimgesandt worden waren; indessen wäre es besser, wenn das Land nicht von Passanten, sondern von eingesessenen, landeskundigen Beamten verwaltet würde. Obwohl Samarkand erst vor 10 Jahren und Ferganá erst vor 3 Jahren in russische Hände gekommen waren, so herrschte dort dennoch größere persönliche Sicherheit, als in Griechenland, Spanien oder gar in Sicilien, und diese Sicherheit wird von den fleißigen, friedlichen und bildsamen (iranischen) Sarten sehr hoch geschätzt. Ebenso hatte auch bereits am vierten Tage nach Erstürmung Taschkents dort der tiefste Friede geherrscht. Ein wie gutes Licht diese Zeugnisse auch auf die russische Verwaltung werfen, so bleibt immerhin noch zu erforschen, ob in dieser Rücksicht russischerseits Neues geschaffen worden war, oder ob lediglich bereits bestehenden Ordnung in dieser Beziehung erhalten worden ist (in anderer Hinsicht, wie wir sehen werden, hat solche Schonung keineswegs stattgefunden); wir möchten letzteres annehmen; denn einestheils wandelt man nicht im Laufe von vier Tagen reißende Bösse in Lämmer um; anderentheils erinnern wir uns, daß Shaw, als er vom Hochgebirge nach Harkand hinabgestiegen war, den Eindruck empfing, als sei er nach Alt-England gelangt. Die Russen fanden eben in Centralasien eine alteingewurzelte, von Jahrtausenden herstammende Cultur vor, welche selbst den Stürmen der Timur und Dschengis-Khan widerstanden hatte.

In einer anderen Beziehung aber ist Rußland entschieden Friedensstifter und Culturträger gewesen, wenngleich ihm bei nur ein sozusagen negatives Verdienst beizumessen ist. Was Rußland daheim nicht duldet: religiöse Eintracht — ist hier in seinem Gefolge eingezogen; während die russische Orthodoxie Andersgläubige daheim verfolgt und peinigt, hat die muhamedanische Orthodoxie, gerade in den Hochburgen ihrer Unduldsamkeit, unter russischer Herrschaft im Handumdrehen ihre Verfolgungswuth — von welcher Herm. Vambéry zu erzählen weiß — aufgegeben und sich zu indifferenter Toleranz bekehrt. Durch schlagende Zeugnisse und Belege weist A. von Middendorff es nach, daß der religiöse Fanatismus Centralasiens nichts anderes gewesen ist, als ein künstliches Erzeugniß des mit der Geistlichkeit Hand in Hand gehenden, weltlichen Despotismus, ein künstliches Erzeugniß jenes entsetzlichen Systemes, welches schon von Dante gebrandmarkt worden: der Vereinigung von Schwert und Hirtenstab in einer Hand". Mit dem Tage, da die Schergen des Khan und der Mollah's nicht mehr mit der Peitsche die Gläubigen zur Moschee treiben durften, nicht mehr diejenigen öffentlich auspeitschten, welche zur Stunde des Gebets geschlafen hatten — mit demselben Tage hatte, wie durch einen Zauberschlag, aller und jeder islamitische Fanatismus sich vollständig verflüchtigt. Wir meinen, daß auch in Rußland von religiöser Verfolgungswuth keine Spur sich mehr zeigen wird, sobald auch dort Czar und Mönch sich gegenseitig zu stützen aufhören werden. Eigenthümlich ist es, wie Rußland nach außen exportirt, was es daheim selbst entbehrt. Bulgarien hat es mit parlamentarischem Régime beschenkt, während es zu Hause eine Katkowsche „Staatsidee": die unbedingteste Selbstherrlichkeit, die vollständigste Despotie, als höchste Staatsweisheit hinstellt.

Wenn in Centralasien durch Rußland „merkwürdig gute Ordnung" hergestellt und die „Organisation im Ganzen nicht schlecht angepaßt" worden ist, so bezieht sich das, wie wir sogleich sehen werden, nur auf Receptlichkeiten — und auch mit diesen ist es nicht allzu genau zu nehmen —, während in den Hauptsachen, in Betreff der wichtigsten Lebensbedingungen des Landes, nicht nur nichts Neues geleistet, sondern Alt-

*) „Die Russen in Centralasien" 1873. S. 10.

**) „Einblicke in das Forgenthal" in Mem. de l'Acad. des Sc. de St. Pétersbourg. T. XXIX. No. 1. p. 113.

***) „Turkestan. Notes of a journey in Russian Turkestan, Khokand, Bukhara and Kuldja". 2 Bde., London, 1876.

Digitized by Google

erworbenes in fürchterlichem Maße zerstört worden ist ... Für den erreichten Grad der „Ordnung" dürfte folgender, durch A. von Middendorff angeführter Umstand einen Maßstab abgeben.

Während schon im Jahre 657 n. Chr. die Chinesen nach Einverleibung des Ili- und Jaxartesgebietes sofort überall Straßen eröffnet und ordentliche, regelmäßige Posten eingerichtet haben, Straßen, die man noch jetzt im Ferganagebirge anstaunt, hatte bis zum Jahre 1878 Rußland nicht nur nichts gethan, um die Kohlen- und Ozokeritlager und Petroleumquellen zugänglich zu machen, sondern Wege und Brücken verfallen lassen. Bei Chodjhent gab es keine Brücke mehr; der geregelte Postenlauf war ins Stocken geraten: einst kamen während ganzer fünf Monate keine Briefe, bis endlich Nachrichten auf dem Umwege über Sibirien dorthin gelangten .. Bei solcher Vernachlässigung der Landverkehrswege kann es nicht Wunder nehmen, daß auch die Wasserstraßen sich als verödet erwiesen. Schon vor 30 — jetzt 40 — Jahren, referirt A. von Middendorff, eröffnete der Staat auf dem Syr die Dampfschifffahrt (nachdem fünf Jahre vorher Butakow den ersten Schooner auf dem Aralsee erbaut hatte); dennoch ist sein Spiegel völlig unbefahren. Die Dampfschiffe sind durch Windungen und Untiefen behindert, bei starker Strömung machen sie nur 4—5 Kilometer in der Stunde; ihre Fahrten finden zu ganz unbestimmten Terminen statt; sie führen nur Ladungen der Regierung und auch diese nur vom Mai bis zum Oktober. Erst oberhalb Dschuleks sind die Ufer des Syr geackert, abwärts sind sie völlig unbewohnt. „Nur ein einziges Fischerboot kam mir auf der ganzen Reise zu Gesicht; es gehörte einem verbannten Uralkosaken. Nicht einmal eines der merkwürdigen Schilfflöße (ssalami) oder aufgeblasenen Lederschläuche der als Schwimmer berufenen Kirgisen gelang es mir, aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Man hat es hier also nicht mit jener, das Wasser verscheuchenden, zu fürchtenden Bevölkerung zu thun, wie es bei Dampfschiffen sind. Nichts destoweniger stellte sich mir die Wasserfläche des Ssyr noch unvergleichlich öder dar, als die wüste Steppe — und das 30 Jahre nach Eröffnung der Dampfschifffahrt auf diesem Flusse!" — Hiernach wird man bereits eine gelinde Vorstellung sich zu machen vermögen, welchen Dienst die von Zukunftwegen entblößte, meist Büstenein durchschneidende transkaspische Bahn dem Handelsverkehr zu leisten im Stande sein wird. Dazu kommt aber noch verschiedenes Andere. Wenn der Kriegsminister Wannowskij es für überflüssig gefunden hat, auf der Riga mit Pskow und Dorpat verbindenden, im Baue begriffenen „strategischen" Bahn Waaren- und Personenstationen zu errichten — namentlich Riga sollte sich ohne solche Einrichtungen behelfen —, weil „seine Soldaten" auch in freiem Felde aussteigen und einsteigen können —, so wird man es für nicht wahrscheinlich finden, daß die äußerst „strategisch" und äußerst ökonomisch veranschlagte transkaspische Bahn mit dem für den Handelsverkehr unentbehrlichen Luxus von Waarenstationen ꝛc. ausgestattet ist. Endlich ist noch der auf den russischen Bahnen beständig stattfindende, und zu den ärgsten Erpressungen führende Mangel an verfügbaren Waarenwagons hinzuzurechnen — und man wird es ermessen können, wie „große commercielle Vortheile die Transkaspibahn Rußland in die Hand gegeben hat", — wie „der Handel schon jetzt zum guten Theil von den Engländern an die Russen übergegangen ist" u. s. w. — Das alles aber wäre nicht von Belang: Rußland hätte es hier nur ebenso verabsäumt, seine neuen Provinzen „auszunützen", wie es auch seinen alten Besitz nicht zu entwickeln versteht. Schlimmer aber sieht es aus auf den Gebieten der Agrarverhältnisse und des Steuerwesens: hier wurden und werden täglich vorgefundene, altbegründete Kulturerrungenschaften, die vor Timur und Dschengis-Khan Stand gehalten haben, zerstört und vernichtet!

Freilich ist im strieten Gegensatze zu dieser thatsächlichen Zerstörung, auf welche wir sogleich näher eingehen werden, der Mythus verbreitet worden, als habe Rußland in Turkestan bereits glänzende Erfolge auf dem Gebiete des wirthschaftlichen Lebens zu verzeichnen. Im Jahre 1877 hatte Wenjukow in einem anscheinend wissenschaftlichen Werke („Rußland und der Osten") alle diese Erfolge mit Bestimmtheit hervorgehoben: Vervollkommnung des Baumwollen- und Seidenbetriebes, des Weinbaues, der Vieh- und Pferdezucht, Erweiterung des Ackerbaues durch russische Colonisten. — Nichts von alledem hat A. von Middendorff im Jahre 1878 vorgefunden; meist nicht einmal thatsächliche Ansätze zu alle dem, was vielleicht am grünen Tische und auf dem Papiere geplant worden war; wo aber versucht worden war, an's Werk zu gehen, hatten „die Anläufe sich im Sande verirrt". Weder Bergbau auf edle und unedle Metalle, auf Kohlen, Ozokerit und Naphtha war in Gang gekommen, noch auch die großen Arbeiten der Aufbesserung alter und Errichtung neuer Canäle fand ich im Flusse (dagegen Zerstörung alter Bewässerungen, wie wir sehen werden!), die doch schon auf der Wiener Ausstellung von sich reden machten*); geschweige denn die (bereits oben erwähnten) fünfzehn meteorologischen Stationen, auf die ich nach deutschen Quellen rechnen konnte." Wir sehen also, wie man auf privatem und officiellem Wege geweltteifert hat, den Mythus von den glänzenden Erfolgen Rußlands in Centralasien bei der öffentlichen Meinung Europas einzubürgern! Wie sieht dagegen das Thatsächliche aus?

Was die angeblich bereits im Jahre 1877 in's Werk gesetzte Vervollkommnung des Baumwollenbetriebes tc. anbetrifft, so weiß A. von Middendorff darüber nur zu berichten, daß in Chodjhent eine Filatur mit 200,000 Rubeln Anlagecapital gegründet worden war, welche von demselben nach kurzem Bestande bei der Liquidation nur 20 Proc. zu retten vermochte; ganz ähnlich sei es mit sechs, sage sechs, anderen gleichartigen, vom Staate unterstützten Unternehmungen gegangen; „ohne Ausnahme" seien die Großhändler des Mutterlandes, welche sich in Fabrikunternehmungen in Turkestan einließen, — ohne Ausnahme seien sie mit großen Verlusten abgezogen — einzig und allein die Spiritusbrennerei stehe im Flor! Welchen Grad von Wahrscheinlichkeit haben wir also für im Eingange angeführten Mittheilung beizumessen: die Russen hätten es verstanden, die erworbenen weiten Gebiete Centralasiens „auszunützen" u. s. w. — Hinsichtlich der Vieh- und Pferdezucht kann gleichfalls mit Entschiedenheit behauptet werden, daß die Angaben Wenjukow's nicht einmal Mythen, sondern reine Fabeln sind. Als hochcompetenter Hippologe und leidenschaftlicher Pferdeliebhaber bespricht A. von Middendorff die Pferdezucht Fergana's ganz besonders eingehend, ihre Geschichte vom grauen Alterthum bis in die Jetztzeit verfolgend, die Rassen und Gebrauchsweisen beschreibend: nicht mit einem Worte erwähnt er irgend welcher, durch die Russen auf diesem Gebiete in Fergana oder sonst in Centralasien bewirkter Vervollkommnungen. Wohl aber finden wir einen Passus, welcher darauf hindeutet, daß die Russen es in der liebenden, pädagogischen Sorgfalt und in der geschickten Behandlung, welche der Centralasiate den Pferden zu Theil werden läßt, den Eingeborenen keineswegs gleichthun. Auf eine russische Quelle sich stützend, bemerkt A. von Middendorff: „Zwangsgestelle für das Beschlagen der Pferde zuerst eingeführt (sic!) zu haben, ist das beschämende Verdienst der russischen Reiterei."

Wenn man vollends das von A. von Middendorff über die „Erfolge" der Colonisation Centralasiens durch russische Bauern oder Kosaken Angeführte mit der Behauptung Wenjukow's über „Erweiterung" des dortigen Ackerbaues durch russische Colonen zusammenhält, so sucht man vergeblich nach einem parlamentarischen Ausdrucke, um die Entstellung der Thatsachen gebührend zu qualificiren. Man wird es uns danken, wenn wir zur Steuer der Wahrheit hier in größerem Umfange eine wörtliche Wiedergabe uns erlauben. „Die russischen Auswanderer, die ich zwischen Orenburg und Orsk mit Tausenden von Fuhren im Juni ostwärts mit entgegenziehen sah (und war das die einzige Straße für diese Zugvögel? Sah ich sie nicht schon 9 Jahre vorher aus denselben Gouvernements durch die Barabá ziehen?), sie wanderten größten-

*) Exposition universelle de Vienne, Catalogue de la section du Turkestan p. 48.

Digitized by Google

theils aus den fruchtbaren Gebieten der Schwarzerde, aus den Gouvernements Pénsa, Sfaratów, Tambów, Woróneſh, Samára, wo es ringsumher noch unendlich viel Raum für fleißige Ackerbauer gibt; sie schlenderten müßig daher zu einer Zeit, wo der Tagelohn für Arbeiter, beim Einheimſen von Heu und Getreide im russischen Steppengebiete auf das Doppelte, das Drei-, Vier- und Fünffache des ohnehin reichlichen Durchschnittstagelohnes steigt.*) Weshalb ziehen sie es vor, statt reichlichem Verdienſte nachzugehen, der ſich um sie reißend bewarb**), dem Müßiggang zu fröhnen, aus der Leere (an Bevölkerung nämlich) in die Wüſte ziehen? Der Wandertrieb ſitzt ihnen viel ſtärker in den Knochen, als den Kirgiſen, die ich am Sſyr Rieuländereien roden ſah.***) ... Auch blickte die ſeßhafte (sc. nichtruſſiſche) Bevölkerung (zwiſchen Orenburg und Orsk) mit Verachtung auf ſie: »O, die kennen wir«, hieß es, »denn ſo geht es Jahr für Jahr. Im Herbſte kehren ſie wieder zurück und freſſen die Wegebreite kahl.«†) So iſt es ... Unverzeihlich iſt die Agitation gewiſſer Zeitſchriften, um die Auswanderung zu befördern: es iſt, als ob man einem Trunkenbolde zu ſeiner Heilung Branntwein gratis vorſetzen wollte, damit er ihn überdrüſſig werde!“

Nicht nur Zeitſchriften haben die Wanderſucht befördert; es ward ſogar eine jener großen Reichscommiſſionen, welche unter Heranziehung zahlreicher Experten faſt zu kleinen parlamentariſchen Verſammlungen anwuchſen, niedergeſetzt zur Erwägung der Modalitäten, durch welche die Auswanderung aus dem übervölkerten(!) europäiſchen Rußland zu befördern ſei. Und, ſo ſonderbar es klingen mag, das europäiſche Rußland iſt thatſächlich übervölkert zu Folge ſeines landwirthſchaftlichen Raubbaues und ſeiner Unfähigkeit, bei dem herrſchenden Bodenbeſitzcommunismus, zu intenſiver Cultur überzugehen, wie das Alles in der ſoeben angezogenen Schrift „Vom Lande“ an der Hand ruſſiſcher Zeugniſſe nachgewieſen worden iſt. Wir werden hier an eine treffende, auch von A. von Middendorff angeführte Bemerkung D. Mackenzie Wallace's erinnert; derſelbe meint: „Völker mit primitivem Ackerbau haben ſtets die Tendenz, ſich auszudehnen; ſo lange noch Raum dazu vorhanden, findet intenſive Cultur nicht leicht Platz“ — ja, möchten wir hinzufügen, nicht einmal rechte Seßhaftigkeit kommt bei ſehr primitivem Ackerbau zu Stande. „Rußlands Expanſionskraft,“ bemerkt Wallace ferner, „iſt ſtets viel größer geweſen, als ſeine Aſſimilationskraft in Bezug auf die annectirten Bevölkerungen.“ Auf dieſe letztere, durchaus zutreffende Bemerkung werden wir noch zurückzukommen haben. Hier wollen wir nur darauf hinweiſen, daß dieſes von Wallace aufgezeigte Unvermögen im Zuſammenhange ſteht mit der von Tſchaadajew ſo glänzend formulirten Theſe: daß das ruſſiſche Volk einer nationalen Phyſiognomie ſelbſt noch entbehrt; daher eben der Mangel an Aſſimilationskraft!

*) Als langjähriger Generalbevollmächtigter der Großfürſtin Helene Pawlowna für ihren großen Gütercomplex Karlowka iſt A. v. Middendorff auf's Eingehendſte mit den Agrarverhältniſſen des ruſſiſchen Steppengebietes vertraut.

**) Davon, von den unverweiblichen Anzahlungen auf künftige Arbeiten, von denen ein großes Procent verloren geht, von den gerichtlichen Hubeleien und Schreibereien dabei, wiſſen die Großwirthſchaften und Gerichtshöfe der Schwarzerde etwas zu erzählen! (Anm. A. v. Middendorff's.)

***) Wie wir an einem andern Orte zu zeigen beabſichtigen, wird von Tſchaadajew, dem bedeutendſten Sſeele, den Rußland hervorgebracht hat, in prägnanter Weiſe dargeſtellt, daß die Ruſſen eigentlich noch nicht zu rechter Seßhaftigkeit gelangt ſind, ja an ihrer Heimath weniger noch hängen, als der Nomade am Gebiete, das er bewohnt. Noch andere Umſtände begünſtigen den Wandertrieb, wie dargeſtellt worden in: „Vom Lande“ von H. von Samſon. Dorpat und Leipzig, 1883.

†) Wie an den ſchiffbaren Flüſſen der „Leinpfad“, ſo ſtehen auch den Heerſtraßen Rußlands entlang Zonen Landes den Reiſenden zur Benutzung zu Gebote.

(Schluß folgt.)

Ein herzoglicher Arzt.

Von A. Spier.

Ueber die Werke der Dichter, Philoſophen, Muſiker und Maler wird täglich Unendliches geſchrieben. Eine ganze Welt beſpricht ſie und eine ganze Welt hört von ihnen. Der Genußwerth und der Erziehungswerth der Darlegung der Bedeutungsunterſchiede, der künſtleriſchen Productionen auf allen Gebieten ſollen nicht beſtritten werden. Es iſt nur neben der Feſtſtellung dieſer Thatſache zu beklagen, daß der Bericht über die guten Thaten, die in wahrem Gemeinſinn, nicht in dem Gefühlsaufſchwung eines beſonderen Ereigniſſes, die ohne Eitelkeit und ohne Tamtam ſtetig Tag für Tag geſchehen, verhältnißmäßig wenig Platz findet.

Wie manchen bewunderns- und nachahmungswerthen Kraftaufwand ſelbſtloſer Perſönlichkeiten verſchweigen die trocknen Jahresberichte ſo und ſo vieler Vereine, wie manche verborgene Exiſtenz nützt in ihrem Kreiſe Unbekanntbares und verſchwindet ungenannt in der Stille, in der ſie wirkte.

Und doch iſt es eine Frage, deren Beantwortung Philanthropen, Staatsmänner, Socialpolitiker und die Seelſorger aller Confeſſionen ohne Zagen bejahend beantworten werden: ob uns viel ſo dringend noth thut, als allgemeine echte Opferfähigkeit für die Hülfloſen und Bedürftigen bei den Beſitzenden und Leiſtungsfähigen. Aus dem wahren Verpflichtungsgefühle, das in dem Einzelnen allerorten angeregt und entwickelt werden ſollte, wäre ein Heer zu bilden, das die ſocialiſtiſche Frage, den Feind unſerer Zeit, allmählich beſiegen könnte. Dieſes civile Heer, das den Kampf im Frieden als ſeine heilige Sache anſähe und in der letzten Reihe ſich ebenſo, Mann für Mann, verpflichtet fühlte als an der Front, beſäße eine rettende und eine ſchöpferiſche Macht!

Um zu dieſem Siege des Gemeinſinns zu gelangen, müßte derſelbe ſtärker und unabläſſig durch die Erziehung in Haus und Schule und durch die Citate von Beiſpielen und Erfolgen angeregt werden. Das Beiſpiel, das eindringliche Beiſpiel, welches durch die bewieſene Thatſache die Möglichkeit des Reſultates allen Debatten entzieht, iſt auch der berufenſte Erzieher der Majorennen.

Die Helden bedeutenden jüngſter Romane, welche die ſociale Frage zu löſen ſuchen, machen unglaubliche Verſuche. Der Held des Spielhagen'ſchen Romans: Was will das werden? geht mit ſeinem hochaufſtrebenden Idealismus in die Tiſchlerwerkſtatt, um zu der allgemeinen Beglückung beizutragen; der Held des Jordan'ſchen Romanes: Zwei Wiegen baut ein faſt märchenhaftes Floß, um eine Gelehrte auf eine bei ihrem Zuſtande einzig mögliche Art in den Kreis ihrer Familie zu transportiren, rettet einen armen Krüppel vor der Verthierung und gedenkt der Weiſung ſeines Vaters zu folgen, „ſich ſinnend, ſtudirend, arbeitend und ſchaffend der Förderung der Geſundheit eines Volkes als Großarzt zu widmen“.

An beide Helden glauben wir nicht recht. Wir ſehen nur ihre Geſellenzeit und müſſen hoffen, daß ſie nach den Romanjahren zur Meiſterſchaft in den Thaten heranreifen.

Ob es nicht nützlich und anregend iſt, neben dieſen Helden der Dichter kräftige Menſchen zu ſchildern, die in der Wirkſichkeit mit uns athmen, unſere gegenwärtigen Lebensbedingungen theilen — und das Große weniger preiſen als üben?

So oft ich den Herzog Karl Theodor von Bayern in dem ſchönen bergumringten Tegernſee auf ſeinem täglichen Gange zum Krankenhauſe beobachtete, ſo oft ich ihn in ſeiner ärztlichen Thätigkeit ſah, beherrſchte mich das Gefühl, Zuſchauer auf Zuſchauer herholen zu müſſen, um den Tauſenden und Abertauſenden, die ihr ganzes Leben für das Behagen ihres Ichs verwenden, dieſes Beiſpiel zu zeigen. Eine ſolche Demonſtration ad oculos war unmöglich. Die zahlreichen Sommerfriſchler Tegernſees wiſſen wohl von der Wohlthätigkeit des Schloßbewohners, loben ſie im Geſpräche und ſehen ſie aus der Ferne wie die Berge. Die Armen, die Blinden und die

Digitized by Google

Lahmen, eine Schaar von Leidenden kennt ihn genauer und erzählt in ihrer kurzen bündigen Sprache unter tausend Verkehrt's Gott und unter der Heilsprechung dieses Landesvaters sein Thun; diese Sprache, die nur ganz langsam in die Weite dringt, versteht er, der keine andere Befriedigung sucht, als zu helfen und wieder zu helfen.

Wer die tröstliche Wahrheit von der Ansteckungskraft ausharrenden, thatkräftigen Edelmuths kennen lernen will, der muß ein paar Tage in dem Tegernseer Krankenhause als stiller Beobachter verbringen. Eine gemeinsame Begeisterung belebt diese unermüdlichen Kräfte. Der Herzog kommt schon in der Frühe um 7 Uhr zu vorliegenden Augenoperationen; lange vor 7 Uhr läutet es für die sechs Schwestern, die das Haus- und Hülfspersonal bilden, zum Beten und zum Wirthschaften; sie theilen sich in die gesammte Arbeit, und die Küchenschwester fühlt sich ebenso als Mitträgerin der großen Werke thätigkeitsdurst, wie die gewandte Assistentin im Nonnenornate, die bei allen Operationen zugegen ist.

Das Haus, in dem so viel Gutes still und ganz geschieht, liegt auf einer Anhöhe hinter dem Dorfe Tegernsee auf einem wunderschönen Punkte und entstand durch einen eigenthümlichen Zufall aus den denkbar kleinsten Mitteln. Als der erste König Max von Bayern 1817 die Realitäten des aufgehobenen Benedictinerklosters erwarb und zu seinem Sommeraufenthalte umgestaltete, mußte er zur Anlage seines Schloßgartens den Dorfkirchhof verlegen. Zum Schmucke der durch Ausführung seiner Pläne nothwendig gewordenen neuen Begräbnißstätte spendete er 725 Gulden für ein monumentales Kruzifix. Nach dem Tode dieses Königs hatten Weltliche und Weltliche des Bezirks um Ueberlassung der betreffenden Summe zur Errichtung eines nothwendigen Armenhauses. Schenkungen und Legate der übrigen königlichen Familie und einiger Benedictiner erhöhten das unbedeutende Kapital, und bald stand das Asyl für kranke Arbeiter und kranke Dienstboten des Bezirks fertig. Die Anstalt erhielt sich ohne Fonds aus den monatlichen Kreuzerbeiträgen der Clienten der sieben Gemeinden, wurde 1854 vergrößert und genoß einen jährlichen Zuschuß des Prinzen Karl, des Sohnes der Königin-Wittwe Karoline. 1875 starb Prinz Karl und ernannte den Herzog Karl Theodor zum Erben der Tegernseer Besitzungen.

Und dieser Erbe, dessen Entwicklungsgang und dessen Leistungen so ergötzlenswerth sind, trat als ein fähiger Arzt in das Schloß ein. Er ist heute ein Mann von 49 Jahren, und welch' ein reiches, mannigfaltiges Leben hat er schon zurückgelegt! In seiner Jugend, die er großentheils in Possenhofen verlebte, genoß er eine Erziehung, die dem Inhalt des ganzen Gymnasialpensums ferne und gleichzeitig vollste Rücksicht auf die ihm zubestimmte militärische Carriere nahm. 1853 ward er bayerischer Lieutenant, machte als solcher behufs militärischer Instructionen Reisen nach Istrien, Dalmatien und Italien; 1864 bethätigte er sich in sächsischen Diensten an der Occupation Schleswig-Holsteins und 1866 kämpfte der Prinz als Major im 3. Chevauxlegers-Regiment.

1863 hatte er sich mit der königlichen Prinzessin von Sachsen, Sophie, der Tochter des gelehrten Königs Johann, vermählt. Sie, eine Frau von unbedingt geistiger Richtung und geistigen Bedürfnissen, war jedenfalls durch ihren Einfluß die Mitanregerin der inneren Reform, die sich in dem Fürsten vollzog und ihren ersten Ausdruck in dem Verlassen des activen Armeedienstes und in dem Besuche der Collegien von Huber, Pözl, Windscheid, Jolly, Liebig fand. 1866 verlor er nach einer wahrhaft glücklichen Ehe seine so befähigte Frau, und ihr Tod war der subjective Anstoß zu der vorwiegenden Ergreifung der Naturwissenschaften. Das Mysterium des Sterbens hatte ihm sein persönliches Glück zerstört, die objective Arbeit der wissenschaftlichen Aufklärung sollte seinen Geist beschäftigen und beruhigen. Die Theilnahme an den Vorlesungen über Anatomie bei Bischof und die eifrig betriebenen anatomischen Präparirübungen bei Rüdinger unterbrach der Krieg des Jahres 1870. Als Regimentsinhaber und Generalmajor schloß er sich dem sächsischen Kronprinzen an. Nach erfüllter Pflicht kehrte er aber sofort nach dem Friedensschlusse zu seinen Studien zurück, schenkte sich nicht eine Anforderung des medicinischen Studiums, hörte Physiologie, Histologie, trieb pathologische Anatomie und Mikroskopie und betrat als Gebiete der praktischen Medicin unter Lindwurm, Rußbaum, Hecker, Ziemssen u. A. Die Münchener Universität ernannte ihn 1873 zum Doctor medicinae, 1874 vermählte er sich zum zweiten Male mit der Prinzessin Marie José von Braganza, Infantin von Portugal, einer Frau, die ihn mit ebenso viel Verständniß als Begeisterung in seiner heutigen Mission unterstützt.

Der Herzog blieb Jahr für Jahr ein strebsamer thätiger Mediciner, besuchte alle klinischen Anstalten seines Landes und bethätigte sich mit unermüdlichem Interesse an der Entwickelung seiner Wissenschaft. Selbst ein Aufenthalt im Süden, der Ende der siebziger Jahre für seine Gesundheit nothwendig wurde, unterbrach seine Bestrebungen nicht; in Meran traf er den bedeutenden Ophthalmologen Iwanow und neben gemeinsamen theoretischen mikroskopischen Arbeiten wurde in einer gemiethenen Räumlichkeit ein ärztliches Ambulatorium gegründet und unentgeltlich operirt und gepflegt. Der herzogliche Aufenthalt im Süden wiederholte sich noch öfters, nie ohne die Ausnahme seiner ärztlichen Thätigkeit; und es gelangen ihm Wohlthaten, die man in der Bevölkerung der dortigen entlegenen Thäler Generationen hindurch Kindern und Kindeskindern erzählen wird; u. A. operirte dort der Herzog mit Erfolg einen Bauer, der fünfzig Jahre Blindheit ertragen hatte.

Nachdem im Jahre 1879 dieser eifrige Menschenfreund alle für die ärztliche Approbation reichsgesetzlich vorgeschriebenen Prüfungen in der medicinischen Facultät absolvirt hatte, suchte und fand er seine ersehnte Wirksamkeit als praktischer Arzt in dem Krankenhause Tegernsees.

Man muß es aus dem Munde des Fürsten selbst gehört haben, wie er in seiner aristokratischen Schlichtheit mit einem Lächeln, das beweist, daß alle jene Erfahrungen keinen Stachel mehr haben, die Anfechtungen schildert, die er innerhalb und außerhalb seines Kreises durch seine besonderen Bestrebungen erleiden mußte; der Spott und das Unverständniß der Alltäglichen schwiegen nicht. Wie mancher Hofmann konnte das bürgerliche Doctoriren bei den Leuten der unteren Stände nicht verstehen! Wie mancher Philisterarzt will den Herzogsdoctor, der nicht als Kneip- und Paukstudent, sondern als Dreißiger Medicin studirte und den normalen Weg nicht ging, kaum als vollgültig anerkennen.

Aber was auch Collegen und Nichtcollegen — und wer controlirt das Einhalten der Verpflichtung so und so vieler Aerzte zu stets fortgesetzten Studien zu Gunsten ihrer Patienten in Stadt und Land? — in Kleinlichkeit kritisiren, eine volle Anerkennung, die täglich wächst, erfährt dieser Arzt in der Praxis. Die Praxis im idealen Sinne, die Ausübung ist ihm Alles. Ohne Pathos, ohne Eitelkeit, schlicht und herzlich, erfüllt er sein unentgeltliches Amt. Ohne Sentimentalität, sachlich bei der Sache, accommodirt er sich seinem Publicum, mit seinen Oberbayern spricht er ihren Dialekt, und rührend war die Scene, als er einem 65jährigen Bauer, der Jahre lang blind in seiner Kammer einen halben Tod ertrug, nach der geglückten Staaroperation seine zwei Finger mit der Frage hinhielt: „Na, Mandl, was sieh'gt?" — und dieser zitternd antwortete: „Zwoa Finger, »königlich« Hoheit."

Die Freude an seinem Berufe wächst bei dem Herzog mit der Uebung seiner Kraft und mit der Einsicht, wie viel es zu helfen gibt; er behandelt außer seiner Specialthätigkeit in der Augenheilkunde alle vorkommenden Krankheiten, beschäftigt sich jetzt vorwiegend mit Frauenheilkunde und den betreffenden Operationen, und für die Schaar, die nach seinem Krankenheil wallfahrtet, sind die Mittel trotz all seiner persönlichen Opfer zu gering, ist sein Haus zu klein.

Wenn man den reizenden Weg den Tegernsee entlang geht, täglich begegnet man hülfesuchenden Kranken. „Wo geht's zum Herzog?" ist die häufige Frage. Allen soll er helfen. „Es kost'n nix" ist ein starker Anziehungspunkt für den kleinen Mann. Aus den entfernteren Dörfern schleppt man Greise und Kinder her!

Ich sagte, sein Haus wird zu eng, und es ist gar nicht

Digitized by Google

sein Haus. Das Gebäude verblieb dem Districte, und der dirigirende Arzt ist seit 1859 Hofrath Dr. Rosner, ein Mann, der, gleicher Gesinnung mit dem Herzog, demselben eine hervorragende Stütze ist. Trotz unentgeltlicher regulärer Thätigkeit, der kein Dilettantismus anhaftet, mußte der Fürst auch betreffs dieses Krankenhauses, zu dessen Neubau er 1880 15,000 Mark schenkte, mit Kirchthurminteressen kämpfen. Dabei zahlt er für alle Armen, die er in diesen Räumen behandelt und die nicht districtszugehörig sind, zwei Mark bis zwei Mark fünfzig Pfennige per Tag und opfert aus seiner Privatschatulle 14,000 bis 15,000 Mark jährlich. Trotzdem muß er manchen Bedürftigen, weil auch sein Budget eine Begrenzung hat, wegschicken. „Manchen armen Teufel," äußerte er gesprächsweise, „muß ich abweisen, der bei sich denkt: bös hätt' der Herzog auch noch thun können!"

Und gerade das Herzogsein erschwert ihm Manches, er nimmt auch den Bemittelten, die ihn consultiren, nichts ab und entbehrt durch seine sociale Stellung jeder Möglichkeit, nach einer Seite hin seine Kraft gewinnbringend zu verwerthen. So sehr hängt er aber an der erweiterten Ausübung seines Berufes, daß er im vergangenen Jahre dem Districte Tegernsee 66,000 Mark als unverzinsliches Capital zur Verfügung stellte, um den Neubau des Krankenhauses zu vergrößern und zur Aufnahme von weiteren 70—80 Kranken geeignet zu machen, unter der milden Bedingung der allmählichen Zurückzahlung mit 3000 Mark jährlich aus der Erübrigung der Districtssparkasse. Dieser Neubau ist schon unter Dach und soll im kommenden Sommer eröffnet werden. Die Raumvergrößerung bildet eine bedeutende Erweiterung der ärztlichen Thätigkeit des Herzogs, eine gesteigerte Anforderung an sein geistiges und an sein materielles Können.

Die persönliche Arbeit wird er beherrschen, denn seine ganze Zeit widmet er mit Beamtentreue und Beamtenpräcision der Praxis und den dies bezüglichen Studien in planvoller Eintheilung. Seine Erholung findet er in einem glücklichen Familienleben und in den Freuden der Jagd. Für ein fürstliches Außenleben im weltlichen Sinne hat er keine Stunde übrig.

Aus dieser ganzen, immerhin nur skizzenhaften Darstellung seiner Lebensführung — hundert weitere interessante Einzelheiten reizen zum Erzählen — ergibt es sich als selbstverständlich, daß dieser Arzt in seinem Lande geliebt ist. Im weiten Umkreise des entzückenden Tegernsees ist er der populärste Mann, und alle Huldigung, die man ihm entgegenbringt, beeinflußt seine Schlichtheit nicht. In dem Papierkorbe seines Ordinationszimmers liegen die Dankschriften zerrissen, kein Cultus bewahrt die oft ganz originellen Schriftstücke; über die Zahl der schon vollzogenen Staaroperationen weiß der befragte Herzog keinen Bescheid, die barmherzige Schwester hat sie „vielleicht" gezählt.

Der unmittelbare Segen seiner Thätigkeit ist unbetreibar. Vergrößerte Mittel würden ihn bedeutend erhöhen. Vielleicht hat das Beispiel dieses Fürsten Antheil an dem Siege der Erkenntniß: daß die Besitzenden nicht durch die Macht des Geldes müßig, sondern doppelt thätig sein sollen. Ihnen fällt die Aufgabe zu, in ausdauerndem Gemeinsinne die erhabene Theorie der Nächstenliebe in die Praxis zu übertragen. Da in unserer Welt der Thatsachen nur Beweise gelten, so sei die Wirksamkeit des Herzogs von beweisführender Tragweite. Er ist Großarzt in des Wortes voller Bedeutung.

Literatur und Kunst.

Die deutsche Literatur der Gegenwart.

Zerstreute Gedanken von Heinrich Löbner.

Der unabänderliche Lauf der Geschicke hat uns auf einen Punkt gebracht, wo eine segensreiche Epoche abgeschlossen hinter uns liegt, eine neue dunkel vor uns aufsteigt, von der niemand zu sagen vermöchte, wie sie sich gestalten wird. Auf einem solchen Punkte ist es nicht unziemlich, rückschauend die Summe zu ziehen, soweit wir die Verhältnisse zu überschauen vermögen und uns zugleich zu fragen, welche Güter wir der kommenden Epoche entgegenbringen, was wir gelernt und vergessen, wie reich oder wie arm wir in das neue Leben hinübertreten.

Aber während wir in aller persönlichen Trauer immer doch froh und einer reichen Zukunft sicher den Blick auf unseren Staat in seiner Machtfülle richten können, müssen wir eingestehen, daß wir uns auf den Gebieten geistiger Entwickelung nicht allseitig zu derselben Höhe emporgeschwungen haben. Beugen sich fremde Nationen vor unserer politischen Größe, vor unserer Kraft, müssen sie zugeben, daß wir in der ernsten Arbeit fast zweier Jahrzehnte die Errungenschaften des Jahres 1870 auch innerlich uns gesichert haben, so beugen doch wir uns noch immer, wie in den Zeiten politischer Unmacht, vor den Errungenschaften fremder Geistescultur, und von einer deutschnationalen Kunst, von einmüthiger Kraftäußerung specifisch germanischer Phantasie und germanischen Geistes, kann noch immer nicht als von etwas Wirklichem geredet werden, wenigstens nicht auf allen Gebieten.

Die bildenden Künste, die Musik, sind im neuen Reiche reicher geworden, die Volkswissenschaft ist durch die Uebung am lebendigen Körper, so wie die Staatswissenschaft, zu hoher Ausbildung gestiegen: aber die Dichtung blieb hinter ihnen zurück. Hier fühlen wir noch jetzt unsere Abhängigkeit, und auf diesem Gebiete, wie noch auf manchen anderen, wiederholt sich ein Schauspiel, wie es die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung mehr als einmal gesehen haben: der siegende Barbar eignete sich die Cultur des unterlegenen Volkes an.

Freilich sind wir noch jedes Mal reicher von der fremden Tafel zurückgekehrt, freilich haben wir noch immer das aufgenommene Fremde in veredelter Form zurückgegeben, nachdem es in uns lebendig geworden und verarbeitet war: augenblicklich aber, was den allgemeinen Zustand der Literatur betrifft, scheinen wir zu jener veredelten Wiedergabe noch nicht durchgedrungen, sondern noch im Stadium des Aneignens und Nachahmens zu stehen. Und dies im neuen Reiche! Die politische Einigung gelang in dem Augenblick, als wir uns auf uns selbst besannen, auf dem Gebiete des Geistes ist der Ring noch immer nicht geschlossen.

Es scheint, als würden alle geistigen Kräfte zunächst für die Staatsidee aufgezogen, als wären durch die großen Aufgaben, die zunächst zu lösen waren, die geistigen Einzelvermögen einer Generation umgewandelt worden: und je mehr wir hier nachzuholen hatten, desto mehr mußte Anderes zurücktreten vor dem Einen was Noth war. Es war eine Vermessenheit, zu glauben, auf dem blutgedüngten Boden des neuen Reiches würde sofort eine neue Literatur emporblühen in aller Herrlichkeit. Die Früchte des Geistes reifen langsam; und bedurfte die Waffenthat, aus der das neue Gebilde hervorsprang, einer vorbereitenden Arbeit von sechs Jahrzehnten, so konnte ihr die Literatur, die inzwischen ganz andere Wege gewandelt war, doch gewiß nicht auf dem Fuße nachfolgen. Freytag's Ahnen erwuchsen wohl wie von selbst auf dem jungen Boden, denn der Geist und die Kraft dieses Mannes ging mit dem Jahrhundert: aber sie blieben auch fast das Einzige, was auch auf dem Gebiete schaffender Volksphantasie einem Siege gleichkam.

Die Männer der Literatur traten zurück hinter den Männern des Schwertes und der gesetzgebenden Arbeit. Und war es

Digitized by Google

ein höchstes Glück für Deutschland, daß sein politisches Wollen und Können sich zugleich in einer gewaltigen Persönlichkeit vereinigte, so war es ein Unglück, daß in der Literatur nicht auch eine solche überlegene Kraft uns geschenkt wurde. Es ist uns nicht vergönnt, der Vorsehung zuzuschauen, wenn sie die Gaben vertheilt; und nicht immer ist ein Genie gekommen, wenn es kommen mußte.

Daß wir redliches Streben gehabt haben, daß die Bedingungen wohl vorhanden waren, eine neue Literatur zu schaffen: wer wollte es läugnen? Es ist aber zu beklagen, daß das Genie nicht kam, alle diese Strömungen in sich zu sammenzufassen und durch Aeußerungen seiner eigenten Natur die ganze Zeit in wechselvollem Bilde abzuspiegeln. Oder stehen wir an einem Punkte der Entwickelung, wo die Poesie des Wortes abgelöst ist durch die der That, und wo die Gedanken lebendig geworden sind und den unendlichen Raum erfüllen durch Handlung?

Vielleicht schlummern neue Formen in der Phantasie, vielleicht werden Gedanken geboren in der Stille, die bestimmt sind, der That voranzueilen und uns vorzubereiten auf eine Zeit, die in dunkler Hülle weit hinter derjenigen steht, die wir jetzt auf ein Menschenalter mehr oder minder deutlich vor uns sehen. Was muß ein kommendes Geschlecht zu leisten im Stande sein, dem die ungeheuren Errungenschaften der That schon als ein Erbe in der Wiege zufallen! Denn Ein Mal muß dies alles doch auch den Werken der Phantasie zu Gute kommen; und es läßt sich vielleicht behaupten, daß, je stärker, ernster, aber auch selbstbewußter unser Volk wird, desto veränderter der Charakter jener kommenden Literatur sich erweisen wird, wenn man ihn mit dem heutigen rückschauend vergleicht.

Doch da es uns nicht vergönnt ist, so weit vorauszuschauen, und Propheten nicht mehr geboren werden, so wollen wir uns an das Gegebene halten und die vorliegenden Erscheinungen zu deuten versuchen.

Die deutsche Literatur der Gegenwart ist nur eine Einzeläußerung des deutschen Geistes und sie steht unter der Einwirkung der politischen Vorgänge. Anders war es zur klassischen Zeit, wo unter Loslösung von staatlichen Bedingungen eine Literatur auf rein menschlicher Grundlage aufgeführt wurde.

Der Geist des neunzehnten Jahrhunderts ist ein anderer als der des achtzehnten. Aufklärung und Humanität waren das Ideal jener Epoche, und das allgemein Menschliche stand niemals höher im Werthe als damals. Man sprach von allgemeinen Menschenrechten, die unter jeder Zone gleich seien, und die französische Revolution setzte diesen Lieblingsgedanken des Jahrhunderts in Thaten um. Den Staat empfand man als ein lästiges Etwas, das Pflichten auferlegte und den nach allseitiger Ausbildung strebenden Menschen in seiner selbstgewollten Entwickelung hinderte. Selbst unseren Classikern erschien die Politik als ein nichtiges Treiben. Die Tendenzen des Humanismus, einst durch Reformation und Glaubenskriege gehemmt und vernichtet, waren unter wenig veränderter Gestalt wieder aufgelebt.

Wie anders jetzt. Jetzt ist es Ehre und Pflicht, für den Staat thätig zu sein. Die Gedanken der Menschen sind ganz anders gewendet, als vor hundert Jahren. Man strebt nicht mehr ins Allgemeine, man überspringt die Schranke der Nationalität nicht, sondern richtet sie allerwärts nur noch höher auf. Man hat gelernt, daß Völker Individuen sind und ist bestrebt, seine Individualität nicht zu verlieren. Man wird noch mehr lernen in Deutschland, heimische Eigenart zu schätzen, festzuhalten und auszubilden; und die üppig aufschießende Novellistik, die in jeder Landschaft ihre eigenen Züge trägt, ist in diesem Sinne eine bedeutsame Erscheinung. Wenn wir Namen nennen wie Storm, Reuter, so werden wir auf das bestimmteste an die Stammeseigenthümlichkeiten dieser Männer erinnert, denen sie in der Literatur vollendeten Ausdruck gegeben haben. Wenn man durch Deutschland reist, so wird man bemerken, daß in solchen Städten, die durch irgend welche Verhältnisse Mittelpunkte einer Landschaft geworden sind, auch eine bestimmte landschaftlich beschränkte Literatur mit Vorliebe zuerst genossen wird, ehe man, gleichsam um nicht zurückzubleiben, zu dem greift, das etwa augenblicklich in Berlin von sich reden macht. Es mag sich freilich leicht ereignen, daß ein großer Theil solcher Literatur innerhalb der beschränkten Landschaft geboren und begraben wird: sobald aber die Begabungen einigermaßen hervorragen, ist die Möglichkeit einer Rückwirkung auf den Gang der allgemeinen Literatur gesichert. Gerade jetzt, wo dem Heimatsgefühl endlich eine sichere Grundlage gegeben ist, wo jeder Sohn deutscher Erde sich zugleich ohne Haß als Eingeborner seines Stammes und als Großdeutscher fühlen kann, können sich, gewiß zum Segen, Sonderentwickelungen fortwährend in die allgemeine auflösen und derselben unausgesetzt neue Nahrung zuführen, sie bereichern und verbürten, daß sie irgend einmal verarme und absterbe.

Man kann nunmehr erwarten, daß die Hauptstadt des Reiches, die auch die geistige Führung der Nation in die Hand genommen hat, durch diese unausgesetzte Erneuerung und Verjüngung aus den Landschaften verhindert werde, der Literatur ein uniformes weltstädtisches Gepräge aufzudrücken, welches das nationale ertödten würde. So sehr uns in früheren Zeiten der Mangel eines literarischen Centrums hinderlich gewesen ist, so sehr müssen wir doch jetzt, wo es uns durch Politik und Kriege geschaffen ist, auf der Hut sein, daß es eine selbständige, unumschränkte Großmacht wird, deren Bedingungen nur in ihr selbst ruhen. Freilich kann dies bei dem bekannten partikularistischen Zug in unserem Charakter, der auch jetzt zuweilen noch wunderliche Früchte zeitigt, niemals den gleichen Verlauf nehmen wie etwa in Frankreich. Und in diesem Sinne ist es ein literaturgeschichtliches Ereigniß, wenn ein Mann, wie Ernst Wichert, mit stark ausgeprägter landschaftlicher Eigenart seinen Wohnsitz nach Berlin verlegt; er hat hier nicht nur etwas zu empfangen, sondern auch etwas mitzubringen. In derselben Hinsicht würde es auch z. B. von größerer Bedeutung sein, wenn ein dramatisches Talent sich irgend einem Winkel Deutschlands nach Berlin verschlagen würde und brächte seine technische Ausbildung schon mit sich, als wenn eins hier erstände und durch die Cultur der Hauptstadt ausschließlich gebildet auf den Schauplatz träte.

Denn das ist doch wohl richtig, daß diese Cultur, wenn sie auf eine Reihe von Leuten in der Zeit ihrer Entwickelung einwirkt, diese auch mehr oder minder gleichförmig gebildet aus ihrer Schule entlassen wird. So erklärt sich zum Theil die Erscheinung in der Literatur, die man wohl schon öfter „Berliner Schule" genannt hat. Hier ist gewiß vieles von außen angeflogen und nicht organisch und wird bei eintretender Reife für jeden ein anderes Resultat ergeben. Dieselbe Erscheinung konnte schon bei dem sogenannten „jungen Deutschland" beobachtet werden, wo eine bestimmte geistige Strömung eine Reihe ungefähr gleichaltriger Talente ergriff, die später jeder einen anderen Weg gingen. Entwickelungskrankheit wäre ein böses Wort hierfür, vielleicht aber die richtige Bezeichnung.

In der Hauptstadt fließen die verschiedenartigsten Culturströmungen zusammen. Die Bildungselemente liegen, kann man sagen, auf der Straße. Wer täglich an den Akademien, an den Theatern vorübergeht, wer an den Schaufenstern stehen bleibt, wer das Gewühl beobachtet und sich etwa über die Fortschritte des Verkehrswesens Gedanken macht, den muß ja in einer Weltstadt wenigstens irgend etwas von Bildung anfliegen, er mag wollen oder nicht. Und so geht es von Stufe zu Stufe aufwärts, je höher der Mensch, desto weiter der Kreis der Bildung, den er umspannt. Freilich, und dies ist ein schon oft hervorgehobener Schaden, diese Bildung ist doch zum größten Theile eine angeflogene. Es ist vielfach ein bei Tausenden vor Menschen gleichmäßig nebeneinanderliegendes Wissen von Thatsachen, durch das öffentliche Leben und die Zeitung allen gemeinsam vermittelt, Tag für Tag verändert, darum eben ohne tiefere Spur. Bis auf den Grund der Seele, wo etwa das Causalitätsbedürfniß zu suchen ist, dringt es gewiß nur zum kleinsten Theil, geschweige daß die Urtheilskräfte dadurch besonders in Anspruch genommen würden, denn

Digitized by Google

auch das Urtheil fliegt als ein fertiges Ding den Menschen an aus seiner Zeitung, „die für ihn dichtet und denkt".

Diese Erwägungen verbieten, das Publikum der Hauptstadt zu überschätzen. Auch hier ist Geistesaristokratie eben Aristokratie, und die edelsten Geistesgüter werden niemals in dem Maße innerstes Gesammteigenthum, als man ihnen wünschen möchte. „Bildungspöbel" ist ein hartes Wort, aber ich glaube, es ist in Berlin aufgekommen.

Hier wäre ein Feld für Satire und Lustspiel. Diese geistigen Schwächen neben den nicht minder vorhandenen sittlichen Schäden, auf dem Boden weltstädtischer Gesellschaft erwachsen, könnten ein Drama als wirksames Bekämpfungsmittel aus sich selbst erzeugen, wenn — eben dem Pöbel zu liebe — auf unserer Bühne nicht statt des Lebens die literarische und die Bühnentradition herrschte. Wo nicht, nach einem unnatürlichen Zuge der Zeit, der darzustellende Vorgang zur Posse verzerrt ist, erdrücken wir auf der Bühne noch immer, für den Wissenden in durchsichtiger Hülle, dieselben Figuren, die schon zu Athen und zu Rom verlacht wurden. Und dies wird sich steigern, je mehr die Schauspieler selbst die Dramatiker werden. Diese kennen nur Rollen, nicht Charaktere, nur die Bühne, nicht das Leben. Es ist vielleicht nicht zu paradox, wenn wir uns einen reformirenden Dramatiker denken, der in der besten Zeit seiner Entwickelung vom Bühnenhandwerk eben nur die unerläßlichsten Begriffe hat, wie sie jeder gebildete Mensch im Theater sich bald abliest. Ist der Kern des Stückes dramatisch erfaßt, so wird ein vernünftiger Regisseur schon das Seine thun. Wir haben Buchdramen, Bühnenstücke, aber noch immer kein Drama.

Die erdrückende Fülle verschiedenartigster in der Hauptstadt zusammenfließender Culturströmungen hat uns neben dem reichen Segen mannigfaltigsten neuen Bildungsstoffes den Unsegen der Unsicherheit in literarischen Dingen gebracht. Die Fülle verwirrt, man weiß nicht zu wählen, man experimentirt. Man bringt nichts Eigenartiges hervor, sondern ahmt bald dies, bald jenes nach. Was macht nicht alles neben- und nacheinander in Berlin Schule! Oder, um die Sache beim rechten Namen zu nennen: wird Mode! In diesem Worte liegt die größte Gefahr angedeutet, die der Literatur aus einem herrschenden Centrum erwachsen kann.

Der Grund für diese Erscheinung liegt vielleicht in dem Mangel an Bildung, von dem ein großer Theil der Producirenden nicht freizusprechen werden kann. Wer sonst sich in Ehren durch die Welt bringen will, muß seine Sache von Grund aus verstehen und einige andere dazu. Die grünen Literaten aber haben in der Regel nicht viel gelernt, am wenigsten ihr Handwerk. Zu diesem Handwerk gehört nicht nur, daß man das Leben kennt und es darzustellen weiß, sondern auch eine genügende literarische Anschauung, zur Zucht des Geistes, Ausbildung des Formsinnes, und hernach zur Selbstaufsicht. Man muß doch in erster Linie literarisch gebildet sein, wenn man literarisch auftreten will. Tritt Jemand unfertig unter den Bann einer literarischen Strömung, so kann bei der eingerissenen überhaftigen Production nur wüste Ungeheuerlichkeit entstehen; je mehr Talent dabei sich ausspricht, um so bedauerlicher. Hier wird noch manch' Einer zu Grunde gehen, um den es Schade ist.

Verwichsung der dichterischen Eigenart glauben wir in dem großen realistischen Getriebe wahrzunehmen. Die Schule scheint mehr doctrinär als productiv — was schon bei den Romantikern beobachtet werden konnte. Aus diesem lehrhaften Zuge, der in Deutschland stets sehr bald in Pedanterie umschlägt, kann man sich vielleicht auch die absichtliche Vernachlässigung der Forderungen des Stils und der Composition, der inneren Form, erklären. Während im gewöhnlichen Leben jeder, der etwas zu erzählen hat, unbewußt oder bewußt mit künstlerischen Mitteln auf Spannung und Auflösung hinarbeitet, stellen sich sogar gebildete Dichter der neuen Schule solchen Bemühungen feindlich gegenüber. Man giebt nicht mehr Novellen, sondern Materialien zu Novellen, eben weil man sich mit treuer Erfassung und Wiedergabe der Vorgänge begnügt und die Kunst als solche dabei auf sich beruhen läßt. Auch Romane, d. h. kunstgemäß aufgebaute Werke, welche bei bedeutendem Inhalte auch das jedem gebildeten Menschen innewohnende Verlangen nach gesetzmäßiger Anordnung der Theile befriedigen, werden immer seltener: was unter der Marke „Roman" ausgegeben wird, ist meist ausgedehnte Novelle oder gar nur in die Breite gezogene Erzählung, oft sogar nur eine ungeordnete Sammlung von Abfällen und Ausfällen.

Die Novelle steht in Blüthe. Vielleicht, da man in neuerer Zeit, auf Anregung von Frankreich hin, die Poesie anfängt nicht nur eine Wissenschaft zu nennen, sondern sie auch als eine solche zu handhaben, kann der novellistische Zug der Epoche in Verbindung gebracht werden mit dem durch die gegenwärtige Wissenschaft gehenden Zuge zur Einzelforschung. Es kann nicht in Abrede gestellt werden, daß wir damit in die Epoche der kleineren Geister eingetreten sind. Dieser Hang in's Specielle, in's Einzelproblem läuft den Tendenzen unserer klassischen Zeit geradezu zuwider. Aber es hilft vielleicht einem späteren Genie die Arbeit erleichtern, indem er in beschränkten Kreisen eine sichere Ausbildung ermöglicht. Eine nie fehlgreifende Technik, mag sie auch in Routine ausarten, ist immer mehr werth als die ungeordnete Kraft, die mit all' ihrem Reichthum nichts anzufangen weiß.

Seit Goethe's Tode hat das deutsche Leben so tiefgreifende Veränderungen erfahren, daß der neue Inhalt vielfach in die alten Formen nicht mehr passen will. Und sicher wirkt das umgebende Leben auf die Formen der Phantasie. Zugleich aber werden die Dichter in ihrem Schaffen durch die feststehenden literarischen Typen beeinflußt. Diese Typen stellen das allgemein Menschliche in einer zeitlich begrenzten Erscheinung dar. Werden die Zeiten andere, so werden auch die Typen eine Umgestaltung erfahren. Man findet in modernen Romanen öfter noch den Typus der „problematischen Natur", d. h. eines Menschen, der mit titanenhaftem Wollen ein kaum nennenswerthes Vollbringen vereinigt, der nach gewaltigem Anlauf einen lächerlichen kleinen Sprung thut, in keiner Lage Genüge findet und schließlich mit dem ungeheuren Wollen in der Brust recht eigentlich an sich selbst zu Grunde geht. Dieser Typus, ein Erbe der romantischen Epoche, zuerst den romantischen Künstler bezeichnend, konnte sich in einer Zeit entwickeln, die bei jämmerlichem oder nichtswürdigem äußeren Geschehen das selbstherrliche Gemüth des Individuums einseitig betonte und es der umgebenden Welt feindlich gegenüberstellte, das Ich dem Nicht-Ich. In unserer Zeit ist die „problematische Natur" nicht mehr tragisch, weil man sie verachtet; denn wer heutzutage nicht das Seinige thut, wird bei Seite geschoben und geht zu Grunde. Weltschmerz ist in unseren Tagen ein Anachronismus: Ungeheueres soll geschafft werden, und jeder Mensch hat wieder seinen Zweck auf der Welt. Die Culturarbeit, die den Händen der schönen Geister entglitten war, hat für uns der Staat in die Hand genommen: und das muß auf die Poesie zurückwirken. Der Typus der Romanhelden wird sicher eine bedeutende Umgestaltung erfahren; schon sind in der Dichtung die literarischen Charaktere durch die politischen abgelöst. Ob indessen der Romancharakter der Zukunft der Officier oder der socialdemokratische Agecordnete sein wird, diese Frage sei hier nur scherzhalber aufgeworfen. Denn Tendenzpoesie haben wir hier nicht im Auge. Es sei nur daran erinnert, daß die Linie von Wilhelm Meister zu Anton Wohlfahrt in derselben Richtung geht wie die Entwickelung des deutschen Volkes; und man erlaube den Satz, daß ein überragendes Genie seiner Zeit diese Linie weiter führen wird über Sedan und die neue Culturarbeit seit 1870. Der Typus wird vielleicht, was er auf allgemein menschlicher Seite verliert, nach der Richtung des specifisch deutschen Elementes hin gewinnen. Es muß sich einmal das nach allen Seiten mächtig, weil mit gutem Grunde erstarkte deutsche Selbstbewußtsein als Typus in der Poesie niederschlagen. Das Wann kann Niemand wissen.

Vielleicht bleibt auch die öffentliche Rede des Parlamentes nicht ohne Rückwirkung auf den deutschen Stil. Sie kann ihn beleben, vermannigfachen und charakteristisch färben. Sie kann bewirken, daß er an kunstvoller Abgemessenheit ver-

Digitized by Google

liert, an lebendiger Ursprünglichkeit gewinnt. Sie kann die Melodie des Satzes unmerklich verändern, ebenso wie den Rhythmus. Bei der ungemeinen Mannigfaltigkeit syntaktischer Möglichkeiten für den Ausdruck einer Gedankenreihe, wie sie die deutsche Sprache dem, der sie beherrscht, mühelos an die Hand gibt, ist eine reiche Entwickelung stilistischer Individuen ermöglicht, und die Gefahr scheint ausgeschlossen, daß die deutsche Sprache allgemein rhetorisch ausarten werde, wie etwa die französische. Wir stehen jetzt erst am Anfang der gebildeten und charakteristischen öffentlichen deutschen Rede und können eine reiche Entwickelung erwarten. Hoffentlich streifen wir auf geistigem Gebiete auch bald den uns von der Epoche der Theorien her noch so zäh anhaftenden pedantischen Zug ab, den wir auf praktischem Gebiete schon los geworden sind; dann bricht vielleicht die Blüthe der neuen Dichtung auf. Wir konnten bisher nur das Zucken der Knospe betrachten, gewinnen daraus aber freudige Zuversicht.

Eine neue Systemdichtung.

Von Max Schneidewin.

Das Buch von Karl Mühlenhardt (Jena, Dabis) mit dem wenig significanten Titel „Zwanzig philosophische Lehrsätze" zog doch meine besondere Aufmerksamkeit auf sich durch die Ueberschrift des Schlußcapitels, welche lautet: „Ueber das Institut der Heilande und Jesum von Nazareth als der Ecke Heiland." Ist man es von gläubiger Seite her gewöhnt, stillschweigend oder mit schlechten Begründungen die Erde als die Welt, die Menschheit als die einzige vernünftige Bevölkerung im Weltall behandelt zu sehen oder andererseits die Wahrscheinlichkeit noch anderer vernünftiger Bewohner der ungezählten Weltkörper eingeräumt zu bekommen, daneben aber eine angeblich Gleichgültigkeit hiefür in der That das christliche Dogma geradezu in's Herz stoßenden Punktes behauptet zu finden, so zeigt diese Ueberschrift offenbar eine ebenso sachlich begründete, wie im Verhältniß zu dem Herkömmlichen paradoxe Einordnung der Erde als eines Specialfalles unter eine kosmische Allgemeinheit und damit einen seltenen großen und freien Blick des Verfassers, der mich dazu bewog, das ziemlich umfangreiche Buch einer näheren Kenntnißnahme zu unterwerfen.

Für eine durchgreifende geistige Freiheit des Verfassers sprach zunächst nicht gerade das vielfach von Theologen mannigfachster Färbung in Anspruch genommene Bibelwort Joh. 8, 32 als Titelmotto und die Widmung an „alle die Wahrheit aufrichtig Suchenden", welche doch so etwas von dem an sich hat, was Hegel „Narrenthum auf eigene Faust" nannte, sofern sie stillschweigend eine gewisse Grenze zwischen dem hier Dargebotenen und der normalen menschlichen Wissenschaft zieht. Auch sonst zeigt das Buch eine gewisse theologische Befangenheit: heilige Schrift und Kirchenlehre werden wohl als maßgebend für die Resultate der Untersuchung behandelt (S. 186. 217. 377), Philosophie und Christenthum als inhaltlich identisch angenommen (S. 409), die höchste religiöse Einsicht gegenwärtiger Denker als ein schwaches Bemühen im Verhältniß zu der eines Paulus hingestellt (S. 422, vgl. 396), die Uebereinstimmung zwischen selbständig gefundenen Philosophemen mit dem Musterium der Dreieinigkeit etwa in Hegel'scher Weise herausstellen gesucht (S. 263). Indessen zeigt der Verfasser doch auch wieder eine bemerkenswerthe Unabhängigkeit gegen die Anschauungen der christlichen Volksmetaphysik: so erscheint ihm der Eingang aus dem irdischen Leben zur Vollkommenheit durch den bloßen Tod bei den noch eben bestehenden Mängeln des irdischen Lebens eine Unmöglichkeit (S. 236), so hat er in Beziehung auf Gebet (S. 188), auf kirchliche Trauung im Verhältniß zum Wesen der Ehe (S. 301), auf Erbsünde (S. 322, Anm.), auf ewige Höllenstrafen durchaus heterodoxe Ansichten. In Summa allerdings scheint der Verfasser trotz mannigfacher Berührungen mit philosophischen Systemen und trotzdem er die Theologen sich gegenüberstellt, wesentlich durch eine theologische Bildung hindurchgegangen zu sein. Die orthographische Abhandlerlichkeit, daß er die Personalpronomina, wo sie sich auf Personen (nicht Sachen) beziehen, groß schreibt (sogar einmal „Er" von Gott), die überwiegende Bezeichnung Gottes als des Herrn, welche durchaus nach Offenbarungsgläubigkeit und nicht nach Vernunftbetrachtung klingt, ein gewisser Predigtton, welcher (namentlich in vielfachen, ganz befremdlichen Fragen mit „wohl") an das Gemüth des Lesers appellirt, endlich ein starker Dogmatismus, welcher ein bloßes, vom Standpunkte vernünftigen menschlichen Ermessens bestehendes κόλογον als etwas ganz Unzweifelhaftes verkündet, — das sind störende Momente für die Lectüre eines Buches, welches doch als ein philosophisches auftritt und somit den Anspruch auf männliche Strafftheit des Denkens erweckt.

Nichtsdestoweniger möchte ich dem Verfasser das Zeugniß eines freien und weiten Blickes, ja auch originellen philosophischen Tiefsinnes nicht versagen und möchte seinem Buche den Charakter eines werthvollen Fermentes für die Durcharbeitung gerade der tiefsten und wichtigsten philosophischen Probleme zusprechen.

Zunächst ist er von der Erwägung der großen Frage nach dem Zwecke der Schöpfung ganz durchdrungen. Die Welt ist nach ihm angelegt auf die in einem unvermeidlichen langen Entwickelungsgange herauszubildende, möglichst große Zahl vollkommener und seliger Geister, welche die göttliche Schöpfungsthätigkeit durch ihre subjective Aufnahme in ihre Erkenntniß erst vollenden und als den Kosmos von unerschöpflicher Schöne widerspiegeln (siehe z. B. S. 190. 258. 330). Wie das Willensleben solcher Geister freilich eine ungetrübte und unvergängliche Seligkeit zulassen soll, darüber hat sich der Verfasser nicht genügend mit Schopenhauer's und E. v. Hartmann's (siehe besonders auch „Philosophische Fragen der Gegenwart" S. 81 f.) Ableitung einer stets überwiegenden Unlust aus der Natur des sich bejahenden Willens auseinandergesetzt. Der Erfahrung zuwider besitzt ihm nicht der Wille den Primat im Selbstbewußtsein, sondern die sinnliche Erkenntniß durch das Organ der Augen (z. B. S. 113. 120), und in dem, was primäre Thätigkeit eines Wesens ist, muß nach ihm der Zweck der Existenz desselben liegen... Die „selige Anschauung Gottes" der Theosophen, ja auch des Katechismus, als das Endziel der geschaffenen Geister, wird nach ihm nie, auch nicht im Zustande der Vollendung, über das Erfassen Gottes in seiner Schöpfungsthätigkeit hinausdringen zu einem Erfassen der Substanz des göttlichen Ich's selber... Schon jetzt hat sich der Zustand der Menschheit auf Erden soweit emporgerungen, daß sich die Vollendung der grundlegenden Thätigkeit Gottes im menschlichen Erkennen, ohne welches dieselbe halb und eines Complementes bedürftig sein würde, zu einem ausreichenden und hohen Lebenszwecke gestaltet (S. 171). In allen diesen Betrachtungen des Verfassers scheint mir ein löblicher Aufschwung des Gedankens, aber ein Resultat von einseitigem Intellectualismus vorzuliegen, von der Frage nach der Möglichkeit einer abschließenden Verwirklichung jenes Weltzweckes hier noch abgesehen.

Hat der Verfasser nun so die Frage nach dem Weltzwecke fortwährend im Auge, so vertieft er sich andererseits in die Frage, weshalb denn der Weltzweck nicht schon längst erreicht ist, sondern statt dessen in jedem Augenblicke eine endlose Menge von Zuständen besteht, die, an jenem Endzweck bemessen, als unvollkommen erscheinen müssen. Es ist merkwürdig, daß hier der Verfasser auf den Gedanken einer ursprünglichen Sündhaftigkeit im Schöpfer verfällt, der zu Folge auch dieser erst Aeonen hindurch in natürlichem Egoismus befangen gewesen ist (S. 403 f.), deren Gegenbild das ursprüngliche Chaos ist (S. 405) und deren Residuum in den kosmischen Staubmassen zu erblicken wäre (ebendaselbst). Seit Jacob Böhme ist die Philosophie noch nicht energischer auf das Problem vom Ursprunge des Uebels verfallen, als in Schopenhauer, E. v. Hartmann und nun auch K. Mühlenhardt.*) Wie die Bekämpfung

*) Bei der Zusammenstellung dieser Denker wird nur Rücksicht auf Lehrmeinungen genommen und von der beiden ersteren außerordentlichen schriftstellerischen Verschiedenheit hier abgesehen.

Digitized by Google

des Uebels auf der Oberfläche des Daseins (und die Verbesserung der Lebensbedingungen durch die Daqwischenkunft menschlicher Thätigkeit) der eigentlichste Charakter unseres rastlos ringenden Jahrhunderts ist, so erscheint denn auch eine verfeinerte Empfindung für das Uebel in seiner ungeheueren Ausdehnung und Tiefe und das Bedürfniß, dessen Existenz aus den Weltprincipien zu begreifen, als die eigentlichste Triebkraft der philosophischen Theorie jener drei Denker. Und gemeinschaftlich ist es diesen also, bis in die Dualität des Weltgrundes die Wurzeln des Uebels zu versenken, mit anderen Worten, den allweisen und allgütigen und zugleich allmächtigen Schöpfer zu verlassen, um endlich einmal den Thatbestand der Erfahrung mit den Principien zu reimen. Bei dieser Gleichartigkeit der Grundhypothese gehen doch Schopenhauer und Hartmann einerseits und Mühlenhardt andererseits den umgekehrten Weg. Nach Schopenhauer muß die blinde Bejahung des blinden Willens in ihrem Resultate nothwendig vom Uebel sein. Hartmann hat auf der anderen Seite für die Vernunft in der Welt so viel Sinn und Blick, daß er das von ihm gleichfalls mit aller Energie bekannte Dogma, daß keine Welt besser sei als diese (und jede mögliche) Welt, durch das andere Dogma von der Weltmöglichkeit der Welt ergänzt und als die Erklärung jener beiden Wahrheiten den Gedanken aufstellt, daß die Vernunft im Absoluten sich erst nach (aber auch unmittelbar nach) der dem bloßen blinden Willen im Absoluten zufallenden Selbstbejahung zu bethätigen angefangen habe, und bis zur Rückgängigmachung des Urübels, des Hinaustretens des Willens aus der Potenz in den Actus, sich allmählich durchdringend zu bethätigen nicht aufhöre. Die Schopenhauer'sche Anwendung des Begriffes der Sünde auf die Initiative des Willens weist er freilich, als eine fälschliche Uebertragung aus der Sphäre der individuellen Existenz auf das Absolute zurück (Phänomenol. d. s. W., S. 188). Beide aber finden das Urübel in dem Verlassen eines vorweltlichen besseren, tadellosen Zustandes, der in sich beschlossenen Ruhe des Absoluten in seiner Einheit (Parerga II, S. 149), zu Gunsten seiner Dialoge in der Welt. Gerade umgekehrt stellt sich Mühlenhardt. Da ihm die Materie so unentstanden und ewig wie Gott ist, so ist ihm der chaotische Zustand der Materie vor der Schöpfung ein Bild und Symptom der Verödung und Unbefriedigung des noch in sich selbst befangenen Absoluten vor dem „Es werde Licht". Mit der Initiative zur Weltsetzung beginnt bei ihm dann die Anbahnung eines positiven weltjenseitigen Zieles von sehr langsamer Entwickelung, aber einst ewiger Dauer. Die Differenz unter den Denkern hängt rein speculativ davon ab, ob „das Chaos" schon mit zur Bejahung des aus der Potentialität heraustretenden Willens oder zum vorzeitlichen Wesen des Absoluten gerechnet wird, physikalisch aber davon, ob die Gemüthsanlage (wie das bei Schopenhauer zu verneinen, bei Mühlenhardt zu bejahen ist) an einem Zustande der Individuation Gefallen und Befriedigung findet, und ob (wie das bei Hartmann zu verneinen, bei Mühlenhardt wieder zu bejahen ist) die Herstellung und die dauernde Erhaltung eines glückseligen Zustandes individueller Wesen möglich erscheint. Der Einspruch der Wirklichkeit gegen die beiden Antipoden Hartmann und Mühlenhardt scheint mir darin zu bestehen, daß unendlich viel mehr vielerlei geschieht, als es zur Realisirung sowohl des Hartmann'schen negativen, wie des Mühlenhardt'schen positiven Endzwecks nöthig sein würde, daß insbesondere die menschlichen Thätigkeiten ja ganz andere mannigfache, concrete Zwecke verfolgen, als die Hartmann'sche Bewußtseinssteigerung und die Mühlenhardt'sche „anschauende Ergänzung der Schöpfungsthätigkeit Gottes".

Wenn in der letzten Zeit schon mehrfach Symptome hervorgetreten waren, insbesondere E. v. Hartmann's großartige Teleologie, daß eine Rückkehr von der rein mechanistischen Anschauung der modernen Naturwissenschaft sich einleitete zu der Anerkennung von Zweckursachen, welche ihrerseits den Eintritt wirkender Ursachen ideell bestimmten, so ist auch Mühlenhardt's Buch ein weiteres Symptom für diesen Umschwung. Denn teleologisch sucht er die Grundzüge der Welteinrichtung abzuleiten aus dem letzten Zweck, dem diese dienen soll: zunächst die Nothwendigkeit von Werden und Entwickelung daraus, daß das Seiende noch nicht ist wie es sein soll (S. 218 f. 401); sodann die Nothwendigkeit von Organismen (S. 225), des Beginnes der Individuation von den denkbar niedrigsten Stufen aus (S. 229), des Kampfes um's Dasein (S. 245); aber noch weiter rückwärts die Nothwendigkeit einer Kosmogonie aus einer um ihre Achse rotirenden Gasmasse von sphäroidischer Gestalt und sehr hoher Temperatur (S. 253 ff.), der späteren Entstehung des Wassers (S. 344), der nach spärteren eines Pflanzenreiches auf den Weltkörpern (S. 79). Dies Alles ist nicht nur geworden, weil rückwärts die darauf hinführenden Bedingungen so lagen, sondern weil ein in äußerster Ferne liegendes Ziel dazu zog, sonst würde die Constellation der Bedingungen eine zufällige, unbegreifliche sein. Gewiß ist nirgends der Speculation eine größere Vorsicht geboten, als in der Aufstellung von Zweckursachen, und nie ist dann auf der anderen Seite die restlose Erklärung der Erscheinungen aus den wirkenden Ursachen außer Acht zu lassen, aber für die Anlegung eines teleologischen Maßstabes überhaupt an die Welt bleibt immer absolut überzeugend das uralte griechische Argument, daß aus der beliebigen Durcheinanderschüttelung der Buchstaben nie eine Komödie oder Tragödie hervorgehen wird, daß soviel Sinn und Ordnung, wie unzweifelhaft in der Welt sichtbar wird, undenkbar ist ohne ein ursprüngliches Princip voll Sinn und Ordnung.

Der Verfasser macht freilich dem Kritiker ein Lob seiner Teleologie sehr schwer dadurch, daß er als philosophische Lehrsätze über den Endzustand, dessen Idee eben rückwärts den Charakter der Schöpfung regeln soll, Gedanken darbietet, welche nicht anders als Phantasmen zu nennen sind. Der Verfasser rechnet aus (S. 398), daß auf Erden für 450 Milliarden seliger Geister Raum sein wird, er folgert aus seinen Principien, daß diese sich einen androgynen Körper gebildet haben werden (S. 579), daß wir keiner Kleidung und Wohnung mehr benöthigt sind, sondern nackt einherwandeln werden, wie die Antiken in unseren Kunstbildern (S. 385 Anm.), und bei diesem „Einherwandeln" soll doch das vollendete Leben unzeitlich sein (S. 401), weil die Zeit nur die Form der Entwickelung, nicht der Vollendung sei. Von gleicher Phantastik ist auch das eventuelle Wandern der Geister von einem Weltkörper zum anderen (S. 382), ganz besonders aber (S. 241) die „gleich nach dem Tode" eintretende Erneuerung des Wesens im Sinne seines geheimsten wahrhaftigsten Willens und das Schwabrängen der also modificirten Seelen zum Wiedereintritt in die organisirte Existenz durch Beseelung einer ihnen nunmehr angemessenen, durch die Zeugung mit dem weiblichen Ei in Verbindung tretenden Spermapartikel (S. 288). Dieses Schwärmen steht ungefähr auf derselben Stufe, wie das Schwärmen der Seelen im Hades zu der Oberwelt und dem Blute der geschlachteten Opferthiere in der Odyssee. Und daneben soll (S. 394) für diese Wartezeit, für Jahrtausende der Zwischenzeit bis zu einer neuen Incorporation der Seele, ein tiefer, vollkommen traumloser Schlaf für dieselbe bestehen! Der Kern freilich auch von solchen Phantasmen bleibt immerhin eine Lehre, zu welcher der Menschengeist in mannigfachen Zeiten und Zonen ein starkes Hingezogenwerden empfunden hat, die Lehre von der Seelenwanderung (oder, wie Mühlenhardt mit unleugbarer Verbesserung, S. 235, sagt: Seelenwandelung).

Doch nun zum Eingange zurückkehrend, muß ich dem von den meisten Lesern vielleicht vorwiegend als wunderlich empfundenen Buche in der That, in Bestätigung meines ersten Eindrucks, ein großes Verdienst nachrühmen, nämlich, daß es die an der Construction philosophischer Systeme rühmliche Ausnahme macht, das astronomische Weltbild als Object der Untersuchung zu Grunde zu legen und nie aus den Augen zu verlieren. Es ist geradezu unbegreiflich, wie wenig die nachcopernicanischen Philosophen auf die ungeheuere Umwandelung Rücksicht nehmen, welche durch die Entthronung der Erde und die Ausschließung des unermeßlichen Weltalls das „Weltbild", d. h. der erste große Gesammteindruck der Erfahrung, welcher der Ausgangspunkt der Philosophie sein muß, davon-

Digitized by Google

getragen hat. Selbst Kant, der Begründer einer großartigen physikalischen Kosmogonie, zeigt sich im Allgemeinen durchaus nicht von diesem Weltbilde, von der kosmischen Wahrheit, inhaltlich deren die Erde ein Planet unter den (nunmehr wenigstens) Hunderten von Planeten einer Sonne unter Millionen von Sonnen und nicht etwas ganz einziges im Weltall ist, durchdrungen und hat in dieser Beziehung nur das Verdienst, gleichwie Schiller in dem bekannten Epigramme „Schwabat mir nicht so viel von Rebellflecken und Monnen" dem ungelehrten Extrem, der Mißachtung des Menschlichen um der Winzigkeit des menschlichen Wohnortes willen, kräftig entgegengetreten zu sein, mit der Betonung der inneren „Unendlichkeit" der Persönlichkeit gegenüber der äußeren der Welt von Sonnensystemen über Sonnensystemen (Kritik der praktischen Vernunft S. 289). Schopenhauer ist so geocentrisch in seinem Philosophiren, daß er die kosmische Wahrheit nur gelegentlich stilistisch verwerthet, wie am Schlusse des ersten und am Anfange des zweiten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung", ohne ihr sachlich irgend welchen Einfluß auf sein Denken einzuräumen, und daß er Kant mit Unrecht verspottet (die beiden Grundprobleme der Ethik, S. 132), er möchte wohl an die lieben Engelein gedacht haben, wenn er an das Prinzip der Moral die Anforderung stellt, daß es für alle vernünftigen Wesen passend sein müßte: während Kant hier wenigstens einmal stillschweigend an die Bewohner anderer Welttörper gedacht hatte. Hegel's Philosophie ist gleichfalls so geocentrisch, daß er das Absolute aus seinem Anschein durch sein Außerschichten hindurch in seinem Fürsichsein in der menschlichen Kunst, Religion und Philosophie zu einem absoluten Abschlusse gelangt sein läßt; und wenn er auch die bloße äußere Unendlichkeit mit Recht eine „schlechte" Unendlichkeit nennt, so mußte er sich doch sagen, daß in dieser schlechten Unendlichkeit unzählige Male die Gelegenheit zu eben solchen oder vielleicht noch ganz anderen Entwickelungen des Absoluten gesetzt sei. C. v. Hartmann macht sich zwar selber in seinem hochoriginellen Werke „Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descendenztheorie" (S. 62) den Vorwurf des Geocentrismus seines Systemes, hat sich aber in allen späteren großartigen Beigaben zu seinem Systeme doch nicht über den Geocentrismus erhoben, sondern macht das Schicksal des Absoluten von der Entwickelung des Bewußtseins auf der Erde abhängig; die schwache problematische Rücksichtnahme auf andere kosmische Schauplätze des geistigen Lebens, welche er ebendaselbst S. 295 nimmt, muß im Verhältniß zum Thatbestande und der Wichtigkeit der Sache ganz ungenügend erscheinen. Es sei genug der Beispiele; im Grunde sind sie so alle.

¶ Der gestirnte Himmel überkommt mich jedesmal mit absoluter Ueberwältigung als ein tausendfacher unwiderleglicher Zeuge gegen alle philosophischen Systeme; nur mit einem Gefühle von Pein kann ich ihrer unter dem nächtlichen Sternenhimmel gedenken, wenn mir so viel bewundernswürdiger Aufwand an Geist entgegentritt, der doch eine Hauptsache vergißt, das Verhältniß der Erde und der Menschheit zu den Tausenden von Körpern da oben und ihren Bewohnern in ein vernünftiges Licht zu stellen. Es gibt subjective Gewißheitsgefühle von solcher Macht, daß es unmöglich ist, mit Gegengründen dagegen aufzukommen oder durch noch so großartige anderweitige Aufstellungen die Aufmerksamkeit von ihnen abzulenken. Eine solche Gewißheit ist es für mich Angesichts des Sternenhimmels und der rein astronomischen Entdeckungen über denselben stets gewesen, daß die Bewohntheit der Erde mit vernünftigen Geschöpfen nur ein Specialfall von unzähligen ähnlichen im Weltall ist. Das dieser Gewißheit zu Grunde liegende Gefühl habe ich nirgends besser in die Gestalt eines klaren und deutlichen Argumentes gebracht gesehen, als in dem Raisonnement Bentley's, welches Mühlenhardt (S. 359) folgendermaßen anführt: „Um ihrer selbst willen können die Millionen Sterne nicht geschaffen sein, denn der Stoff an sich hat kein Leben, keine Empfindung und ist sich seiner Existenz nicht bewußt. Mithin werden sie für vernünftige Wesen auf ihnen selbst oder auf sie umkreisenden Planeten geschaffen sein." Bentley, der große Kritiker der „diplomatischen" Ueberlieferung menschlicher Schriften, hat übrigens den Beweis gegeben, daß man so denken und dabei doch die eben so nahe liegende wie unsinnige Versuchung überwinden kann, die irdische Existenz um ihrer Kleinlichkeit willen zu verachten und sich den Nerv für die Thätigkeit in dem uns angewiesenen kleinen Wirkungskreise abzpannen zu lassen. Mühlenhardt nun ist einmal ein Philosoph, der gänzlich davon durchdrungen ist, daß die Vernunft in der Aufgabe, die sie sich auferlegt, den Sinn und Gang der Schöpfung nachzubilden, das gesammte Universum zu berücksichtigen und die Erde nur an ihrem Punkte einer allgemeinen Weltheorie einzuordnen hat. Und wenn auch das Material, welches die irdische unorganische Natur und das physische und geistige Leben auf der Erde bietet, natürlich unendlich viel reicher für uns ist, als das von den anderen Welttörpern gebotene, und wenn es auch der Ausgangspunkt und die Basis für Analogieschlüsse auf die Verhältnisse anderer Sterne sein muß, so sollte sich doch die philosophische Vernunft nicht fernerhin dagegen verschließen, daß sie sich durch Hineindenken in die Weltvernunft mindestens die erreichbare Wahrscheinlichkeit einer Ansicht über die Stellung der Welttörper in einem Gesammtplane des Universums zu erringen hat. Mühlenhardt macht jedenfalls einen rühmlichen Anfang mit der Lösung dieser Aufgabe, deren Bewußtsein, wie gesagt, ihn nie verläßt. Mit Recht polemisirt er (S. 351 ff.) gegen die gewöhnliche Ansicht — oder vielmehr gegen die gewöhnliche Anschauungsweise, der eine solche Ansicht nur ungedacht zu Grunde zu liegen pflegt — und auch gegen die ausdrücklichen Verfechter dieser Ansicht, wie Peschel und sogar Helmholz, daß es „als ein rein zufälliges Zusammentreffen gilt, wenn an irgend einer Stelle der Welt, z. B. jetzt auf unserer Erde, der Geist seine Wohnstatt aufschlagen und seine Thätigkeit entfalten kann," scil. für die Dauer der Welle im Ocean der Entwickelung, wo die natürlichen Bedingungen dazu zwischen gewaltsamen Revolutionen der Erdoberfläche und ihrer schließlichen Bereisung günstig genug sind. Mühlenhardt dagegen construirt eine vernunftgemäße Entwickelung des Geistes (mit dem oben ausgesprochenen allgemeinen Endzwecke) eben nicht nur für den Specialfall Erde, sondern überall (siehe besonders z. B. S. 360) für das Genus „Welttörper" und entzieht damit in meinen Augen die irdische Weltweisheit dem nur zu berechtigten Kopfschütteln der Astronomie. Im Einzelnen hat er etwa folgende hauptsächlichsten Aufstellungen in dieser Beziehung: Es besteht (S. 336) eine Aehnlichkeit zwischen der Erde und den übrigen Welttörpern, wie sich das aus dem gemeinsamen Ursprunge beider und aus der Einheit des Weltzweckes ergibt, die Welttörper müssen bewohnt sein, die Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt ist abhängig von dem jedesmaligen Welttörper (S. 320. 332), deren keiner dem andern völlig gleich ist (S. 328); das Tempo, in welchem die Welttörper den Zustand ihrer Bewohnbarkeit erreichen, ist äußerst verschieden (S. 279), und zwar steht es im umgekehrten Verhältnisse zu ihrer Größe (S. 351); sie alle beginnen mit dem Auftreten von Protistenseelen (S. 231), welches später aufhört, wie es denn auf der Erde (S. 333) keine Urzeugung mehr gibt, und erreichen ihr Ziel mit der Herausbildung seliger Geister, die sich endlich einen ihnen entsprechenden Organismus geschaffen haben.

In der Mitte der Zeiten steht für jeden Planeten — sein Heiland, welcher eben dann erscheint, wenn die Menschheit des betreffenden Planeten so weit fortgeschritten ist, ihr höchstes Ideal voll zu begreifen, und dessen Vorbild sie dann mächtiger auf ihrem weiteren Wege zur Vollendung zieht als jede abstracte Lehre und selbst das erste Hauptanziehungsmittel der Menschheit, das Leiden (S. 413). Es ist klar, der Verfasser steht eigentlich auf christlichem Boden (hier davon abgesehen, daß er den christlichen Erlöser der sündigen [Erden-]Menschheit durch sein Blut zu einem Vorbilde und Wegbahner der Vollendung abschwächt), konnte nun aber die Stellung der Erde im Weltall nicht mit der absolut centralen und einzigen Stellung der Menschheit im Christenthum in Einklang bringen und übertrug daher die (etwas modificirte) Stellung Christi zur irdischen Menschheit auf eine ganz entsprechend construirte

Digitized by Google

Stellung eines Heilandes zu jeder Planetenbevölkerung. Es soll damit nicht gesagt sein, daß Mühlenhardt von diesem Punkte aus zu der ganzen Durchführung seiner kosmischen Auffassungsweise gelangt sei, obgleich mir das an sich nicht unwahrscheinlich ist; jedenfalls lag in dem kosmischen Thatbestande überhaupt Grund genug vor, philosophische, auf die innere Seite der Welt im ganzen bezügliche Gedanken von der Einengung durch den Geocentrismus zu befreien. Es scheint nun freilich, als ob das eine handgreiflich willkürliche Dichtung wäre, gleichwie die Uebereinstimmung, welche der Verfasser von S. 413—436, dem Schlusse des Buches, zwischen den Eigenschaften eines Heilandes und eines Heilandlebens und den entsprechenden im Glaubenssysteme vorkommenden Momenten an der Person und dem Leben Jesu von Nazareth a priori construirt — jungfräuliche Geburt, Märtyrerthum, Auferstehung — in Wahrheit doch nur auf der geheimen Verdoppelung der Einen Seite bestehen dürfte. Aber ich muß bei meiner in einer vor 20 Jahren herausgegebenen kleinen Schrift „Die copernicanische Wahrheit und das christliche Dogma“ (Neudnitz-Leipzig, Förster) ausgeführten Ueberzeugung bleiben, daß sich keine schwierigere Instanz gegen das christliche Dogma erhebt — weder von der Seite der historischen, noch von der der philosophischen Kritik — , als das copernicanische System oder, noch genauer gesprochen, die kosmische Wahrheit. Sah sich nun Mühlenhardt durch Gründe des Kopfes und des Herzens genöthigt, bei dem Wesentlichen des christlichen Dogmas, der überzeugenden Bedeutung Christi für die Menschheit, zu verharren, so gab es wirklich keinen besseren Ausweg für ihn dazu, als den er eingeschlagen hat, denn in seiner Auffassung, aber nur in dieser, läßt sich das zwar modificirte, aber noch nicht in seinem wesentlichsten Sinne getroffene Christenthum mit der kosmischen Weltansicht wirklich vereinigen. Was soll man sonst sagen? Ich will mich unter Verweisung auf die eben citirte Schrift kurz fassen. Entweder reflectiren die Bekenner und Apologeten des christlichen Dogmas überhaupt nicht auf den kosmischen Thatbestand der Zahllosigkeit der Weltkörper oder sie suchen ihn als dem christlichen Dogma ganz unschädlich hinzustellen. Im ersteren Falle gehen sie an der großartigsten Thatsache der Welt mit geschlossenen Augen vorüber und können, mögen sie auch tief bringen was sie wollen, keine Wirkung auf diejenigen ausüben, welchen jene Thatsache überwältigend auf Kopf und Herz gefallen ist. Im zweiten Falle ziehen sie wohl aus der kosmischen Thatsache lebhafte Folgerungen auf die Größe Gottes, des Schöpfers einer solchen Welt, und glauben durch sie den Lobgesang Gottes, wie er aus den Psalmen erklingt, welche vorwiegend Gott als Herrn der Schöpfung zum Gegenstande haben, bethätigend verstärkt, sehen aber nicht ein, daß die Größe Gottes in der Natur weit davon entfernt ist, das christliche Special- und Kerndogma zu sein. Oder sie leugnen die Bewohntheit aller anderen Weltkörper, außer der Erde, mit vernünftigen, anderseits aber erlösungsbedürftigen Wesen, weil ihnen Christus eben der einmalige und einzige Erlöser des einzigen, der Erlösung bedürftigen und fähigen Elementes der Schöpfung, der irdischen Menschheit, ist. Sie sehen dann nicht ein, daß umgekehrt dem unbefangenen Urtheile, das keineswegs etwa Christo aus sittlichen Gründen zu widerstreben braucht, Golgatha die einzige Erlösungsstätte unmöglich sein kann, weil solchem unbefangenen Urtheile die Einzigkeit der Menschheit im unermeßlichen Weltall absolut nicht einzureden ist. Oder sie überlassen Gottes unendlicher Weisheit alle Sorge für die anderen Weltkörper und halten sich an das, was sie für die Erde die in sich feststehenden heilsgeschichtlichen Thatsachen nennen. Als ob auf diese nicht eben durch den kosmischen Thatbestand das ganz gefährliche Licht fiele, unter der über den Haufen geworfenen Voraussetzung der Einzigkeit der irdischen Menschheit entstanden zu sein. Wahrhaftig, ein Dr. Martin Luther lebte noch in einer ganz anderen, engen Welt, zu der sein enges Dogma paßte: der Himmel wölbte sich über der Erde als seinem Mittelpunkte, und Sonne und Sterne umkreisten gehorsam die Erde, wie zum Symbol, daß Gott selbst auf sie herniedergestiegen sei; unter solcher Voraussetzung konnte freilich gegen das christliche Dogma vernünftiger Weise keine anderweitige menschliche Weltdeutung aufkommen. Aber schon warf die aufgehende Sonne der freilich zunächst nur naturlichten copernicanischen Wahrheit ihre ersten Strahlen auf den Lebensabend Luther's. Dieser konnte keine Ahnung haben von der Festigkeit ihrer Begründung und verrieth durch seine heftige Anfeindung derselben sein höchst richtiges Gefühl dafür, wie gefährlich sie dem christlichen Dogma sein würde, falls sie begründet wäre. Seit aber jene Begründung allgemein als unumstößlich gilt, mußte man freilich zu der Behauptung seine Zuflucht nehmen, daß das copernicanische System zu dem Christenthume in gar keiner Beziehung stehe: wie nimmt sich solche Behauptung aus im Lichte jener ursprünglichen Furcht vor ihm im Falle seiner Wahrheit, so lange man noch seine Unrichtigkeit erhoffen konnte! Mühlenhardt steht diesen Dingen so kühn in's Auge, wie ich es noch von keinem Theologen je erlebt habe. Seine ganze, durch und durch kosmische Weltanschauung ist davon durchdrungen, daß die Einzigkeit der Menschheit das Gegentheil aller Wahrscheinlichkeit ist: damit muß ihm auch die Einzigkeit Christi im numerischen Sinne dahinfallen. Da ihm aber die Einzigkeit Christi im inneren, sittlichen und religiösen Sinne nach der Art gläubiger Theologen feststeht — mit welchem Recht gegen die Einwendungen wieder anderweitiger historischer und auch moralischer Kritik, darauf kommt es hier nicht an —, so thut er den einzig vernünftigen Schritt, indem er die „Institution“ des Heilandthumes auf die Menschheiten aller Weltkörper ausdehnt. Was er dadurch dem Christus des Dogmas allerdings raubt, das fügt er auf der anderen Seite der Idee eines Christus vollauf wieder hinzu, vor Allem aber schützt er ein kosmisch modificirtes Christenthum nun vor dem allerfurchtbarsten Gegner, dessen sich das geocentrische Christenthum gar nicht erwehren kann. Das Mühlenhardt'sche Christenthum läßt sich unter dem Sternenhimmel, falls es nicht etwa von ganz anderen Seiten bedroht wird, mit der größten Zuversicht glauben, und das ist eine überaus große Rettung für das Christenthum, da sich das geocentrische Christenthum unter dem Sternenhimmel mit allerbestem Willen nicht glauben läßt.

Feuilleton.

Das Krokodil.

Kleinrussische Humoreske von Salow.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Russischen.

(Schluß.)

9.

Meletina Petrowna hatte Recht gehabt, der Staatsanwalt, der Jägermeister, der Gendarmerieoffizier, der Friedensrichter und andere maßgebende Persönlichkeiten des Kreises waren im Hause des Adelsmarschalles versammelt. Sie saßen mit der Gnädigen auf einem bedeckten, blumengeschmückten Balcon neben einem Wein- und Likörtischen tragenden Tische.

In kurzen Worten erklärte Anfissa Iwanowna den Grund ihres Besuches. Die Gesellschaft ward wie mit einem Zauberschlage still und der Staatsanwalt beeilte sich, sie über die Angelegenheit Kotloplodow's zu beruhigen, indem er ihr sagte, daß Dank der Beicheinigung des Bestohlenen und Dank ihrer liebenswürdigen persönlichen Bemühung die Sache ganz gut beruhigt werden könnte. Die alte Dame wußte vor Entzücken nicht, wie sie sich bedanken sollte. War der Herr Staatsanwalt so freundlich zu ihr, so könnte er ihr, dachte sie da, wohl auch einen Rath in der Krokodilsgeschichte geben, und schnell entschlossen erzählte sie ihm alle Details des sonderbaren Vorkommnisses, die indeß besonders nur den Jägermeister zu interessiren schienen.

„Und Ihre Nichte?“ fragte er sie. „Wie geht es ihr?“

„Oh, danke.“

„Ist sie noch bei Ihnen in Gratschewka?“

„Ganz gewiß. Wo sollte sie auch hin, da ihr Mann unten in Serbien kämpft?“

Digitized by Google

„Bekommt sie oft von ihm Briefe?“

„Niemals! Begreifen Sie das?“

Abends, nachdem sie eine Tasse Thee genommen, erhob sie sich, um sich von ihren Wirthen zu verabschieden. Aber diese erklärten ihr mit so viel Liebenswürdigkeit, sie zu einer so späten Stunde nicht fort lassen zu wollen, und forderten sie so dringlich auf, die Nacht bei ihnen zu bleiben, daß sie schließlich ihren Bitten nachgab.

„Famos, daß sie sich entschlossen, hier zu schlafen,“ murmelte der Iswownik dem Staatsanwalte in's Ohr.

„Besser konnten wir es uns freilich nicht wünschen,“ gab dieser zurück.

Eine lange Weile später führten zwei Tarantasse den Iswownik, den Staatsanwalt und den Gendarmerieoffizier aus dem Hause des Adelsmarschalles.

10.

Am selben Abend beschloß der in pleno versammelte Prudoer „Naturforscherverein“ mit Stimmeneinheit, daß die geplanten Operationen gleich mit dem Abend beginnen sollten. Sämmtliche für die Jagd bestimmte Geräthe wurden noch einmal gemustert und in gutem Zustande befunden. Man hatte zwei große, fünf kleine Netze zu besichtigen, Harpunen, Hacken und riesige Schaufeln, um das Krokodil aus dem Netze herauszubekommen. Nach einer langen Debatte über die Anwendung dieser Instrumente und den Operationsplan wurde beschlossen, daß man den Fluß mittelst eines der Netze absperre, etwas oberhalb von der Stelle, wo sich die Amphibien gezeigt, und daß man mit einem zweiten den Strom von unten auf durchsuche. Nach langem Hin- und Herreden war der Kriegsplan endgültig entworfen, und ein jedes Mitglied der Gesellschaft hielt seinen Posten zuertheilt.

Znamensky, der die ganze Verhandlung geleitet, war, als Alles schließlich geordnet, zu Tode erschöpft. Ueberhaupt hatte die stürmische Debatte die Kräfte Aller sehr in Anspruch genommen, und so wurde jetzt, allgemein, um sich auszuruhen und sich Muth anzutrinken, lebhaft nach Branntwein verlangt.

Darüber ließ sich ein angehöriges Mitglied eines auswärtigen wissenschaftlichen Vereins in die Versammlung einführen, erklärte, daß er von seiner Gesellschaft abgesandt wäre, sich dem Prudoer Vereine zur Verfügung zu stellen und bat an der Jagd Theil nehmen zu dürfen. Die von diesem liebenswürdigen Schritte mit Recht sich äußerst geschmeichelt fühlende Versammlung erklärte sich gerne zu seiner Aufnahme bereit, bot ihm ein Gläschen Branntwein an und erläuterte ihm den Operationsplan. Er billigte denselben vollkommen, fand jedoch eins an ihm auszusetzen: man hätte den Garten Anfisia Iwanowna's vergessen. Und das wäre bedauerlich, wäre es doch constatirt, daß die Eingeborner hier gesehen worden. Ein Fehler, den die Versammlung mit Staunen über ihre eigene Kurzsichtigkeit zugab. Und der Fremde erklärte sich alsbald bereit, sich dort als Wache aufstellen zu wollen. Man bedankte sich bei ihm dafür und beeilte sich, ihm eine doppelläufige Flinte anzubieten, aber der schlichte Gelehrte lehnte die Waffe ab, zog aus seiner Tasche ein kleines Instrument, das er an seine Lippen setzte und zog nun ihm einen so schrillen Pfiff, daß die ganze Versammlung durchfröstelnd eine Weile völlig taub wurde. „Das wird vollkommen ausreichen,“ fügte er hinzu, „denn es steht fest, daß die Krokodile vor nichts so sehr laufen, als vor einem schrillen Pfiff.“

Herr Znamensky, der in den Büchern nichts davon gelesen, schien über diese Neuigkeit höchst erstaunt, beruhigte sich indessen bald, als der fremde Herr ihm versicherte, daß das eine ganz neue Entdeckung wäre.

Alexander Wassiliewisch Sokoloff, der vor allem Anderen ein praktischer Mann war, nahm sich vor, die Aufgabe, die ihm zugefallen, d. h. die Bewachung des den Fluß absperrenden Netzes, so gut es ging, für seine Tasche zu Nutze zu machen; die von der Gesellschaft die letzten vierzehn Tage angestellten Jagdversuche hatten ihm bewiesen, wie ungeheuer viel Fische der Fluß barg, und diese waren jetzt vor der Fastenzeit ein sehr begehrter Artikel. Er machte daher die umfassendsten Vorbereitungen, von der Jagd zu profitiren, ließ heimlich drei große Tonnen und einen Sack Salz in die Nähe des ihm zugefallenen Postens schaffen und stellte seine Frau, seinen Sohn und zwei Bäuerinnen an zum Schlachten, zum Einsalzen und zum Forstkosten der Fische.

Mit Anbruch der Nacht zog alles kampfbereit hin nach Gratschewka.

11.

Während sich dies in Prudoe zutrug, nahm Pater Gregor, an dem Fenster seines Zimmers sitzend, den Thee mit seinem Sohne ein. Der Greis blickte finster drein, er dachte an den Schritt Anfisia Iwanowna's; er fragte sich, welches Resultat derselbe haben würde, und erwartete jede Minute, den Ueberbringer der ersehnten Nachricht bei sich eintreten zu sehen.

Beim Geräusche eines vor seinem Hause haltenden Wagens beugte er sich zum Fenster hinaus.

„Wer ist es?“ fragte er Koklipodot, der sogleich hinausbeilte.

Es war der Iswownik.

Pater Gregor eilte ihm entgegen, führte ihn in den Salon, nöthigte ihn zum Sitzen und bot ihm ein Glas Thee an, daß der Besucher, trotz seiner leicht verletzenen Haltung, mit Vergnügen anzunehmen schien.

„Ich komme,“ sagte er, „von dem Adelsmarschalle, und ich habe dort Anfisia Iwanowna gesprochen, die sich entschlossen hat, die Nacht über in Nowiki zu bleiben.“

Unruhig, wie Pater Gregor war, hielt er die Unterhaltung schlecht im Flusse, der Iswownik seinerseits spiele mit seiner Uhrkette und schien immer verlegener zu werden. Endlich erklärte er, das Stillschweigen brechend, dem Priester, daß er leider eine recht peinliche Mission bei ihm zu verrichten habe, aber daß, wie er immer noch hoffte, die Sache weiter keine unangenehmen Folgen haben würde. Bei diesen Worten ward Pater Gregor blaß wie ein Todter.

„Was ist denn —“ murmelte er zitternd.

„Ist Ihr Sohn zu Hause?“

„Ja.“

„Ich möchte ihn sprechen.“

„Ueber die zweihundert Rubel?“

„Nein, die Sache ist beigelegt. Der Staatsanwalt hat Anfisia Iwanowna sein feierliches Versprechen gegeben.“

„So liegt noch etwas Anderes vor?“

Der Iswownik schlug seine Beine übereinander, spielte wieder mit seiner Uhr, suchte den Greis zu beruhigen und bat ihn, seinen Sohn zu holen. Und da dieser fort war, wurde der Knecht geschickt, ihn zu rufen. Auf Bitten des armen Vaters, ihm die Wahrheit zu sagen, reichte der Iswownik ihm statt jeder Antwort ein Papier. Kaum hatte er die ersten Worte desselben gelesen, als ihn zu schwindeln anfing, er fühlte seine Beine unter sich wanken und fiel zur höchsten Bestürzung seines Gastes, der tröstend auf ihn zueilte, in einen Sessel.

„Koklipodot ist sicher nur ein Werkzeug,“ meinte der Beamte beruhigend. „Machen Sie sich keine Gedanken.“

„Großer Gott, soll ich mir keine Gedanken machen, wenn man einer Gesellschaft auf der Spur zu sein glaubt, die revolutionäre Broschüren verbreitet und wenn man kommt, bei meinem Sohne Haussuchung zu halten — auch Meleima Petrowna wird in dem Schreiben erwähnt!“

„Ja freilich,“ meinte der Iswownik lächelnd.

„Und hat die gute alte Dame davon Kenntniß?“

„Keine Ahnung. Daher sind wir erfreut, daß sie in Nowiki geblieben, denn im Augenblicke, wo ich zu Ihnen spreche, hält der Gendarmerieoffizier Haussuchung bei ihr ab.“

„Mein Gott, mein Gott, was ist da zu thun?“ murmelte Pater Gregor, den Iswownik und die Zeugen, die er mitgebracht, in das Zimmer seines Sohnes einführend. Dann ließ er sie ihres Amtes walten, kehrte in den Salon zurück und schluchzte dort wie ein Kind.

Man durchsuchte Koklipodot's Zimmer auf das Genaueste. Man fand in dem Schubkasten eines Tisches in der That einen Stoß von Broschüren nihilistischen Inhalts; der Iswownik wandte sich bei dieser Entdeckung nach dem Salon; beim Anblicke des armen schluchzenden Priesters aber machte er eine Geberde des Mitleidens und ging zum Hause hinaus. Der Knecht, den man ausgeschickt, Koklipodot zu suchen, kam ihm im Flur entgegen und sagte ihm, der junge Mann wäre im ganzen Dorfe nicht zu finden. Da stieg der Iswownik, die Zeugen entlassend, wieder in seinen Tarantaß und hieß den Kutscher ihn zu Anfisia Iwanowna fahren.

Eine ähnliche Scene trug sich inzwischen in Gratschewka zu, mit dem Unterschiede indeß, daß Jerzysch, Domne und Daria Feborowna, die

Digitized by Google

sich sämmtlich, aus Furcht vor den Krokodilen, in der Wohnstube zusammen zur Ruhe gelegt, sich entschieden weigerten den Gendarmerieoffizier einzulassen. Ihre Herrin war für den Augenblick fort, also hatte er nichts hier zu thun. Doch als er schließlich verschwerte, er käme nur zum Einsangen der schrecklichen Amphibien, entschloß man sich, ihm aufzumachen. Seine erste Frage war nach Meletina Petrowna; aber Keiner konnte ihm sagen, wohin sie gegangen.

Er fand in ihrem Zimmer nichts irgendwie Verdächtiges. In ihrer Kommode und in ihrem Schranke fanden sich nur ein altes Kleid und ein Paar abgetragene Schuhe vor. Gleichwohl fand man in einer Ecke des Zimmers einen Haufen Asche, sichtlich verbrannte Papier.

„Ein schlauer Fuchs," meinte der Gendarmerieoffizier, eine Hand voll Asche nehmend. „Man sieht, sie versteht das Geschäft."

In dem Augenblicke traf der Isprawnik ein.

„Nun?" fragte er.

„Sie sehen," meinte der Gendarm, „man bläst darüber, und fort ist es." Und das Wort zur That machend blies er, und die Asche flog fort. Kein Stäubchen blieb ihm mehr in der Hand.

„Nun, ich war glücklicher dafür," lachte der Isprawnik, „ich fand — da — dieses Packet."

„Aber Ihr Vogel — wo ist der?"

„Auch ausgeflogen."

Und alsbald schritt man zur Abfassung des Protocolles, worauf Staatsanwalt und Isprawnik nach Prudok zurückkehrten und die alten Diener des Hauses wieder ihr Lager aufsuchten.

12.

Es ist schwarze Nacht. Erde und Himmel verschwimmen am Horizonte. Schwere graue Wolken schweben in der Luft. Tiefe Stille ringsum.

Nur am Ufer der Graischewka herrscht Leben. Lodernde Fackeln erhellen mit ihrem rothen Scheine den Lauf des sonst so friedlichen Stromes, um den jetzt gewappnete Männer, bereit, mit Ungeheuern den Kampf aufzunehmen, eine lange Postenkette bilden. Herr Znamensky geht auf und ab und feuert seine Mannschaften an.

Das Netz, das bestimmt ist, den Fluß an der Stelle abzusperren, an der Meletina Petrowna sich darzugewinnen zu baden pflegte, ist in's Wasser gelassen und die fünf an ihm aufgestellten Wächter haben den Befehl erhalten, es hochzuwinden, sobald sie fühlen, daß das Krokodil sich in seine Maschen verwickelt. Der Vorsicht halber erhält ein Bauer den Auftrag, in ihrer Nähe in seinem Kahne zu halten, und wenn nöthig, das gefangene Thier mit seinen Rudern zu bearbeiten. Hier war nach Aller Erachten der strategische Hauptpunkt, wo sich die letzte Scene des Dramas abspielen würde.

Dort hatte sich auch Alexander Wassilewitsch Sokolaff mit seinen Tonnen und seinem Salzkote installirt. Seine Aufregung war so groß, daß er nicht ruhig auf der Stelle stehen konnte. Er konnte es nicht abwarten, Herrn Znamensky das Signal der ihm ein so vortreffliches Geschäft verheißenden Jagd geben zu hören.

Die Oberaufsicht über das zweite Netz war dem Feldscheer Nikiute anvertraut worden. Nun mußte aber auch noch ebenso wie an der Ueberwachung der Ufer, an denen lange Postenketten aufgestellt waren, an die Ueberwachung des Sumpfes am Walde zwischen Prudok und Gratschewka gedacht werden, und zu dieser ungewöhnlichen Muth erfordernden Pflicht — auf dem Sumpfe konnte man doch von dem Ungeheuer so leicht gefaßt und verschlungen werden — wies man eine Schaar besonders bejergter Männer, deren Führung Herr Znamenskij in eigener Person zusammen mit dem unbekannten Mitgliede der auswärtigen Naturforschergesellschaft übernahm. So war Dank diesen genialen Combinationen an ein Entkommen des Krokodiles gar nicht zu denken.

Herr Znamenskij macht noch einmal die Runde und nachdem er sich versichert, daß Jeder an seinem Posten und daß der Geist der Truppen ein ausgezeichneter ist, nimmt er seine Flinte und thut einen Schuß in die Luft. Das Signal zum Anfang.

Ein dumpfes Schauern durchläuft eine Secunde lang die Menge, dann wird Alles wieder still. Außer dem fernen Rascheln der Binsen, die sich unter den Füßen der Jäger auf dem Sumpfe beugen, weit und breit kein Laut.

Plötzlich hallt ein Schreckensschrei durch die Nacht.

„Das Krokodil! Das Krokodil! Hülfe! Hülfe!" ertönt eine entsetzte Stimme. „Es hat meinen Fuß geschnappt, es verschlingt ihn!"

„Vorwärts," kommandirt das Mitglied der auswärtigen Naturforschergesellschaft, hält mit der Autorität seiner Persönlichkeit seine Mannen von der Flucht zurück und treibt sie nach vorn, als plötzlich, völlig unvorhergesehen, die ganze Postenkette an dem Sumpfe laut zu heulen anfängt: „Hülfe, Hülfe! Die Krokodile! Sie beißen und die Füße ab! Es ist eine ganze Heerde!"

„Eine ganze Heerde!" klingt es von allen Seiten wieder.

„Vorwärts, vorwärts!" kommandirt der Unbekannte weiter; aber umsonst. Keiner hört mehr, die Kette ist gebrochen und seinem Zorne zum Trotze fangen Jene, die von den Krokodilen verschont sind, zu retiriren an.

Vergebens sucht er die Flüchtigen zurückzuhalten, und da alles Mühen umsonst, eilt er nach dem Flusse, um dort Unterstützung zu suchen — da plötzlich sieht er etwas Unförmliches sich erheben, das sich in's Wasser stürzt und ihm vom Kopf zu den Zehen mit Schlamm bespritzt.

„Das Krokodil!" ruft jetzt auch er aus und reinigt sich das Gesicht.

„Wo? Wo?" fragt Herr Znamensky, den die Furcht von seinem Posten getrieben, und der jetzt athemlos herbeieilt.

„Da, da! Und was das Merkwürdigste ist, es schien mir zwei Schwänze zu haben."

„Möglich, möglich," versetzt der würdige Schulmeister wie ein Secundschwatzend. „Ich habe neulich erst von einer in Japan vorkommenden Fischart gelesen, die sogar drei Schwänze besitzt."

„Da, da — wir haben es," rufen plötzlich die Leute, welche das Netz ziehen. Mit Mühe bringt man es an das Land. Alles stürzt herbei, das Unthier zu sehen, aber statt eines Krokodiles, was sieht man, über und über mit Schmutz und Schlamm bedeckt? — Den unglücklichen Nikiipodot Pyschalogoff!

Diesen unerwarteten Fang begleitet ein allgemeiner Ruf der Verwunderung. Der Fremde allein bewahrt seine vollkommene Ruhe, er geht auf den jungen Menschen zu und sagt zu ihm: „Ich bin Beamter der Geheimpolizei. Im Namen des Gesetzes: Ich verhafte Sie!" —

Da das Wimseln in dem Sumpfe immer noch nicht aufhört, eilen muthiger gewordene Bauern ihren Kameraden jetzt zu Hülfe, man schafft die Verwundeten einen nach dem anderen herbei und constatirt, daß ihre Füße einfach in Wolfsfallen gefangen waren. Krokodile hatten sie also nicht gebissen!

13.

Anfisia Iwanowna kehrte erst den dritten Tag nach den Ereignissen, die wir eben erzählt und die ihr mit allen Einzelheiten von dem Isprawnik, dem Staatsanwalte und dem angeblichen Naturforscher mitgetheilt wurden, nach Hause zurück. Die gute Alte verstand kein Wort von dem Allen und fragte sie voller Verwunderung, wozu sie ihrer Nichte und ihrem Vathen nachgestellt. Die unvermuthete Abreise Meletina Petrowna's schien ihr ebenso unerklärlich wie die Verhaftung des armen Nikiipodot, dem doch, Dank ihrer Verwendung, der Staatsanwalt verziehen.

Zurückgekehrt nach Gratschewka, theilte sie ihre Eindrücke Zotnitch, Damne und Daria Fedorowna mit; aber auch ihre Diener konnten sie in keiner Weise über die außerordentlichen Vorgänge aufklären, sie verstanden dieselben so wenig wie ihre Herrin.

Während sie so mit ihnen sprach, legte sie langsam Ohrringe und Brosche ab, die sie eigens zum Besuche beim Adelsmarschalle angethan, und sie bereite sich, den Schmuck an seine gewohnte Ruhestätte zu bringen — doch wie groß war nicht ihre Bestürzung, als sie gewahrte, daß das Spinnchen, in dem ihr Juwelenkasten lag, erbrochen und die Juwelen verschwunden waren.

„Das ist meine Nichte gewesen," rief sie nach einer Weile stummer Verzweiflung aus.

Ihre Umgebung wechselte bestätigende Blicke. „Ja, ja, sie muß es gewesen sein," und Zotnitch erzählte, wie Meletina Petrowna in Abwesenheit ihrer Tante lange allein in Anfisia Iwanowna's Zimmer gewesen, das sie von innen verriegelt hatte.

Und noch an demselben Tage brachte der Briefträger der alten Gutsherrin folgenden Brief:

Digitized by Google

„Sehr geehrte Ansissa Iwanowna!

Von Umständen gezwungen, Ihr Haus heimlich zu verlassen, bitte ich Sie, mir zu verzeihen, wenn ich in Folge gewisser Vorkommnisse Sie betrog. Jetzt aber, da ich fern von Ihrem gastlichen Dache bin, kann ich es Ihnen gefahrlos gestehen, daß ich Ihre Nichte nicht bin und daß ich vor meinem Bekanntwerden mit Asklipiodot Psychologoff im Wagen der Eisenbahn so wenig von ihr wie von Ihnen etwas gewußt habe. Von ihm erfuhr ich erst, daß Ihre Nichte Meletina Petrowna verheirathet war, und daß Sie dieselbe seit ihrem ersten Lebensjahre nicht gesehen. Da ergriff mich die Laune, mich für sie auszugeben, obgleich ich eigentlich die Absicht hatte, mich in ein anderes Gouvernement zu begeben, und so kam ich zu Ihnen. Unglücklicherweise fand ich, daß in Ihrer Gegend der Boden kein fruchtbarer für meine Thätigkeit war und daher sah ich mich gezwungen weiterzuwandern. Dazu brauchte ich Geld, und da ich leider in Ihren Fächern keinen einzigen Rubel vorfand, so sah ich mich — Sie werden mir vergeben — genöthigt, Ihre Juwelen mit mir mitzunehmen, deren Verkauf mir im Uebrigen nur die bescheidene Summe von 57 Rubeln einbrachte, die ich sogleich für die Reise ausgab. Geben Sie sich keine Mühe mich verfolgen zu lassen, trösten Sie sich über den Verlust Ihrer Juwelen mit dem Gedanken, daß mit meinem Fortgange auch die Krokodilsplage auf Ihrem Gute vorüber ist."

* * *

Vierzehn Tage später hatte Herr Znamensky sich vor Gericht gegen die Anklage zu verantworten, falsche, die Gemüther beunruhigende Gerüchte in Umlauf gesetzt zu haben. Die Verhandlung hatte eine Menge Leute in das Gerichtszimmer gelockt. Man sah dort Sokoloff, Tschurnuffoff, Ririute, Iwan Maximytsch und andere Mitglieder des aufgelösten Naturforschervereins mehr. Bleich, im Fieber an allen Gliedern fliegend, stand der unglückliche Znamensky in der Mitte des Zimmers. Der Richter schrieb langsam seinen Wahrspruch nieder. In der tiefen Stille vernahm man nur das Kratzen seiner Feder. Endlich hörte er auf zu schreiben und ersuchte die Versammlung, sich zum Anhören des Urtheilsspruches zu erheben: Herr Znamensky war für schuldig befunden worden, mit leichtsinnig ausgesprengten Gerüchten die Ruhe der Bevölkerung gefährdet zu haben und wurde dafür zu vierzehn Tagen Haft verurtheilt.

Aus der Hauptstadt.

Die Akademische Kunstausstellung.

IV.

Der Charakter des zweiten Saales wird durch die Gruppenausstellungen dreier Künstler bestimmt, die mit ihren Einsendungen besonders freigebig gewesen sind. Der aus dem Lehrkörper der Akademie nach kurzer Wirksamkeit ausgeschiedene Professor Hildebrand bietet Gelegenheit, von dem überaus selten gewordenen monumentalen Stile der Geschichtsmalerei zu sprechen. Luther als Chorknabe und Luther im Kreise seiner Familie gehören zwar in das Gebiet des historischen Genres, aber sie erheben sich hoch über das Niveau des costümirten Familienbildes. Der asketische Kopf des Kurrende singenden Knaben läßt die späteren Züge des Augustinermönches und des Junker Jörg errathen, und der im Kreise seiner zahlreichen Familie zum Chorgesange der Kinder die Laute spielende Reformator bezeichnet das ruhige Ende einer kampf- und erfolgreichen Laufbahn. Jede Figur in den beiden als Pendants gedachten Bildern hat ihre Bedeutung und bringt sie klar und knapp zum Ausdrucke. Die in gerader Linie verlaufende Composition ist lückenlos und vermeidet doch jede Absichtlichkeit in der Gruppirung. Wir haben es eben mit einem bewußt schaffenden Künstler zu thun, der für die malerische Vorstellung treffsicher die geeignete Formensprache zu finden weiß. Dafür spricht der farbenprächtige Entwurf desselben Meisters zu einem Theatervorhange. Die Skizze ist in zu kleinem Maßstabe gehalten, hängt auch zu hoch, um ein endgültiges Urtheil zu gestatten. Jedenfalls schließen sich die symbolischen Gruppen und Einzelfiguren zu einer übersichtlichen Composition zusammen. Stilvoll ist auch das Portrait einer alten Dame, in dem sich Hildebrand mit Rücksicht auf die einfachen Züge des edel geschnittenen Gesichtes an die schlichte Manier der dreißiger und vierziger Jahre, wie sie durch Begas und Magnus vertreten war, angeschlossen hat.

Der Stil ist Paul Meyerheim's Stärke nicht. Es wäre vielleicht vortheilhafter für seinen Ruf gewesen, wenn er uns den erneuten Beweis erspart hätte, daß er so ziemlich Alles malen kann. Eine italienische und eine schweizer Landschaft, zwei Thierstücke, eine Idylle und ein Genrebild, das ist genügend, um sich als vielseitigen Maler, zu viel, um sich als großen Künstler auszuweisen. Schloß Tarasp und die italienische Landstraße malen Andere ebenso gut und besser, der Löwenkopf sowohl, wie die beiden äsenden Rehe leiden an einer gewissen conventionellen Formengebung, die dem Thiertypus kein individuelles Gepräge zu geben weiß, und die als Frühlingssinfonie bezeichnete Idylle ist im Großen und Ganzen eine Geschmacklosigkeit. Amor mit einem Blüthenzweige das Concert der Vögel dirigirend erfreut sich eines so alt begründeten Rufes als Capellmeister, daß wir ihm nur noch auf Tisch- und Saisonkarten zu begegnen pflegen. Die Zusammenstellung des Orchesters aus einem Storche, einer Eule, einem Puthahn und mehreren Enten soll humoristisch sein, läßt aber nicht nur für die Klang-, sondern auch für die Farbenwirkung fürchten. Setzt sich schon in dem unteren Theile des Bildes ein Localton unvermittelt neben den anderen, so herrscht oben in den Zweigen ein buntes Gefiedergewirr, das dem Auge keine Ruhe gönnt. Es bleibt somit als nennenswerther Jahresertrag des künstlerischen Schaffens Meyerheim's das Genrebild Bei den Zigeunern. Ein alter Herr hat mit seiner Tochter, von einem Reitknechte begleitet, einen Spazierritt in den Forst unternommen und ist dabei auf ein Zigeunerlager gestoßen. Der Häuptling, dessen Frau und eine ganze Schaar zerlumpter Kinder drängen sich bettelnd um die Pferde. Im Vordergrunde scheint Alles in Liebe und Freundschaft abzulaufen, der alte Herr zieht sogar das Cigarrenetui aus der Brusttasche, um mit der braunen Standesperson eine Friedenspfeife zu rauchen. Im Hintergrunde geht es weniger friedlich zu. Der Reitknecht holt mächtig mit der Gerte aus, um einem zudringlichen Zigeunerbengel einen Jagdhieb zu versetzen. Dieses weite Ausholen bringt einen Mißklang in die sanft harmonische Stimmung des Bildes. Der prächtige, nur mit einem Paar ausgetretener Schaftstiefel bekleidete Zigeunerjunge, der uns im Vordergrunde seine schönere Seite zeigt, paßt nicht zu seinem sich in Schmerz und Angst zusammenkrümmenden Genossen. Echtes künstlerisches Feingefühl hätte die peinliche Prügelscene fortgelassen oder wenigstens gemildert.

Wir haben in dem Lessingschüler Carl Ludwig von je her einen unserer ersten Terrainmaler bewundert. Wenige verstehen es wie er, große Felsmassen und weite Abdachungen malerisch zu bewältigen. Er hat es unternommen, in vier Hochgebirgslandschaften den Charakter der Jahreszeiten zu fixiren und läßt keine seiner bewährten Eigenschaften vermissen. Für unser norddeutsches Auge sind die Gegensätze von Frühling, Sommer, Herbst und Winter in den Alpen nicht ausgeprägt genug. Uns fehlen Wald und Blumen.

Fast eine ganze Wand links von der Eingangsthür in den dritten Saal hat der Belgier Emile Wauters mit drei großen Bildern eingenommen, die sich als hervorragende Leistungen präsentiren. Der marokkanische Fischerknabe, mit der Angelruthe keck auf einer Mauer reitend, ist eine fein abgetönte Studie in Braun und Gelb. Luft, Mauer und Boden tragen die echt afrikanische Wüstenfarbe, aus der sich der braune Körper des jungen Marokkaners wirksam heraushebt. Die Portraits des Generaladjutanten des Königs der Belgier Baron Goffinet und seiner Gemahlin könnten sich unsere Modemaler zum Muster nehmen. Mit den scheinbar einfachsten Mitteln ist der denkbar größte Erfolg erzielt. Der alte Soldat erinnert in der Behandlung des gelb gehaltenen Hintergrundes und in der Ungesuchtheit der Pose — er steht die Hand mit der goldbordirten Militärmütze auf dem Rücken so ungezwungen als möglich da — an die besten Bildnisse des Velasquez. Seine Gemahlin, als Kniestück im violetten Sammtkleide gemalt, ist ein Bild echter ungekünstelter Vornehmheit. Der etwas starke Schlagschatten der Rose mag durch das volle Licht motivirt sein, wirkt aber gemalt unnatürlich.

Diesem ersten belgischen Bildnißmaler hat die Ausstellung kein Portrait deutscher Provenienz an die Seite zu stellen. Selbst Graf Harrach's vornehmes Herrenportrait, ein blondhaariger und blondbärtiger schlanker Aristokrat, der an einem rothen Vorhange vorüberschreitet, um sich von ihm röthlich überstrahlen zu lassen, leidet an einer Absichtlichkeit des Arrangements, die ihre Wirkung verfehlt. Macht sich schon bei ihm eine gewisse Glätte der Technik bemerkbar, so arbeitet sich Carl Gussow zu unserem lebhaften Bedauern von Jahr zu Jahr mehr in eine Lackirtheit hinein, die all' seine robusten Eigenschaften verwischt. Das moderne Frauenbrustbild ist es, an dem er krankt. Es hat so erschlaffend auf ihn gewirkt, daß er sich selbst mit einem Charakterkopfe, wie mit dem des Reichstagsarchitekten Paul Wallot nur noch eben so abfindet. Ueber die verkünstelten, überraffinirten Frauengestalten Nathanael Sichel's, dessen Phantasie ebenso wirr und haltlos ist, wie seine Technik, und sich zwischen Asien und Afrika herumtreibt, ohne eine glaubhafte Yum-Yum oder Fatme zu Stande zu bringen, haben wir kein Wort zu verlieren. Da sind die Bizarrereien Bruno Piglhein's noch immer erträglicher. Der junge Maler erregte im vergangenen Jahre durch das Bildniß eines Diplomaten Aufsehen, der mit seinem blassen, von schwarzem Barte umrahmten Gesicht an den Mann im Monde erinnerte. Heuer hat es ihm Rembrandt angethan, dessen Technik er nicht ohne Geschick in das Moderne übersetzt. Sein blonder junger Mann im braunen Sammtjaquet ist eine ganz annehmbare Leistung, der wir sogar das etwas kräftig hingesetzte Glanzlicht auf der Nase verzeihen.

Fast die ganze eine Halbwand neben der Thüre wird durch eine riesige Marine Carl Saltzmann's eingenommen. Das Bild hat die Ehre gehabt, von Sr. Majestät dem Kaiser bei einem ersten Besuche der Ausstellung angekauft zu werden. Ob das Wasser im Stillen Oceane so blau und in der Bewegung erstarrt aussieht, entzieht sich unserer Beurtheilung. Das in die Tiefe des Bildes hineinsegelnde Schiff ist jedenfalls vorzüglich gemalt und die Luftstimmung wie die Wolkenbildung läßt nichts zu wünschen übrig.

Unter den Landschaften dieses Saales ist noch ein Winterabend aus der Umgegend Petersburgs von Julius von Klever erwähnenswerth. Das Bildchen, fast Grau in Grau mit wenigen lichtgrünen Zwischentönen gemalt, ist von subtilster Ausführung, wie wir sie bei dem Maler des Waldes in roth glühender Abendbeleuchtung garnicht gewohnt sind. G. M.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Gustav Fock in Leipzig.

Soeben erschien:

Zur

Kritik der Doppelwährung.

Von

Dr. Alexander Ellmann.

Preis: 80 ₰.

Eine objektive, die neuesten litterarischen Erscheinungen sorgfältig berücksichtigende Darlegung der Gründe für und wider Doppelwährung und Goldwährung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernleid.** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusammen 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur. Leipz. 75. 3 Bände. l.w., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift. 1795 bis 97, br. compl., sehr selten, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde, Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern. Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — v. **Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. l.w.; ferner: Derselbe, Gincke's Leben und Werke. Eleg. l.w. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, l.w. zusammen 15 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. l.w.-bds. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dische. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. l.w. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. l.w. zus. 15 ℳ. — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südösti. Bildersaal. 25 Bde., neu, 20 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart“,** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verlag von Gustav Fock in Leipzig.

Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundert]. Beputhik“, des „Wesens des Geldes“ u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll

Aus dem Wanderborn der Sage seiner Urwelt-ahnen quoll;

Wer nicht denken „darf“, darf krittelnd „wunderlich“ mein Werk mir schelten;

Wunderlich erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

Nordische

Ausstellung in Kopenhagen

für Industrie, Ackerbau und Kunst.

Von sämmtlichen Zeitungen Deutschlands als einzig dastehender Erfolg bezeichnet.

Thorwaldsens Museum — Tivoli — Französische Kunstausstellung — Thiergarten — Seebad.

Von **Hamburg** nach **Kopenhagen** täglich zwei Mal Verbindung über Kiel oder Warndrup (12 Stunden). — Von **Berlin** nach **Kopenhagen** täglich Verbindung über Gjedser oder Stettin (12 Stunden).

Rundreisebillette und Retourbillette werden zu ermässigten Preisen ausgegeben.

Das Ausstellungscomité unterhält zur Bequemlichkeit der Reisenden ein officielles Fremdenbureau, wo alle möglichen Auskünfte auf Verlangen gratis gegeben werden und welches ein Einquartirungsbureau enthält, wo Logis zu ermässigten Preisen angewiesen werden.

Verlag von Robert Lutz, Stuttgart.

Sternbanner-Serie:

Amerikanische Humoristen und Novellisten.

Jeder Band M. 2.50 brosch., M. 3.— geb.

Bisher erschienen von dieser als vorzüglich anerkannten Sammlung folgende Bände:

Bd. I. **Stockton, Rudersheim,** heitere Erlebnisse eines jungen Ehepaares.

„ II. **Mark Twain, Unterwegs und Daheim.**

„ III. **Novelletten und Skizzen amerikanischer Meister der „Short Story“:** Kibrich, O'Brien, Demmg, Hale, Stockton u. A.

„ IV. **Stockton, Kurlose Geschichten.**

„ V. **Mark Twain, Das Leben auf dem Mississippi.** Mit Bild und Biographie M. Twains.

Bei Otto Wigand in Leipzig ist erschienen:

Sammlung von Actenstücken

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

Im Verlage von **H. Barsdorf** in Leipzig erschien:

Rumänische Volkslieder,

übersetzt von **W. Rudow.**

1888. Eleg. br. ℳ 2.70, geb. ℳ 3.30.

Memoiren der Markgräfin v. Bayreuth,

Schwester Friedr. d. Gr. **von ihr selbst geschrieben.**

2 Bde. 7. A. m. 6 Portr. br. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von **Gustav Fischer** in **Jena.**

Dr. G. H. Theodor Eimer,

Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie zu Tübingen.

Die Entstehung der Arten

auf Grund von

Vererben erworbener Eigenschaften

nach den

Gesetzen organischen Wachsens.

Ein Beitrag zur einheitlichen Auffassung der Lebewelt.

I. Theil.

Mit 6 Abbildungen im Text.

Preis: 9 Mark.

Für Schriftsteller.

Tausende **guter** spannender Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken (in Original und Uebersetzung), wenn auch bereits gedruckt, ist stets erwünscht. Bei bereits gedruckten Sachen ist genau anzugeben, wo und in welchen Blättern der Abdruck erfolgte. Entscheidung erfolgt in kurzer Zeit.

Paul Köhler's Verlag,

Berlin N., Weißenburger Str. 8.

Im Verlage der **Hahn'schen Buchhandlung** in **Hannover** ist soeben erschienen:

Nachklänge altgermanischen Götterglaubens

im Leben und Dichten des deutschen Volkes

von

Dr. Ferd. Hoffmann.

Octav. 1888. 1 M. 80 Pf.

Verlag von **Georg D. W. Callwey** in **München.**

Ein Frauenloos.

Roman

von

Julius Grosse.

16 Bogen 8. eleg. broch. ℳ 3.—

Dieser neueste Roman des beliebten und gerngelesenen Autors ist eine interessante psychologische Studie, in welcher die Frage des Dispositionsrechtes in ungemein anregender Art behandelt wird. Er ist spannend geschrieben mit geistvollem, feinem Dialog und wird treuen gebildeten Leser unbefriedigt lassen.

Verlag von **August Hirschwald** in **Berlin.**

Soeben ist erschienen:

Zimmer-Gymnastik.

Anleitung zur Ausübung activer, passiver und Widerstandsbewegungen ohne Geräthe nebst Anweisung zur Verhütung von Rückgrats-Verkrümmungen

von Geh. San.-Rath Dr. **S. Fromm.**

Zweite Auflage.

Mit 72 in den Text gedruckten Figuren.

1888. gr. 8. In Calico gebunden. 3 M.

Roman-Manuscripte

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewilligt ich hohe Honorare.

Berlin W. Lützowstr. 97. Julius Engelmann, Verlagsbuchhandlung.

Redaction: Berlin S.W., Wilhelmstr. 67. Verleger unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in Leipzig. **Expedition:** Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 33. Berlin, den 18. August 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltener Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Zu den Arbeiterunruhen in Paris. Von O. Reck. — Rußlands Wirthschaft in Centralasien. Von Victor Frank. (Fortsetzung statt Schluß.) — Literatur und Kunst: Der Streit über Friedrich den Großen als Feldherrn. Von Heinrich Friehung. — Sophie Junghans. Von F. Freudenberg. — Neues zur Bacon-Frage. Von A. Fleischmann-Elbena. — Feuilleton: Im Literaturcafé. Von Maximilian Harden. — Aus der Hauptstadt: Die Akademische Kunstausstellung. V. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

Zu den Arbeiterunruhen in Paris.

Von O. Reck.

Der kürzliche große Strike und die damit verbundenen Unruhen in Paris haben wieder einmal auf die politischen Bestrebungen und den Charakter der französischen Arbeiter ein grelles Licht geworfen. Schlimm, sehr schlimm muß es mit diesen bestellt sein, wenn derartige unberechtigte Forderungen, wie sie noch vor Kurzem in und um Frankreichs Hauptstadt mit allen Mitteln verfochten wurden, dieselben zu Ausschreitungen veranlassen konnten, die den früheren der belgischen Arbeiter wenig oder nichts nachgaben und fast wie das Vorspiel zu einer allgemeinen Arbeitererhebung gegen die „Bourgeoisie" sich anließen. Auch in Deutschland mag daher manchen ruhigen Bürger nicht geringe Besorgniß bei dem Gedanken erfüllt haben, daß Derartiges ja auch bei uns eines guten Tages geschehen könne, wenn nur einige geschickte und gewissenlose Agitatoren dazu tüchtig aufhetzten. Diese Furcht ist jedoch unbegründet, denn — — nun, ein kurzer Vergleich zwischen dem deutschen und dem französischen Arbeiter mag es beweisen.

Frankreich ist das Land der politischen Freiheit auf dem europäischen Continente, und die Franzosen thun sich darauf bekanntlich nicht wenig zu gute. Diese Freiheit kommt aber naturgemäß dem sogenannten vierten Stande, aus dem sich doch die revolutionären Parteien, mögen sie nun Namen haben, wie sie wollen, fast ausschließlich rekrutiren, am meisten zu Nutze — oder gereicht ihm vielmehr, wie wir sehen werden, hauptsächlich zum Unheile — und vom Staate ungehindert, erfreut er sich besonders in den größeren Städten einer großen Anzahl communistischer, anarchistischer und sonstiger Vereine und Comités, von denen gerade in der letzten Zeit der revolutionäre Centralausschuß in Paris eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Alle diese Vereine nun predigen tagtäglich laut und offen die sociale Revolution und bemühen sich, dem Arbeiter, um ihn ihren Bestrebungen geneigt zu machen, die Freude an seinem Heim, an seinem ehrlich erworbenen Verdienste, an jedem Stück Brot, das er stillzufrieden im Kreise seiner Familie genießen will, zu verderben, indem sie ihm die Paläste der Fabrikanten zeigen und ihm wieder und wieder zurufen: „Sieh, dort wohnen die Reichen, die Dich aussaugen. Fasse Muth, sie zu bekämpfen und Dich ihrer Schätze zu bemächtigen!" Und das in öffentlichen Versammlungen, unter den Augen der Regierung, und in einer wohlorganisirten Hetzpresse, deren unseligem Einflusse sich nur Wenige entziehen können!

Wie ganz anders, wie viel besser ist da bei uns, im Deutschen Reiche, der Arbeitsmann daran, der sich die Zufriedenheit an seinem bescheidenen Loose bewahren will? Wie leicht im Vergleiche zu jenem kann er sich der Gefahr entziehen, unwillkürlich Ideen in sich aufzunehmen, die ihm seine Lebensfreude vergällen? Er kommt nicht in Versuchung, Versammlungen zu besuchen, in denen er sein Loos immer wieder als ein elendes, menschenunwürdiges dargestellt hören muß, so daß er es zuletzt selbst unerträglich findet. Zwar wird auch in deutschen Arbeiterkreisen und in vielen ihrer Vereine heimlich den verderblichen, gegenüber denen des französischen Anarchismus allerdings fast noch harmlosen Principien des Socialismus gehuldigt, aber offen wie bei unsern Nachbarn dürfen von diesen unsere höchsten und heiligsten nationalen Güter und Institutionen nicht verspottet, dürfen wohlhabendere Mitbürger nicht verleumdet und beschimpft werden. Und der große Nutzen hiervon ist nicht zu verkennen! Bei öffentlichen Brandreden, wie sie z. B. in Paris fast täglich zu hören sind, müssen die Zuhörer die Achtung vor dem Staate, den Gesetzen u. s. w. verlieren, da diese sich ja ungestraft verhöhnen lassen, bei heimlichen Einflüsterungen aber so leicht keiner, denn hiergegen kann sich Niemand schützen. Und was von den öffentlichen Reden gilt, das gilt auch, vielleicht in noch höherem Grade, von der Presse: in beiden muß bei uns ein anständiger, maßvoller Ton angeschlagen werden. Bückhand der französische Arbeiter täglich in seiner Zeitung Vaterland und Familie, Staat und Gesellschaft verspottet und in den Koth gezogen sieht, wodurch er allmählich selbst verroht, ist in Deutschland dem wüsten Treiben der revolutionären Hetzpresse, die noch in den siebziger Jahren so unheilvoll wirkte, ein Ende gemacht und dadurch die Verbreitung ihrer niedrigen und gemeinen Denkungsweise selbst in die friedlichsten Winkel unseres Vaterlandes wirksam verhindert.

Wenn also der deutsche Arbeiter sich nicht eines gleichen Maßes politischer Freiheit erfreut wie sein französischer College, so ist er damit auch vor der Versuchung zu einem Mißbrauche derselben bewahrt, der er sonst vielleicht nicht widerstehen würde. Zugleich aber ist er auch vor den Gefahren geschützt, die jenseits der Vogesen aus diesem Mißbrauche in immer bedrohlicherem Grade sich entwickeln; denn das ist jetzt durch die scandalösen Vorgänge in Paris unwiderleglich erwiesen: der französische Arbeiter ist trotz oder vielmehr in Folge der ausgedehnten politischen Freiheit politischen, also anarchistischen Agitationen gegenüber nicht so sehr Herr seines

Digitized by Google

freien Willens als der deutsche; denn diesen letzteren nimmt Terrorisationsversuchen gegenüber der Staat nachdrücklich in Schutz, während bei unseren Nachbarn derselbe sich nur zu oft als zu schwach erwies. So auch kürzlich wieder in Paris. Ohne die Energie und die Macht zu besitzen, dem Ausstande der Erdarbeiter, seine natürlichen Grenzen zu ziehen, mußte es die französische Regierung geschehen lassen, daß diese hauptsächlich durch Einschüchterungen und Gewaltthaten aller Art zahllose andere Arbeiter zur Niederlegung der Arbeit zwangen, und dadurch ein Heer von 10,000—12,000 Strikenden zusammenbrachten, das zeitweilig ganz Paris, ja ganz Frankreich in Besorgniß versetzte. Die Hilfe, die die Regierung dem gegenüber den Weiterarbeitenden zu Theil werden ließ, erwies sich als so unzulänglich, daß selbst die unter dem Schutze der Gendarmerie in der Umgebung von Paris Arbeitenden sich beim Heraumahen der Strikenden flüchten mußten, und daß in Folge dessen mit Aussuahme einiger besonders geschützter Punkte überall auch die besonnenen Elemente nothgedrungen die Arbeit niederlegten und dadurch die Schararen der Brotlosen, zu allem Entschlossenen noch vermehrten.

Solch' wilde Verhetzung, die Hunderte, Tausende von Familien trotz des besten Willens zur Arbeit am Hungertuche zu nagen zwingt, nur um der socialistischen und anarchistischen Agitation zu dienen, ist in Deutschland undenkbar, und darin liegt schon eine große Sicherheit gegen eine rasche und gefährliche Ausbreitung derartiger Arbeiterbewegungen. Aber auch davon abgesehen, wird sich der deutsche Arbeiter dazu schon seinen Hauptcharaktereigenschaften nach nicht so leicht verleiten lassen wie der französische. Er ist vor allen Dingen dazu zu ruhig und besonnen. Einen so unberechtigten und jedenfalls durchaus aussichtslosen Strike wie den erwähnten der Pariser Arbeiter zu erregen, würde sich in Deutschland auch der aufschiedeste Agitator vergeblich bemühen. Legt der deutsche Arbeiter einmal die Arbeit nieder, so thut er es mit wenigen Ausnahmen nicht wüsten politischen Wühlereien zu Liebe, sondern wirklich durch die Noth dazu gezwungen, und dem entspricht dann auch die ruhige und anständige Durchführung des Strikes. Leichtsinnig die Arbeit einzustellen, daran hindert ihn meistens auch schon der bei den Deutschen so sehr ausgeprägte Familiensinn, die Rücksicht auf die Seinen, die er dadurch an den Bettelstab zu bringen fürchten muß.

Aus dem Charakter des deutschen Arbeiters erklärt sich auch, daß er im Vergleiche zu dem französischen nur in wenigen Fällen dem Anarchismus anhängt; denn dieser bedeutet das Chaos, und die Pläne der Anarchisten erweisen sich, bei Licht betrachtet, als unausführbar. Ehe er aber unerfüllbaren Hoffnungen nachjagt, nimmt er lieber mit seinem jetzigen bescheidenen und, wenn er nur will, ihn auch befriedigenden, ja oft glücklich machenden Loose fürlieb. Naturgemäß ist es jedoch gerade der Anarchismus, der ihm an ersten antreiben würde, durch Unruhen jeder Art die Ruhe des Staates und der Gesellschaft zu stören.

Bei dem französischen Arbeiter dagegen fallen diese Gründe, die ihn trotz der maßlosen Verhetzung, der er ausgesetzt ist, hindern könnten, an nur anarchistischen Zwecken dienenden Bewegungen und Unruhen theilzunehmen, mehr oder weniger sämmtlich fort. Familiensinn wird man bei ihm nur in verhältnißmäßig geringem Grade ausgeprägt finden. Mäßige Besonnenheit aber wird man bei ihm oft ganz vergeblich suchen, im Gegentheil, leichtlebig und leichtsinnig ist er, wie er es auch seiner gallischen Abstammung nach kaum anders sein kann. Und so auch in politischen Dingen! In Folge und unter dem Schutze der schon geschilderten politischen Freiheit ist er der großen Mehrzahl nach ein offener Anhänger des Anarchismus, nur darauf fußend, daß der, welcher nicht viel besitzt, bei einer Umwälzung auch nur wenig verlieren, aber viel gewinnen kann. Er benutzt daher und wird auch stets bereitwillig jede Gelegenheit benutzen, um mit erlaubten oder unerlaubten Mitteln — und nur zu gern mit den letzteren — die bestehende Ordnung zu stören und zu bekämpfen.

Während also Frankreich über kurz oder lang eine Erneuerung der bedrohlichen Arbeiterunruhen, vielleicht sogar eine allgemeine Arbeitererhebung zu befürchten hat, liegt diese Gefahr für uns glücklicher Weise fern. Der deutsche Arbeiter wird, von einigen Hitzköpfen abgesehen, nie auf planlosen Umsturz, auf die Anarchie ausstreben und darum auch niemals zu anarchistischen Unruhen, wie kürzlich die Pariser Arbeiter, sich verleiten lassen.

Rußlands Wirthschaft in Centralasien.

Von Victor Frank.

(Fortsetzung statt Schluß.)

„Im fernen Osten," fährt A. von Middendorff fort, „bleibt wohl die größere Hälfte der Eingewanderten lieben — aber was ist das zum Meisten für ein Volk, und was für Ansprüche macht es?! Die Eingeborenen sind ihnen »verdammte Nichtchristen«, nicht besser als Hunde, denen von Rechtswegen die fettesten Plätze abgenommen werden müssen.*) Der gutmüthige Nomade weicht willig, und dennoch läuft ein Theil der Gekommenen in's Weite.**) Der Zurückgebliebene verlegt sich auf das Ausbeuten der einfältigen nomadischen Eingeborenen und führt zugleich stete Klage über Bedrängtwerden durch dieselben. Als ich in Fort Perowsky fragte, warum die Russen die Ländereien nicht bearbeiteten, zeigten mir die Leute mit der größten Entrüstung, man habe ihnen das in Sicht stehende, von den Kirgisen bewässerte Land nicht anweisen wollen.***) Die Schlimmsten und Faulsten aber sind die (sc. zwangsweise) angesiedelten Kosaken. Nur freiwillige Colonen können gedeihen. Dort am Sfyr, wo, wie gezeigt werden, die Kirgisen sich mit Macht eines erfolgreichen Ackerbaues befleißigten, mißlangen die Versuche, russische Bauern einzubürgern; sei es bei Kasalinsk, bei Fort Perowsky, oder zwischen Tschulek und Turkestan. Sie vermochten nicht der Bewässerungen Herr zu werden, welche bald ausblieben, bald überstürzend Alles vernichteten. Andererseits soll der Kirgisenaufstand des Jahres 1856 unter Dsahn-Khodsha hauptsächlich durch die Vergebung ihres Ackers an russische Colonen, von denen jetzt keine Spur mehr zu finden ist (sic!), hervorgerufen gewesen sein. — Als höchst beachtenswerthe Warnung lese man doch die gedrängte Geschichte der am unteren Sfyr versuchten Colonisation (in der officiellen „Turkofstanks. Wiedomosti 1880, S. 161): Nachdem bei Kasalinsk es mit der Ansiedelung von Kosaken, welche gleich wie am Kubány als Grenzer dienen sollten, sich nicht machen ließ, wurden Bauern als Colonen angesiedelt, denen man das Land anwies und 50 Rubel auf die Familie als Unterstützung aussreichte. Es waren das Ländereien, welche ursprünglich von den Karakalpaken bewässert worden waren; diese hatten sich jedoch, um den Räubereien zu entgehen, an die Mündung des Amu zurückgezogen, worauf die Kirgisen hineinrückten. — Auf diesen Ländereien gediehen die (russischen) Bauern, obgleich sie

*) In den Augen der nationalistischen Fanatiker Rußlands gilt auch Europa als „Nichtchristenheit" (ajekhristj), woraus denn mit slawophilischer Logik Europas Rechtlosigkeit Rußland gegenüber, Rußlands Recht, es zu bevortheilen, sich ergibt.

**) Die (sc. in Turkestan angesiedelten) Kosaken plünderten in Siwerzow's Gegenwart die friedlichen Zelte und er mußte ihnen den Raub selbst gewaltsam abnehmen. . . . Die Kosaken sind ihrer Natur nach nicht im Geringsten Ackerbauer. (Anm. A. v. Middendorff's nach angeführten russischen Quellen.) Also wohl nicht durch die Kosaken ist persönliche und ist Rechtssicherheit in Turkestan begründet worden!

***) Eine ähnliche Antwort hat Leop. von Schrenk am Amur, wo derselbe eine Breite von mehreren Kilometern besitzt, von einem auf fruchtbarsten Boden angesiedelten, gänzlich verkommenen Kosaken erhalten: „Wie sollte ich hier wohl leben können, der Chinese dort läßt mich nicht aufkommen, er bedrängt mich und engt mich ein (obbesanjäet menjä)", nämlich ein jenseit des Stromes angesiedelter Chinese, dessen Haus kaum noch sichtbar war!

Digitized by Google

dieselben durch Delegirte hatten besichtigen und gutheißen lassen, gar nicht. Sie konnten sich in die fertigen Bewässerungen nicht hinein finden; bald trat ihnen der Syr nicht genug aus, bald ertränkte er ihre Saaten, bald erklärten sie das Land… für »ausgepflügt«, d. h. erschöpft. Kurz, es endigte damit, daß sie schließlich ihr Vieh verkauften und sich auf Krämerei legten, nachdem es nur Einzelnen als Fuhrbauern (d. h. Frachtfuhrleuten) glücken wollte, während Andere in den an der Mündung in den Aral eröffneten Fischereien sich verliefen. — Jenen verunglückten Colonen gegenüber spricht eine Mittheilung, die ich soeben lese (in der vom Domänenministerium herausgegebenen »Landwirthschaftlichen Zeitung« 1880, St. 157), in günstigster Weise den von mir in Schutz genommenen Mongolen das Wort. Im Gouvernement Ssamara haben Kirgisen 2600 Dessjatinen (11,700 Magd. Morgen) Steppe durch Abdämmung in üppige Wiesen verwandelt, und die (russischen) Bauern beginnen, es ihnen abzulernen… statt, wie im fernen Osten, es ihnen abnehmen zu wollen… Ssëwerzow bemerkt: »dort, wo 100 Russen 1000 Kirgisen vom Acker verdrängen, um sich an ihre Stelle zu setzen, dort schieben sich 100 Chinesen noch ganz unbemerkt zwischen die Uebrigen hinein.«"

Wenn wir die Summe der vorstehenden Beobachtungen ziehen, so bekommen wir nicht nur eine Vorstellung davon, was es in Centralasien mit dem Mythus von der „Erweiterung des Ackerbaues durch russische Colonen" für eine Bewandtniß hat, sondern wir erhalten auch bereits eine Vorahnung davon, in welcher Weise Rußland in Centralasien eine „Culturmission" erfüllt. Prosperirende, seit Alters gepflegte, von Wohlfleiß strotzende Gefilde werden durch rohe Gewalt ihrer eingelessenen, friedlichen, beschedenen, fleißigen, kundigen, betriebsamen Anbauer und Pfleger beraubt; brutale, faule, nichtsnutzige, hochmüthige Eindringlinge treten an ihre Stelle; nun vermag derselbe Boden, auf welchem 10 Köpfe in Ueberfluß lebten, nicht einen Einzelnen zu ernähren; dieser Einzelne sucht dann das Weite und hinterläßt eine Wüsteneі, wo früher ein reicher Garten bestanden hatte! Schon hier wird uns eine Ahnung davon, wie Rußland seiner „Culturmission" in Centralasien gerecht wird — wie es unsere Landstriche sich „assimilirt". — Nicht anders wird seit einigen Jahren in den baltischen Provinzen gewirkt. Man ruft nicht eher, als bis man in schöner Einförmigkeit überall eine gleichartige Culturwüste hergestellt hat. Ja, mehr noch lehren uns die vorstehenden Beobachtungen: Nicht nur, daß Rußland sich als unfähig erweist, in Asien als Culturträger aufzutreten — Mongolen werden in Rußland zu Culturträgern: Ssamarasche Russen fangen an, entwickelteren Ackerbau den Mongolen abzulernen! Das Alles aber sind vereinzelte, nicht tief einschneidende Vorkommnisse; es ist ein Kinderspiel gegenüber den in großem Maßstabe von den Russen in Centralasien auf den Gebieten des Steuer- und Agrarwesens angerichteten Verheerungen, welchen wir uns nun zuwenden.

Wir erinnern uns nicht, in der ganzen Geschichte der Bodenbesteuerung ein Grundsteuer-System gefunden zu haben, welches an Rohheit und Ungerechtigkeit mit der russischen Dessjatinensteuer — welche als besteuerbare Einheit nur die Grundflächen-Einheit, ganz abgesehen von ihrer Nutzungsart und Bonitur, kennt — sich messen dürfte. Selbst unter den äußerst primitiven Ackerbauverhältnissen Rußlands wird diese Steuer, welche Gartenland, Acker, Wiese, Wald und Unland, Sumpf, Moor u. s. w. über einen Kamm schceert, als außerordentlich drückend empfunden, vielleicht drückender noch, als es die verrusseten Kopfsteuern, Salzsteuern u. s. w. gewesen sind. Es würde uns zu weit führen, wenn wir in seiner ganzen Größe den Abwirrig kennzeichnen wollten, mit welchem man diese entsetzliche Steuer in Centralasien und namentlich in Ferganá eingeführt hat, wo sich in buntscheckigem Gemenge, hart nebeneinander liegend und sich räumlich durchsetzend, alle Abstufungen der Ertragsfähigkeit des Bodens nicht allein, sondern auch der Armuth oder des Reichthums an im Boden aufgespeicherten Capitalnutzungen vorfinden. Neben der vollkommen ertragslosen, mit Salzefflorescenzen oder mit Diluvialschutt frischen Datums bedeckten Culturwüste die unangebaute, ungewässerte und unbewässerbare, aber immerhin als spärliche Weide benutzbare Steppe; daneben der ungewässerte, aber bei ungewöhnlich hoher Fluth vom strömenden Wasserüberfluß Nutzen ziehende Bogár-Acker, welcher zu gewöhnlicher Zeit dem gewissermaßen Hazard spielenden Anbauer das vierte Korn, im bezeichneten Glücksfalle aber fast so viel einbringt, wie die reichsten berieselten Aecker; sodann diese letzteren selbst, welche mit größter Regelmäßigkeit und Sicherheit je nach dem Grade der Düngung und der angewandten Arbeit 70- bis 200fache Ernte bringen und viermal im Jahre die kostbarsten Marktfrüchte tragen — alles das wird durch das russische Steuersystem über einen und denselben Kamm geschoren. Man hat eben im „heiligen" Rußland, wie es sich selbst nennt, keine Vorstellung von dem, was intensive Cultur ist, von den Bedingungen, unter welchen allein sie prosperiren kann, von der Sorgfalt, welche ihr der Staat zu widmen hat, von der Rechtssicherheit, welche ihre nothwendige Voraussetzung ist, von der Rolle, welche Capital und Arbeit bei ihr spielen neben dem Factor der Natur, welcher in der extensiven oder expansiven Cultur fast allein in Frage kommt. Keine Ahnung hat man davon, daß höchste Roherträge nur durch überwältigende Productionskosten erzielt werden; und wenn man in Centralasien meinte, sehr fortschrittlich zu verfahren, indem man den Rohertrag durch eine Zehnten-Auflage besteuerte, so verfuhr man eben mit empfindlicher Härte und Ungerechtigkeit, weil die Roherträge unter hochintensiven Anbauverhältnissen ebenso wenig wie die unbonitirten Grundflächen geeignet sind, die Basis einer gerechten Steuervertheilung zu bilden. Um so schwerer und drückender mußte dieses Steuersystem den Eingeborenen erscheinen, als sie, uralten Culturboden erwachsen, incommensurabel höher gebildet und einsichtiger waren, als die sie nun beherrschenden Russen. Ungleich besser wäre man gefahren, hätte man die Grundsteuerumlage ortskundigen, landwirthschaftlich sachkundigen Catasterbeamten überlassen. Wie viel Einsicht und Tact die Eingebornen in dieser Hinsicht besitzen, ist unser Anderem aus den Fällen ersichtlich, wo Ortsschätzen überlassen wurde, das sie treffende Abgabencontingent nach eigenem Ermessen auf die Eingesessenen umzulegen; die Steuerzuwenkungen alsdann nach den Wassermengen bemessen, welche ein Jeder aus dem gemeinsamen Wasserreichthum bezog. Statt dessen bestand die militärische „Organisations-Commission", welche das turkestanische Steuerwesen zu regeln hatte, ausschließlich aus Leuten, welche, wie A. von Middendorff, der hier zu urtheilen vollkommen competent ist, referirt, weder ortskundig, noch sachverständig waren, ja nur schwache Allgemeinbildung besaßen.*)— Natürlich bewirkte ein solches Steuersystem die schreiendsten Ungerechtigkeiten: bestand z. B. ein Besitz von 100 Dessjatinen (450 Magdeburger Morgen) oder mehr, saß ausschließlich aus Oedland, das noch nie bearbeert worden war, so wurde er dennoch durchgängig so hoch besteuert, wie eine darin belegene kleine Parcelle, welche mit reicher Frucht bestanden war: denn das Reglement verbot es, ein und dasselbe Grundstück in zwei verschiedenen Bonitätsklassen einzuschätzen. Man sieht: mit einer gewissen raffinirten Geschicklichkeit hat man das Rohe und Verderbliche der Dessjatinensteuer mit dem Rohen und Verderblichen des Zehntensystemes zu vermählen gewußt. — Wie aber so irrationelle Bodenbesteuerung zu wirken pflegt, ist ja bekannt: wie eine Strafe, mit welcher Fleiß und Betriebsamkeit belegt werden; mit der Zeit lernt man es, sich der Strafe zu entziehen, indem man es aufgibt, fleißig und betriebsam zu sein.**) Auf diese Weise

*) A. a. O. S. 420—422. Ein einziges Glied der Commission, Wilkins, hatte mehr Verständniß und sah sich oft zu Protesten gegen das Vorgehen der „Organisatoren" veranlaßt; die einzige Folge davon war, daß er seine Stellung aufgeben, aus der Commission ausscheiden mußte (S. 430).

**) Als ein sehr belehrendes Beispiel von der Umsicht, mit welcher in Rußland die öffentliche Wohlfahrt „reglementmäßig" gepflegt wird, haben wir folgendes wohlverbürgte Curiosum mitzutheilen: In der Schwarzerderegion hatten die Ziesselmäuse sich derart vermehrt, daß sie zur Landplage geworden waren. Zu ihrer Vertilgung wurde von der Regle-

Digitized by Google

hat z. B. die nur den nächsten Tag berücksichtigende Verwaltung des Bey von Tunis es durch unzweckmäßige Steuerpolitik möglich gemacht, einen großen, durch Oelbaumwaldungen ein-träglichen Theil des Landes in eine Wüstenei zu verwandeln: Ausrottung der Oelbäume war das einzige Mittel, um den ruinösen Steuervegationen zu entgehen.

Zu der irrationellen, ungerechten und drückenden Art der Steuervertheilung kam noch ein anderer Umstand hinzu, welcher diese Art der „Organisation“ ganz besonders verderblich machte. Bisher hatte man nur Naturalabgaben gekannt; jetzt wurden dieselben plötzlich in eine Geldsteuer umgewandelt: was das in einem Lande, wo sich noch keine Geldwirthschaft herausgebildet hat, zu bedeuten hat, wie dadurch die ganze Landbevölkerung plötzlich in Bedrängniß und Beunruhigung versetzt, dem Geldwucher gewaltsam in die Arme getrieben und ihm auf Gnade oder Ungnade überliefert wird, braucht nicht erst im Einzelnen nachgewiesen zu werden. Mit alledem, sowie mit dem alsbald eintretenden allgemeinen Geldmangel combinirte sich noch außerdem das beständige Schwanken des Papierrubelcurses — alles Bedingungen, unter denen der ländliche Wucher herrlich gedeihen konnte: 20 Proc. wöchentlich, d. h. 1040 Proc. de anno war der landesübliche Zinsfuß unter den Segnungen dieser militärischen „Ordnung“ und „Organisation“ geworden.

Als ob das Maß der dem Lande auferlegten Bedrängnisse noch nicht ein hinreichend großes sei, wurden in eifriger Fürsorge für die Bevölkerung noch andere Verordnungen ersonnen, welche schließlich nur als drückende Vegationen empfunden werden und böses Blut machen mußten. Es war eben, wie A. von Middendorff bemerkt, nicht anders als im russischen Mutterlande, wo beständig fieberhaftes, unburchdachtes Eingreifen, Modeln und Ummodeln stattfindet, wo jeder thatkräftige Befehlshaber zu neuem Ummodeln schreitet: „so daß bald Niemand mehr weiß, was morgen Gesetz sein dürfte.“*) So ist unter Anderem dem bedrängten turkestanischen Grundbesitze im Jahre 1871 durch das Verbot, Besitzwechsel zu corroboriren, die Möglichkeit genommen worden, durch Verkauf seines Grundbesitzes sich dem Drucke zu entziehen — ein Verbot, welches in wohlwollender Absicht die Eingeborenen davor schützen sollte, durch russische Speculanten, gleich den Orenburg'schen Bashkiren, an die Luft gesetzt zu werden; diese Absicht ist freilich erreicht worden, dagegen aber ist der Grundbesitz in unentrinnbare islavische Abhängigkeit von Juder oder vom heimischen Wucherer gebracht worden.

Das Alles ist aber noch nicht das Schlimmste. Es sind freilich durch unverständiges Reglementiren überaus schwere, schier unerträgliche Verhältnisse geschaffen worden; indessen liegt es doch im Bereiche der Denkbarkeit, wenn auch nicht der Wahrscheinlichkeit, daß durch verständigere, besonnenere und consequentere Verwaltung Wandel zum Besseren geschaffen werde. Viel schlimmer ist, was die russische Verwaltung auf dem Gebiete des Bewässerungswesens gesündigt hat: hier, auf dem allereigentlichsten Lebensgebiete des Landes sind durch Mangel an Verständniß in unwiderbringlicher Weise Schädigungen, ja Verheerungen bewirkt worden, ist zerstört worden, was selbst den Stürmen Timurs und Dschengis-Khans widerstanden hatte.

In der von sommerlicher Dürre und Hitze heimgesuchten Region des centralasiatischen Lößbodens bildet die Anwendung reichlicher Bewässerung, die umsassgesetzte, sorgsame Unterhaltung der Zuleitungscanäle und die regelmäßige Vertheilung des Wassers die vollkommen unerläßliche Vorbedingung zur Pflanzenproduction, zur Ernährung von Thieren und Menschen. Der ungewässerte Boden übergeht sich in der Regel mit Salzefflorescenzen und ist durchaus unproductiv. Die Gebirgswässer führen beständig Schlamm mit sich, welcher die Canäle zu füllen und zu überhöhen droht, so daß an ihrer Reinigung und an der Erhaltung ihres Niveaus unablässig gearbeitet werden muß. Bei plötzlichen Schneeschmelze oder nach Wolkenbrüchen in den Hochgebirgen erleiden die Canäle Beschädigungen, welche unaufhaltlich, ohne irgend welche Säumniß, unter Aufbietung der ganzen, dem bezüglichen Canalsysteme angehörenden Bevölkerung, reparirt werden müssen, soll nicht in mehr oder weniger weitem Umfange die ganze Existenz des benachbarten Gebietes in Frage gestellt werden, sei es, daß die Fluthen Schutt- und Gerölmassen herabgebracht haben, welche die Köpfe der Zuleiter verschüttet, eines Wasser seitlich ablenkten und die entsprechenden, weiter abwärts belegenen Felder der Gefahr des Verdurstens aussetzten, sei es, daß die Uferdämme der Canäle von dem Hochwasser durchrissen wurden ꝛc. Anderentheils bedarf es sorgsamer Ueberwachung, daß nicht zum Schaden der an dem bezüglichen Canalsysteme Mitbetheiligten eine oder die andere Gemeinde, einer oder der andere Grundbesitzer sich mehr Wasser zusetzte, als ihr oder ihm zukommt. Dieses ganze weitverzweigte und durch allmähliche Anfügung neuer Bewässerungsgebiete, deren Zuleiter oft über bereits bestehende Canäle hinweg geführt wurden, sich wirr durchkreuzende Canalsystem wird seit unvordenklichen Zeiten, mindestens seit 4000 Jahren, in vollkommen feststehender, gewohnheitsrechtlich geregelter Weise, von durch die Betheiligten ernannten Wässerungsbeamten verwaltet, deren Eine die locale Aufsicht zu führen, die Anderen aber die Interessen des ganzen bezüglichen Canalsystems wahrzunehmen haben. In Fällen, wo etwa durch Reniteng irgend einer Bevölkerungsgruppe oder durch ungerechtes Vorgehen eines Wässerungsbeamten dem Gebiete eines Canalsystems Schädigung drohte, wurde an den Landesherrn, als an den obersten Wasserrichter, resp. an seine Repräsentanten recurrirt, es erfolgte dann sofort und unabweislich rasche und unerbittliche Justiz, weil jedesmal Gefahr im Verzuge war und jede Zögerung weitreichende Schädigung hätte hervorbringen müssen.

Nicht nur in seinen unteren Instanzen hat sich dieses gewohnheitsrechtlich ausgebildete Verwaltungssystem in Wassersachen, als unerläßliche Existenzbedingung, durch Jahrtausende in Centralasien unverändert erhalten, sondern namentlich auch die Stellung des Landesherrn in diesem Systeme ist durch alle Wechselfälle, welche jene Regionen erlitten haben, unabänderlich dieselbe geblieben.

(Schluß folgt.)

rung vorgeschrieben, daß jedes Gut und jede Gemeinde jährlich eine gewisse, dem Areale entsprechende Anzahl Zieselmausschwänze einzuliefern habe; für Mehrlieferungen wurden Prämien, für Minderlieferungen Strafzahlungen in Aussicht genommen. Zufolge eifriger Verfolgung gelang nach einiger Zeit auf dem Katkowa'schen Gütercomplexe der Großfürstin Katrina Michailowna die gänzliche Vertilgung der Zieselmäuse und es kommen seine Schwänze mehr eingeliefert werden: es erfolgte eine Verurtheilung zu beträchtlicher Strafzahlung, welche trotz aller Gegenvorstellungen eingetrieben wurde; so ein zweites Jahr u. s. w. Der Verwaltung von Katkowka blieb kein anderes Mittel übrig, der lästigen Strafzahlungen zu entgehen: sie legte eine Zucht von Zieselmäusen an, um jährlich die reglementmäßige Zahl von Schwänzen liefern zu können.

*) Ueber den also gekennzeichneten Zustand ist man bereits hinweg gekommen: gegenwärtig weiß Niemand mehr, was Gesetz ist. Seit dem „Selbstherrlichkeitsmanifest“ des Jahres 1881 stellt sich jeder Minister, jeder Gouverneur, jeder Ukhteilungschef über das Gesetz und erläßt Verordnungen nach eigener Willkür und Selbstherrlichkeit.

Literatur und Kunst.

Der Streit über Friedrich den Großen als Feldherrn.

Von Heinrich Friedjung.

Alles wird in unserer Zeit nach seiner geschichtlichen Stellung und nach seiner relativen Bedeutung durchforscht; überall scheidet man die dauernden Grundlagen menschlicher Art und männlichen Werthes von den geschichtlichen Bedingungen der Thaten eines Geschlechtes. Volkswirthschaft und Kunst, Philosophie und Geschichtsauffassung, Gewerbe und Rechts-

Digitized by Google

pflege — jeder dieser Zweige menschlichen Thuns ward, nachdem die philosophische Auffassung der Dinge sich mit Schelling und Hegel ausgeleht hatte, der historischen Durchspürung unterworfen. Zu allerletzt mußte dann auch die Kriegskunst solche Behandlung erfahren; seit einem Jahrzehnte etwa wird man sich klarer über die Methode der großen Feldherren voriger Jahrhunderte und des jetzigen. Es verbreitet sich Licht darüber, weshalb die Strategie Napoleon's erst möglich war, nachdem die französische Revolution die elementaren Kräfte des französischen Volkes entfesselt hatte; weshalb Montecuculi und Prinz Eugen von Savoyen den Krieg ganz anders führen mußten als Gustav Adolf und Wallenstein; weshalb Friedrich der Große niemals nach einem seiner entscheidenden Siege aus Wien losmarschirte und darin scheinbar weit hinter Napoleon zurückstand und wie Staatsverfassung und Volksleben Deutschlands auf Moltke's Strategie ebenso viel oder noch mehr einwirkten als die Natur und die Eigenheiten seines Genius.

Ueber Friedrich des Großen Feldherrnbegabung bestehen die allerwidersprechendsten Urtheile. Europa bewunderte ihn, aber in seiner nächsten Umgebung gab es der Kritiker und Neider eine Menge. Am geringschätzigsten urtheilte sein jüngerer Bruder Heinrich über ihn, selbst ein bedeutender Feldherr, dem Friedrich das Zeugniß gab, er sei der einzige General, der im siebenjährigen Kriege keinen Fehler gemacht habe. Meines Bruders ganze Kunst, so pflegte Prinz Heinrich zu sagen, bestand einzig im Bataillieren. Da fiel denn in vertrauter Tafelrunde auch wohl das Wort: Mein Bruder Friedrich hatte eigentlich keine Courage, und gerne ließ er fallen, wie erregt Friedrich oft im Laufe der Schlachten gewesen sei. Unmittelbar nach Friedrichs Tode fand die große Zahl der Offiziere, die mit ihm unzufrieden waren, der Generale, die er durch ein hartes Wort versetzt hatte, einen Mittelpunkt in dem Gaudy'schen Tagebuche, welches (handschriftlich) eine Menge von Berichten und Denkwürdigkeiten über militärische Dinge seiner Zeit enthält. Aufzeichnungen, welche ausnahmslos von oppositionellem Geiste durchdrungen sind. Wer unter Friedrichs Regierung gelitten hatte und nicht zu sprechen wagte, dem ward hier nach seinem Tode Gelegenheit gegeben, sich zu äußern. Seltsam also — während Friedrich der Große mit einem Heldenmuthe und einer Kühnheit sondergleichen der Allianz des vereinigten Europas die Spitze bot; während die ihm entgegenstehenden Generale den Kampf nur aufzunehmen wagten, wenn sie die bedeutendste Uebermacht auf ihrer Seite wußten, ward er in seiner militärischen Umgebung unaufhörlich angefeindet, sein Ruhm nach seinem Tode herabgesetzt. Reizt solcher Widerspruch nicht von selbst zu tieferer Ergründung?

Erst in den letzten zehn Jahren ging man, mit allen Waffen historischer Kenntniß und Kritik ausgerüstet, an die Lösung dieser Fragen. Theodor von Bernhardi in seinen 1881 erschienenen Werke „Friedrich der Große als Feldherr" und Hans Delbrück in einer Reihe von Schriften und Aufsätzen haben zumeist Licht in diese Dinge gebracht, aber ihre Auffassung ist in mancher Beziehung gegensätzlich. Delbrück hat jetzt seine kleineren Arbeiten zu einer umfänglicheren zusammengefaßt und sie in einem überaus lesenswerthen großen Aufsatze vereinigt, dem Mittelpunkte und der Perle seiner „Historischen und politischen Aufsätze," die vor einiger Zeit erschienen sind.*) Sind diese Schriften durchweg anregend und lehrreich und geben sie überhaupt ein Zeugniß von dem weiten Blicke und der geistvollen Darstellungsgabe dieses jüngeren Geschichtsforschers, so muß insbesondere der Aufsatz „Ueber die Verschiedenheit der Strategie Friedrichs und Napoleon's" eine Fundgrube der Erkenntniß für die wichtigsten Probleme der Kriegsgeschichte genannt werden. In concentrirter Darstellung, in voller Kenntniß der einschlägigen geschichtlichen und strategischen Literatur wird hier ein lebensvolles Bild der Kriegführung der alten Gesellschaft gegeben, welche von Turenne und Montecuculi begründet, so lange für die classische und einzig richtige galt, bis die französische Revolution die ganze Methodik derselben über den Haufen warf. Den Tag, die Stunde ihres Ausganges hat Goethe mit genialem Blicke erkannt, als er, im Feldlager des Herzogs von Braunschweig am Abende der Kanonade von Valmy, 20. September 1792, den ihn umgebenden, staunenden Offizieren die Worte zurief: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und Ihr könnt sagen, Ihr seid dabei gewesen."

Jene alte Kriegführung sah in denjenigen Feldherrn den Meister, der durch geschickte Manöver, durch „Kalousien," „Umbragen" und „Diversionen" das meiste zu erreichen, der nicht durch eine Schlacht, sondern durch treffliche Stellungen und klug angelegte Märsche den Feind zum Rückzuge zu zwingen verstand. Die zumeist zwangsweise zusammengebrachten Heere jener Zeit, welche nur zum Theile aus wirklich freiwillig dienenden Soldaten bestanden, mußten durch eiserne Disciplin zusammengehalten werden; sie rückten nur in geschlossenen, starren Linien vorwärts, um getreu dem Commandoworte des Offiziers und wohl unter der Furcht vor seinem Stocke regelrecht zu schießen oder zu avanciren. Dies galt für jede der damaligen Armeen, zumeist aber für die preußische. Denn diese hatte, wie Friedrich der Große in seinem 1768 geschriebenen militärischen Testamente angibt, neben 70 000 Inländern, nicht weniger als 90 000 Ausländer; ja der König schrieb den Befehlshabern der Regimenter ausdrücklich vor, daß sie zur Schonung der Bevölkerung seines Landes darauf sehen sollten, daß ihre Truppen aus zwei Drittheilen Ausländer bestehen sollten. Die Schrecken der preußischen Werbung kennt Jedermann aus der Poesie und aus der Geschichte. So konnte es geschehen, daß nach der Niederlage von Breslau 1757 nicht weniger als 4000 preußische Soldaten in die österreichische Armee übertraten; und diese Verhältnisse führten gewöhnlich dazu, daß hinter einem zum Sturme commandirten Regimente Schwadronen Cavallerie aufgestellt waren, um Deserteure und Flüchtlinge wieder in das Feuer zurückzujagen. Zusammengehalten wurden diese Scharen, welche diejenigen zum guten Theile auch aus verläßlichen Berufssoldaten bestanden, sie sich endlich in ihr Loos fügten, wie Friedrich selbst sagte, durch die „admirable preußische Disciplin". „Was den Soldaten betrifft," so äußert er sich in dem militärischen Testamente, „so ist es nöthig, daß er seine Offiziere mehr fürchtet als die Gefahren, welchen man ihn aussetzt; anders wird man es nie dahin bringen, ihn durch ein Ungewitter von 300 Kanonen, die ihn niederschmettern, hindurch zum Sturme zu führen". Nach der Schlacht bei Zorndorf schrieb er an den Prinzen Heinrich: „nachdem was ich hier am 25. gesehen habe, glaube ich mich verpflichtet, Ihnen zu sagen: halten Sie Ihre Infanterie in strenger Disciplin, N.B. lehren Sie den Tod respectiren." „In drei Gliedern," so sagt Delbrück, „schützt an Schulter, in gleichmäßigem Tritt, rechts und links die Pelotonführer, hinten die schießenden Offiziere, auf Commando die Salven abgegeben und weiter vorgerückt durch das feindliche Feuer, bis wieder das Commando „Halt" ertönt. Da gibt es kein Zaudern, kein Ausweichen, keinen guten Willen." Solche Schaaren, das ist sonnenklar, konnten nur in starren Linien zum Angriffe geführt werden; die zerstreute Fechtart, welche in den französischen, nicht disciplinirten, aber für Vaterland und Freiheit begeisterten Revolutionsheeren auftam, war bei solchen soldatischen Maschinen undenkbar. Deshalb war es in den Kriegen aus der Zeit der Lineartactik auch unmöglich, befestigte, auf Anhöhen gelegene feindliche Stellungen zu stürmen. Deshalb konnte auch das Manöver, die „Stellung" eine große Rolle spielen, während es seit den Napoleonischen Kriegen kaum mehr eine Position gibt, welche nicht angegriffen und erstürmt werden kann. Bernhardi führt ein überaus bezeichnendes Wort an, das von dem Fürsten Hohenlohe-Ingelfingen ausging, der gleich den übrigen preußischen Offizieren ganz verständnißlos der neuen revolutionären Tactik gegenüberstand, da er sie allen von ihm hochgehaltenen Gesetzen Hohn sprechen und ihnen zum Hohne siegen sah; er rieth im Jahre 1795 zum Frieden mit Frankreich, von der Fortsetzung des Krieges sei ein günstiges Ergebniß nicht zu erwarten, da man

*) Berlin, Walther & Apolant.

Digitized by Google

„mit Narren eben niemals fertig wird". Mit den Heeren der alten Gesellschaft konnte man es auch nicht wagen, im raschen Vordringen durch unaufhörliches Requiriren und Fouragiren das Heer zu ernähren. Denn wie viele Soldaten wären dabei desertirt, und wie wäre die eiserne Disciplin gelöst worden! Man mußte also Magazine anlegen und durfte sich nicht allzuweit von ihnen entfernen, konnte nicht eher vorrücken, bis wieder ein Magazin errichtet war. Aus all diesen Umständen setzte sich die langsame Bewegung der Heere des alten Systemes zusammen; man begreift, daß Napoleon die europäischen Armeen so lange besiegte, bis er auf spanische, russische und zuletzt deutsche Nationalheere stieß, von denen das preußische, auf der allgemeinen Wehrpflicht beruhend, schließlich den militärischen Ideen der Revolution noch in höherem, reinerem Maße Rechnung trug als die Armee Napoleon's.

Wie verhielt sich nun Friedrich der Große gegenüber den militärischen Elementen, mit welchen er seine Kriege zu führen hatte? War er von denselben Grundsätzen der Kriegführung erfüllt, wie seine Zeitgenossen, oder ging er von einer anderen, führeren Theorie aus? Kämpfte er im Sinne und Geiste Napoleon's oder war er bloß ein Sohn seiner Zeit, der sich, freilich in genialer Weise, ihre Hülfsmittel zu Nutze machte und nach ihren Grundsätzen Siege erfocht und den Feinden Widerpart bot?

Da stehen sich nun Bernhardi und Delbrück mit ganz verschiedenen Ansichten gegenüber. Das umfangreiche, zweibändige Werk Bernhardi's ist eigentlich von einem Grundgedanken durchdrungen, und die ganze, nicht eigentlich berichtende und schildernde, sondern raisonnirende Darstellung spitzt sich in einem Punkte zusammen: Friedrich habe vorahnend alle Grundsätze der modernen, revolutionären Tactik in genialem Sinne vorweggenommen und in seinen Thaten und Schriften übertrage er nicht bloß als Erster unter Gleichen, sondern unvergleichbar alle, selbst die besten Feldherren seiner Zeit. Nicht bloß die österreichischen und russischen Zauberer, nicht bloß die Daun, Soltikoff und Butturlin, sondern auch Feldhauptleute wie Laudon, Prinz Heinrich, Prinz Ferdinand von Braunschweig seien immerhin doch in den Anschauungen und Vorurtheilen der „methodischen" Kriegführung stehen geblieben; Friedrich allein sei zum Kern und Wesen der Strategie durchgedrungen. Bekannt ist, daß die Generale jener Zeit das Manöver als Hauptsache betrachteten und die Schlacht nur als Auskunftsmittel schlechter Generale, nur als letzten Ausweg in einer nicht zu umgehenden Schwierigkeit auffaßten. Diese Lehre wurde von den Kriegstheoretikern wie von dem Engländer Lloyd und dem Deutschen Tempelhof bis zur Carricatur ausgebildet, so weit, daß diese in der offenen Feldschlacht immer das gewagteste, unsicherste Mittel aller Mittel sahen. „Wer sich auf diese Dinge (Kenntniß des Landes, der Wissenschaft, der Stellungen, des Lagerwesens, der Märsche) versteht," so sagt Lloyd, „kann Kriegsunternehmungen mit geometrischer Strenge einleiten und beständig Krieg führen, ohne jemals in die Nothwendigkeit zu kommen, schlagen zu müssen." Friedrich der Große aber habe sich von dieser engherzigen Anschauung ganz befreit; er sei wie Napoleon stets auf die Vernichtung des Gegners losgegangen, habe das gewaltige moralische Element des Sieges in der Schlacht voll gewürdigt, habe genau wie Napoleon stets im Auge gehabt, seine Gegner ganz niederzuwerfen. Kurz und gut: „Friedrich allein, unter allen Zeitgenossen," so sagt Bernhardi, „führte auch wirklich den Krieg im Sinne dieser Grundanschauungen, insofern es nämlich den damaligen Welterhältnissen angemessen war, und insoweit es die besondere Lage Preußens gestattete."

Delbrück ist kein geringerer Bewunderer Friedrichs als sein wissenschaftlicher Gegner, aber er weist den Könige von Preußen doch eine andere Stelle in der Kriegsgeschichte an. Er prüft zuerst sorgfältig dessen Schriften und teilt Beweis an Beweis, daß Friedrichs Grundanschauung über den Krieg genau mit der seiner Zeitgenossen übereingestimmt habe. Allerdings Zerrbilder vom Kriege, wie Herr Lloyd, hat Friedrich in seinen Schriften nie entwickelt. Aber auch Friedrich ist wie seine Zeitgenossen der Ansicht, daß Schlachten doch nur die letzten Auskunftsmittel im Kampfe seien, Auskunftsmittel, die freilich Niemand so meisterhaft zu gebrauchen wußte, als er. „Ein vernünftiger Mann," so sagte er in seinen Generalprincipien vom Kriege 1757, „muß niemalen eine Demarche thun, sondern einen guten Beweggrund dazu haben: noch viel weniger aber muß der General von einer Armee jemals Bataillen liefern, ohne daß er einen importanten Zweck dazu suche." Ja er hat selbst anerkannt, daß die Zaudertactik der österreichischen Generale richtig sei und sogar seinem vielgeschmähten Gegner Daun ein Ehrenzeugniß gegeben. In der Einleitung zur Geschichte des siebenjährigen Krieges heißt es: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß die österreichischen Generale nicht abgethan werden von der Methode des Marschall Daun (welcher ohne Widerspruch die gute ist) und daß man sie beim nächsten Kriege ebenso aufmerksam finden wird, sich gut zu postiren, wie in diesem . . . Der Drang der Umstände hat mich bisweilen gezwungen, zum Aeußersten zu schreiten; aber wenn man Krieg mit gleichen Kräften führt, so kann man sich sichere Vortheile durch List und Geschicklichkeit verschaffen, ohne sich so großer Gefahren auszusetzen." Schärfer äußert sich der König im höheren Alter, wo seine Vorsicht noch größer wird: „Liefert niemals eine Schlacht nur um den Feind zu besiegen, sondern um die Pläne zu verfolgen, die ohne diese Entscheidung verhindert sein würden (1775)." Noch drastischer aber drückt sich Friedrich zu wiederholten Malen aus, indem er eine Schlacht geradezu als Brechmittel bezeichnet, durch welches allein er seine Lage verbessern kann. Vor der Schlacht bei Leuthen schreibt er: „Es bleibt mir kein Ausweg . . . eine Schlacht ist unter allen möglichen Dingen, die ich finden kann, das einzig passende. Dieses Brechmittel wird in wenigen Stunden über das Schicksal des Kranken entscheiden." Und diesen Ausdruck gebraucht der König auch bei einer anderen Gelegenheit.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß Friedrich im Verlaufe seines kriegerischen Lebens vorsichtiger wurde, ja daß er die herrschende Theorie seiner Zeit später für immer wortheroller hielt. Denn da er nach den ersten genialen Vorstößen des siebenjährigen Krieges, nach der Gefangennahme der sächsischen Armee, nach der glücklichen Schlacht bei Prag, doch an der neu erstandenen österreichischen Armee bei Collin einen ebenbürtigen Gegner fand und Böhmen räumen mußte, so konnten die nächsten fünf Jahre des Kampfes nur ein Vertheidigungskrieg sein und es war sein Glück, daß dieser Krieg in den Grenzgebieten ihm ermöglichte, durch geschickte Manöver, durch rasche Märsche seinen vielfach überlegenen Gegnern das Gleichgewicht zu halten. Niemals, selbst wenn er den Krieg nach den Grundsätzen der Napoleonischen Tactik geführt hätte, konnte es ihm gelingen, mit den etwa 100,000 Mann seines Hauptheeres die Entscheidung in das Herz des österreichischen Staates zu tragen, während sein Land den Einfällen der französischen, russischen und schwedischen Heere ausgesetzt war. Es war für ihn geradezu entscheidend, daß das österreichische Heer sich genau nach denselben Grundsätzen bewegte, welche von der Strategie der Zeit vorgeschrieben waren. Denn wenn es magazinlos seine Operationsbasis verlassen und nicht nach jedem siebenten oder neunten Marsche mit der Anlegung neuer Magazine beschäftigt gewesen wäre, so hätte man ihm eilends auf den Fersen folgen können, während er mit dem Hauptheere die Franzosen nach Roßbach oder die Russen nach Zorndorf verfolgte. Nicht ihm, sondern den österreichischen Generalen wäre die Pflicht obgelegen, sich von den Grundsätzen der Tactik seiner Zeit zu emancipiren; denn ihm nützten diese Grundsätze, seinen Gegnern standen sie eher im Wege.

Es ist bekannt, daß man durch lange Zeit dem österreichischen Hofkriegsrathe den Vorwurf gemacht hatte, er habe durch seine Rathschläge, durch seine hemmenden Bedenken dem Fortschritte der Generale Einhalt gethan. Dies gilt, wie die neuere Forschung nachgewiesen hat, für die Zeit Maria Theresia's ganz und gar nicht. Damals war der Hofkriegsrath überhaupt nur eine verwaltende Behörde, welche bloß mit der Ausrüstung und Verpflegung der Truppen zu thun hatte. Ueber die Heeresoperationen hatten die Feldherren nur dem Cabinet der Kaiserin Bericht zu erstatten; und jedes Blatt auf

Digitized by Google

der zehnbändigen Geschichte Maria Theresia's von Arneth beweist, daß die Kaiserin vermöge ihres energischen Charakters, vermöge des hohen Sinnes, der sie erfüllte, ihre Generale stets antrieb, eine Schlacht zu wagen, daß sie ihnen mehr als einmal großmüthiges Verzeihen in Aussicht stellte, wenn das Wagniß nicht gelingen sollte, ja daß sie mit ihnen, herzlichen Trostesgründen den gemüthsleidenden Laudon aufrichtete, wenn einmal der Ausschlag dieses trefflichen Feldherren an der überlegenen Größe Friedrichs scheiterte. Einen einzigen Fall wird man in der Kriegsgeschichte jener Tage auffinden können, in welchem Maria Theresia einmal einen Feldherren hinderte, in raschem Fortschreiten den Feind zu verfolgen. Dies war im Jahre 1741, als ihr Feldmarschall Khevenhüller vor der Wahl stand, entweder Linz, in das sich Graf Ségur geworfen hatte, zu belagern, oder nach Bayern vorzudringen. Khevenhüller war zu der letzteren Waffenthat bereit; aber die Kaiserin wollte ihre schöne Donaustadt so rasch als möglich in Besitz nehmen und befahl die Belagerung.

Sonst fand man es in Wien immer unbegreiflich, daß Traun, der Herzog von Lothringen, Browne, Daun und Lacy so oft zögerten, sich mit ihren oft überlegenen Streitkräften mit den Preußen zu messen. Das war auch der Grund, weshalb zumal Kaunitz immer und unentwegt die Partei des unternehmenden Laudon gegen die hochgeborene Clique der Grafen Daun und Lacy nahm.

Ist es nöthig, hinzuzufügen, daß Friedrich der Große, wenn es zu einer Schlacht kam, so meisterhafte Anordnungen zu treffen wußte, wie irgend einer seiner Zeitgenossen? Delbrück wird nicht müde, dies hervorzuheben, und man kann ihm nicht den Vorwurf machen, daß er in dem selbstverständlichen Streben, die Stellung des Königs innerhalb der „methodisch" vorgehenden Feldherren festzustellen, ebenso voll Anerkennung ist für die von Friedrich entworfenen Schlachtpläne. Ein eigenthümlicher Glücksfall hat nachträglich den Beweis geliefert, wie sehr Delbrück Recht hat, wenn er annimmt, Friedrich der Große habe bei seinen Feldzügen keineswegs gleich Napoleon zum Ziele gehabt, den Feind zu zertrümmern, in dessen Hauptstadt zu eilen und auf deren Wällen den Frieden vorzuschreiben. Eigentlich ist dies so offenkundig, daß Bernhardi irgend eine Erklärung dafür suchen mußte, um darzuthun, weshalb Friedrich nach seinen Siegen stets in Böhmen stehen blieb. Und da erlaubt sich der geistreiche Geschichtschreiber eine Combination, die er durch zahlreiche Belege zu beweisen sucht. Politische Gründe, so behauptet er, hätten den König bei seinen ersten vier Feldzügen der beiden schlesischen Kriege daran verhindert, auf die Zertrümmerung des österreichischen Staates hinzuarbeiten. Er wollte Schlesien erobern; was sollte er mehr? Hätte er etwa den Franzosen selbst den Weg nach Wien bahnen sollen? Besaß er ein Interesse daran, die gallische Macht endgültig zum Schiedsrichter der deutschen Fürsten zu machen? Und ebensowenig konnte Friedrich in den fünf letzten Feldzügen, in denen des siebenjährigen Krieges, Aehnliches anstreben; dazu war die Macht seiner Gegner zu groß. Ein einziges Mal, so meint Bernhardi, habe er den Feldzugsplan im Napoleonischen Geiste entworfen können, weil die politischen Verhältnisse darnach angethan waren, und dieses einzige Mal habe er so kühn und weit ausgreifend gehandelt, wie irgend einer der Feldherren vor und nach ihm. Dies sei bei dem Feldzuge von 1757 der Fall gewesen. Damals rückte Friedrich der Große in drei Colonnen in Böhmen ein, sammelte seine Scharen bei Prag, besiegte nach dem Heldentode seines Feldmarschalles Schwerin die Oesterreicher, warf Karl von Lothringen mit 50,000 Mann in die böhmische Hauptstadt und versuchte dann diese Armee gefangen zu nehmen. Wäre ihm dies gelungen, dann hätte er auf Wien eilen können, und dann wäre der Feldzug in Napoleonischem Stile geführt gewesen. Diese Argumentation ist bestechend, aber sie ist hinterher schlagend widerlegt worden. Als Bernhardi obige Gedanken niederschrieb, war der Feldzugsplan und waren die Dispositionen Friedrichs für den Feldzug von 1757 noch nicht bekannt. Letztere wurden später aufgefunden, und was zeigte sich da? Der große König hatte gar nicht die Absicht, all das auszuführen, was das Geschick ihm später beschied. Nach seinem Plane sollte ein beschiedener Feldzug im Stile der alten Strategie unternommen werden, als ihm seine Rathgeber, Schwerin und Winterfeldt, den größeren, weitausgreifenden Plan vorlegten. Winterfeldt sagte, es wertrage sich weder mit der Ehre noch mit den Interessen Seiner Majestät, vom Feinde das Gesetz anzunehmen, und Schwerin erinnerte ihn zu kühnerem Ausgreifen mit den Worten: „Die jetzigen Umstände von Euerer Majestät sind lange Zeit einem Hagzard unterworfen, als woraus nichts, als ebenfalls die aller hardieste partie prompt zu ergreifen, retten kann." Und auch diese beiden Männer nahmen nur an, man werde die Oesterreicher vor Prag schlagen und sie in den Süden Böhmens zurückwerfen; dann könnte sich der König mit Leichtigkeit gegen Russen und Franzosen kehren. Erst als das Glück Friedrich begünstigte, erst als den Oesterreichern nach der Schlacht der Rückzug verlegt war und sie nach Prag hineingeworfen waren, erst dann erhob sich sein Genie zu einem noch kühneren Unternehmen. Er scheiterte in demselben, indem ihm Daun die Niederlage bei Collin beibrachte. Man kann nach der späteren Aufbindung der Berathungen zwischen Friedrich und seinen militärischen Rathgebern gar keinen Zweifel darüber hegen, daß die Theorie Bernhardi's von Delbrück endgültig widerlegt worden ist.

Man weiß, daß die Generale aus Friedrichs Schule nach dessen Tode sein System immer geistloser auffaßten und zu den thörichtesten Schlüssen und Anschauungen gelangten. Maßenbach, der württembergische Offizier, den er in seine Dienste zog und der nach seinem Tode an der Spitze des preußischen Generalstabes stand, ging in seiner Verehrung für die Theorie so weit, daß er ununterbrochen Feldzugspläne entwarf für die verschiedensten Stellungen, für die verschiedensten Möglichkeiten, in welche die preußische Armee gerathen könnte. Er meinte, daß, wenn die Offiziere nur immer diese Möglichkeiten, deren Zahl ja nicht unbegrenzt ist, durchstudiren und vor Augen haben würden, sie ihre Aufgabe auf dem Schlachtfelde mit Leichtigkeit müßten lösen können. Dieser geistlose Schematismus, welchen der jetzige preußische Kriegsminister, Bronsart von Schellendorf, in seinem Lehrbuche über den Dienst des Generalstabes treffend darstellt, wurzelt eben in den schulmäßigen Ansichten aus der Zeit Friedrichs. Er selbst führte, als die männliche Spannkraft ihn verlassen hatte, den Krieg von 1778 genau nach dem vorschlagen, zuwartenden, auf Positionsvortheile und Manöver berechneten Systeme seiner Zeit. Ja, in dem Plane, welchen er 1775 entwarf, um zu zeigen, in welcher Weise eine große Coalition gegen Frankreich dieses Land unterwerfen könne, rieth er, sich in dem ersten Jahre mit der Eroberung Dünkirchens und einiger kleinerer Plätze zu begnügen, und erst im zweiten Jahre gegen Paris vorzudringen. Man hat Ferdinand von Braunschweig, als er 1792 seinen fruchtlosen Feldzug unternahm, seiner Langsamkeit wegen getadelt. Aber man sieht, daß er, indem er sofort auf Paris losmarschirte, eigentlich doch entschlossener, unternehmender handelte, als Friedrich der Große einst gerathen hatte. Merkwürdiger Weise bespricht Bernhardi am Schlusse seines Werkes wohl diese militärische Arbeit Friedrichs, aber er geht aus derselben mit offenbarer Gewaltanwendung den umgekehrten Schluß, den nämlich, wie hoch sich Friedrich über die Ideen und Pläne seiner Zeit erhoben habe. Bernhardi hätte sagen sollen, daß in ein Geist wie Friedrich der Große, der ja überhaupt in Politik wie in Literatur noch ganz im Banne des alten Systemes stand, der ja noch ganz in den Ideen der Zeit Ludwigs XIV. befangen war, nur dadurch diese Periode überragt, daß er innerhalb ihres Gedankenkreises mit unvergleichlicher Energie, mit durchdringendem Scharfblicke und schlagfertiger Entschlossenheit durchführte, was er einmal für richtig erkannt hatte. Aber über die Ideen seiner Zeit hat er sich in der Kriegswissenschaft ebensowenig erhoben als in der Literatur und Kunst, als in Volkswirthschaft und Philosophie.

Der scharf umrissene Charakter Friedrichs, der in seiner Mischung von Selbstentsagung, Hingebung an den Staat und von Härte gegen Einzelne — er war indessen so strenge gegen sich wie gegen Andere — Veranlassung gibt zu den verschie-

Digitized by Google

denften Urtheilen, der bei kühner Kraft und Vorurtheilslosigkeit sich doch vielfach an das System, ja selbst an die Schablone seiner Zeit hielt, wird durch solche Untersuchungen immer klarer. Schon aus den allgemeinsten Erwägungen wird man zum Schlusse kommen müssen, Delbrück habe die Feldherrennatur Friedrichs richtig erkannt. In ganz derselben Linie bewegt sich doch auch Alles, was der große König als Administrator geleistet hat. An den Rädern der Maschine, die ihm sein trefflicher Vater hinterlassen, änderte er nichts; wie aber wußte er für ihren Schwung zu sorgen, wie beutete er ihre Arbeit in genialer Weise aus! Es gab keinen Zweig der Verwaltung und der Finanzen, den er nicht beherrschte; er besaß eigentlich keinen Minister und lenkte Alles selbst mit Hülfe der fünf Cabinetssecretäre, welche seine Befehle niederschrieben; er hinterließ die Finanzen in geordnetem Zustande und brachte es durch Handhabung strengster Ordnung zuwege, daß nach dem verheerenden langjährigen Kriege seine gefüllten Magazine den Bauern Schlesiens und Pommerns das Saatkorn liefern konnten. Aber über die Maximen seiner Zeit in Besteuerung und Verwaltung erhob er sich nicht; an den Verhältnissen der Stände, an der Hörigkeit des Bauers, an der alleinigen Theilnahme des Adels an der Staatsverwaltung, zumal in militärischen Dingen änderte er nichts. Gerade dieses Stehenbleiben ward freilich verderblich für den Staat; denn wie vermag ein einzelnes Land inmitten des Fluthens der Weltbegebenheiten ohne Schaden au Einrichtungen festzuhalten, welche ein halb Jahrhundert früher von einem ausgezeichneten Organisator, wie sein Vater es gewesen, geschaffen worden waren? Stimmt zu diesem Bilde nicht vollständig auch Alles, was Delbrück über Friedrichs Auffassung der Kriegskunst mittheilt? Friedrich zeigt in Allem und Jedem die genialste Handhabung der gegebenen Richtung; neue Wege und Ziele aber hat er sich weder in Staat noch in Philosophie, weder im Kriege noch in der Verwaltung gesteckt.

Sophie Junghans.

Von F. Freudenberg.

Sophie Junghans ist ohne Zweifel eine der vielseitigsten und am gründlichsten durchgebildeten unter den Schriftstellerinnen der Gegenwart. Wenn einem schon an sich männlich gearteten und überdies durch gediegene Bildung geschulten Geiste noch die specifisch weiblichen Vorzüge der Geschmeidigkeit, höchsten Anpassungsfähigkeit und des feinfühlenden Tactes zu Hülfe kommen, so kann das Resultat allerdings ein ungewöhnliches sein. Und es grenzt in der That an's Wunderbare, wie sich das Talent dieser Frau auf allen Gebieten zu Hause findet; mit welcher Sicherheit ihr Verstand in das eigenste Leben sowohl einer längst vergangenen, als der gegenwärtigen Zeit eindringt; wie das stille Traumweben der Kindesseele ebenso offen vor ihrem Blicke daliegt, als ihr die mannigfache Berufsthätigkeit des Mannes verständlich ist. Schon das Letztere besaß allein sehr viel; weit mehr, als man sich vielleicht bei flüchtigem Ueberdenken klar macht. Nicht allzu Viele können über die Schranken hinaus, welche im Allgemeinen den einen Geschlechte in der Beurtheilung des anderen gezogen sind. Größtentheils bezieht sich das Interesse und auch die Fähigkeit gegenseitigen Erkennens auf die Liebesneigungen in ihren tausendfachen Spielarten, diesen freilich bedeutungsvollsten Tummelplatz menschlicher Leidenschaften, auf welchem der Egoismus jedes der Geschlechter in Bezug auf das andere hellsehend, zugleich aber auch wiederum blind macht, also daß gerade hier die ärgsten Irrthümer mit unterlaufen. Ein Blick auf die vielen Tausende verfehlter, überwiegend „idealisirter" Charakterzeichnungen, von denen die Literatur wimmelt, wird erst den richtigen Maßstab für die unbefangene, durch kein Vorurtheil verdunkelte Gerechtheit an die Hand geben, mit welcher Sophie Junghans auch das Wesen des Mannes in seiner Eigenart, seinem selbständigen Fürsichsein erfaßt.

Sie ist eben im besten Sinne des Wortes Realistin, scharf beobachtend und wahrheitsliebend, und, wie es sich für echte Realisten geziemt, von einer liebevollen, fast andächtigen Verehrung erfüllt für Alles, was nun einmal wirklich ist. Allein man würde ihr großes Unrecht thun, wollte man sie darum einreihen in den lärmenden Troß all' derer, die sich heute mit so lautem Geschrei zum Realismus bekennen, und die, einem Schwarme von Bacchanten und Mänaden vergleichbar, ihren Gott mit wilder, zügelloser Ausgelassenheit umtanzen. Wie ruhig und maßvoll, eine Priesterin der Kunst, schreitet sie daneben! Nicht, als ob ihr Blick sich vor den tiefsten Abgründen des Lebens ängstlich oder in falscher Scham zur Seite kehrte, als ob sie im „Labyrinth der Brust" nicht auch trefflich Bescheid wüßte! Hat sie doch „warmes Blut, so gut als Eine", und hat sie doch so gut den Schleier vom Bilde der Wahrheit gelüftet, als alle die Anderen auch. Nur daß sie sich nicht ob des Geschauten so wahnsinnig geberdet wie jene, welche ihre geistigen Convulsionen der Menschheit als eine neue Kunst aufdrängen möchten.

Sophie Junghans steht vollkommen auf der sogenannten „Höhe" moderner Weltanschauung, sie besitzt aber zugleich — und das eben zeichnet sie vor Vielen aus — eine tiefe Achtung vor den geistigen Errungenschaften früherer Geschlechter. Sie hat sich an dem gebildet, was, wie George Elliot sagt, die Jahrhunderte für uns gesichtet haben, und darin ein ausreichendes Gegengewicht gefunden gegen das Uebermaß naturwissenschaftlicher Aufklärung, welches momentan der Kunst so gefährlich zu werden droht. So benutzen wir an ihr eine schöne Ausgeglichenheit aller seelischen Kräfte, eine Harmonie, Freiheit und heitere Klarheit der Lebensauffassung, die an diejenige Goethe's erinnert. Aus ihren Werken spricht die Ueberzeugung, daß das „Natürliche" in uns wohl den Grundbaß unseres ganzen Wesens bedeutet, und selbst in den edelsten Regungen vernehmlich mitschwingt; daß aber die leitende Melodie Musik aus einer anderen Sphäre sein muß, wenn die Kunst nicht ihres besten Theiles verlustig gehen soll. Daher kommt es denn auch, daß die Heldinnen der Junghans'schen Romane bei all' ihrem gesunden, starken Empfinden, ihrer unbefangenen Natürlichkeit so viel hellen Verstand, so viel tapferes, zielbewußtes Wollen entwickeln und sich so wesentlich von den beliebtesten weiblichen Typen der neuesten Realität unterscheiden, welche sämmtlich mehr oder weniger nach den bekannten Recepten des Stadtmusikus Miller gebildet zu sein scheinen.

Es ist überhaupt lehrreich, zu beobachten, wohin es in der Kunst zunächst geführt hat, daß die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts in der Entwickelungsstehre gewissermaßen sich selbst, ihre wahre, bisher verborgene Herkunft entdecken durften. Nachdem die erste unliebsame Ueberraschung überwunden, scheint nunmehr ein wahrer Enthusiasmus Platz zu greifen für alles das, was wir mit der ganzen übrigen Schöpfung, über welche wir uns fälschlicherweise hoch erhaben glaubten, gemein haben. Huldigten frühere, unmittelbare Zeiten der Ansicht: Natur ist Sünde, so verfällt der von modernen Ideen durchdrungene Künstler in das entgegengesetzte Extrem, und möchte am liebsten alle Cultur mit jenem Anathem belegen; er erblickt in ihr etwas Fremdes, das des Menschen wahres Wesen verhüllt und verunstaltet. Von dem Realismus findet sich bei Sophie Junghans keine Spur. Wer in der Anwendung solcher und ähnlicher Motive das Merkmal moderner Vorgeschrittenheit sieht, dem muß unsere Autorin recht altmodisch vorkommen; genau so altmodisch, wie Freytag, Scheffel, Heyse, Storm und andere feitherige Lieblinge der deutschen Nation thatsächlich in den Augen der neuen Stürmer und Dränger sind. Wer aber darob an ihrer Fähigkeit, uns „ganze Menschen" vorzuführen, zweifeln wollte, der lese „Helldunkel", diese classisch schöne Erzählung aus deutscher Vergangenheit*), in welcher eine so reiche Scala

*) Sämmtliche Romane sind im Verlage von Karl Reißner in Leipzig erschienen.

Digitized by Google

menschlicher Empfindungen durchlaufen und auch der Ton sinnlicher Leidenschaft voll und stark angeschlagen wird. Wie vollkommen entspricht dieser Roman dem Wesen jener Zeit des ausgehenden Mittelalters, deren eigenthümlicher Charakter bestimmt wird durch das unvermittelte Nebeneinanderwirken höchster geistiger Potenzen, schwärmerischer Frömmigkeit und reinsten Wissensdranges mit einer uns schlechterdings unverständlichen barbarischen Rohheit der Sitten. Jede der beiden Strömungen, so mystisch transcendental uns die eine, so derb, grausam und brutal uns die andere anmuthet, hat dennoch in ihrer schwellenden Kraft etwas, was uns mächtig anzieht, vielleicht gerade weil es unseren modernen Lebensverhältnissen — nicht zu ihrem unbedingten Vortheile — so fern liegt. Jene Epoche sah noch den Teufel leibhaft umgehen; dunkel war's in den Köpfen und dunkel auch auf den Lebenspfaden der Menschen; recht- und wehrlos stand der Schwache dem gewaltthätigen Starken gegenüber.

Ein getreues Bild aus solchen Tagen kann kein zartes Aquarell, nicht mit seinem Haarpinsel ausgeführt, es muß ein farbensattes Oelgemälde sein, dessen steife Töne sich von tiefen und breiten Schatten doppelt leuchtend abstehen; und so ist „Helldunkel". Will Jemand die Obristin Steckelberg bedenklich finden, so verweisen wir ihn auf den Geist des Ganzen, der ein Geist der Wahrheit ist, dem aber der Schutzengel des ausserlesensten Geschmackes zur Seite schwebt, überall — zum Trotze zaghafter Gemüther sei es versichert — die Grenze des ästhetisch Zulässigen sorgsam bewachend.

Hat übrigens die nächtliche Scene im Pavillon die „verlorene Handschrift" nicht gehindert, einen Ehrenplatz im Herzen des Volkes einzunehmen, so wird auch die Steckelbergerin kein anderes denn rein künstlerisches Interesse erwecken bei allen denen, die unbefangen zu genießen verstehen und die nichts in ein Buch hinein lesen, was nicht darinnen enthalten ist. Nur die vollkommene Urtheilslosigkeit kann sich dagegen verschließen, daß die Junghans'schen Romane eine fast strenge Lauterkeit athmen, daß die Verfasserin fest in dem uns Allen gemeinsamen Boden gesellschaftlicher Moral wurzelt und durchaus nicht darauf sinnt, gegen die traditionellen, altehrwürdigen Begriffe von Pflicht und Tugend Sturm zu laufen, trotz der Objectivität, mit der sie auch das Gegentheil von bürgerlicher Ehrbarkeit künstlerisch zu verwerthen weiß. Wer hätte jemals für den Zauber kindlicher Unschuld, für die herbe Sprödigkeit des jungfräulichen Weibes, wie für die schlichte Treuherzigkeit des unverdorbenen Jünglinges einen köstlicheren Ausdruck gefunden? wer der Elternzärtlichkeit, der Kinder- und Geschwisterliebe schönere Züge gelehrt? Auf's Lebenswürdigste kommt sie dem Bedürfnisse des Herzens nach sympathischen Figuren entgegen, die man lieb gewinnt und von denen man am Ende des Buches mit Bedauern scheidet; wobei uns indessen keinen Augenblick die angenehme Gewißheit verläßt, daß uns diese sympathischen Figuren nicht etwa bloß zu unserer Ergötzung hingestellt worden, sondern daß in Wahrheit große Schätze an Liebenswürdigkeit und Güte in dieser mangelhaften Welt zerstreut sind und daß die pessimistische Kunst, welche nur in der Schwäche und Gemeinheit das wahre Wesen der Menschen findet, sich einer ebenso großen Fälschung schuldig macht, als der einseitige, übertreibende Idealismus.

Frau Junghans wahrt sich vor allen Dingen in vollstem Maße das angenommene Vorrecht epischer Darstellungsweise, zu „schildern", und auch hierdurch tritt sie in einen scharfen Gegensatz zu den Anhängern der neuesten Geschmackswendung, welche nacheinem kürzlich aufgestellten Programme „die Charaktere weder beschreiben, noch beurtheilen wollen, sondern sie dem Leser vorführen, wie der Maler seine Figuren vorführt". „Diese Figuren", heißt es weiter, „müssen so lebensvoll hervortreten, müssen dabei ihre verborgensten Gedanken kundgeben, ihre Gefühle — so unbestimmt und flackernd sie auch seien — mit solcher Aufrichtigkeit bloßlegen, daß der Leser mitempfinde, ohne an einen mitempfindenden Autor erinnert zu werden."

Vortrefflich! Allein, heißt das nicht die Erzählung zum Drama umstempeln wollen? Da man aber die Personen nun doch einmal nicht, wie auf dem Theater, sieht und sie sich ohne jeglichen beschreibenden Anhalt auch nicht vorstellen kann, so hilft uns beim Lesen nichts über die Dürftigkeit des Hintergrundes und der Coulissen hinweg. Der anschauenden Phantasie wird nichts, aber auch gar nichts geboten; es werden uns nur geistige Physiognomien vorgeführt, und das gibt einem solchen Romane, wie Beispiele beweisen, einen eigenthümlich abstracten Anstrich.

In welchen Widerspruch mit sich selbst geräth ferner leicht der Autor, der die strenge Lebenswahrheit festhalten und zugleich seine Helden fortwährend das tiefste Herz auf der Zunge tragen lassen will! Mit wieviel reicheren Mitteln arbeitet dahingegen eine Kunst, welche die innersten Empfindungen, die sich der durchsichtigliche, in der Selbstbetrachtung ungeübte Mensch selten in klaren, wohlgeordneten Sätzen vergegenwärtigt, die geheimen, Ausschlag gebenden Triebfedern seiner Handlungen, deren er sich selbst so oft nicht bewußt ist, gleichsam als begleitenden Text zwischen und unter die Bilder der auftretenden Personen schreibt! Das ist ja, was den Erzähler vom Dramatiker unterscheidet, daß ersterer uns vor und nach den einzelnen Auftritten, ja sogar während derselben bei der Hand nimmt und uns hinter die Scene führt, um uns zu erklären, wie im Grunde alles zusammenhängt.

Und hierin ganz besonders besitzt Sophie Junghans eine Meisterschaft, die uns im Zweifel darüber läßt, ob wir mehr die Herzenskenntniß oder die Virtuosität der technischen Ausführung bewundern sollen, welches beides sich in den hervorragendsten Scenen zu bedeutendster Wirkung verbindet. Zweigentlichen Sinne pflegt allerdings eine Leistung virtuos genannt zu werden, welche mit auffallender Leichtigkeit verborgene große Schwierigkeiten überwindet; und zwar hat die Bezeichnung sogar nicht selten einen leisen Beigeschmack von Tadel. Es kann sich ereignen, daß eine solche glatte und scheinbar bequeme Außenseite den oberflächlichen Beobachter über den inhaltlichen sowohl als den formalen Werth des Dargestellten täuscht, und uns will bedünken, als ob Frau Junghans diese Erfahrung an sich machen müsse. Uns Deutschen gebricht es im Allgemeinen noch an dem richtigen Gefühle für Grazie und Gefälligkeit des Ausdrucks; wir sind in der schwerfälligen Ansicht befangen, daß ein ernster Gedanke sich uns nicht anders denn im feierlichen Gewande präsentiren dürfe. Wir denken uns an tragischen Stellen den Autor mit gesträubtem Haar vor seinem Schreibtische sitzend, und finden die ruhige Gelassenheit, welche uns Tugend und Laster gleichmäßig, ohne auffallenden Enthusiasmus für die erstere und ohne sonderlichen Zorn auf das letztere einfach so vor Augen bringt, wie sie im Leben und im Charakter des einzelnen Menschen durch einander spielen — kalt und womöglich gemüthlos. Unter dieser Verkennung leiden z. B. Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer, beide die jetzt noch erst von einer verhältnißmäßig kleinen Gemeinde nach Gebühr gewürdigt. Auf Frau Junghand findet das oben Gesagte eine etwas andere Anwendung. Es ist die anspruchslose und beiläufige Art, mit welcher sie sowohl ernste als launige, oft satyrisch geschärfte, oft philosophisch reflectirende, stets aber von seltener Welt- und Menschenkenntniß zeugende, kürzere und längere Betrachtungen in den Gang ihrer Erzählungen einflicht, oder durch eine leicht hingeworfene Bemerkung en passant den Charakter ihrer Personen blitzartig bis auf den Grund ihres Wesens beleuchtet, welche fälschlicher Weise für bloße Geschicklichkeit gehalten wird. Ein großer Theil des Publikums liest diese hingestreuten Perlen reißter Lebensweisheit ziemlich gedankenlos auf, ohne dabei zu empfinden, aus welcher Tiefe sie geschöpft sind, und welchen Werth sie für die Kundigen besitzen.

Es ist die Durchgeistigung jeder Zeile, eine feine Beweglichkeit des Ausdruckes, in denen sich jezuweilen ein solches Uebergewicht des künstlerischen Vermögens über den Stoff aussprich, daß es allerdings fast den Eindruck macht, als spiele die Verfasserin mit ihrem Gegenstande. Weil dies aber naturgemäß nur an den humoristischen Partien hervortritt, so trägt es auch nur zur Erhöhung des Genusses bei, indem es uns ein zweifaches ästhetisches Behagen verschafft und uns die Autorin wie eine geschickte Reiterin erscheinen

Digitized by Google

läßt, die ihr Köstlein mit Kraft und Anmut lustig tummelt. Ueber diese humoristischen Stellen ist ein Hauch köstlicher Schelmerei ausgegossen. Ueberhaupt bildet der Humor einen der liebenswürdigsten Vorzüge der Frau Junghans, so, wenn man seinen Begriff nicht zu eng faßt und ihn selbst da noch wiedererkennt, wo er im Verein mit dem oft bitteren Ernste einer bedeutsamen Situation sich bis zum Pathos steigern kann — vielleicht der Grundzug ihres Wesens. Man lese die unvergleichliche Darstellung der hochnothpeinlichen Gerichtssitzung in „Heldunkel". Die Dummheit, Bosheit und der Fanatismus der Rathsherren möchte die arme Sibylle gar zu gerne der Gegnerei überführen und zum Feuertode verurtheilen, und die Verhandlungen fördern ein solches Gemisch von einfältigem gutem Glauben und bösdfinniger Verrauntheit, so viel rechtsverdreherische Kniffe, Aberwitz und scholastische Spitzfindigkeit zu Tage, daß wir uns trotz des innerlichen Grausens, welches uns ob der wahrscheinlichen Folgen dieser hochweisen Erwägungen anwandelt, des Lachens nicht erwehren. Und wie hebt sich von der aufgeblasenen Würde der gelehrten Herren die edle Gestalt des Magisters Alberti ab, dieses orthodoxen Schwärmers mit der glühenden und doch so barmherzigen Seele; der Student Berthold Eberesdorf, der dem verworrenen Gerede der Hochmögenden mit den einfachen und schlagenden Argumenten des gesunden Menschenverstandes entgegentritt; endlich die rührende Erscheinung der Angeklagten! Von den Qualen der Folter erschöpft, von den rohen Fäusten der Büttel in den Saal gestoßen, bricht sie beim Anblick des Geliebten, der als Zeuge erschienen ist, mit einem Wehgeschrei zusammen. Ja wohl — „die Effecte lernen sich leicht, aber es bleibt ewig schwer, sie zu anzuwenden, daß es wahre Effecte sind", schreibt Zelter an Goethe.

Mit Gustav Freytag theilt Sophie Junghans außer dem Humor auch die Anlage und Vorliebe für Detailmalerei; das liebevolle Verständniß für das Kleine, Alltägliche; das großmüthige Mitleid für die geistig Armen und Schwachen. Auch nicht die geringste ihrer Nebenfiguren ist ohne charakteristische Züge. Sie kennt das oft so rührende Heldenthum der Bescheidenen und Gedrückten und zieht die geheimen Schwächen der Großen, der „Weltleute" unbarmherzig an's Licht; letzteres manchmal mit heiterem Spotte, manchmal mit einem ergötzlichen trockenen Ernste, sozulagen ohne eine Miene zu verziehen. Wie entzückend ist gleich das erste Capitel der „Spiegelungen", wo der treffliche „Onkel Gustav" die Staatsräthin Kattenstamm in ihre neue Wohnung geleitet und sie dabei auf's freigebigste aus dem Borne seiner Lebensweisheit tränkt, der in seinem wohlmeinenden Herzen eigens für andere Menschen quillt!

Bei sehr vielen Anderen würde mit einer besonderen Begabung für Kleinmalerei Hand in Hand gehen eine gewisse Schwäche und Weichlichkeit, eine Unfähigkeit, Charakteren von größeren Dimensionen gerecht zu werden, eine bedeutende Erscheinung stattlich und aus einem Guße hinzustellen, oder auch das Schlechte und Verwerfliche mit kräftigen Strichen zu zeichnen. Bei Sophie Junghans nicht. In ihren ausgedehnten, figurenreichen Ensemblescenen ist man in Verlegenheit, ob man dem großen Wurfe des Ganzen oder der flotten Ausmalung der Intermezzos den Preis zuerkennen soll. Wer sich überzeugen lassen will, wie viel Geist in der Schilderung eines Ballsaales und der sich in ihm dem bekanntlich nicht eben sinn- und gedankenreichen Vergnügen des Tanzes hingebenden Gesellschaft enthalten sein kann, der lese das Fest beim Grafen Görz im zweiten Theile des „Bergrathes". Allein am imponirendsten scheint uns doch das Talent der Verfasserin aufzutreten, wenn sie die ganze Peripherie eines bedeutenden Charakters vor uns entfaltet, wie in jener anderen Scene ihres letztes Romanes, da sie uns an dem stummen Gedankengange des „schönen Bodilo" Theil nehmen läßt, während er auf der Chaiselongue liegt und den blauen Wölkchen seiner Cigarre nachschaut. Dabei enthüllt sich uns in seinen Plänen und Betrachtungen ein so erstaunliches Gewebe von Verschlagenheit, Gewissenlosigkeit, Kühnheit und Frivolität, wir genießen aber zugleich in so hohem Maße das fesselnde Schauspiel einer ungewöhnlichen Denkkraft, eines genialen Spürsinnes, daß wir nicht umhin können, den Combinationen dieses Mannes, dessen bodenlose Selbstsucht uns Abscheu einflößt mit Interesse und lebhafter Spannung zu folgen. Wurzel, Stamm und Krone einer reichbeanlagten, ungewöhnlichen Individualität — Alles liegt in einem vor und da, ein festgefügtes, organisches Ganzes.

Der Inhalt einer so weitverzweigten, vielgegliederten Handlung, wie diejenige des „Bergrath" — dies neueste Werk der Verfasserin sollte den eigentlichen Gegenstand dieser Betrachtung bilden — läßt sich nicht anders als bloß andeutungsweise nacherzählen. Es genügt, dasjenige Motiv hervorzuheben, welches die Physiognomie des Romans bestimmt: die Gegenüberstellung zweier Männer von ungewöhnlicher Bedeutung: des Bergraths Böcklin und des Rechtsanwalts Tilenius. Jeder der Beiden macht vollkommen den Eindruck einer Capacität seines Faches; wir gewinnen eine recht lebhafte Einsicht in die vielgestaltige Thätigkeit eines geschickten Juristen und lehrreiche Beweise von der Dehnbarkeit der Rechtsbegriffe. Die genialen Unternehmungen des Bergrathes zur Regulirung des Hochwassers sind vollends mit einer Anschaulichkeit und Sachkenntniß ausgeführt, die auf gründliche Vertrautheit mit dem Gegenstande schließen läßt. Die beiden Männer, Böcklin und Tilenius, sind als kleine Knaben befreundet gewesen, haben miteinander gespielt und in dasselbe Butterbrot gebissen, sich aber dann im Heranwachsen von Jahr zu Jahr entfremdet. Vor allem ist es Bodo, der Sohn des angesehenen Medicinalrathes Tilenius, dessen früh erwachter Hochmuth dem „Schneiderjungen" gegenüber versetzend hervortritt, und gelegentlich eines Zusammentreffens der Gymnasiasten, zu welchen Bodo, und der Gewerbeschüler, zu denen Justus Böcklin gehört, jenen erbitterten Faustkampf veranlaßt, dessen Folgen für das ganze spätere Leben der Beiden maßgebend wird. Der alte Schneider Böcklin, ohnehin mißmuthig über Justus' wissenschaftliche Bestrebungen, und durch den Streit der beiden Jungen um seinen besten Kunden, den Vater des geschlagenen Bodo gekränkt, verstößt seinen Sohn in einem Anfalle von Jähzorn. Justus zieht in die Welt um zu lernen; die kleinen Verhältnisse seiner Vaterstadt waren ihm doch längst zu enge geworden. Er ahnt nicht, welch' ein erniedrigender Verdacht sich nach der stuchtartigen Abreise an seinen Namen heftet und dem alten, heftigen, auf seine bürgerliche Ehre stolzen Meister fast den Verstand kostet. Der leichtsinnige Bodo, in verzweifelter Bedrängniß vor einem jüdischen Wucherer, und in der Unbedenklichkeit, sich Mittel zu seinen geheimen Vergnügungen zu verschaffen, bereits sehr weit gediehen, rettet sich durch einen Griff in den Böcklin'schen Geldschrank aus der Verlegenheit. In den Augen der Wenigen, die von dem frechen Diebstahl erfahren, steht Justus als der Schuldige da. Lange bleibt er so gut als verschollen; erst nach Jahren begegnen wir ihm als Autorität im Bergfache und Vertrauensmann seiner Regierung wieder.

Bodo Tilenius hat inzwischen die Universität bezogen, und, da es ihm keineswegs an geistigen Fähigkeiten und an Kraft, sich zusammenzuraffen, gebricht, die Stufen seiner Carriere ehrenvoll erstiegen. Zu gleicher Zeit hat sich aber auch der weltliche Sinn, die Genußsucht mehr und mehr entwickelt, die bestimmt sind, die bösen Dämonen seines Lebens zu werden, wie sie denn schon den Knaben insgeheim auf die Bahn des Verbrechens getrieben. Mit seltenen physischen Anlagen ausgerüstet, von erstaunlicher Frische und Elasticität, zugleich vielbeschäftigter Anwalt und glänzender Lebemann, so sehen wir ihn in der besten Gesellschaft eine hervorragende Rolle spielen. Gern haben die hocharistokratischen Familien, die in der Umgegend von Stadtberg auf ihren Gütern hausen, dem eleganten jungen Doctor ihre exclusiven Kreise geöffnet.

Und nun stoßen die beiden alten Feinde wieder auf einander und es entspinnt sich ein gewaltiges Ringen zwischen dem ernsten, in harter Arbeit zum tüchtigen, zielbewußten Manne gereiften Bergrathe und dem schlauen Advocaten, hinter dessen chevaleresken Manieren sich so viel unruhiges Streberthum verbirgt. Langsam, langsam, ganz aus der Ferne, unmerklich anwachsend, bald sich ein furchtbares Gewitter zusam-

Digitized by Google

men, das sich endlich, in einer Scene von erschütternder Wucht, über dem Haupte des Elenden entladt. Zu zweiten Male, diesmal moralisch — aber für immer, schlägt der Bergrath seinen, ihm übrigens ebenbürtigen Gegner zu Boden. Und wie sympathisch folgt diesem zermalmenden „Gerichtet!“ — ein tröstliches „Gerettet!“ Die verachtete Josepha verlangt nichts Besseres als einen Platz an der Seite des Ausgestoßenen. Der Roman klingt versöhnlich aus.

Um jene beiden Helden gruppirt sich eine große Zahl von Personen, unter denen nicht eine einzige ist, auf welche nicht der andere treffliche Ausspruch Zelter's paßte: Einem Charakter muß man es ansehen, daß ihn Gott geschaffen hat! Wenn diese adeligen Herren und Offiziere beisammen sitzen, oder im festlichen Saale ihrer Ritterpflicht den Dameu gegenüber genügen, und die Verfasserin rückt uns bald diesen, bald jenen Kopf in hellere Beleuchtung, dann glaubt man sich in einer Galerie von Tuckscher Bildnisse zu befinden, und auch die derbere Gestalt des Bergrathes gemahnt an die klare und kräftige Pinselführung niederländischer Maler, wie man desgleichen das wunderliche, grotesk beschiedene Conterfei Firmin's ganz gut einen Rembrandt nennen konnte.

Es läßt sich im „Bergrath“ — ob nun Zufall oder eine Absicht der Verfasserin vorliegt, die Durchführung eine dualistischen Princips herausfinden, ein sogenannter Parallelismus der Charaktere, dergestalt, daß je zwei derselben sich gewissermaßen entsprechen und durch den Contrast der Gesinnung bei größerer oder geringerer Aehnlichkeit der äußeren Verhältnisse einander hervorheben. Diese Gegenäglichkeit, wie schon erwähnt, vorab in den beiden Hauptpersonen angewandt, wiederholt sich in den beiderseitigen Vätern und dem grundverschiedenen Einflusse, den sie auf ihre Söhne ausüben; in den beiderseitigen Schwestern Kitchen und Emilie, von denen namentlich die erstere ein Kabinetstück kleinbürgerlicher Bravheit und Tüchtigkeit geworden. Solchen Sinn der Schauspieler Laßmann, der sein Adoptivkind mit so rührender Liebe an sein großes warmes Herz zieht, und der Graf Canstein, der dieses selbe Kind, das seinige, Fremden überläßt. Da ist ferner die leidenschaftliche Josepha und die frivole Alima von Kaita, welche beide den schönen Bodo lieben — allein mit welchem Unterschiede!

Diese feinen Beziehungen, denen sich noch manche versteckteren, untergeordnetere anreihen ließen — Kitchen und Frau Buddenger, Fräulein Malchen und die ehrliche Betty — tragen dazu bei, dem Romane eine ungemeine Geschlossenheit zu geben und zusammen mit der breit angelegten, in mächtiger Steigerung zur Katastrophe geführten Composition ihn auch nach Seiten der künstlerischen Form hin auf eine hohe Stufe zu heben. Dennoch hat uns selbst der „Bergrath“ nicht irre gemacht in der Ansicht, daß von allen seitherigen Arbeiten der Frau Junghans „Heldunkel“ die Palme gebührt. Wer dieses Buch nicht gelesen, kennt die großartige Begabung der Verfasserin nur halb; und sollte der Umstand, daß ihre neueren Werke sämmtlich dem Leben der Gegenwart entnommen sind, ein definitives Abwenden vom historischen Romane bedeuten, so würden wir das im Interesse dieses Zweiges der Erzählungsliteratur lebhaft bedauern. An die Stelle der scharfen, photographischen Deutlichkeit, mit welcher die Typen aus der Nähe der Gegenwart wiedergegeben sind, tritt in „Heldunkel“ jener Schmelz und lichte Glanz, der in duftiger Ferne die Umrisse der Gegenstände so reizvoll umfließt. Und weil durch die unbefreitbare Langweiligkeit von neun Zehnteln des auf diesem Gebiete Geleisteten der Geschichtsroman momentan ein wenig in Mißcredit gerathen ist, sollten nicht auch noch die Wenigen ihre Hand von ihm abziehen, die befähigt sind, seine großen Vorzüge zu vertreten.

Neues zur Bacon-Frage.

Von A. Fleischmann-Libena.

Die paradare Frage, ob Francis Bacon die Werke William Shakespeare's verfaßt habe, ist neuerdings durch die in diesen Blättern bereits besprochene Schrift des Amerikaners Ignatius Donnelly über die Shakespearedichtung, d. h. über eine in den Text von Shakespeare's Werken eingeflochtene Geheimschrift, wieder in Fluß gekommen. Dieses Werk von Donnelly, das schon lange von den Baconianern mit großen daran geknüpften Hoffnungen zu Gunsten ihrer Sache erwartet worden, ist erschienen und hat allgemeine Enttäuschung bereitet.

Leider ist kein einziges Manuscript Shakespeare's auf die Nachwelt gekommen, wenigstens ist ein solches noch nicht aufgefunden worden, und dieser Umstand führt oder verführt zu den gewagtesten Speculationen, wozu auch diese angebliche Chiffreschrift gerechnet werden muß.

Dagegen sind Manuscripte von Bacon aufgefunden worden. In dem Britischen Museum befindet sich namentlich ein aus fünfzig Seiten bestehendes Convolut von Bacon's Handschrift, welches Notizen verschiedensten Inhalts enthält. Diese Notizen sind von Frau Henry Pott, einer begeisterten Verehrerin Bacon's und einem eifrigen Mitgliede der Londoner Bacon gesellschaft, in einem umfangreichen Buche von 628 Seiten veröffentlicht worden unter dem Titel: The Promus of Formularies and Elegancies by Francis Bacon (London, Longmans, Green and Co.). Ein Exemplar dieses Promus liegt uns vor. Er enthält 1655 kurz hingeworfene Notizen, anscheinend Gedanken, die Bacon entweder in seinen Schriften auszuarbeiten gedachte, oder auch Citate von Gelesenem oder Gehörtem, das er sich einprägen und bei passender Gelegenheit verwerthen wollte. Darunter eine Menge englischer, französischer, spanischer und italienischer Sprichwörter, Citate aus der Bibel, aus Seneca, Horaz, Virgil, Ovid und Erasmus (Adagia). Zu allen diesen 1655 Notizen, wie wir der Kürze wegen diese Einträge in den Promus nennen wollen, hat Frau Pott Parallelstellen in Shakespeare's Werken gefunden und vorgelegt. Wir haben viele (nicht alle) dieser Parallelstellen mit Bacon's Notizen verglichen, waren aber bei den meisten nicht im Stande, mehr als eine oft ganz entfernte Sinnesähnlichkeit zu finden. Hin und wieder kommt auch bei Shakespeare ein oder das andere Wort vor, welches Bacon im Promus gebraucht, z. B. in Nr. 98 des Promus schreibt Bacon: „No wise speech, though easy and voluble“, und Shakespeare sagt: „Voluble in his discourse“, oder:

> „Are my discourses dull? barren my wit?
> If voluble and sharp discourse be marred,
> Unkindness blunts it.“

oder: „I'll commend her volubility“. Die Behauptung, daß Bacon, weil er das Wort „voluble“ in seinen Promus eingetragen, auch die anderen Stellen, in denen es wieder vorkommt, verfaßt haben müsse, will uns etwas kühn erscheinen. Zudem ist „voluble“ gar kein ungewöhnliches Wort. Als solche können gelten: „Good morrow“ (für Good morning) und „uprouse“ (für awake), und diese erscheinener nach Frau Pott in Shakespeare's Werken, ersteres fast hundertmal, letzteres seltener in folgenden Parallelstellen: „Thou art uproused by some distemperature“. (Romeo und Julie II, 2), ferner „Rouse up the organs of her fantasy“ (Lust. Weiber V, 5. 51) und: „Rouse up thy youthful blood“ (Rich. II. 1, 3 und Hen. IV. IV, 3. 14). Nun will es uns bedünken, daß, wenn Bacon in seinem Promus diese einzelnen Wörter ohne allen Zusammenhang notirt hat, es ihm auch nur um das Wort zu thun war und daß er es entlehnt haben kann, weil es ihm gefiel und er es sich einprägen, vielleicht auch gelegentlich gebrauchen wollte. Dasselbe ist der Fall mit dem im Promus und bei Shakespeare (Rom. und Jul. II, 3. 40) vorkommenden Ausdruck „golden sleep“. Es sei uns erlaubt noch ein kurzes Beispiel aus den im Promus notirten spanischen Sprich-

Digitized by Google

wörtern anzuführen. In Nr. 606 des Promus heißt es: Ei lobo et la vulpeja son lodos d'una conseja (Der Wolf und der Geier sind beide gleicher Gesinnung), und die angeführten Parallelstellen aus Shakespeare sind:

Comrade with the wolf and the owl (Lear II, 4).
Let vultures gripe thy guts (Lustige Weiber I, 3).
Sharp-toothed unkindness like a vulture (Lear II, 4).
Tooth of wolf (Macbeth IV, 1).

Wir müssen es dem Leser überlassen, die Aehnlichkeit dieser Stellen mit dem Sprichwort herauszufinden.

Was die oben angeführten Stellen aus „Romeo und Julie" anlangt, so könnte man an die nicht ferne liegende Möglichkeit denken, daß Bacon der Aufführung dieses und anderer Stücke angewohnt, ja selbst das Manuscript gelesen und diese auffälligen Wörter, an denen er Gefallen gefunden, in seinen Promus eingetragen hätte. Es wird uns nicht gesagt, ob und daß sich dieselben irgendwo in seinen Schriften finden, außer eben in seinem Notizbuch. Nur einige wenige Citate aus Bacon's Schriften werden gegeben, in denen sich die Notizen im Promus allerdings ziemlich wörtlich wiederfinden, allein die damit in Zusammenhang gebrachten Parallelstellen aus Shakespeare sind so gesucht und so allgemein phrasirt, daß es oft nicht leicht ist, auch nur eine Gedankenähnlichkeit zu finden. Der für diesen Aufsatz gewährte Raum würde nicht ausreichen, wollten wir es unternehmen, den Mangel an Zusammenhang zwischen den Baconianischen Notizen und den angezogenen Parallelstellen aus Shakespeare's Werken genauer nachzuweisen. Ein kurzes Beispiel mag hier noch einen Platz finden und daraus mag man über den Werth des im Promus angeblich enthaltenen Beweismaterials dafür, daß Bacon der Verfasser von Shakespeare's Werken sei, urtheilen. Weil Bacon unter Nr. 100 in seinen Promus die Notiz eingetragen hat: „No can tell a tale well (of those courtly gifts of speech which are better in describing than in considering)" soll er auch die Shakespeare'schen Worte geschrieben haben: „I tell this tale vilely" (Viel Lärm um Nichts 3) und: „I can mar a curious tale in the telling" (Lear I, 4). Soll Niemand als Bacon die Wahrheit haben erkennen können, daß man eine gute Geschichte durch schlechtes Erzählen verpfuschen kann?

Nicht besser steht es mit den vielen Sprichwörtern, die sich im Promus aufgezeichnet finden und theilweise in Umschreibungen in Shakespeare's Werken wiederfinden. Sprichwörter sind Gemeingut nicht nur der Völker, welche dieselbe Sprache sprechen, sondern ihrem Inhalte nach fast aller gebildeten Völker. Was Wunder also, wenn in Shakespeare's Werken inhaltlich viele Sprichwörter verschiedener Sprachen und Völker vorkommen? Aber wie dies bei Shakespeare vorkommen, haben wir oben an einem Beispiele gezeigt.

Gewiß ist der unermüdliche Fleiß zu bewundern, mit welchem Frau Pott die angeblichen Parallelstellen zusammengetragen hat, aber nicht minder ihre Phantasie, und eine Ueberzeugung von der Identität Bacon's und Shakespeare's kann man daraus nicht gewinnen. Allerdings behauptet selbst Frau Pott nicht, daß die ausgeklusten Stellen in allen Fällen Parallelstellen seien, sie sollen nach ihrer Meinung nur die Identität der Redeformen in Beider Werken, den Gebrauch von Wörtern, welche bei älteren oder gleichzeitigen Schriftstellern nicht gefunden werden, und die Anwendung von Citaten zeigen, welche auf den Ausdruck derselben Gedanken, derselben Ansichten, derselben Antithesen sollen schließen lassen.

Die von den Baconianern ausgegrabenen Beweismittel für die Bejahung derselben erscheinen uns bis jetzt noch auf zu schwachen Füßen zu stehen, als daß man sie eingehender behandeln könnte, was wohl auch besser von englischer als von deutscher Seite geschehen könnte, da die einschlagende Literatur einzig jenseits des Canals zu beschaffen ist. Immerhin werden auch wir Deutschen, die für Shakespeare schon so viel gethan haben, die fernere Entwickelung der Frage mit Interesse verfolgen.

Feuilleton.

Im Literatурcafé.

Von Maximilian Harden.

(Sobald der Vorhang nicht aufgeht, sieht man ein in der Ruhe bewegtes Bild: Tassen klirren, Kellner irren, Blätter rauschen, Stehe klappern, Wiener plaudern, Berliner plappern. Ein Herr liest die „Zeit". Viel Licht. Viel Melange. Links vom Eingange Billard. Vorn Buchmacher, hinten Buchmacher. Literaten, Redacteure, Feuilletonisten, Recensenten, Referenten, Aesthetiker, Correspondenten, Pianisten, Cellisten, Pantomimisten, Dramaturgen, Essayisten — mit einem Worte: Deutsche Geistesritter. Sie sind je nach ihrem literarischen Glaubensbekenntnisse geordnet und verachten einander.)

Ort der Handlung: Siehe Ueberschrift. — Zeit der Handlung: Zwischen Lipp' und Kelchesrand, d. h. nach der Première, vor der Kritik.

Er. Also das ist die große, versprochene Sehenswürdigkeit der Reichshauptstadt? Das hatte ich mir ganz anders in meinem beschränkten Provinzverstande vorgestellt. Ein Wiener Café haben wir doch schließlich in Danzig auch!

Ich. Verehrter Freund, Sie gleichen in diesem Augenblicke dem Geiste, den Sie zu begrüßen geruhen. Sie besinnen sich hier keineswegs in einem Wiener Café gewöhnlichen Schlages, wo Menschen unter einander sehr der Sitten, freundlichen Gewohnheit des Schlürfens und Naschens erfreuen — Sie athmen hier die geweihte Luft eines Capua der Geister, mit einem Worte, wir sind hier im Literaturcafé!

Er. Ruf die Gehabe hin, noch größer von Ihnen behandelt zu werden, muß ich doch offen gestehen, daß sich für dies schöne Wort kein Begriff bei mir einstellen will. Literaturcafé? Den Kaffee sehe ich wohl, allein wo ist die Literatur??

Ich. Sie sind vor Ihnen. Ja, ja, wenn Sie mich auch noch so ungläubig ansehen, Alles, was Sie hier vor sich sehen, gehört der deutschen Nationalliteratur an, ungebrochr Sterblicke werden hier überhaupt nicht geduldet. Das heißt — bleiben Sie nur ruhig sitzen! — ich spreche nur von denen Tischen dort, rechts vom Buffet, zwischen Fenster und Spiegel. Im Uebrigen finden Sie auch minder berühmte Leute hier, die „Zeitgenossen" sitzen nur dort. In unserer nächsten Nähe haben die Weiter und Baukanzler ihr Hauptquartier aufgeschlagen, von denen werden Sie doch wohl keine staunende Bewunderung empfinden? Die machen zwar den meisten Lärm, aber sie spielen nur die Löwen, im Grunde sind es kleine Speculanten, denen der Sport nur ein bequemes Mittel zum Zweck ist. Trotz der zerrissenen Anzüge, trotz grellen Turfjäcker, der dicksten Stöcke, merkt man sofort, daß man sich nicht der echten Blüthe unserer renommirtesten jeunesse dorée und adorée gegenüber befindet. Wodurch diese seltsame Gesellschaft gerade hierher gezogen wurde — auf diese Frage werden Sie allüberall nur ein schmerzlich-resignirtes Achselzucken zur Antwort bekommen. So viel aber steht fest, die Macher des Rennplatzes werden hier entschieden protegirt, sie bekommen am meisten Schlagsahne zu ihrer Melange und am schnellsten die neuen Abendblätter, sein Skandal, denn vom vornehmen Faßkellner bis zum feinsten Schani ist hier Alles dem Glückshiele ergeben, und, wenn man hier unbeschäftigte Wiener Kellner eifrig über ein Zeitungsblatt gebeugt sieht, so kann man im Voraus darauf schwören, daß es der „Sport" ist, den ihr gieriger Blick durchfährt.

Er. Ich habe allerdings schon vorhin, als ich auf Sie hier wartete, zu meinem Erstaunen eine ähnliche Wahrnehmung gemacht: der Herr, welcher, einer eingewurzelten Convention folgend, hier als befrackter „Zuträger" sich nützlich zu machen bestrebt, balancirte meine ersehnte „Schale Schwarz" mehrere Minuten auf der flachen Hand, während er mit seinem directen Vorgesetzten ein halblautes Gespräch führte, aus welchem mit seltsame Worte, wie: „zwei Tote", „Pennen verfaufen", „verdrückter Start" u. s. w. in's besremdete Ohr tönten.

Ich. Na, da haben Sie ja den Beweis vor der Behauptung gehabt, Sie sehen, ich sagte nicht zu viel. Wie kommen Sie sich aber auch erdreisten, um einer elenden Schale Schwarz willen unseren Pepi in seinen retrospectiven Betrachtungen über den heute unmöglichen Preis vom Zuliusthurme zu stören!

Er. Wie scheint, hier muß man sich noch entschuldigen, wenn man Etwas bestellt, obgleich es kostet es Mühe genug, eines Kellners habhaft zu werden, die stehen ja beständig da in jener verborgenen Ecke! Ist da etwa ein Miniaturrennplatz etablirt?

Ich. Beinahe haben Sie's getroffen, gerade wollte ich Ihnen von jener Ecke berichten, die ja recht eigentlich das Bindeglied zwischen den Vertretern des Turf und denen der Literatur bildet. Rücken Sie nur ein wenig näher heran, ich möchte nicht gern Das vor feuschen Ohren nennen, was feusche Herzen nicht entbehren können: da hinten wird nämlich — gespielt! Sie! Nur keine Aufregung, in allen Ehren natürlich, ohne die mindesten Hazardalluren, sonst würde ich sicher nicht den anderenen Skopodromen spielen, der so gefährliche Dinge ausplaudert. Nein, man spielt hier schlicht und einfach Domino, Schach — kein kleine Moltke des Schaches sitzt Ihnen zu fast gegenüber, er schweigt allerdings seltener als der große — und andere kindliche Spiele mit mehr oder

Digitized by Google

minder wohlklingenden Namen. Aber nicht **was** man spielt, nein, **wer** und **wie** man hier spielt, ist interessant zu beobachten. Sehen Sie dort jenen Spieler, der beständig ißt und dabei mit automatenhafter Sicherheit seine Züge ausführt? Sein Leben gehört ganz dem Dienste Fortuna's, er eilt ihr auf den Rennplätzen, an der Börse und am Spieltische nach, natürlich ohne die von so zudringlichem Werben wenig erbaute Schöne jemals anders als in flüchtiger Berührung zu erhaschen. Ein ganz anderer Typus ist Ihr schon vorhin erwähntes vis-à-vis, der kleine Ajeeb. Ihm ist das Schach Wissenschaft, Kunst, Rente, mit einem Worte Existenzberechtigung. Seiner schachwissenschaftlichen Bedeutung, die mit seiner sonstigen sprunghaften Berufsthätigkeit so gar nicht harmonisirt, dankt er die angesehene Stellung in diesem edlen Kreise, deren er übrigens vollauf würdig erscheint. Dieser kleine Autodidact weiß und kennt Alles, er strebt unablässig danach, durch Ausfüllung seiner Bildungslücken den Anschluß an die deutsche Literatur zu finden, und zwischen zwei verwickelten Schachpartien, die er gleichzeitig bewältigt, hat er noch Muße, seine Ansichten über die „Wildente" zu entwickeln, oder auch die letzte Rickert'sche Rede zu kritisiren. Sie sehen, an Vielseitigkeit zum mindesten beschämt er manchen der stolzesten Pfeiler der Schriftstellerwelt, und ganz bestimmt den jetzt neben ihm stehenden Schauspieler, den man fast nie auf der Bühne, desto regelmäßiger aber beim Domino antrifft. Freilich ist er außerdem noch Dramaturg — —

Er. Ach, da dringen Sie mich auf eine Frage, die ich Ihnen schon immer vorlegen wollte. Ich lese da so oft in den Berliner Zeitungen von „Dramaturgen", die engagirt werden — was ist das eigentlich? Man hört von ihnen immer nur, wenn sie kommen und wenn sie gehen. Was ist denn ihre Aufgabe?

Ich. Verehrter Freund, ich sehe, Sie haben immer noch nicht das leidige Vorurtheil abgelegt, nach welchem bei jedem Worte auch ein Begriff sein müsse. Ist es denn nicht genug, daß es gut klingt: „Dramaturg"? Unwillkürlich ruft das schöne Wort eine Ideenkette wach, in der die Namen Lessing, Tieck, Laube auftauchen. Der Dramaturg von heute ist, so weit er nicht die Waschzettelliteratur der Reclamen zu besorgen hat, ein im Innern des Theaters angebrachtes architektonisches Schaustück, man benutzt es nicht, aber es sieht gut aus und — allzuviel kostet es gewöhnlich nicht. Für ein Provinztheater ist es freilich noch immer zu kostspielig, da tritt an die Stelle des Dramaturgen — der Hektograph!

Er. — — — ? — — ! —

Ich. Aha, Sie fangen denn doch an einzusehen, daß Sie sich hier in einer Ihnen fremden Welt befinden? Sie sollen bald noch mehr Wunder erleben und müßten der undankbarste aller Sterblichen und aller Danziger im Besonderen sein, wenn Sie nicht schließlich mit der hier gemachten Ausbeute recht zufrieden wären.

Er. Ja, wenn Sie mir nur endlich einmal über die Schriftsteller selbst ein kräftig Wörtlein sagen wollten! Mir scheint aber, um diese Hauptfrage wollen Sie schlau herum kommen!

Ich. Erlaubt mir, ehe Ihr weiter geht, was wählt Ihr für 'ne Facultät, d. h. welches Glaubensbekenntniß haben Sie in literis? Sind Sie Idealist, Realist, Naturalist, schwören Sie auf Byron, Zola, Ibsen oder Wildenbruch? Wie? Sie behaupten, das Schöne und Große in jeder Gestalt zu lieben? Also ein Wilder? Da werden Sie hier kein allzu begehrter Artikel werden, denn gegen den Fractionszwang, wie er **hier** herrscht, kommt die schlimmste politische Parteiverbitterung nicht auf. Auch Cartells werden hier geschlossen, die unnatürlichsten Bündnisse zwischen den blutdürstigen Jüngstdeutschen (da sehe ich gerade drei scharfe Schützen rechter Hand um 'nen Cognac sitzen — den Schluß bitte ich in Wallenstein's Lager nachzulesen) und den reservirtesten Vertretern des Sinnigen und Minnigen werden vereinbart, um einen verhaßten Gegner zu vernichten, der sich unterstanden hat, auf einem anderen Wege dem nämlichen Ziele entgegenzustreben. Und wie es aggressive Cartells gibt, so existiren auch solche mit rein defensiver Tendenz, Lobesversicherungen auf Gegenseitigkeit, deren Angehörige sich unter einander mündlich und schriftlich, öffentlich in den Zeitungen und heimlich in allerlei unter Ausschluß der Oeffentlichkeit erscheinenden Zeitschriften kräftig zu beräuchern verpflichtet sind, natürlich nicht ohne wacker auf die elende „Cliquenwirthschaft" zu schimpfen, die einem so gewaltigen Genius wie „unserem X." nach Kräften das Dasein erschwere durch ihre unwürdige Bevorzugung **ausländischer Größen**. Die Motive aller dieser sich kreuzenden Irrungen und Wirrungen? Es sind dieselben in dieser kleineren Welt, wie stets in der größeren: Hunger und Ehrgeiz! Aber hinweg von diesem Hexensabbath der Eifersüchteleil Sie sehen schon ganz schwermüthig drein, armer Freund, zu solchen trübseligen Betrachtungen sind Sie doch wahrhaftig nicht hierher gekommen, ein Rütli der Geistesritter glaubten Sie zu finden und blicken nun in ein Heerlager des Cliquenfanatismus! Geschwind muß ich also versuchen, durch freundlichere Bilder Sie aufzuheitern, damit Sie nicht, verstimmt von dem Anblicke des Wasserkopfes, schneller als Sie gewollt an die heimische Nogat zurückkehren.

Er. Ich muß allerdings gestehen, daß die von Ihnen geschilderten Zustände nicht allzu erfreulicher Natur sind. Wie? Auch die Besten sind also nicht von kleinlichen Eifersüchteleien frei? Was könnten die deutschen Schriftsteller leisten, wenn sie einig wären, anstatt sich zu befehden, selbst beim Kaffee! Aber am Ende gibt es doch eine Kritik, die hier ein reinigendes, offenes Wort sprechen könnte, sie steht doch über den sich befehdenden Parteien.

Ich. Du ahnungsloser Engel Du! Die Kritik — erstens ist hier zu Lande der Kritisirte von gestern der Kritiker von morgen und zweitens — aber was soll ich uns lange mit grauer Theorie plagen, ein Beispiel wird Ihnen am besten zeigen, wie es um diesen Punkt steht. Sehen Sie dort jenen kleinen, dicken Herrn mit der goldenen Brille, der gerade gekommen ist? Ganz recht, der da, der nach allen Tischen freundlich grüßt, von allen Tischen ehrerbietigen Gruß zurück erhält. Er ist einer unserer bekanntesten Theaterkritiker und kommt ohne Zweifel aus der heutigen Première der neuen Jubiläumsposse.

Er. Erlauben Sie — eine **neue** Jubiläumsposse? Was ist denn das nun wieder?!

Ich. Ach ja, das können Sie ja nicht wissen, denn die Jubiläumsposse gedeiht nur in Berlin, wir können sie mit berechtigtem Stolze die Unsere nennen. Sie kennen doch die Uhren einer amerikanischen Compagnie, denen ein Garantieschein auf mindestens drei Jahre beigegeben ist? Nun sehen Sie, die Jubiläumsposse bringt einen Garantieschein auf mindestens 100 Aufführungen mit zur Welt, und noch niemals hat der Schein getrogen, im Gegentheile, meist jubilirt es sich nach dem ersten Hundert noch flott weiter. Wir wollen uns gleich nach dem Schicksale der Heutigen erkundigen.

Er. Aber unmöglich kann das Stück jetzt erst zu Ende sein, es geht ja auf zwölf Uhr.

Ich. Darin haben Sie ausnahmsweise einmal recht, auch kommt der Herr, den ich Ihnen zeigte, nicht aus dem Theater, sondern recta aus der Redaction, wo der Aermste mit fliegender Feder noch seine Eindrücke niederschreiben mußte, damit der ruhige Bürger morgen früh genau weiß, wie ihm das neue Stück gefallen soll. Da kommt ja der Doctor gerade — er ist auf seiner Visitenrunde — Nun, Herr Doctor, wie war das neue Stück?

(Stimme des Kritikers*): „Ach, fragen Sie gar nicht — **scheußlich, scheußlich.**" Er enteilt.)

(Kurze Pause. Er und Ich sehen sich an. Stummes Spiel. Dann:)

Er. Nun?

Ich. Nun!!

Er. Nun, diesmal haben Sie sich gründlich getäuscht, Sie neunmalweiser Großstädter, das Stück mit dem Garantiescheine ist durchgefallen!

Ich. Meinen Sie?! Lieber Freund, wenn alle Stücke, von denen die Verständigen sagen: „Scheußlich, scheußlich" darum auch durchfielen, dann stände es besser um unser Theater!

Er. Aber erlauben Sie, wenn dieses „Scheußlich" morgen früh in der von etwa 100,000 Leuten gelesenen Kritik des Herrn von vorhin ausführlichst detaillirt ist —

Ich. Wer sagt Ihnen denn das? Sie werden morgen früh in dem betreffenden Blatte lesen, daß jeder Mensch, der sich einmal gründlich auslachen will, das neue Stück gesehen haben muß, daß es ganz außerordentlich amüsant ist, daß der bekannte „ärgste Hypochonder" den drastischen Wirkungen nicht widerstehen kann u. s. w.

Er. Weswegen aber diese unwürdige Heuchelei?

Ich. Urtheilen Sie nicht allzu vorschnell und vor Allem glauben Sie nicht an die Ammenmärchen von Bestechungen durch Werthgeschenke und Victualien, die immer noch in vielen Köpfen umherspuken. Alle diese Herren, die so mit Bewußtsein gegen ihre Ueberzeugung schreiben, handeln durchaus optima fide, ihre Milde entspringt den besten Motiven. Wenn sich so ein Kritiker Stunden lang den haarsträubenden, ungesalzenen Blödsinn auf der Bühne mit angesehen und er am liebsten ein doch gewiß wohlfeiles Verdammungsurtheil darüber niederschreiben würde, überlegt er sich auf dem langen Wege vom Theater bis zur Redaction, wohl auch schon vorher, welche schweren Nachtheile eine schlechte, absprechende Kritik dem ihm gut bekannten Director, dem ihm nicht minder bekannten Autor und den armen Schauspielern, die doch alles Mögliche geleistet haben, bringen würde. Und schließlich — das Publikum hat sich doch amüsirt! Soll er den Moralisten, den kritischen Nachrichter spielen, weil das Stück ihm, dem blasirten Theaterhabitué, nicht gefallen hat? Lohnt es sich wirklich, um eines so harmlosen, so völlig leeren Machwerkes willen die Existenz eines Theaters für längere Zeit in Frage zu stellen? Dazu kommen persönliche Erwägungen: man hat den sogenannten „Dichter" stets auf den so „netten" Dienstagabenden bei Z.'s getroffen, er ist ein so liebenswürdiger, bescheidener Mensch, der selbst so herzlich über seine ebenfalls bescheidenen Scherze zu lachen vermag, am letzten Dienstag hat er einem beim Abschiede so verständniß- und hoffnungsvoll die Hand geschüttelt, alle älteren und sogar einige jüngere Damen des Kreises treten für ihn ein und plädiren für mildernde Umstände. Andererseits kann auch Director Y. nach den Calamitäten des letzten Winters gute Einnahmen recht nothwendig brauchen — während all' dieser Erwägungen hat man schon die Einleitung geschrieben, ein „schöner Erfolg" (bei der Correctur des Abzuges wird es ein „glänzender") ist constatirt, und nun sind die Schiffe verbrannt, man muß weiterloben, man mag wollen oder nicht. Was aber dem Theater gegenüber billig erscheint, das ist in der Literatur recht, denn dieselben aus sachlichem und persönlichem Mitgefühle gemischten Erwägungen modificiren auch dort, bewußt oder unbewußt, das Urtheil des Kritikers. Daher kommt es, daß man so oft Urtheile liest, die einem schier unbegreiflich erscheinen möchten, daher das oft erwähnte übergroße Wohlwollen der hauptstädtischen Kritik, das freilich nur bis zu derjenigen Grenze zu gehen pflegt, wo das ganz Schlechte oder — das ganz Bedeutende und Neue anfängt. Die kritische Zweiseelentheorie, die so vielen schon zum Räthsel ward, sie schreibt sich hauptsächlich von einer vielleicht allzu gewissenhaften Abwägung der Consequenzen eines ungünstigen Urtheiles, von der theilnahmsvollen Achtung für alles geistige Schaffen, wie sie jeder Kenner empfinden muß, her. — Und nun, um diesen gemüthvollen Accord nicht ungenützt verklingen zu lassen — trinken Sie endlich Ihren Kaffeerest aus und vertagen wir uns bis morgen früh!

Er. Es bedarf keiner langen Vertagung dazu, es ist schon recht

---

*) Bei etwaiger scenischer Darstellung ist diese Rolle, trotz ihres geringen Umfanges, von einem **ersten** Darsteller zu besetzen! D. V.

Digitized by Google

früh; außer dem Herrn, der die „Times“ liest, ist beinahe Alles verschwunden.

Ich. Sie mahnen mich mit Recht daran, daß ich ein schlechter Wirth gewesen, der seinen Gast kaum zu Worte kommen ließ. Aber morgen, oder vielmehr heute, sollen Sie reden, sobald Sie die Kritik über die „scheußliche“ Posse gelesen haben werden. Also — auf Wiedersehen bei den Morgenblättern im Literaturcafé!

Aus der Hauptstadt.

Die Akademische Kunstausstellung.

V.

Der dritte Saal hat den Vorzug, ein paar der wenigen soliden, ohne Effecthascherei gemalten Bildnisse in sich zu vereinigen. Gustav Gräf's dunkelhaarige Dame im Spitzenkleide, in Staatstournüre auf einem Sopha sitzend und die Schultern so unbequem als möglich gegen ein Plüschkissen lehnend, steckt allerdings tief in der Modemalerei. Die Gesichtszüge sind in ihrer rein äußerlichen unbewegten Aehnlichkeit aufgefaßt, an die glatte Oberfläche dringt nicht eine Spur inneren Lebens. Dagegen bringt Heinrich Bürck ein Damenportrait, das schon durch die vornehme Einfachheit des Arrangements besticht. In dunkelblauer hochgehender Robe, die Hände leicht in einander gelegt, hebt es sich von einem dunkelgrünen Hintergrunde ab. Auch hier sind die Züge ruhig, aber die Ruhe erscheint als natürliche Charaktereigenschaft. Die Portraitgruppe dreier Knaben von demselben Künstler weist die gleichen Vorzüge auf. Nur wirkt die Aehnlichkeit der drei Kinderköpfe, durch ein stereotypes Lächeln noch mehr herausgedrängt, ein wenig monoton. Eine alte Dame im Lehnstuhle, die klugen dunklen Augen durch eine Brille voll auf den Beschauer gerichtet, malt Fedor Encke. Das Bild ist mit großer Liebe durchgeführt und wirkt durch kräftigen, mit künstlerischem Feingefühle gemilderten Realismus. Das Absichtliche in der Toilette einer von demselben Künstler gemalten femme de trente ans dürfte der Geschmacksrichtung der Dame zuzuschreiben sein. Der mit einem durchsichtigen schwarzen Flore verhüllte Hals und die ebenso drapirten Arme machen einen doppelt nackten, gewissermaßen ausgezogenen Eindruck, der mit dem sanftigen gesetzten Typus der Erscheinung nicht zusammenstimmt.

Die Colonialpolitik und Seemachtstellung des Deutschen Reiches kommt in mehreren tüchtig gemalten Marinebildern zum Ausdrucke. Richard Eschke d. J. hält an den soliden künstlerischen Traditionen seiner Familie fest. Den äußeren Habitus unserer jungen Flotte, die charakteristische Eigenart unserer Matrosen gibt er mit überzeugender Treue wieder. Wenn es ihm noch nicht gelingt, dem Wellenspiele der See in gleichem Maße gerecht zu werden, so läßt sich hoffen, daß fortgesetztes Naturstudium ihm über gewisse conventionelle Formen in der Wiedergabe des Wassers forthelfen wird.

Unter den Landschaften des Saales nehmen drei mittelgroße Waldinterieurs von Paul Flickel die erste Stelle ein. Uns will bedünken, als hätte der für eine bei Weitem umfangreichere Leinwand vor zwei Jahren medaillirte Künstler erst hier das rechte Format für die Bethätigung seines Talentes gefunden. Die Geheimnisse des mitteldeutschen Waldes sind intimer Natur und wollen nicht breit und lang ausgeplaudert sein. Ein Sonnenstrahl, der durch die Buchenzweige zittert und über einen Gebirgsbach gleitet, deutet hier mehr an, als die größten Lichtflecke auf Stämmen von ein Drittheil Lebensgröße sagen können. Das Auge des Deutschen sieht eben hinter den einfachen Formen mehr, als der Fremde sich träumen läßt. Er müßte denn, wie Paul Söborg, specifisch nordische Beleuchtungseffecte ohne Weiteres in die nächste Umgebung von Berlin übertragen. Daß der aufgehende Mond im Bereiche des Spreebettes ein einsam wanderndes Liebespaar jemals so rothglühend überstrahlt hat, können wir bei aller Achtung vor unserem Mondscheine unmöglich glauben. Da trauen wir Julius von Klever schon mehr, wenn er unsere Phantasie in die Umgegend Petersburgs führt und den purpurnen Reflex des Mondlichtes auf weiten Eis- und Schneeflächen lagern läßt. Ohne directe Andeutung der Lichtquelle weiß uns der Schweizer Rüdisühli von der Leuchtkraft und Farbensattheit seines Waldinneren zu überzeugen. In seiner Auffassung des Hochgebirgswaldes steckt etwas Monumentales, das ohne Vernachlässigung des Details vor Allem auf die Wiedergabe der großen Formen ausgeht.

Vier liebenswürdige Bildchen von Wilhelm Amberg führen auf das anheimelnde Gebiet des Genres über. Seine kleinen Gratulantinnen, sein Kinderportrait und seine des Geliebten gedenkende Jungfrau, auf sie Alle scheint die liebe Sonne wie auf Gerechte und Ungerechte und zwar ausschließlich zu dem Zwecke, damit Wilhelm Amberg eine größere oder geringere Anzahl von Lichtflecken über Rasen und Figuren hinstreuen kann. Selbst wenn ein deutsches Rococoröschen in der Kanne einen kühlen Trunk holt und ihr der alte Diener von der Treppe: „Aus der linken Ecke!“ nachruft, muß der Eingang zum Keller im Freien liegen, damit nur ja die liebe Sonne zu ihrem Rechte kommt. Wer möchte es dem Künstler übel nehmen, wenn er seiner Lichtfreude immer von neuem Ausdruck verleiht, selbst auf die Gefahr hin, durch Wiederholung zu ermüden? Jedenfalls erzielt er erfreulichere Wirkungen, als Wilhelm Trübner mit seinen gemalten Augenblicksphotographien, die ihre nebelhafte Existenz einer krankhaften Trübung der Linse zu verdanken scheinen. Und doch haben wir allen Grund für die mitleidige Verschleierung solcher naturalistischen Häßlichkeiten dankbar zu sein. Der zwischen gelcerten italienischen Korbflaschen zwischen Schlafen und Wachen hindusclnde Kunstjüngling, das wahrhaft abschreckende Modell, auf dessen Stuhllehne sich derselbe junge Rafael im Schlapphute rekelt, um einen schwachen Versuch zur Conversation zu machen, der im Café Zeitung lesende Neger, sie alle sind gut beobachtet, aber wir haben keinen Grund, dem Künstler sothane Beobachtung zu danken. Er macht ganz vergebliche Anstrengungen, den Beschauer von der Gleichwerthigkeit der Erscheinungen zu überzeugen und dabei unmerklich den Cultus des Häßlichen anstatt des Cultus des Schönen einzuschmuggeln. Die Wahrheit steht durchaus nicht, wie die Jünger der naturalistischen Seite strengster Observanz glauben machen wollen, im Verhältnisse der Gegensätzlichkeit zum Schönen. Schon von Wilhelm Auberlen's Nähendem Mädchen läßt sich lernen, daß treueste Naturbeobachtung und strengste Vermeidung aller Schönfärberei noch lange nicht zur Darstellung des Häßlichen zu führen brauchen. Hugo Vogel's Junger Geistlicher bei der Arbeit verbindet überzeugende Realität der Erscheinung mit der harmonischen Wirkung des wohl componirten Kunstwerkes. Die offene Lade des Arbeitstisches mit den blau gehefteten Manuscripten, der sorglos bei Seite geschobene Stuhl, der über die Landkarte gebeugte junge Priester in Soutane und Barett, das ist wie im Augenblicke gesehen und absichtslos gemalt. Aber das hell durch ein drittes Fenster einströmende Licht hält all' diese Zufälligkeiten zusammen und verklärt sie. Person und Situation sind gerade interessant genug, um die Aufmerksamkeit zu fesseln. Dasselbe läßt sich von Fritz Fleischer's nacktem weiblichen Acte Am Meere nicht sagen. Das Spiel von Licht und Schatten auf der Epidermis ist technisch recht lehrreich, für eine lebensgroße Figur, die uns sogar, um ja nicht mehr zu bieten, als sie soll, durch eine Nackenwendung den Anblick ihres Gesichtes entzieht, ist es nicht ausreichend. Da weiß W. Gentz mit seinem Prediger in der Wüste ganz anders an das Interesse für das Exotische zu appelliren. Er hat so ziemlich alle Stammestypen der Wüste um einen Mahdi versammelt, der ihnen die Lehre des allein selig machenden Allah il Allah predigt. Die malerischen Gestalten und Kostüme der Wüstensöhne geben ein phantastisches, bei allem Farbenreichthume harmonisch abgetöntes Gesammtbild.

Zwei stilvollen, ungezwungen arrangirten und coloristisch wohlthuenden Stillleben von Albert Hertel dient ein ebensolches, mit feuchtem Staube gemaltes, von der zu plötzlichem Ruhme gelangten Ungarin Vilma Parlaghy zur Folie. G. M.

Notizen.

Mahabharata. Der Große Krieg. Gedichtet von Joh. H. Becker. (Leipzig, Gustav Fock.) — In der That, ein wunderliches Werk! Der Verfasser hat das richtige Prädicat dafür selbst angegeben. Er sieht in der Mahabharata wenigstens zum Theil „die schulgemäßen Ueberlieferungsdichtungen der Brahmanen, Druiden, Weder und Chaldäer des Volkes der gemeinsamen Urheimath“ und will in seinem Buche diese Urüberlieferung dem Inhalte nach möglichst getreu wiedergeben, unter Beiseitelassung einer Fülle von Einschaltungen, welche dem indischen Lehrgedichte den Riesenumfang gegeben. Zu diesem herausgeschälten Kerne findet er die entsprechendste Aehnlichkeit mit der deutschen Heldensage, die er an einer Synopsis der betheiligten Personen klar zu machen sucht. Für das nächste Heft (Saga II) verspricht er die Untersuchung der Nibelungen-Amelungensage und hofft so auf dem Wege der Vergleichung die Ursage oder, wie er sich ausdrückt, die Urgeschichte des Menschengeschlechtes reconstruiren zu können. Wie weit die vorliegende Nachdichtung von Werth ist, können wir aus Mangel an Kenntniß des Originales nicht beurtheilen; groß sind die Pläne und Absichten des Verfassers, sehr groß und weit. Die Vorrede und die Anmerkungen machen den Eindruck einer umfassenden Sachkenntniß und glühender Begeisterung. Die Versificirung ist nicht ohne Gewandtheit, doch scheint es uns fraglich, ob die weitreichenden philosophischen Absichten des Verfassers sich überhaupt in wahrhaft poetische Formen fassen lassen. Saga II, auf die wir jedenfalls zurückkommen, wird uns wohl ein abschließendes Urtheil ermöglichen. Jedenfalls verdient der Verfasser schon um seiner idealen Begeisterung willen Achtung und Unterstützung.

Mit Fug und Recht gilt unser Kunstreferent Heinrich Ehrlich seit Langem als einer der berufensten unter den heutigen Musikkritikern. Wie sein Einfluß in den künstlerischen und kunstfreundlichen Kreisen der Reichshauptstadt ein maßgebender ist, so hat sein Name weit über die Macht- und Geschmackssphäre Berlins hinaus den besten Klang. Ehrlich's Schriften werden vom Publikum nicht nur gerühmt und citirt, sie werden auch gekauft — die höchste Werthschätzung, welche einem ernsthaften Schriftsteller in Deutschland zu Theil werden kann. So wird denn ebenfalls die jüngst erschienene Sammlung seiner Aufsätze: „Aus allen Tonarten“ (Berlin, Brachvogel & Ranft) dem Autor den ungetheilten Beifall der musikbeflissenen Leser und unter ihnen nicht zum wenigsten die aufrichtige Zustimmung der Kenner eintragen. Von seinen ungewöhnlichen Kenntnissen, von seiner reichen Welterfahrung, von der ihm eigenen Gabe scharfer, durch Vorurtheile nicht behinderter Auffassung und Prüfung hat er auch in diesem seinem neuen Werke vollgültige Proben gegeben. Es

Digitized by Google

ist als Fortsetzung seines im Jahre 1872 veröffentlichten Buches „Schlaglichter und Schlagschatten“ anzusehen und wird darin eine Fülle anziehenden Staffes, vornehmlich aus dem Tonleben des letzten Jahrzehntes, in der den Lesern dieser Blätter wohlbekannten, durch anmuthige philosophische Bemerkungen gelegentlich angenehm unterbrochenen und durch Einstreuung seines anecdotischen Gewürzes pikanten Darstellungsweise Ehrlich's behandelt. Dinge, die lediglich auf ein musikalisches Tagesinteresse Bezug haben, werden bei Seite gelassen, dagegen allen wichtigen Zeitfragen auf dem Gebiete des Concert- und Opernwesens die gebührende Beachtung zugewendet. Auch dart, wo es sich um strittige, in den Palemiken der Gegenwart mit besonderem Eifer erörterte Punkte handelt — vorzugsweise in der ersten, „zur Aesthetik und Culturgeschichte“ betitelten Abtheilung des Bandes — wird der Fachgenosse, der sich eine von den Ansichten Ehrlich's hier und da etwas abweichende Meinung gebildet hat, der Festigkeit seiner Grundsätze und der Klarheit seiner Darstellung Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Besonders hervorzuheben sind die „Biographischen Studien“; fast allen bedeutenden schaffenden und reproducirenden Musikern unserer Tage werden hier eingehende Betrachtungen gewidmet. Neben den Thaten der Erlauchten — Brahms, Robert Franz und Bülaw — werden hier die Verdienste eines musterhaften Chorpädagogen wie Karl Riedel, der soeben, nur allzu früh, der Stätte seiner Wirksamkeit durch den Tod entrissen wurde, in's rechte Licht gestellt. Die Aufsätze „Jean Jacques Rousseau als Musiker“ und „Lorenzo da Ponte“ sind fesselnde historische Studien. Mit einer Anzahl von „Humoristica“ wird die weite Reihe der vor unseren Augen entrollten vielfarbigen Bilder zu Ende geführt; das Schlußcapitel: „Bayreuther Blätter vom Jahre 1746“ ist von ergötzlicher Wirkung. Dem ebensa anregenden als unterhaltenden Buche, dessen beste Capitel übrigens zuerst in der „Gegenwart“ erschienen sind, wird es am verdienten Erfolge nicht fehlen. Boëtius.

Zwei Seelen. Roman von Rudolph Lindau. (Stuttgart' Deutsche Verlags-Anstalt.) — Hier ist die Stimmung Alles, die Handlung nichts. Die Menschen und ihre Schicksale lassen uns vollkommen kalt, aber die feine Charakterzeichnung und der schwermüthige Dämmer, in den sie gehüllt sind, haben poetischen Reiz; auch der weitläufige Ton der ganzen Schilderung ist durchaus interessant. Es ist übrigens erfreulich, daß eines unserer Familienblätter den Muth fand, diese ja ganz im Sande verlaufende Erzählung seinen Lesern zu bieten und sich von dem beliebten Grundsatze der Spannung um jeden Preis und der romanhaften Handlung für einmal laszusagen.

In der Reklam'schen Universalbibliathek sind neuerdings einige empfehlenswerthe Novitäten erschienen. Wir nennen Jeremias Gotthelf's Uli der Knecht, von Prof. Ferdinand Vetter in der ursprünglichen Gestalt mit Worterklärungen herausgegeben und eingeleitet. Wer da weiß, durch wie viel willkürliche Veränderungen das urwüchsige Werk in der Berliner Ausgabe letzter Hand entstellt wurde und wie man im Bestreben, den deutschen Lesern das Verständniß zu erleichtern, so viel Charakteristisches verwischte oder unrichtig verhochdeutschte, der wird mit Vergnügen zu dieser mit aller philalogischen Akribie ausgeführten Ausgabe greifen. Verdienstvoll ist auch des Prager Lyrikers Friedrich Adler Versuch, die „Literarische Fabeln“ von Tamas de Iriarte neu zu übertragen. Diese zum Theil sehr boshaften Dinger behandeln in gewandter und zierlicher Form literarische Zustände, und zwar wird man bei den meisten der gegeißelten Verhältnisse leider nicht mit dem Dichter entschuldigend beifügen: „Dies geschah in Spanien in dem Lande der Kastanien zu Sevilla, zu Sevilla.“ Die Uebersetzung ist formschön und graziös und steht hoch über den ungelenken Versuchen von Bertuch und Speier. Zu ihren trefflichen Ausgaben der Theaterstücke Henrik Ibsen's hat die Universalbibliothek nun auch das weltgeschichtliche Schauspiel in zwei Theilen: „Kaiser und Galiläer“, deutsch von E. Brausewetter, gefügt. Es ist ein früheres Werk des narwegischen Modedramatikers, behandelt den auch Schiller einmal nahe gelegten Staff des Apostaten Julian und ist übrigens bei aller Großartigkeit der Conception ziemlich schwach und langweilig. Trotzdem ist gleichzeitig noch eine andere autarisirte Verdeutschung von Paul Hermann in stattlicherem Gewande und mit dem Bilde des Dichters geschmückt bei S. Fischer in Berlin herausgekommen. Zum Schluß erwähnen wir noch, daß in der Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes (Halle, Hendel), deren fast 200 Bände sich vermöge ihres größeren Formates besser in unsere Büchereien einfügen, als Reklam's Miniaturausgaben, neuerdings eine gute Uebersetzung von Talstol's erschütterndem Drama: „Die Macht der Finsterniß“ erschienen ist. Das naturalistische Stück, das soeben in Paris einen succès de curiosité hatte, wird ohne Zweifel gleich den Ibsen'schen Dramen die deutsche Bühne betreten, wäre es auch nur vor eingeladenem Publikum, zu wohlthätigen Vorstellungen oder in literarischen Matineen.

Pilgerfahrt. Ein Spottgedicht in 18 Capiteln van Tannhäuser dem Aelteren. (Zürich, Verlagsmagazin.) — Der anonyme Verfasser dieser in Heine's Atta-Troll-Manier gedichteten bitterbösen Satire ist kein Anderer als der jüngstverstorbene Michael Klapp. Es wird da viel Culturkampf getrieben, und die Ultramontanen kommen sehr übel weg, so daß das ganze von einem kühnen freiheitlichen Geist durchwehte Epos trotz des Todes seines Verfassers nicht mehr recht „actuell“ im journalistischen Sinn ist. Am besten gefielen uns die witzigen Verse über Liszt und Canova. Hier sieht man, welche streitbare Natur mit Kapp dahin geschieden ist, und seine nachgelassenen Epigramme, die demnächst erscheinen sallen, werden dies, nach den Proben zu urtheilen, die noch bei Lebzeiten des Autors anonym in Wiener Blättern erschienen, noch viel besser beweisen.

Goethe und seine Beziehungen zur schweizerischen Baumwollenindustrie. Nebst dem Nachweis, daß unter Frau Susanna, der Fabrikantenfrau in Wilhelm Meisters Wanderjahren, Frau Barbara Schultheß von Zürich zu verstehen ist. Von Friedrich Bertheau. (Wetzikon, Actienbuchdruckerei.) — Eine sehr erfreuliche Erscheinung, wenn auch die Ergebnisse irre gehen. Erfreulich macht sie die frische Begeisterung, welche ein „vielgeplagter schweizerischer Baumwollspinner“, wie der Verfasser sich selbst einführt, für Goethe's vortreffliche Darstellung der schweizerischen Spinner und Weber zeigt, die in der Aufforderung gipfelt, an Meyer's Hause in Stäfa eine Gedenktafel an des großen Meisters Aufenthalt daselbst im Jahre 1797 anzubringen. Hätte sich unter seiner „federleichten Bagage“ eine Erläuterung der „Wanderjahre“ gefunden, so würde er dem Irrthum entgangen sein, es lägen hier Aufzeichnungen Goethe's aus dem Jahre 1797 zu Grunde; denn wir wissen aus dessen Brief an Meyer vam 3. Mai 1810, daß ihm ein Aufsatz Meyer's vorlag, der sich vielleicht noch im Goethearchiv befindet. Die Beziehung der Frau Susanna auf Barbara Schultheß ist durchaus verfehlt. Sonst enthält die Ausführung Manches, was auch für den Kenner Goethe's anziehend sein dürfte. Uebrigens wohnte Goethe nicht in Meyer's Hause, das wahl nach dem Tade der Mutter verkauft war, sondern mit ihm im Wirthshause „zur Brandschenke“. H. Düntzer.

Geschichte der deutschen Urzeit. Von Felix Dahn. (Gotha, F. A. Perthes.) — So wenig wir uns für die historischen Romane Dahn's erwärmen können, so unbedingte Hochachtung haben wir vor dem Geschichtsforscher und Rechtsgelehrten. Auch die mit der neulich ausgegebenen zweiten Hälfte vollständig gewordene „Deutsche Urzeit“ ist ein ebenso gut geschriebenes als umfassendes und tiefgreifendes, wahrhaft grundlegendes Werk. Dahn beherrscht das sagenhafte Quellengebiet wie kein zweiter, und die Gestaltung des Stoffes verräth künstlerische Gestaltungskraft, die auch den Historiker ziert. Er verliert sich niemals in nebensächlichen Dingen oder öden Streitfragen, sondern bleibt in seiner Darstellung klar, übersichtlich, einfach, im besten Sinne populär, so grundgelehrte Dinge auch berührt werden. Man lese nur einmal z. B. die Darstellung van Chlodwig's Taufe und deren Folgen oder die meisterlich entwickelte innere Geschichte des Frankenreiches unter Karl dem Großen, und man wird erstaunen, wie der Verfasser selbst die schwierigsten Rechtsfragen erschöpfend und dach knapp und lichtvall behandelt. Wir können das schöne Werk auch den weitesten Kreisen empfehlen und würden es für ein Glück halten, wenn es in jedem deutschen Hause zu finden wäre und die Urzeit- und Völkerwanderungsromane, auch diejenigen Dahn's, daraus vertreiben würde.

Die politische Weisheit des Fürsten von Bismarck und des Grafen Camillo von Cavour. Dargelegt von F. Mariatti, Mitgl. des ital. Parl., übersetzt von M. Bernardt. 2 Bände. (Himburg, J. F. Richter.) — Es gibt Bücher, die trotz aller Mühe nicht schlecht zu machen sind — weder vom Autor, noch vam — Kritiker. Bücher, die für irgend einen brauchbaren werthvallen Gesichtspunkt allen Rohstoff zusammentragen. Das vorliegende Werk gibt eine sehr fleißige Zusammenstellung van Aussprüchen Cavour's und Bismarck's über alle möglichen, hier in alphabetischer Ordnung auftretenden palitischen Fragen; es gibt dem Politiker ein praktisches Nachschlagebuch, es gibt dem Historiker Anregung und wenn auch nicht erschöpfendes, doch weit umfassendes Material, die eigentliche Arbeit der Charakteristik und des Vergleiches der beiden größten Staatsmänner dieses Jahrhunderts vorzunehmen. Var Allem wird aber hier dem weiteren Publikum in bequemer, glücklicher Auswahl eine Fülle interessantesten, bedeutsamsten Actenstoffes in den Schooß geworfen, aus dem es die Zeit und die bestimmenden Mächte der Zeit besser verstehen lernt, als aus allen Schlagwörtern der Tagespolitik. Der glänzende Erfalg des Werkes in Italien ist begreiflich: der Name Bismarck besitzt eben dort höheres und actuelleres Interesse, als der Name Cavour in Deutschland. Dem deutschen Leser, dem etwa ein Sammelwerk über Bismarck lieber wäre, als ein solches über Cavour und Bismarck, ist dadurch geholfen, daß die Verbindung beider Staatsmänner, die Zusammenordnung der beiderseitigen Citate nur in äußerlicher, leicht lösbarer Weise geschieht und die Selbständigkeit ihrer Kreise voll gewahrt bleibt. Fragen rein deutscher Politik werden so wenig vernachlässigt, wie Fragen rein italienischer Politik und über viele allgemeine Fragen werden nur Aeußerungen des einen der Staatsmänner citirt, ohne daß salche des andern zum Vergleich herangebracht werden. Die Auswahl der Titel, unter welche die Citate eingeordnet werden, verräth bisweilen Mangel an Geschick und Präcision. Es treten manche von synonymer Bedeutung auf, die um der Uebersicht willen hätten vereinigt werden müssen (z. B. Infallibilität, Irrthümer, Widersprüche vergl. auch Selbstcharakteristik; Wortschwall, Rhetorik, parlamentarische Beredsamkeit). Manche der gewählten Titel sind wirklich zu nichtssagend, zu kleinlich, zu speciell oder zu allgemein, um der Registrirung „politischer Weisheit“ brauchbar zu dienen (z. B. Kleidungsstücke, Ingenieure und Architekten, Thierärzte, Seife, Locomative, Wein und Gesundheit, Einfluß, Reisen, Nachahmung, patriarchalisches Leben, Schwierigkeiten, Toast, Superlativ, Zeit 2c.). Zuweilen sind die Titel wenig glücklich übersetzt, sodaß etwa Aeußerungen Bismarck's weder zu ihrem Titel, nach zu den entsprechenden Aeußerungen Cavour's irgend passen. Z. B. redet unter dem Titel Arithmetik Cavour von der arithmetischen Wissenschaft in der Schule und Bismarck von statistischem Material in der Politik ader unter „Bevölkerung“ redet Cavour von Bevölkerungsdichtigkeit und Bismarck vom Demos, von Volksrechten, vom Verhältniß der Regierung zum Volk. Aber das sind Kleinigkeiten. Daß das Werk im Ganzen nützlich und werthvoll, dafür haben schon — Cavaur und Bismarck gesorgt. j—.

Digitized by Google

Inserate.

Für Schriftsteller.

Zusendung **guter** (spannender Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken (in Original und Uebersetzung), wenn auch bereits gedruckt, ist stets erwünscht. Bei bereits gedruckten Sachen ist genau anzugeben, wo und in welchen Blättern der Abdruck erfolgte. Entscheidung erfolgt in kurzer Zeit.

Paul Köbler's Verlag,
Berlin N., Weißenburger Str. 8.

Bücher-Ankauf!
Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.

Im Verlage von **L. Staackmann** in **Leipzig** erschien:
Noblesse oblige.
Roman von
Friedr. Spielhagen.
Brosch. ℳ 6.—, eleg. geb. ℳ 7.—
Erste bis fünfte Auflage.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke. ill. v. Chodowiecky 1801. 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift. 1795 bis 97. br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. marroquin. Zus. 50 ℳ. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe, Leipz. 67, Lw. zusammen 15 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71. ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Grümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dischs. Dichter u. Denker,** Gegenw. (Autographien). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ. — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Wellgang, Reminiscenz, Vorläufer, Südöstl. Bildersaal, 25 Bde., neu, 20 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**“, Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Franz Liszt.
Erinnerungen einer Landsmännin
von
Janka Wohl.
Deutsche Originalausgabe.
8°. **Groschirt 3 M., gebunden in Ganzleinen 4 M.**
Das Werk bietet gegenüber der französischen und englischen Ausgabe sehr viel **Neues** und **Unbekanntes** über den großen Tonkünstler.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Das Preussische Staatsrecht
auf Grundlage des Deutschen Staatsrechts
dargestellt von
Dr. Herm. Schulze.
Erster Band. Zweite Auflage.
XII und 659 Seiten. gr. 8. geb. ℳ 12; fein geb. ℳ 13.50.
(Ein ausführlicher Prospekt wird auf Verlangen unentgeltlich versandt.)

Im Verlag von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien soeben und kann durch jede Buchhandlung oder auch direct unter Einsendung des Betrags bezogen werden:
Die goldene Zeit.
Neue Geschichten aus der Heimat
von **Heinrich Seidel.**
Preis brosch. ℳ 3.—, in Leinwand geb. ℳ 3.75.

s' Liserl.
Erzählung vom Ammersee
von **Maximilian Schmidt**
(der gesammelten Werke VII. Bd.).
Preis brosch. ℳ 3.—, gebunden ℳ 3.50.

In **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg** sind erschienen:
Lieder und Balladen von Heinrich Vierordt. Zweite Ausgabe. 16. brosch. Mk. 4.—, eleg. geb. mit Goldschn. Mk. 5.—.
Neue Balladen von Heinrich Vierordt. 16. brosch. Mk. 2.—, eleg. geb. mit Goldschn. Mk. 3.—.
Akanthusblätter. Dichtungen aus Italien und Griechenland von Heinrich Vierordt. 16. brosch. Mk. 2.—, eleg. geb. mit Goldschn. Mk. 3.—. (Neu.)
„Zu den liebenswürdigsten und zugleich mannhaftesten Dichtern der neuesten Zeit gehört unstreitig Heinrich Vierordt. Wem weiß nicht, was man an seinen Dichtungen mehr anerkennen soll, die sichere Handhabung der Form oder den sittlich reinen, markigen und kräftigen Gehalt seiner Dichtung . .“
(Staatsanzeiger f. Württ.)

In meinem Verlage ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Aus Flandern und Brabant.
Episches und lyrisches von **Pol de Mont,** übertragen aus dem Flämischen von **Heinrich Klemmich.** Preis eleg. broch. ℳ 2.50, eleg. geb. ℳ 3.50.
Aus den Tagen der Hansa.
Drei Novellen von **Detlev von Liliencron.** 3 Bände. 2. Aufl. Preis eleg. broch. ℳ 12.—, eleg. geb. ℳ 15.—
Ein Skizzenbuch von **Wilhelm Jensen.** 2. Aufl. Preis eleg. broch. mit Bildnis u. Faksimile des Verfassers ℳ 5.—, eleg. geb. ℳ 6.—
Freiburg i. B. **Adolf Kiepert,** Hofbuchhändler.

Verlag von **Gustav Fock** in Leipzig.
Soeben erschien:
Zur
Kritik der Doppelwährung.
Von
Dr. Alexander Ellmann.
Preis: 80 ₰.
Eine objektive, die neuesten litterarischen Erscheinungen sorgfältig berücksichtigende Darlegung der Gründe für und wider Doppelwährung und Goldwährung.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:
Sammlung von Aktenstücken
in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

Redaction: Berlin S.W., Wilhelmstr. 67.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.
Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 34. Berlin, den 25. August 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 4gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: England politisches Interesse. Von Eduard von Hartmann. — Rußlands Wirthschaft in Centralasien. Von Victor Frank. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Der Geschmack im Hause. Von Peter Jessen. — Goethe und Lenz in Straßburg. Von H. Düntzer. — Die Unterrichtsfrage in Frankreich. Von H—n. — **Feuilleton:** Der Lebende hat Recht. Von Giovanni Verga. Autorisirte Uebersetzung von Henry Perl. — **Aus der Hauptstadt:** Das Königliche Schauspiel im Wallnertheater. — Offene Briefe und Antworten: Zur Beschaffenheit der Engel. Von Ernst Pohl. — Inserate.

Englands politisches Interesse.

Von Eduard von Hartmann.

England hat nur zwei natürliche Gegner, Frankreich und Rußland.

Frankreich ist die einzige Macht auf Erden, welche eine Kriegsflotte unterhält, die mit der englischen annähernd concurriren könnte, die einzige, von der eine Ueberflügelung der englischen Marine unter Umständen angestrebt werden könnte, die einzige, welche durch ihre geographische Lage, durch die Schlagfertigkeit ihres Landheeres und die Stärke ihrer Kriegsflotte im Stande wäre, England mit einem kriegerischen Einfalle zu bedrohen, die einzige Großmacht, welche der Bevölkerung Irlands nach Abstammung und Confession zugleich verwandt ist, und auf welche ein irischer Secessionskrieg sich stützen könnte, die einzige, welche bisher versucht hat, die maritime Herrschaft auf dem Mittelmeere an sich zu reißen und den Engländern den Besitz Aegyptens als der Brücke nach Indien streitig zu machen, die einzige endlich, welche mit England wiederholentlich ernste Kriege um den Besitz überseeischer Colonien geführt hat, welche noch heute nach allen Richtungen seine begehrlichen Arme ausstreckt, und an verschiedenen Punkten der Erde, insbesondere in Hinterindien für die Zukunft die englischen Interessen mit ernsten Conflicten bedroht.

Frankreich würde wahrscheinlich noch heute der erste europäische Handelsstaat nächst England sein, wenn es nicht durch den unsinnigen Krieg mit Deutschland viele seiner früheren Handelsbeziehungen eingebüßt, Deutschland finanziell gestärkt, und alle seine Kräfte seitdem auf die kriegerische Revanche concentrirt hätte. In dem Augenblicke, wo es ihm gelänge, seinen Rachedurst zu befriedigen und Deutschland zu germanisiren, würde es wiederum der stärkste mercantile Nebenbuhler Englands werden, und würde diese Stellung mit der ganzen Rücksichtslosigkeit eines lange unterdrückten Hochmuths gegen England ausbeuten. Wenn es Frankreich noch einmal wie zu Anfang dieses Jahrhunderts gelänge, den Rhein in seiner ganzen Länge zu seiner Grenze zu machen und Deutschland und Italien zur Heeresfolge zu nöthigen, so würde es schwerlich den Fehler des ersten Napoleon wiederholen, diese vereinten Kräfte gegen das unwirthliche Rußland zu kehren, sondern würde die vereinigten Flotten dazu benutzen, um England den Vorrang zur See zu entreißen und es in seiner Colonialpolitik von Frankreichs Willen abhängig zu machen.

Wenn dagegen Frankreich sich überzeugt, daß es auf die Revanche an Deutschland bis in's Unbestimmte verzichten muß, so werden die auf's Aeußerste gespannten kriegerischen Kräfte dieser Nation endlich nach einer anderen Seite einen Ausweg suchen müssen, und da Italien durch die deutsche Bundesgenossenschaft gedeckt ist, so kann diese Explosion des gloire-Fiebers und der gallischen Händelsucht nur nach Spanien oder England hin erfolgen. Es ist kein Zweifel, daß die Wahl für England ausfallen wird, da in Spanien nichts, in England aber sehr viel, sowohl direct wie indirect zu holen ist, da ferner die Erfahrung des ersten Napoleon zeigt, daß zur Unterwerfung Spaniens lange Geduld und Ausdauer erforderlich sind, während die englische Beute mit einem kühnen Husarenstreich gewonnen werden kann. Gelegenheit zur Einmischung in die englischen Angelegenheiten würden die Iren bereitwilligst jederzeit darbieten, wenn ihnen ein selbstständiger irischer Staat unter französischem Schutze als Preis gezeigt würde.

Der ganze Lauf der Geschichte zeigt diesen Antagonismus zwischen Frankreich und England, der in früheren Jahrhunderten noch durch eine Menge nebensächlicher und zufälliger Umstände verschärft wurde. Nur für das lebende Geschlecht ist dieser unaufhebbare Antagonismus dadurch verdunkelt worden, daß zufällig beide Erbfeinde sich vor einem Menschenalter zusammengefunden hatten, um einen dritten, gemeinsamen Gegner zu bekämpfen. Genauer gesprochen, hatte Napoleon III. sich von England dazu benutzen lassen, im Krimkriege die Geschäfte Englands mit seinem Gelde und seinen Truppen zu besorgen; das Motiv aber, welches Napoleon III. zu diesem opferreichen Kriege zu Gunsten Englands bewog, war lediglich die Tradition seines Oheims, und sein Fehler war nur die Nachwirkung des Fehlers Napoleon's I. Frankreich hat von den im Krimkriege gebrachten Opfern zwar eine vorübergehende Erhöhung seines Prestige, aber keinerlei reellen Gewinn gehabt, und sein thörichter Krieg gegen Deutschland entriß den Westmächten selbst das geringfügige greifbare Ergebniß des Krimkrieges: den Verzicht Rußlands auf das Halten einer Kriegsflotte im Schwarzen Meere.

Aber die Waffenbrüderschaft Frankreichs und Englands gegen Rußland hatte doch die Wirkung, den politischen Gegensatz beider Nebenbuhler für längere Zeit zu verschleiern, wozu noch das Eingehen Napoleon's III. auf die englischen Freihandelsbestrebungen beitrug. Beides verblendete die öffentliche Meinung in England so, daß man das gefährliche Anwachsen der französischen Kriegsflotte übersah, welche durch Napoleon III. zum ersten Male auf eine der englischen ebenbürtige Höhe gehoben wurde. Wenn die französische Flotte seitdem in ihrer Entwickelung hinter der englischen wieder beträchtlich zurückgeblieben ist, anstatt dieselbe zu überholen, so verdankt England

Digitized by Google

diesen Umschwung lebhaft den deutschen Siegen, welche Frankreich veranlaßten, alle Mittel in erster Reihe auf die Verstärkung der Revanchearmee zu verwenden. Ebenso verdankt England die von Frankreich unbedingte Schutzherrschaft über Aegypten ausschließlich dem Umstande, daß die ganze französische Nation wie hypnotisirt auf den einen Punkt der Revanche starrt und jedes ernstere Engagement zur Wahrnehmung ferner liegender Interessen wie eine Bismarck'sche Falle zur Zerspli[t]terung seiner Kräfte fürchtet. Während England durch die deutschen Siege in politischer, maritimer, mercantiler und colonisatorischer Hinsicht vor dem bedrohlichen Nebenbuhler Luft bekommen hat, würden französische Siege von gleichem Maße zu einem erdrückenden Uebergewichte Frankreichs über England in allen diesen Beziehungen geführt haben, und dasselbe Verhältniß würde eintreten, wenn ein Revanchekrieg in Zukunft die französischen Träume erfüllte.

Wie Frankreich die europäische Machtstellung Englands bedroht, so Rußland die asiatische. Bis vor einem Menschenalter war England die einzige asiatische Großmacht, da Rußlands fibrische Besitzungen keine nennenswerthe Volkszahl aufwiesen, und China noch zu seinem Versuche einer Organisation seiner Macht gelangt war. Durch das Vorrücken Rußlands gegen Süden und durch die Entstehung einer chinesischen Armee und Kriegsflotte nach europäischem Vorbilde ist dieses Verhältniß sehr zu Ungunsten Englands verschoben, und wird sich immer mehr verschieben, je mehr Rußland seine Grenzen ausdehnt und seine Besitzungen durch Eisenbahnen aufschließt. Die indische Armee Englands war bisher nur darauf berechnet, die unterworfenen Inder in Botmäßigkeit zu halten, aber nicht das indische Reich gegen auswärtige Feinde zu vertheidigen, und dieser Schwächezustand muß geradezu als Anlockung zum Einfalle für eroberungssüchtige Nachbarn dienen. Die eingeborenen Truppen sind in keiner Weise im Stande, sich mit russischen zu messen; eine Verstärkung der englischen Truppentheile in Indien aber ist eine sehr kostspielige Sache. Deshalb hat bisher die indische Politik Englands davon Abstand genommen, ihre Sicherheit in der eigenen Stärke zu suchen, und hat dahin gestrebt, sie durch Schwächung und anderweitige Beschäftigung Rußlands zu erzielen.

Hieraus erklärt sich das Gewicht, welches England jederzeit auf die „orientalische Frage" in Europa gelegt hat, nicht aus der Bedeutung Konstantinopels und der Balkanhalbinsel für Englands indische Interessen. Es liegt England nichts an einer definitiven Lösung der orientalischen Frage, welche Rußland für immer aus der Balkanhalbinsel ausschließen würde; sein Interesse ist nur auf die Offenhaltung der orientalischen Frage und eine möglichst vielseitige Verwickelung und Verwirrung derselben gerichtet, damit Rußland immer auf der Balkanhalbinsel beschäftigt bleibt, und England in jedem Augenblicke, wo Rußland Neigung zu einem asiatischen Vorstoße zeigt, im Stande ist, durch Aufrührung der orientalischen Frage eine Diversion herbeizuführen. Unter demselben Gesichtspunkte hat England stets die polnische Frage aufgefaßt; nicht eine Zufriedenstellung aller polnischen Wünsche durch Rußland war sein Ziel, sondern die Schürung und Steigerung der polnischen Unzufriedenheit und die stete Offenhaltung einer eiternden Fontanelle am russischen Staatskörper. Schon beginnt Niemand in England zu begreifen, daß eine solche Politik wohl eine Galgenfrist gewähren kann, daß sie aber das gefürchtete Ende nur hinausschieben, nicht abwehren kann, wenn die gewonnene Frist nicht zur Stärkung der eigenen Widerstandskraft ausgiebig benutzt wird. Aber das Gehenlassen überwiegt noch immer und man klammert sich an die Hoffnung, daß auch fernerhin die continentalen Großmächte die Geschäfte Englands in Europa besorgen werden, ohne daß sie so selbstsüchtig und rücksichtslos sein werden, dafür irgend welche Gegendienste oder gar eine nennenswerthe Kraftanstrengung Englands selbst zu verlangen.

In Rußland sieht man hohnlächelnd die Verlegenheit und Schwäche Englands und hält ihm die russische Garantie seiner indischen Besitzungen als Lockspeise hin, wenn es dafür Rußland in Europa freie Hand lassen will. Es ist kaum zu glauben, daß es englische Staatsmänner geben sollte, welche nach allen bisherigen Erfahrungen über den Werth russischer Versprechungen ihre Politik von einem solchen Köder bestimmen lassen könnten; jeder unbefangene Beobachter muß sich sagen, daß eine fortdauernde militärische Schwäche der englischen Stellung in Indien einen Anreiz von unüberwindlicher Stärke für einen russischen Ueberfall bieten müßte, und daß die feierlichsten Versprechungen und Garantien solchen Anreiz gegenüber leerer Hauch und morsches Papier sein würden. Dennoch ist die Unfähigkeit zu mannhafter Ausraffung und die Sehnsucht nach einflußloser Selbsttäuschung in England so groß, daß Staatsmänner wie Gladstone und Churchill den russischen Vorspiegelungen das Wort führen und für ein Bündniß mit dem Antagonisten schwärmen.

Wie kurzsichtig eine solche Preisgebung der Zukunft für die Ersparung militärischer Unbequemlichkeiten in der Gegenwart ist, erhellt am besten daraus, daß Englands Handel in immer wachsendem Maße auf das indische Colonialreich angewiesen ist und in Zukunft nach Verlust weiterer Märkte immer mehr angewiesen sein wird, und daß der Verlust Indiens mit seinen 250 Millionen Consumenten englischer Waaren eine 10 Millionen Engländer vor die Alternative zwischen Auswanderung und Hungertod stellen würde. England ist nur der Kopf eines weit verzweigten Colonialreiches, dessen Glieder gegen den massiven indischen Rumpf vorläufig kaum in Betracht kommen. Je sicherer es ist, daß Canada früher oder später laut der Monroe-Doctrin von den Vereinigten Staaten aufgefangt wird, und daß Australien dereinst nach genügender Erstarkung sich auf eigene Füße stellen wird, desto wichtiger wird Indien für England, und sein Verlust würde es zu einem Kopfe ohne Rumpf und Glieder machen, der sofort an Stelle der bisherigen Hypertrophie der Atrophie verfiele. Der politische Antagonismus Englands gegen die asiatische Großmacht Rußland ist um so viel stärker als derjenige gegen die nordamerikanische Großmacht, wie die geographische Bedeutung und Einwohnerzahl Indiens derjenigen Canadas überlegen ist (250 : $4^1/_2$ Millionen). —

Außer Frankreich und Rußland gibt es keinen europäischen Staat, mit welchem England in einem politischen Antagonismus oder auch nur in einer politischen Interessencollision stände. Die Kriegsflotten der europäischen Staaten außer Frankreich haben seit Spaniens Niedergange niemals einen Versuch gemacht, mit den englischen zu wetteifern; die Kleinstaaten haben zwar Colonialbesitz, sind aber außer Stande, die englischen Interessen ernstlich zu schädigen, und die Großmächte haben einen im Vergleiche zum englischen und französischen geradezu verschwindenden Colonialbesitz, der zum Theil erst von gestern datirt und seine Haltbarkeit erst auszuweisen soll. Eine Eifersucht Englands auf österreichische, italienische oder deutsche Colonien wäre die simiose Mißgunst eines Ueberreichen gegen seine bettelarmen Nachbarn. Zu seinen eigenen Colonien hat England einen mercantilen Wettbewerb von keiner Seite zu fürchten; in neutralen Ländern muß es sich eben die legitime Concurrenz anderer Industriestaaten gefallen lassen und hat vor diesen in Folge seiner alten ungestörten Cultur, seiner geographischen Lage und seines Reichthums an Kohlen und Erzen in nächster Nähe der Küsten einen kaum einzuholenden Vorsprung.

Es wäre ein schwerer Fehler, wenn England durch Eifersucht gegen die relativen Handelserfolge Deutschlands in Ostasien und Amerika, oder gegen diejenigen Oesterreichs auf der Balkanhalbinsel, oder gegen diejenigen Italiens an den Ufern des Mittelmeeres sich zur politischen Verstimmung gegen diese Staaten hinreißen lassen wollte. Ist doch die französische Handelsconcurrenz viel älter und immer noch viel bedenklicher für die englischen Interessen! Wenn aber diese ohne Verstimmung ertragen wird, warum sollten dann die jung aufstrebenden Staaten von derselben betroffen werden, die schließlich im Handel wie in der Colonialpolitik doch nur eine kümmerliche Nachlese halten unter demjenigen was England, Frankreich und Rußland bei der Theilung der Erde übrig gelassen haben!

Leider finden solche kleinliche und einer großen Nation

Digitized by Google

unwürdige Anwandlungen bei tonangebenden englischen Staatsmännern dennoch ihre Stätte und verwirren deren politischen Gesichtskreis in einem Grade, welcher für die Geschicke Englands im Falle der Herrschaft solcher Männer unheilvoll werden könnte. Die Schwierigkeiten, welche Gladstone den embryonischen Anfängen der Bismarck'schen Colonialpolitik in Afrika entgegensetzte, sind nur auf diese Weise zu erklären, ebenso wie der den österreichischen Fortschritten auf der Balkanhalbinsel entgegengestellte Zuruf „Hände weg!“ Der englische Handelsgeist rechnet darauf, daß er bei einer russischen Occupation der Balkanhalbinsel im Stande sein werde, trotz hoher russischer Zollschranken mit den russischen Industrieerzeugnissen erfolgreich zu concurriren, daß er aber bei einer Ausdehnung des österreichischen Zollgebietes auf der Balkanhalbinsel nicht mehr im Stande sein werde, mit den zollfreien österreichischen Industrieproducten zu concurriren, und zieht daraus den Schluß, daß die Balkanländer lieber Rußland als Oesterreich zu gönnen seien, wenn doch einer von beiden sie haben müsse. Die Kurzsichtigkeit einer solchen Berechnung auch aus rein mercantilem Gesichtspunkte, liegt auf der Hand, da Rußland früher oder später doch auch eine concurrenzfähige Industrie entwickeln wird, und der Markt der Balkanländer an Wichtigkeit nicht in Betracht kommt gegen den indischen Markt, dessen Behauptung das höchste und maßgebende Ziel für die englische Handelspolitik sein und in immer wachsendem Maße werden muß. —

Es ist ein alter Satz, daß der Feind meines Feindes mein Freund ist. Nun ist aber Deutschland der natürliche Gegner des rachgierigen und eroberungssüchtigen Frankreichs ebenso wie Oesterreich der natürliche Gegner des russischen Expansionsdranges nach Südosten. Da nun Frankreich und Rußland die einzigen und zugleich höchst gefährlichen Antagonisten Englands sind, so sind Deutschland und Oesterreich seine natürlichen Verbündeten. Ebenso ist Italien ein natürlicher Verbündeter Englands, weil es der natürliche Gegner der Herrschaftsgelüste Rußlands im östlichen Mittelmeerbecken und des französischen Strebens nach Heradrückung des Mittelmeeres zu einem „französischen See“ ist. Weitere natürliche Gegner Frankreichs sind Belgien, Holland und die Schweiz, welche Rußlands Standinavien, Rumänien, Bulgarien und Griechenland; wenn diese Länder ihre natürliche Gegnerschaft zum Theil noch nicht verstehen, so werden die Verhältnisse ihnen früher oder später diese Einsicht aufzwingen, und wenn England seine Interessen besser zu wahren verstände, so würde es längst das Erwachen dieser Einsicht in diesen Kleinstaaten gefördert und dieselben zu einer Defensivliga gegen ihre natürlichen Gegner zusammenzuschweißen versucht haben. —

Wie sehr die von Frankreich drohende Gefahr für England vermehrt wird, wenn letzteres sich im Besitze der Niederlande befindet und die englische Küste gleichsam ampanny, hat die Zeit des ersten Napoleon zur Genüge gezeigt. Daß Frankreich das Streben nach dem Wiedererwerbe der Niederlande, wenigstens der ehemals österreichischen, nicht aufgegeben hat, ist durch die amtliche Veröffentlichung der verschiedenen von Napoleon III. an Preußen gerichteten Bündnißanträge und seinen mit Holland im Jahre 1867 abgeschlossenen Vertrag über den Ankauf Luxemburgs zur Genüge bewiesen. Das ganz katholische und in seiner südlichen Hälfte rein französische Belgien wäre in der That ein viel angenehmerer und werthvollerer Zuwachs der französischen Großmachtstellung als der Wiedererwerb des nur in den oberen Ständen halbfranzösirten Elsaß. Wenn die Franzosen die Wahl hätten, zwischen Elsaß einerseits und auch bloß dem wallonischen Theile Belgiens andererseits, so würden sie sich aus Vernunftgründen unbedingt für den letzteren entscheiden, da schon die wallonische Hälfte Belgiens mehr als doppelt so viel Einwohner zählt, wie das ganze Elsaß-Lothringen. Aehnlich liegt die Sache bei der französischen Schweiz, obschon dort die Confessionen gemischt sind.

Daß Frankreich gar nicht daran denkt, die von den Großmächten garantirte Neutralität Belgiens und der Schweiz zu achten, zeigt das Beispiel Napoleons III. im italienisch-österreichischen Kriege, welcher seine Armee durch neutralisirte Gebiete hindurchmarschiren ließ, ohne dadurch auch nur wesentliche Vortheile für seine Kriegführung zu erzielen. Die Republik und ihre Rechtsnachfolger würden nicht skrupulöser sein in Bezug auf Belgien, wenn sie irgend welche nennenswerthe strategische Vortheile dadurch zu erzielen glaubten, und wenn sie einmal in einem neuen Kriege gegen Deutschland Belgien besetzt hätten, so würden sie ganz sicher nicht wieder hinausgehen, es sei denn, daß die deutschen Heere sie daraus vertrieben. Belgien ist Frankreich gegenüber militärisch ohnmächtig, und England allein würde ebenso ohnmächtig sein, Belgien Frankreich wieder zu entreißen. Die englischen Regierungen haben auch wiederholt erklärt, daß die Neutralitätsgarantie die garantirenden Mächte nicht einseitig zu einem militärischen Schutze gegen Neutralitätsverletzungen verpflichte, so daß nach dieser authentischen Auslegung auch Deutschland in solchem Falle keine völkerrechtliche Verpflichtung hätte, die Franzosen aus Belgien wieder hinauszuwerfen.

Allerdings würde Deutschland schon um seines eigenen Interesses willen die Unabhängigkeit Belgiens zu schirmen bemüht sein und nach einem siegreichen Kriege sicherlich keine Beeinträchtigung derselben dulden; aber in einem unglücklichen Kriege würde es beim besten Willen dazu außer Stande sein, und in einem stehenden, beide Theile erschöpfenden Kriege würde es zu erwägen haben, ob die Erreichung dieses Zieles für seine Interessen wichtig und zugleich militärisch aussichtsvoll genug sei, um die Fortsetzung des Krieges trotz der eingetretenen Erschöpfung zu rechtfertigen. Zu solchem Falle könnte Deutschland zu seinem Bedauern in die Zwangslage versetzt werden, auf den Kampf um die Selbständigkeit Belgiens zu verzichten, um nur sich selbst die Wohlthat des Friedens ohne Gebietsverluste und ohne Zahlung einer Kriegsentschädigung wieder zu verschaffen. Einen solchen für seine Interessen sehr bedenklichen Ausgang würde dann England sich selbst zuzuschreiben haben, wenn es zu rechter Zeit versäumt hätte, seine ganze Macht für die Verhinderung des Kriegsausbruches, beziehungsweise für die Unterstützung der deutschen und belgischen Heere in die Wagschale zu werfen. In einem unglücklichen Kriege würde auch die ausgiebigste Hülfe, die England zu leisten im Stande ist, ganz unzureichend sein, um nachträglich eine Aenderung des Kriegsglückes herbeizuführen; will England sich gegen die Möglichkeit schützen, daß Frankreich mit einem glücklichen Kriege gleichzeitig die französische Schweiz, das Elsaß, die bayerische Pfalz, die preußische Rheinprovinz, Belgien und Holland seinem Gebiete hinzufügt, so muß es in erster Reihe den Ausbruch eines Krieges zu verhüten suchen, in zweiter Reihe vom ersten Beginne an seine ganze Kriegsmacht zur See und zu Lande gegen Frankreich kehren, um dem Eintritte unglücklicher Wendungen vorzubeugen.

Bei Weitem wünschenswerther als der gegenwärtige Zustand einer wirkungslosen papierenen Neutralitätsgarantie wäre schon ein durch englische Initiative in's Leben gerufener und unter englischer Führung stehender Neutralitätsbund zwischen der Schweiz, Belgien, Holland und England, durch welchen diese vier Staaten sich verpflichteten, ihre gesammten Streitkräfte gegen denjenigen zu kehren, welcher zuerst ihre Neutralität verletzt. Da Deutschland keinesfalls dieser Verletzende sein wird, so wären alle Vortheile eines solchen Abkommens auf Seiten Deutschlands, alle Nachtheile auf Seiten Frankreichs, welches dadurch gezwungen werden würde, zunächst die Kriegführung auf die deutsch-französische Landesgrenze zu beschränken. Aber in dem Falle, daß Frankreich nur annähernd solche Erfolge erzielen sollte, wie Deutschland im Jahre 1870, würde auch ein solcher Neutralitätsbund der vier Staaten nicht im Stande sein, der französischen Ländergier und Eroberungssucht ein Halt zuzurufen. Nach dem Zusammenbruche der deutschen Heeresmacht würden die vier Bundesgenossen kaum noch wagen, in's Feld zu ziehen; jeder würde auf Kosten der übrigen sich mit dem Sieger zu stellen suchen. Käme es aber doch noch zum Kampfe, so würden die Heere des siegreichen Frankreich die im relativ schlechtesten Zustande befindlichen Truppen der Kleinstaaten sammt dem englischen Hülfscorps in kürzester Zeit vernichten.

Digitized by Google

Ein Defensivbund der Grenzstaaten mit England hätte deshalb nur dann einen Sinn, wenn er das Rollen der Würfel zwischen den Großmächten nicht erst abwartete, sondern sich von vornherein gegen den Friedensbrecher kehrte, also sich als eine Verstärkung dem deutsch-italienischen Defensivbündnisse gegen Frankreich zur Erhaltung des Friedens angliederte. Daß Deutschland in seiner bundesstaatlichen Verfassung an Eroberungskriege gar nicht denken kann, daß die öffentliche Meinung in Deutschland einer solchen Thorheit auf das Aeußerste widerstreben würde, daß Preußen gerade schon genug an seinen Bundesgenossen im Bundesrathe hat und daß die Reichsregierung schon jetzt mit viel zu viel inneren Schwierigkeiten zu kämpfen hat, um dieselben durch neue widerstrebende Erwerbungen noch muthwillig zu vermehren, das weiß jeder mit den deutschen Verhältnissen Vertraute. Eine englische Beschützung der kleinen Grenzstaaten gegen Deutschland wäre deshalb ebenso gegenstandslos, wie diejenige gegen Frankreich dringlich ist. Denn Frankreich ist ein Einheitsstaat, dessen öffentliche Meinung durch Befriedigung der Eitelkeit und Ruhmsucht zu allen Ausschreitungen zu bringen ist, und dessen innere Parteikämpfe erfahrungsmäßig vor jedem Dictator schweigen, der sich durch Eroberungen zu legitimiren versteht, ja sogar vor jedem, welcher solche patriotische Genugthuungen auch nur verspricht. —

(Schluß folgt.)

Rußlands Wirthschaft in Centralasien.

Von Victor Frank.

(Schluß.)

Statt nun gegenüber der weitaus wichtigsten Angelegenheit des Landes, dem Bewässerungswesen gegenüber, sich ihrer Aufgabe bewußt zu werden, hat die russische Verwaltung sich einer folgenschweren Unterlassungssünde schuldig gemacht; sie hat dieser Angelegenheit gegenüber eine nicht nur indifferente, sondern sogar ablehnende Haltung beobachtet, wiewohl in dringender Weise die Nothigung zum Eingreifen an die örtlichen Autoritäten herantrat. Nicht nur Privatstreitigkeiten gab es im Wasseranlegenheiten. „Trotz aller Würde im Auftreten der Orientalen, kommt es doch bei den Kanälen wohl bis zum Messer. In den 10 Jahren sind im Syrkreise 12 Tödtungen bei Streitigkeiten um das Wasser vor Gericht abgeurtheilt worden." Zwischen ganzen Districten brachen erbitterte Zwistigkeiten aus. A. von Mittendorff erzählt, nur einmal habe er es erlebt, daß in seiner Gegenwart die eingeborenen Autoritäten das würdevolle Decorum bei Seite setzten und in hellen Wuthausbruch geriethen. In einer Sitzung des Kadi habe ein Dorfältester sich ingrimmig beklagt, am oberen Zuleiter fänden Wasserschädigungen statt; die Obersitzenden hätten über das richtige Maß zugesperrt und sie arbeiteten zu wenig an Instandhaltung des Zuleiters; alle Klagen beim Kreishauptmann seien fruchtlos; dessen Gehilfe sei endlich gekommen, aber habe fruchtlos sich den Thatbestand angesehaut. „Hier richtig zu schlichten — setzte der Mann hinzu — sind die Eingeborenen unfähig, das müssen die hochregierenden Russen thun." „Der Unzufriedene vermißte offenbar den in höchster Instanz beruhigenden Gewaltspruch des Khan, der alten guten Zeit," bemerkt A. von Middendorff, „deutlicher als in diesem Falle konnte sich die Nothwendigkeit dessen, daß die Staatsverwaltung sich stets und überall das Beaufsichtigungsrecht über alle Wasserlangen gesetzlich wahren muß, nicht aussprechen" . . . „Interessant ist es jedenfalls, zu beobachten, wie unumgänglich also eine Oberapplationsinstanz auf den Einsichtsvolleren unter dem Volke dort zu sein scheint, wo es gilt, zwischen größeren Körperschaften zu schlichten . . . Dasselbe Verlangen nach Gewaltsprüchen ist mir übrigens während meines kurzen Aufenthaltes wiederholt begegnet." — Jener Fall mag vorbildlich erläutern, welcher Art die von der russischen Verwaltung mittelst Unterlassungssünden in der Beaufsichtigung des Verwässerungswesens verübten Schädigungen gewesen sind. Jeder Willkür war Thor und Thür geöffnet. „Unternehmende," erzählt A. von Middendorff, „bemächtigten sich des flüssigen Goldes, des Wassers, insoweit es nicht die Vertheilung innerhalb derselben Gemeinde, sondern vielmehr die Berabsolgung an ferngelegene Dörfer oder gar Kreise betraf. Solche Eingeborene . . . zapften bald hier, bald dort an, ohne das Recht dazu zu haben. Sie nahmen ungescheut das Wasser an seinem Ursprunge fort, ohne daß die in einem ganz anderen Verwaltungskreise fernab unten Sitzenden zu ergründen vermochten, weshalb ihnen das Wasser karger als früher zufließe. Bald hatte sich in wasserreichen Jahren Dieser oder Jener Wasser auf früher unbebautes Land (adyr) geleitet und suchte nun dieselbe Zuleitung auch in anderen Jahren fließend zu erhalten; bald hatte sich ein Wasserzusluß besitzen lassen, bald ein Dorfgewaltiger seine Macht zu eigennützigen Anmaßungen ausgenutzt, bald ein anderer nachts dem Zuleiter des Nachbarn ein Hemmniß vorgelegt, um sich stärkeren Zufluß zu verschaffen" u. d. m. Zu diesen Unterlassungssünden der russischen Verwaltung kommen noch Begehungssünden hinzu: in frivoler Weise sind Dörfer desselben Wassergebietes, früher zu demselben Verwaltungskreise gehörig, von den Russen zu zwei verschiedenen Kreisen zugetheilt worden; nun halten die Einen das Wasser ungestraft zurück und geben nicht die nöthigen Arbeiter zur Kanalremonte ꝛc. Das verursacht dann aus einem Kreise in den andern zeitraubende Klagen und Gegenklagen, während deren Verhandlung die Schädigungen perfect werden. — Wie schwerwiegend aber die Folgen aller dieser Sünden gewesen sind, welche die russische Verwaltung sich hinsichtlich der Beaufsichtigung des Bewässerungswesens hat zu Schulden kommen lassen, ist aus folgendem, von A. von Middendorff constatirten Falle ersichtlich. Mitten in einer Salzwüste findet er ein verlassenes Dorf von gewaltiger Ausdehnung; die Zahl der Höfe entzieht sich der Zählung; nur hier und da kleine Flecke verkommener Luzerne. Von einem reisenden Kaufmann, einem Sarten, erfährt er, noch vor zwei Jahren sei es ein blühendes Dorf von ca. 300 Höfen gewesen, Namens Jangi-Tschet; aber die Russen hätten ihren nicht geachtet; die Arikdihaner hätten sich ihres Wassers bemächtigt und es auf ihre eigenen Felder geleitet; so seien die Bewohner von Jangi-Tschet im Trockenen geblieben und seien verzagt und auseinandergelaufen, zumal im vorigen und in diesem Jahre. Auseinander war die Bevölkerung des Dorfes gestoben: abgesehen von dem Ruine der Leute hatte der gute Ruf der neuen Beherrscher des Landes dabei schwer gelitten. Noch in anderer, überaus schädigender Weise hat die indifferente und abwehrende Haltung der russischen Verwaltung sich geltend gemacht. Während in der guten alten Zeit im Falle plötzlich auftretender Hochwässer sofort die ganze benachbarte Bevölkerung zum Schutze der Canäle aufgeboten wurde, um die herabkommenden verheerenden Schutt- und Geröllmassen fortzuschaffen, um den überschüssigen Wassermassen ungefährlichen Ablauf zu gewähren, um gefährdete Uferdämme zu befestigen u. s. w., traten nun unter der russischen Verwaltung, da dieses bisher stramm gehandhabte System, wie man zu sagen pflegt, aus dem Leime ging, die entsetzlichsten Verheerungen durch Hochwässer ein, wie sie früher nicht erlebt worden waren. Nach Einsicht der Acten referirt A. von Middendorff, daß während der wenigen Jahre russischer Herrschaft über Fergana, allein diese Landschaft schon eine ganze Reihe solcher Verwüstungen durch die Fluthen zu registriren gehabt hat. Und von diesen Verheerungen werden oft große Flächen betroffen; so im Süsssschunthale ein Areal, welches auf mehrere Tausende von Tausenden von Dessjatinen geschätzt wird. Unter den Verwüstungsfällen, welche A. von Middendorff detaillirt aufführt, fallen nicht weniger als zwanzig allein in Fergana in einem Zeitraum von 27 Monaten darunter Fälle, wo mit einem Schlage vierzig Dörfer verwüstet wurden!); in den Berichten der Eingeborenen findet sich sehr oft die Bemerkung: solch' einer Wasserschädigung (sala) erinnern sich die Alteingesessenen nicht.

Digitized by Google

Welch einer Zukunft bei so bewandten Umständen Centralasien unter russischer Herrschaft entgegengeht, ist leicht zu errathen.

Wie erklärt sich die mehr als indifferente, die ablehnende Haltung, welche die russische Verwaltung dem turkestanischen Bewässerungswesen gegenüber beobachtet? Es scheint uns, daß die von A. von Middendorff gebotene Erklärung die Frage nicht erschöpfend beantwortet. Im Gefühle, daß man auf solchem Gebiete unbewandert sei, habe man es vorziehen, meint er; seinen Hinweisen gegenüber habe man das Eingehen auf die Bewässerungsverhältnisse ängstlich von sich abgewehrt. Bei Besetzung des Landes habe man alle Hände voll zu thun gehabt; weder Zeit noch Leute hätten sich gefunden, um sogleich die frühere Administration allen Ernstes zu übernehmen. Es sei bei der Absicht geblieben, dieselbe allmählich in ein besseres Geleis hinzulenken. Die Zustände, die man vorfand, seien zu fremdartig gewesen; es habe vieler Zeit bedurft, um sich hineinzuarbeiten . . . „Zu meiner Zeit, heißt es, wurden die Klagen“ — sc. hinsichtlich Zerfahrenheit der Wasserangelegenheit — „um so lauter, als die Administration sich in allem Uebrigen ziemlich gerecht hatte, die Wasserfrage aber so plötzlich erschien, daß maßgebende Beamte mir auf meine Bemerkung: „es sei höchste Zeit, sich darein zu legen“, fast mit Leidenschaftlichkeit opponirten: daran dürfe man nicht rühren. Bei dem völligen Mangel an Irrigationskarten und Irrigationsbeschreibungen war das übrigens erklärlich. Man überzahl jedoch, daß der Hauptheb el für die Landeswohlfahrt auf dem Spiele stand und daß sogar zu Zeiten der Khane die Verwaltung sich gezwungen gesehen hatte, genaue Verzeichnisse der Zuleiter und ihrer Verzweigungen aufnehmen zu lassen, um Einsicht in diese Hauptangelegenheit des Staates zu gewinnen.

Wir sind, wie gesagt, überzeugt, daß man nicht allein durch die Scheu, in unbekannte Verhältnisse hineinzugreifen, die in Wasserfachen ablehnende Haltung zu erklären vermag. Hat man sich doch in Steuerangelegenheiten, welche gleichfalls mit Vorsicht angefaßt sein wollten, nicht den mindesten Zwang angethan! Ueberhaupt liegt so leises Auftreten nicht in den Gewohnheiten der russischen Militärverwaltung in unterworfenen Gebieten. Darüber wissen Rumänen, Bulgaren, Polen und Andere zu erzählen. Es muß noch einen anderen bestimmenden Grund für das ablehnende Verhalten gegeben haben; und wir glauben einen sehr naheliegenden gefunden zu haben. Es ist eines der hauptsächlichen slavophilischen Dogmen: daß man die bäuerlichen Gemeinden absolut autonom hinstellen, von jeder staatlichen Bevormundung vollkommen befreien müsse. Dieser Grundsatz ist in Rußland auf's vollständigste durchgeführt worden. Unzweifelhaft hat eben dieser Grundsatz auch den Organisatoren Turkestans, namentlich dem slavophilischen Heros Skobelew vorgeschwebt, welchem die anfängliche „Organisation“ Turkestans zugefallen war. Man hat sich eben principiell jeder Einmischung in die Wasserangelegenheiten enthalten, weil es „bäuerliche“ Angelegenheiten waren. Der Erfolg dieses Principes ist, wie wir gesehen haben, in Turkestan ein ebenso glänzender gewesen, wie im russischen Mutterlande, wo sich die bäuerlichen Gemeinden vollkommen zu Grunde gerichtet haben durch alle möglichen Mißbräuche, welche in ihren autonomen Verwaltungen sich einfanden. Kurz, der „russische Genius“, auf welchen sich die Slavophilen berufen, erweist sich auch hier nicht als ein Segen spendender Geist.

Schließlich ist noch darauf hinzuweisen, daß die russische Verwaltung noch in einer anderen Richtung sich arge Unterlassungssünden in Betreff des Wasserwesens hat zu Schulden kommen lassen, was besonders anschaulich wird, wenn man die Leistungen der vorangegangenen centralasiatischen Herrschaften oder diejenigen Englands in Indien dagegen hält. Wir meinen die Anlage neuer Canäle, die Eröffnung neuer Bewässerungsbezirke. Es steht zu befürchten, daß diese Unterlassungen in naher Zukunft schwere Mißstände nach sich ziehen werden; denn in den bisher cultivirten Districten ist Uebervölkerung bereits im Anzuge, und dieselbe muß sich mit ihren bedrohlichen Begleiterscheinungen um so rapider geltend machen, als, wie wir soeben gesehen haben, der Umfang der cultivirten Flächen durch Verfall und Verheerung der alten Bewässerungsanlagen beträchtliche Verminderung erleidet. Die Eröffnung neuer Culturbezirke durch Anlage neuer Canäle ist bestandig Hauptgegenstand der Fürsorge der einheimischen Regierungen gewesen und es sind Wunderwerke geschaffen worden, welche durch die Kühnheit ihrer Conception und durch die hohe Kunst ihrer Ausführung selbst die Techniker unserer Tage staunen machen. Oft ziehen die Zuleitungscanäle in schwindender Höhe an steilen Abstürzen einher, in dieselben eingesenkt, oder so zu sagen angeklebt an die Steilwände; nicht selten durchsetzen sie in Tunneln vorliegende Höhenzüge, um später auf Aquäducten andere Gewässer zu überschreiten u. s. w. Noch der letzte Khan von Khokand, Khudojar-Khan, der sich im Uebrigen nicht eben durch feine Herrschertugenden ausgezeichnet hat, selbst er hat es nicht unterlassen, Neuschöpfungen solcher Art in's Leben zu rufen; unter Anderem ist das vorhin erwähnte große Dorf Jangi-Tschat (Neudorf) durch Khodojar-Khan an einem neuen, von ihm errichteten Canale gegründet worden. — Mit ebensolchem Verständnisse arbeitet auch die englische Regierung in Indien; auf ihre Anregung sind dort etwa 5000 Kilometer Canäle gegraben worden, von denen etwa 1000 schiffbar sind, und Bengalens Tiefebene soll 100,000 Sammelteiche besitzen, zum Aufspeichern des Ueberflusses der Regenperiode für die darauf folgende Zeit der Dürre. Was hat die russische Verwaltung in dieser Beziehung geleistet? Das Einzige, was A. von Middendorff darüber zu berichten hat, ist im Grunde nicht mehr als ein Project, zu dessen Ausführung im Laufe von 8 oder 9 Jahren kaum nennenswerthe Anläufe genommen worden sind. Es handelte sich um einen ca. 100 Kilometer langen, durch die sogenannte Hungersteppe zu führenden Canal, mittelst dessen, mit einem Aufwande von 700,000 Rubel, 120,000 Dessiatinen (540,000 Magdeburger Morgen) Ackerlandes gewonnen werden sollten. Schon im Jahre 1869 schreitet man mit den Vorarbeiten an's Werk. Erst im Jahre 1873 ist wirklicher Beginn der Arbeiten zu melden, welche keinerlei ernstliche Schwierigkeiten zu überwinden haben, da vormals die ganze Gegend bewässert gewesen ist. Im Jahre 1874 scheinen die Arbeiten pausirt zu haben. Im Jahre 1875 „sollen“ 6000 Mann während 14 Tagen beschäftigt gewesen sein; im Jahre 1876 „sollen“ 18,000 Arbeiter zur Verwendung gelangt sein. Im Jahre 1877 „haben“ vom 7. October an — also wohl nicht während langer Zeit — täglich 6500—9000 Mann gearbeitet. Vorläufig ist eine Strecke von 11 Kilometer „in Angriff genommen worden“. Daß im Jahre 1878 auch nur der minimste Theil davon vollendet und in Betrieb gesetzt worden wäre, wird nicht gemeldet. Wohl aber wird bemerkt, die Durchführung des Unternehmens lasse auf sich warten; man hätte aus gewissen europäischen Erfahrungen entnehmen sollen, daß es besser sei, stückweise vorzurücken und Jahr für Jahr eine neue Fläche der Ackerung zu übergeben. Es sind also die Leistungen der russischen Verwaltung in Centralasien in dieser Beziehung bis dahin absolut null gewesen — nichts desto weniger hat man es verstanden, schon zur Zeit der Wiener Ausstellung (1873) vermittelst des Catalogue de la section du Turkestan von der Errichtung neuer Canäle reden zu machen! Und für diese Fahrlässigkeit, für diese Unterlassungssünden gibt es keine einzige einigermaßen haltbare Entschuldigung. Mit Recht weist A. von Middendorff auf die Schreckniße der asiatischen Hungersnöthe hin und fragt: „Darf unter solchem Damokleshschwerte ein europäischer Staat, der sich zur Culturmission hinzugedrängt hat, oder dazu gedrängt wurde, sich bei dem officiellen Berichte beruhigen: „das Schicksal des Landes hänge vom April- oder Mairegen ab?“ Um so unverantwortlicher ist diese Sorglosigkeit, als einestheils sich zahlreiche vorzügliche Gelegenheiten zum Anzapfen wasserreicher Flüße und zur Anlage von Wasserwerthsbecken finden, als ferner Arbeitskräfte zu solchen Unternehmungen stets im Ueberflusse vorhanden sind, da die Bevölkerung im Bewässern überaus anstellig und an den Canalfrohndienst von Alters her gewohnt ist, und als endlich auch die Geldfrage gar nicht in Betracht kommen kann. Denn einmal ist es durchaus nicht

Digitized by Google

geboten, auf große langathmige Unternehmungen sich einzulassen und die daran gewendeten Capitalien während der ganzen Bauzeit, während Menschenaltern, brach liegen zu lassen; und sodann ist eine bessere und fruchtbarere Capitalanlage kaum denkbar, als zu Bewässerungszwecken in Turkestan, wo in wasserarmen Gegenden die Expropriation kaum in Betracht kommt und ein gewässerter Acker nicht, wie in Südeuropa, den 3—5fachen, sondern den 15—20fachen Werth des unbewässerten besitzt.

Beim Ueberblicken alles des Vorstehenden wird man wohl im Stande sein, die über die russische Verwaltung Centralasiens bestehenden Mythen auf ihren wahren Werth zurückzuführen. So barbarisch, wie Manche sie darstellen, ist sie denn doch nicht. Im Ganzen ist die Organisation des Landes nicht schlecht angepaßt; eine merkwürdig gute Ordnung ist eingeführt, persönliche Sicherheit ist hergestellt worden; die Exploitation des Landes durch die Beamten ist keine unmäßige, und mit den Russen ist religiöser Friede eingezogen — freilich zugleich auch die Syphilis. Andererseits läßt die so übermäßig gepriesene wirthschaftliche Entwickelung des Landes gar sehr viel zu wünschen übrig, ja es ist zu fürchten, daß die Mißgriffe der Steuerverwaltung und die administrativen Fahrlässigkeiten schlimme Nothstände, wenn nicht gar den Ruin des Landes herbeiführen werden.

In Summa dürfte dem Grafen Peter Kutusow Recht zu geben sein, wenn er sich gegen Rußlands asiatische Eroberungspolitik ausspricht und Rußlands Aufgabe nicht sowohl in auswärtiger Culturmission erblickt, als vielmehr darin: durch friedliche Arbeit im Reichsinnern sich eine in Europa geachtete Stellung zu erwerben.

Literatur und Kunst.

Der Geschmack im Hause.

Von Peter Jessen.

Wer die Kunst mit Wort und Feder zu fördern wünscht, soll sich nicht an den Künstler wenden. Der Genius geht seinen Weg, ohne nach der Kritik zu fragen; das eigenartige Talent wird durch Gegenrede nur eigensinnig werden, und die Stümper werden sich, wenn ihnen Recht geschieht, erst ganz entrüsten. Der ernsthafte Lehrer suche seine Hörer vielmehr unter den Schawenden, in den mannigfachen Kreisen des Volkes; hier wird sein begründeter Beifall zum Genusse und Verständnisse anregen, sein maßvoller Tadel den Bedenken Raum geben und auf das Bessere aufmerksam machen; hier kann die Kritik positiv und fruchtbar sein.

Das eben fehlt ja unserer jungen deutschen Kunstbewegung: ein Publikum von sicherem Urtheile und selbständigem Geschmacke, ein Käufer, der vom Künstler nicht nur hinnähme, sondern ihm durch seine eigenthümlichen Ansprüche zugleich neue Aufgaben böte. Daher denn die Jagd nach immer neuen, oft fremdesten Vorbildern und Stilen, daher die Ueberhast der Mode, welche die Kunstfremde Masse nur mit dem Unerhörten, dem „Nochnichtdagewesenen" ködern und blenden kann, daher dieser Zug vom Emporkömmling, die in der kunstgewohnten Nachbarn in den deutschen Arbeiten wahrnehmen wollen. Schafft uns ein Volk oder eine Volksschicht von selbständigem Geschmacke, lehrt den Einzelnen zunächst, in seinen vier Pfählen ehrlich und sich selber treu zu sein, zu schätzen, was ihm selbst gefällt, nicht, was die Tagesmode vorschreibt: so hätten Kunst und Handwerk einen breiten, sicheren Boden. Die Jahreszahlen der Kunstgeschichte und die halbverstandene Katheder-weisheit der Aesthetik haben noch Keinem zum Geschmacke verholfen.

Wir haben diese einfachen Gedanken noch nirgend mit so viel Beredsamkeit und Kenntniß, mit so lebendiger Laune verfochten gefunden, wie in einem Büchlein, das soeben ein Architekt, Kunstforscher und Mann von Witz „zunächst an die Genossen und Genossinnen aus deutschem Bürgerthume" richtet, welche sich ein Heim einzurichten gedenken. Cornelius Gurlitt hat unter dem Schlagworte „Im Bürgerhause" eine Reihe von „Plaudereien über Kunst, Kunstgewerbe und Wohnungsausstattung" geschrieben*), die im gefälligen Gewande sehr ernsthafte Dinge bergen. Es findet darin ein Jeder etwas zu beherzigen.

„Nicht die stilistischen Formen machen ein Haus zu einem Eigenwesen, das sich von der Masse des Mittelmäßigen wohlthuend unterscheidet, sondern der Gedankeninhalt, welcher unbewerkbar und doch bestimmend in den Dingen waltet. Der Tischler macht den Tisch; der ist ein unbestelltes Ding, bis er das Mahl zu tragen gewöhnt ist, bis er Zeuge unserer stillen und lauten Freuden und der Stunden der Sorge geworden ist. Dann bleibt er nicht ein gleichgültiges Werk fremder Hand, es ist unser Tisch im höheren Sinne, unser Besitz, das harte Holz hat Sinn, ein Theil unseres Ich hat ihn zu einem bedeutungsvollen Wesen umgeschaffen."

Es ist wohlthuend, gleich am Eingange so warm auf den Gemüthswerth des Hausrathes verwiesen zu werden. Ohne Achtung vor dem Ererbten und Gewordenen, ohne persönliche Theilnahme am eigenen Besitze wären wir ewig Fremde im eigenen Hause. Man sehe nicht jedes Stück, am wenigsten die eigene Habe von vornherein auf seinen Modewerth an. Haben wir nicht schon erlebt, daß dieselbe Generation den Hausrath der Väter in die Ecke warf und wieder hervorsuchte? Wenn uns heute noch die starken Profile am Möbel gefallen, kräftige Gesimse, tiefe Schatten, so öffnet sich vielleicht schon morgen unser Auge auch für die einfache Schönheit der glatten Flächen, des polirten, blinkenden Holzes, für die schlichten Umrisse, wie sie noch unsere Väter in ihrer Jugend ausschließlich wählten. Wie schnell müßte dann alles Geräth veraltet erscheinen, das nur im Geiste der Tagesmode gziert worden ist, das nicht durch seinen Gebrauchswerth, durch den besonderen Dienst, den es seinem Besitzer geleistet hat und weiter leisten wird, durch Reize der Form oder Farbe, die eben ihm besonders gefallen, über allen Wechsel der Mode hinaus lieb und werth bliebe. Wie aber sichern wir uns bei der ersten Wahl unseres Besitzes dieses dauernde Wohlgefallen? Wird uns der Händler oder Tischler einen Garantieschein dafür ausstellen?

Da ließen sich eine Reihe ganz einfacher Rathschläge geben. Wähle deinen Hausrath zunächst nach deiner Bequemlichkeit, zuerst so, daß er jeden Zweck, jeden Dienst vollkommen erfülle. Dein Stuhl sei nur nach deinen Gewohnheiten gebaut; dein Schrank sei so groß oder so klein, so hoch oder so niedrig, habe so viele Fächer, Thüren oder Schubkasten, wie du für deinen Gebrauch benöthigst und für dein Bequemerachtest; laß Schlösser, Schlüssel und Griffe so herstellen, daß sie dir handlich seien und dir unnöthige Gänge und Bewegungen ersparen. Erfüllt das Geräth jeden Zweck in denkbarster Kürze, so wird es dir schon deshalb besser gefallen, als das weniger praktische Prunkstück. Und die Hausfrau vergesse nebenher auch ihrer Pflichten nicht und frage sich, wie sich diese Schnitzerei oder jener Beschlag werde reinigen lassen; auch sie dringe aus solchen ganz nüchternen Gründen vor zu dem Schmucke auf das Nützliche und Nothwendige. Und so wird man durch dieselben Ueberlegungen dahin kommen, alles Gebrechliche, alles Unsolide so lange als möglich fern zu halten. Wollt ihr es erst erleben, daß die aufgeleimten Schnitzereien abfallen, die dünnen Fourniere blättern, daß der blinkende Ueberzug der strotzenden Zinklampe sahenscheinig werde, daß aus den nachgeahmten Stoffen der oberflächliche Seidenfaden sich löse, und daß auch dann der verfallende Glanz mehr und mehr zuwider werde? Besser doch ein schlichtes Möbel aus kernigem Holze, besser die einfachste Lampe aus Fayence mit wenigem, aber echtem Metallbeschlage, besser gesunde Wolle, als kranke Seide auf den Polstern. Hier bedarf es

*) Dresden, Gilbers (J. Bleyl).

Digitized by Google

keiner ästhetischen Lehre, sondern nur des gesunden Sinnes und der Ehrlichkeit gegen sich selber und Andere, und ein großes Stück am nationalen Geschmacke wäre schon gebessert.

Und da ein Jeder seine Bedürfnisse kennen sollte und wissen, was seinem Hause je nach seiner Eigenart frommt, sei es in der Stadt oder auf dem Lande, eng oder geräumig, bescheidener oder behäbiger, so wäre schon damit eine große Mannigfaltigkeit der Wohn- und Geräthformen gesichert. Dagegen stelle man die Frage nach dem historischen Stile der schmückenden Zuthaten getrost in zweite Reihe. Du bedarfst ihrer in geringem Maße, wenn du zuerst die Rücksicht auf dich selbst und deine Zwecke genommen hast. Es ist eine Spielerei oder ein Zeichen mangelnden Selbstgefühles, etwas man wähnt, sich in die Formen einer vergangenen Zeit völlig wieder einleben zu können. Wir haben uns an den Ecken und Kanten der altdeutschen Stelle gestoßen und auf polsterlosen Eichensitzbänken herzlich unbequem gesessen; wir werden auch die weicheren, gefälligen Kunstsitze des Rococo, die gebogenen Tische, die geschweiften Schränke nicht lange ausschließlich ertragen, weil in diesen Formen nur die allervorgültigste Arbeit Gediegenes schafft, eine Arbeit, wie sie heute das breite Publikum nicht bezahlen könnte. Wir wehren uns umsonst gegen das Vorrecht der heutigen Zeit, nicht einseitig einen vergangenen Formenkreis zu wiederholen, sondern aus dem ganzen Schatze der Ueberlieferung nach Laune und Gefallen auszuwählen, was Jedem von uns für jeden besonderen Zweck gefällig scheint. Es hilft dir nicht, deine künstlerische Unselbständigkeit hinter der glänzenden Maske der Mode zu verstecken, nicht einmal, wenn der fähigste Architekt dir dein Haus baut, der begabteste Decorateur es ausstattet. Das Büchlein, das uns vorliegt, weiß eine bezeichnende Geschichte dazu, von einem Architekten, der einen reichen Bankier „stilvoll" eingerichtet und ihm das Versprechen abgenommen hatte, keine Veränderung auf eigene Hand darin vorzunehmen: der arme Besitzer hat in gutem Glauben eine neue Tischdecke von geschmacklosen Farben auflegen lassen und muß sich nun vor einer ganzen Thschgefellschaft von seinem Decorationstyrannen Vorwürfe machen lassen, daß er ihm sein ganzes Kunstwerk, seine ganze Farbenstimmung zerstört habe. Der Bewohner war der Sclave seiner eigenen Wohnung geworden.

Freilich sollte der Künstler sich hüten, dem Bauherrn etwas so ganz Fremdes aufzudrängen. Es wird ein Wort von Ludwig Bohnstedt angeführt: ein verständiger Baumeister müsse so sehr auf die Wünsche des Bestellers eingehen, daß dieser bei Uebergabe des neuen Hauses sich innerlich sage: eigentlich hätte ich gar keinen Künstler gebraucht, denn Alles ist nach meinen Gedanken gemacht. Trotzdem dürfe aber kein Theil für den Kundigen die Einwirkung des Architekten verbergen.

Wie schwer aber dringt auch der gewissenhafte Baumeister vor dem Entwurfe des Wohnhauses in alle Lebensgewohnheiten des Bauherrn und seiner Familie ein, zumal in Deutschland, wo Sitte und Gebrauch nach Landschaft, Stand und Person so mannigfach verschieden sind. Und nun die kleinen Hantirungen des täglichen Lebens, die in den einzelnen Zimmern auf Platz und Gestalt des Möbels und der Geräthe Einfluß üben müssen. Und obendrein bleibt nicht in der Wahl der Zierformen, der Farbenstimmung, in all' den Zuthaten, die als die eigentliche Kunst im Gewerbe hinzutreten, dem künstlerischen Ermessen das weiteste Feld offen? Gibt es nicht hier wenigstens ein Recept, um auch dem künstlerisch Unmündigen die Wahl des allgemein Gefälligen, des neutral Schönen zu sichern?

Man gibt dem Blinden durch alle Schilderung kein anschauliches Bild der Welt: ebensowenig ist das Wort im Stande, den wahren Genuß der Kunst zu übermitteln. „Bilde, Künstler, rede nicht," sagte Goethe: „Schaue, Kunstfreund, horche nicht," müßte die Anwendung auf den Genießenden lauten. Gurlitt räth:

„Vergleiche und sei die vor Allem klar darüber, daß die Kunst etwas Verständiges, etwas ganz Einfaches, Leichtverständliches ist, und daß alles Unverständige oder Schwerverständliche auch unkünstlerisch sein muß. Suche nicht nach Geheimnissen hinter dem Kunstwerke, sondern tritt ihm wie der Natur entgegen: Unbefangen, doch mit der Absicht, das Gute zu genießen. Es ist zu auch nicht unsere Aufgabe, die Schöpfung zu beurtheilen. Kritisiren ist viel leichter, aber auch viel nutzloser als einfältig genießen. Der sieht der Kunst nicht nahe, der von ihren Werken zu reden weiß, sondern jener, der verständig zu schweigen vermag. Wenn du aber für dich ein Heim schaffen, selbst Künstler werden willst, so sollst du nur auf dich Rücksicht nehmen. Ist die bestehende Kunst im Gegensatze zu dir, dann ist sie für dich unverständig. Suche dich nicht mit Dingen zu umgeben, die du nicht verstehst. Suche dasjenige aus, dessen Schmuck und Gestalt deinem Auge am besten gefällt. Erfüllst du diese Bedingung, läßt du dich durch keinen fremden Geschmack breinpfuschen, dann erhältst du ein Haus, das so stylvoll ist, wie nur irgend eins sein kann. Der Stil ist vielleicht ein etwas wirrer, aber es ist dein Stil. — Wer einmal einen Raum ohne Hülfe von Fachleuten oder der Möbel ausgestattet hat, der hat mehr gelernt, als er bei dunderttausend Besuche der Museen heimzuschleppen vermag."

Wer dies beherzigt, wird sortan von einem guten Freunde und einem nützlichen Buche keine endgültigen, bindenden Vorschriften, sondern Anregung zur eigenen, freien Wahl erwarten. Wer das Glück hat, sich ein Haus für den eigenen Bedarf zu bauen, wird sich gerne zum Nachdenken darüber anleiten lassen, welche Lage der Zimmer gegen einander und zur Sonne für ihn die günstigste sei, wie die Verbindung zwischen Küche und Speisezimmer liege, wie der Gast angemeldet und empfangen werde, und ähnliche Fragen mehr. Und der Miether, der durch die Baugewohnheit seiner Stadt zumeist so grausam beschränkt ist, wird über die Ausstattung der einzelnen Räume um so lieber verschiedene Möglichkeiten vortragen hören. Ein gelegentlicher Ausblick auf fremdländische Gebräuche, wie sie sich z. B. in England so eigenthümlich ausgebildet haben, wird ihm willkommen sein. Welchen Gestt z. B. könnte das Wohnzimmer des deutschen Bürgerhauses athmen? Das deutsche Wohnzimmer, meint unser Buch, sei ebenso ein Raum des Schaffens wie des Ruhens. „Zu reich ausgestattet, würde es seiner Tagesbestimmung nicht entsprechen, zu sehr nach den Forderungen der Zweckmäßigkeit gestaltet, würde es am Abend nicht einladend wirken. Der Schmuck sei einfach, die Geräthe seien vorzugsweise praktisch, der Raum sei hell in allen Theilen, nicht zu sehr mit Möbeln überladen. Der Wandschmuck sei anspruchslos, der Raum muß völlig in Beziehung zur Familie gebracht werden. Hier haben die Bildnisse der Nahestehenden ihren Platz, hier walte der Geist des Hauses am entschiedensten und äußere sich das Besondere desselben am stärksten." Und dafür lassen sich dann eine Reihe besonderer Wünsche und Rathschläge aufstellen. So geht das Buch auch die übrigen Räume durch und weiß wie für die Zimmer, so auch für die einzelnen Theile der Ausstattung, für Wand und Decke, Teppiche und Fensterschmuck, für Möbel und Beleuchtungsgeräth Gedanken und Winke anzuregen.

Wie viel stumpfe Gewohnheit herrscht nicht in der Auswahl der Bildwerke, mit denen der deutsche Bürger Wand und Winkel schmückt. Landseer's Hirsche und Hunde oder ein süßliches Liebespaar, so lange der billige englische Stahlstich Mode war; eine flau gestochene Madonna mit gleichgültigen Heiligen daneben; in wie manchen Wohnungen kaum ein einziges bescheidenes Kunstwerk an der Wand, sondern nur die Photographie, die farblose Vermittlerin persönlicher oder landschaftlicher Erinnerungen. Und doch steigert sich täglich der Schatz an selbständigen Zeichnungen und Radirungen, wie an guten Nachbildungen alter und neuer Gemälde; der Farbendruck hebt sich nach und nach; selbst ein wirksames Aquarell ist für den, der zu suchen versteht, nicht mehr unerreichbar. Hielten wir unsere Augen besser offen für unsere tägliche Umgebung, so würen wir längst gewohnt, die Wände nur mit dem Besten zu schmücken, was wir aus dem weiten Felde der Kunst am höchsten schätzen.

Schlimmer noch steht es um die Werke des Bildhauers im Bürgerhause. Die Gipsbüsten des Hermes, der Venus von Milo, der Clytia in Originalgröße werden in unverhältnißmäßiger Zahl verlangt. Und doch fügen sie sich weder nach Maß noch Farbe in einen behaglichen Wohnraum: die Köpfe erscheinen neben den Möbeln und den Bewohnern kolossal,

Digitized by Google

das Weiß zerschneidet die ruhige Harmonie. Ueberdies sind sie zumeist weder als Büsten abgerundet, noch im Seitenlichte wirksam. Man suche lieber unter den Bildwerken des Mittelalters, unter den zahlreichen Reliefs, Büsten, Köpfen der italienischen Renaissance Zierstücke, deren Maße sich besser in wohnliche Umgebung fügen, und die leicht auch eine gefällige Tönung zulassen. Warum aber auch in besseren Häusern immer nur der schmöde, gebrechliche Gips? Außer dem kostbaren Marmor sind doch die Bronze und der Thon die eigentlichen Stoffe der bildnerischen Kleinkunst: für beide fehlt es unserem Publikum noch an echt künstlerischem Verständnisse. Eine gute Bronze von warmem Tone, sauberer Modellirung und sorgfältig behandelter Oberfläche ist eine Seltenheit auch in wohlbestellten Häusern; die Terracotta würde auch begabtere Kräfte anziehen, wenn unsere Käufer von ihr mehr verlangten, als Nachbildungen der altgriechischen Figürchen und gelegentliche Spielereien. Was haben nicht die heutigen Italiener mit ihrem fröhlichen Realismus in diesem handlichsten Materiale geleistet. Wer Farbe sucht, kann in der kleinen Welt der Porzellanfiguren nicht nur die neckische Grazie des Rococo, sondern auch das zarte Ebenmaß des Classicismus finden. Auch hier wird die Kunst den verschiedenen Ansprüchen und Neigungen gerecht werden, sobald sie mit Entschiedenheit fordern, und es könnten die Verehrer der keuschen Antike und des kecken Barock, der vornehmen Renaissance und des kräftigen, naturwüchsigen Modernen ganz friedlich neben einander wohnen.

Diese Duldsamkeit zu lehren, ist einer der besten Zwecke des Buches, das zu diesen Erwägungen Anlaß gegeben hat. „Gerade Jene, welche selbst am unfreiesten sind, die ganz sich der kurzsichtigen Mode im Kunstschaffen, wie in der Kritik beugen, sie sind am schärfsten im Verurtheilen, die glauben am sichersten, wenigstens für heute und morgen, angeben zu können, was schön und was häßlich, weil nicht ihrer Anschauung verwandt, sei. Erst wenn unser Urtheil auf der Menge der Persönlichkeiten, auf der Fülle der Charaktere in unserem Volke beruht, und nicht auf einer verallgemeinerndenden Kunstlehre, dann wird die Kunst einen sicheren Boden finden." Es ist an jedem Einzelnen von uns, diesen Boden zu schaffen und zu ebnen.

Goethe und Lenz in Straßburg.

Von H. Düntzer.

Immer zahlreicher und offenbarer treten die Abweichungen von der thatsächlichen Wahrheit in Goethe's künstlerisch abgerundeter Darstellung seiner Jugendlebens hervor, nur betreffen sie meist Kleinigkeiten, die das lebendige Abbild seiner wirklichen Entwickelung nicht verwischen, ja zum Theil erfunden sind, um diese in's vollste Licht zu setzen. Zu den glücklichsten Schilderungen gehört die der Zusammenkunft zwischen Goethe, Leuchtenring und Merck in Thal Ehrenbreitstein während des Herbstes 1772. Seit Kurzem wissen wir, daß Leuchtenring sich zu jener Zeit in der Schweiz aufhielt. Goethe hat ihn in die Erzählung seines Stelldicheins mit Merck bei Frau von Laroche eingewoben, um das Bild dieses mit der Empfindsamkeit eigensüchtig haushirenden, schmeichlerisch berückenden Mannes, an dem auch er einige Zeit gelitten, dem er aber schon im „Vater Brey" ein Denkmal gestiftet hatte, in Handlung zu setzen, wodurch er freilich die thatsächliche Wirklichkeit verletzte, aber den Zweck erreichte, das Treiben dieses Abenteurers an einer bedeutenden Stelle lebhaft zu veranschaulichen. Neben solchen aus künstlerischer Absicht entsprungenen Erdichtungen finden sich manche, die der Mangel an gleichzeitigen Aufzeichnungen und die Trübung der Erinnerung ihm eingab, deren Lücken zuweilen frei ergänzt werden mußten. An wohlfeiler Verspottung der Bemühungen der Forscher, überall die thatsächliche Wahrheit zu entdecken, hat es nicht gefehlt; daß die künstlerische Beurtheilung von „Wahrheit und Dichtung" durch Nachweisung der Abweichungen wesentlich gewinnt, kümmert die Spötter ebenso wenig, als die Bedeutung, welche die Feststellung der Wirklichkeit, oft selbst in Kleinigkeiten, zur Auffassung der geistigen Entwickelung des großen und edlen Menschen und Dichters bietet.

Für die Aufhellung von Goethe's Straßburger Leben ist von verschiedenen Seiten Manches geleistet worden. Leider konnte es geschehen, daß zwei in Goethe's Archiv lange sorgfältig bewahrte, höchst wichtige gleichzeitige Briefe desselben an einen Jugendgenossen aus diesem verschwanden. Neuerdings hat sich um die urkundliche Aufklärung von Goethe's Straßburger Verhältnissen Oberlehrer Froitzheim in Straßburg verdient gemacht, wenn auch freilich seine bedächtige Gründlichkeit oft zu Schwerfälligkeit, wie die Liebe für die Sache zu Ueberhäufung führt. Wir hatten schon früher Gelegenheit, seiner anerkennend zu gedenken. Eben liegt uns eine neue schöne Frucht seiner rastlosen Thätigkeit vor*), deren wichtige Ergebnisse für Goethe und dessen unglücklichen Nebenbuhler Lenz wir hervorheben möchten.

Der Mittagstisch bei den Jungfern Lauth unter Leitung des Actuarius Licentiat Salzmann fand im noch erhaltenen großen hellen Eckzimmer des Hauses 22 (3) an der Ecke der Knoblochgasse und des Schiffgäßchens statt, nicht, wie man bisher geglaubt, in dem Hause Krämergasse 7 (13), in dessen Hofe seit vorigem Jahre eine unter einer Goethebüste angebrachte Inschrift diese Ehre beansprucht. Von den beiden Jungfern Lauth war die jüngere, Susanna Margaretha, bei Goethe's Ankunft 41, die ältere, Anna Marie, 47 Jahre alt. Durch ein Schiebefensterchen stand das Eßzimmer mit der geräumigen Küche in Verbindung, die noch heute zur Herrichtung eines Mittagsessens für 30 Personen hinreicht. Unter den Tischgästen befand sich auch der Rath des Fürsten von Saarbrück-Nassau, Johann Konrad Engelbach aus Weisthoven im unteren Elsaß. Bisher hat man diesen Freund Goethe's mit dem Buchsweiler Moritz Joseph Engelbach verwechselt, der gar nicht in Straßburg studirt hat. Der von Froitzheim nachgewiesene Engelbach ward vierzehn Tage nach Goethe, am 2. Mai 1770, immatriculirt. Goethe schloß sich gern an den ältern Mann, der noch Straßburg gekommen war, um rasch Licentiat der Rechte zu werden; begünstigte ja die Verbindung mit ihm seine eigene Absicht. Alle, die zu Straßburg promoviren wollten, mußten sich in eine Candidatenliste eintragen; die vorschriftsmäßige Einreichung einer Abhandlung wurde meist erlassen. Engelbach schrieb sich schon am 9. Juni ein. Zwei Tage später bestand er vorzüglich (egregie) die erste mündliche Prüfung und empfing zur Bearbeitung bei geschlossener Thür, wie es Vorschrift war, einen Text aus dem bürgerlichen und einen aus dem kanonischen Rechte. Diese Bearbeitung vertheidigte er am 13. in der zweiten Prüfung mannhaft (masculo) und erhielt die Erlaubniß, seine Dissertation zur Erlangung des Licentiats ohne Präses öffentlich zu vertheidigen. Schon am 19. wurde er, nachdem er die Vertheidigung unter Beifall der Zuhörer geleistet, zum Licentiaten ernannt. Mit dem neuen Licentiaten und seinem beiderseitigen Freunde Wenland, dem jungen Studirenden der Medicin, trat Goethe vier Tage später zu Pferde die Reise nach Engelbach's Wohnort Saarbrück an. In „Wahrheit und Dichtung" wird berichtet, der Regierungs- und Kammerpräsident von Günderode, der, wie auch seine Gattin, dem hochadligen Frankfurter Geschlechte Alten-Limpurg angehörte, habe sie drei Tage freundlich bewirthet. Diese Bewirthung dürfte aber auf blose Einladungen zum Essen zu beschränken sein. Wenland wohnte unzweifelhaft bei seinem Schwager, dem Regierungsrath Schöll, wahrscheinlich auch sein Freund Goethe; Engelbach bezog wohl seine frühere Wohnung. Letzterer lieh Goethe seine Hefte, da dieser nach ein paar Monaten sich zur Promotion melden wollte. Am 22. September trug er sich in die Candidatenliste ein, den

*) Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode 1770—1776. Urkundliche Forschungen, nebst einem ungedruckten Briefwechsel der Straßburgerin Luise König mit Karoline Herder aus dem Herder- und Röderer-Nachlasse. Straßburg, J. H. Ed. Heitz.

Digitized by Google

25. bestand er die erste Prüfung ausgezeichnet (insigni cum laude); bei der schon am 27. stattfindenden zweiten vertheidigte er mannhaft seine Bearbeitung der beiden aufgegebenen Texte und erhielt die Erlaubniß, seine Doctordissertation ohne Präses zu vertheidigen. Alle diese Angaben verdanken wir Froitzheim. Am 30. (Froitzheim hat zuerst das noch in der Weimarer Ausgabe verlesene Briesdatum festgestellt) meldete er Engelbach, daß er nun auch seine Rolle in der Kapitelstube des Thomanums ausgespielt habe; seine „Manuscripte", die er zurückschicke, hätten ihm „artige Dienste geleistet". „Im B. (dem Salzmann verwandten Braun'schen) Hause fährt man fort, angenehm zu sein", schrieb er weiter. „Der A. (Actuarius) und ich werden uns nächstens copuliren lassen. Der ganze Tisch grüßt Sie. Alle Jungen in der Stadt verfertigen Drachen und ich hoffe par compagnonie an meiner Dissertation." Kurze Zeit vor der Prüfung hatte er Herder kennen gelernt; in der Mitte des nächsten Monates setzte ihn die Neigung zu Friederiken in Gluth. Darüber und bei seiner eifrigen Beschäftigung mit der Arzneiwissenschaft gerieth die Dissertation, die er rasch zu liefern gedacht hatte, in's Stocken. Auch Jung Stilling war vor Kurzem angekommen und hatte, besonders in Folge einer Verspottung, die er von einem Genossen des Lauth'schen Tisches erlitt, seine Theilnahme erregt. Froitzheim theilt einen Brief Jung's an Röderer mit, aus dem sich ergibt, daß die Salzmann'sche literarische Gesellschaft ihm zu seiner reich in der Heimath vollgogenen Hochzeit Geschenke gleichfalls hatte.

Lenz kam erst nach Herder's Entfernung. Froitzheim, der diesen möglichst zu heben sucht, behauptet, derselbe sei, wie so viele große Geister, von dem Verlangen nach Frankreich getrieben worden, die damals überlegene französische Bildung an der Quelle zu studiren (dazu hätte er aber nicht nach Straßburg gehen dürfen!), doch habe er bald deren Schwäche erkannt. Die Wahrheit ist, daß es ihn unwiderstehlich in die weite Welt trieb, und er abenteuerlich die Gelegenheit ergriff, sich den beiden kurländischen Baronen aufzuhängen, die im Elsaß französische Dienste nehmen sollten. Für die von Lenz geleitete deutsche Gesellschaft gewinnen wir durch Froitzheim neue urkundliche Nachrichten. Zwar ist es auch ihm nicht gelungen, das „Protocoll einer am 8. October 1775 neu eingerichteten deutschen Gesellschaft in Straßburg" einzusehen, da der jetzige Besitzer dieses wegen der später eingefügten „Rand- und Zwischenbemerkungen vertraulichster Art" nicht gestatten zu dürfen glaubte, doch erhielt er von ihm ein Verzeichniß sämmtlicher Versehen des Stöber'schen Abdruckes und das bisher fehlende Mitgliederverzeichniß. Unter den mancherlei aus diesen Mittheilungen sich ergebenden neuen Aufschlüssen ist der wichtigste, daß der Actuarius Salzmann, in dessen Hause die Gesellschaft Anfangs zusammen kam, mit derselben fast gar nichts zu thun hatte, der im Protocolle genannte Salzmann dessen Neffe Friedrich Rudolf war, was freilich schon vor vielen Jahren Professor Matter bemerkt hatte, aber in Deutschland war dies unbekannt geblieben. Die Gesellschaft war keine neue, nur die Umgestaltung der bisherigen, wie es scheint, von Salzmann selbst aufgegebenen der schönen Wissenschaften. Das überall in Deutschland sich regende literarische Leben, das im nahen Mannheim zur Stiftung einer deutschen Gesellschaft geführt hatte, wohl in Verbindung mit der Rückkehr des kenntnißreichen und gewandten jüngeren Salzmann, scheint den so hastig sich begeisternden Lenz getrieben zu haben, jene in der Weise fortzusetzen, daß sie in Zukunft vor Allem auf die Pflege der deutschen Sprache im Elsaß gerichtet sein sollte. Aber zur Leitung einer solchen Gesellschaft war Niemand ungeschickter als der arme Lenz, dieses von jedem Windhauch bewegte Rohr, dem selbst eine feste Stellung fehlte, der schon längst nach Erlösung aus seinem unerträglichen Privatlehrerstande sich sehnte und deshalb nach allen Seiten Verbindungen anknüpfte, der bei persönlicher Bekanntschaft sich wegen seines seltsam phantastischen Wesens nirgends Ansehen verschaffen konnte, dem nichts weniger gelang, als mit fester Kraft und klarer Einsicht sein Ziel zu verfolgen. Froitzheim möchte, daß, wenn einst auf Straßburgs Universitätsplatze die um Elsaß wohlverdienten Männer der Genezeit sich um Goethe reihten, unter diesen Lenz mit dem Protocolle der deutschen Gesellschaft in der Hand einen Ehrenplatz einnehme. Aber dieses echt Lenzisch geführte Protocoll, das nicht einmal Satzungen enthält, zeigt gerade, daß eine Gesellschaft zur Pflege der deutschen Sprache nicht schlechter geleitet werden konnte, wenn auch ein paar Vorträge von Lenz selbst manches Treffliche boten. An ein geschlossenes Zusammenwirken aller Mitglieder zu dem vorgesetzten Zwecke war nicht zu denken; dazu hätte es eines Ansehens und einer die Verhältnisse beherrschenden Einsicht bedurft, von denen wir bei Lenz das gerade Gegentheil finden. Es war ein ganz unbesonnener, echt Lenzischer Gedanke, eine solche Gesellschaft in's Werk zu setzen zu einer Zeit, wo er selbst auf dem Sprunge stand, Elsaß zu verlassen und bei seiner wirklichen Noth von den allerverschiedensten Plänen phantastisch umgaukelt wurde. Froitzheim freilich behauptet, Lenzens Thätigkeit in der deutschen Gesellschaft sei die Vernunft selber, aber von einer besonnenen Leitung und einer klaren Beurtheilung der zum Zwecke nothwendigen Mittel findet sich keine Spur.

Die Zahl der Mitglieder belief sich zuletzt auf 32; aber es ist weder zu ermitteln, wann diese volle Zahl erreicht wurde, noch ob alle dauernd der Gesellschaft angehörten, sie regelmäßig besuchten, was kaum anzunehmen. Obgleich nach der Ueberschrift die Gesellschaft am 8. October „neu eingerichtet" wurde, seien wir im Protocolle selbst, zur Eröffnung einer Gesellschaft deutscher Sprache sei der Anfang erst den 2. November gemacht worden und der erste nach dem Secretär Lenz auftretende Redner sei eine französische Abhandlung, da er „von der neuen Verabredung der Gesellschaft, keine andere als deutsche Aufsätze vorzulesen, nichts gewußt". Jener erste Redner meinte, es handelte sich nur um Fortsetzung der früheren Salzmann'schen Gesellschaft, von der Lenzischen Neugründung wußte er eben nichts. Erst bei der zweiten Sitzung tragen die Mitglieder ihre Namen ein und es werden „in Ansehung der Ordnung und des Inhaltes sowohl als der Form der künftigen Vorlesungen die gehörigen Veranstaltungen getroffen". Ueber den Inhalt jener für den Fortgang der Gesellschaft maßgebenden Veranstaltungen schweigt das Lenzische Protocoll. Sonst war der einzige Redner Lenz selbst, der „einen zweiten Vorschlag zu einer näheren Verabredung" vorlas, worin er die Vorzüge der deutschen Sprache vor der französischen zu wissenschaftlichen Aufsätzen zeigte. Die Folge der Vortragenden wurde, wie es scheint, wieder echt Lenzisch, durch das Alphabet bestimmt; denn bei der dritten Sitzung las ein Herr Breu „in der auf ihn treffenden alphabetischen Ordnung" seine „moralischen Empfindungen". Damals muß die alphabetische Mitgliederliste mit diesem Breu begonnen haben, Bleßig erst später eingetreten sein. In derselben dritten Sitzung machte Salzmann den Vorschlag zu einer Gesellschaftsbibliothek, wozu jedes Mitglied 3 Livres entrichtete; es sollten bloß Bücher angeschafft werden, die „auf die Ausbildung der Sprache abzwecketen", wogegen sich indessen bald Widerspruch erhob. Auch wurde damals aufgemacht, daß der Secretär jedesmal in einer Anrede über den Fortgang der Gesellschaft berichten solle; diese hatte damals „durch die Einzeichnung verschiedener sowohl an Rang als Einsichten schätzbaren Personen einen wichtigen Zusatz bekommen". In den vier nächsten Sitzungen finden wir keinen auf den eigentlichen Zweck der Gesellschaft bezüglichen Vortrag; bei dem von Bleßig gehaltenen über die Geschichte der philosophischen Kunstsprache bei den Griechen wird hervorgehoben, daß er, was nur in beschränktem Sinne gelten konnte, „besonders auch für den Endzweck unserer Gesellschaft so wichtig" sei, aber die gewünschte Fortsetzung desselben unterblieb. Lenz ließ einmal seine Uebersetzung der Plautinischen „Gefangenen", ein andermal statt der Anrede, so wenig hält er sich an den gefaßten Beschluß, seine Bearbeitung einer Zeitungsanecdote. Schlosser schickt eine „Skizze seiner Vorstellungsart der Moral", deren Vorlesung aushelfen muß, da der, den die Reihe traf, verreist war. Und nun tritt gar ein französischer Dichter in die deutsche Gesellschaft, Ramond von Colmar, und „erweist ihr die Ehre", so heißt es im Protocolle der deutschen Gesellschaft, sein Drama „Les malheurs

Digitized by Google

de l'amour“ mitzutheilen, dem „das Gepräge des originellsten und hoffnungsvollsten Genies“ zuerkannt wird. Ja, damit nicht genug, ließ vier Wochen später ein Freund Raimonds's dessen Einleitungsdrama zu dem früher gehörten, 14 Tage später wird dies gar wiederholt, „um es dem kühleren Urtheile der Herren“ anheimzugeben. So tief war die deutsche Gesellschaft gesunken, von dem eigentlichen Zwecke derselben verrathen kam kein Wort mehr, und wenn Magister Leypold am 10. Januar 1776 „im Beisein verschiedener neuer Zuhörer, zum Theil auch Mitglieder“, Stücke aus Brand's „Narrenschiff“ mit Anmerkungen und Erläuterungen gab, so zeigte Lenz so geringe Kenntniß der älteren deutschen Literatur, daß er den Dichter in's 17. Jahrhundert herabrückte. Nun riß der Secretär der immer mehr verfiechenden Gesellschaft gar aus. Schon am 21. März war er Hals über Kopf nach Weimar abgereist, unter Vorgabe wichtigster Pläne oder entsetzlichen Todesleides, aber im Grunde nur, um in Goethe's Gunst sich zu sonnen; damals wurde seine Uebersetzung des „Corsican“ von dem diesmal zuerst auftretenden trefflichen Räderer gelesen. Eine Woche später gab Otto einen französischen Aufsatz und Salzmann ward bis zur Rückkunft des Secretärs Lenz mit dessen Geschäften betraut. Aber was kümmerte Lenz seine Gesellschaft! er blieb so lange am Weimarer Hofe, bis er mit Schande fortgeschickt wurde. Wahrlich, die deutsche Gesellschaft ist kein Ruhmestitel für Lenz; er hat sie bei der besten Absicht und wirklicher augenblicklicher Begeisterung auf echt Lenzische Weise zu Grunde gerichtet, da er zum Leiter derselben in jeder Beziehung so ungeschickt wie möglich war. Sie fristete nach dem Protocolle mit ein paar Unterbrechungen kümmerlich ihr Dasein bis zum 7. Januar 1777; damals las Raimond im Kloster St. Wilhelm, wo Haffner wohnte, die drei ersten Aufzüge seines elsässischen Trauerspieles „Le comte d'Egisheim“. Dies war das würdige Ende der deutschen Gesellschaft, die seit dem Sommer im Hause ihres Mitgliedes, des Herrn von Türckheim, zusammengekommen war. Lenz selbst nannte sie schon, als er im December 1776 sich bei Haffner nach ihr erkundigte, „die teutsche und französische Gesellschaft“!!

Noch haben wir zu gedenken des hier zum ersten Male gedruckten schon oben erwähnten, recht bezeichnenden Briefes, den Lenz im December 1776 von Emmendingen aus an Haffner richtete, der Mittheilungen über „den Buchsweiler Freundeskreis von Goethe und Lenz“ (worin aber Weyland fehlt) und der 13 Briefe von Luise König an Herder's Gattin und deren Schwester in Darmstadt nebst einer Erwiderung der ersteren. Aus den Briefen von Fräulein König hat Suphan im Goethe-Jahrbuch IX das Wichtigste ausgehoben, nur die Aeußerungen von Lenz in ihren Briefen vom 14. Juni und 13. Juli 1775 an Herder's Gattin fehlen. In dem ersteren heißt es: „Sagen Sie ihr (ihrer Schwester), ich habe eine »Lucretia« geschrieben. Bielleicht, daß Goethe sie drucken läßt. Sie möge alsdann auf die Scenen Acht haben, in welchen Flavia vorkommt, und mir ihre Meinung darüber wissen lassen; ihr Gefühl allein soll mir der Probstein aller weiblichen Charaktere sein, die ich mir besonders geglückt glaube“. Der zweite Brief ist auch für die Zeitbestimmung wichtig, da es hier heißt: „Goethe ist bei mir und wartet schon eine halbe Stunde auf dem hohen Münsterthurme“. Dies bestätigt, daß Goethe erst am 12. Juli Zürich verließ. Die Angaben über die Persönlichkeit der bisher ganz in der Luft schwebenden Tochter des Consulenten König sind sehr erwünscht.

Die Unterrichtsfrage in Frankreich.

„Alles wiederholt sich nur im Leben“, auch im Leben der Völker. Auch ihre Entwickelung geht in Parallelen, sei es im Nach- oder, wie die zeitgenössischen, im Nebeneinander. Das ist naturgemäßer, als es auf den ersten Blick erscheint. Der Mensch schafft eben jene Phasen und damit sind sie, wie ihr Urheber, Functionen ihrer Zeit, welche bei aller Sonderart der Völker jedem ihrer Kinder die geschwisterliche Aehnlichkeit mitgibt, jedem ihrer Erzeugnisse den Stempel einheitlichen Ursprunges aufdrückt. Was Wunder also, daß in unseren Tagen, sei es auf religiösem, wissenschaftlichem, politischem oder socialem Gebiete, sich in den Culturländern nicht nur ähnliche Zustände, sondern auch ähnliche Mißstände geltend machen?

Aber wie diese Uebereinstimmung unwillkürlich sich einstellt, so wird auch bewußt daran gearbeitet. Wenn unser Jahrhundert mit Recht das der Erfindungen genannt wird, mit nicht minderem Rechte kann man es als das der Nachahmung, der Anpassung bezeichnen. Es ist sein Vorzug nicht nur, daß es Neues mit wunderbarer Leichtigkeit, in überraschender Fülle schafft, ein nicht geringerer ist es, daß es das Neue mit ebenso wunderbarer Leichtigkeit Gemeingut werden läßt. In einer solchen Zeit gilt der Wetteifer der Völker, so weit sie als Civilisationsträger anerkannt sind, nicht mehr der Palme für die höchste Stufe der Gesammtcultur, sondern nur noch der Priorität, der größeren Zahl der Initiativen.

Diese Führerschaft haben unsere westlichen Nachbarn lange Zeit für sich in Anspruch genommen: „Frankreich marschirt an der Spitze der Civilisation“. Auch Deutschland ist das ganze vorige Jahrhundert hindurch in französischen Geleise getrottet, bis es sich endlich an Napoleons Siegeswagen gekettet fand. Die süße Gewohnheit dieser Führerschaft konnte nicht so schnell sich vertieren. Erst die Ereignisse von 1870 waren so tief eingreifend, in ihrem Eindrucke so nachhaltig, daß auch den Unterlegenen selbst die Thatsache des stattgehabten Umschwunges endlich bewußt wurde und sogar hin und wieder, wenn auch widerwillig, zum Ausdrucke kommt. Berlin ou tout se décide, welche Selbstüberwindung mag dies gelegentliche Zugeständniß dem Rundschauer der „Revue des deux Mondes“ wohl gekostet haben — und noch mehr, welche Resignation wagte er seinen Lesern zuzumuthen!

Weit deutlicher aber spricht das Thun unserer Nachbarn, als solche vereinzelte Bekenntnisse. An ihren Thaten sollt ihr sie erkennen! — Die Geschichte lehrt, daß in fast allen Fällen, wo die Besiegten die Scharte wieder auswetzten, sie den Siegern den Sieg abgelernt haben. Auch Frankreich hat in bewundrungswürdiger Selbstverleugnung „den Feind genützt“; auf allen Gebieten, welche mit der rovanche, wenn auch nur entfernt, zusammenhängen — vom eigentlich militärischen ganz zu geschweigen — auf allen sind sie die aufmerksamsten Beobachter des verhaßten Siegers, auf vielen seine eifrigsten Nachahmer geworden. An die Stelle des früheren stürmischen Vorwärtsdrängens, das den wahren Culturfortschritt oft ersetzen mußte, ist maßvolle Zurückhaltung, vorsichtiges Zuwarten getreten. Es ist sicherer, den Erfolg der Kur in vili corpore zu verfolgen. Das projectenreichste Volk vermeidet ängstlich neue, eingermaßen durchgreifende Umgestaltungen. Fast macht es den Eindruck, als wollten sie die Zeit nicht opfern, welche zur Erprobung nun einmal nothwendig ist und zögen es vor, beim Feinde Bewährtes selbst auf die Gefahr hin einzuführen, daß es bei ihnen sich undrauchbar erweist. Sie haben eben den Wettbewerb um die Führung vorläufig aufgegeben und begnügen sich stillschweigend, aber bewußt mit dem weniger ehrenvollen, aber sicheren Platze des Reproducenten. Mit einer gewissen Pünktlichkeit sehen wir die Hauptercheinungen unseres öffentlichen Lebens mehr oder minder angepaßt jenseits des Rheines wieder auftauchen und meist eine um so schnellere Entwickelung durchlaufen, als das aufmerksame Auge des Beobachters die fördernden und hindernden Momente beim Nachbar kennen gelernt hat.

Digitized by Google

Recht auffallend tritt dieser verzögerte Parallelismus in der Bewegung zu Tage, welche sich drüben seit einigen Jahren auf dem Gebiete des Unterrichtes kund gibt. Mit französischem Schärfblicke, noch geschärft durch den zurückgehaltenen, darum aber nicht weniger brennenden Eifer, die aufgegebene Stelle im Zuge der Völker wieder zu gewinnen, haben sie die innigen Beziehungen erkannt und gewürdigt, in welchen die Schule zu den öffentlichen Interessen steht. Es mag zur Zeit von Interesse sein, die Vorgänge auf diesem Felde zu betrachten und mit den heimischen Erscheinungen zusammen zu stellen. Wir müssen es uns allerdings versagen, auf Einzelheiten einzugehen und können die Uebereinstimmungen und Unterschiede nur in großen Zügen schildern.

I.

Der erste Anstoß zu der Unterrichtsreform liegt weiter zurück, als man gewöhnlich annimmt. Nicht aus unseren siebziger Jahren stammt er, wo schon der dritte Act des Schauspieles über die Bühne der Oeffentlichkeit geht, nicht aus den dreißiger mit Dr. Lorinser's Wehe- und Klagerufe; der eigentliche Ausgangspunkt liegt in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, in dem Auftreten des Philanthropinismus gegen den damaligen ultrahumanistischen Schlendrian. Freilich waren dabei außer den englischen auch französische Anregungen, vor allen J. J. Rousseau's Anschauungen wirksam gewesen; wirklich Gestalt gewonnen haben diese Ideen aber nur in Deutschland. An dem Willen, die Reform nachzuahmen, fehlte es in Frankreich gewiß nicht; aber unter dem Königthume und der geistlichen Herrschaft über die Schule mußte es beim Wollen bleiben. Indessen von den ersten Jahren der großen Revolution an stürzte sich die Gier, umzuwälzen und einzureißen, auch auf das Unterrichtswesen. Nicht so sehr aus der Erkenntniß der Besserungsbedürftigkeit als aus dem Hasse gegen alles Bestehende folgten in beängstigender Eile die Um- und Neugestaltungen auf einander, eine immer durchgreifender als die andere. Raum in Angriff genommen, wurde jede durch eine neue getrieben, so daß keine bestehen konnte. Endlich, 1808, faßte Napoleon auch diese Trümmer mit fester Hand zusammen und ordnete sie in seinem Sinne; durch die Errichtung der Université de France machte er die Schule in allen ihren Formen zur Dienerin des allgewaltigen Staates, zum Werkzeuge der Regierung. In ganz Frankreich wurde der Unterricht nach der officiellen Methode und den officiellen Zielen vereinheitlicht, durch die bis in's Kleinste gehenden Vorschriften jede freiere Entwickelung unmöglich gemacht. — Ungleich langsamer hatten sich in Deutschland unterdessen die hohen Wellen der philanthropinistischen Wiedergeburt verlaufen; trotz des Interesses und der Freigebigkeit einzelner kleiner Fürsten waren es eben Privatbestrebungen geblieben. Diesseits wie jenseits des Rheines überwahm die Erbschaft der wieder erstarkte, etwas geläuterte Humanismus, unter welchen Zeichen drüben wie hier die Schule noch steht. Auch bei uns besann sich der Staat auf seine Pflicht, des Unterrichtes sich anzunehmen. Unter behördlichem Schutze mächtig emporsprossend, befruchtet durch den Sonnenschein sich mehrender Berechtigungen, durchsetzte der gewaltige Baum mit seinen Wurzeln allmählich unser ganzes soziales Leben, den Boden mehr und mehr festigend, manchem Pflänzlein darin aber auch Nahrung und Gedeihen verkümmernd; spendeten seine Zweige ihren Schatten, die darunter Wohnenden erquickend, oft aber ihnen auch wehrend, sich im rosigen Lichte zu freuen. — Der Warnruf der dreißiger Jahre mit seinen Uebertreibungen der Gefahr hatte keine dauernde Wirkung. So dankenswerth der Erfolg war, daß die Schrift Lorinser's den bis dahin verpönten turnerischen Leibesübungen vorerst Duldung, dann sogar Einführung — zunächst freilich nur in den höheren Schulen — verschaffte, so lag in demselben doch keine Reform des eigentlichen Unterrichtes. Die Bewegung blieb übrigens im Grunde eine specifisch preußische. Erst nach längerer Zeit schlugen ihre Wellen nach Frankreich hinüber; man anerkannte auch dort die Nothwendigkeit, für die körperliche Ausbildung einiges zu thun, behandelte den Schaden aber noch oberflächlicher als in Deutschland. 1854 wurden — auch nur für die höheren Anstalten — wöchentlich zwei Lectionen von je 20 Minuten für gymnastische Uebungen eingeführt. In diesen 40 Minuten beschränkte man sich noch dazu darauf, einige Freiübungen mit Gesang anzustellen, unseren Reigen ähnlich.

Noch immer war und blieb Preußen das Land, dessen Schuleinrichtungen von den anderen Völkern bewundert und nachgeahmt wurden. Wer Ende der fünfziger und in den sechziger Jahren in den Klassen Berliner Gymnasien lernte oder lehrte, wird sich der Besucher aus mancher Herren Ländern erinnern. Gerade aber in dem Jahre, in welchem das preußische Unterrichtswesen eine gewaltige Probe bestand, als, wie einige allzueifrige und vorzeitige Lobredner herausgefunden, es seinen höchsten Triumph im Schulmeister von Königgrätz verkörpert sah, jenem unseligen Phantome, das in den Köpfen unserer Seminaristen und leider auch Lehrer lange Zeit hindurch Schaden genug gestiftet, also gerade 30 Jahre nach Lorinser, trat bei unseren westlichen Nachbarn ein anderer Lorinser auf. 1866 erschien Victor de Laprade's „Education homicide“, ein Wlaidoyer für die Jugend, wie er sein Werk selbst nennt. Mit den sattesten Farben, wie der Titel schon ersehen läßt, malt er die körperliche und geistige Entartung, an welcher die Einrichtung des öffentlichen Unterrichtes Schuld trage, und das zu einer Zeit, wo an der Spitze des französischen Schulwesens ein Mann wie Duruy stand, dessen bedeutende Verdienste auch von den jetzigen Pädagogen Frankreichs noch voll und ganz anerkannt werden. Es ist der Lorinser'sche Gedanke von der Ueberanspannung der geistigen Kräfte auf Kosten des sich entwickelnden Körpers. Auch die Maßregeln, von denen Laprade sich Abhülfe verspracb, entsprechen denen Lorinser's: Einführung der Leibesübungen und Minderung des Lehrstoffes.

Beide Vorkämpfer für das Wohl der Jugend haben noch einen gemeinsamen Zug: ihre Tendenz ist eine noch rein negative, sie wollen Uebel abstellen, Schaden heilen; noch steht ihnen die positive Seite der Reformfrage, das Ziel, das wie von Schenkendorff im Februar d. J. in Dresden es bezeichnete, „die Schule mit den jeweiligen staatlichen, gesellschaftlichen und culturellen Verhältnissen in Einklang zu bringen“. Wie weit entfernt Laprade von dieser Erkenntniß war, beweist seine Forderung, durch Beschränkung auf die alten und ganzliches Aufgeben der überflüssigen neueren Sprachen und der neueren Geschichte den Anstalten die nothwendige Erleichterung zu schaffen und seine Behauptung, aus der Lectüre der alten Classiker lerne man genug Geschichte, Geographie und Philosophie, so daß es eines besonderen Unterrichtes in diesen Fächern gar nicht bedürfe. — Es ist mit einem Worte die Realen-, die Realschulfrage, welche jenen beiden Vorkämpfern noch fehlte; durch ihr Hinzutreten im vorigen Jahrzehnt hat die Aufgabe der Unterrichtsreform erst die complicirte heutige Gestalt erhalten. Sei an dieser Stelle gleich bemerkt, daß die in Deutschland so wichtig gewordene Forderung, den Unterricht den Fortschritten der Zeit anzupassen, in Frankreich sich durchaus nicht so lebhaft geltend gemacht hat. Man begnügt sich mit der für die vier Oberklassen bestehenden Theilung in vorwiegend gymnasiale und vorwiegend reale Curse, schrickt vielleicht auch vor dem Gedanken zurück, das „Märtyrerthum der Jugend“ durch neue Anforderungen zu vergrößern.

Laprade's Mahnruf hatte dasselbe Schicksal wie der seines Vorgängers. Aenderungen im eigentlichen Unterrichtswesen wurden nicht beliebt; man begnügte sich, die beiden wöchentlichen sogenannten gymnastischen Lectionen von je 20 Minuten auf je eine volle Stunde auszudehnen. Auch der geringe Erfolg, welchen man davon erwarten durfte, blieb aus. Man ist in Frankreich nun einmal unserem eigentlichen Turnen, dem Jahn-Eiselen'schen, das allein alle Muskeln gleichmäßig betheiligt, durchaus abgeneigt und zieht, ausdrücklich auch im Hinblicke auf ihren militärischen Werth, Reiten, Fechten, Exerzieren, ja Schießübungen vor, denen man noch Schwimmen und ausgedehnte Spaziergänge anreiht. Natürlich bleiben jene „nobleren“ Erholungen Mangels geeigneter Einrichtungen auf dem Papiere.

Digitized by Google

Wahrlich, geringfügige Erfolge, welche die beiden Prediger in der Wüste erreicht hatten! Die Zeit ihres Auftretens war eine zu ungünstige gewesen. Andere, gewichtigere Interessen nahmen die ganze Aufmerksamkeit der betheiligten Völker in Anspruch. In Preußen die Hoffnungen, welche sich an die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. knüpften, und die Erreaungen, welche das Jahr 1848 einleiteten; in Frankreich der Parteienkampf der letzten Jahre des Kaiserreiches, dann der Krieg und die Wunden, welche er dem Lande geschlagen. Vereinzelt und vorübergehend bemühte sich unter Thiers' Präsidentschaft Jules Simon, dem Unterrichte aufzuhelfen; seine Verordnungen, welche das Uebel an der klar erkannten Wurzel, der Methode, fassen wollten, wurden mit ihm bei Seite gelegt, als 1873 Mac Mahon an das Staatsruder kam und auch auf dem Gebiete des Schulwesens zurück, der geistlichen Herrschaft zusteuerte. Erst einige Zeit nach seinem Rücktritte, im Anfange unseres Jahrzehntes, lange nachdem die Action bei uns begonnen, wurde die Unterrichtsfrage dort wieder aufgenommen. Wie schwer es den Franzosen noch immer wird, den Vorgang eines anderen Volkes anzuerkennen, und wie wenig genau sie über die Ereignisse außerhalb ihrer Grenzen unterrichtet sind, zeigt der in einzelnen Schriften sich findende Versuch, nicht nur Laprade's Bemühungen als ganz selbständige, von Lorinser, der kaum genannt wird, durchaus unabhängig hinzustellen, sondern sogar die heutige, zum Theil ganz anders geartete deutsche Reformbewegung auf Laprade zurück zu führen.

Um 1880 herum nahmen die Franzosen also die Unterrichtsfrage ernstlich in Angriff. Nun aber folgten, ihrer lebhafteren Natur entsprechend und Dank unseren mehrjährigen, gelegentlich auch anerkannten Vorarbeiten und Erfahrungen, die Anklagen und Vertheidigungen, die Verbesserungsvorschläge und ihre Kritiken einander im raschesten Tempo. In der Tagesliteratur, in den Revuen, in Brochüren, auf der Tribüne des gesetzgebenden Körpers und des Senates wurde die Frage drennend. Die Männer der Presse, Pädagogen von anerkanntem und geringerem Ruf, Beamte der Verwaltung, die Minister selbst, endlich die Geistlichkeit, an ihrer Spitze der streitbare Mgr. Freppel, traten auf den Kampfplatz.

Man sieht, es sind dieselben Personen des Stückes, wie bei uns in Deutschland; aber auch ihre Rollen waren dieselben. Die Presse, die Wächterin der öffentlichen Wohlfahrt, fast immer in der Robe des Anklägers, unterstützt vom Clerus, bezw. einer clericalen Partei, welche vor Allem den religiösen Besitzstand des Volkes in Frage gestellt sahen; beide boben die erschwerenden Momente hervor und überschätzten oder übertrieben die wahren oder eingebildeten Mißstände in ihrer Darstellung. Auf der anderen Seite steht der Lehrer als Angeklagter, die Thatsachen bestreitend oder nach Kräften abschwächend; bemüht, die Schuld von seinem Stande abzuwälzen und womöglich in die angenehmere Position des Sachverständigen sich emporzuschwingen. Zwischen und über den Parteien die Beamten der Unterrichtsverwaltung, der Minister an der Spitze. Hier zugebend, da berichtigend, dort widerlegend, erklären sie in maßvoller Ruhe, daß die Regierung, vernünftigen Verbesserungen stets geneigt, diese und jene Verfügungen erlassen habe, daß aber einer gründlichen Abhilfe sich zur Zeit noch unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellten.

In diesem Stadium der Bewegung tritt dort wie hier ein neuer Kämpe in die Bahn, der ärztliche Stand. Er nimmt für sich die Stellung des wahren, unparteiischen Sachverständigen, zuweilen wohl auch die des Schiedsrichters in Anspruch und weiß, drüben wie hier mit Entschiedenheit auftretend, seiner Stimme Gehör zu verschaffen. Aus den Erinnerungen der eigenen Schulzeit die einen, die anderen aus den Erfahrungen an ihren und ihrer Clienten Kindern, schöpfen und construiren sie ihr Urtheil, das mit wenigen Ausnahmen la mort sans phrase lautet. Vor den Augen der erschreckten Familienväter wird ein vollständiges Wandelbild körperlicher Gebrechen aufgerollt, grau in grau gemalt mit übergreifender Naturwahrheit oder bewundernswerther Technik. Jenseits wie diesseits des Rheins wird die zweischneidige Waffe der Statistik zum Angriffe wie zur Abwehr geschwungen. Aus all' diesem so verschiedenwerthigen Materiale krystallisiren sich in beiden Ländern die Gutachten der zuständigen Gesundheitsbehörden heraus, bei uns die der Medicinalcollegien, in Frankreich die der Académie de médecine. Von ihrer höheren Warte aus scheiden sie das Unwesentliche ab, trennen Schein und Wirklichkeit, sichten die wahren und eingebildeten Wurzeln des Uebels und kommen zu dem gleichen Ergebnisse, daß allerdings Gefahr droht. Ein maßgebender Stelle vollkommen gewürdigt, geben diese Gutachten nun Veranlassung zu einer Reihe von Verordnungen in Deutschland und Frankreich, welche die bedenklichsten Unzuträglichkeiten abstellen oder doch verringern sollen. Die häuslichen Arbeiten werden für jede Classenstufe der Zeit nach fixirt, durch die Vertheilung dieser Arbeitszeit auf die einzelnen Fächer werden die übermäßigen Anforderungen einzelner übereifriger Lehrer unmöglich gemacht. Ueber die Erholungspausen werden eingehende Verfügungen getroffen, die Beschränkung der Ferien durch Hausarbeiten untersagt, durch Empfehlung von Schulspielen und Turnfahrten die körperliche Entwickelung zu heben gesucht. Auch der Lehrstoff selbst wird verringert: bei uns fällt u. a. mit dem eigentlichen grammatischen Unterrichte auf der Oberstufe mancher Gedächtnißballast, in Frankreich fallen die bei uns schon lange vergessenen metrischen Uebungen. Endlich versucht man auch die Anforderungen bei den Prüfungen etwas zu mindern.

Das ist in großen Zügen die Geschichte der Reformbewegung in beiden Ländern. Man sieht, sie ist auffallend übereinstimmend in ihrem Gange. Wenn man sich erinnert, daß die Action in Deutschland vor mehr als zehn Jahren, in Frankreich erst nach 1880 begann, wenn man erwägt, daß ihre größte Intensität drüben in die beiden letzten Jahre, ja noch in die Gegenwart fällt, während wir seit Jahren den Höhepunkt überschritten haben, wenn man die Daten der einschlägigen Artikel, der Parlamentsverhandlungen, der Ministerialverordnungen auf beiden Seiten vergleicht, so wird man das Zutreffende unserer obigen Behauptung erkennen, daß die französische Unterrichtsreform bis in ihre einzelnen Phasen hinein nur eine Wiederholung der deutschen ist.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Der Lebende hat Recht.

Von Giovanni Verga.

Autorisirte Uebersetzung von Henry Perl.

Die Artillerie hatte für Mitternacht Marschbefehl erhalten. Laje Primo lud sein Mädchen ein, um noch ein letztes Mal mit ihm zu Nacht zu essen. Diese Liebenswürdigkeit sollte Anna Maria ein Beweis sein, wie schmerzlich ihm die Trennung von ihr wurde. Draußen vor der Stadt kannten sie ein Wirthshaus, das sie suchte. Ein paar grüne Büsche, eine Weinlaube nach der Sonnenseite zu, Kegelplatz, Schaukel und ein guter Tropfen. Unter der Laube Tischchen, an denen sich's zu Zweien gerade bequem saß, kein lästiger Zwang. Hinter dem Hause die offene Landschaft, breit und ruhig, einige große, im Bau begriffene Häuser, davor Gerüste und Masse, rechts im Hintergrunde die abfallende Bergkette. Anna Maria trug ihr neuestes Kleid, jenes mit der enganliegenden Jacke, Lackschuhe und rothe Strümpfe. Sie empfand ein großes Wohlbehagen an der Seite ihres flotten Soldaten, als sie, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, ihm so gegenüber saß, während die halben Liter aufgetragen wurden und verschwanden. Am Anfange war Laje stumm, stocherte die Nase tief in den Teller und stieß nur von Zeit zu Zeit an ihre Knie; während sie, das Herz von Lust geschwellt, ihm offen zusah. Allmählich aber sei ihr der Anblick seines mit Wochenstruck überzogenen Kinns und die gelbe Schärfe über der Brust wie Blei auf's Herz, so daß sie nach Athem zu ringen begann.

„Wirst Du mir schreiben? Sag' Wirst Du mir schreiben?"

Er nickte mit vollem Munde „ja" zu und sah ihr dabei in die funkelnden Augen, welche seine ganze Person, sammt dem groben Tuche der Uniform und dem mit Sonnenstaub gesprenkelten Gesichte des Blondins, verschlangen. Auf einem Teller vor Anna Maria lagen Mandarinen, woran noch die grünen Blättchen hingen. Sie riß eines

Digitized by Google

ab und wollte es ihm in's Knopfloch stecken. Nebenan hörte man die Kugeln rollen und die Kegel umfallen — Mädchen kicherten und lachten — Andere jauchzten mit flatternden Röcken auf der Schaukel. Karren knirschten durch den frisch aufgeworfenen Schotter. Graue Sommerwolken stiegen auf und warfen eine tiefe Traurigkeit auf Alles rings umher. Laje hatte die Cigarre im Munde und sprach fast immer allein. Er war sichtlich aufgeregt und seine Gedanken schweiften schon an den fernen Orten, an welche der Marsch ihn führen würde. Dabei langte er von Zeit zu Zeit über den Tisch nach Anna Maria's Hand. Doch mit einem Male wurde auch ihm weich um's Herz, und da er zu Jenen zählte, die der Wein fidel macht, fing er an zu trällern:

„Braun Lieb von heute,
Muß ziehen in's Weite,
O Schmerz, Dich zu lassen
... Doch ein Soldat muß sich fassen.“

Das Mädchen brach in Thränen aus und verbarg sein Gesicht in die Serviette.

„Hör auf! Hör auf! Nur die Todten sehen sich nicht wieder ...“ Diesmal aber zitterten die Spitzen seines röthlichen Schnurrbartes und die Hände, welche den Gurt um den Leib schnallten.

Sie wollten ein Stückchen gegen den Fluß zu gehen, wie sie sonst thaten. Ein schmaler schmutziger Weg führte unter hohen Ulmen vorbei in die Felder. Anna Maria überließ sich mit halbgeschlossenen Augen, die nicht sahen, seiner Führung. Sie war aufgelöst in Zärtlichkeit und Schmerzeswollust. Das Klirren seiner Sporen, die Berührung der Uniform drängten sie in seine Nähe und es war ihr, als müsse sie mit ihm in Eins verschmelzen. Er hatte den Arm um ihren Leib gelegt und flüsterte, den Mund an ihr dichtes Haar gepreßt, Schmeichelworte, deren Sinn nur verworren zu ihrem halberschlossenen Verständnisse drang. Dabei horchte er als braver Soldat immer mit einem Ohre nach dem Trompetensignal aus der Kaserne hin. Bei einer Wegscheide entwand sich das Mädchen seinem Arme und lief an den Rand des Grabens. Dort kniete es uneingedenk des neuen Kleides auf den feuchten Boden nieder, um Blätter zu pflücken, welche zwischen den Ritzen eines alten Mauerwerkes hervorsproßten. „Schau, ich hab' das für Dich gepflückt!“ Er wußte nicht wohin damit und sagte lachend, denn er wollte sie heiter stimmen: „Bin ich denn ein Esel, daß Du mir so viel grünes Zeug aufladest?“

Das Mädchen achtete nicht auf den Scherz, sondern zeichnete mit einem spitzen Kiesel große Buchstaben und allerhand Kreuz- und Querlinien in die Rinde einer Ulme. Es waren die Anfangsbuchstaben ihrer Namen, zwei in einander gewachsene Herzen und darüber ein Kreuz. Er wollte es nicht leiden, von wegen übler Vorbedeutung. Doch ward auch er von der Schwermuth des Augenblickes ergriffen und schloß Anna Maria in seine Arme. Störung war auf dem grundlosen Feldwege längs des Grabens so wie so keine zu befürchten. Sie suchte sich den Anschein des Gefaßtseins zu geben und stierte hinüber auf das vom Alter geschwärzte Mauerwerk, als wolle sie sich diesen Punkt ganz besonders einprägen: „Schau Du auch! Schau Dir diese Stelle gut an!“ rief sie ihm zu. Der Wein machte das arme Ding traurig. Jetzt sank der Abend allmählich nieder. Fernes Ave Maria-Läuten drang in abgeschwächten Tönen zu ihnen und fiel schwer auf beider Herz.

Anna Maria weinte Thränen sonder Zahl in ihr gesticktes Tüchlein. An der Ecke der Straße trennten sie sich. „Ich werde noch auf einen Sprung zu Dir kommen, sei am Thore.“ Sie nickte. Dann standen sie eine Weile Hand in Hand, unfähig, sich loszureißen.

Laje Primo kam wie von ungefähr am Thore vorbei, Anna Maria wartete schon, das Töchterchen des Portiers am Arme, ein Vorwand auf der Straße zu sein. Sie war sehr blaß und machte ihm ein Zeichen, daß hinter dem geschlossenen Thorflügel Jemand stehe. Laje wechselte einige gleichgültige Worte mit seinem Mädchen und dann sahen sie einander eine Minute lang stumm in die Augen. Die röthlichen Spitzen seines Schnurrbartes zitterten wieder wie am Nachmittage.

„Kommt Ihr hier vorbei, wenn's — an die Bahn geht?“

„Ja, ja, hier vorüber.“

Leute kamen und gingen, unmöglich, sich Etwas zu sagen. Jetzt auch noch Ghita, welche im Hofe das Gas anzündete. Laje Primo brannte seine Cigarre an und ging, die breiten Schultern voraus, der Caserne zu. Anna Maria sah ihm nach bis er ihren Blicken entschwunden war. Die Leute drängten sich in den Straßen, sie wollten die Soldaten vorüberziehen sehen. Alle Bewohner des Hauses standen am Fenster oder vor dem Thore, unter der großen Laterne. Die Mädchen im Vordergrunde. Ghita hatte den Arm um den schlanken Leib ihrer Freundin geschlungen. Der Portier, Ghita's Vater, stand hinter Beiden. Die Herrschaft im ersten Stocke hatte Lichter an die Fenster stellen lassen zur Feier des Tages und schaute darüber hinweg auf die Straße. Anna Maria sah wie die Artilleristen vorbeifuhren, unter denen auch Laje Primo war. Die Menge jubelte, die schwarzen Pferde zogen paarweise und die Mähnen schüttelnd die schweren Geschützwagen, unter deren Gewicht die Häuser ringsum erzitterten. Darüber weg wurden Hüte geschwenkt. Tücher flatterten in der Luft und die mit Wachstuch überzogenen Käppis der Artilleristen baumelten hin und her. Mehr konnte sie nicht unterscheiden, Alle glichen einander auf's Haar. Ihr Laje aber sah sein braunes Mädchen wohl, er erkannte es an den dichten schwarzen Flechten mitten unter den Gevatterinnen. Die Mutter Ghita's, welche sich gerade mühte, das arme bleiche Ding mit dem verstörten Gesichte und den rothgeränderten Augen durch ihre Narrenspossen aufzuheitern, bemerkte Laje und stieß Anna Maria, aber es war schon zu spät, sie konnte ihn nicht mehr sehen. Er saß tief unten neben seinem Geschütze, den Handschuh vorschriftsmäßig auf dem Schenkel aufliegend, und lauschte der pathetischen Melodie des Abschiedsmarsches.

* * *

Der Weg führte sie durch Städte und Dörfer. Allenthalben Männer und Weiber an den Thüren. Das Volk, welches sich herbeidrängte, die Soldaten zu sehen. Hin und wieder ein blasses Gesichtchen unter der Menge, das ihn an Anna Maria gemahnte — „Braun Lieb von heute ...“

Zeitweilig längs der staubigen Heerstraße ein ländliches Wirthshaus, gleich jenem, wo sie am letzten Tage zusammengesessen. Dieselbe Weinlaube, dieselbe Schaukel. Auch hin und wieder ein von Ulmen umsäumter Graben, ein schwarzes Gemäuer mit grünem Hintergrunde. An einem Bergabhange ein Häuschen, ringsum bunte Wäsche zum Trocknen aufgehangen, davor ein altes Mütterchen, den Rocken in der Hand. Ein schmaler Steg, wie jener, über den er herabgekommen war von seinem Heimathsberge, das Bündel auf den breiten Schultern, jenen Schultern, denen er es dankte, daß sie ihn zum Kanonier gemacht. Dann wieder eine Weile nichts, als die lange staubige, vom Marsche der Truppen durchfurchte Landstraße, wimmelnd von Uniformen. Von Zeit zu Zeit ein weithin dröhnender Trompetenstoß. Jenseits des Flusses dichtes Gedränge. Soldaten aller Waffengattungen. Ein Glitzern und Blinken. Marketenderzelte im Windzuge flatternd. Wiehernde Pferde. Lustiger und trauriger Gesang in allen Mundarten Italiens, wie ein fernes Echo. Dazwischen Lachen und Wirbelschlag der Trommeln:

„Braun Lieb von heute,
O Schmerz, daß ich Dich meide!“

Am gegenüberliegenden Ufer grüne Hügel, blühende Aecker und Wiesen, friedliche Bauersleute vor ihren Hütten. Auf der schwarzen Furche, die den schimmernden Fluß durchschneidet, ab und zu das Wallen blauer Fähnchen. Eine lange Reihe staubbedeckter Kürassiere, welche über die Brücke setzen. Die vier Bataillonstrompeter geben gleichzeitig das Signal: „Vorwärts!“ Die Brücke ist zurückgelegt.

Trab! Bäume und Gräser sind in Staubwolken gehüllt. Die friedlichen Landleute ergreifen die Flucht. Die Federbüsche der Bersaglieri wogen in den Getreideäckern. Von Zeit zu Zeit vernimmt man ein dumpfes Dröhnen hinter den Hügeln, und unter den Donnerschlägen der Geschütze erklingt das Lied:

„Der Zug steht bereit,
Zum Kampf geht es heut,“

und dazwischen:

„Braunes Liebchen ... Ade.“

Aufwärts, aufwärts, den steilen Weg hinangestürmt, das Land durchfurcht, die Bäume entwurzelt, über Gräben gesprungen. Voran die Rosse mit kreisförmig gekrümmtem Rücken, den Schaum vor dem Munde, die Zügel über den Hals geworfen. Die Mannschaft zu Fuße nebenher, die Räder vorwärts tauchend, mit der Peitsche nach rechts und links Hiebe austheilend. Am Gipfel des Hügels zwei unbewegliche Carabinieri hoch zu Roß. Im Hintergrunde, auf den mit Rauch gekrönten Hügeln, ein Trupp commandirender Offiziere. Den Abhang entlang Soldaten verstreut, zwischen den Klüften und Ritzen wie schwarze Punkte hervorstechend. Da und dort Blitze aus brauner Erde aufleuchtend.

Unausgesetztes Geknatter auf dem gegenüberliegenden Hügel und dichte Wölkchen, die fadengleich über dem Gipfel auftauchen. Etwas später Musik auch drüben. Die Geschütze grollen auch auf der anderen Seite.

Um die Batterie herum pfeift ein Teufelswind. Erdstücke fliegen durch die Luft. Bäume liegen entzweit am Boden. Schlünde thun sich auf und höllisches Gezische erfüllt die Luft. Graue Köpfe und schwarze Köpfe fragen Nichts darnach. Alle haben sie nur Ohren für die Commandoworte:

„Feuer! Vorwärts! Marsch!“

„Halt! Laden!“

Der arme Renacchi ladet —

„Mutter — Mutter, steh' mir bei!“

„Nr. 2 fällt. Aufgepaßt!“

Der junge blonde Lieutenant spricht's in kurzem, scharfem Tone, und vor seinen blauen Mädchenaugen taucht noch einmal das dunkle Coupé im Schatten der Bäume auf der Piazza d'Armi und die weiße Hand auf, welche seinethalben am Wagenschlage ruht. Dann commandirt er:

„Feuer! Vorwärts! Marsch!“

„Halt! Laden!“

Im selben Augenblicke liegt auch er zu einem Knäuel zusammengerollt am Boden und beißt im wüthenden Schmerze in das Lederfutter seiner Halsbinde. Nur der Bataillonscommandant steht noch aufrecht am Damme, umbraust vom Sturmeswinde, der Einen nach dem Anderen wegfegt, und schaut, geschwärzt wie ein Teufel, durch das lange Fernrohr.

Laje Primo steht vor seinem Geschütze, eben im Begriffe zu visiren, sein Auge hat denselben Ausdruck wie zu Zeiten, wo er zu Anna Maria sagte: „Wenn Du wüßtest, wie sehr Dein Gesicht mir gefällt!“

„Ah! Heilige Mutter Gottes!“

Er sucht sich noch mit den Händen an dem Stücke festzuklammern, mit den Händen, welche mit Blut fünf rothe Finger darauf malen.

Nr. 3 fällt. Aufgepaßt!

Der Telegraph bringt Kunde um Kunde. So viel Todte, so viel Verwundete. Separatlisten, zu fünf Centesimi das Stück.

* * *

Digitized by Google

Anna Maria hatte schon einen ganzen Stoß davon auf der Kommode liegen. Täglich, wenn sie nach der Fabrik ging und von der Fabrik kam, fragte sie auch auf der Post nach. „Nichts! Nichts!" hieß es. Wie es sie da im Halse würgte! Wie Blei lag es ihr auf Herz und Augen. Und ganz besonders zur Abendzeit, wo er immer am Thore vorüberzukommen pflegte, ehe ihn der Zapfenstreich in die Kaserne rief. Nacht für Nacht saß sie in der Laube mit ihm beim Glase Wein und hörte wie er: „Braun Lieb von heute" sang. Sie fühlte seine Hand, welche über den Tisch hinweg nach der ihrigen suchte. Wenn sie doch wenigstens die Mutter noch hätte, um ihren Kummer auszuklagen. Ihr armer Vater, was konnte der helfen?! Tag und Nacht stand er beim Tender auf der Locomotive und sauste durch die Welt. Ihre Freundin Ghita, die keinen Kummer hatte und sich aus Nichts etwas machte, zuckte mit den Achseln und sagte bei jeder Gelegenheit:

„Meine Liebe, die Männer sind Alle so, aus den Augen, aus dem Sinne."

Und wieder weinte sie Thränen sonder Zahl in das gestickte Tüchlein.

Die Soldaten kehrten heim, ganze Bataillone marschirten durch die Stadt und Pferde ohne Ende. Vor dem Castell auf der Piazza d'Armi standen wieder die Wägelchen mit Orangen und der Karren mit Gefrorenem zu zwei Soldi. Die Kindermägde mit den Kindern fanden sich wieder ein. Die Paare verloren sich im traulichen Gespräche, versteckt von den hohen Bäumen. Kanoniere kamen und gingen mit wachstuchüberzogenen Käppis umher, wie Lase Primo eines getragen hatte, „Nr. 7." „Nr. 9." Nur seine Nummer fehlte. Sie hatte in der Fabrik gehört, daß viele Truppen nach Sicilien und noch weiter da hinunter geschickt worden waren. „Aus den Augen, aus dem Sinne!" Auch nicht eine Zeile in drei Monaten. Wie oft war sie auf der Post gewesen! Wie oft hatte sie den Briefträger beim Portier abgepaßt! Cesare, der Diener aus dem gegenüberliegenden Palaste, welcher immer nach Briefen für die Frau Gräfin fragte, fing schon jedes Mal zu spötteln an, wenn er sie dort fand. „Nichts? Nichts? wieder Nichts?" fragte er. „Oh, Ihr Artillerist leidet sicher am »Federweh«!" Und wie er sie verfolgte, dieser antipathische Mensch mit dem weibischen Gesichte und den pomadisirten Haaren. Wie oft schlug sie ihm das Fenster vor der Nase zu, doch es half Nichts! Da stand der lange Kerl den ganzen Tag im Vorzimmer am Fenster und machte ihr Zeichen mit seinen großen weißbehandschuhten Fingern. Nur wenn ihn die Glocke abrief, verschwand sein widerliches Gesicht. Wahrhaftig, man sollte meinen, er könne ihren Anblick nicht mehr entbehren. Sie wollte es ihm aber schon zeigen, wie sie mit seiner Aufdringlichkeit fertig zu werden wußte. Von da ab zog sie den Vorhang zu oder schloß den Laden, auch wenn die Sonne nicht schien. Er sollte merken, wie zuwider er ihr war, und er merkte es auch. Eines Tages hielt er sie auf der Stiege an und fragte: „Was habe ich Ihnen denn gethan, daß Sie mir so hartnäckig ausweichen?" Und da sie fühlte, daß ihm die Worte von Herzen gingen, fand sie nicht den Muth, ihn kurzweg abzuweisen. Doch ihre Gedanken weilten beständig bei dem Anderen, wenn sie — jetzt, vor dem offenen Vorhange — am Fenster saß und arbeitete. „Gott weiß, wo er ist!" „Dort, dort drüben, wo die schwarzen Wolken hinziehen!" Wie die Traurigkeit sie übermannte, sobald die Dämmerung hereinbrach. Die Glocken von der benachbarten Sanct Angelokirche hämmerten ihr auf den Kopf, die Trompetenstöße aus der Kaserne durchbohrten ihr das Herz. Der Diener gegenüber zündete die Lichter an, dann stellte er sich von Neuem an's Fenster, hinter die Vorhänge, damit sie es nicht merken sollte, aber die blanken Knöpfe der Livrée verriethen ihn. Wie viele Thränen weinte sie allabendlich in das gestickte Tüchelchen! Endlich ward ihr Herz müde, es hatte seinen Gram erschöpft. Der Lucastag, welcher zugleich der Namenstag des Portiers war, wurde zu einer Landpartie ausersehen, an der sie Alle zusammen theilnehmen sollten. Ghita hatte Maria Anna mit Gewalt fortgezogen, und auch Cesare, der sich für diesen Tag frei gemacht, kam und sagte mit warmem Händedruck: „Kommen Sie, kommen Sie mit! Sie werden noch krank, wenn Sie immer zu Hause bleiben." Ein großer Tisch im Freien, das übliche Kegelspiel, die Schaukel. Cesare, der nur einen Gedanken im Kopfe hatte, antwortete ihr. „Ich mache mir nichts aus den Kegeln, glauben Sie's nur! Lassen Sie mich lieber bei Ihnen sitzen, ich esse Sie nicht auf."

Abends bot er ihr seinen Arm auf dem Heimwege. Die ganze Gesellschaft ging zu Fuß über den Wall, unter den Platanen, von welchen die Blätter abfielen. Auch der Mond schien nicht. Auf den Bänken, die Rücken der Straße zugekehrt, saßen je zwei Schatten, die einander in die Ohren zischelten. Anna Maria sprach von dem und jenem, um das Gespräch im Gange zu erhalten. Ihr Begleiter schwieg und ging gesenkten Hauptes neben ihr her.

„Guten Abend, guten Abend!"

„Warten Sie, warten Sie, ich begleite Sie die Stiege hinauf, bis an Ihre Thür. Ich will nicht, daß Sie im Dunklen allein gehen.

„Ich zünde schon ein Schwefelhölzchen an."

„Nein, nein, es ist ja sternenhell!"

Und die funkelnden Sterne blinkten durch die großen Bogenfenster bei jedem der Stiegenabsätze herein, es waren ihrer sechs. Ehe sie den letzten erreichten, lehnte sich Anna Maria todtmüde an die Wand, dem Oberlichte gegenüber, sie rang nach Athem.

„Ach, die Müdigkeit!"

Er blieb stille und betrachtete bei dem schwachen Lichtscheine ihr liebliches blasses Gesichtchen, aus welchem die dunklen Augen noch dunkler hervorblitzten . . .

„Welche Anstrengung, einen ganzen Tag lang herumspazieren! Es muß schon sehr spät sein? Schauen Sie, wie hell gestirnt der Himmel ist!" Sie setzte sich in gewaltige Unkosten, die arme Kleine, um das Schweigen zu brechen. Doch vergebens! Der junge Mensch gab ihr keine Antwort.

„Schöner Abend, nicht wahr?" begann sie von Neuem.

Jetzt erfaßte er ihre Hand und stammelte mit ganz veränderter Stimme: „Wenn Sie glauben, daß ich ein Wort von dem gehört habe, was Sie mir sagten — ich —"

Ein unbeschreibliches Wohlbehagen, gepaart mit Ermüdung, kam über Anna Maria. Sie ließ ihm ihre Hand und senkte das Köpfchen auf die Brust.

„Dieser Andere" hatte die weichen, reinen Hände eines Menschen, der nichts Grobes anfaßt, wohlgeglättetes Haar, eine feine Haut und eine gewisse Vorzimmerhöflichkeit, die dem Mädchen unsagbar wohlthat.

Von da ab sah sie ihn täglich. Entweder wartete er vor dem Hausthore auf sie oder sie gingen Sonntags vor die Stadt hinaus und aßen in dem kleinen Wirthshause, unter derselben Laube, an jenem selben Tische. Draußen bei der Schaukel kicherten die Mädchen wie damals, und die Sonntagsgäste schoben die Kugeln lärmend, wie an jenem Abende, über den glatten Plan. Sie schlugen auch wieder den Weg gegen den Fluß ein, durch die schmale, ewig schmutzige, einsame Straße, längs der Ulmen und Pappeln, welche den Graben umsäumten, um allein zu sein. Und nun wollte er wissen — Schritt für Schritt führte er sie auf die Vergangenheit zurück, welche in ihrem Herzen zu neuer Lust und Qual aufblühte. Er ward eifersüchtig auf das dumpfe Gäßchen, in welchem sie mit „dem Anderen" auf- und abgewandelt, eifersüchtig auf die Gesellschaft, welche Zeuge ihres Glückes gewesen, eifersüchtig auf den Tisch, an dem sie bei einander gesessen, und eifersüchtig auf den Wein, den sie zusammen aus einem Glase getrunken hatten. Allmählich wurde er ungerecht und böse, ein Bube eben. Ein böser Bube, den man todtküssen mußte, wollte man ihn zur Ruhe bringen. Welche Seligkeit für Anna Maria! Welches Gluthentzücken und zugleich welche herbe Bitterkeit! Alle Thränen, die sie fortan darüber weinen wollte, versiegten in ihrem Herzen und halfen bloß mit, ihre Liebe zu dem bösen Buben zu vermehren. Es brannte ihr beständig auf den Lippen, endlich, endlich stieß sie es heraus: „Hörst Du, ich denke nicht mehr an ihn, ich schwöre Dir's! Nicht mehr!"

Cesare wollte es nicht glauben! Im Gegentheil, Alles, was sie auch thun mochte, es ihm zu beweisen, förderte sein Mißtrauen. Bei jedem Worte, bei jeder Liebkosung, bei jedem Kusse schien der Andere dazwischen zu treten. Eines Samstag Abends gab ihm Anna Maria mit ausgestreckten Armen und leuchtendem Gesichte das Zeichen von ihrem Fenster aus: „Morgen! Morgen!" Und zur anberaumten Stunde legte sie eilig, mit zitternden Händen, ihr neues Kleid mit dem enganliegenden Jäckchen, die lackirten Schuhe und rothen Strümpfe an, genau wie an jenem letzten Tage mit dem Anderen. Sie gab nicht nach, sie sollten sofort den schmutzigen Feldweg längst des Grabens einschlagen — noch vor Tische. Und gerade zu den Ulmen drängte sie.

„Weshalb? Was hast Du dort zu suchen?" fragte Cesare.

„Wirst schon sehen, wirst schon sehen!"

Der Mai hatte neue Schößlinge an den Stämmen der Ulmen, die eben in Blüthe standen, hervorgezaubert und frisches Strauchwerk deckte die rostfarbenen, in einander geschlungenen Herzen. Mit fieberhafter Hand wühlte sie in dem dichten Blattwerk, ihre Augen leuchteten, ihr Busen schwoll. Jetzt hatte sie es gefunden, was sie suchte, und schon hielt sie den spitzen Kiesel bereit und schabte die Herzen sammt dem Kreuze und den beiden Anfangsbuchstaben herab. Dann warf sie sich dem trotzig dreinschauenden Burschen an den Hals und preßte ihn leidenschaftlich gegen ihren stürmisch wogenden Busen.

„Glaubst Du mir jetzt? Glaubst Du mir?!"

Er mußte ihr wohl glauben, so lange ihn diese Arme fest umklammert hielten, dieses stürmisch klopfende Herzchen gegen das seinige hämmerte. Sobald dieser Augenblick jedoch vorüber war, ging die alte Geschichte wieder von Neuem los. Jedes Ding flößte ihm Mißtrauen ein, ob sie lustig oder traurig war, ob sie sang oder schwieg, ob sie das Haar hinaufstrich oder in die Stirne fallen ließ. Immer schien es ihm, daß sie es so „dem Anderen" zu Liebe trug, in Erinnerung an ihn. Gerade wie die Ohrgehänge, von denen sie nicht eingestehen wollte, daß sie ein Andenken von ihm seien. Fand er sie bei den Portiersleuten, fing er zu brummen an, sah er sie in der Nähe der Post, gab es eine Scene. Jedes Wort, jede Liebkosung gab ihm einen willkommenen Anlaß zu Vorwürfen. Dann kamen lange Gesichter, ironisches Gelächter, Zornesausbrüche an die Reihe, wobei jedes Mal der Lakai in Sicht trat, welcher im Rücken seiner Herrschaft eine Gemeinheit über diese ausspeit.

„Mit ihm freilich hast Du anders reden müssen! Natürlich, bei einem Soldaten da geht's aus einem anderen Tone! Das weiß ich ja, der Kanonier fehlt Dir!"

„Nein, nein, ich schwöre es Dir, ich denke nicht mehr an ihn. Nur an Dich! Nur an Dich!" Und endlich sagte sie gar: „Ich habe ihn ja nie geliebt!"

Und der Bediente antwortete: „Na, dann aber . . ."

Eines Tages kam sie ganz außer Athem zu ihm gelaufen, zog behutsam ein Papier aus der Brust, das sie wie eine Reliquie darin verwahrt gehalten, und rief: „Schau! Schau!"

Es war der Todtenschein „ihres Artilleristen", den ihr Cesare jeden Augenblick in's Gesicht schleuderte. Der Todtenschein von Lase Primo, Soldat des 5. Artillerieregimentes. Da stand es schwarz auf weiß, fehlte auch kein Punkt daran. Mit liebefunkelnden Augen und ängstlich gespannter Miene hielt sie „dem Anderen" das Schriftstück hin. Jeder Zoll das verliebte, der Männlichkeit seines Geliebten unterlegene Weib.

Und er, der Mann — er hatte anstatt aller Antwort bloß ein geringschätziges Achselzucken.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Das Königliche Schauspiel im Wallnertheater.

Der Mennonit. Trauerspiel in vier Acten von E. v. Wildenbruch.

Das Schauspielhaus hat die Campagne mit einer Novität begonnen, die seit einem Decennium aufgehört hat, eine solche zu sein. Wir haben um so weniger ein Recht, deshalb mit der Leitung unzufrieden zu sein, als sie es mit Erfolg versucht hat, eine alte Unterlassungssünde gut zu machen. Man mag über Wildenbruch urtheilen wie man will, seine Stücke haben unbestreitbaren Anspruch darauf, an der ersten Bühne des Deutschen Reiches zur Darstellung gebracht zu werden.

Der Mennonit ist mit allen Vorzügen und Schwächen der starken Wildenbruch'schen Begabung behaftet. Nach idealistischen Grundsätzen concipirt, den klassischen Wort- und Bilderschatz in die iambische Versform pressend, alle Mittel der Bühnentechnik für den Effect ausnutzend, bleibt das Stück die nachhaltige Wirkung schuldig, ohne daß man sich im ersten Augenblicke klar wäre, warin dieses Ausbleiben seinen Grund hat. Der zeitlich nicht allzu entlegene Stoff appellirt an das rein menschliche wie an das Nationalgefühl, die Sprache ist tönend und voll dichterischer Schönheit, der Aufbau ist tektonisch sicher und durch kräftig herausgearbeitete Actschlüsse gegliedert. Warum versagt der ganze dramatische Apparat, dessen Theile so fehlerlos in einander zu greifen scheinen? Es ist eben ein wohl construirter, mechanischer Apparat, kein lebendiger Organismus. Man sieht und hört überall den Maschinenmeister, der irgend einen Hebel in Bewegung setzt, und kommt nicht zu der Illusion selbstthätiger, absichtslos fungirender Lebenskraft.

Der Mangel aller Wildenbruch'schen Stücke liegt in der Charakteristik. Seine Personen sprechen und handeln nicht, wie sie aus ihrer Eigenart heraus sprechen und handeln müßten, sie fügen sich einem starken außer ihnen befindlichen Willen, hinter dem man früher oder später den Autor entdeckt. Alles kommt nicht so, wie es kommen muß, sondern wie es Herr von Wildenbruch haben will. Darüber vermag kein Trommelwirbel und kein Pistolenschuß fortzutäuschen.

Das respectable Alter des Stückes und seine früheren Aufführungen am Victoria- und am Deutschen Theater überheben uns der Mühe einer raisonnirenden Inhaltsangabe. Die Anforderungen an die äußerliche Inscenirung sind mäßig, dagegen sind der Regie in mehreren Massenscenen lohnende Aufgaben gestellt, die Director Anno mit gewohntem Geschicke löste. Besonders in den mehrfach vorkommenden Ringkämpfen war der schwerfällige Statistenapparat in überraschend natürlicher Bewegung. Selbst den naturalistischsten Kraftanstrengungen unseres Zukunftshelden Matkowski wußte er sich anzubequemen, und das will viel sagen, wenn man weiß, wie natürlich der Letztere um sich zu schlagen weiß. Unter dem Einflusse seiner feurig aufflackernden Begabung standen sämmtliche Darsteller. Nur Herr Sauer schien es für seine Pflicht zu halten, die behagliche Vergangenheit des Schauspielhauses zu repräsentiren. Er war der phlegmatische Vater einer heißblütigen Tochter, die Frau von Hochenburger mit überraschender Selbständigkeit in die kühle Luft des Hoftheaters hineinsetzte. Ihr gegenüber wird die Begehrlichkeit des Mathias erklärlich. Aus diesem schleichenden Theaterbösewichte wußte Herr Reicher eine realistische, mit künstlerischem Feingefühle abgetönte Gestalt zu machen. Zu einer prächtigen Charge arbeitete Herr Hellmuth-Bräm den Typus des beschränkten, um den lieben Geldbeutel besorgten Mennoniten Justus heraus. Hatte der Dichter ihm durch ausnahmsweise kräftige Charakterzeichnung vorgearbeitet, so suchten umgekehrt Herr Kahle und Herr Müller dem Dichter zu Hülfe zu kommen und nahmen in anerkennenswerthem Streben ihre Rollen zu ernst und schwer. Weder der französische Hauptmann noch der westphälische Bauer konnten dieses unstatthafte Uebergewicht ertragen, da sie schon ohne Zuthun des Darstellers unter der Wucht des Jambus die natürliche Haltung einbüßen.

Die erste Vorstellung des Königlichen Schauspieles hat dargethan, daß in den abgestorbenen Adern frisches Blut zu kreisen beginnt. Ein gleichmäßig kräftiges Functioniren des ganzen Organismus wird nicht ausbleiben.

Offene Briefe und Antworten.

Zur Beschaffenheit der Engel.

Haben die Engel Arme oder nicht?

Diese interessante, recht witzige und ebenso kindliche Frage ist jetzt in der Kunstwelt abermals aufgetreten, wie italienische Blätter berichten. Ein Mailänder Bildhauer hat auf dem dortigen Monumentalkirchhof auf das Grab eines Kindes einen Engel ohne Arme hingesetzt, welcher in seinen zusammengefalteten Flügeln die Hülle des verstorbenen Kleinen trägt. Die Sache erregt dort großes Aufsehen, und selbst der angesehene Physiologe Senator Berga trat entschlossen in die Arena der Polemik und billigte diese seiner Ansicht nach ganz vernünftige Neuerung des berühmten Mailänder Künstlers. Dagegen opponirte ein Maler mit der Einwendung, wie es denn möglich anzunehmen sei, daß der Engel, welcher sich mit der Hülle zum Himmel aufschwingt, die Hülle tragen solle, wenn er keine Arme habe, und er seine Flügel doch zum Fluge gebrauchen müsse. Darauf replicirte der scharfsinnige Herr Senator, daß diese Ansicht unzulässig sei, nämlich, einen verwesbaren Körper in den Himmel zu tragen, da doch nur Seelen in den Aufenthalt der Seligen aufgenommen würden; die Engel aber, da sie unkörperliche Wesen seien, keine Materie tragen könnten. Ueberdies vertrat er seine Meinung mit der recht oberflächlichen Ansicht, daß es in der ganzen Natur kein beflügeltes Wesen gebe, welches zugleich Arme trage.

Nicht mit Unrecht sehen wir die größten und gefeiertsten Meister oftmals diesem dunklen Punkte wohlweislich, oder auch unweislich, ausweichen, indem sie ihre Engel nur mit Kopf und Flügelchen uns repräsentiren. Aber ein Maler oder Bildhauer ist noch lange kein Philosoph; und wenn er auch als Künstler eine philosophische Frage zu umgehen versteht. Wenden wir uns aber mit der vorliegenden Frage an die Philosophie, an die gesunde Philosophie nämlich, so würde sie uns entschiedenermaßen antworten: malt und meißelt Eure Engel ganz wie es Euch beliebt, richtig ist jede Auffassung; ob aber schön, das ist freilich ein anderer Begriff.

Ob schön — das ist es eben! Schön zum Beispiel würde es sich nicht ausnehmen, wenn man den zierlichen Engelchen die Flügel an die Nase versetzte und die Aermchen ihnen confiscirte. Der Kern einer jeden Religion aber bietet uns immer zwei paradoxische, von einander abweichende Seiten, das Gute und das Böse, alles Andere klänge uns paradox. Suchten wir das Gute im Gegensatze zum Schlechten zu verbildlichen, uns also faßlich vorzustellen, so wählte selbst ein Kind kein ihm als häßlich bekanntes Modell dazu; und umgekehrt, wenn man das Schlechte verbildlichen wollte, kein edles und schönes Modell.

Ist es uns nun darum zu thun, das von dem Menschen stets ersehnte Gute aus seinem idealen Sein metaphorisch darzustellen, so greifen wir ganz unwillkürlich zu den edelsten Gestalten in der Natur; wir greifen doch unmöglich, um einen Engel — also das lieblichste Phantasiebild des Guten — zu personifiziren, nach einem Pferd oder Ochsen als Modell, obgleich die Vernunftskritik auch an diesen Thieren durchaus nichts Häßliches auszusetzen hätte. Dazu bedarf es also keiner besonderen Ideologie, noch Commentare. Wir haben aber edlere Wesen, welche wir uns als Modelle vorlegen müssen, um das Edelste, dem Sinne der Aesthetik würdig, zu verherrlichen. Das edelste aller irdischen Wesen ist aber der Mensch. Nach seinem Ebenbilde schufen sich die Griechen und Römer ihre idealen Göttergestalten. Und welch' herrliche, unsterbliche Gestalten sind diese! Es sind noch eben Riesengötter, wenn auch im Exil lebend. Schauen wir aber zu den Götzenbildern der rohen Völker, also wo der ideale Sinn weit von dem unseren abweicht, so wenden wir uns mit Abscheu von diesen gräßlichen Ungeheuern ab. Dort aber soll die rohe Gott-Thiergestalt nur die rohe Kraft und Gewalt ausdrücken, wo hingegen unsere Gott-Menschgestalten die ewige, lichtumwobenste Liebe, und zugleich die unbeschränkte, weise Allmacht vereinigen und uns widerspiegeln. Welch' eine hohe Idee ist diese Gott-menschliche Metamorphose! Der Mensch, das edelste Geschöpf, ward gebildet von Gott nach Gottes eigenem Ebenbilde; der Gott aber, das unfaßliche Wesen und seine Heerschaaren wurden wiederum gebildet von der idealen Kunst nach dem Ebenbilde des Menschen.

Was zum Beispiel berechtigt die Kunst — um in diesem Sinne weiter zu reden — den heiligen Geist in Gestalt einer Taube und umgossen von Glorie darzustellen? Wo, fragen wir mit Herrn Senator Berga, wo finden wir in der ganzen Natur ein beflügeltes Wesen mit Glorie umgossen?

Oder schauen wir uns die Leibgarde des Bösen an. Wir sehen diese curiosen Gesellen aus verschiedenen Menschen- und Thiergliedern zusammengestellt. Die Kunst repräsentirt sie in menschlichen Gestalten, mit recht sehnigen Armen und Krallen, mit Pferdefüßen und Affenschwänzen, mit Fledermausflügeln und Hörnern u. s. w. Ja, wo finden wir in der ganzen weiten Natur ein ähnliches zusammengewürfeltes Wesen? Demnach wäre es billig und recht, wenn künftighin der geschätzte Mailänder Künstler auch den Teufel ohne Arme und Schwanz, ohne Hörner und Pferdefuß darstellen wollte, denn auch der Teufel ist ein unkörperliches Wesen und befaßt sich ebenfalls nie mit der Materie. — Die Kunst muß schon, um sich selbst gerecht zu werden, gezwungenermaßen das Conterfei Sr. Excellenz des Herrn Satanas durch das Ideale und Materielle zugleich verbindend verbildlichen, sonst büßte Excellenz zu ihrem größten Nachtheile ihre ganze Popularität bei uns ein.

Der Mailänder Künstler hat eben ohne Sinn und Vernunft gehandelt, wenn er das poetisch durchwirkte Ideale durch seinen gänzlich ungenießbaren und duftlosen Realismus ersetzen wollte. Seinen eigentlichen Zweck jedoch dürfte er erreicht haben, denn etwas Staub wirbelt dieser Unsinn doch auf. Und Staub, Sand, ja, wenn es anginge, Granitblöcke aufzuwirbeln, das ist heute die Kunst um — bekannt zu werden.

Schwerin. Ernst Pohl.

Inserate.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio, geh. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres. Par. 85. 12 vols. Hll. (Coll. du Prince Imperial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Reisszmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67. Lw. zusammen 15 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71. ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Dosenten. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Vischoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ. — **Pückler-Muskau,** Briefe eines Verstorbenen, Tutti Frutti, Jugendwanderung, Semilasso, Meh. Alis Reich, Weltgang, Reminiscenz, Vorlänfer, Südösti. Bildersaal, 25 Bde., neu. 20 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Rinaldo'schen Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll

Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;

Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;

Wunderlich erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und seltsam.

Friedrich Chopin.

Thematisches Verzeichnis der im Druck erschienenen Kompositionen. Neue umgearbeitete und vervollständigte Ausgabe mit beigef. Chopin-Bild. 6 ℳ.

Leipzig. Breitkopf & Härtel.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Vorräthig in jeder besseren Buchhandlung und Leihbibliothek.

Die Gouvernante.

Erzählung

von

H. Melner.

Zweite Auflage.

Ein starker Band. Broch. 5 M., eleg. geb. 6 M. 20 Pf.

Bei dem recht fühlbaren Mangel an wirklich gediegener **Frauenlectüre** wird obiges Werk sehr willkommen sein. Dasselbe erfuhr die glänzendsten Beurtheilungen durch die deutsche Kritik.

Das im sechsten Jahrgange erscheinende

Jahrbuch für Gartenkunde und Botanik

redigirt von

Carl Hampel, Königl. Obergärtner a. D. in Berlin-Treptow und **Heinrich Zintelmann,** Königl. Garten-Inspector in Potsdam.

Jährlich 12 Hefte gr. 8. mit herrlichen Abbildungen. Preis 9,60 Mark.

ist das vornehmste, gediegenste, reichhaltigste, praktischste und verhältnißmäßig billigste Organ auf dem Gebiete der Garten- und Pflanzenkunde. Verbreitet in ganz Europa. Gärtnern, Gartenfreunden, Gutsbesitzern, Gartenbau-Vereinen, Lesezirkeln ist das Jahrbuch unentbehrlich.

Probehefte durch jede Buchhandlung oder direct vom Verleger zu beziehen.

Abonnements-Aufträge

durch die Buchhandlungen aller Orten oder durch die Postämter (das Jahrbuch ist im Post-Zeitungs-Catalog, sechster Nachtrag erste Abtheilung unter Nr. 2739a eingetragen) event. directer Bezug von

Braunschweig.

Verlagsbuchhandlung Gebrüder Haering.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Kaufmann, Georg, **Die Geschichte der deutschen Universitäten.** I. Band. Vorgeschichte. gr. Oktav. XV u. 442 S. Eleg. brosch. M. 8.—

Fellner, Richard, **Geschichte einer deutschen Musterbühne.** Karl Immermanns Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf. gr. Oktav. XVI u. 526 S. Eleg. brosch. M. 8.—

Bassermann, Heinrich, **Entwurf eines Systems evangelischer Liturgik.** Oktav. IV u. 68 S. M. 1.20.

Soeben erschien in zweiter Auflage und ist wieder in allen Buchhandlungen vorräthig:

LEONIE.

Roman von Erwin Balder.

283 Seiten. Preis: 4 Mark.

Carl Konegen in Wien, Heinrichshof.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:

Der Führer durch den Konzertsaal

von **Hermann Kretschmar.**

I. Abteilung: Symphonie und Suite. 8°. 19 Bogen mit 700 Notenbeispielen. ℳ 3.—

II. Abteilung. 1. Teil: Vokalmusik. Passionen, Messen, Hymnen, Kantaten. ℳ 3.—

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

Sammlung von Actenstücken

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

Roman-Manuscripte

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewilligt ich hohe Honorare.

Berlin W. Lützowstr. 97. **Julius Engelmann.** Verlagsbuchhandlung.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 35. Berlin, den 1. September 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Unfallversicherung der deutschen Seeleute. Von Regierungsrath Zeller. — Englands politisches Interesse. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Populäre Mißverständnisse. Von Rudolf Kleinpaul. — Rußlands Culturentfaltung. Von Wilhelm Bolin. — Die Unterrichtsfrage in Frankreich. Von Ha. (Schluß.) — Feuilleton: Die erste Rolle. Von M. Halm. — Aus der Hauptstadt: Die Akademische Kunstausstellung. VI. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

Die Unfallversicherung der deutschen Seeleute.

Von Regierungsrath Zeller.

Die für den deutschen Seemannsstand bestehenden Unterstützungs- und Versorgungskassen haben ein ähnliches Schicksal, wie die älteren gewerblichen Kassen gleicher Art. Die meist localen Einrichtungen entsprechen nicht annähernd den Bedürfnissen der Gegenwart, die auch im Schiffergewerbe eine weit größere Beweglichkeit, einen fortwährenden Wechsel von Ort zu Ort herbeigeführt hat. Deshalb fanden jene Kassen bei den jüngeren Elementen, die ihnen die eigentliche Tragkraft bieten sollten, nur eine geringe Theilnahme; die Organisation blieb auf halbem Wege stehen. Die Sicherstellung unserer Seeleute gegen die Gefahren des Berufslebens ist eine dringende Forderung der Humanität, ihre Nothwendigkeit ergibt sich nach der Statistik stärker wie die Versicherung der gewerblichen Landarbeiter. Der Stand des Seemanns, der in ständigem Kampfe mit den Elementen lebt, ist der gefahrvollste Beruf des Arbeitslebens. Vergleicht man die Zahl der Todesfälle in Folge von Berufsunfällen in den verschiedenen Arbeitszweigen, so stellt sich die Gesammtsumme bei 100,000 Arbeitern des Landes auf 411, während bei 37,000 Seeschiffen 571 Todesfälle vorkommen. Man denke nur an die zahlreichen Schiffskatastrophen, denen oft Hunderte von Menschenleben zum Opfer fallen.

Das Verdienst, den Gedanken einer centralisirten Seeversicherung zuerst angeregt zu haben, gebührt dem alle Hafenstädte umfassenden deutschen nautischen Vereine, dessen Vorsitzender, Commerzienrath Gibson-Danzig, 1882 mit einem bestimmten Projecte der Errichtung einer auf dem Princip des Beitrittszwanges ruhenden deutschen Seemannskasse hervortrat. Ganz auf dem Standpunkte der damals noch im Anfangsstadium befindlichen Socialreform standen seine Vorschläge allerdings noch nicht. Als Schutzgebniß konnte jedoch constatirt werden, daß für ein auf den Rhedern als Träger der Versicherung ruhendes Unternehmen volle Sympathie herrsche. Der nautische Verein bekannte sich bei seinen Verhandlungen mit Entschiedenheit als Anhänger der socialpolitischen Reformpläne des Deutschen Reiches, allgemein drang die Ueberzeugung durch, daß sich die freiwillige Thätigkeit zur Erreichung des erwünschten Zieles nicht kraftvoll genug erweisen werde; die Erfahrungen der letzten Jahre mit einer Reihe grauenvoller Schiffskatastrophen drängte auf ein energisches Einschreiten der Gesetzgebung. Die auf dem Gebiete der Personalversicherung gewonnenen Resultate erleichterten der Reichsregierung die Bearbeitung eines umfangreichen Gesetzentwurfes, der, von der Zustimmung aller Parteien getragen, im Juni 1887 vom Reichstage angenommen wurde.

Das neue socialpolitische Reichsgesetz setzt an Stelle der bisherigen unzureichenden localen Einrichtungen eine öffentlich rechtlich geregelte allgemeine Kranken- und Unfallversicherung der Seeleute. Der Versicherung durch die Rheder unterliegen nunmehr alle zur Besatzung deutscher Fahrzeuge gehörigen Personen (Schiffsführer, Kapitäne, Schiffer), die gelammte Schiffsmannschaft, die Schiffsoffiziere, Heizer, Maschinisten ꝛc., ohne Rücksicht auf die Höhe von Gehalt und Lohn. Nur die eigentlichen Seeschiffe, d. h. Fahrzeuge von mehr als 50 cbm Bruttogehalt, fallen unter das Gesetz, die Unfallversicherung kleinerer Fahrzeuge, insbesondere des umfangreichen Fischereibetriebes, bleibt späterer Ordnung vorbehalten. Der Begriff „deutsches Seefahrzeug" lehnt sich an das Reichsgesetz über die Nationalität der Kauffahrteischiffe an. Er umfaßt alle zur Seefahrt benutzten Schiffe, daher auch Postschiffe, Zollkreuzer, Lustjachten u. s. w., solange sie zur Führung der Reichsflagge befugt sind. Die Versicherung gilt für die ganze Dauer des Dienstverhältnisses und ist nicht auf Unfälle an Bord des Fahrzeuges beschränkt. Auch für den während der Beförderung zum Fahrzeuge, der Ausschiffung nach beendeter Reise, während seiner dienstlichen Verwendung am Lande verunglückten Seemann ist Sorge getragen.

Während die Höhe des Gehaltes und Lohnes ohne Einfluß auf die Versicherungspflicht ist, räumt ihr das Gesetz eine Bedeutung für den Umfang der Versicherung insofern ein, als sich letztere nur auf ein Jahresverdienst bis zu 2000 Mk. erstreckt, falls nicht das Statut der Rhedergenossenschaft jene Grenze erweitert. Die Leistungen der Rheder beginnen auch auf dem Gebiete der Seeversicherung wie bei den übrigen Arbeiterklassen erst nach Ablauf der Zeit, während welcher für den Verletzten anderweit gesorgt ist. Seeleute haben bei Krankheit und Verletzung bereits nach dem deutschen Handelsgesetzbuch und der Seemannsordnung während drei, im Auslande während sechs Wochen seit der Erkrankung oder der Rückkehr des Schiffes Anspruch auf Krankenpflege durch den Rheder. Bei Verletzungen besteht deshalb der Schadensersatz in den Kosten des Heilverfahrens für die Zeit nach Beendigung der Fürsorgepflicht des Rheders und in einer für die Dauer der Erwerbsunfähigkeit (bei völliger 66⅔ % des Verdienstes, bei theilweiser ein entsprechender Bruchtheil) zu zahlenden Rente. Bei Tödtungen beträgt, neben einem fixirten Beerdigungsgelde, die Rente der Hinterbliebenen: für Wittwen 20 %, für jedes Kind 15—20 %, für Eltern und Großeltern (falls der Verunglückte ihr einziger Ernährer war) 20 %.

Digitized by Google

Die gesammte Last dieser Unfallfürsorge trägt die zu einer Berufsgenossenschaft vereinigte deutsche Rhederei, welcher außerdem die Betriebe schwimmender Docks und ähnlicher Einrichtungen, das Lootsengewerbe, die Anstalten zur Rettung oder Bergung bei Schiffbrüchen, sowie für Bewachung, Beleuchtung und Instandhaltung der dem Seeverkehr dienenden Gewässer zugetheilt sind.

Wie bei der industriellen und landwirthschaftlichen Unfallversicherung erfolgt die Aufbringung der Mittel zur Zahlung der Unfallrenten und Verwaltungskosten durch Erhebung einer jährlichen Umlage nach dem aus dem Gefahrentarife für die einzelnen Schiffsunternehmer sich ergebenden Risico. Die innere Verwaltung der Rhedereiberufsgenossenschaft regelt das von der Generalversammlung aufgestellte Statut. Die ganze Organisation schließt sich im Wesentlichen der bestehenden Unfallversicherung an. Zur Gewinnung einer zuverlässigen Uebersicht der versicherungspflichtigen Schiffe dient dem Reichsversicherungsamte das Schiffsregister der einzelnen Staaten, für die nicht eingetragenen Fahrzeuge besteht für den Eigenthümer die Anmeldepflicht bei der Ortsbehörde des Heimathhafens. Alle übrigen nicht zur eigentlichen Seeschiffsahrt gehörigen Betriebe theilt die locale Verwaltungsbehörde dem Versicherungsamte mit, wodurch die Grundlagen für die Erhebung der Beiträge gewonnen sind.

Die versicherten Seeleute selbst zahlen keinerlei Beiträge, wählen jedoch Vertreter zur Mitwirkung bei den Schiedsgerichten, zur Begutachtung der Unfallverhütungsvorschriften und zur Wahl nichtständiger Mitglieder des Reichsversicherungsamtes. Zur einfachen und sicheren Feststellung der Entschädigungsansprüche dient die allgemeine Anzeige- und Untersuchungspflicht aller Unfälle bei Seämtern und Consulaten; der Vorstand der Rhedereigenossenschaft bezw. die an den Seeplätzen errichteten Sectionen sorgen für rasche Feststellung der Entschädigungen auf Grund behördlicher Ermittelungen der Unfälle. Jeder Entschädigungsberechtigte erhält einen schriftlichen Bescheid, gegen welchen Berufung auf schiedsrichterliche Entscheidung stattthat. Zur raschen Abwickelung schießen die Postämter, zu deren Bezirk der Heimathhafen des Schiffes gehört, die Rentenzahlungen vor, und tiquidiren sie nach Ablauf eines jeden Rechnungsjahres bei dem Genossenschaftsvorstande zur Erstattung. Letzterer vertheilt den Jahresbetrag, sowie die Zuschläge für den Reservefonds auf die Rheder mittelst Umlage.

Sind bei diesem Aufbringungsmodus die Rheder durch ihr pecuniäres Interesse genöthigt, thunlichst auf Vervollkommnung im Seewesen und dadurch auf die Verhütung von Unfällen Bedacht zu nehmen, so hat nicht weniger die Berufsgenossenschaft ein solches Interesse daran, die Jahreslasten zu vermindern. Mit Recht überweist deshalb das Gesetz ähnlich wie auf dem Gebiete der Industrie, der Berufsgenossenschaft die Befugniß zum Erlaß von Unfallverhütungsvorschriften, welche vielfache Verbesserungen im Seewesen herbeiführen werden.

Von der Durchführung des Gesetzes läßt sich Aufschwung der deutschen Schifffahrt erwarten. Die wirthschaftliche Lage unserer Seeleute ist keineswegs mehr die vortheilhafte und sittlich gesunde wie vor Jahrzehnten. Sociale Mißstände sind die Veranlassung geworden, daß sich in vielen Erwerbszweigen nicht mehr ein genügender Lohn für die Arbeiter finden läßt, weshalb sich viele unbenutzte Elemente zu der ehemals nur von den tüchtigsten Kräften hochgehaltenen Seemannschaft drängen. Während ferner die deutschen Seeleute vielfach auf Schiffen anderer Nationen dienen und die Neigung, sich dem Seemannsstande zu widmen wegen der Größe der Gefahr und geringen Sicherheit für die eigene und die Zukunft der Hinterbliebenen sich vermindert, erfordern es die Interessen der Gesammtrhederei, daß die deutschen, durch Tüchtigkeit ausgezeichneten Seeleute sich wieder den deutschen Schiffen zuwenden und die Heranziehung von Ausländern entbehrlich machen. Mit Recht heben die Motive des Gesetzes hervor: „Darauf hinzuwirken liegt namentlich auch im Interesse unserer Kriegsmarine, für welche seemännisch vorgebildete Ersatzmannschaften von hohem Werthe sind. Die Sicherstellung eines solchen Ersatzes kann aber nur dann erreicht werden, wenn die Gesetzgebung den Seemann gegen die Gefahren seines Berufes sichert."

Gerade jetzt, wo Deutschland zur Kräftigung seiner Weltmachtstellung eines zuverlässigen und zahlreichen Personales für seinen Handels- und Kriegsschiffahrtsbetrieb bedarf, sind alle Maßnahmen freudig zu begrüßen, welche die deutsche Seeschiffahrt auf gleiche Höhe wie diejenige anderer Nationen bringen werden.

Englands politisches Interesse.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Aehnlich wie das Verhältniß der Schweiz, Belgiens und Hollands zu Frankreich ist dasjenige Skandinaviens, Rumäniens, Bulgariens, Serbiens und Griechenlands zu Rußland. Rußland besitzt eine schwedische Provinz, das Großfürstenthum Finnland, dessen Russification es sich bis zur Erledigung derjenigen Polens und der deutschen Ostseeprovinzen aufgespart hat. Die schwedische Cultur dieser wohlgeordneten und blühenden Provinz ist noch ungebrochen und das niedere finnische Volk hat sich durch die russischen Wühlereien bis jetzt noch nicht gegen die schwedischen oberen Stände aufhetzen lassen. Die dänische Hauptstadt Kopenhagen befindet sich in genau demselben Verhältnisse zu Rußland wie Konstantinopel; wenn nach russischer Ansicht der Besitz von Konstantinopel unentbehrlich ist, um die Küsten des Schwarzen Meeres zu schützen, so muß der Besitz von Kopenhagen erst recht unentbehrlich für Rußland sein, um seine Ostseeküsten zu schützen. Der Besitz von Kopenhagen ist aber für Rußland um so viel wichtiger, als derjenige von Konstantinopel, wie die Eröffnung des Weltmeeres wichtiger ist, als diejenige des Mittelmeeres. Die rumänische Provinz Bessarabien befindet sich im russischen Besitze und die Moldau und Wallachei sind die nothwendige Durchzugspforte zu den slavischen Balkanländern, welche der Panslavismus als das legitime Erbe Rußlands beansprucht.

Rumänien hat sich bereits dem österreichisch-deutschen Defensivbündnisse gegen Rußland angeschlossen, so daß England in Bezug auf diesen Staat nichts zu thun bleibt. In Serbien schwankt die öffentliche Meinung noch zwischen der Hoffnung auf eine Herstellung Großserbiens mit russischer Hülfe und der Furcht vor rücksichtsloser Russification; der König weiß die letztere Gefahr besser als sein Volk zu würdigen und hat sich deshalb Oesterreich, als dem einzigen Schutze gegen Rußland, zugeneigt. In Bulgarien, wo man aus Erfahrung weiß, wie die „väterliche Fürsorge des Czaren" schmeckt, hat die antirussische Partei das Uebergewicht, doch sind in diesem jungen Staatswesen, ebenso wie in Serbien, die jähesten Umschläge jederzeit zu gewärtigen, und in militärischer Hinsicht sind sowohl die serbischen, wie die bulgarischen Truppen noch kein Factor, mit dem man gegen russische Heere rechnen könnte. Die Türkei hat im letzten Kriege eine unerwartete Defensivkraft entwickelt; aber Niemand glaubt, daß die Pforte sich zur Betheiligung an einem Defensivbündnisse anfraffen und ohne unmittelbare Bedrohung ihres eigenen Gebietes in militärische Action treten werde. Außerdem hat man die politische Reformunfähigkeit dieses Staatsgebildes und die Vergeblichkeit aller auf ihre dauernde Consolidirung gerichteten Bemühungen eingesehen und sich überzeugt, daß die öffentliche Meinung Europas bei der Alternative zwischen russischer und türkischer Herrschaft im Interesse der Culturgeschichte mit Recht der ersteren den Vorzug gibt.

Der recht eigentliche Antagonist Rußlands auf der Balkanhalbinsel ist Griechenland, insofern dasselbe auf eine ruhmreiche Geschichte zurückblickt, durch seine geographische Lage zur touangebenden Seemacht im östlichen Mittelmeerbecken berufen ist, durch seine Nationalität dem Panslavismus unüberstredt und den Anspruch Rußlands auf die Schutzherrschaft über

Digitized by Google

alle griechisch-orthodoxen Christen wirksam durchkreuzt. Wenn Rumänien durch seine Lage auf engsten Anschluß an Oesterreich angewiesen ist, so hat Griechenland vielmehr eine Stütze seiner maritimen Stellung nöthig, zu welcher sich am besten eine Seemacht wie England eignet, welche im Mittelmeere, aus Mangel an größerem Landbesitz, mehr indirecte Interessen zu vertreten hat. Es ist geradezu unbegreiflich, daß England die Bedeutung Griechenlands, als eines Vorpostens gegen den Panslavismus, gegen die Panorthodoxie und gegen die russischen Herrschaftsgelüste auf dem östlichen Mittelmeerbecken, nicht längst besser gewürdigt und sein Emporkommen nicht eifriger unterstützt hat. Schon bei der Constituirung Griechenlands hat es den schweren Fehler begangen, aus zärtlicher Schonung für die türkischen Interessen den jungen Staat in einer lebensunfähigen Kleinheit abzugrenzen. Bei den wiederholten kretensischen Aufständen hat es wiederum aus Schonung für die Türkei die Gelegenheit verpaßt, ihm Kreta zuzuwenden. In dem russisch-türkischen Kriege endlich hat England verkannt, den Türken die militärische Hülfe Griechenlands zuzuführen und dafür die abzutretenden Grenzgebiete lieber etwas reichlicher zu bemessen. Gegen diese Fehler kommt es wenig in Betracht, daß England den Griechen aus seinem eigenen Besitze die ionischen Inseln geschenkt hat, und später vielleicht einmal Cypern schenken wird, wenn es dieses zwecklosen und lästigen Besitzes müde ist.

Die bisherige englische Politik, welche darauf gerichtet ist, Rußland durch Unsicherheit und stets drohende Aufwerfung der orientalischen Frage zu ermüden, zu beschäftigen und von Asien abzuleiten, ist im Grunde doch eine kleinliche und kurzsichtige Politik, eine Angstpolitik des Augenblicks, die von der Hand in den Mund lebt und aller klaren und festen Ziele ermangelt. Während des Berliner Congresses drohte England mit Krieg, wenn Rußland nicht in die Theilung Bulgariens willige, und wenige Jahre später führte es beinahe dadurch einen Krieg herbei, daß es die getrennten Hälften Bulgariens zur eigenmächtigen Wiedervereinigung gegen Rußlands Willen aufstachelte. Englands Aufhetzungspolitik ging in dem früheren zersplitterten Italien, ebenso wie in Polen, Ungarn und auf der Balkanhalbinsel, immer nur dahin, seine Gegner durch augenblickliche Verlegenheiten zu belästigen, unbekümmert darum, ob die Lage der Aufgestachelten sich durch die vorzeitigen Putsche verschlechterte. Noch stets hat England die Opfer seiner Politik in der Bedrängniß im Stiche gelassen, nachdem es dieselben in Abenteuer gestürzt hatte, zu deren glücklicher Durchführung alle Vorbedingungen fehlten. Eine solche Politik kann auf die Dauer nur den Fortschritten der zeitweilig beunruhigten Gegner Englands zu Gute kommen, und wenn dieses Ergebniß vermieden wird, so kann es nur die Folge unvorhergesehener glücklicher Nebenumstände sein, auf welche ein Staatsmann sich nicht verlassen darf.

Die definitive Entscheidung über das Schicksal der kleineren, zwischen Großmächte eingekeilten Völker liegt niemals bei diesen selbst, sondern bei den benachbarten Großmächten und ihren Willensentschließungen und Vereinbarungen, die in der Regel erst durch den Ausfall großer Kriege bestimmt werden. Auf den nächsten großen Krieg und auf die Beeinflussung seines Ausfalles allein kann deshalb vernünftiger Weise die englische Politik gerichtet sein. Die Politik der Aufwiegelung und steten Beunruhigung ist gerade darum so verkehrt, weil sie in jedem Augenblicke zur Explosion des aufgehäuften Zündstoffes und zu einem Kriege zwischen Rußland und Oesterreich führen kann, dessen Ausgang zu Ungunsten seiner Interessen England allen Grund hat zu fürchten. So lange England sich nicht dazu vorbereitet und entschlossen fühlt, einen Krieg zwischen Rußland und Oesterreich durch sein Eingreifen zum Nachtheile Rußlands zu entscheiden, sollte es sich auf das Sorgfältigste hüten, mit dem Feuer zu spielen, und alle Mühe anwenden, um den Kriegsausbruch zu verhindern.

Wenn Oesterreich, ohne von Rußland angegriffen zu sein, sich in einen Krieg mit Rußland hineinziehen läßt, nur um die Umklammerung durch die russische Macht auf der Balkanhalbinsel zu verhindern, so wäre für Deutschland der Bündnißfall nicht gegeben. Die fast mathematisch sichere Folge würde sein, daß die österreichischen Heere mit überwältigender Wucht von den russischen erdrückt werden, daß also Oesterreich finanziell und moralisch geschwächt, Rußland gestärkt aus dem Kampfe hervorgehen, und daß gerade das eintritt, was Oesterreich verhindern wollte, die unmittelbare Gemeinsamkeit Rußlands in Oesterreichs Rücken auf der Balkanhalbinsel. In einem zweitnächsten Kriege würden dann die von russischen Exercierweisern gedrillten Balkanvölker dem Czaren Heeresfolge leisten müssen, und selbst die deutsche Hülfe würde dann kaum noch im Stande sein, Oesterreich vor dem Erdrücktwerden durch die Umklammerung des nordischen Bären zu retten. Nach der Zertrümmerung Oesterreichs aber könnte der Panslavismus ungestört seine Orgien feiern, und Rußland würde einen derartigen Zuwachs an Land, Einwohnern und Macht erlangen, daß ihm weder in Europa, noch in Asien die Hegemonie als erste Großmacht noch ferner zu bestreiten wäre. Das Schicksal Indiens wäre dann in seine Hand gelegt, und wenn England dieses Ende vermeiden will, so muß es vor allen Dingen sich hüten, Rußland zu dem ersten Schritte, zu der Umklammerung Oesterreichs durch Unterwerfung der Balkanvölker, Anlaß zu geben.

Noch weit verderblicher für England würden die Folgen sein, wenn in einem nur der Balkanvölker willen zwischen Rußland und Oesterreich ausgebrochenen Krieg auch Deutschland verwickelt würde, und bei dem so einstandenen allgemeinen europäischen Kriege Deutschlands militärische Leistungsfähigkeit sich als unzureichend erweisen sollte, um die relative Schwäche seiner beiden Verbündeten auszugleichen. Wenn der Dreibund von Rußland und Frankreich auf beiden Fronten geschlagen würde, dann würden sich überall Veränderungen vollziehen, die England fürchten muß; Frankreich würde sich bis zum Rhein und zu den friesischen Marschen ausdehnen und Italiens maritime Stellung im Mittelmeere vernichten, und Rußland würde von Danzig bis Triest und Konstantinopel herrschen. Das zwischen Rhein und Oder eingeklemmte Deutschland hätte nach der Vernichtung Oesterreichs auf seinen Bundesgenossen mehr zu hoffen und zu wärer der Spielball russischer und französischer Launen, welche nicht anstehen würden, sich in seine inneren Angelegenheiten zu mengen und diese nach russischen und französischen Interessen zu ordnen. Die vereinigte französisch-russische Flotte, verstärkt um die italienischen, österreichischen und deutschen Kriegsschiffe, würde dann jedenfalls in der Lage sein, nach Vernichtung der englischen Kriegsflotte nicht nur Irland dauernd loszureißen, sondern auch England selbst mit Truppen zu überschwemmen.

Englands politische Zukunft hängt demnach ganz davon ab, daß Frankreich und Rußland verhindert werden, sich in Europa zu vergrößern, sei es dadurch, daß sie gezwungen werden, Frieden zu halten und sich mit ihrem gegenwärtigen Besitzstande zu begnügen, sei es dadurch, daß sie im Falle des Friedensbruches vom Dreibunde geschlagen werden. England hat ein ganz ebenso lebhaftes Interesse daran, den mitteleuropäischen Friedensbund nach Osten wie nach Westen zu verstärken; es hat ein ebenso lebhaftes Interesse daran, die östlichen Kleinstaaten zu einem Defensivbündnisse gegen Rußland, wie die westlichen Kleinststaaten zu einem Vertheidigungsbunde gegen Frankreich zusammenzuschweißen und das Gewicht dieser Verstärkungen zu Gunsten der Erhaltung des Friedens, beziehungsweise der Abwehr der Angreifer in die Wagschale zu werfen. Je größer die Zahl der Staaten wird, welche dem Friedensbunde gegen die beiden einzigen Bedroher des europäischen Friedens entgegentreten, desto mehr wächst für die öffentliche Meinung Europas die Gewißheit, daß der Mißbrauch des Bundes zu anderen als friedlichen und defensiven Zwecken durch seine innere Organisation unmöglich gemacht wird.

Der Gedanke, ein schweizerisch-belgisch-holländisches Bündniß gegen Frankreich und ein skandinavisch-deutsch-griechisches gegen Rußland durch englische Initiative und unter englischer Führung zusammenzubringen, erscheint vielleicht für den Augenblick als eine politische Utopie. Er ist es auch, so lange nicht England sein ganzes Streben auf dessen Verwirklichung

Digitized by Google

richtet und den zu gewinnenden Kleinstaaten das Vertrauen einflößt, daß es selbst im Kriegsfalle seine ganze Kraft bis zum letzten Manne und letzten Schillinge für den Bund einsetzen werde. Dieses Vertrauen kann allerdings nur unter zwei Bedingungen erwartet werden, erstens wenn England zunächst selbst und ohne Rücksicht auf die Nachfolge irgend welcher Kleinstaaten dem Friedensbunde, das heißt sowohl dem italienisch-deutschen Bündnisse gegen Frankreich, als auch dem österreichisch-deutschen Bündnisse gegen Rußland beitritt, und zweitens, wenn es eine Heeresorganisation durchführt, welche es zu einem militärisch werthvollen Bundesgenossen macht.

Nach Erfüllung dieser Bedingungen würde das Vertrauen auf England und auf die Stärke und Friedlichkeit des Friedensbundes so zunehmen, daß die Kleinstaaten nicht zögern würden, sich unter englischer Leitung in defensive Gruppen zusammenzuschließen und diese dem Friedensbunde einglieder zu lassen. Auch diejenigen, denen jetzt Neutralität verbürgt ist, werden sich längst überzeugt haben, daß diese papierne Garantie ihnen keinerlei Aufwendungen für Kriegsbereitschaft erspart und dabei nicht einmal irgend welches Gefühl der Sicherheit und Beruhigung für den Kriegsfall zu geben vermag; sie werden deshalb diese werthlose nominelle Neutralität sehr gern mit einer reellen Friedens- und Sicherheitsbürgschaft vertauschen, sobald sie erst einmal die Ueberzeugung gewonnen haben, daß der Friedensbund eine solche zu gewähren die zweifellose Kraft besitzt. Sobald England dem Friedensbunde beitritt, sind die „vereinigten Staaten von Europa" in der Hauptsache thatsächlich constituirt, und ihrer unwiderstehlichen Anziehungskraft wird kein Kleinstaat mit friedlichen Absichten sich entschlagen können. Fernbleiben müssen ihm nur diejenigen Mächte, welche nach dem Umfange der bestehenden Staatsgrenzen trachten und eine friedliebende Gesinnung nur heucheln bis zu dem Augenblicke, wo die ersehnte Gelegenheit zum Kriege ihnen gestattet, ihr wahres Gesicht zu zeigen.

Soweit bis jetzt in England eine Neigung zum Anschlusse an den Dreibund erkennbar ist, besteht dieselbe doch nur unter der Voraussetzung, daß England erstens nicht nöthig habe, größere Lasten als bisher für Heer und Flotte zu tragen, und daß zweitens der Dreibund ihm trotzdem den Besitz Indiens verbürge und das asiatische Kolonialreich gegen einen russischen Angriff nöthigenfalls an der Weichsel und am Pruth vertheidige. Man ist jenseits des Kanales noch überwiegend der Ansicht, daß England, wenn es doch einmal die Lasten einer Heeresreorganisation auf sich nehmen wolle, auch stark genug sei, seine Grenzen in Europa und Asien allein und ohne fremde Hülfe zu vertheidigen, und daß es in diesem Falle unklug handeln würde, sich Verpflichtungen zum Schutze anderer Staaten aufzuladen, deren Hülfe es füglich entbehren kann.

Hiergegen ist Folgendes zu bemerken. Die asiatische und die europäische Politik können einander wohl beeinflussen, dürfen aber nicht vermengt werden. Der Dreibund ist eine Liga zur Erhaltung des Friedens in Europa, beziehungsweise nach erfolgtem Kriegsausbruche zur Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes. Die Erhaltung des Friedens in anderen Erdtheilen liegt außerhalb seines Zweckes und seiner Zuständigkeit, in noch höherem Grade die Erhaltung des Gleichgewichtes der asiatischen Großmächte. Für die Verfolgung der analogen Zwecke in Asien muß es den friedliebenden asiatischen Großmächten (Indien und China) überlassen bleiben, einen ähnlichen asiatischen Friedensbund zu stiften, welcher jede Friedensstörung eines Dritten mit vereinten Kräften zurückweist. Die Verhältnisse für die anglo-indische Politik liegen in dieser Hinsicht äußerst günstig, da China einerseits von denselben Gegnern bedroht ist wie das indische Reich (von Rußland und Frankreich), und andererseits eine Großmacht von noch unabsehbarer Entwickelungsfähigkeit ihrer militärischen Kräfte darstellt. Es ist Englands Sache, einerseits das unbedingte Vertrauen Chinas in die Zuverlässigkeit seiner Bundesgenossenschaft zu erwecken und zu befestigen, und andererseits China bei der Entwickelung seiner militärischen Kraft behülflich zu sein. Wäre erst einmal ein indisch-chinesisches Bündniß zu Stande gekommen, so würde es wahrscheinlich nicht schwer halten, auch noch einige Mittelstaaten (wie die asiatische Türkei und Persien zum Anschluß zu bewegen, obwohl auf deren active Unterstützung kaum ein Werth zu legen wäre. Dagegen wäre es eine völlige Verkennung der Verhältnisse, wenn England von den mitteleuropäischen Staaten erwarten wollte, daß dieselben Millionen von Kriegern in den Kampf führen und Milliarden verausgaben werden, bloß um England die Vermehrung seiner Armee um einige Zehntausende von Soldaten und die Verausgabung von einigen Millionen zu ersparen. Leistung und Gegenleistung würde hier so sehr außer allem Verhältnisse stehen, daß an eine Alliance auf dieser Grundlage weder jetzt, noch in irgend welcher Zukunft zu denken ist.

Wenn hingegen Großbritannien sich zu einer Armeereorganisation entschließt, welche ihm einerseits gestattet, die europäische Besatzung Indiens um etwa 50.000 Mann zu verstärken, und andererseits die Hauptstadt und England gegen jeden französischen Ueberfall sicherstellt, so scheint sein staatlicher Bestand so gesichert, daß es keiner Hülfe mehr bedarf und deshalb auch die mitteleuropäischen Staaten sich selbst überlassen kann. Dieser Schein ist begründet, so lange man von Irland absieht und mit der Fortdauer der gegenwärtigen Machtverhältnisse in Europa rechnet; er wird irrigerweise selbst bei der gegenwärtigen Machtvertheilung, sobald einmal Irland den Kampf um seine Befreiung mit voller Kraft unternimmt, und er wird noch trügerischer bei einer etwaigen Verschiebung der europäischen Machtverhältnisse, wie sie oben angedeutet ist. Ein auf amerikanisches Geld und auf ein französisches Hülfscorps gestützter irischer Aufstand würde militärische Kräfte zu seiner Niederwerfung erfordern, über welche England weder jetzt verfügt, noch auch nach einer etwaigen Heeresverstärkung verfügen wird; am wenigsten dann, wenn Irland den Zeitpunkt abwartet, wo an der indischen Grenze ein russischer Angriff abzuwehren ist. Wenn aber erst einmal das französische Gebiet die englische Küste umklammern sollte, Oesterreich ausgehört haben sollte zu existiren, und Deutschland ein russischer, wie Polen ein französischer Vasallenstaat geworden wäre, dann würden alle Armeereformen, zu denen England sich bequemen könnte, seine Ueberschwemmung durch die europäischen Heere unter französisch-russischer Führung nicht hindern können. Ja sogar Frankreich allein würde als Führer der romanischen Staaten und im Besitze der italienischen, spanischen, portugiesischen, belgischen und holländischen Flotte auch ohne russische Hülfe im Stande sein, Englands maritimen Widerstand mit Sicherheit zu brechen und dann die Ueberlegenheit einer alten geschulten Militärmacht zur vollen Geltung zu bringen. Ebenso kann auch Rußland allein, wenn es sich erst zum 160 Millionen-Reich erweitert und zum Dictator Europas aufgeschwungen hat, ohne französische Hülfe mit einer solchen Uebermacht auf Indien drücken, daß die englische Vertheidigung dieses Reiches trotz rechtzeitiger Heeresverstärkung aussichtslos wird.

Darum bleibt es trotz aller Armeereorganisation eine Lebensfrage für England, sowohl für seine unmittelbare staatliche Existenz in Europa, als auch für die Erhaltung des indischen Reiches, daß jede erhebliche Ausdehnung der französischen wie der russischen Machtsphäre in Europa ausgeschlossen bleibt, und daß die Gegner der französischen und russischen Eroberungsgelüste in ihrer gegenwärtigen Machtstellung unbeeinträchtigt bleiben. Die Armeereorganisation ist unausweichlich, um England die Selbstvertheidigung in Europa und Asien unter den gegenwärtig gegebenen Machtverhältnissen einigermaßen sicherzustellen; aber sie ist ganz außer Stande, ihm die Grundlagen seines Bestandes auch für die Zukunft zu sichern, wenn der Dreibund sich als zu schwach erweisen sollte, um Frankreich und Rußland im Zaume zu halten. Eine durchgreifende Armeereorganisation ist unerläßlich und selbstverständliche Voraussetzung, um England nur überhaupt in militärischer Hinsicht bündnißfähig zu machen; aber sie überhebt dasselbe nicht der dringenden Nothwendigkeit, von der so zu erlangenden Bündnißfähigkeit durch Anschluß an den Dreibund Gebrauch zu machen.

Wollte England sich darauf verlassen, daß der Dreibund ja ohnehin schon aus eigenem Selbsterhaltungstriebe die Ge-

Digitized by Google

schäfte Englands auf dem Continente auf's Beste besorgen werde, auch dann, wenn es selbst, ohne einen Finger zu rühren, mit untergeschlagenen Beinen auf seinen insularen Goldsäcken sitzt und gelassen den einschneidendsten continentalen Machtverschiebungen zusieht, so würde eine solche Stellungnahme kaum dazu angethan sein, im übrigen Europa die Achtung vor diesem Gliede der europäischen Völkerfamilie zu steigern und die Sympathien für dasselbe zu stärken. Es könnte sich aber auch die englische Hoffnung, daß der Dreibund schon ohne englische Hülfe stark genug sein werde, um die russisch-französischen Aspirationen zurückzuweisen, als irrthümlich herausstellen, und dieser Irrthum für Englands Zukunft verhängnißvoll werden. Das Kriegsglück ist unberechenbar, und die patriotischen Bekenntnissen der Engländer beim Unterliegen des Dreibundes würden zu spät kommen, um irgend eine Aenderung durch nachträgliche Betheiligungsversuche herbeizuführen. Englands wohlverstandenes Interesse drängt gebieterisch dahin, den Dreibund auf alle Weise zu stärken und zu erweitern, in erster Linie dadurch, daß es sich selbst ihm anschließt, in zweiter Linie dadurch, daß es alle europäischen Kleinstaaten, welche ihm noch nicht angeschlossen sind, ihm zuzuführen sucht.

In letzter Zeit hat sich in England mehr und mehr die Einsicht Bahn gebrochen, daß einerseits eine Verstärkung der englischen Wehrkraft zur Sicherstellung seiner staatlichen Existenz unerläßlich sei, und daß andererseits eine Unterstützung des Dreibundes im Kriegsfalle durchaus im englischen Interesse liege. Aber es fehlt noch viel daran, daß man in England eine Ahnung davon bekomme, in welchem Maße die englische Armee hinter den Ansprüchen der Gegenwart zurückgeblieben ist, und welcher Anstrengungen und Opfer es bedarf, um sie nur einigermaßen den dringendsten Ansprüchen genügend zu gestalten. Es fehlt noch weit mehr daran, daß die Einsicht zum Durchbruch gelange, daß auch nach einer solchen Militärreorganisation England fremden Schutzes bedürftig sei, um Irland gegen Aufstände unter französischer Unterstützung zu behaupten, und daß deshalb ein Anschluß an den Dreibund für dasselbe nothwendig sei. Selbst die eifrigsten Befürworter einer Verstärkung der Wehrkraft und einer kriegerischen Unterstützung des Dreibundes halten doch an der Vorstellung fest, daß England nicht nöthig habe, sich dem Dreibunde in bindender Form zu verpflichten, weil es seine Hülfe demselben als freies Geschenk darbringen wolle und keine Hülfe für sich als Gegenleistung fordere.

Gesetzt den Fall, die Ansicht, daß England zur Zeit keiner Unterstützung bedürftig sei, wäre vollständig richtig, so würde der Nichtanschluß an den Dreibund dennoch ein politischer Fehler sein, und zwar aus zwei Gründen. Erstens ist nur der formell verpflichtende Anschluß Englands im Stande, die Kleinstaaten zur Nachfolge anzuspornen und deren Kräfte für die Erhaltung der gegenwärtigen Machtvertheilung zu gewinnen. Zweitens ist eine bloße Willenserklärung ohne bindende Verpflichtung jeder Zeit widerruflich, und darum nicht entfernt von demselben Gewichte wie ein formelles Bündniß, um etwaigen Kriegsgelüsten als Gegenmotiv zu dienen. Wenn es England Ernst wäre mit der Unterstützung des Dreibundes, so würde es diese Absicht am besten dadurch bethätigen, daß es seine ganze Autorität zur Erhaltung des Friedens einsetzt, d. h. sich im Voraus verpflichtet, den Friedensstörer mit seiner ganzen Macht zu bekämpfen. Die Thatsache, daß England sich bis jetzt weigert, diese Verpflichtung zu übernehmen, läßt ebenso wie die Unterstützung des Dreibundes durch eine bloße Flottenaction im Mittelmeere darauf schließen, daß es ihm mit der Erhaltung des Friedens nicht Ernst ist.

England wünscht zwar, daß der Dreibund erhalten bleibe, aber nicht, daß er so stark werde, um jede kriegerische Velleität Frankreichs und Rußlands im Voraus zu unterdrücken. Es wünscht offenbar, daß Rußland, sei es direct, sei es indirect durch Frankreich, je eher je lieber in Krieg mit Oesterreich und Deutschland verwickelt werde, damit es aus diesem Kriege geschwächt und für lange Zeit zur Actionsunfähigkeit verurtheilt hervorgehe. Es ist dies die Uebertragung der polnisch-orientalischen Hetzpolitik Englands auf die großartigeren und wirksameren Verhältnisse der europäischen Gegensätze; in zweiter Reihe kommt dabei das Krämerinteresse in Betracht, durch billige Anleihen und theurere Kriegslieferungen an beiden kriegführenden Parteien möglichst hohe Gewinnste einzustreichen.

Es bedarf nach den vorangeschickten Ausführungen keiner Begründung mehr dafür, daß eine solche Politik kurzsichtig, kleinlich und gefährlich auch aus dem Gesichtspunkte des wohlverstandenen englischen Interesses selbst ist, und es ist zu hoffen, daß mit der Zeit diese Einsicht sich mehr und mehr in England Bahn brechen werde. So lange aber in England die gegenwärtigen Ansichten maßgebend sind, hat der Dreibund doppelt und dreifach auf seiner Hut zu sein vor englischen Intriguen, welche dazu bestimmt sind, ihn für England aus dem Weltbrande des europäischen Krieges die gar gebratenen Kastanien herausholen zu lassen.

Literatur und Kunst.

Populäre Mißverständnisse.

Von Rudolf Kleinpaul.

I.

Es ist bekannt, daß in Sachen der Etymologie von Gelehrten und von Laien mehr als in sonst einer Wissenschaft gesündigt worden ist und daß auch die alten Griechen, die in so vielen Künsten mustergültig dastehen, in der etymologischen Kunst noch rechte Stümper gewesen sind. Die Gesetze, nach denen alle Wortforschung betrieben werden muß, die elementaren Regeln derselben hat man erst in unserem Jahrhundert aufgestellt: bis dahin etymotogisirte man drauf los, ohne Beruf und Vorbereitung, ohne Behutsamkeit und Verstand und ohne recht zu wissen, worauf es eigentlich bei einem sprachlichen Vergleiche ankommt — das Volk macht es heute noch nicht besser. Ueber Volksetymologie und was damit zusammenhängt, über etymologische Sagen und volksmäßige Angleichungen sind ganze Bücher geschrieben worden, die gleichsam einen pathologischen Charakter tragen, da sie von lauter ungesunden Deductionen und, wie Goethe sagt, von einer ewigen Krankheit handeln; wie eine ewige Krankheit erben sich gewisse falsche Etymologien von einer Generation zur anderen und von einem Wörterbuche zum anderen fort. Die Astrologie hat man des Aberglaubens wegen, der sich in die Sternkunde mischte, in Astronomie umgetauft. Mit demselben Rechte könnte man das Wort Etymologie für die unfruchtbare Wortdeuterei gebrauchen, für die echte Wortkunde aber den Ausdruck Etymonomie einführen.

Indessen lassen wir die „Wissenschaft vom Echten“ einmal auf sich selbst beruhen: wir wollen hier von einer Kunst reden, die mehr in die reale Philologie und in die Literatur hineinschlägt, die man aber als eine Abart der Etymologie betrachten kann und in der nicht minder und in ganz ähnlicher Weise gesündigt wird. Ich meine die edle Kunst der Hermeneutik oder der (biblischen) Exegese, bei der es auf die richtige Interpretation einer Schrift und die Auslegung eines Wortes in einem gegebenen Falle ankommt. Ueber die ursprüngliche Bedeutung und die Herkunft des Wortes ist kein Zweifel — aber aus der ursprünglichen Bedeutung sind im Laufe der Zeit verschiedene andere Bedeutungen hervorgegangen — und es fragt sich, welche von diesen verschiedenen Bedeutungen in dieser Bibelstelle oder in jener Inschrift zutrifft, in welchem Sinne der Autor den Ausdruck genommen hat, ob derselbe einfach oder allegorisch zu erklären ist. Das Volk, das von der Allegorie nichts ahnt, greift zu und hält sich an die nächstliegende, sinnliche Bedeutung; das ereignet es sich denn, daß ein tiefer Denker das als eine Plattheit, als eine beschränkte Auffassung verurtheilt und zu allgemeinem Erstaunen die purpurne Traube sichtbar macht, die hinter dem Laube verborgen ist. Es kann aber auch das Umgekehrte stattfinden, daß das Volk auf Grund

Digitized by Google

einer zufälligen Ideenassociation den einfachen natürlichen Sinn eines Wortes vernachlässigt und etwas hinter dem Ausdrucke sucht, was nichts ist; und daß dann abermals der große Gelehrte kommt und mit festem Griffe das populäre Hirngespinnst zerreißt. Wie gesagt, der Umstand, daß dabei noch immer die Worte mit ihren Bedeutungen im Vordergrunde stehen und daß es sich dabei noch immer um Echt und Unecht, nur nicht mehr um die absolute, sondern um eine relative Echtheit, die echte Meinung des Autors handelt, gibt auch dieser Kunst einen etymologischen Beigeschmack — handelte es sich um eine tiefere oder oberflächlichere, correctere oder banalere Auffassung überhaupt, so hätten wir ja die Philosophie und das philosophische Denken schlechthin.

Wir wollen nun im Folgenden nochmals solcher falschen Auffassungen zusammenstellen, die vorzugsweise in's Volk gedrungen, theilweise auch von Volke selber ausgegangen sind, von dem Pöbel Athens und Roms dem modernen Janhagel überliefert worden sind — und dann mehrmals den großen Gelehrten kommen lassen, der das Volk eines Besseren belehrt. Der Mann muß wirklich ein großer Gelehrter sein und Hebräisch so gut verstehen wie Griechisch, ja die Mysterien Aegyptens aus dem Grunde kennen; denn aller Culturvölker Weisheit hat unsere Zeit eingesogen, und wer sie da meistern will, hat in vielen Sätteln gerecht zu sein. Hoffen wir, daß er sich bewährt.

II.

Der Name Moses hat zu mehr als einer Mißdeutung Veranlassung gegeben. Er ist fast zweifellos aus dem ägyptischen Mes, Mesu entstanden, was „Kind" oder „Sohn" bedeutet und in so vielen Pharaonennamen, z. B. in Amasis, Thutmosis, Ramses steckt, und am einfachsten darauf zu beziehen, daß Moses von der ägyptischen Königstochter adoptirt, wie es ausdrücklich heißt, an Kindesstatt angenommen ward. Man wollte aber frühzeitig in ihm eine Anspielung auf die Rettung des Knäbleins aus den Wassern des Nikes erblicken und brachte ihn demgemäß bald mit dem hebräischen mäschâh, herausziehen, bald mit den koptischen Worten mo, Wasser, und usche, gerettet, in Zusammenhang, deutete ihn wohl auch als den Herausziehenden, d. h. den Befreier seines Volkes, und was dergleichen mehr. Neuerdings hat man sogar das Wort Mosiaik auf den Namen Moses zurückgeführt und von dem bunten Getäfel des Tempels zu Jerusalem, gleichsam des mosaischen Tempels, hergeleitet. Derselbe Moses aber ist zugleich ein klassisches Beispiel für eine etymologische Plattheit geworden, die auf einer irrthümlichen Auffassung eines bekannten Bibelwortes beruht.

Als Moses mit den Gesetzen, die er unter Donner und Blitz von Jehovah empfangen hatte, vom Berge Sinai herabstieg, erstrahlte oder glänzte sein Angesicht, heißt es 2. Mose XXXIV, 29—35; der Ausdruck, der für „strahlen" im hebräischen Texte gewählt ist, lautet karan, was mit keren, Horn, zusammenhängt und wörtlich besagt: „gehörnt sein". Das hebräische keren ist eins von den Worten, welche man zu Gunsten der Annahme einer Verwandtschaft zwischen den semitischen und den indogermanischen Sprachen angeführt hat (lateinisch cornu, deutsch horn). Dementsprechend setzte denn auch Aquila Pontieus, der das Alte Testament unter Kaiser Hadrian in's Griechische übertrug, an der betreffenden Stelle: κεκερατωδὴς ἦν und die Vulgata: cornuta facies, und diese wörtliche Uebersetzung wurde durch Gemälde, Münzen und Statuen verewigt. Hörner hat bekanntlich der gewaltige Moses des Michelangelo in der Kirche San Pietro in Vincoli zu Rom, und zwar schon wie er das erste Mal herabsteigt, was ein kleiner Anachronismus ist. Das ist ungefähr so, wie wenn es in einem deutschen Texte hieße: „Mosis Angesicht schoß Strahlen", und ein Uebersetzer für „Strahlen": „Pfeile" sagen, hierauf ein Künstler einen von Pfeilen starrenden Moses malen wollte — „Strahl" nämlich bedeutet ursprünglich „Pfeil", es entspricht dem italienischen Strale und dem russischen Strjala, Pfeil, wovon Strelitzen, Pfeil- oder Bogenschützen. Es wäre genau so; denn wie der Begriff des Lichtstrahles bei uns aus dem Begriffe des Pfeiles hervorgegangen ist, wie die Blitze nach der Vorstellung unserer Altvordern als leuchtende, aus den Gewitterwolken abgeschossene Pfeile, die Strahlen der Sonne und des Mondes als die Pfeile Apollos und Dianens aufgefaßt werden: so pflegte man im Orient die Strahlen dichterisch als Hörner anzuschauen. Das dritte Capitel des Propheten Habakuk, das sich den besten Erzeugnissen hebräischer Poesie anreiht, nennt die Blitzstrahlen „Hörner"; arabische Dichter sehen in den Sonnenstrahlen: Sonnenhörner, daher die Sonne von ihnen mit einer Gazelle verglichen wird; und die „Hindin der Morgenröthe", welche in der Ueberschrift des 22. Psalmes vorkommt, wird als die aufgehende Sonne erklärt, wobei jedoch zu bemerken wäre, daß den Thieren das Geweih fehlt. Auf dieser Anschauung beruht es, wenn der kraftstrotzende Stier in Syrien und Assyrien und überall, wo zur Sonne gebetet wird, ein Symbol der Sonne und der Sonne heilig ist; und wenn nicht bloß die Aegypter den Apis zu Memphis und den Mnevis zu Heliopolis, sondern auch die Israeliten den Jehovah unter dem Bilde eines goldenen Stieres, wie es gewöhnlich heißt, eines goldenen Kalbes zu verehren pflegten. Daß der Jude Aben-Esra den gehörnten Moses mit dem ägyptischen Sonnenstiere identificirt und dazufügt, die Erscheinung habe die Israeliten an das goldene Kalb erinnern sollen, ist in der That vollkommen sachentsprechend. Aber auch der schwarze Bulle der ägyptischen Sonnenstadt war doch nur ein Gleichniß, seine gewundenen Hörner sollten den Gläubigen an das ewige Licht gemahnen; Moses, der seiner Zeit die Weihen in Heliopolis empfing, würde, wenn er sein Bild erblicken könnte, über die Plumpheit der christlichen Kunst die Neunen und seine Gesetztafeln zornig zum zweiten Male zerschellen.

Wie der Stier die Sonne, so repräsentirt in der semitischen Religion die Kuh den Mond, daher zum Beispiel die syrische Mondgöttin Astarte bald mit einer Mondsichel auf dem Haupte, bald kuhköpfig erscheint; hier kommt noch die Analogie hinzu, welche die Spitzen der Mondsichel, die sogenannten Hörner des Mondes, lateinisch Cornua lunae, mit Hörnern haben. Diese Anschauungen sind von Syrien und Assyrien her nach Griechenland und Italien und nach Aegypten selbst gedrungen, allwo sich der Nitgott Osiris in den strahlenden Sonnengott und in den Stier des Hades, Apis, die Repräsentantin des Nillandes, in die gehörnte Mondgöttin und in die heilige Kuh umgestaltete. In Griechenland weisen die allbekannten, so häufig gemalten Sagen der Io, die in eine weiße Kuh verwandelt, der Europa, die von einem safrangeschnaubenden Stier, aber nicht von Apollo, sondern vom Himmelsgotte selbst entführt wird, unverkennbar auf asiatische Quellen hin; das Wandern und Umherirren der beiden Kühe bildete offenbar den Kreislauf des Mondes ab, der nicht nur, wie die Sonne, in wechselnder Gestalt über den Himmel wandelt, sondern bei Neumond im Westen ganz verschwindet und gleichsam auf Reisen geht. Die Sonne schien den alten Völkern im Winter zu verreisen. Selbst daß die eifersüchtige Hera der weißen Kuh eine Bremse sendet, hat nur einen symbolischen Sinn: die Io wird wahnsinnig gemacht, und der Wahnsinn ist wieder der bildliche Ausdruck für die Verdunkelung, welche der abnehmende Mond erleidet. Wie sinnig, man kann sagen, wie geistreich, klingt alles das, so lange es der Dichter anmuthig erzählt! Und wie grob sieht es aus, sobald die poetischen Bilder materialisirt, der Isis wie dem Moses wirkliche Hörner aufgesetzt werden, und der gestirnte Himmel mit seinen tausend Augen die Kuh bewacht! — Von einem zahlen Manne sagt das Volk, er habe Mondschein auf dem Kopfe: das riefen vielleicht die Kinder dem Propheten Elisa zu. Wie wäre es, wenn die Künstler den Elisa mit der Mondscheibe wie die ägyptische Isis malten? —

Wenn der Dichter Gregor dem Großen eine weiße Taube zugestellt; wenn er Konstantin den Großen in einer goldenen Woke ein flammendes Kreuz erscheinen läßt; wenn er dem heiligen Georg einen Drachen zu besiegen gibt — so meint er in seinen Gedanken weder eine Taube noch ein Kreuz, noch einen Drachen. Die Taube ist der heilige Geist, das Kreuz Christi siegverheißende Religion, der Drache der Götzendienst, der dem Christenthum unterliegt. Götzendienst, was heißt doch Götzen-

Digitized by Google

dienst? — Die Juden haben die Götterbilder der Heiden nie verstanden — das goldene Kalb war ein tiefsinniges Symbol, sie hielten es für einen Fetisch — die Aegypter und die Syrer beteten zum Mond, die Juden glaubten, der Mond heiße Isis und Astarte.

Aber war denn das Bild der Isis nicht verschleiert? Ich denke, es hat sie außer jenem vorwitzigen Jünglinge, der niemals etwas davon sagte, noch Niemand gesehen? — Ja, damit hat es selbst so seine entwicklogische Bewandtnis. Das „verschleierte Bild zu Sais“ ist kein Meisterwerk; es enthält zu viele Verstöße gegen den Geist Aegyptens und über die Wahrheit zahlreiche Unwahrheiten. Schiller läßt einen wißbegierigen Jüngling, etwa einen jungen Pythagoras oder Plato, nach Sais in Aegypten kommen und hier von einem Hierophanten herumgeführt werden, als ob es in Elensis wäre — sie kommen in eine Rotunde, als ob es in Rom wäre — hier sehen sie ein verschleiertes Bild der Wahrheit, wie es sich nachher ergibt, der Isis. Er läßt die Gottheit sagen: kein Sterblicher rücke diesen Schleier, bis sie ihn selbst hebe, und wer ihn früher hebe, der, das versteht sich am Ende doch, sehe die Wahrheit. Der Jüngling kann sich nicht halten, er bricht nächtlicherweile in den Tempel ein und hebt den Schleier, wird aber vom Schlage getroffen und stirbt an Schwermuth.

Was zu der Fabel Veranlassung gegeben haben mag, ist jedenfalls die berühmte Inschrift, welche nach den Erzählungen des Plutarch und des Proklus auf dem Fußboden des Neithtempels in Sais zu lesen war:

Ich bin Alles, was gewesen ist, ist und sein wird.
Meinen Schleier (*nēnko*) hat Niemand gelüftet.
Die Frucht, die ich gebar, wurde die Sonne.

Das verschleierte Bild wäre also zunächst nicht die Isis, sondern die Neith, die Localgottheit der Stadt Sais, welche hier Orakel gab, gewesen; allerdings wurde die Neith später nicht selten mit der Isis identificirt, und das konnte hier besonders leicht geschehen, weil die Isis neben der Neith in Sais angebetet und die Feier der Isis-Mysterien alljährlich hinter dem Neithtempel und an demselben Abende abgehalten ward, an welchem zu Ehren der Neith das bekannte Lampenfest stattfand. Ueberhaupt aber hat Schiller die ganze Inschrift mißverstanden, wenn er darin eine Anspielung auf die Unerkennbarkeit des Wesens der Götter und die alten Phrasen wiederzufinden glaubte, wonach kein erschaffener Geist in's Innere der Natur dringt und die Natur sich, geheimnißvoll am lichten Tage, des Schleiers nicht berauben läßt. Den Nil sieht man wohl mit verhülltem Haupte dargestellt, weil seine Quellen unbekannt waren, aber das Bild zu Sais war gar nicht verschleiert. „Meinen Schleier hat Niemand gelüftet“ war ungefähr dasselbe, wie wenn es geheißen hätte: „Meinen Gürtel hat noch Niemand gelöst“ oder, aber in bildlichem Sinne: „Niemand hat mich erkannt.“ Der Schleier, im Alterthume nicht so allgemein gebraucht wie jetzt, war bei allen alten Völkern ein wesentliches Stück der Brauttoilette und dessen Wegnahme ein Vorrecht des Bräutigams; der Schleier hat bekanntlich zu den Ausdrücken *Nuptiæ*, Braut, eigentlich die Verschleierte, und nubere, heirathen, eigentlich: sich (dem Bräutigam) verschleiern, Veranlassung gegeben. Die Inschrift wollte also besagen, daß Neith eine Jungfrau war, wie Pallas Athene, mit der sie vergliechen wurde und mit der sie das Element der Luft, den klaren Aether, theilte — nur als Jungfrau konnte sie nach der Anschauung der alten Völker weissagen und Orakel geben. Wenn die jungfräuliche Göttin in einem Athen als Mutter der Sonne bezeichnet wurde, so erklärt sich das eben aus der Vermischung ihres Wesens mit der Gemahlin des Osiris und der Mutter des Harpokrates, dessen unschuldige Geberde nicht minder, in fast spaßhafter Weise, mißverstanden worden ist: er nutscht als Kind an seinem Finger, und die griechischen Philosophen sahen darin ein Gebot des Schweigens. Griechen haben wohl auch in dem Tempel zu Sais die symbolische Bedeutung des Schleiers als eines Geheimnißvollen, Unergründlichen aufgebracht, wenn nicht die ganze Inschrift der griechischen Legende angehört. (Schluß folgt.)

Rußlands Culturentfaltung.

Von Wilhelm Bolin.

Neuerdings ward in diesen Blättern die Behauptung aufgestellt, „daß ohne den Glauben an einen persönlichen Gott von Geschichtsphilosophie keine Rede sein könne“. Demnach wäre eine philosophische Behandlung der Geschichte nur unter dem Gesichtspunkte einer Theophanie statthaft. Ohne dieser frommen Denkart Milch mit dem Drachenblute unserer Ketzerei vergisten zu wollen, können wir doch nicht umhin zu bemerken, daß der wissenschaftliche Gewinn solchenfalls überaus bescheiden sein dürfte, wenn der Zusammenhang und die ursächliche Verkettung der geschichtlichen Thatsachen und deren Folgen nicht aus dem inneren Wesen derselben dargelegt würde. Bei einer auf strengwissenschaftlichen Grundsätzen beruhenden Darstellung verhält es sich aber hinsichtlich der Geschichte schwerlich anders, als bei jedem anderen auf exacte Forschung angewiesenen Wissensgebiete. Uns wenigstens bedeutet, daß die schlichte Antwort, welche seiner Zeit Laplace dem damaligen ersten Consul auf dessen Frage ertheilte, weshalb sein epochemachendes Werk über die Welträume von dem Urheber derselben schweige, auch für alle sonstige Wissenschaft durchaus maßgebend sei. Jedenfalls kann auch Geschichte in philosophischer Weise, nämlich ohne Zuhilfenahme jener „Hypothese“ behandelt werden.

Als Beleg hierfür haben wir das neueste Werk des vielfaltig auf dem Gebiete der russischen Geschichte mit Erfolg thätigen Professors A. Brückner anzuführen, welches kürzlich im Verlage von Fr. A. Perthes in Gotha, unter dem Titel „Die Europäisirung Rußlands“, veröffentlicht worden. Wenn es das Kennzeichen echter wissenschaftlicher Erkenntniß und Darstellung ist, der Forderung Spinoza's zu genügen, daß es sich nämlich dabei weder um Klage noch Entrüstung, sondern lediglich um Einsicht handele (non flere, non indignari, sed intelligere), so ist dies bei dem vorliegenden Werke auf's Gewissenhafteste eingehalten.

Freilich haben wir es deutscherseits, aus sehr naheliegenden Gründen, recht schwer, uns einen richtigen und mit dem Thatbestande gleichsam ausgeglichenen Begriff über die geschichtlichen Vorgänge in dem östlichen Riesenreiche zu bilden. Wiewohl seliges schon länger als ein volles Jahrhundert mit unserem Lande und Volke in Frieden gelebt, hat doch bei uns eine volle Zuversicht auf dessen ferneren Fortbestand einstweilen sich nicht einstellen wollen. Die räumliche Ausdehnung, in der es, wenn auch nach einer uns abgekehrten Seite der Erdkugel hin, vor unseren Augen fast unablässig anwächst, erhält uns in einer ähnlichen Besorgniß, wie wir sie dem Nachbar an der entgegengesetzten Reichsgrenze gegenüber rege zu halten uns veranlaßt finden. Namentlich geschieht dies mit Hinblick auf die allerdings nicht geringe Gehässigkeit, worin gewisse Organe der öffentlichen Meinung auf beiden Seiten in ihrer Haltung gegen Deutschlands endlich gefestigte Staatseinheit sich gefallen. Während aber auf der einen Seite das Verlangen nach Wiedervergeltung wenigstens nicht unbegreiflich, will eine Feindseligkeit von der anderen Seite her um so weniger faßlich scheinen, als Rußlands Beziehungen zu seinen westlichen Nachbarländern auf Verhältnissen beruhen, welche mit dessen vitalen Interessen auf's Innigste zusammenhängen.

Diesen wichtigen Umstand in überzeugendster Weise klargelegt zu haben, ist das nicht hoch genug anzuschlagende Verdienst der uns vorliegenden Arbeit. Deren völlige Neuheit der Darstellung bei einer durchweg fesselnden Sprache und nicht minder die Gewandtheit, womit ein unabsehbares und für die europäische Bildung im Allgemeinen schwer zugängliches Quellenmaterial bewältigt ist, machen eine Kenntnißnahme dieser hervorragenden Leistung jedem denkenden Leser zur Pflicht.

Ihren Grundbedingungen nach beruht Rußlands Culturentfaltung auf einem so durchgängigen Anschlusse an den Westen und einem so ernstlich einzuhaltenden Wettbewerbe um die Errungenschaften der nur auf dem Wege strenger Gesittung mög-

Digitized by Google

lichen historischen Existenz, daß die eine solche unsichtbare Solidarität der betreffenden Völker auch dort immer mehr zu einem unabweisbaren Bedürfnisse werden muß. Das Bewußtsein desselben dämmerte schon vor Jahrhunderten auf, als dieser Staat zur Abwehr der ihn bedrängenden Mongolen nach den Hilfsmitteln der europäischen Kriegskunst sich umsah. Und lange vor Peter dem Großen war der Weg der Europäisirung betreten, bis er seinerseits durch die Allseitigkeit seines Wirkens diesem Streben der Selbsterhaltung eine fortan unverrückbare Festigkeit verlieh, welche sein Volk der vollen Betheiligung an der allgemein-menschlichen Culturarbeit zuführte. Mit jeder folgenden Regierung hat sich dieser nothwendige Proceß immer nachhaltiger geltend gemacht. Nicht daß er unbehindert und stetig fortgeschritten wäre. Vom ersten Augenblicke seines Beginnes an bis in die Zeit sei es autokratischer oder demagogisch nationaler Reaction, hat es an Auflehnungen dagegen nicht gefehlt. Wie aber zu Anfang der Anschluß an Europa eine unabwendbare Nothwendigkeit war, an der das Sein oder Nichtsein des Staates gegenüber dem Andrange asiatischer Barbarei hing, so stehen die Russen fortan „in allen Stücken und bei den allerverschiedensten Gelegenheiten vor der Alternative, entweder hinter den anderen Völkern zurück zu bleiben oder, um mit denselben gleichen Schritt zu halten, die Solidarität aller Nationen auf dem Gebiete des Wissens und Könnens, der Arbeit und des Strebens, des Daseins und des Werdens, des Producirens und Consumirens anzuerkennen. Und die Macht der Verhältnisse sowohl, als auch die Spannkraft und Wucht der Ideen, welche die Geschicke der Menschheit im Wesentlichen bestimmen, sorgen dafür, daß eine solche Alternative sich als eine scheinbare herausstellt und daß der Fortschritt sich durchsetzt."

Die Europäisirung Rußlands ist bekanntlich von oben her erfolgt, genau wie die Losreißung vom Mongolenjoch und die darauf erfolgte politische Thätigkeit von der Regierung als solcher ausgegangen. In diesen ihren Bestrebungen hat sie das Volk meist wider sich gehabt, und zwar auf Grund von dessen noch immer andauernden Abhängigkeit vom Byzantinismus, wie solcher Sinn und Leben der Russen durch die Geistlichkeit beherrscht. Die Fahne des Nationalismus dort ist eine Kirchenfahne, die aber an Weihe und Wahnkraft in dem Maße verliert, als die vom Wollen der Einzelnen völlig unabhängige Culturentfaltung sich weiter ausbreitet.

Von oben her begonnen, hat diese Wandlung freilich zu Anfang einer relativ nur kleinen Zahl der Bevölkerung zu Theil werden können. Wenn zunächst bei den oberen Schichten der Gesellschaft eine Metamorphose sich zutrug, welche die Asiaten zu Europäern machte, „so war das immerhin ein bahnbrechender Anfang für die Europäisirung auch der übrigen Klassen des Volkes. Alle Fortschritte in der Geschichte," bemerkt der Verfasser, „sind dadurch ermöglicht worden, daß sie erst Wenigen zu Gute kamen und dann erst später der Gesammtheit." Eine der auffälligsten und zugleich überzeugenden Erscheinungen solchen Falles zeigt sich in der Heilkunde, welche für Rußland ebenfalls zu den Errungenschaften seiner Europäisirung gehört. Es klingt unglaublich, ist aber immerhin eine geschichtlich feststehende Thatsache, daß Aerzte in Rußland erst zu Anfang des 16. Jahrhunderts vorkommen. Ein volles Jahrhundert etwa sind sie, natürlich Ausländer, so gut wie ausschließlich für den Hof vorhanden. Allmählich erweitert sich die Praxis der sehr wenigen Aerzte zu einer Thätigkeit bei der Armee. Erst im Zeitalter Peters des Großen sehen sich die bevorzugten Klassen nach ärztlicher Hülfe um, und dem entsprechend gab es langehin nur die einzige Hofapotheke, der sich alsdann Feldapotheken beigesellten. Zuerst gab es Aerzte nur da, wo der Czar und dessen Familie sich aufhielt, später erst in der Provinz und in den größeren Städten, endlich auch in ländlichen Bezirken. „Als um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Pest in Moskau wüthete, so daß etwa zwei- bis dreihunderttausend Menschen im Centrum des Reiches derselben zum Opfer fielen, gab es in der ganzen Zeit der Epidemie, welche monatelang währte, keinen einzigen Arzt, welcher dem Volke im Kampfe gegen die Seuche hätte helfen können. Die Maßregeln einer durchweg primitiven Quarantäne richteten sich damals fast ausschließlich auf den Schutz der Czarenfamilie, welche die Hauptstadt verlassen hatte. Als dagegen in der Zeit Katharina's die Pest in Moskau wüthete, war eine große Zahl von Aerzten thätig und wurden gleichfalls allgemeine sanitätspolizeiliche Maßregeln zum Schutze des Volkes ergriffen." Und daß leidem die öffentliche Gesundheitspflege in Rußland eine noch bessere geworden, daß namentlich die Krankenhäuser, auch anfänglich ein unbekannter Culturlegen, an Zahl und Beschaffenheit immer bedeutender geworden, ist eine Thatsache, für welche die Minderung der Mortalitätsziffer hinlänglich Zeugniß ablegen dürfte.

Bei Obigem drängt sich unwillkürlich die Frage auf, wie man sich dort zu Lande ohne Aerzte behelfen. Genau so, lautet die einfache Antwort, wie es noch heutigen Tages mit dem größten Theile der Bevölkerung Rußlands der Fall, wovon Zahllose sterben, ohne je einen Arzt gesehen zu haben. Es hängt dies, von einer verschwindend unbedeutenden Kurpfuscherei männlicher und weiblicher Quacksalber abgesehen, mit den Glaubensvorstellungen der betreffenden Kirche zusammen. Krankheit gilt ihr als göttliche Strafe, der man nicht vorgreifen darf. Die einzige von hier aus statthafte Abwehr liegt in den üblichen Andachtsmitteln: Beten, Fasten, das Opfern geweihter Kerzen vor besonders verehrungswürdigen Heiligenbildern, eventuell Messen und Wallfahrten. Bleibt das wirkungslos, so wird der Schaden, von dem der Körper betroffen ward, für kein Unglück erachtet, da ja durch alle in Anwendung gekommenen Mittel das Heil der Seele gesichert worden, so daß der schließlich eintretende Tod allemal nur als Gewinn gelten kann.

Wie im Bereiche der Gesundheitspflege sind alle sonstigen in der Uebermacht des byzantinischen Bekenntnisses wurzelnden Vorurtheile gegen die Cultur auf dem Rückzuge begriffen. Was nur irgend solchenfalls zum Vortheile einer menschlichen Existenz im Gegensatze zu gegebenen Naturverhältnissen und bestehenden Bräuchen geschehen, galt kirchlicherseits als frevelhafter Eingriff in die göttliche Ordnung. Angefangen vom Wechsel der Kleidung und Haartracht bis zur Trockenlegung der Sümpfe, der Canalisirung der Flüsse, den Blitzableitern und Feuerversicherungen, hat die Geistlichkeit niemals verabsäumt, ihrerseits Einspruch zu erheben und mit Entziehung ihres Segens zu drohen. Man hat sie solchenfalls ihren Segen für sich behalten lassen und nicht nur die asiatische Gewandung abgelegt, sondern auch die eben so asiatische Absperrung überwunden, welche den regeren Verkehre und allen sonstigen Culturfortschritte hinderlich war. Zeitweise hat freilich ein exaltirter Nationalismus zur angeblich angemessenen Volkstracht gegriffen und auch bedauert, daß durch Eisenbahnen und Telegraphenleitungen „die imposante Ausdehnung des Reiches zu einer nahezu verächtlichen Winzigkeit zusammenschrumpfe"; man hat sich aber weislich gehütet, auf Abschaffung der aus dem Westen importirten Verkehrsvortheile zu dringen, und Eisenbahnen und Telegraphenleitungen entgingen dem Schicksale der ersten protestantischen Kirchen, welche während der Herrschaft eines der Vorgänger Peters des Großen auf Verlangen der Geistlichkeit und einer durch sie aufgewiegelten Volksmenge seiner Zeit gänzlich vernichtet wurden. Alles und jedes, was Rußland durch seinen Anschluß an die europäische Culturwelt gewonnen, ist unverlierbar, und an jeder Einzelheit seiner seitherigen Gestaltung zeigt es sich, „daß es für dieses Land und dieses Volk kein Zurück gebe".

Angesichts der chauvinistischen Extravaganzen einer nationalfanatischen Journalistik, der auch gewisse Anwandlungen zu nationaler Abgeschlossenheit seitens des russischen Staats- und Gesellschaftskörpers gleichsam zur Rechtfertigung dienen, kann es wohl den Anschein haben, als wäre dort ein Ueberdruß an den culturellen Beziehungen zum Westen eingetreten, und als bereite sich ein Umschlag vor, dessen Wirkungen für die westliche Culturwelt etwa solcherart werden könnten, wie sie die hellenische Bildung seitens Makedoniens und Roms erfahren. Nach der Ansicht des Verfassers sind derlei Befürchtungen, auch wenn sie von maßgebenden Kreisen gehegt werden, nur als

Digitized by Google

vorübergehend und flüchtig zu betrachten. „Immer wieder," meint er, „wird man von solchen krankhaften Affectionen zur Tagesordnung übergehen, und diese heißt: die sich stetig und sicher vollziehende Europäisirung des Landes und des Volkes."

Trotz allem Widerstande seitens der im urwüchsigen Nationalismus noch verbliebenen Volkselemente haben die an der Culturentfaltung Rußlands betheiligten Klassen die Höhe westeuropäischer Bildung und Gesittung erreicht. Sie stehen, wie wir es alltäglich an den Erzeugnissen der Literatur und Kunst, der Wissenschaft und Technik gewahren können, auf gemeinsamen Boden mit den Vorgeschrittenen im Westen und haben aufgehört Russen im ehemaligen Sinne zu sein. An die Stelle unzugänglichen und starren Asiatenthums ist der Grundsatz der Internationalität und des Weltbürgerthums getreten. „Diese durchaus europäische Minorität des russischen Volkes hat die Mission, den Proceß der Europäisirung Rußlands weiter zu führen, zwischen den Errungenschaften der allgemein-menschheitlichen Entwickelung und den Volksmassen in Rußland zu vermitteln." Und wie die derselben gewordene Bildung und die ihr entsprechenden edleren Bedürfnisse von Vereinzelten auf eine Mehrheit übergegangen, wird sie auch von der nunmehr beträchtlichen Bielheit zu der davon noch unberührten Menge durchdringen und auch diese dem Doppelsinne des noch in seinen Folgen nicht ganz überwundenen Tartarenjoches und des in Sitten und Lebensanschauungen bei ihnen großentheils noch eingeflechtenen Byzantinismus allmählich entreißen.

Weil aber, wie wir aus dem vortrefflichen Buche lernen, das Beharren auf dem Wege des Fortschrittes eine Lebensbedingung für Rußland selbst ist, deren Forderungen es nicht ungestraft verabsäumen darf, muß es sich auch hinsichtlich seiner Beziehungen zum Westen bewußt sein, daß eine gewaltsame Trübung derselben allemal nur zu seinem Nachtheile ausschlagen kann.

Die Unterrichtsfrage in Frankreich.

(Schluß.)

II.

Anders aber verhält sich die Sache, wenn wir den Umfang und die Gefährlichkeit der Schäden vergleichen, deren Ursache die moderne Schuleinrichtung ist oder sein soll. Sagen wir es von vornherein: Die gründliche Umgestaltung des Unterrichtswesens ist in Frankreich eine weit dringendere und muß eine viel umfassendere sein als bei uns.

Suchen wir dies in Kürze nachzuweisen.

Die letzten Gründe dafür liegen im Volkscharakter und in der historischen Entwickelung des Unterrichtes. Der Franzose ist nun einmal kein Kinderfreund, wenigstens nicht der der mittleren und höheren Stände. Daß diese Thatsache neuerdings von ihnen lebhaft bestritten wird, thut der Wahrheit derselben keinen Eintrag. Ebensowenig wie der Römer der letzten republikanischen und der Kaiserzeit die Gracchenmutter, ebensowenig versteht unser westlicher Nachbar das Sprichwort: Viel Kinder, viel Segen. Insbesondere aber ist er kein Erzieher. Wie er es nirgend erreichte, unciviliſirte Völker zu seiner Bildungsstufe emporzuheben, wie seine Herrschaft über solche nirgend dauernde Spuren hinterlassen hat oder hinterläßt, Spuren, welche seine Befähigung zum Colonisator bekunden könnten, ebenso weiß er die eigene Jugend nicht zu erziehen. Die Sorge um die Kinder erscheint ihm lästig; er sieht sich derselben gern überhoben. Dazu kommen in vielen Familien die Erwerbsverhältnisse, welche die Zeit beider Eltern in Anspruch nehmen. Man gibt die Kinder also aus dem Hause. — Daher zunächst die Frequenz der écoles de maternité, welche die Kleinen schon vom zweiten Lebensjahre an aufnehmen. In Deutschland, wo die Eltern sich der persönlichen Beschäftigung mit ihren Kindern und des köstlichen Reizes derselben nur nothgedrungen begeben, haben die Kleinkinderschulen eine eigentliche Bedeutung nie gewinnen können, selbst nicht in ihren verfeinerten Formen; in Frankreich hat man schon sie bei der Bekämpfung der jugendlichen Ueberlastung in's Auge fassen müssen und für die tägliche Dauer der Beschäftigung ein Minimum von zwei, bezw. für die älteren bis zu sechs Jahren von 2½ Stunden festzusetzen gesucht.

Aber auch für die nächstfolgende Stufe, den Elementarunterricht, liegen die Verhältnisse drüben weit ungünstiger als bei uns. Er ist übrigens in demselben Sinne obligatorisch, wie der unserige, insofern aber einheitlicher, als er das deutsche Institut der Gymnasialvorschulen nicht kennt, dessen Zweckmäßigkeit übrigens ja auch bei uns vielfach bestritten wird. — Die deutschen Stimmen, welche unseren Volksunterricht noch jetzt der Ueberlastung zeihen, sind vereinzelt geblieben und das mit Recht. Wenn irgendwo auf dem Gebiete des Schulwesens, so hat hier die Radicalcur: Einschränkung des Lehrstoffes, Verbesserung der Methode und Verschärfung der Aufsicht, ihre Früchte getragen. Eine große Menge Gedächtnißkrames haben die neueren Verordnungen über Bord geworfen und den Rest zum überwiegenden Theile der Einprägung in der Unterrichtsstunde, nicht mehr der häuslichen Arbeit zugewiesen. Unsere Landschulen kennen die Schularbeiten fast gar nicht mehr, und wenn in den Städten ein gewisser Anspruch an dieselben fast stufenweise mit der Einwohnerzahl wachsend sich geltend macht und hier in Berlin wohl den Höhepunkt erreicht, so findet diese Steigerung in dem etwas umfassenderen Lehrplane, der größeren Befähigung der Schüler angemessen, ihre Erklärung und ist die täglich darauf verwendete Zeit — wir sprechen immer nur vom Durchschnitte, nicht von vereinzelten, überall möglichen Ausschreitungen — selbst in ihrem Maximum eine unerhebliche. In Frankreich dagegen beklagt man sich über die häusliche Ueberbürdung der Elementarschüler; man will die tägliche Arbeitszeit auf 1—1½ Stunden beschränkt sehen. 1½ Stunden! Die Kinder haben also länger, genug erhebich, länger an ihren Aufgaben zu sitzen. Woher kommt das? — Nun, die französische Verwaltung ist eben noch nicht dazu gekommen, jene dreifache gründliche Verbesserung des Lehrstoffes, der Methode und der Aufsicht — uns nachzuahmen. Und warum nicht? — Das erklärt die geschichtliche Entwickelung. In allen Culturländern war die Schule ursprünglich ein Zubehör der Kirche, und in den katholischen hat sich diese Zusammengehörigkeit, fester gekittet durch die Geistlichkeit gerade nach der und im Hinblicke auf die Reformation, weit länger und nachhaltiger erhalten. Der Clerus, der treue Hüter des Bestehenden, der entschiedenste Gegner aller Neuerungen, hat der Schule in Frankreich zwei bedeutliche Eigenschaften der klösterlichen Erziehung als Erbtheil hinterlassen, die Methode der gedächtnißmäßigen Aneignung und — worauf wir weiter unten kommen, hier aber gleich hinweisen müssen — die Einrichtung des Internats. Als die Schule der kirchlichen Botmäßigkeit entwunden war, und der Staat die Einsicht gewann, daß der Unterricht gehoben werden müsse, schlug man, und nicht nur in Frankreich, den verderblichen Weg ein, die Leistungen durch Vermehrung des Lehrstoffes statt durch Verbesserung der Methode erhöhen zu wollen. Dieser zu spät erkannte Irrthum, die eine Quelle des Uebels nicht zu verstopfen, die andere noch zu erweitern, hat eben die jetzige Nothlage heraufgeführt. Die französische Verwaltung, welche bis heute genug damit zu thun hatte, den offenen und geheimen Anfeindungen der Kirche, den verlorenen Boden wiederzugewinnen, mit Erfolg zu begegnen, während bei uns die clericale Partei es vorläufig bei allerdings wiederholten Drohungen hat bewenden lassen — die Verwaltung hat zur Abhülfe wenig thun können. Sie hätte das ganze Lehrerpersonal umbilden, die Sache bei den Seminarien angreifen müssen, und vor einer so weit ausgreifenden Reform schrickt ein französisches Ministerium unserer Tage im Bewußtsein seiner Kurzlebigkeit zurück. Dazu kommt, daß die Kammern der Unterrichtsfrage trotz der Declamationen einzelner nur ein laues Interesse entgegenbringen, den Verbesserungsvorschlägen sich wohl gar direct abgeneigt zeigen. So hat erst neuerdings (Anfang März) die Deputirtenkammer die für die katholischen, evangelischen und jüdischen

Digitized by Google

Seminarien geforderten Summen rundweg verweigert. Aber auch bei den Lehrern selbst finden Bemühungen, die Methoden zu bessern, wenig Zustimmung. Man muß billig erstaunen, wenn man in einem aus anerkannter pädagogischer Feder geflossenen Satze die Besorgniß liest, bessere Methoden und bessere Lehrer würden vielleicht für den Durchschnitt der Schüler zu gut sein, weil sie entweder zu viel Klugheit bei denselben voraussetzten, oder zu viel Eifer forderten. Und: Man könne von einem Lehrer wohl Wissen und Pflichttreue verlangen, aber „warum soll der höhere Lehrer ein Genie sein?“ Freilich erklärt derselbe Pädagoge auch, für Geschichte, Geographie, Mathematik, Physik und Naturwissenschaften gebe es nicht mehrere Methoden, nur für die Sprachen.

Es bleibt im Großen und Ganzen also zunächst alles beim Alten, trotz aller Warnungen. Es ist kein Geringerer als Jules Simon gewesen, der den Elementar- wie den höheren Unterricht den schwerwiegenden Vorwurf machte, daß „er die Schüler des Denkens entwöhne, da sie zehn Jahre hindurch zuhören, abschreiben und auffagen müssen“. Da die Methode zur Zeit also unangreifbar erscheint, will man das Wiederlei der Lehrgegenstände vereinfachen, von denen bei der „katalogisirenden“ Art, wie sie getrieben werden, die Jugend doch nur eine höchst oberflächliche Kenntniß erlange. Ja, die Fortgeschrittensten unter den Hygienisten verlangen, wie Stahl seinerzeit die Umkehr der Wissensfrucht, so die der Zugendbildung: Der künftige citoyen brauche nicht so viel Grammatik, Geographie, Geschichte und Arithmetik, wie die Elementarschule biete; Lesen, Schreiben, Rechnen und einige Grundbegriffe über die Staatsverfassung genügten vollständig. Auf diese Weise würde man die jetzige übermäßige Zahl von dreißig Schulstunden wöchentlichwesentlich verringern und die so gewonnene Zeit körperlichen Uebungen zuwenden können. Es war zu erwarten, daß Bischof Freppel, beredter allerdings als in diesem Frühjahre bei uns ein Mitglied des Centrums, sich zum Anwalte dieser Tendenz machte und mit flammenden Worten die Reduction des Lehrstoffes — vielleicht auf den der guten alten geistlichen Zeit — verlangte, welche allein die hereinbrechende Entartung des französischen Volkes aufhalten könne.

Sowohl auf der untersten Stufe, wo das Kind zu früh und zu lange, als auch in der Elementarschule, wo es zu stark und zu lange in Anspruch genommen wird, ist also eine durchgreifende Besserung nöthig. Noch schlimmer aber steht es mit dem höheren Unterrichte und wiederum viel schlimmer als bei uns. Zu den Uebelständen, unter denen der französische, wie der deutsche Gymnasiast und Realschüler unserer Tage gleichmäßig zu leiden hat, treten für den Schüler der französischen höheren Anstalten drei neue, welche bei uns entweder rechtzeitig erkannt und erfolgreich bekämpft oder gar nicht aufgetreten sind. Sie sind um so gefährlicher, als sie theils in der geschichtlichen Entwickelung des Schulwesens, theils in nationaler Sonderart und socialen Anschauungen unserer Nachbarn wurzeln. Es ist die Methode, das Internat und das Prämienwesen.

Was zunächst die Methode angeht, so können wir uns kurz fassen. Es ist dasselbe Nachbetesystem, wie bei dem Volksunterrichte. Nicht die Lehrstunde ist hier die Hauptsache, welcher die Arbeitsstunden behufs Vorbereitung oder Wiederholung dienstbar sein müssen. In Frankreich liegt die Sache gerade umgekehrt; bei der gedächtnismäßigen Behandlung des Lehrstoffes liegt in den Händen, den Arbeitsstunden der Schüler, der Schwerpunkt; sein Wunder, daß deren täglich mehr sind, als der Schulstunden, welche letztere nur dazu dienen, in ihrem größten Theile wenigstens, die Aufgaben für jene abzuhören oder durchzugehen und wiederum neue anzugeben. Und wenn die Lehrstunde hier und da zum Entwickeln, zum „Weitergehen“, wie wir sagen, benutzt wird, so geschieht dies in einem Vortrage, auf dessen rednerische Durchbildung der Lehrer, auf dessen phrasenreichen Fluß der Schüler mehr Gewicht legt, als auf seine Verständlichkeit. Von einem Unterrichte in unserem Sinne, einem lebendigen Hin und Wider, einer gemeinsamen Entwickelung an der Hand des Lehrers, davon ist eben gar keine Rede. Wie zu erwarten, ist das Schreibwesen denn auch in voller Blüthe; die schriftlichen Ausarbeitungen, die schriftlichen Straf- und Uebungsarbeiten finden eben so wenig ein Ende, wie das Memoriren und Repetiren des Gedächtnißballastes. Dank dem energischen Vorgehen unserer Behörden, sind diese Hauptquellen der Ueberbürdung auf unseren Anstalten abgeschnitten und versteht der Lehrer oder lernt, das Hauptgewicht auf die Lehrstunde zu legen und die Hausarbeit nur zur Unterstützung heranzuziehen.

Die ferneren Ursachen für die größere Gefährdung der französischen Jugend der höheren Anstalten liegen in zwei specifisch nationalen Einrichtungen unserer Nachbarn: dem Internate und dem Prämirungssystème.

Das Internat ist, wie wir schon sahen, ein Vermächtniß der geistlichen, klösterlichen Erziehung, welches bei der obenerwähnten Neugestaltung des Unterrichtswesens durch Napoleon I. gern erhalten und weiter ausgebaut wurde. Wenn sich, worauf man mit allen Kräften hinarbeitete, die französische Jugend ganz in die Ideen des Kaiserthums einleben sollte*), so konnte der Staat mit der an sich genommenen alleinigen Leitung des Unterrichtes sich nicht begnügen, sondern mußte auch die Erziehung der Familie und ihrem Einflusse entziehen. Daß er damit einem Wunsche vieler Eltern begegnete, konnte ihn nur darin bestärken und schuf der Einrichtung, deren geistlicher Ursprung nunmehr in den Hintergrund gerieth, ihre noch jetzt andauernde Popularität, ja machte sie zu einer nationalen. Das lycée oder collège, jenes staatlichen Patronates, dieses städtischen und meist nach oben hin unvollständig, gibt gewöhnlich den Schülern, außer dem Unterrichte, auch Wohnung, Kost und Kleidung. Bei uns haben sich, dank ihrem Stiftungsvermögen, nur einzelne, aber bewährte Internate erhalten. Das Bedürfniß des täglichen Umganges mit den Kindern ist für deutsche Eltern ein so lebhaftes, die Vortheile, welche die Erziehung in der Familie bietet, werden zu hoch geschätzt, als daß man leicht darauf verzichten wollte. In Frankreich denkt man, wie gesagt, darüber wesentlich anders. — Einen erheblichen Theil der Internen senden allerdings die Familien, welche auf dem Lande oder in kleinen Städten ohne höhere Bildungsanstalt wohnen. Auch bei uns müssen Eltern in gleicher Lage sich in eine Trennung ergeben. Unsere „Pensionen“ aber, so vieles man auch mit Recht an ihnen auszusetzen haben mag, geben doch immerhin einen Anschluß an eine Familie und lassen jedenfalls dem Schüler die Freiheit — vielleicht zu sehr —, sich nach seiner Eigenart zu entwickeln. — In wie hohem Maße das Internat bevorzugt wird, bezeugt die Thatsache, daß von der die höheren Pariser Schulen besuchenden Jugend die Hälfte in den staatlichen, etwa 42% in privaten und geistlichen Internaten und nur 8% in ihren Familien erzogen werden.

Diese Anstalten sind es nun, welchen vor Allem die Schuld an dem geistigen und körperlichen Verfalle des gebildeten Theiles der französischen Nation beigemessen wird. Es sind meist alte Gebäude in großen Städten, mit kleinen, sonnenlosen Höfen, mangelhaften Klassen-, engen, stark belegten Schlafräumen, nach ärztlichem Urtheile eher zu Gefängnissen, als zum Aufenthalte der Jugend geeignet. Bei dem übermäßig langen täglichen Aufenthalte der Schüler darin, bei der gering bemessenen, durch mancherlei Obliegenheiten noch verkürzten Erholungszeit lege die ungenügende Ernenerung der an und für sich schon ungünstigkichen großstädtischen Luft den Keim zu Krankheiten der Athmungsorgane, der lange Sitzzwang erzeuge Verbildungen des Rückgrats und der Beckenknochen, bewirke Verdauungsstörungen und im Vereine mit der ungureichenden Athmung

*) In dem betreffenden Decret von 1808 heißt es geradezu:

Alle Schulen des kaiserlichen Lehrkörpers haben als Grundlage für ihren Unterricht zu nehmen:

1. Die Lehren der katholischen Religion.

2. Die Treue gegen den Kaiser, gegen die kaiserliche Monarchie, den Hort des Völkerglückes und gegen die napoleonische Dynastie, die Hüterin der Einheit Frankreichs und oller durch die Verfassung derselben aufgestellten Ideen — u. s. w.

Digitized by Google

Verschlechterung des Blutes; das Arbeitsübermaß endlich bedeutsame Functionen des Gehirnes — kurz, der Geist wie der Körper sei dauernden Angriffen ausgesetzt, denen seine Widerstandsfähigkeit bald unterliege. — Ist aber dies erschreckende Bild nicht übertrieben? — Gewiß nicht allzu sehr. — Wer die Verhältnisse in mancher unserer sogenannten Vorbereitungsanstalten kennt, wirklich kennt, sage ich, kann sich ein ungefähr zutreffendes Bild vom französischen Internate machen. Nur wollen doch noch gewaltige Unterschiede zwischen diesen und unseren Pressen ob. Letztere sind bestimmt, unter Verhältnissen aufgezucht zu werden, welche immerhin Ausnahmefälle sind; der Aufenthalt dauert einige Monate, dort neun bis zehn volle Jahre; hier unterziehen sich dem Martyrium, wenn auch nicht gern, so doch auch nicht widerwillig, jedenfalls nothgedrungen, Jünglinge, welche es zuvor gewöhnlich an sich fehlen ließen und während dieser Zeit die Kräfte gewissermaßen zu Unrecht aufgespeichert haben, die sie jetzt aufwenden müssen, um die Leidenszeit zu überstehen; dort ist es der gewöhnliche Gang der Dinge, unter welchem die männliche Jugend vom zehnten bis zum zwanzigsten Lebensjahre leiden muß. Sonst aber sind die Verhältnisse nahezu die gleichen. Das angestrengte, oft 12 bis 13stündige Arbeiten in geschlossenen Räumen, die mangelnde Bewegung entkräften, selbst in den wenigen Monaten bei uns und trotz guter Verpflegung, die Zöglinge sichtlich. — Zu alledem haben aber die französischen Internate noch einen schwer wiegenden Nachtheil: sie schädigen auch die moralische Entwicklung. Die bis in's Einzelne paragraphirte Hausordnung, das Gebot der Stille, die drückende Ueberwachung, die stramme Zucht, welche selbst auf kleine Vergehen unverhältnißmäßige Strafen setzt, all' diese halb klösterlichen, halb militärischen Gepflogenheiten leiten die Zöglinge an zur Heuchelei, reizen zu Uebertretungen im Geheimen, lassen sie im Lehrer ihren geborenen Feind sehen und bringen sie, wie in letzter Zeit wiederholt geschehen, wohl gar zu Zusammenrottungen und offener Widersetzlichkeit. Sie lehren im günstigen Falle freilich

Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen,

aber nicht in freiem Gehorsam, sondern in erzwungener Unterwerfung; in jedem Falle indessen beeinträchtigen sie die Bethätigung des Wollens und verkümmern die freie Entfaltung der Individualität.

Es ist charakteristisch, daß von den vielen Stimmen, welche die Schädlichkeit des Internats erkannt haben und bekämpfen, nicht eine sich ernstlich für die Radicalcur, die Abschaffung, erhebt. Man begnügt sich, diese oder jene Verbesserungen vorzuschlagen, wie die Academie de médecine die unausführbare Verlegung der Anstalten auf das Land. Selbst Jules Simon, so sehr er die Erziehung in der Familie preist, beschränkte sich darauf, in kleineren Pensionen mit höchstens 40 Schülern sowie besonders in dem Tutorensysteme, wie es in England und bei uns in Schulspforta und an einigen anderen Orten gehandhabt wird, das Heil zu erblicken. Man weiß eben sehr gut, daß die Einrichtung des Internats mit den nationalen Lebensgewohnheiten unserer Nachbarn zu innig verwachsen ist. Welch' ein allgemeiner Sturm der Entrüstung erhob sich nicht Anfang dieses Jahres, als der Unterrichtsminister Spuller lediglich aus finanziellen Gründen den so niedrig bemessenen Pensionspreis mäßig erhöhte! Man sah schon die Art an die Wurzel gelegt, man glaubte den Bestand der bewährten Institution bedroht, einer Institution, deren Einrichtungen maßgebende französische Beurtheiler „grausam" und „unsinnig" nennen! — —

Der dritte Grund für die thatsächlich üblere Lage der französischen Jugend liegt in den Einrichtungen, durch welche die ganze Schullaufbahn hindurch das bei den Franzosen ja ganz besonders ausgeprägte Gefühl für Anerkennung und Auszeichnung, der angeborene Ehrgeiz, ja die Ehrsucht, gefördert und ausgenutzt wird. Dem Streben nach der ghare wird schon auf dieser Stufe gewaltig Vorschub geleistet. Wie in der Erziehung der Jesuiten beruhen alle Mittel der Zucht auf dem Ehrgeiz. Nicht Freude an der Sache oder an der Thätigkeit selbst, die man bei uns keineswegs überall, aber erfreulicherweise oft genug findet, ist es, welche den Schüler anspornt, sondern die Hoffnung auf öffentliches Lob, die Furcht vor öffentlichem Tadel. Mit wunderbarer Kunst sind die vielerlei Ansfeuerungsmittel in eine systematische Stufenfolge geordnet worden. Auf die Ehrenverleihungen vor versammelter Anstalt folgt die Verzeichnung auf der Ehrentafel, der Sitz auf der Ehrenbank, die halbjährlichen Accessits und Ehrenpreise, Alles auf Grund der wöchentlichen Censirungen, deren Pointezahl in der Platzordnung ihren Ausdruck findet. Aus den wöchentlichen gehen ebenso rechnungsmäßig die Jahreslocationen hervor. Honneur, sieht man, überall! Und nun das Preisrosten insbesondere! Nicht etwa nur für die unteren Klassen bloß — nein, im Gegentheil. Für die philosophie und rhétorique, wie unsere Prima und Secunda bezeichnet werden, sind fünf, bezw. neun Preise für besondere Leistungen in den verschiedenen Fächern amtlich festgesetzt. Die Ausgezeichneten der einzelnen Anstalten erhalten wieder Gelegenheit, sich untereinander zu messen: die Sieger werden öffentlich belobigend genannt und von Theilen der Baccalaureatsprüfung dispensirt, welche im Ganzen unserem Abiturientenexamen entspricht. Endlich aber, und das ist die Hauptterrungenschaft, öffnet sich ihnen die Anwartschaft auf den concours. Dieser concours ist der gewaltigste, aber unheilvolle Sporn für die französischen höheren Schüler. Es liegt ja in der Natur der Sache, daß bei der Aufnahme in staatliche Anstalten, welche Vortheile bieten, der Staat die Fähigkeiten der Candidaten für seine Wahl maßgebend sein läßt; in Frankreich aber findet in allen solchen Fällen um die Zahl der Vacanzen ein Wettbewerb durch öffentliche Prüfung statt. Die Leistungen der Theilnehmer werden durch das Points- und Coefficientensystem rangirt und vom Bestbestandenen herab so viele genommen, als Stellen auszufüllen waren. Die Uebrigen haben sich eben diesmal umsonst bemüht. Diese Einrichtung, bei welcher der Staat sich freilich gut steht, wenn er auch keineswegs immer die tüchtigsten Köpfe, so doch sicher die auf hoc bestvorbereiteten für seine Musterbildungsanstalten erhält und später für seine Beamtenstellen, ist angeblich eine nationale von altersher: schon die gallischen Schulen der Römerzeit sollen sie im Principe gehabt haben. Eine Stiftung aus dem vorigen Jahrhundert bot die Mittel, die Pariser Wettprüfung für die Aufnahme in die Normal-Hoch- und Fachschulen mit großem Gepränge zu umgeben, den grand concours général.

Glücklich der Lehrer des lycée, welcher wieder so und so viele Schüler zum Siege in diesem concours geführt hat — die behördliche Anerkennung, das Avancement ist ihm sicher; glücklich die Privatanstalt, der es gelungen —, ihr Jahresbericht wird kräftig in die Posaune stoßen und, wie zu einer durch einen größeren Treffer begünstigten Lotteriecollecte neue Spieler, werden zahlreiche neue Schüler ihr zuströmen. Glücklich die jungen Sieger selbst, die bei einem Festmahle gefeiert, deren Namen in den Zeitungen und dem Prüfungsbericht veröffentlicht werden, und die sich damit eine Stelle unter der beschränkten Zahl der Candidaten für die Hoch- und Fachschulen des Staates mit allen damit verbundenen Vorrechten und Vorteilen errungen haben. Glücklich die Eltern, welche ihre Söhne nunmehr geborgen und sich entlastet sehen; glücklich der Staat, der so unter den Besten die Allerbesten für seinen Dienst auslesen kann. Gewiß, eine sinnreiche Einrichtung, dies immer seiner werdende Sieb für die staatlichen Carrieren! —

Aber welche Uebelstände hat diese Institution für das Schulwesen schon gezeitigt, welche Gefahren drohen ihm daraus noch! Gewiß ist der Lehrer der Tüchtigste, der es versteht, die Mehrzahl der Klasse, also das Mittelgut, zum Durchschnittsziele zu bringen, dabei die Trägen und Schwerfälligen so viel als möglich mit aufzuraffen und auch bei alledem die Begabten nicht geistig müßig gehen zu lassen. Der erfahrene Pädagoge kann sich sehr wohl mit dem Gros beschäftigen und dabei doch das volle Interesse der Vorgeschrittenen in Anspruch nehmen. Auf die Lösung dieser Aufgabe muß der französische

Digitized by Google

Lehrer bei den jetzigen Einrichtungen verzichten, wenn er es mit seinen besseren Schülern und — sich selbst gut meint. Er hat ganz anders zu verfahren. Da die ganze Arbeit des Lehrers wie des Schülers einzig auf die Prüfungen zugeschnitten ist, so wird jener zunächst ergründen, ob und für welches Fach der einzelne Schüler besondere Anlage, vorwiegendes Interesse zeigt. Dafür wird er ihn dann, selbst auf Kosten der anderen Fächer, zurichten und zustutzen, d. h. ihn eine Unmenge von Regeln, Beispielen, Formeln oder Daten lernen lassen, wenn möglich unter Nüchternahme auf die ihm etwa bekannt gewordenen Eigenheiten und Liebhabereien der Examinatoren. Daß von Aufsichtswegen ihm dabei Schranken gezogen würden, hat er nicht zu befürchten; vielmehr sind geradezu officielle, besonders bezahlte Nebenstunden in den Lehrplan aufgenommen, die sogenannten conférences, um durch eine eingehendere Durchnahme des Klassenpensums seitens des Fachlehrers die begabteren Schüler, und nur diese, noch außerordentlich zu fördern. Das kommt eher vor, daß ein vielversprechender Aspirant unglücklicherweise auch noch in einem anderen Fache Tüchtiges leistet und der Lehrer mit einem Collegen in seinen Ansprüchen an die Arbeitskraft seines Favoriten wetteifern muß. — Die Privatanstalten verfahren keineswegs anders; das lycée ist ihr Vorbild. Einzelne gehen sogar so weit, besonders begabte Knaben aufsuchen zu lassen und sie für ein Geringes oder selbst ganz ohne Entgelt auszubilden; nicht aus reiner Nächstenliebe, sondern in der Absicht, durch den erwarteten Sieg des cheval de prix neue Zöglinge anzuziehen, welche dann die Kosten der Reclamepferdation reichlich bezahlt machen. Der früher allgemein beliebte Mißbrauch, gute Schüler einen Klassencursus zweimal durchmachen zu lassen, um ihre Kenntnisse für die Wettprüfung besonders zu befestigen, ist jetzt abgestellt. Wir in Preußen lassen allerdings auch Klassen „doubliren", aber nur von den Schwachen, denjenigen, welche das Klassenziel im ersten Cursus nicht erreicht haben.

Wie es bei diesem Elitewesen, diesen Paukcursen nun um den Schülerdurchschnitt, wie gar um die Untüchtigen bestellt ist, wie sehr die Willigen unter ihnen sich anstrengen müssen, kann man, besonders in Erinnerung an die gedächtnißmäßige Lehrweise, sich selbst zurecht legen. Diesem Mangel hat auch die Verwaltung sich nicht verschließen können und für die Zurückgebliebenen Repetitionscurse angeordnet, welche nun ihre Belastung noch weiter vermehren und überdies bei der erklärlichen Unlust des Lehrers, mit den Nachzüglern sich zu beschäftigen, einen nennenswerthen Erfolg nicht haben. Trotzdem aber oder deswegen werden die Unreifen meist mit versetzt, in der allerdings richtigen Erkenntniß, daß sie in der nächsten Klasse ebenso gut oder so schlecht untergebracht sind, wie in ihrer bisherigen. — So sehen wir alle Schüler durch die schädlichen Folgen des Prüfungssystemes übermäßig belastet. Die oft gesunde Reaction mancher sonst gut gearteten Naturen bei uns gegen zu große oder ihnen zeitweise unbequeme Anforderungen, eine vorübergehende Erholung durch Nichtsthun, diese rationelle Selbsthülfe kommt drüben nicht leicht zur Geltung. Das Jagen und Hasten des Lehrers wird durch den wetteifernden Ehrgeiz der Schüler und durch die unverständige Ungeduld der Eltern, welche bei den Besuchen an drängenden Ermahnungen es nicht fehlen lassen, nur allzu sehr unterstützt. Was Wunder, wenn bei dieser beständigen Ueberanstrengung, dieser andauernden Ueberbürdung der jugendliche Organismus den nöthigen Widerstand nicht leisten kann, wenn die körperliche und geistige Gesundheit thatsächlich auf das Schwerste geschädigt wird?

Dazu treten äußere Umstände, welche die Sache von Tag zu Tage schlimmer, das Uebel immer drückender machen. Nicht nur, daß der Kampf um's Dasein immer schärfer, immer rücksichtsloser geführt wird, daß die Waffen immer wuchtiger, immer schneidiger werden müssen, wenn der Träger seinen Weg sich bahnen will; das ist überall der Fall. In Frankreich aber hat die Errichtung der Republik noch ein Uebriges dazu gethan. Der Ständeunterschied unter der Monarchie, der unleugbare, aus dem Kastengeiste hervorgehende gewohnheitsmäßige Sonderanspruch der Beamtensöhne auf die amtliche Carrière ist von der egalité stark in den Hintergrund gedrängt.

Die allgemeine Gleichberechtigung hat die Zahl der Candidaten für die wissenschaftliche Laufbahn unverhältnißmäßig vermehrt. Wie bei uns sind die einschlägigen Berufszweige überfüllt, und die Menge der Anwärter wächst zusehens. So gesträubt auch die Ueberproduction von Gebildeten für die Gesellschaft allerorts ist, so wirken doch bei uns ihre Folgen wenigstens nicht zurück in die Schulen, wie jenseits des Rheines. Die Zahl der Bewerber um die concours wird von Termin zu Termin immer größer, und in Folge dessen wird es immer schwieriger, in die kleine Zahl der Auserwählten zu gelangen. Die Schüler sind also gezwungen, immer mehr Wissensstoff sich zu eigen zu machen, um ihre Concurrenten schlagen zu können; die Lehrer werden immer eifriger, je schwerer es ihnen geworden ist, sich auszuzeichnen; die Eltern immer ehrgeiziger, je länger die voraussichtliche Frist bis zur wirthschaftlichen Selbstständigkeit des Sohnes wird. Was ist das Ergebniß? Das Mittelgut und die schwachen Schüler sind und bleiben nicht nur überlastet, weil der Unterricht sie vernachlässigt, sie werden es sogar noch mehr, je mehr Zeit die Vorbereitung der guten verlangt; diese aber noch mehr, weil die Anforderungen an ihre Kenntnisse durch die stets wachsende Zahl der Mitbewerber sich steigern. Einsichtige Männer bekennen unverhohlen, daß sie an einer Besserung in dieser Hinsicht verzweifeln; einzelne klagen in manie du concours offen als Grundübel an; die Stadt Paris hat sogar seit längerer Zeit den Wettbewerb abgeschafft, allerdings nur in ihren Elementarschulen, in welche er auch schon gedrungen war: aber der Reiz ist für die an den höheren Anstalten interessirten Kreise zu verlockend, als daß eine ernstliche Bewegung für die Aufhebung sich geltend machen wollte.

Die gekennzeichneten drei Mißstände sind der Krebsschaden des französischen Schulwesens, und um so gefährlicher, als keine Aussicht, ja keine Absicht vorliegt, die einzig gebotenen radicalen Maßregeln dagegen anzuwenden. Wir sahen, daß eine Verbesserung der Methode an dem althergebrachten Schlendrian und an der mangelnden Ausdauer der Ministerien scheitert, daß Internat und Prämienwesen, den concours einbegriffen, geschützt werden als lieb gewordene nationale Eigenthümlichkeiten, an deren Bestand zu rütteln ein Frevel wäre. Wohl ist auch bei uns durchaus nicht alles schön und lobenswerth. Aber vor allem denkt man doch nicht daran, die Quellen des Uebels zu conservieren. Wohl wird es manchem von unseren Lehrern noch immer schwer, die so beqeume Unterstützung durch häusliches Memoriren nur mit Maß anzuwenden, aber über das französische Nachbetesystem sind wir doch seit langem hinaus, und die Vorsorge der Behörde hat es an Maßregeln nicht fehlen lassen, welche ihren Verordnungen die gebührende Beachtung gewährleisten können. Der Sitzstunden in der Klasse wie zu Hause sind für unsere Schuljugend immer noch zu viele, eine große Zahl von Anstalten entsprechen den Anforderungen der modernen Hygiene keineswegs, aber uns bedroht kein Internatsunwesen mit seinen unleugbaren Gefahren. Unsere einjährigen Zeugnisse, unsere Abiturientenprüfungen haben für die junge wie die alte Welt noch immer Beängstigendes genug, allein diese vorübergehende Ueberanstrengung verschwindet gegen die Wirkungen des Stimulationssystems unserer Nachbarn, das Tag für Tag, von Klasse zu Klasse die Schüler in athemloser Erregung hält. Wohl steht endlich auch bei uns die gebildete Jugend in ihrer militärischen Brauchbarkeit zurück hinter der der übrigen Volksklassen, aber doch nicht so, daß wir es nöthig hätten, wie die französischen Patrioten das Haupt in die Toga zu verhüllen und in orakelhafter Weise auf den Tag hinzuweisen, wo das Vaterland seine jugendlichen Krieger rufen und fast der ganze gebildete Theil der Nation fehlen wird.

Solamen miseris socios habuisse malorum. Ein seichter und magerer Trost, selbst wenn die Erkenntniß, daß anderen es nicht bloß auch schlecht, sondern noch übler ergeht als uns, unsere Schadenfreude befriedigt; eine gefährliche Selbstbeschwichtigung, wenn der Hinblick auf unsere verhältnißmäßig günstigere Lage uns die Hände in den Schoß legen läßt, während wir, nur an einer weniger steilen Stelle, dieselbe schiefe Ebene wie unser Nachbar hinabgleiten.

Ha.

Digitized by Google

Feuilleton.

Die erste Rolle.

Von M. Halm.

Im Frühling des vorigen Jahres war ich in Wien. Ich stieg bei meiner Tante ab und wohnte auch die sechs Wochen meines Aufenthaltes dort. Wie lustig ist das Reisen! Ich sitze viel zu Hause, schreibe und übe meine Rollen, gehe zu meinem Lehrer — manchmal kommt auch er zu mir — oder ich laufe mit meinem Bruder Franz spazieren oder in's Theater. Papa ist sehr streng, ich darf nie ohne Begleitung ausgehen und wenn ich einmal engagirt bin, geht das alte Fräulein Möller mit. Ich komme also wenig in die Freiheit. Man sah es aber zu Hause ein, daß ich — eine Zukunft als Schauspielerin vor Augen! — die Nase doch ein Bischen in die Welt stecken muß und die Einladung der Tante in Wien wurde angenommen — ich durfte reisen.

Es ist unbeschreiblich, wie ich mich fühlte — jubelvoll — frei! Ich wußte mich kaum zu fassen vor Freude, ich war wie in einer Wolkenwiege! Der Eilzug schwebte nämlich im Fluge dahin, wobei sich die Waggons schaukelten und Wolken, ach, wahrhaft himmlische Wolken, silberweiß und leuchtend, auf dem blauen, wunderklaren Himmel mitzogen. Es war Ende April, es war schon recht warm, unten alle Fluren grün, die Bäume voll Blüthen, oben auf den Bergspitzen der Schnee — Alles weiß und grün. Das ganze Land war im Brautkleide.

Der Schaffner, ein rußgeschwärzter, gar nicht übler Mann, schob sich alle Augenblicke vor den Waggonfenstern vorbei. Mein freudesprühendes Gesicht mochte ihn angespornt haben zu fragen, wie ich mich befinde, ob ich etwas wünsche — als ob man im Waggon viel wünschen könnte! Ja, er entschuldigte sich sogar wegen seines rußigen Gesichtes und gab der Scham über seine schmutzigen Handschuhe Ausdruck.

Es war mir eine Pein, das Lachen zurückzuhalten, denn diese Galanterie war zu komisch. Aber da Alles auf Erden ein Ende hat, so endete auch diese Fahrt. Wir kamen in Wien an, ich sah meinen kletternden Gesellschafter nicht mehr, stieg aus, und der mit meinen vielen Schachteln bepackte Bahndiener führte mich zum Wagen.

Ich fuhr zur Tante — der Onkel hatte mich auf dem Bahnhofe erwartet und verfehlt, was mich wieder sehr zum Lachen reizte; denn kaum hatte ich die erstaunte Tante begrüßt — sie war nämlich erstaunt, daß ich allein kam —, so kam der gute Onkel Bodo herangekeucht, ganz athemlos. Der gute Onkel! Es setzte ein paar scheinbar böse Worte — warum ich nicht aufgepaßt habe ob er da sei — ein paar Küsse, ein paar gegenseitige liebreiche Püffe in den Rücken — und es war gut.

„Aber ich bin hungrig, liebe Tante,“ sagte ich, nachdem ich mich aus meinen Kleidern herausgeschält hatte, und legte meine Arme um ihren Hals.

„Nun,“ sagte die Tante, „wir haben Kalbsschnitzel mit Reis; Hasenbraten mit Kartoffeln ist auch noch von Mittag geblieben.“

„Und gutes Bier!“ rief ich.

„Ja, ja,“ bestätigte der Onkel, und meine 18 Jahre in Person, hatten nichts anderes zu thun, als an Beiden hinan und wieder herab zu hüpfen — ich bin ja solch ein Kind!

Das sagten auch Onkel und Tante, und sie sagten auch, daß mein Organ sich sehr herangebildet habe. Selbstverständlich! Die Uebung, das Streben nach Wohllaut, die Liebe zur Sprache und — ein bischen Talent! Nun, ich bin eben eine geborene Theaterprinzessin, wie mich meine Gespielinnen schon in der Schule nannten!

Da ruft man zu Tische. Ich gehe mit Onkel und Tante in's Speisezimmer hinüber, welches nach dem Hofe hinaus liegt, da pralle ich zurück, denn — mitten im Zimmer steht ein langer, dünner Mensch, sehr lang, sehr dünn, solch einer, von denen wir schon als Kinder in der Schule zu sagen pflegten: Er ist wie ein Strohhalm. Steht solch einer da! Gar nicht übel, jung — offenbar (und auch thatsächlich) Student. Verbeugt sich — mir war, als knickste und knackste es dabei nach allen Richtungen an ihm, denn er bestand aus lauter Knochen, freilich, aus zierlichen, feinen Knochen. Er hatte überaus reiches blondes Haar, sehr große blaue Augen und ein ganz kleines schmales Gesicht, schlechte Zähne, aber feine Züge. Der Unglücksmensch, sogenannter Zimmerherr bei meiner Tante — so heißt man in Wien, wenn man ein möblirtes Zimmer bei einer Familie in Miethe hat; Zimmerfrau oder Zimmerfräulein, wenn man in solchem Falle weiblichen Geschlechtes ist — verliebt sich auf den ersten Blick in mich.

Ich wußte das freilich nicht gleich. Onkel und Tante stellten uns einander vor: Nichte Elisa — Herr Werschbitz — ich kann den Namen heute noch nicht recht aussprechen — aus Mähren, Studiosus juris. „Studiosus“, das hatte ich mir gleich gedacht; aber „jur.“? Ich hätte auf „phil.“ gerathen, wie man zu schreiben pflegt.

Nun, ich ahnte nichts, ich war ja noch ganz schmutzig von der Bahn her, im zerdrückten Kleide, die Haare — nein, wie eine Zigeunerin. Schwarz sind sie ohnedies, jetzt hingen sie mir noch nach allen Richtungen vom Kopfe hinunter; rückwärts der aufgelöste Zopf — alle Schildplattnadeln waren weg, der Schaffner fand vielleicht eine zum Andenken — und vorn auf der Stirne, da sah man auch nur lauter Haarsträhne. Ich war gewiß abscheulich, zumal ich noch dazu schnell aß und noch jäher trank. Mama und Papa lassen mich so selten etwas trinken. Mama sagt, ich hätte Feuer genug, „nur zu viel“, sagt sie. Aber da, bei Onkel und Tante — dem Onkel hat es Spaß gemacht, mir recht viel einzuschenken —, da durfte ich nach meinem Durste trinken. Aber als wir aufstanden, konnte ich nicht gleich stehen; ich war ganz erschrocken, so war mir das Bier in die Füße gegangen! Jedoch schlau wie ich bin, sagte ich: „Die Reise, das Rütteln, das Fahren“ und der Jüngling sprang herzu — er hatte ohnedies neben mir gesessen — und bot mir seinen Arm. „Schöne Schauspielerin das, die nicht auf eigenen Füßen stehen kann,“ rief ich lachend.

Ich hing mich recht fest an ihn an und er führte mich, nachdem ich von Tante und Onkel Abschied genommen hatte, über das große Vorzimmer, durch den Flur in mein Zimmer, welches für mich vorbereitet war. Da war's noch ein bischen kalt, weil Nanni, die dumme, gute, alte Nanni, das Fenster — es war nur ein einziges in dem kleinen Zimmer — offen gelassen hatte, und der junge Mann hustete.

Er hatte schon bei Tische gehustet, eigentlich gehüstelt, jetzt hustete er so, daß seine ganze blonde — übrigens, wie schon bemerkt, sehr hübsche Haarmähne — in großen Wellen hin und her flog. „Sie müssen sich schonen, Sie haben Husten, Herr Werschpetz oder Werschpitz,“ ich weiß gar nicht wie ich sagte, und ich warf ihm meinen Reiseplaid um die Schultern.

Er hüllte sich ein, schloß das Fenster, küßte mir zum Abschiede die Hand, sagte aber in der Thüre: „Nennen Sie mich Julian, Fräulein. Es macht Ihnen Mühe meinen Namen auszusprechen, wie ich sehe. Bitte, sagen Sie, wenn Sie künftig das Wort an mich richten, Julian.“

„Also gute Nacht, Herr Julian,“ rief ich heiter. „Nehmen Sie nur den Plaid mit, im Vorhause ist's ja auch kalt.“ Er küßte mir nochmals die Hand und ging.

Ich schlief prächtig, so gut, daß ich gar nicht wußte wo und wer ich bin, als ich erwachte. Onkel Bodo hatte geklopft, sonst hätte ich am Ende noch weiter geschlafen. Ich kleidete mich rasch an und saß bald am Frühstückstische, wo auch Herr Julian seinen Platz hatte.

Wir waren Alle bei guter Laune, die Tante bedauerte nur, daß ihr Zimmerherr und Schützling — seine Mutter hatte ihr ihn warm empfohlen und zahlte gut — just jetzt krank sein müsse. „Du glaubst nicht, Elisa,“ sagte sie, „wie lustig Herr Werschbitz sein kann, wie er lachen kann.“

In der That, schon lachte Julian über diese Bemerkung der Tante, verfiel aber in einen schrecklichen Husten, wobei ihm die Thränen aus den Augen flossen. Man hatte das Gefühl, daß seine Brust zerspringen müsse. „Entsetzlich!“ rief ich, denn mir war sehr leid um ihn. „Sie dürfen nicht mehr lachen, Herr Julian,“ sagte ich ernst.

„Wie bin ich unglücklich,“ sagte der arme Mensch, „daß ich gerade jetzt erkranken mußte —“ wieder ein Hustanfall.

„Sie bleiben heute zu Hause, Herr Julian,“ sprach die Tante dictatorisch. „Sie müssen sich schonen. Bei Ihrem raschen Wachsthume kann es schlimm werden. Nun husten Sie schon vierzehn Tage, bei stetem Fieber. Der Arzt hat einen Lungencatarrh constatirt, Sie dürfen nicht in's Colleg. Die vielen Treppen, der Temperaturwechsel, im Hörsaale warm, draußen die scharfe Lenzluft.“

„Ich werde zu Hause bleiben,“ sagte Herr Julian wie ein folgsames Kind. Und er blieb zu Hause, schlich von Zimmer zu Zimmer, lag auf den Sophas umher, las und — fieberte. Es wollte nicht besser werden.

So ging es fort, mehrere Tage. Ich ging in's Theater, besuchte einige Concerte, stellte mich bei Directionen, Redactionen und bei verschiedenen Autoritäten meines Faches vor. Ich hatte mich so einfach als möglich gekleidet, um als künftige Comödiantin recht bescheiden auszusehen, ganz in Havannah. Ich sah beiläufig aus, wie eine große wandelnde Cigarre, aber trotzdem — nun, diese Männer! Fast Jeder sagte mir Schönheiten, wollte, daß ich in Wien bleibe, fragte, wann ich wiederkomme — mir scheint, gar Manchem geht es mehr um die Person, als um die Kunst. Hätte Mama das gesehen!

Onkel war freilich mit, aber Onkel ist noch ein stattlicher Mann, trotz seiner kleinen Glatze — und wenn man schon als Paar eintritt, da ist man gleich nicht so interessant.

Onkel mußte also immer draußen warten, bis ich mit dem Vorstellen, Fragen, Ersuchen und Empfehlen fertig war. Man glaubt gar nicht, was es auch für liebe Menschen auf dem Gebiete der Kunst und der Feder gibt. Einer groß, schön, gar nicht alt, aber ein wahrer Rübezahl an Bart, der sah so väterlich auf mich herab und versprach zu thun, „was sich thun läßt“ — eine schöne Phrase! — wenn ich hier auftrete. Ein zweiter, der war allerliebst. Klein, gar nicht hübsch, nicht sehr jung, aber so lieb, so gut. „Warum bleiben Sie denn nicht lieber gleich da? Kommen Sie doch bald wieder —“ so ging es fort. Alles wirklich herzlich, fast naiv gesagt. Aber einer, ein winziger rothblonder Geck, blutjung, mit einer Geiernase und kleinen schielenden Grauaugen, die man unter der Stirne tief drinnen suchen muß, den Zwicker bis auf's Blut in den unverschämten Nasenhöcker hineingekniffen, der war frech. Er wollte mich nach fünf Minuten gleich küssen — wenn Mama das wüßte, sie weinte sich die Augen aus, Papa griffe nach dem Ausklopfstäbchen und würde mir die Schuld geben — nun, dem hab' ich aber eins versetzt! Kein Zahnschmerz macht solchen schönen rothen Fleck beim Ohre. Er war wüthend und sagte: „Warten Sie, Sie schlechter Fratz, ich verreiße Sie, sobald Sie nur hier auftreten!“ Ich aber lachte ihm in's Gesicht und sagte das große Wort der Ziegler: „Die schlechtesten Birnen sind es nicht, an denen die Wespen nagen,“ und ging. Das war die einzige Niederlage in dem großen Triumphzuge meiner Wenigkeit in der Residenz.

Julian's Zustand wurde indessen immer bedenklicher. Der Arzt drängte dahin, daß der Patient nach Hause reise, um sich dort einer gründlichen Cur zu unterziehen. Man weiß, was es heißt, wenn die Aerzte einen Kranken fortschicken.... Sie wollen ihn nicht unter ihren Händen verlieren. — Die Tante fürchtete sich auch vor der Verantwortung. Julian war sehr schwächlich und er war erst 20 Jahre alt. Seine Mutter telegraphirte um ihr Lieblingskind — er war der Jüngste, die anderen Kinder

Digitized by Google

waren bereits verheirathet. Man packte und eines Tages stand der arme Julian vor mir und nahm Abschied. Er schüttelte Onkel und Tante die Hände, mir küßte er beide Hände mehrmals, blickte mit thränenvollen Augen auf mich herunter. Ich bin nicht gerade klein, aber neben diesem langen Menschen war ich wie eine Fliege. Er neigte sich tief zu mir herab, um mir in die Augen zu sehen — und er ging.

Mir war im Augenblicke recht leid um ihn. Er war ein sehr anständiger junger Mann. Wir hatten oft bei Regenwetter, oder wenn ich zu müde war um auszugehen, stundenlang auf dem Sopha beisammen gesessen und er hatte es nicht gewagt, auch nur mit einem Worte zu verrathen, daß ich ihm besonders werth sei. Jede Miene an ihm war Ehrfurcht und Verehrung mir gegenüber, mehr nicht. Nun war er fort und ich war darüber fast froh, denn — so etwas fühlt man ja — einmal wäre es doch zu einer Erklärung gekommen. Vielleicht schon beim Abschiede, wenn Onkel und Tante nicht dabei gewesen wären.

Kurz nach Julian's Abreise erkrankte meine gute Mutter. Es war nichts Gefährliches, aber welche Tochter bleibt ihrer Mutter ferne, wenn sie dieselbe leidend weiß?

Ich reiste eiligst nach Hause zurück — Mama war schon auf dem Wege der Besserung. Ich nahm meine Studien, meine Proben wieder auf — da kommt ein Brief. Fremde Handschrift, fremdes Postzeichen — ach, von Julian's Mutter, die Gutsbesitzerin in Mähren war. Schrecklicher Jammer! Die arme Mutter wußte, daß ihr Kind verloren sei. Sie hielt sich nur mit Mühe aufrecht. „Manchmal," schrieb sie, „ist's, als ob ein Strahl von Hoffnung über unser Elend hereinbräche — aber bald wird es wieder schlimmer und was das Unglück noch erschwert," schrieb die alte Dame, „mein Sohn liebt Sie und baut Luftschlösser und Zukunftspläne auf Ihre Gegenliebe. Er spricht, seit er von Wien zurückkehrte, nur von Ihnen, er beklagt die Wahl ihres Berufes, der ihm verwerflich erscheint (Sie begreifen das, liebes Fräulein, daß er mit solchen Augen sieht, und verzeihen es!), er will, sobald er kann, seine Studien weiter verfolgen, die Staatsprüfung machen und dann, wenn er eine Stelle in Aussicht hat, als Freier um Ihre Hand auftreten. Edles, fremdes Mädchen, verzeihen Sie es einer unglücklichen Mutter, daß sie Sie hier bittet, flehentlich bittet, die Rolle zu übernehmen, welche mein armes Kind Ihnen zumuthet. Erleichtern, verschönern Sie ihm seine letzten Tage! Er wird nicht aufkommen, auch sein Vater starb an einem ähnlichen Leiden, wenn auch in späteren Jahren.

„Es ist furchtbar, was mein Herz zu leiden hat, denn auch ich muß mich verstellen, muß heiteren Angesichtes an ihm vorüber gehen, muß über seine glückliche Zukunft mit ihm sprechen, wohl wissend, daß Alles nur eine schöne, entsetzlich grausame Lüge ist.

„Julian wird Ihnen schreiben, ich bitte Sie, nehmen Sie seine Worte gütig und geduldig an; antworten Sie ihm, um Gotteswillen, nicht absprechend! Helfen Sie mir, der verzweifelnden Mutter, sein Leben hinhalten, seine letzten Stunden verklären. Der Arzt sagt, sein Besserbefinden hange zu großem Theile von seinem Gemüthszustande ab. Er leidet wenig, nur ist er zum Erschrecken schwach, und der Husten quält ihn. Er ist schön, wie ein Heiligenbild. Wenn Sie ihn jetzt sähen, Sie wären vom tiefsten Mitleide hingerissen. Möge dieses Mitleid Ihre Seele bewegen, daß Sie die Bitte einer unglückseligen Mutter erfüllen und seine Liebe scheinbar erwiedern!"

Dieser Brief kam im September und Anfangs November mußte ich — reisen.

Julian hatte eine eifrige Correspondenz mit mir in Scene gesetzt und ich mußte viele Wochen lang meine Rolle mit der Feder spielen. Wie mir das mühsam ward! Glücklicher Weise gefiel dem Kranken mein bisweilen burlesker Stil und ich verlegte mich hauptsächlich darauf, ihn heiter zu erhalten, ihn durch allerlei Scherze und Witze zu erfreuen, indem ich seinen enthusiastischen Ergüssen, seinen Plänen für eine glückliche Zukunft an meiner Seite, nicht widersprach.

Geradezu Liebe lügen konnte ich nicht — meine Natur ist nicht zur Lüge gemacht, aber zum Glück sind Verliebte immer blind und glauben, weil sie lieben, müsse der Andere auch lieben. Sie legen sich darum Alles zu ihren Gunsten aus und es fehlte somit, trotz all' meiner Passivität in diesem Briefwechsel, nichts zu Julian's Glücke.

Ich begreife nicht, wie er das Leben aushielt, welches er dort auf dem Lande führte. Sommers, da ging es wohl noch leidlich; im Garten sitzen, lesen, spazieren gehen, aber im Herbste! Bei zunehmendem Fieber und Abnahme der Kräfte, das stete Gefangensein im Hause, das Hinausgucken durch die Fensterscheiben — und was sah er da? Auf dem Landgute, welches zwar nahe an der Kreisstadt liegt, sah er doch nur Bauern, Karren, Hunde, Katzen, allerlei Hausvieh und das bischen Flachland. Aber er war „im Himmel", wie er schrieb, „glücklich wie noch nie", denn ein Glück, welches er nie zu ahnen, nie zu hoffen gewagt hätte, sei nun sein. Armer Julian, welches war Dein Glück?

Im abscheulichsten Landregenwetter mußte ich reisen. Julian's Mutter, die sehr wohlhabend war, hatte Reisegeld geschickt und ich habe es selbstverständlich nicht zurückgewiesen. Es war ja im Grunde nicht meine Angelegenheit!

Der Arzt hatte mich auf dem Bahnhofe abgeholt, ein alter Herr mit weißen Haaren. Er nahm mich gleich beim Kopfe und küßte mich gerührt auf meine zerzausten Locken. „Braves Mädchen, edles Herz," sagte er mit feuchten Augen. Ich war ganz erstaunt. „Wo ist denn da etwas Besonderes?" fragte ich. „Einem armen, leidenden Menschen helfen, das muß doch Jeder. Frau Werschbitz schrieb mir —" „Ich weiß, ich weiß," sagte der alte Herr und wir stiegen ein.

„Es wird nicht lange mehr dauern, liebes Kind," sagte der Arzt. „Solche Kranke fühlen meistens ihren nahen Tod voraus — so auch hier. Der arme junge Mensch ist über alle Schrecken des Todes gehoben durch das Glück, welches Sie ihm bereiten und, ob er nun die Wahrheit erkennt, oder ob er wirklich auf Besserung hofft, er erwartet die Krise, wie er sich ausdrückt und macht diese von Ihrer Ankunft abhängig. Ich denke, wenn er Sie gesehen, gesprochen hat, wird es bald vorüber sein. Er hat ja fast keine Lunge mehr. Mich dauert nur die arme Mutter."

Mir war seltsam schauerlich zu Muthe. Der auf dem Landwege dahin holpernde Wagen, der von Stein zu Stein hüpfte und uns bald nach rechts, bald nach links, dann wieder nach rückwärts oder nach vorne warf, erinnerte mich an die Karren, in welchen man Verurtheilte zum Richtplatze führt. Ich schwieg — mir war sehr unbehaglich.

Der alte Herr sprach mir Muth zu. „Haben Sie Ihre Rolle im Dienste der Humanität so lange gut gespielt, mein Fräulein, so führen Sie sie jetzt vollends und tadellos zu Ende."

Ich nickte. „Denken Sie nur," fuhr er fort, „welches Glück es für Sie ist, daß Sie den jungen Mann nicht lieben. Wäre dies der Fall, so wär's viel bitterer für Sie!" Ich sah den guten Alten an. „Sie haben recht, Herr Doctor, sprach ich und bereitete mich im Geiste auf das Peinliche vor, das mich erwartete.

„Es wird wohl im Krankenzimmer recht dunstig sein?" fragte ich. „Frische Luft ist mein Leben. Dumpfe, unreine Luft droht mich zu ersticken, sie raubt mir den Athem, ich werde rasend in schlechter Luft," sagte ich.

„Wozu wäre ich denn da, wenn solch ein junges Geschöpfchen giftige Luft einathmen müßte?" antwortete mir der Arzt. „Sie haben eine schöne Meinung von einem alten Praktikus." Der gute alte Herr lächelte so freundlich, daß mir einen Augenblick lang leichter um's Herz war. „Der Kranke wird morgen in ein anderes Zimmer gebracht. Milde Wärme, Blumenduft, Licht, reine Luft, das Alles finden Sie, liebes Kind. Aber heute müssen Sie bald zur Ruhe gehen, um sich für morgen zu stärken. Es dämmert schon" — sagte er.

Der Wagen hielt vor einem hübschen, villenartigen Gebäude still, hinter welchem noch mehrere Wohngebäude standen. Wir stiegen aus. Eine weißhaarige, stattliche Dame, in pelzbesetzter Hausjacke, erwartete uns im Flur — Julian's Mutter. Unwillkürlich sank ich in ihre offenen Arme. Ich weiß nicht wie es kam, ich weinte. Ich war überreizt von allerlei Vorstellungen, Eindrücken und Gedanken. Die weite Reise — ich konnte kaum auf den Füßen stehen.

„Julian sendet Ihnen Grüße, liebes Kind," sagte mit thränendurchzitterter Stimme die Mutter. „Er weiß, daß Sie morgen zu ihm hinaufkommen und er genießt heute schon die Seligkeit, Sie unter unserem Dache zu wissen. Fassen Sie sich, liebes Herz, was ist denn Ihr Leid gegen das meine!"

Ein Seufzer entrang sich hier der Brust dieser Niobe, den ich lebelang nicht vergessen werde. Sinnlos warf sich die unglückliche Mutter mit den gerungenen Händen an die Mauer des Flures, ihre Nägel fuhren schrill über den Kalk der Wand, und ein herzzerreißendes Aufschluchzen durchschütterte sie gewaltsam. Ich war sprachlos. Der Arzt umfaßte die Verzweifelnde und bat sie, sich zu besinnen, zu ermannen. Wie irre blickte die arme Mutter um sich, sie strich sich das weiße Haar aus der Stirne und nickte. „Ja, ja," sagte sie vor sich hin. „Julian darf ja nicht erfahren, daß es so schlecht um ihn steht. Elisa, ich bleibe aufrecht; kommen Sie, Elisa."

Julian mußte meinen Namen oft genannt haben, weil Frau Werschbitz mich jetzt so nannte. Mir war aber sehr schlecht zu Muthe. Ich war wie mit Nadeln zerstochen in meinem Gemüthe. Frau Werschbitz führte mich in das für mich bereit gehaltene Zimmer, küßte mich und ließ mich dann mit dem Arzte allein. Dieser sprach: „Man hält Sie hier für die Braut Julian's. Lassen Sie es dabei bewenden, auch vor den Dienstleuten — aus Rücksicht auf die Mutter." Ich nickte.

Man brachte Speisen, ich ließ mich zu Tische führen, aß etwas, der alte Herr speiste mit, dann empfahl er sich, nachdem er mir den Puls gefühlt und mich wieder väterlich auf die Stirn geküßt hatte. „Morgen um zehn Uhr Vormittags bin ich da," sagte er und ging.

Das Stubenmädchen stellte Licht und Feuerzeug auf das Kästchen neben meinem Bette, kleidete mich aus und wollte gehen. Ich bat sie aber bei mir im Zimmer über Nacht zu bleiben. Das freundliche blonde Ding fiel über meine Hände her, küßte sie und weinte. „Warum weinen Sie?" fragte ich.

„Fräulein müssen doch recht unglücklich sein," sagte sie. Ich nickte. „Unsere Gnädige ist auch erst jetzt so schneeweiß am Kopfe geworden," setzte sie hinzu. Dann holte sie Bettzeug und machte sich's auf dem Sopha mir gegenüber bequem.

Ich wäre verrückt geworden, wenn ich diese Nacht hätte allein in dem fremden Hause zubringen müssen — als Braut eines Sterbenden!

Ich fieberte anstatt zu schlafen und stand mit heftigen Kopfschmerzen auf. Ich mußte auf Wunsch der Frau Werschbitz eine rosenrothe Haarschleife nehmen und eine frische Rose, die sie aus dem Treibhause bringen ließ, auf die Achsel stecken, damit die Freudenfarbe den bereits Halbverklärten erquicke und belebe. Geführt vom alten Arzte, trat ich in's Krankenzimmer ein, nachdem die Mutter vorausgegangen und ihren Sohn auf meine Ankunft vorbereitet hatte.

Ach, nie werde ich den Anblick vergessen, der sich mir bot! Wenn der Tod so ist, dann ist er doch nicht gar so häßlich. Freilich, abgezehrt fast bis zum Skelette, war aber doch Julian's Gesicht in seinem Ausdrucke schöner als sonst, obwohl mehr Geist als Körper daran war. Gelblich weiß, wie von Wachs war er, ein rosiger Fieberhauch lag auf seinen Wangen, die blauen Augen waren riesengroß, geradezu strahlend, und um das Haupt wallten die prächtigen blonden Locken, die man ihm schon lange nicht geschnitten hatte und die eine märchenhafte Fülle und Länge erreicht hatten. Bei meinem Anblicke färbte sich sein Gesicht rosiger, er lächelte

Digitized by Google

— es war ein Märtyrerkopf von Glorienschein umgeben. Er flüsterte: „Elisa! Ich wußte, daß Sie kommen werden" — und er hob, kurz und schwerathmend, beide Arme mir entgegen.

Der Arzt zog mich sacht zu seinem Bette. Ich reichte dem Aermsten die Hände — wie selig er da auflächelte! Er erhob sich fast in seinen Kissen. Aber mich durchschauerte es unheimlich, denn seine Knochenfinger waren so feucht — todesfeucht ...

„Mir ist besser" — hauchte er hüstelnd. „Die Krise kommt" — flüsterte er. Er sank in die Kissen zurück, hielt meine Hände fester und immer fester, zuletzt so fest, daß es wie ein Zittern und Zucken durch seinen ganzen Körper lief. „Dank, Dank, Elisa!" flüsterte er kaum mehr vernehmbar. Seine Augen ruhten starr auf mir, ehe sie sich schlossen, er begann tief zu athmen. Die Brust ging ihm auf und nieder, wie eine Maschine — es war nur mehr wie die letzte Drehung eines treibenden Rades; seine Finger wurden eiskalt, dann wurde er plötzlich ganz farblos im Gesichte — jäh — er war todt.

Ein furchtbarer Schrei neben mir — die Mutter, die mit krampfhaft gefalteten Händen dagestanden hatte, lag bewußtlos auf den Dielen.

Ich machte mich von den erstarrenden Fingern des Todten los, während der Arzt und die herbeigeeilte Dienerschaft Frau Werschbitz auf's Sopha legten.

Wie ich das Alles ertrug — ich weiß es nicht. Mich schüttelte es so, daß mein Körper wie von unsichtbarer Hand gestoßen, hin und her zuckte. Meine Zähne schlugen aneinander, meine Augen waren heiß und trocken, aber ich fand noch so viel Kraft, die rothe Rose und die rothe Schleife von mir abzulösen und sie dem armen Julian in die todten Hände zu stecken. Dann trat ich zu der bewußtlosen Mutter hin, kniete vor ihr nieder. Ich weiß nicht wie es kam, ich habe plötzlich furchtbar weinen müssen — es war wie ein Schluchzkrampf.

Aber selbst diese heißen Thränen weckten die arme Mutter nicht, deren größtes Glück es war, daß sie nicht mehr erwachte. Der Schlag hatte sie getroffen, als sie den geliebten Sohn todt sah. Alle Wiederbelebungsversuche waren vergeblich.

Ich reiste noch an demselben Tage nach Hause zurück, wo ich sehr leidend ankam. Es dauerte viele Tage bis ich mich erholt und meine gute Laune wiedererrungen hatte.

Hoffentlich bekomme ich niemals mehr eine Rolle zu spielen, wie diese schreckliche erste!

Aus der Hauptstadt.

Die Akademische Kunstausstellung.

VI.

Der vierte und der fünfte Hauptsaal bieten Gelegenheit, sich wieder einmal mit den Mängeln und Vorzügen unserer Hellmaler zu beschäftigen. Karl Rolle's Plauderstunde müssen wir preisgeben. Der alte Hausfreund im Schurzfelle, der dem nachbarlichen Ehepaare in der bescheidenen Behausung einen Brief vorliest, ist für die Lebensgröße nicht interessant genug. Wir tragen zwar kein Verlangen danach, auch noch die unteren Extremitäten der Gruppe kennen zu lernen, aber es will doch als ein Mißbrauch erscheinen, derartige Sujets mitten durch zu schneiden und die untere Hälfte zu unterschlagen. Jedenfalls ist es wirksamer, das ganze Format eines solchen Genrebildes zu reduciren, sobald man sich bewußt wird, der Füllung einer so großen Leinwandfläche nicht gewachsen zu sein. C. Jacoby ist mit seinen Figuren von etwa ein Drittheil Lebensgröße schon hart an der Grenze des Zulässigen angelangt. Seine Malweise charakterisirt sich als bewußte Nachahmung Fritz v. Uhde's, von dem er gelegentlich auch die Typen entlehnt. Das Tischgebet erinnert im Arrangement wie in den Einzelfiguren an das „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast" des Münchener Reformators der religiösen Malerei. Selbständiger in der Erfindung ist sein Gedenktag. Die vier friesischen Küstenbewohner, die da vom Beschauer abgewandt mit weiten Schritten über die Moorfläche hingehen, um ihren Todten auf dem Kirchhofe einen Besuch abzustatten, sind bis in die Details der Bewegung hinein treu beobachtet. Die landschaftliche Stimmung, der bedeckte Himmel, die dicht über den Boden streifenden Möven, das Alles trägt zu der einheitlichen Wirkung des Bildes bei. In stetig wachsendem Selbstbewußtsein bethätigt sich das reiche Können Max Liebermann's. Die alte Frau am Fenster und das an der gleichen Lichtquelle arbeitende Mädchen gehören allerdings zu dem eisernen Bestande der hell malenden Naturalisten. Seine Conservenmacherinnen dagegen — eine Anzahl junger und alter Frauen, die, auf Bänken an einer langen Tafel sitzend, Gemüse reinigen — zeugen von einem coloristischen Feingefühle, das wir an unseren modernen Naturalisten selten genug zu rühmen Gelegenheit haben. Aus den herrschenden Grundtönen Braun und Dunkelgrün leuchten Localfarben heraus, wie sie etwa ein Jan Steen und Adrian Ostade zusammenzustimmen pflegen. Im Wesentlichen nach dem naturalistischen Kanon ist auch Johannes Kleinschmidt's Bildniß eines alten Mannes gemalt. Es handelt sich hier um ein in die Sphäre des Genres hinaufgerücktes Portrait in Lebensgröße, das in Folge einer Wichtiges und Unwichtiges richtig abwägenden Technik von der Fußspitze bis zu dem Käppchen der auf den Stock gestützt auf einem Stuhle sitzenden Figur interessirt. Als geistreiche Reconstruction charakterisirt sich Fritz Fleischer's Andacht. Eine alte Frau sitzt vor einem bunt bemalten Glasfenster an ihrem Betpulte und liest eifrig in der Bibel. Das dem 16. bis 17. Jahrhundert entliehene Kostüm, die glatte, vertriebene, jedem Detail in Zeichnung und Farbe gerecht werdende Malweise erinnern an Holbein. Nur die auf dem Buche ruhende Hand ist in der Formengebung modern flüchtig behandelt. Ein Naturalist strengster Observanz unter den Landschaftern ist der Karlsruher Franz Hochmann. Um sich als solcher auszuweisen, hat er in einer noch kahlen Pappelallee eine Anzahl grunzender und sich wälzender Schweine untergebracht und das Ganze als Vorfrühling bezeichnet. Es hätte der bizarren Staffage nicht bedurft, auch ohne sie würde das Bild als eine treue, alle Schönfärberei absichtlich vermeidende Abschilderei der Natur in einem an sich reizlosen Uebergangsstadium erscheinen. Die klare Luftstimmung, der feine silbergraue Ton, der das Ganze beherrscht, genügen, um das Interesse zu erregen und zu fesseln. Mit kräftigerer Lichtwirkung arbeitet Müller-Kurzwelly, der eine Kuhheerde am Wasser durch einen breiten, aus Wolken brechenden Lichtstrom bescheinen läßt. Auch C. Scherres's Miniaturlandschaften suchen ihre Stärke in der kräftigen Beleuchtung landschaftlicher Formen, deren satte Farben durch vorausgegangenen Regen und bevorstehenden Sonnenuntergang motivirt sind. Halten sich die bisher genannten Landschafter an die vertrauten Reize der Heimath, so muthet uns Ernst Körner, wie gewöhnlich, einen Ausflug in das Land der Pyramiden zu. Das Assasifthal der Nekropole zu Theben will uns trotz seiner fahlgelben Steinmassen monoton und langweilig erscheinen, während der Innenraum des Tempels Seti I. zu Abydos ein kleines Meisterstück der Behandlung farbloser architektonischer Formen im vollen Sonnenlichte ist. Auf ein ultramarinblaues Meer, gelbliche Felsmassen und nackte, in einer Grotte gelagerte Frauenkörper läßt Müller-Breslau die liebe Sonne scheinen. Er führt uns zwar nur bis an die Riviera der Levante mit seinem Strandidyll, stellt aber schon hier an unseren Farbenglauben märchenhafte Anforderungen.

Da es nun einmal auf der diesjährigen Ausstellung kaum einen Quadratmeter Wandfläche gibt, wo man vor einem Portrait sicher wäre, so können wir nicht umhin, auch hier ein paar Leistungen auf diesem emsig beackerten Gebiete hervorzuheben. Bruno Pinlow bringt einen schwefelgelb beleuchteten Damenkopf mit modernem Hutaufbau, der uns rembrandtesk sein sollend anmuthet. Liegt hier die Bizarrerie im geschlossenen Beleuchtungseffecte, so kommt uns Fritz Paulsen exotisch-orientalisch, indem er Frau H. Pascha in einem blutrothen Theatersurtout mit einem goldgelben Spitzentuche auf dem Kopfe malt. Von den Gesichtszügen der beiden Damen ist wenig zu sagen, sie sind gewiß so ähnlich als möglich, und da wir nicht die Ehre ihrer persönlichen Bekanntschaft haben, müssen sie uns als Träger der schwefelgelben Beleuchtung resp. des gelben Kopftuches genügen. Der meisterhaft gemalte Kopf eines alten Tyrolers von Franz von Defregger mag durch seine energische Charakteristik für manche Sünde entschädigen, die wir dem Maler in letzter Zeit zu verzeihen hatten. Hier ist er einmal wieder der alte treue Schilderer der wetterharten, im Kampfe ums Dasein erstarrten Züge seiner Landsleute. Zum Schlusse sei noch Paul Bülow's tüchtiges Portrait Kaiser Wilhelms I. erwähnt, das für das Hohenzollern-Museum bestimmt ist. Wie er in der weißen Weste mit offenem Uniformrocke, das Pincenez in der Hand, um sofort die Lectüre eines Schriftstückes fortzusetzen, am Schreibtische lehnt und mit den milden Augen auf den Beschauer herablächelt, so haben wir ihn oft am historischen Eckfenster gesehen und so mag er, ein Bild frischen, gesegneten Greisenalters, auf die Nachwelt kommen.

U. M.

Notizen.

Geschwister. Von Hermann Sudermann. Zwei Novellen. (Berlin, F. und G. Lehmann.) — Das stark realistisch gefärbte Talent Sudermann's ist in den Feuilletons unserer politischen Tagesblätter groß gezogen und kann diese Erziehung selten verleugnen. Mit kräftigen Drückern auf Capitelschlüsse hinarbeitend fehlt ihm die künstlerische Ruhe und Klarheit. Diesem Mangel steht als Vorzug ein bewegliches schriftstellerisches Temperament gegenüber, daß sich dem Leser aufdrängt und ihn wider Willen mit sich fortreißt. In den beiden Parallelnovellen wird das alte Thema von der verbrecherischen Liebe zwischen Schwager und Schwägerin in spannender Weise variirt. In dem einen Falle handelt es sich um die vollzogene That, in dem zweiten um eine bloße Gedankenschuld. Beides führt zur Sühne durch den Tod. Besonders wo die Leidenschaft zu Worte kommt, bietet Sudermann einen reichen Fond von Beredtsamkeit auf. Die Composition ist ein wenig unklar und verworren und weiß nicht immer das rechte Gleichgewicht zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem herzustellen.

g. m.

Digitized by Google

Inserate.

Im Verlage der **Dyk'schen Buchhandlung** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Dünzer, Goethe und Karl August.
3 Thle. in einem Bande. 2. Aufl. Broſch. *M* 18.—. Geb. *M* 20.—.

Dieses längst erwartete Werk von der Hand des vertrautesten Kenners des Weimarischen Hof- und Dichterlebens stellt die Beziehungen Goethe's zu seinem Fürsten, dem bedeutendsten seiner Zeit, in eingehendster Weise dar und wird jedem Goetheverehrer sowie allen Freunden unserer neueren vaterländischen Geschichte höchst willkommen sein.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio, geb. München, 1883, neu 40 *M*. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbfz. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 *M*. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M*. — **Goethe's** sämmtliche Gedichte. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 *M*. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur. Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift. 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke. Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 *M*. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern. Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 *M*. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Imperial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques, Par. 72, 4 vols. maroquin. Zus. 50 *M*. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hlf. 40 *M*. — **Ubicl,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hlf. 10 *M*.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

Sammlung von Actenstücken
in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

Mahabharata: Der Grosse Krieg.
Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Wunderer Republik", des „Weems des Gerichts" u. s. w.
Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — *M* 2.40.
Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf kritteln „wunderlich" mein Werk mir schelten;
Wunderlich erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

CACAO-VERO,
entölter, leicht löslicher
Cacao.
Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffenen Cacao.
Preis per ½ ¼ ⅛ ¹/₁₆ m Pfd.-Dose
85Ø 3Ø 15Ø 7½ Pfennige.
HARTWIG & VOGEL
Dresden
Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatessen- u. Droguengeschäften.

Verlag von **Georg D. W. Callwey** in München.

Ein Frauenloos.
Roman
von
Julius Grosse.
16 Bogen 8. eleg. brosch. *M* 3.—.
Dieser neueste Roman des beliebten und gern gelesenen Autors ist eine interessante psychologische Studie, in welcher die Frage des Hypnotismus in ungemein anregender Art behandelt wird. Er ist spannend geschrieben mit geistvollem, feinem Dialog und wird seinen gebildeten Leser unbefriedigt lassen.

Das im sechsten Jahrgang erscheinende
Jahrbuch für Gartenkunde und Botanik
redigirt von
Carl Hampel, fürst. Obergärtner a. D. in Berlin-Treptow und **Heinrich Zintelmann,** königl. Garten-Inspector in Potsdam.
Jährlich 12 Hefte gr. 8. mit herrlichen Abbildungen. Preis 9,60 Mark.
ist das vornehmste, gediegenste, reichhaltigste, praktischste und verhältnissmässig billigste Organ auf dem Gebiete der Garten- und Pflanzenkunde. Verbreitet in ganz Europa. Gärtnern, Gartenfreunden, Gartenbauvereinen, Gartenbau-Vereinen, Lesezirkeln ist das Jahrbuch unentbehrlich.
Probeheft durch jede Buchhandlung oder direct vom Verleger zu beziehen.
Abonnements-Aufträge
durch die Buchhandlungen aller Orten oder durch die Postämter (das Jahrbuch ist im Post-Zeitungs-Catalog, fechster Nachtrag erste Abtheilung unter Nr. 2739a eingetragen) event. directer Bezug von
Braunschweig.
Verlagsbuchhandlung Gebrüder Haering.

Nordische
Ausstellung in Kopenhagen
für Industrie, Ackerbau und Kunst.
Von sämmtlichen Zeitungen Deutschlands als einzig dastehender Erfolg bezeichnet.
Thorwaldsens Museum — Tivoli — Französische Kunstausstellung — Thiergarten — Seebad.
Von **Hamburg** nach **Kopenhagen** täglich zwei Mal Verbindung über Kiel oder Warnemünde (12 Stunden). — Von **Berlin** nach **Kopenhagen** täglich Verbindung über Gjedser oder Stettin (13 Stunden).
Rundreisebillette und Retourbillette werden zu ermässigten Preisen ausgegeben.
Das Ausstellungscomité unterhält zur Bequemlichkeit der Reisenden ein officielles Fremdenbureau, wo alle möglichen Aufschlüsse auf Verlangen gratis gegeben werden und welches ein Einquartirungsbureau enthält, wo Logis zu ermässigten Preisen angewiesen werden.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.
Das Preussische Staatsrecht
auf Grundlage des Deutschen Staatsrechts
dargestellt von
Dr. Herm. Schulze.
Erster Band. Zweite Auflage.
XII und 650 Seiten. gr. 8. geh. *M* 12; fein geb. *M* 13.50.
(Ein ausführlicher Prospekt wird auf Verlangen unentgeltlich versandt.)

Bestellungen auf die
Einbanddecke
zum XXXIII. Bande der „**Gegenwart**", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction: Berlin S.W., Wilhelmstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Berger & Pluty** in **Leipzig.** **Expedition: Berlin S.W.,** Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 36. Berlin, den 8. September 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die nordschleswigsche Frage. Von P. Asmussen. — Nationalstolz und Vorurtheil in Volkssitten. Von Paul Schellhas. — Literatur und Kunst: Die Frauenerscheinung in der „Hexenküche". Von Eugen Reichel. — Zur Fremdwörterfrage. Von Bruno Gebhardt. — Populäre Mißverständnisse. Von Rudolf Kleinpaul. (Schluß.) — Feuilleton: Die Duellwuth. Von Eugène Chavette. Autorisirte Uebersetzung. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen: „Nanon Raymethan". Schauspiel in fünf Acten von Alphonse Daudet. Deutsch von Otto Brandes. Von M. — Die Akademische Kunstausstellung. VII. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

Die nordschleswigsche Frage.

Von P. Asmussen.

Vor kurzem hat der Brüsseler „Nord", dem man in eingeweihten Kreisen bedeutende Fühlung mit dem russischen auswärtigen Amte zuschreibt und der sich aus dem Grunde der halbofficiösen Presse zugesellt hat, der Welt den zweifelhaften Dienst erwiesen, die nordschleswigsche Frage wieder auf's Tapet zu bringen, eine Frage, an die in politischen Kreisen kaum jemand mehr dachte. Das genannte Blatt führte, als alle Welt insolge des Kaiserbesuches in Kopenhagen an eine Besserung der Beziehungen zwischen Deutschland und Dänemark glaubte, aus, daß an solche Besserung nicht zu denken sei, bevor Deutschland nicht Nordschleswig an Dänemark abgetreten habe. Namhafte deutsche Preßstimmen führten aus, daß der Sinn des fraglichen Artikels im Brüsseler Blatte ein tieferer sei, indem es eigentlich mit Dänemark Frankreich und mit Nordschleswig das linke Rheinufer, speciell Elsaß-Lothringen meine. Wie dem aber auch sei, die beste Zurückweisung dieser und ähnlicher Zumuthungen brachte die Rede unseres Kaisers in Frankfurt a. O. Der Monarch sprach allen Deutschen aus dem Herzen, als er erklärte, daß wir nur durch einen Kampf auf Leben und Tod gezwungen werden könnten, Gebiete abzutreten, die uns nach Recht und Gerechtigkeit gehören. Man hat die Rede eine kriegerische genannt, aber mit Unrecht. Es geht aus derselben nur hervor, daß wir unseren Besitzstand bis auf das kleinste und entlegenste Dorf uns erhalten, nicht aber, daß wir irgend einen unserer Nachbarn anzugreifen gedenken. Wer mit uns in Frieden leben will, hat von uns nichts zu fürchten, wer uns aber angreift, der möge sich in Acht nehmen. Das ist kein neues Programm, das sind die Grundlinien der äußeren Politik, wie sie unter Leitung des Fürsten Bismarck seit 1871 von Deutschland getrieben worden ist.

Die Kaiserrede in Frankfurt macht eigentlich eine Beleuchtung der nordschleswigschen Frage, die der „Nord" aus der Rumpelkammer hervorgezogen hat, überflüssig. Aber dennoch sei es mit gestattet, auf diese Frage etwas näher einzugehen. Nachdem in Nr. 19 dieser Zeitschrift nachgewiesen wurde, daß ein historisches Recht der Dänen auf Schleswig nicht bestehe und daß der 1864 in Erfüllung gegangene Wunsch der Schleswig-Holsteiner, los von Dänemark zu kommen, ein berechtigter sei, können wir heute mit dem Jahre 1864 beginnen. Die Ursachen des deutsch-dänischen Krieges sind bekanntlich, daß Dänemark in Schleswig-Holstein gerade das Gegentheil von dem that, wozu es contractlich verpflichtet war. Dänemark begann den Krieg natürlich nicht im Vertrauen auf seine eigene Macht, sondern indem es sich auf thätige Hülfe Englands, Frankreichs und Rußlands verließ. Namentlich auf Betreiben Englands kam denn auch der Waffenstillstand vom 12. Mai bis 26. Juni zu Stande, während dessen man in London über den Frieden unterhandelte. Oesterreich und Preußen schlugen eine Theilung Schleswigs nach Nationalitäten vor, so zwar, daß die Linie Apenrade-Tondern südliche Grenzlinie bleiben solle, ja, sie hätten ferner die nördlich der Linie Flensburg-Tondern belegene kleinere Hälfte Schleswigs bei Dänemark gelassen, wenn dieses mehr Entgegenkommen gezeigt hätte. Da aber Dänemark von solchen Vorschlägen nichts hören wollte, erklärten die Gesandten des Deutschen Bundes, fortan die völlige Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark fordern zu müssen. Der Krieg nahm seinen Verlauf und da die Großmächte, vom Eigensinn der Dänen auch eben nicht angenehm berührt, jede Einmischung zu Gunsten Dänemarks unterließen, war die völlige Niederlage dieser kleinen Macht des Krieges nothwendiges Resultat. Im Wiener Frieden vom 30. October 1864 mußte Dänemark ganz Schleswig-Holstein mit Ausnahme kleiner Streifchen im Nordosten und Nordwesten, die es als Entschädigung für die mit abgetretenen jütischen Enclaven in Schleswig erhielt, an den König von Preußen und den Kaiser von Oesterreich abtreten und mußte sich von vornherein mit Allem einverstanden erklären, was die Beiden mit den Ländern und in denselben anfingen.

Mit dem Tage also stand Dänemark kein Recht mehr zu, in Schleswig-Holsteins Angelegenheiten sich einzumischen. Daß die Entwickelung der Dinge in diesen Elbherzogthümern die nächste Veranlassung zum großen deutschen Kriege von 1866 abgaben, ist männiglich bekannt. Der Prager Friede vom 23. August 1866 übergab gegen eine Entschädigung von 20 Millionen Thalern Schleswig-Holstein an Preußen allein. In diesen Friedensvertrag setzte Napoleon III. ein Kuckuksei. Dieser hatte sich nämlich in Wien zum Friedensvermittler angeboten und konnte nicht gut abgewiesen werden. An der raschen Energie des Grafen Bismarck scheiterten freilich seine Pläne, für Frankreich Gebietserweiterungen zu erreichen, aber er erreichte doch eine Clausel, dahin lautend, daß Nordschleswig an Dänemark abgetreunt werden müsse, falls die Bevölkerung dieses Bezirkes den Wunsch dazu in freier Abstimmung zu erkennen gebe. Das ist der berühmte oder vielmehr berüchtigte § 5, der in Folge der Ausführungen des „Nord" in unseren

Digitized by Google

Tagen wieder in der Presse spukt. Oesterreich bekam dadurch das Recht, von Preußen eine Gebietsabtretung verlangen zu können, und Dänemark erhielt Anwartschaft auf ein Stück preußischen Gebietes. Das Verhältniß der Cabinette von Wien und Kopenhagen zu dem von Berlin mußte ein gespanntes bleiben, so lange die Clausel nicht auf eine oder die andere Weise aus der Welt geschafft war. Und es lag ja eben im Interesse des französischen Kaisers, Preußen mit Feinden zu umgeben, da er schon 1866 entschlossen war, sobald er seine Rüstungen vollendet hatte, einen Krieg mit Preußen anzufangen.

Recht betrachtet aber ist der § 5 immer eine Ungeheuerlichkeit gewesen. Das Gebiet, das auf Verlangen Oesterreichs und auf Wunsch seiner Bevölkerung an Dänemark fallen sollte, war keineswegs ein genau bezeichnetes. Nordschleswig wird weder durch administrative noch durch eine überall markante natürliche Grenze von Südschleswig getrennt, wenn auch die auer über den Heidrücken verlaufende, südlich von der Geilau von Friisleé bis Dumptrup sich erstreckende Moor- und Sumpfniederung als natürliche Grenze gelten könnte. Ebenso wenig war die Zeit bestimmt, wann eine solche Volksabstimmung zu erfolgen habe, vielmehr fehlte es an jeglichen näheren Angaben derselben. Es ist aber eine juridische Ungereimtheit, eine Leistung von Jemandem zu verlangen und nicht anzugeben, innerhalb eines wie langen Zeitraumes dieselbe vollbracht werden müßte. Hätte Oesterreich wirklich verlangt, die Volksabstimmung müsse dann und dann vorgenommen werden, Preußen hätte immer noch Einwendungen machen können und Oesterreich hätte sich genöthigt gesehen, sie gelten zu lassen, es hätte sich mit einem einfachen „Jetzt noch nicht" der preußischen Regierung zufrieden geben müssen, weil es rechtlich nicht die Bestimmung zu einem bestimmten Termine verlangen konnte. Und es würde sich gehütet haben, zu Gunsten Dänemarks mit Preußen einen Krieg anzufangen. Aber dem Franzosenkaiser war mit einer so unbestimmt gehaltenen Clausel am besten gedient, sie sollte ja nur Zwietracht zwischen Preußen und Oesterreich säen.

Nach Maßgabe des erwähnten Artikels also war zu den vielen anderen politischen Fragen auch eine nordschleswigsche gekommen, die aber nicht der großen politischen Welt, sondern nur Dänemark etwas anging, insofern es etwas bekommen sollte, Preußen, indem es eventuell etwas abgeben mußte, und Oesterreich, indem es die Abtretung verlangen konnte. Dänemark, obgleich es eigentlich nächstbbetheiligt war, hatte nichts zu fordern, auch die dänisch gesinnten Nordschleswiger, die sich noch immer mit Vorliebe auf den Artikel 5 berufen, nicht. Man setze einmal den Fall, der Artikel wäre ein geheimer gewesen, wie dergleichen Artikel ja häufig genug sind, dann hätten weder die Dänen, noch die Nordschleswiger von demselben eine Ahnung haben können, so hätten die Nordschleswiger nie gewußt, daß sie thatsächlich 12 Jahre hindurch Aussicht gehabt hätten, wieder an Dänemark kommen zu können. Und wäre die Clausel auch noch insgeheim gestrichen worden, so hätten nur die leitenden Kreise in Preußen und Oesterreich Kunde von der Verpflichtung Preußens gehabt, Nordschleswig eventuell an Dänemark abzutreten, und doch hätte die Verpflichtung 12 Jahre zu Recht bestanden. An dem Prager Friedensschlusse waren eben nur Preußen und Oesterreichen, nicht aber auch die Dänen betheiligt. Dänemark hatte schon kaum zwei Jahre früher allen seinen Rechten auf Schleswig-Holstein entsagt. Es ist darum eine Unverschämtheit, wenn die dänische Chauvinisten- und die nordschleswigsche Protestpresse die Volksabstimmung forderte, es ist ein Eingriff in die Rechte Oesterreichs.

Wir haben schon oben erwähnt, daß die Verpflichtung, die Preußen aus dem Artikel 5 des Prager Friedensvertrages erwuchs, nur 12 Jahre bestand, daß sie also heute nicht mehr besteht. Oesterreich hatte von vornherein keinen Grund, für Dänemark Kastanien aus dem Feuer zu holen, um so mehr Grund aber, offen und rücksichtslos sich an Deutschland anzulehnen zu Schutz und Trutz. Als darum im Jahre 1878 ein gutes Einvernehmen zwischen Deutschland und Oesterreich endgültig zu Stande kam und Kaiser Wilhelm zu verstehen gab, daß ihm an der Beseitigung der nordschleswigschen Clausel etwas gelegen sei, gab sein Bundesgenosse und Freund, Kaiser Franz Joseph, der deutlich genug die Schwierigkeiten erkannte, die der Artikel 5 der Politik überhaupt und Oesterreich insbesondere zu bereiten im Stande sei, bereitwillig seine Zustimmung zur Streichung dieser Clausel. Seit dem Jahre 1878 besteht also die nordschleswigsche Frage in der That nicht mehr. Denn die Frage betraf doch im Grunde nur Preußen und Oesterreich, und obgleich eigentlich daran nichts liegt, so möge es doch erwähnt werden: dieselben Herrscher, die einst den Friedensvertrag mit dieser Clausel geschlossen hatten, König Wilhelm von Preußen und Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, haben auch die Clausel außer Gültigkeit gesetzt. Daß sie dazu berechtigt waren, wird ihnen Niemand bezweifeln, und daß mit der Beseitigung dieser Clausel die nordschleswigsche Frage zu existiren aufhörte, wird Keiner bestreiten, der mit politischen Dingen nur halbwegs Bescheid weiß. Von einer Frage im politischen Sinne kann mithin heute der „Nord" gar nicht reden, denn unter einer politischen Frage versteht man doch eine mit bedeutenden Schwierigkeiten verknüpfte, noch zu lösende Aufgabe. Eine solche liegt aber in Nordschleswig gar nicht vor. Nach Beseitigung der Clausel ist eben Nordschleswig rechtlich unzweifelhaft preußischer Besitz geworden.

Die einzige Schwierigkeit, wenn man diese Bezeichnung überhaupt gelten lassen will, besteht darin, daß die nordschleswigschen Protestler und die dänischen Chauvinisten gegen die Aufhebung des Artikels 5 bis auf den heutigen Tag heftig opponiren. Aber einmal wird das Gebiet der Protestler nur von etwa 150,000 Menschen bewohnt, und selbst in diesem Gebiete sind sie nicht unbedingt Herren und Meister. Mit der deutschen Sprache rückt auch die deutsche Gesinnung langsam aber stetig nach Norden vor, im südlichen innerhalb des Landstriches, der den Protestlern gehört, gibt es Gebiete, in denen das Deutschthum rapide Fortschritte macht. Die Gesuche um Einführung der deutschen Schulsprache gehen in der allergrößten Mehrzahl nicht von einer Minderheit Deutschgesonnener aus, und solche Gesuche mehren sich von Jahr zu Jahr. Daneben lassen die verschiedenen Wahlen mit der erwünschtesten Deutlichkeit erkennen, daß es den Dänen immer schwerer wird, ihre Candidaten durchzubringen. Andererseits ist Dänemark allein nicht so mächtig, von Deutschland die Abtretung Nordschleswigs erzwingen zu können. Eine fremde Großmacht aber wird sich hüten, aus dem Grunde mit Deutschland einen Krieg anzufangen. Die Stimmen der dänischen Chauvinisten beginnen deswegen auch weniger Gehör im dänischen Volke zu finden, wenn sie auch unermüdlich thätig gewesen sind, Deutschland als den eigentlichen Feind Dänemarks hinzustellen, der auf nichts sehnlicher warte, als auf eine günstige Gelegenheit, um über dasselbe herfallen zu können. Nicht zum wenigsten hat der Kaiserbesuch in Kopenhagen dazu beigetragen, die Stimmung zu einer besseren zu machen. Und wenn der dänische König nunmehr auch unserem Kaiser in Berlin einen Besuch abgestattet hat, so müssen die Chauvinisten in Dänemark wohl oder übel die Abneigung zwischen den Cabinetten von Berlin und Kopenhagen als im Schwinden begriffen und die Besserung der Beziehungen zwischen beiden als historische Thatsache ansehen. Und daß sie in der That ihres Einflusses auf das dänische Volk gar nicht ganz sicher sind, daß sie sich noch und nach bewußt werden, ein bedeutender Theil des Volkes stehe nicht mehr hinter ihnen, sondern wünsche offenen Anschluß an Deutschland: das geht doch deutlich genug aus der Haltung der Chauvinistenpresse vor und nach dem Kaiserbesuche in Kopenhagen hervor. Vorher meinte „Dagblad", das Hauptorgan derselben, es wolle zu Niemand in Kopenhagen die dort weilenden zahlreichen Deutschen hindern, ihren Kaiser enthusiastisch zu begrüßen, die Dänen aber würden sich dem Besuche kühl gegenüberstellen und ihm zu verstehen geben, daß man Nordschleswig weder vergessen habe, noch je vergessen werde. Trotzdem aber war die Begrüßung des Kaisers auch von Seiten der Dänen eine überaus herzliche. Hinterher zeigte sich allerdings, daß es auch ohne freilich ganz vereinzelte chauvinistische und antideutsche Kundgebungen nicht abgegangen war. Nun aber fand die deutschfeindliche Presse weder den

Digitized by Google

Muth, dieselben in Schutz zu nehmen, noch mochte sie dafür die Verantwortung auf sich laden. Sie bezeichnete das Ganze als einen Dummenjungenstreich. Das wird's nun auch wohl gewesen sein, und auch uns fällt es nicht ein, das „Dagblad" für diese internationale Unhöflichkeit verantwortlich zu machen. Aber wäre die Chauvinistenpresse überzeugt gewesen, das Volk hinter sich zu haben, sie hätte wohl diesen Schuljungenstreich als eine Art nationaler Heldenthat auspofaunen sollen, um so mehr, als sie doch, wenn's genau genommen werden soll, zu solchen Demonstrationen aufgefordert hatte.

In Deutschland herrscht noch an manchen Orten die Meinung, gerade die Umgebung des Königs, also die Regierungspartei, sei die deutschfeindliche, während die Oppositionspartei Deutschland freundlich gesonnen sei. Letzteres ist wahr, insofern man von den Männern der Linken keine Aeußerungen gegen Deutschland hört. Aber die Sache hat einen Haken. Der Grund der Spaltung, die zu freilich eine sehr tiefgehende ist, ist nicht das Verhältniß zu Deutschland, der liegt tiefer und kann hier nicht erörtert werden. Ein in die Augen fallender Zankapfel ist die Frage der Nothwendigkeit der Befestigung Kopenhagens. Die Regierungspartei glaubt an dieselbe, die Opposition nicht. Die meint, wenn Dänemark nur aufrichtig bestrebt sei, mit seinen Nachbarn in Frieden zu leben, werde man es auch in Frieden lassen. Sie empfiehlt daher ein Anlehnen an die mitteleuropäische Friedensliga, also auch an Deutschland, muß also jeden Groll gegen letzteres fahren lassen. Die Regierungspartei glaubt im Besitze einer befestigten Hauptstadt einem Weltkriege ruhiger entgegensehen zu können. Wen sie aber für den gefährlichen Feind hält, sagt sie nicht offen, die Chauvinisten denken an Deutschland, und es mag in der Parteileitung, ja in der unmittelbaren Umgebung des Königs auch Stimmen geben, die deutschfeindlich gesonnen sind. Aber wenn die eigentlich leitenden Personen dazu gehörten, so würde unzweifelhaft unser Kaiser in Kopenhagen keinen Besuch gemacht und der dänische König würde den Besuch nicht erwidert haben. Es ist doch undenkbar, daß man in Berlin nicht wissen sollte, woher in Kopenhagen der Wind weht. Und wir brauchen nicht um die Gunst Dänemarks zu buhlen, und kein Deutscher wird der Meinung sein, daß unser Kaiser deshalb den Besuch gemacht hätte. Man möge sich darum nicht dadurch irre machen lassen, daß in Dänemark der Streit der Parteien in erneuter Heftigkeit ausbrechen will und daß die Befestigung Kopenhagens nach wie vor fest beschlossen ist und durchgeführt werden wird. Die Regierungspresse scheint neuerdings Andeutungen dahin zu machen, daß die Spitze dieser Maßregeln gegen ganz andere Feinde gerichtet sei, als gegen Deutschland. Eine deutschfreundliche Wendung der dänischen Politik ist thatsächlich zu constatiren.

Damit ist nun eine Schwierigkeit der sogenannten nordschleswigschen Frage, die seit zehn Jahren eine Frage im politischen Sinne nicht mehr ist, hinweggefallen und die Deutschenfresserei der paar Nordschleswiger ist nicht der Rede werth und kann zudem durch etwas schärfere Maßregeln gegen die Herren Maulhelden, denen man bis dahin mit ungemeiner Milde fast ruhig Alles nachsah, leicht unterdrückt werden. Als Kaiser Friedrich noch lebte, trösteten die Herren Protestler sich damit, dieser werde, wenn er auch nicht dazu genöthigt wäre, schon in Folge seiner edlen Gesinnung aus freien Stücken Nordschleswig an Dänemark abtreten. Abgesehen davon, daß der Monarch in erster Linie doch immer darnach strebt, die Integrität seines Staates zu wahren, wäre es doch ungerecht, die vielen Deutschgesinnten in Nordschleswig an Dänemark auszuliefern, wo der Fanatismus der Menge ihnen eine weit unangenehmere Lage geschaffen haben würde, als die Protestler sie unter dem deutschen Scepter haben. Ihnen geschieht durchaus nichts zu Leide, wenn sie sich nur ruhig verhalten wollen. Was aber dänisches Regiment in deutschen Ländern heißen will, davon weiß jeder Südschleswiger ein Lied zu singen, der die Jahre 1852—1864 erlebt hat. Die Kaiserrede in Frankfurt hebt es denn auch klar und bündig hervor, daß Kaiser Friedrich nicht daran gedacht hat, deutsches Land, mit dem Blute deutscher Landeskinder erkauft, aus freien Stücken herauszugeben. Wir haben an solche Gerüchte auch nie geglaubt, die Protestler wohl auch kaum ernstlich.

Nur der Curiosität halber erwähnen wir hier ein eigenthümliches Tauschproject, durch das man die nordschleswigsche Frage aus der Welt zu schaffen gedacht hat. Hin und wieder ist in der Presse das Gerücht aufgetaucht, Preußen oder Deutschland wolle Nordschleswig gegen die westindischen Inseln eintauschen. Das Lächerliche eines solchen Ansinnens liegt auf der Hand. Nordschleswig hat auf einem Areale von beiläufig 70 Quadratmeilen eine Bevölkerung von rund 150,000 Seelen, die westindischen Inseln aber auf noch nicht 7 Quadratmeilen reichlich 30,000 Bewohner. Dänemark bietet also doch ein bischen gar zu wenig. Es ist landeskundig, daß Dänemark seine westindischen Colonien gern auf eine anständige Art los wäre. Ein solcher Tausch aber wäre den Dänen gewiß in hohem Grade erwünscht, aber auf das Zustandekommen desselben ist nicht zu hoffen, Deutschland wird Nordschleswig nicht abtreten.

Der „Nord" hätte sich seine Ausführungen über die nordschleswigsche Frage billigerweise sparen können. Wie sollte Deutschland dazu kommen, einen Landstrich aus freien Stücken abzutreten, auf den es ein gutes Recht hat und dessen Abtretung heute Niemand mehr verlangen kann? Oder ist vielleicht Rußland geneigt, uns die polnischen Provinzen wieder zu überlassen, die Preußen 1807 an Rußland und an das Großherzogthum Warschau abtreten mußte und die Rußland bis auf Posen und Danzig im Jahre 1815 ganz vergnüglich einsteckte? Würde es uns wohl die Ostseeprovinzen überlassen, weil sie zum großen Theile von deutschredender Bevölkerung bewohnt sind und sämmtlich von Deutschen cultivirt wurden? Oder würde es sie vielleicht an Schweden abtreten, dem sie vor Zeiten gehört haben? Wäre es vielleicht Willens, seine polnischen Landestheile zur Bildung eines Königreiches Polen herzugeben? Gewiß nicht! Aber mit eben dem Rechte wollen wir Nordschleswig behalten, das uns nach gutem Völkerrechte gehört. Daran wird Keiner, am wenigsten der „Nord", etwas ändern!

Nationalstolz und Vorurtheil in Volkstypen.

Von Paul Schellhas.

Eine ganze Reihe von großartigen Erscheinungen im Leben der Völker, eine ganze Anzahl von ruhmvollen Thaten, die auf den Tafeln der Geschichte mit ehernen Buchstaben verzeichnet stehen, sind ein Ausfluß jener völkerpsychologischen Eigenthümlichkeit des Nationalgefühls oder des Nationalstolzes. Andererseits ist dieselbe Erscheinung nicht selten die wichtigste Ursache zahlreicher schwerer und blutiger Verwickelungen, grausamer Verfolgungen und langjähriger Kriege selbst unter verwandten Völkern gewesen, so daß man beinahe zweifelhaft werden könnte, ob man sie noch als eine Tugend und einen erfreulichen Faktor in der Weltgeschichte bezeichnen kann. Jedenfalls gibt es keine Völkertugend, die wie diese, großartig und schön, so leicht in eine Untugend sich verwandelt und in ihren Extremen schädigend auf den Volkscharakter einwirkt. Während einerseits begeisterte Stimmen in allen Sprachen der Erde diese Tugend verherrlichen, haben andererseits stets von Zeit zu Zeit einzelne erleuchtete Köpfe in blasser, unfruchtbarer Theorie, und verschiedene religiöse Systeme in unpraktischer, weltumfassender Schwärmerei sich bemüht, die Gegensätze der Nationen zu verwischen, und auch heutigen Tages strebt eine Anzahl socialpolitischer Staatsutopisten nach einer Art von praktischem und wirthschaftlichem Kosmopolitismus, der indessen trotz seines nüchternen Anscheines auch weiter nichts ist als eine von der Wirklichkeit himmelweit entfernte, ideale Schwärmerei. Man kann auch in den nüchternsten Dingen, und gerade ausschließlich in solchen, ein Idealist sein: ein „Idealist des Realismus", wie es Turgenjew so treffend nennt. — Kurz,

Digitized by Google

der Nationalstolz besteht als eine nie zu beseitigende, ewig wirksame Triebfeder im Leben der Völker, und er wird bestehen, so lange es auf der Erde verschiedene Menschenrassen, verschiedene Staatswesen und verschiedene Klimate geben wird; die kosmopolitischen Ideale sind ebenso unerreichbar und unausführbar, wie die Idee einer allgemeinen Weltsprache.

Ein gewisser Grad von Nationalstolz findet sich bei allen Völkern der Erde; auch das kleinste und unbedeutendste Völkchen, ob es nun ein eigenes Staatswesen ausmacht oder nur ein ethnologischer Begriff ist, hat einen Theil jener Vorstellung, daß ihm bestimmte hervorragende Eigenschaften innewohnen, die es vor den übrigen Völkern auszeichnen. Gewiß ist ja diese Anschauung in den meisten Fällen nicht ganz unrichtig, denn in der That hat jedes Volk, ebensogut wie jeder einzelne Mensch, seine besonderen Vorzüge, die ihm als ein Ausfluß seines innersten Wesens eigenthümlich sind; und es ist nicht mehr als natürlich, daß jeder seine guten Eigenschaften hervorhebt. Sehen wir ja doch überall unsere Vorzüge leichter und deutlicher als unsere Schwächen! —

Auf der anderen Seite zeigt sich aber bei allen Völkern aus ebenso erklärlichen Gründen auch eine gewisse Neigung, die Schwächen der anderen Nationen zu beobachten, und eine Vorliebe, diese Schwächen als die besonders hervorragenden Eigenschaften der fremden Nationen anzusehen. Auch das ist ja menschlich! Je verschiedener Sitte und Gebrauch zweier Völker sind, je ferner sie sich in ethnologischer Beziehung stehen, und je schwerer demgemäß das gegenseitige Verständniß ist, um so leichter werden sie anemander charakteristische Eigenthümlichkeiten entdecken, die ihnen als Schwächen und Fehler erscheinen. Vielfach sind natürlich diese angeblichen Fehler nichts weiter als Eigenschaften, für die den fremden Völkern das Verständniß fehlt, Verschiedenheiten in der physischen Natur, in Sitten und Gebräuchen, die man an einander seltsam findet. So erscheint dem mäßigen Spanier der kräftige Getränke liebende Standinavier leicht als ein Trunkenbold, während dieser den Südländer für einen Schwächling hält, der „nichts vertragen kann".

Aus diesen beiden nebeneinander hergehenden völkerpsychologischen Erscheinungen entspringt nun ganz natürlich nur allzu leicht ein Gefühl der Ueberhebung den anderen Völkern gegenüber. Es ist eine nothwendige Folge dieser fortwährenden Betonung der eigenen guten Eigenschaften und der gleichzeitigen Neigung, die Schwächen der anderen zu beobachten und hervorzuheben, daß eine ungerechtfertigte Ueberschätzung des Nationalgefühls und eine ebenso ungerechtfertigte Herabsetzung und Mißachtung der fremden Völker hervortritt. So entsteht aus dem schönen und edlen Nationalstolz das tadelnswerthe National-Vorurtheil. Dieses National-Vorurtheil in Verbindung mit übermäßigem Nationalstolz ist bei manchen Völkern in so hohem Grade und in so lächerlichen Formen vertreten, daß man wohl berechtigt ist, zu sagen: ein großer Theil jener Neigung zum Entstehen von Zwistigkeiten, zum schnellen und häufigen Wechsel der Zu- und Abneigungen unter den Nationen, die das politische Leben Europas kennzeichnet, ist auf diese nationalen Vorurtheile zurückzuführen.

Es sei von vornherein bemerkt, daß wir Deutschen von diesem Fehler ebensowenig frei sind wie die anderen Völker; das Gegentheil zu glauben, würde eben sofort eine beträchtliche Dosis übermäßigen Nationalstolzes verrathen. Die Pflicht der Selbstprüfung und Selbstbeobachtung liegt den Nationen so gut ob wie dem Einzelnen. —

Es ist einigermaßen auffallend, daß trotz des großartigen Aufschwunges, den der moderne Weltverkehr genommen hat, und trotz der fortdauernden engen Berührung, in der die Völker Europas heutzutage stehen, von einer Abnahme der nationalen Vorurtheile so wenig zu bemerken ist. Indessen man darf nicht vergessen, daß gerade die lebhafte Entwickelung und Bethätigung des Volksbewußtseins und des Nationalgefühles eine charakteristische Tendenz der europäischen Neuzeitgeschichte ist, und mit der Steigerung und Belebung der nationalen Gedanken muß nothwendigerweise auch das Vorurtheil (die Schattenseite des Nationalstolzes, wie alles Gute seine Schattenseiten hat) hie und da seine Förderung finden. Freilich, man sollte meinen und wünschen, daß das Nationalgefühl gedeihen könnte ohne dieses Vorurtheil, die Liebe zum Vaterlande und zum eigenen Volke ohne die Geringschätzung und Verkennung anderer.

Schon oben ist gesagt worden, daß die dem Nationalstolze zu Grunde liegende Vorstellung von besonderen, dem betreffenden Volke eigenthümlichen Vorzügen keine ganz unberechtigte ist, denn ein jedes Volk besitzt solche besonderen Vorzüge. Wenn es aber schon an und für sich bedenklich ist, dergleichen einzelne Züge zu verallgemeinern, so wird eine solche Verallgemeinerung noch weit bedenklicher und zweifelhafter durch die Uebertreibung, in der sich der übermäßige Nationalstolz gewöhnlich gefällt. Bekannt ist, was der Franzose, namentlich der Pariser (der Bewohner des „Gehirnes der Welt") in dieser Beziehung leistet. Je lebhafter das Temperament eines Volkes ist, um so je mehr es schon im Allgemeinen geneigt ist, die Dinge zu übertreiben, desto stärker und leidenschaftlicher tritt auch das nationale Selbstgefühl zu Tage, und desto leichter wird der Ausdruck dieses Gefühls zu einer phrasenhaften Maßlosigkeit. So sind denn auch im Süden Europas, bei den romanischen Völkern, die Aeußerungen des Nationalstolzes lebhafter, übertriebener, phrasenhafter als bei den ruhigeren Nordländern.

Aehnlich liegt es mit der anderen Seite des Nationalstolzes, dem Bestreben, fremde Nationen durch Hervorheben einzelner Sonderbarkeiten und Schwächen zu charakterisiren. Auch hier wird nicht nur verallgemeinert, sondern auch übertrieben. Wenn der Engländer als eine „selbstsüchtige Krämerseele", der Franzose als ein „leichtsinniger Prahlhans", der Russe als ein „roher, schnapstrinkender Halbbarbar" bezeichnet wird, so sind das ungeheuerliche Uebertreibungen dieser Gattung, entstanden aus kecken Verallgemeinerungen angeblich beobachteter einzelner Züge.

Diese Art, die Nationen in gewissen besonderen Eigenthümlichkeiten zu betrachten und sie gleichsam durch das Gesammtbild solcher Eigenthümlichkeiten zu personificiren, drückt sich in der Ausbildung und dem Gebrauche gewisser Typen aus, für die besonders die leichteren Gattungen der Malerei und Zeichenkunst eine Fülle von Beispielen liefern. Während ein Theil dieser Typen noch ernsthaft gemeint ist, geht ein anderer Theil direct in das Gebiet der Caricatur über, und hier sind es vor Allem die modernen Witzblätter und was sonst zur humoristischen Literatur gehört, die derartige Typen cultiviren. So findet sich das übliche Bild des Engländers, des Franzosen, des Russen u. s. w. bei uns und anderen Nationen, und bei letzteren trifft man wieder ebenso in üblicher Darstellung das Urbild des Deutschen. Die Entstehung dieser Typen ist meistens nicht mehr nachzuweisen, und nur in wenigen Fällen ist eine bestimmte Figur aus irgend einem literarischen Erzeugniß, nicht selten aus einem populären Bühnenwerke, noch als das Vorbild zu erkennen.

Wenn man nun fragt, inwieweit diese Typen der Wirklichkeit entsprechen, und wenn man darangeht, sie mit den lebenden Vorbildern zu vergleichen, so erkennt man sehr bald, daß sie das nicht sind, was sie zu sein scheinen, nämlich charakteristische Personificationen nationaler Eigenart. Sie sind conventionelle Schablonen, die nur einem kleinen Theile einem bestimmten kleineren Kreise eines fremden Volkes entnommen sind, einem Kreise, mit dem die andere Nation gerade zufällig am meisten in Berührung getreten ist. Ein treffendes Beispiel davon ist die herkömmliche Figur des Engländers bei uns wie bei den meisten übrigen Völkern des Festlandes. Jene bekannte lange Gestalt in großcarrirter, höchst merkwürdiger Kleidung, mit hohen Vatermördern, thurmhohem Cylinder und wohlgepflegten Barteotelettes ist einer ganz bestimmten Gattung von Engländern nachgebildet, die weit davon entfernt ist, als ein Musterbeispiel specifisch englischen Wesens hingestellt werden zu können. Es ist der den Continent bereisende Engländer, eine Gattung, die bei ihren Landsleuten selber ob des schlechten Rufes, in den sie ihr Volk im Auslande bringt, sich durchaus keiner Beliebtheit erfreut. Diese Leute gehören

Digitized by Google

einem ganz kleinen, begrenzten Theile des Volkes an, der seinerseits zu den besten zählt und nicht im Entferntesten zu denjenigen, in denen das kernige, unverfälschte englische Volksthum wurzelt. Zum Theil sind es Emporkömmlinge, die es als ein Erforderniß des feinen Tones ansehen, auf dem Festlande gewesen zu sein, und deren edle Dreistigkeit vielfach dem Bestreben entspringt, dort, wo sie Niemand kennt, für „grands seigneurs", „Lords" u. dgl. gehalten zu werden, zum anderen Theile sind es Leute, deren Vermögensverhältnisse in's Wanken gerathen sind, und die deshalb einige Zeit auf dem Festlande zubringen, wo sie billiger leben können und den kostspieligen gesellschaftlichen Pflichten entgehen. Ein ganz verschwindender Theil gehört endlich wirklich der englischen Aristokratie und den feingebildeten Gesellschaftsklassen an. Daß dieses zweifelhafte Reisepublikum kein Abbild englischen Volkswesens ist, unterliegt keinem Zweifel, und dennoch hat es das Vorbild abgegeben für den Typus des Engländers. So kommt es denn auch, daß die auffallende Kleidung, in der sich ein solches Publikum, wie überall in der Welt, zu gefallen pflegt, als eine specifisch englische Eigenthümlichkeit angesehen wird und an jenem Typus regelmäßig erscheint. Bezeichnend ist es auch, daß die Tracht, in der der Typus des Engländers gewöhnlich dargestellt wird, eine ganz unmoderne ist. Kein eleganter Reisender von heute, und am wenigsten der im Punkte der Herrenkleidung streng „moderne" Engländer trägt diese Tracht, mit der die humoristischen Illustrationen ihn anzuzustaffiren pflegen. Es erklärt sich dies daraus, daß der Typus des Engländers einer früheren Zeit entstammt, als der reisende Sohn Albions in Europe eine weit hervorragendere Rolle spielte als heutzutage, nachdem das Touristenthum allgemeiner geworden ist. Etwa 20—25 Jahre werden wir zurückzugehen haben, um die Modelle aufzufinden, nach denen der Typus des Engländers entwickelt ist.

Neben diesem Typus findet sich noch ein zweiter, der, obwohl er ebenfalls sein Vorbild in einer vergangenen Zeit hat, dennoch weit geeigneter erscheint, englisches Volksthum zu charakterisiren. Es ist die bei den Engländern selbst sehr geläufige und auch von ihnen wohl entnommene Figur des „John Bull", eine untersetzte, kräftige Gestalt in Schaftstiefeln, altmodischem Frack und Cylinderhut. Ihr Vorbild ist der englische Farmer, der allerdings den besten Schichten des Volkes angehört, aber in der Weise, wie er dargestellt zu werden pflegt, heutzutage kaum noch existirt. Seine Vorbilder liegen weit zurück und dürften etwa im Anfange dieses Jahrhunderts, als der Frack und die Reiterstiefeln noch „modern" waren, zu suchen sein. Eine sehr populäre Gestalt aus der englischen Literatur pflegt ähnlich dargestellt zu werden, nämlich Dickens' berühmter Pickwick.

Um gleich ein Beispiel der Gegenseitigkeit solcher unrichtiger nationaler Typen zu geben, sei die Auffassung betrachtet, in welcher der Deutsche seinerseits bei den Engländern erscheint. Allerdings findet sich hier nicht ein so feststehender, herkömmlicher Typus, wie der des Engländers bei uns, indessen läßt sich doch vielfach deutlich erkennen, daß das Vorbild für die Auffassung des Deutschen einer ganz bestimmten Klasse unserer Landsleute entnommen ist, die dem Engländer in seiner Heimath gerade am häufigsten begegnet. Wenn wir die Erzeugnisse der humoristischen Zeichenkunst Englands betrachten, besonders den auf diesem Gebiete classischen „Punch", so treffen wir den Deutschen größtentheils dargestellt als eine etwas eckige, kräftige Gestalt von ziemlich nachlässiger Haltung, gewöhnlich mit einer Brille versehen und den Kopf mit ungeordnetem, widerspenstigem Haare bedeckt, während die Kleidung von derjenigen der pedantisch nach der Mode uniformirten Engländer durch einen gewissen Mangel an Eleganz und Schneiderkunst absticht. Das Vorbild für diese Figuren sind jene namentlich in London zahlreich vertretenen Deutschen, die, den gebildeteren Ständen angehörig, aber ohne den Besitz der gerade in England so sehr nöthigen Geldmittel, sich als Lehrer, Musiker und dergleichen ihr Brod verdienen. Namentlich in dem letzteren Berufszweige sind die Deutschen zahlreich, da der Engländer trotz seiner Liebe zur Musik für deren praktische Ausübung geringes Talent hat. Diese im allgemeinen nicht eben günstig gestellten Einwanderer, die dem in Aeußerlichkeiten bekanntermaßen sehr strengen Engländer durch ihren Mangel an steifer Correctheit auffallen, entdeckt man unschwer als die Vorbilder der humoristischen Typen, in denen der Deutsche bei den Engländern erscheint. Wenn man nun auch hier fragt, wie weit mit diesen Typen das wirkliche eigenthümliche Wesen des deutschen Volksthums charakterisirt ist, so kommt man ebenfalls zu dem Schlusse, daß sich in ihnen eine herkömmliche Schablone zeigt, aber kein treffendes Urbild deutscher Eigenart.

Beide Typen, sowohl der des Engländers bei uns als der des Deutschen in England, entsprechen nicht den Voraussetzungen einer treffenden Personification nationalen Wesens, sie geben nicht ein Bild des Volkes, wie es ist, sondern wie es dem anderen Volke erschienen ist, und sind somit Erzeugnisse oberflächlicher Eindrücke und nationaler Vorurtheile.

Dieselbe Erscheinung finden wir überall, und es sei als ein weiteres Beispiel, welches uns gerade angeht, die Auffassung erwähnt, welche die romanischen Völker und namentlich unsere westlichen Nachbarn, von den Deutschen haben. Volkscharakter und Temperament sind ja hier erheblich verschieden, und demgemäß ist denn auch das Verständniß für das fremde Volkswesen und das Urtheil darüber nur ein sehr einseitiges. Im Gegensatz zu dem lebhaften Temperament des eigenen Volkes fällt dem Romanen natürlich am meisten das ruhigere, kühlere Wesen des Deutschen auf. Im Gegensatz zu der klimatischen Gründen entsprungenen Mäßigkeit des Südländers und seinem im allgemeinen schmächtigen Körperbau, fällt ihm die breite, kräftige Gestalt des Deutschen und seine Vorliebe für derbe, reichliche Nahrung und schwere Getränke auf. Aus diesen Eigenthümlichkeiten schafft sich namentlich der Franzose den Typus des Deutschen mit der entsprechenden Uebertreibung in folgender Weise: große, ungeschlachte Figur, ungeschlachte wie ein halbwilder Cyclopser, den man in der heutzutage übliche Kleidung gesteckt hat, den reichlichen Biergenuß verräth eine entsprechende Körperfülle, dazu rothblonder Vollbart, Brille*) (eine stillschweigende Anerkennung der trotz aller „tüdesquen" Ungeschlachtheit vorhandenen Neigung zur Denkarbeit) und wildes blondes Haar, welches man sich am liebsten von einer preußischen Militärmütze bedeckt vorstellt. Die Charaktereigenschaften dieses deutschen Urbildes sind ungeheuren Phlegma, Bequemlichkeit, Mangel jeder Grazie und Grobheit. Die Lieblingsnahrung einer so animalischen Natur ist natürlich entsprechend compact: Wurst, Sauerkraut, Schnaps, Bier. Wenn man diese bei den ungebildeten Franzosen sehr beliebte Auffassung betrachtet, die doch offenbar der großen Mehrzahl des deutschen Volkes nicht entspricht, und wenn man sich daran erinnert, daß, wie oben erwähnt, derartige Typen meist einzelnen Volksklassen nachgebildet sind, mit denen die fremde Nation zufällig am meisten in Berührung gekommen ist, so ist man versucht, zu vermuthen, daß für dieses derbe Bild französischer Auffassung der deutsche Soldat im Felde Modell gesessen hat, besonders der Reservist und der Landwehrmann. Die diesem Deutschen-Typus angedichtete Derbheit und der Mangel an Sinn für Grazie und für die feineren Genüsse des Lebens in Verbindung mit grobem Nahrungsinstinct paßt auf den Soldaten im Felde, wo die feineren Seiten der menschlichen Natur selbstverständlich in den Hintergrund treten müssen, sehr gut, und zudem ist es ja eben gerade dieser Theil der Bevölkerung Deutschlands — dessen nähere Bekanntschaft zu machen der Franzose die unerwünschte Gelegenheit in seiner eigenen Heimath gehabt hat.

Diesem arg übertriebenen Bilde ähnlich, aber erheblich weniger carikirt, je nach dem Grade der nationalen Abneigung und der entfernteren Bekanntschaft mit deutschem Wesen, sind die Typen, die sich bei anderen romanischen Völkern finden. Immer aber zeigt sich, wie auch hier, daß zur Darstellung derartiger Typen solche Eigenschaften Verwendung finden, die,

*) Sogar die deutschen Offiziere pflegen in Boulevardblättern gern mit Brillen abgebildet zu werden (so auch in Boulanger's „Invasion Allemande")! Darin liegt doch im Grunde genommen eine Anerkennung

Digitized by Google

weil sie von den eigenen Gewohnheiten abweichen und deshalb in der Anschauung eines fremden Volkes besonders auffallend erscheinen, in verallgemeinernder Weise für charakteristisch angesehen werden.

Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß der Typus der deutschen Frau im allgemeinen bei den fremden Völkern besser aufgefaßt wird als der des Mannes. Ein nicht unerheblicher Einfluß dürfte wohl hier den deutschen Dichtern zuzurechnen sein (man denke beispielsweise an die weltbekannte Gretchenfigur Goethe's); dennoch werden auch dem Bilde der deutschen Frau nicht selten übertriebene Empfindsamkeit und namentlich Mangel an gutem Geschmacke und natürlicher Grazie angedichtet.

Ein feststehender Volkstypus endlich, der sich bei uns findet, sei noch erwähnt. Es ist der des Russen, der in deutscher Auffassung eine ähnliche Rolle spielt, wie der deutsche Typus bei den Franzosen. Der Russe pflegt dargestellt zu werden als eine kurze, untersetzte Figur in Bauernkleidung und hohen Stiefeln, mit borstigem Haar und Bart, Stumpfnase und kleinen, von buschigen Brauen beschatteten Augen. Seine charakteristischen Eigenthümlichkeiten sind nach dieser Auffassung Rohheit, Dummheit, Vorliebe für Schnaps und Unsauberkeit. Nun muß man in der That sagen, daß die geschilderte äußere Darstellung des Russen auf den großrussischen Bauern, der ja die Mehrzahl der Bevölkerung ausmacht, so ziemlich paßt; aber auch nur auf diesen, schon auf den Kleinrussen paßt sie nicht mehr. Einseitig aber ist die Auffassung insofern wieder, als sie, wie alle derartigen Typen, die unangenehmen Eigenschaften des Volkes hervorzuheben und zu übertreiben strebt, weil sie die Vorstellung erweckt, als ob der Russe durchweg ein Halbwilder sei, von dem man alles andere als etwas Gutes zu erwarten habe. Jeder, der den Charakter des Russen näher kennt, seine Lebhaftigkeit, Menschenfreundlichkeit und naive Gutmüthigkeit, weiß, daß eine solche typische Verallgemeinerung seiner üblen Eigenschaften ein falsches Bild des Volkscharakters ergibt.

Es sei noch erwähnt, daß nicht wenige Völker überhaupt nicht durch typische Figuren personificirt werden. So z. B. bei uns die Schweden, Norweger, Dänen, Oesterreicher u. a. Der Grund dürfte darin zu finden sein, daß diese Völker theils zu geringes Interesse für die deutsche Volksauffassung haben, theils daß sie wegen ihres Reichthums an verschiedenen Stämmen ein zu wenig einheitliches Bild gewähren, um durch einen bestimmten Typus dargestellt werden zu können, wie dies z. B. mit Oesterreich der Fall ist. —

Die im Vorstehenden näher betrachteten Typen sind die bekanntesten und häufigsten. Wenn sie auch an und für sich harmlose Erzeugnisse nationaler Vorurtheile sein mögen, so entspringen sie doch einmal unleugbar dem unbilligen Bestreben, andere Nationen durch Hervorhebung ihrer scheinbaren Sonderbarkeiten zu kennzeichnen, andererseits erwecken sie nothwendigerweise eine geringschätzige Vorstellung von dem fremden Volkscharakter und tragen dazu bei, die unschöne und bedenkliche Seite des Nationalgefühles, die National-Eitelkeit, die Selbstgefälligkeit und das Vorurtheil zu pflegen.

„Nationalstolz ohne Vorurtheil!" sollte der Wahlspruch jedes wahrhaft patriotischen Politikers sein, denn nur dann bleiben die Völker von den Auswüchsen des Nationalstolzes verschont, die nach außen hin den internationalen Frieden und nach innen den Volkscharakter gefährden.

Literatur und Kunst.

Die Frauenerscheinung in der „Hexenküche".

Von Eugen Reichel.

Ueber Goethe's „Faust" ist schon so viel geschrieben worden, daß man glauben möchte, es wäre Alles erschöpft, was über dieses Werk gesagt werden könnte; und doch, sobald man sich wieder einmal ernstlich mit dem Gedichte beschäftigt, stoßen einem fast auf jeder Seite Stellen auf, die der Erklärung bedürftig erscheinen, und an denen die Erklärer dennoch entweder stillschweigend vorbeigegangen sind, oder mit denen sie sich in einer Weise abgefunden haben, welche Niemand befriedigt. Zu diesen, wenn ich so sagen soll, Räthseln gehört auch die Frauenerscheinung, welche Faust in dem Zauberspiegel erblickt. Man war früher der Meinung, daß dieses „schönste Bild von einem Weibe" entweder Gretchen oder Helena vorstelle; Düntzer war, wenn ich nicht irre, der erste, der diese Ansicht für unbegründet hielt. Er sagt auf S. 268 seiner Faust-Erläuterung: „Unter dem Weibe, welches Faust im Spiegel erblickt, darf man sich nicht etwa Gretchen denken, welche ihm, als er sie zuerst auf der Straße sieht, ganz fremd ist; aber auch nicht Helena, wofür weder die Schlußworte unserer Scene, noch weniger die Aeußerung Faust's im ersten Acte des zweiten Theiles unmittelbar nach dem Erscheinen der Helena spricht, welche gerade das Gegentheil beweist." Aber was denn Anderes unter diesem „Inbegriff von allen Himmeln" dargestellt sei, darüber sagt Düntzer nichts; er fügt den obigen Worten nur noch die Bemerkung hinzu: „Der Verwunderung Faust's über die Schönheit des Weibes spottet Mephistopheles mit der Berufung auf die Bibel, daß Gott erst am siebten Tage den Menschen geschaffen und, nachdem er auch hiermit zu Stande gekommen, gesehen, daß Alles gut war; wobei er völlig vergißt, daß das Weib erst aus der Rippe Adam's geschaffen war." Man versteht nicht recht, warum Düntzer annimmt, daß Mephistopheles glaube, Gott habe das Weib (und obenein das, welches Faust im Spiegel sieht) am siebten Tage geschaffen; so viel aber sieht man, daß Düntzer der Frauenerscheinung rathlos gegenüberstebt. G. von Loeper scheint zu glauben, daß er das, was die Leser und alle anderen Erklärer nicht ergründet haben, auch nicht zu ergründen brauche; daher hüpft er unbefangen über den „hingestreckten Leib" hinweg; und auch der neueste „Faust"-Commentator, K. J. Schröer, weicht der Aufgabe aus, indem er nur bemerkt: „Mephistopheles gewährt Faust den Anblick weiblicher Reize, um ihn in seinem Sinne zu stimmen." Schröer hat sich gar nicht die Frage gestellt, ob denn Mephistopheles überhaupt dieses Mittels bedürfe. Mephistopheles sagt ja für Faust eigens den Trank bereiten, dessen Wirkung derartig sein soll, daß er „Helenen in jedem Weibe" sehen wird; er hat also nicht nöthig, ihm einen nackten Frauenleib vor die Augen zu zaubern, um ihn „in seinem Sinne zu stimmen".

Müssen wir demnach zugeben, daß eine wirkliche Erklärung dieser Phantasmagorie noch nicht geliefert worden ist, so wird es nun darauf ankommen, über dieses räthselhafte Frauenbild Klarheit zu gewinnen. Zu diesem Behufe wird es geboten sein, daß wir uns die Stelle, welche sich auf die Erscheinung bezieht, nen vergegenwärtigen:

Faust: Was seh' ich? Weib' ein himmlisch Bild
Zeigt sich in diesem Zauberspiegel!
O Liebe, leihe mir den schnellsten deiner Flügel
Und führe mich in ihr Gefild!
Ach, wenn ich nicht auf dieser Stelle bleibe,
Wenn ich es wage, nach zu geh'n,
Kann ich sie nur als wie im Nebel seh'n! —
Das schönste Bild von einem Weibe!
Ist's möglich, ist das Weib so schön?
Muß ich an diesem hingestreckten Leibe
Den Inbegriff von allen Himmeln seh'n?
So etwas findet sich auf Erden?

Digitized by Google

Mephistopheles: Natürlich, wenn ein Gott sich erst sechs Tage plagt
Und selbst am Ende Bravo sagt.
Da muß es was Gescheites werden.

Es wird Jedem einleuchten, daß Mephistopheles nicht ohne Grund seine Meinung ausspricht; sie muß demnach ganz besonders in Erwägung gezogen werden. Was ist es nun, worau Gott sich „sechs Tage plagt"? Dünzer nimmt an, daß es der Mensch sei. Aber Faust erblickt nicht den Menschen, sondern ein Weib; das Weib wurde jedoch nicht in sechstägiger Plagearbeit von Gott geschaffen, sondern nach gethaner Arbeit aus des Mannes Rippe geformt. Und so wenig das Weib in sechs Tagen geschaffen wurde, so wenig wurde es der Mann; Gott bringt ihn erst am sechsten Tage hervor; und als mit ihm das letzte Glied der Schöpfung erschienen ist, da betrachtet Gott seine sechstägige Arbeit, Alles, was er gemacht hatte, „und siehe da, es war sehr gut". Also weder in Beziehung auf den Menschen, noch in Beziehung auf das Weib im besonderen sagt Gott „Bravo", sondern einzig und allein in Beziehung auf die Schöpfung; die Welt ist es, an der Gott sechs Tage gearbeitet hat, um sie, wie sich's für den jüdischen Jehovah gehört, alsdann „sehr gut" zu finden.

Sobald wir uns hierüber klar geworden, ergibt sich's ganz von selbst, daß die Frauenerscheinung, welche den bislang mönchischen Faust in Entzückung versetzt, nichts anderes ist, als die im früheren Mittelalter eine so bedeutende Rolle spielende „Frau Welt". Sie ist dieselbe „Frau Welt", welche nach Konrad von Würzburgs Bericht dem fränkischen Edlen, Wirent von Grafenberg, der unausgesetzt nach Glanz und Ansehen strebte, erschienen war, um ihm seinen Lohn zu geben, das heißt, um ihm zu zeigen, daß sie, die an Schönheit alle Weiber überstrahlte, die der Ritter bisher gesehen, von deren strahlendem Leibe sogar das Gemach hell erleuchtet wurde — daß sie trotz aller Schönheit und alles prangenden Schmuckes doch nur ein Behälter für Kröten und Schlangen, eine große Pestbeule sei. Wirent von Grafenberg entsagt hierauf seinen irdischen Idealen, thut Buße, nimmt das Kreuz und gewinnt dadurch den Himmel, während er als Weltverehrer dem Teufel verfallen wäre.

Die Anwendung auf unseren „Eingriff von allen Himmeln" ergibt sich, meiner Ansicht nach, ganz von selbst. Faust, des trockenen Gelehrtenwustes überdrüssig, hat den Vertrag mit Mephistopheles abgeschlossen, auf Grund dessen er der Hölle verfallen soll, wenn Mephistopheles ihn „mit Genuß zu betrügen" vermag. Da ist es nun, im Geiste des mittelalterlichen Christenthumes, ganz natürlich, daß Mephistopheles Alles daran setzt, den weltabgewendeten Faust in die Netze der „Frau Welt" zu verstricken; und das wird symbolisch durch die Frauenerscheinung dargestellt oder vielmehr angedeutet.*) Jetzt werden auch die Worte verständlich, die Faust in der Scene „Wald und Höhle" spricht:

„Er facht in meiner Brust ein wildes Feuer
Nach jenem schönen Bild geschäftig an.
So tauml' ich von Begierde zum Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde."

Mephistopheles hat eben von seinem Standpunkte als Seelenverderber aus kein dringlicheres Bestreben, als in der Brust des Mannes, welchem „der Doctor noch im Leibe steckt", die leidenschaftliche Sehnsucht nach den Lüsten und Reizen der „Frau Welt" immer lebendig zu erhalten, ihn von Begierde zum Genusse taumeln und im Genusse nach Begierde schmachten zu lassen. Wenn auch in dem Werke von alledem nichts zu spüren ist und höchstens die Bemühungen des Teufels im zweiten Theile darauf gerichtet zu sein scheinen, Faust durch Anstachelung des Ehrgeizes der „Frau Welt" dienstbar und ihn auf diese Weise für die Hölle reif zu machen, so wird die Intention Goethe's doch ganz klar: sie ist aus der Anschauung des mittelalterlichen Clerus übernommen worden für ein Gedicht, das mittelalterliche Vorstellungen mit modernen Tendenzen verquickt, das heißt, die unvereinbarsten Gegensätze mit einander vereinigt zeigt.

Jetzt wird es auch begreiflich, warum Faust, wenn er es wagt, nahe zu gehen, das himmlische Bild „nur als wie im Nebel seh'n" kann. Dünzer meint, dieser Vorgang habe die Bedeutung, daß Mephistopheles den Betrachtenden „noch von dieser Zaubergestalt fern hält, sie ihm nur aus der Weite zeigt"; und Schröer ist der Ansicht, daß der Spiegel nur deshalb „die Betrachtung aus einer bestimmten Ferne gestattet", weil „dies geeignet ist, die Empfindung (Fausts) zur Sehnsucht zu steigern". O nein, dieses Verschwimmen des Bildes hat einen ganz besonderen Grund, der eng mit dem Wesen der „Frau Welt" zusammenhängt. Das mittelalterliche Christenthum war von der Ueberzeugung erfüllt, daß „Frau Welt" eine Teufelin sei, nur dem oberflächlichen Blicke als schön und erstrebenswerth erscheinen könne, um die Seele des für den Himmel bestimmten Menschen oder vielmehr Christen in große Gefahr zu bringen, wohl gar in den höllischen Abgrund zu reißen. Dementsprechend muß der Teufel natürlich auch wissen, daß Frau Welt, bei Lichte besehen, einem Christenmenschen gerade so erscheint, wie sie dem edlen Wirent von Grafenberg erschienen war, als eine Pestbeule voller Maden, Kröten und Schlangen, nicht werth, daß man um ihretwillen sein ewiges Heil verscherze. Aus dieser Anschauung heraus handelt Mephistopheles: er läßt vor Faust's dürstenden Blicken das Bild der „Frau Welt" oder schließlich diese selbst erscheinen, sorgt aber dafür, daß der entzückte Beschauer nicht mehr sieht, als nöthig ist, um ihn sinnenverwirrt zu machen; sobald Faust's Neugier danach trachtet, die Erscheinung aus größerer Nähe zu genießen, verschwimmt sie vor ihm, das heißt, die Kunst des Höllenfürsten sorgt dafür, daß Faust über das wahre Wesen der „Frau Welt" in Unkenntniß bleibe, weil er anderen Falles kaum noch den Wunsch hegen würde, von Mephistopheles in die Welt eingeführt zu werden.

Ich denke, die Sache liegt so klar vor uns, daß wir anderer Beweise für die Richtigkeit des hier Dargelegten nicht bedürfen. Wenn wir in dem „schönsten Bild von einem Weibe" nichts anderes als die entgöttlichte und im Gegentheile zu dem christlichen Himmel stehende „Frau Welt" erkennen, so erhält diese Phantasmagorie, mit welcher man bisher nichts anzufangen wußte, ihre tiefe Bedeutung für das „Faust"-Gedicht wenigstens insofern, als dieses mittelalterliche Anschauungen und Begriffe sich zu Eigen gemacht hat und machen mußte, weil sonst eine Faust-Dichtung überhaupt unmöglich gewesen wäre. Ja, von dieser „Frau Welt" scheint sich eben so wie von der, welche dem edlen Wirent von Grafenberg erschien, helles Licht ringsum auszubreiten, den dunklen Plan der Dichtung erhellend. Das mittelalterliche Christenthum verfeinerte „Frau Welt" in der gröbsischen Weise; wer ihr diente, sei es nun, indem er sich fleischlichen Lüsten ergab oder in ehrgeizigem Bemühen nach ihrem Beifalle strebte, verfiel der Hölle, wenn er nicht noch zu rechter Zeit erkannte, daß das Heil seiner Seele nicht bei „Frau Welt", nicht „in ihrem Gefild" (wie Faust sagt) zu finden sei, sondern allein in Bußübungen, im Fasten, Beten und Sichbereiten. Deshalb mußte denn auch der mittelalterliche Faust mit dem Teufel zur Hölle fahren. Gegen diese widernatürliche Anschauung empörte sich die weltfreudige Natur Goethe's; der große Dichter fühlte das Bedürfniß, den Drang zur Welt, zur Bethätigung der uns innewohnenden Kräfte nur um unseres dieseitigen Glückes, um unserer irdischen Verbleibung willen, nicht als etwas Gemeines, sondern vielmehr als etwas Gutes und Heiliges hinzustellen, als etwas, das den Himmel verdiene und nicht die Strafen der Hölle. Daher wird der in den Genüssen sowohl, als auch im Dienste der Welt grau gewordene Faust für würdig befunden, in den Himmel einzuziehen, ohne daß er vorher sich von der Welt losgagt, ohne daß er, wie Wirent von Grafenberg, das Kreuz nimmt, Buße thut und gegen die Heiden zu Felde zieht.

Diese Tendenz hat unseren großen Dichter zweifellos ge-

*) Bekanntlich wurde dem Kurfürsten Gebhard von Köln durch den italienischen Charlatan Scotto die schöne Agnes von Mansfeld in einem magischen Spiegel gezeigt. Goethe ist ohne Zweifel hierdurch zu seinem Motive angeregt worden.

Digitized by Google

leitet, wenn er sie auch nicht eigentlich dem Plane seines Werkes zu Grunde gelegt hat, so daß alle Motive desselben hierdurch ihre Erklärung fanden. Diese Tendenz ist höchst wahrscheinlich dasjenige, was ihm „zugendlich von vorne herein klar vorlag", wie er am 17. März 1832 an Wilh. v. Humboldt schrieb; sie wurde erst späterhin durch den „Prolog im Himmel" und andere Zusätze in den Hintergrund gedrängt, zum Schaden für das Werk, welches dadurch um jede Einheit und Einheitlichkeit gebracht wurde. Man mag das, je nach dem Standpunkte, welchen man einnimmt, beklagen oder mit Freude begrüßen — ich aber bekenne ganz offen, daß mir der „Faust" nur dann als ein „Weltgedicht" erscheinen würde, wenn die von mir angedeutete Tendenz nicht nur aus einzelnen Scenen hervorschimmerte, sondern wirklich das ganze Werk beherrschte.

Zur Fremdwörterfrage.

Von Bruno Gebhardt.

Im Jahre 1882 erschien die Schrift „Ein Hauptstück von unserer Muttersprache" von Hermann Riegel*) und drei Jahre darauf wurde der Allgemeine deutsche Sprachverein gegründet. Damit war eine Bewegung wieder in Fluß gekommen, die im Laufe der Jahrhunderte öfter entstanden und öfter verschwunden war, kaum jemals aber eine so nachhaltige Theilnahme bei der öffentlichen Meinung gefunden hat — in Beistimmung und Widerspruch. Neben einer eigenen, vom Vereine herausgegebenen Zeitschrift wird in zahlreichen Broschüren dafür und dawider gekämpft, ein Kampf, wenn wir das Ergebniß vorwegnehmen dürfen, der vielfach an jenen berühmten gegen Windmühlen erinnert. Denn im Grunde genommen treten die Antifremdwörter nicht gegen alle Fremdwörter, und Diejenigen, die ihre Berechtigung vertheidigen, nicht für alle Fremdwörter ein, das Kampfobject wird also sehr begrenzt, indem die Frage entsteht: Welche Fremdwörter darf ein strebsames Mitglied des Allg. deutschen Sprachvereins ohne Gewissensbisse in Wort und Schrift verwenden, und welche muß es fliehen? Riegel und das Programm des Vereins antworten sehr verständig: Kein Fremdwort für das, was deutsch gut ausgedrückt werden kann. Wir werden den Satz noch näher betrachten, sehen wir zuerst die Riegel'sche Schrift, die zu ihm hinführt an. Der Verfasser erzählt den Anlaß zu seiner Schrift und erklärt von vornherein, er wolle keine thörichte Uebertreibung, keine leidenschaftliche Reinigungswuth. „Die Sprache unseres Volkes, dessen Bildung und Lebensgestaltung tief von anderen Völkern der neueren Zeit und des Mittelalters, namentlich auch von dem classischen Alterthume beeinflußt worden ist, wird diesen Einfluß bis zu einem gewissen Grade nothwendig wiederspiegeln und eine Anzahl von Wörtern als redende Denkmäler desselben enthalten müssen. Eine moderne Sprache wird dazu auch Ausdruck und Spiegel des großen internationalen Verkehrslebens der Völker sein müssen; und Wörter, die allen diesen Völkern gemeinsam sind, künstlich zu verdeutschen, wäre vielleicht nur ausnahmsweise angebracht. Ich eifere nicht gegen die Fremdwörter überhaupt, wohl aber mit Nachdruck gegen das Uebermaß und die Geschmacklosigkeit in der Anwendung derselben, namentlich der französischen!" Nun sei es erlaubt, neben diese Erklärungen Riegel's den Satz des am meisten angegriffenen Vorkämpfers für die Berechtigung der Fremdwörter, Gustav Rümelin's, hinzustellen**): „Jedes fremde Wort," sagt er, „ist berechtigt, für welches in dem Zusammenhange, in welchem es gebraucht wird, kein vollständig deckender einheimischer Ausdruck zu finden ist, unter der einzigen Voraussetzung, daß er dem Angeredeten verständlich ist oder gemacht wird." Wir sehen, zwischen den beiden programmatischen Sätzen ist ein Unterschied nicht wahrnehmbar; Riegel sagt es bejahend: was gut deutsch ausgedrückt werden kann, werde deutsch ausgedrückt; Rümelin sagt verneinend: was im Deutschen nicht gut ausgedrückt werden kann, möge gegebenen Falles durch ein Fremdwort ausgedrückt werden. Also Freund und Gegner stimmen im Grunde überein, der allgemeine Gesichtspunkt ist derselbe, und es handelt sich jetzt nur von Fall zu Fall um die jedesmalige Entscheidung, läßt sich dies oder jenes Fremdwort durch ein genau entsprechendes, d. h. gutes deutsches Wort ersetzen? Und dieser Frage gegenüber beginnen nun die mannigfachsten Versuche von verschiedener Seite, geschmackvoll und geschmacklos, brauchbar und unbrauchbar, und finden Zusammenstellung in Verdeutschungswörterbüchern, von denen manche ebenso nützlich wie lehrreich sind.

Sehr werthlos dagegen ist nach unserer Meinung das Verfahren, das von den meisten Broschürenschreibern, auch von Riegel, angewendet wird, um durch eine Art abschreckender Methode für ihren Zweck zu wirken. Es werden da eine Reihe dichterischer oder schriftstellerischer Werke auf die Verwendung des Fremdwortes hin untersucht, diese zusammengeklaubt und an den Pranger gestellt. Bei Riegel werden in dieser Weise Melchior Meyr, Paul Heyse, Emil Brachvogel, und viele Andere, von Männern der Wissenschaft Baumgärtner, Ranke, Gregorovius, Pfleiderer geschulmeistert, in einer anderen vorliegenden Schrift*) trifft das gleiche Schicksal die „Deutsche Rundschau" und die „Allgemeine Zeitung". Die „historische Zeitschrift" und „Herzog Ernst von Coburg". Ein billiges und recht kindisches Vergnügen, mit dem Niemanden gedient ist, denn ich glaube kaum, daß einer der in dieser Weise angegriffenen Schriftsteller aus Angst vor dem Zorne des Allgemeinen deutschen Sprachvereins in sich gehen wird; ebensowenig werden die Vertreter der Gewerbe und Künste, des Handels und der verschiedenen Beamtenzweige im Gebrauche längst eingebürgerter, üblicher Fremdworte sich durch die Zeitschrift des Vereins, die sorgfältig jeden Versuch einen Artikel weibt, stören lassen, auch wird wenn Riegel so in Zorn gerätb, daß er den angeblichen Gegnern Verdrehung und Lästerung (wessen?), Vorschwindelungen von Berechtigung und Bereicherung vorwirft, oder sich tröstet — Männern wie Gildemeister, Hermann Grimm, Rümelin und Delbrück gegenüber, die sich eine abweichende Meinung erlauben, — daß „an das Bekannten alles Hohen und Bedeutenden ja der gewöhnt sei, der eine reichliche Lebenserfahrung besitzt". Daß durch derartige Aeußerungen der Sache mehr geschadet als genützt wird, ist zweifellos, denn, wie wir schon bei Rümelin sahen, wenden sich die Gegner durchaus nicht gegen die berechtigten Bestrebungen, sondern gegen Auswüchse, wie das an Pranger-Stellen oder gegen die Zweckmäßigkeit auf dem allein seligmachenden Wege der Vereinsthätigkeit die Frage zu lösen. Und daß man darüber verschiedener Meinung sein kann, ebenso wie über die Zweckmäßigkeit der von Riegel so eifrig befürworteten Reichsanstalt für die deutsche Sprache, die selbst in den Kreisen seiner Anhänger keinen Beifall findet, läßt sich doch nicht leugnen; daß Hans und Schulz, daß Jeder an seinem Theile dafür wirken könne und soll, ist eine berechtigte Forderung; daß behördliche Verfügungen von Nutzen sein können, hat die Erfahrung gezeigt; wenn auf diesem Wege mit Maß fortgegangen wird, werden dauernde Resultate erzielt werden, als durch heftige Broschüren. Vor allem brauche man die Sache nicht zu einer weltbewegenden nationalen Frage auf, als ob Jeder, der einmal ein unnöthiges Fremdwort braucht, seiner eigenen nationalen Ehre und seinem Vaterlande ins Gesicht tritt. Gerade die ältere Generation in Deutschland, der die Schöpfer des Deutschen Reiches angehören, sündigt, wenn es eine Sünde ist, nach dieser Richtung, und es wird Niemandem einfallen, Fürst Bismarck's nationale Gesinnung zu

*) Die Schrift liegt jetzt in zweiter Auflage vor. Der langathmige Titel lautet: Ein Hauptstück von unserer Muttersprache, der Allgemeine deutsche Sprachverein und die Errichtung einer Reichsanstalt für die deutsche Sprache. Braunschweig, Schwetschke & Sohn.

**) Die Berechtigung der Fremdwörter (Freiburg, Mohr) S. 3.

*) Der Kampf gegen die Fremdwörter ein Kampf gegen die Weltsucht von Prof. Dr. phil. A. Janssen. Kiel, Lipsius & Tischer.

Digitized by Google

bezweifeln, obgleich seine Reden und Briefe den Fremdwörterjägern reiche Ausbeute böten, oder Moltke's Patriotismus, weil die Generalstabswerke reich an sogar entbehrlichen Fremdwörtern sind. Doch der Allgemeine deutsche Sprachverein will nicht bloß die Reinigung der deutschen Sprache von unnöthigen fremden Bestandtheilen fordern, sondern auch „die Erhaltung und Wiederherstellung des echten Geistes und eigenthümlichen Wesens der deutschen Sprache pflegen". Wenn beide Bestrebungen nicht gleich sein sollen — und wären sie es, wozu wären sie in zweifacher Form ausgesprochen —, so müssen wir den letzten Worten gegenüber freimüthig erklären: Herr, dunkel ist der Rede Sinn.

Um „zum echten Geiste und eigenthümlichen Wesen" unserer Sprache zu gelangen, zu welchem Abschnitte in der Geschichte derselben müssen wir zurückgehen? Zu den Tagen Luthers? Also wie in unseren Möbeln auch in unserer Rede sogenannter Weise „altdeutsch" werden? Oder zu den Tagen Schiller's und Goethe's, deren Briefwechsel, deren Prosaschriften theilweise von heutzutage längst ungewohnten Fremdwortern strotzen? Beides kann wohl kaum gemeint sein, und die einzige Deutung der räthselhaften Worte ist in dem folgenden Satze des Aufrufes, den der Verein erließ, zu suchen: Es handelt sich . . „um Heilung von Entartungen und Verkrüppelungen, um Abwerfung von Künsteleien und Ziererein, um Anregung zum richtigen, sachgemäßen Denken im Zusammenhange mit dem richtigen, treffenden Ausdrucke". Nach den letzten Worten wird also der Verein logisch-stilistische Bestrebungen verfolgen, wie bleibt wohlweislich ungesagt, und was das erstere betrifft, so wird es gerade wie den Fremdwörtern gegenüber sehr auf das subjective Urtheil ankommen, welche Neubildungen in der lebenden Sprache festzuhalten, welche zu verwerfen sind; was Künstelei und Ziererei ist. Wir sind wenigstens teperisch genug zu glauben, daß die obige Probe vom Deutsch des Vereins — in dem kurzen Satze fünf Wörter wie Heilung, Entartung, Verkrüppelung, Abwerfung, Anregung — nicht gerade empfehlenswerth ist. Doch genug davon! Wer sich über die Bestrebungen des Vereins unterrichten will, findet in Riegel's Hauptstück das Material zusammen und Fingerzeige auf weitere Schriften und Aufsätze; sollte eine neue Auflage des Werkchens nothwendig werden, so würden wir sehr wünschen, daß statt der scharfen und inhaltslosen Angriffe auf angebliche Gegner, der Verfasser lieber das Einigende als das Trennende aufsuche und vor allem mit der ausgezeichneten Schrift Rümelin's, der die ganze Frage von einer neuen Seite auffaßt und beleuchtet, sich eingehender und gerechter beschäftige.

Daß das polemische Beispiel des Vereinsoberhauptes für die Mitglieder nicht ohne Nutzen ist, beweist die schon genannte Schrift von Janßen. In der Vorbemerkung wendet er sich gegen Rümelin's Aeußerung: „Ich fühle mein deutsches Gewissen um kein Haar mehr belastet, wenn ich nach Bedarf ein fremdsprachliches Wort gebrauche, als wenn ich mich in australische Wolle kleide, chinesischen Thee oder französischen Wein trinke." Diese Worte stellt Herr Janßen mit Husseland's Aeußerung gegen Gneisenau: es könne gleichgültig sein, von wem man regiert werde, einem Deutschen oder Franzosen, wenn nur gut, und an ähnliche kosmopolitische, ja geradezu antipatriotische Worte von Woltmann und Nikolaus Vogt zusammen. Nach dieser Probe von logischem Denken versprechen wir uns allerdings von der Wirksamkeit des Broschürenschreibens in dem Vereine zur „Anregung zum richtigen, sachgemäßen Denken im Zusammenhange mit dem richtigen, treffenden Ausdrucke" recht wenig. Im Uebrigen ist die Schrift nach der schon genugsam bekannten Schablone verfaßt: Zusammenstellung von Fremdwörtern aus den Werken von Gervinus, Ranke und den oben genannten Zeitschriften, selbstverständlich nicht ohne die gewohnten Randglossen wie „finnlos", „Knechtsgesindel armseliger Nachahmer", „Denkfaulheit" und anderen kräftigen Wörtlein. Dann folgen Klagen über den Rückgang der deutschen Sprache in den Gebieten, in denen sie einst herrschte, wobei der zeitliche Ausgangspunkt theilweise die Gründung germanischer Reiche in Folge der Völkerwanderung zu sein scheint. Der Herr hat Recht, seit die Langobarden in Italien herrschten, ist die Kenntniß der deutschen Sprache dort zurückgegangen und zwar auf Kosten der italienischen. Wir würden das alles für Scherz halten, wenn es dem Herrn Verfasser nicht so blutiger Ernst damit wäre. Es schließen sich an diese geschichtsphilosophischen Erörterungen wieder ausgewählte Proben schlechter Uebersetzungen, wobei die deutsche Sprache verhunzt wurde, die alte berechtigte Klage, daß das Deutsch unserer Gebildeten durch den Gymnasialunterricht verschlechtert statt verbessert wird, die desto unberechtigtere Klage, daß unsere Zeitungen sich zu viel um's Ausland kümmern, und die ganz unhaltbare, daß unsere Geschichtsauffassung französisch beeinflußt ist — man muß die vier angeblichen Beispiele dafür lesen und ernst bleiben —, ein örtliches Vorkommniß im schleswig-holsteinischen Kunstvereine, nämlich der dem Verfasser höchst unpatriotisch erscheinende Ankauf eines französischen Bildes — und die schlagenden Beweise für die Verwälschung und Vaterlandslosigkeit unseres Volkes sind abgeschlossen.

Gegen all diesen Jammer wird nun der Allgemeine deutsche Sprachverein als Heilmittel empfohlen. Ein Anhang, der sich mit dem bald zu erwähnenden Gegner beschäftigt, trägt das liebenswürdige Motto: Stulti dum vitant vitia in contraria currunt. Das genügt. Der Gegner aber, dem diese nette Schimpferei gilt, ist der Landsberdumm, Ludwig Logandeus,*) der ein paar ziemliche Briefe an die bekannte „Gnädige Frau", die man am Strande in Misdroy oder Heringsdorf kennen gelernt hat, über diese Frage schrieb. In leichtem Plaudertone, aber mit guter Kenntniß der darüber vorhandenen Literatur schildert der Briefschreiber satirisch, zu welchen Auswüchsen die Ausrottung der Fremdwörter folgerichtig führt, weist besonders auf dem Gebiete der Schule nach, daß auch ohne Vereinsthätigkeit im Verhältniß zu früher Wandel geschaffen ist, lehnt ebenfalls die Verquickung der ganzen Sache mit Patriotismus und Nationalitätsgefühl ab und deutet in einigen — anderwärts reichlicher gegebenen — Beispielen an, wie zwischen dem Fremdworte und dem dafselbe deckenden deutschen Worte auch oft noch ein Unterschied sich herausgebildet hat, dessen Nichtbeachtung gewisse feine Beziehung unerkannt läßt. Im Anhange setzt er sich mit Janßen auseinander und beleuchtet darin die Thätigkeit des Vereins und der Zeitschrift. Als Probe von der Kleinmeisterei derselben heben wir die Mittheilung hervor, daß sich mehrere Nummern hindurch der Streit hinzieht, ob für „Sauce" Salse, Brühe, Beigaß oder Tunke empfehlenswerther sei, und daß im Verlaufe des Streites für Tunke auch die Poesie heran muß:

O Tunke, Du sollst leben,
Sollst See' an Leib und Leben
Auf diesem Erdenball.

Das erinnert allerdings mehr an den allgemeinen deutschen Reimverein des Herrn Hunold Müller v. d. Hunte als an den Allgemeinen deutschen Sprachverein! Das ganze Schriftchen liest sich unterhaltend ohne besonders viel zu bieten, vermag aber doch vielleicht den Einen oder den Anderen vor hitziger Ueberstürzung bei der Fremdwörterjagd zu warnen. Von ganz anderen Gesichtspunkten geht Loos in seiner Schrift „Die Bedeutung des Fremdwortes für die Schule"**) aus. Er nimmt den Gedanken auf, die den Schülern schon geläufigen Fremdwörter als Mittel für den ersten fremdsprachlichen Unterricht zu verwenden. Er stellt Probeübersichten auf, welche ganz in's Deutsche übergegangene oder allgemein üblich gewordene Worte für das Erlernen lateinischer und griechischer Vocabeln zu brauchen seien. Des weiteren können die den Schülern geläufigen Fremdwörter gelegentlich zu einer Art kulturhistorischen Unterrichtes dienen; die Sprache des Wortes weist auf den Ursprungsort des Gegenstandes hin und erlaubt dem kundigen Lehrer, belle Streiflichter auf die gegenseitigen Beziehungen der Völker zu werfen. Schließlich

*) Ein Wort für unsere Fremdwörter von L. L. Kiel. Lipsius und Tischer.

**) Eine methodische Abhandlung von Dr. Joseph Loos, k. k. Professor. Prag, Neugebauer.

Digitized by Google

gibt es eine Reihe von Fremdwörtern, die schon auf früheren germanischen Sprachstufen, im Gothischen und Althochdeutschen, Aufnahme fanden, und deren Erwähnung Gelegenheit bietet, auf die Entwickelung und Aufnahmefähigkeit unserer Sprache einzugehen. Man sieht, der Verfasser, der seine Ausführungen durch zahlreiche Beispiele unterstützt, bietet nicht eigentlich einen Beitrag zur Entscheidung für oder gegen das Fremdwort; indem er aber eine pädagogisch nützliche Verwendung desselben anbahnt, gibt er denen, die maßvoll in der Frage denken, eine Handhabe mehr für vorsichtiges Verfahren einzutreten. Er selbst hofft Jedem, durch die Erkenntniß, woher das Fremdwort stammt, und wann es in unsere Sprache eindrang, die Möglichkeit eigener Entscheidung über Beibehalten oder Verwerfen in die Hand zu geben.

Populäre Mißverständnisse.

Von Rudolf Kleinpaul.

(Schluß.)

Eine Menge kleiner Mißverständnisse haben sich ans dem Alterthume auf uns vererbt. Wenn wir einen Menschen cynisch nennen und die Verachtung und geflissentliche Vernachlässigung des äußeren Anstandes als Cynismus bezeichnen, so erinnern wir uns, daß der Ausdruck auf die philosophische Secte der Cyniker zurückgeht; wir wissen wohl auch, daß derselbe mit dem griechischen Worte κύων, Hund, zusammenhängt. Stillschweigend nehmen wir nun an, daß die Herren Diogenes und Consorten unverschämte Hunde geschimpft worden seien, sintemal dieses Schimpfwort so gemein und bereits dem Vater Homer geläufig ist; das glaubten schon die Alten. Und dennoch ist dieser Sinn erst nachträglich hineingelegt worden. Wie eine athenienfische Unterrichtsanstalt nach dem Wolfe Lyceum, so hieß eine andere nach dem Weißheit verleihenden Hunde Cynosarges: ein weißer Hund hatte, als der Heros Diomus dem Hercules opferte, das Opferthier geholt und hierher getragen. Im Cynosarges lehrte Antisthenes, der Affe des Sokrates, wie Aristoteles im Lyceum und wie Plato in der Akademie; und wie die Schule des letzteren in Folge dessen die Akademische Schule hieß, so die Schule des Antisthenes vom Cynosarges die Cynische. Man darf nicht vergessen, daß der hellste Fixstern am Himmel, dessen Frühaufgang in Aegypten den Beginn der Nilüberschwemmung und den Jahresanfang verkündete, seit uralter Zeit den Namen Hund geführt hat, daß der nützliche Hund in Aegypten gleich der Katze angebetet ward, und daß Sokrates selbst, nach der Vorschrift des mythischen Königs Rhadamanthys beim Hunde (νὴ τὸν κύνα) zu schwören pflegte. Es scheint allerdings, daß die alten Griechen vielfach mit dem Hunde den Schakal verwechselten.

So kann es denn vorkommen, daß ein einziger Name, ein einziger armer Ausdruck nicht verstanden und unwürdig ausgelegt wird; und daß dann die falsche Erklärung das erste Glied einer ganzen langen Kette von Sagen bildet. Man sieht leicht, daß die weltkundige Legende vom heiligen Christoph nur auf einem etymologischen Spiele mit dem Namen Christophorus und auf einer naiven Auffassung desselben beruht. Hundsköpfig, von kolossaler Statur, ein Menschenfresser, will sagen, ein wildes, ungeschaffenes Heidenmensch, sucht der Riese Reprobus einen Dienst bei einem, der stärker wäre als er selbst. Er findet ihn bei dem König von Kanaan — der fürchtet sich vor dem Namen Satan; er findet ihn bei dem Teufel, der fürchtet sich vor dem Kreuze. Denn wie er seinem neuen Herrn folgt, bemerkt er, daß derselbe einen Weg vermeidet, den er natürlicherweise hätte einschlagen müssen: an dem Wege stand nämlich ein Crucifix, und das war dem Bösen nicht geheuer. Da geht der große Christoph zu dem Kreuze, um dem Gekreuzigten zu dienen. Aber wie soll er das thun? Ein frommer Einsiedler gibt ihm Mittel und Wege an. Er sagt zu Christoph: „Guter Freund, wir haben hier einen Fluß, über den es schwer zu kommen ist; viele Leute sind schon darin ertrunken, namentlich in der schlechten Jahreszeit. Groß und stark wie Du bist, kannst Du den Menschen helfen, die täglich hinüber müssen. Du nimmst sie auf den Buckel und trägst sie; und der am Kreuz gestorben ist, wird Dich für Deine Mühe belohnen.“ Nun setzt Christoph Tag und Nacht die Reisenden über's Wasser. Einmal, wie es schon dunkel ist, ruft ihn eine Kinderstimme: er nimmt den kleinen Passagier auf seinen Rücken und macht sich auf den Weg. Aber das Wasser ist groß und wie er in den Fluß hineinwatet, wird dem starken Manne die Last so schwer, daß ihm die Knie wanken. Verwundert sieht er sich um: aber er hat nichts weiter, als das Kind auf seinen Schultern. Da fragt er: „Wer bist Du denn, Kleiner, daß Du mir so schwer wirst?“ — Und das Kind leuchtet auf und antwortet: „Du trägst den, der die Welt trägt.“ Nun begriff der gute Mann, was ihm der Einsiedler verkprochen hatte: er war des höchsten Gutes theilhaftig geworden, sein Stab grünte und er wanderte damit nach Lycien, wo er unter Decius um das Jahr 250 den Märtyrertod erlitt.

Ich wiederhole, es liegt auf der Hand, daß die ganze Legende, wie ein Gespinnst an einem Nagel, an dem Namen Christophorus hängt. Derselbe bedeutet „Christusträger“: so wurde der heilige Märtyrer bei seiner Taufe genannt, wie vor ihm der apostolische Vater Ignatius, das Kind, welches Jesus im Evangelium (Matthäi XVIII, 2) zu sich rief, Theophorus, „Gottesträger“ genannt worden war. Gottesträger ist, wer Gott im Herzen trägt; Christusträger ist, wer Christus im Herzen trägt; wir haben ja viele solcher Namen. Das Volk aber, das, wie Thomas, Alles mit Händen greifen will, verlangte nach einer gröberen Bildlichkeit, die frommen Männer mußten die Gottheit wie Lastträger auf ihre Schultern nehmen — und die Gottheit mußte schwer wiegen wie hundert Kilogramm.

Nur wenigen eingeweihten Personen verständlich zu sein, dem Volke aber ein Buch mit sieben Siegeln zu bleiben, ist die Bestimmung aller Religionen, die christliche nicht ausgenommen. Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn — sie sieht es nicht in den Staub, sie ahnt es gar nicht. Der heilige Thomas von Aquino fragt den heiligen Bonaventura, wo er seine Weisheit herhabe, derselbe weist auf ein Crucifix hin und antwortet; Der da dictirt mir Alles! — Ja, einem Doctor Seraphicus dictirt er, dem profanum Vulgus bleibt er stumm. Die Gemeinde recrutirt sich aus den Grünen, sie feiert einen ewigen Gründonnerstag.

Der Gründonnerstag, lateinisch Dies Viridium, verdankt seinen Namen wahrscheinlich einer christlichen Metapher. An ihm wird in der katholischen Kirche dem Volke feierliche Absolution ertheilt, er heißt daher auch Dies Absolutionis oder Indulgentiae, französisch Jeudi absolu, zu deutsch: Antlaßtag, d. i. Ablaßtag; weil nun die losgesprochenen Sünder ein neues Leben anfangen und gleichsam wieder jung und grün werden, so nannte man sie die Grünen, lateinisch Virides. Wenigstens ist das noch immer die wahrscheinlichste Erklärung; die Beziehungen auf den 23. Psalm und auf die Worte Christi (Lucä XXIII, 31) sind ganz willkürlich. Das Volk dachte natürlich bei „grün“ an nichts weiter, als an die grünen Wiesen, die grünen Kräuter, die Natur, die in dieser Jahreszeit wieder auflebt und ergrünt — es dachte an den Grünendonnerstagskohl und an die grünen Gemüse, die es wieder gab und die man im Lateinischen wohl Viridia nennen könnte — für die höhere geistige Bedeutung war es eben viel zu grün.

Ich kann mich nicht enthalten, hier auf eine englische Gründonnerstagssitte hinzuweisen, die nicht bloß auf einer materiellen Auffassung, sondern auf wirklicher Umdeutung beruht. Der Gründonnerstag heißt in England Maundy Thursday, nach dem Mandatum, das Christus seinen Jüngern (Evangelium Johannis XIII, 34) gegeben hat und dem zufolge in der katholischen Kirche am Gründonnerstage die Ceremonie der Fußwaschung stattzufinden pflegt. Der Ausdruck erinnerte

Digitized by Google

an das englische Wort Maund, welches einen Handkorb bedeutet, der Gründonnerstag schien den Engländern „Korbdonnerstag“ zu heißen. Infolgedessen bildete sich die Gewohnheit, am Gründonnerstage Speisekörbe an die Armen zu vertheilen, was die Königin selbst alljährlich in Whitehall zu thun pflegt. An manchen Orten, z. B. in Norwich, hat das zu eigenen Jahrmärkten Veranlassung gegeben.

III.

Wir betrachten jetzt die Kehrseite der Medaille. Es kommt auch vor, daß die einfache, natürliche Erklärung eines Ausdruckes die richtige, daß aber der Laie oder ein unvorsichtiger Gelehrter zu einer gesuchten, weithergeholten Deutung veranlaßt worden ist. Gerade Gelehrsamkeit — Halbgelehrsamkeit kann in dieser Beziehung von Uebel sein. Hat man doch das Krähen des Hahnes bei Petri Verleugnung für den Schall der römischen, die Nachtwachen signalisirenden Trompeten ausgegeben, weil Hähne in Jerusalem, der Heiligkeit des Platzes wegen, nicht hätten gehalten werden dürfen! — In solchen Fällen gilt es, Gelehrsamkeit gegen Gelehrsamkeit zu setzen. Wir beschränken uns auf wenige classische Beispiele.

Der südliche Theil der arabischen Westküste, von 20° nördlicher Breite bis zur Meerenge Bab el-Mandeb, arabisch Jemen, hieß bei den Alten, die hier die südliche Grenze der bewohnten Welt annahmen, das Glückliche Arabien, Arabia Felix, ἡ Εὐδαίμων Ἀραβία; diese Bezeichnung wurde auch auf die ganze Halbinsel ausgedehnt und die letztere, als glückliches Arabien, dem wüsten, die nördlichen Sandstriche zwischen dem Euphrat und Syrien umfassenden Arabien entgegengesetzt. Die Fruchtbarkeit der Wadis, die durch den Contrast mit den umgebenden Wüsten noch mehr gehoben ward, die Schönheit der bewaldeten Abhänge und Bergterrassen und der „edle Geschmack“ von Thymian, Weihrauch und Myrrhen, der durch das ganze Land hindurchgeht und von ihm aus bis zu den Seefahrern auf dem Rothen Meere dringt, soll gemacht haben, daß man Arabien glücklich pries. Der Wohlgeruch vor Allem. Seit dem Zeitalter der hebräischen Propheten ist Arabien wegen seines Reichthums an Gewürzen, Balsamen und aromatischen Kräutern sprichwörtlich gewesen; es hatte einen Ruf, wie ihn jetzt mehr Ostindien, das Land der Gewürze und Edelsteine, hat. Es war ein Fabelland, wie das Eldorado im XVI. Jahrhundert — riesenhafte Vögel, die ihre Nester daraus bauten, brachten den Zimmt nach Yemen, den die Einwohner brannten wie Holz — das köstliche Ladanumharz kämmte man den Böcken auf den Barte — und der Wohlgeruch der Bäume war so stark, daß man Ziegenhaar und Asphalt anzünden mußte, um ihn einigermaßen abzuschwächen. Das Volk selbst entsaltete eine grenzenlose Ueppigkeit, die Dächer ihrer Häuser waren wie im himmlischen Jerusalem von lauterem Golde, die Kinder schnipften mit Goldkörnern und Edelsteinen. Aus dem Reichthume an Gewürzen floß natürlicherweise ein großer Reichthum überhaupt: die Einwohner von Yemen versorgten seit unvordenklichen Zeiten Aegypten und Surien mit Weihrauch und Aromen und tauschten, da der Boden fruchtbar genug war, nicht Korn und Wein, sondern edle Metalle ein; zudem brachte der Umstand, daß sie jahrhundertelang die Schlüssel des ostindischen Handels in den Händen hatten, eine Menge Geld in's Land. Die Alten aber glaubten, daß Arabien selber überreich an edlen Metallen sei.

Die Königin von Saba, heißt es im ersten Buche der Könige, kam nach Palästina, den berühmten König Salomo zu sehen und ihn mit Räthseln zu versuchen; sie gab ihm 120 Centner Gold und sehr viele Specereien und Edelsteine, und es kam nicht mehr so viel Specerei, sagt der Verfasser hinzu, als die Königin dem Könige Salomo gab. Luther nennt die Königin von Saba: die Königin vom Reiche Arabien; Saba, respective Sabaea, ist so ziemlich identisch mit Jemen, und Alles, was wir im Alten Testamente, bei griechischen Geographen und römischen Dichtern von dem Reichthume und dem herrlichen Leben der Sabäer lesen, bezieht sich auf die gebenedeiten Bewohner der Arabia Felix.

Und doch dürfte das „Glück“ Arabiens aus einer ganz anderen Quelle geflossen sein. Die natürlichen Vorzüge des Landes sollen nicht in Abrede gestellt werden; sie mögen von den Arabern selbst mit orientalischer Großsprecherei weit übertrieben worden sein. Der Reisende Karstens Niebuhr, der Vater des Historikers, war der erste, der den Europäern die Augen öffnete, der zeigte, daß Yemen kein Goldland sei und gewesen sei, daß der arabische Weihrauch geringere Qualität habe, als der von Siam, Sumatra und Java, und daß der Name Arabia Felix kaum auf die Südwestecke, geschweige denn auf die ganze Halbinsel, dieses Kleinafrika pasie. Aber wie in aller Welt sind die überschwenglichen Phantasien zu erklären, die das gesammte Alterthum von diesem Lande hatte? — Sie scheinen nur auf einem Mißverständnisse und auf der unglücklichen Annahme zu beruhen, daß Arabien „glücklich“ heiße. Was Namen thun, glaubt man nicht — nennt den Menschen ein „Eldorado“, und es wird gefunden, spricht in einem Romane von „Kalifornien“, und es kommt auf die Landkarte zu stehen. El-Jemen heißt eigentlich rechte Hand; also nannten die nördlichen Araber die Halbinsel Arabien im Gegensatze zu Syrien, welches sie als „linke Hand“, Esch-Schâm, bezeichneten. Das Gesicht des orientalischen Geographen ist beständig der aufgehenden Sonne zugewandt; Rechts entspricht daher dem Süden, Links dem Norden. Wenn er sich vor die Kaaba in Mekka stellte, war eben das noch heute sogenannte Jemen das rechts oder südlich gelegene Land. Auch Saba bedeutet angeblich die rechte Hand und folglich den Süden, die Königin von Saba wird daher auch Königin von Mittag genannt (Evangelium Matthäi XII, 42). Die Griechen und Römer nun, die beständig ihre Umina und ihre Angurien im Kopfe hatten und nach einer allgemeiner Auffassung die rechte Seite als die Glücksseite betrachteten, meinten, das Land rechts müßte natürlich ein Glücksland und eine gesegnete Gegend sein. Genau so, wie man seit alter Zeit den Namen Benjamin, d. i. Sohn der Rechten, als Sohn des Glückes gedeutet hat, während er sich doch auf die geographische Lage des Stammgebietes der Benjaminiten, rechts, das heißt südlich von Ephraim bezieht. Und das Alles, weil man geglaubt hat, die Leute könnten, wie die Einwohner von Ninive, rechts und links nicht unterscheiden (Jona IV, 11).

Bei Prophezeiungen, sagt Lichtenberg, ist der Ausleger oft ein wichtigerer Mann als der Prophet. Ganz recht: weil die Ausleger oft genug nicht Ausleger, sondern Hineinleger gewesen sind; und weil es oft leichter ist, etwas in eine Stelle hineinzulegen, als dieselbe natürlich auszulegen. Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern? — ruft der Prophet Jesaias aus (XIV, 12) — er spricht vom König von Babylon, der von seiner glänzenden Höhe herabgestürzt ist; die Kirchenväter haben darin fälschlich eine Hindeutung auf Satans Fall gesehen, und daher kommt es, daß der Teufel bis auf den heutigen Tag Morgenstern, lateinisch Lucifer, genannt wird. Wie oft hat man, gleich dem heiligen Hieronymus, von dem diese seltsame Erklärung ausgeht, die einfache, natürliche Symbolik eines großen Mannes nicht verstanden und eine übernatürliche bei den Haaren herbeigezogen! — Noch ein classisches, scheinbar recht triviales Beispiel, dann wollen wir abbrechen.

Pythagoras, der alte Vegetarianer, forderte bekanntlich von seinen Schülern, sich der Bohnen zu enthalten. Κυάμων ἀπέχου! A fabis abstine! — was wohl Niemand anders verstanden haben wird, als daß keine Bohnen gegessen werden sollten. Das war indessen dem geistreichen Plutarch nicht klar; und weil ganz gewöhnlich bei Wahlen mit weißen und schwarzen Bohnen abgestimmt ward, so glaubte er vielmehr ein anderes Verbot herauszuhören: Mischt euch nicht in Regierungsangelegenheiten! Zieht die Ruhe des Privatlebens beschwerlichen Aemtern vor! — Und doch war die Vorschrift gewiß ganz eigentlich zu nehmen. Es ist eine Thatsache, daß Pythagoras mehrere seiner Regeln aus Aegypten hatte: nun, Herodot bezeugt (II, 37) ausdrücklich, daß die alten Aegypter von Bohnen nichts wissen wollten, die ägyptischen Priester aber sogar den Anblick derselben mieden, weil sie die Frucht für unrein hielten. Dasselbe thaten die indischen Brahmanen;

Digitized by Google

auch bei den Eleusinischen Mysterien waren Bohnen und Granatäpfel verpönt, und der Priester des Jupiter in Rom, der Flamen Dialis, durfte unter anderem auch keine Bohnen nennen und berühren. Sogar die heilige Biene geht der Sage nach niemals auf Bohnenblüthen. Was höhere, priesterliche Menschen zu diesem Verdict bestimmte, läßt sich leicht errathen. Zwar ergehen sich bereits die Alten in verschiedenen Vermuthungen. Die Einen machen auf die blähenden Eigenschaften der Bohnen aufmerksam — Andere sehen den Grund in dem Glauben an die Seelenwanderung, von welcher die Bohne mit ergriffen werde — wieder Andere erklären die Bohne, die in katholischen Ländern bis auf den heutigen Tag am Allerseelentag gegessen zu werden pflegt, für eine Todtenfrucht. Aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die Bohne den Ruf der Unreinheit einem einzigen Umstande verdankt, und daß alle ihre sonstigen Beziehungen auf diesen einen Umstand zurückzuführen sind. Die Hülsenfrüchte, und zwar nicht die einzelnen Samen, sondern die vollständigen Hülsen, sind den Alten, die mit der Natur vertrauter waren, als wir, als auffällige Sinnbilder der Gebärmutter erschienen. Die Bohne aber ist die vornehmste Hülsenfrucht. Diese Analogie, die nur denjenigen befremden wird, der von der Symbolik nichts versteht, machte, daß Bohnen gleich Feigen für etwas Obscönes gehalten und von denjenigen gemieden wurden, die ein heiliges Leben führen wollten; daher schon Aristoteles der Ansicht ist, Pythagoras habe mit seinem Bohnenverbote sagen wollen: Haltet euch rein! — Nur muß man nicht etwa glauben, daß der Weise seinen Schülern symbolisch habe Keuschheit anempfehlen wollen.

Dieselbe verlangte er gar nicht: der pythagoreische Bund war keine Gesellschaft von Mönchen; er verlangte nur die Fernhaltung geheiligter Symbole. Es ist vielleicht überhaupt dem Geiste der Alten nicht entsprechend, das Verbot mit sogenannter christlicher Herzensreinheit zu begründen. Pythagoras betrachtete die Bohne nicht als etwas Obscönes, sondern vielmehr als etwas Heiliges, das man nicht profanieren durfte; er verehrte sie wie die Thiere, die er nicht tödten ließ. Das hängt tief mit den ebenerwähnten symbolischen Anschauungen zusammen. Pythagoras und Plato haben den Uterus als ein eigenes lebendes Wesen, gleichsam als eine Mutter in der Mutter angesehen; die Sprache folgt diesem Gedanken bis auf den heutigen Tag. Wenn also die Bohne ein geheimnißvolles Bild dieser inneren Mutter war, so konnte sie auch beseelt sein und von Seelen durchwandert werden, und deßhalb nennt Horaz in der Satire Hoc erat in votis (II, 6, 63) die Bohne eine Verwandte des Pythagoras (faba Pythagorae cognata). Und ebenso hing mit diesen symbolischen Anschauungen die Verwendung der Bohne im Cultus der Verstorbenen zusammen — nicht daß sie als Todtenfrucht verabscheut worden wäre, sie wurde deßhalb zu einer Todtenfrucht, weil sie das Leben bedeutete. Alljährlich wurden zu Rom im Mai für die Geister der Verstorbenen die Lemuralien gefeiert: wer daran theilnahm, ging barfuß, wusch sich dreimal die Hände und warf neunmal schwarze Bohnen hinter sich; auch in Gräber wurden sie geschüttet. Warum? — Als Sinnbild der Mutter war die Bohne zugleich ein Sinnbild der Fruchtbarkeit und der Unsterblichkeit. Wie die Alten aus dem Holze der Cypresse, des alten Lebensbaumes, Särge und Priapusbilder schnitzten, also trösteten sie sich an Todtenfesten mit der Frucht, die der Weise als Symbol des Lebens betrachten lehrte, weil sie ihnen ein Fortleben nach dem Tode in den Früchten ihres eigenen Leibes zu verheißen schien. Auf den Bohnenblüthen sind, wie Plinius sagt, traurige Buchstaben zu sehen. Mit nichten, es waren Buchstaben der Hoffnung.

Im Vorstehenden ist überall die Acker- oder Saubohne gemeint, die Faba der Römer, der Κύαμος der Griechen. Neuerdings hat man angenommen, das Pythagoreische Gesetz beziehe sich gar nicht auf die eigentlichen Bohnen, sondern auf die sogenannten Aegyptischen Bohnen, das heißt auf die Kerne von Nelumbium speciosum, der berühmten Wasserlilie, welche man Lotusblume nennt, indem sie, die anfänglich allgemein als Nahrung dienten, nach Aufnahme der Pflanze in den Cultus, von den Priestern dem gemeinen Volke verboten worden seien. In der That hießen die stärkemehlreichen, kugeligen, schwarzen Nüßchen der Lotusblume gleichfalls Κύαμοι, wie bei uns die Steine der Frucht des Kaffeebaumes den Namen Bohnen führen; und sie haben die späteren Griechen im Auge gehabt, wenn sie die harten Brüste junger Mädchen als Κύαμοι und „mannbar werden" als κυαμίζειν bezeichneten. Unsere Bohnen haben ja vielmehr die Gestalt von Nieren, und indem diese wieder von den Alten häufig mit den Hoden in einen Topf zusammengeworfen werden, so bedeuten die Κύαμοι bei Gellius auch Hoden. Gleichwohl ist es äußerst unwahrscheinlich, daß die verbotene Frucht eigentlich die der Lotusblume gewesen sei. Herodot meint an der obenangeführten Stelle sicherlich die eigentlichen Bohnen, da er vom Lotus anderswo spricht und die Frucht der Wasserlilie, in deren Höhlungen die Lotuskerne eingebettet liegen, vielmehr einem Mohnhaupte (μήκωνι) vergleicht (II, 92); zu seiner Zeit scheint man die Bezeichnung der Lotuskerne als Bohnen noch gar nicht gekannt zu haben. Daß ferner Pythagoras in Unterlitalien Lotusbohnen sollte verboten haben, die dort gar nicht wuchsen, klingt doch ebenso absurd, als daß er in der Rasche die europäischen und die ägyptischen Bohnen verwechselt haben sollte. Wenn ein Gesetz bei uns den Kaffee in Acht und Bann erklärte, würde da Jemand glauben, er dürfe keine Bohnen essen? — Endlich aber: worauf gründete sich denn die Heiligkeit der ägyptischen und indischen Lotusblume? Zunächst wohl auf die wunderbare Beziehung, die sie zur Sonne hat, indem sie sich bei Sonnenaufgang über den Spiegel des Wassers erhebt und bei Sonnenuntergang wiederum untertaucht; sodann auf ihre durchgeführte Aehnlichkeit mit der Erde, die gleich der Lotusblume auf dem Wasser schwimmt; endlich und nicht zum wenigsten auf die geheimnißvolle Analogie, die zwischen dem dicken, kreiselförmigen Fruchtknoten und dem fruchtbaren Mutterschooße besteht. Eine solche besteht auch zwischen dem letzteren und dem Mohnkopfe, den Herodot die Lotusfrucht vergleicht. Durch die Symmetrie ihres Baues und durch die Fülle der Organe erschien die ausgebreitet schwimmende, in reinen Farben prangende Lotusblume dem contemplativen Hindu seit den ältesten Ueberlieferungen als ein Symbol des nach allen Richtungen gleichmäßig schaffenden, über dem Unorganischen ruhenden Lebens und des ewigen Bildungstriebes — das wunderbare Symbol ergriff ihn und regte ihn zu tiefsinnigen Betrachtungen über seine Bestimmung an. Demnach liefe die Sache auf dasselbe hinaus, wie bei unserer Bohne.

Feuilleton.

Die Duellwuth.

Von Eugène Chavette.

Autorisirte Uebersetzung.

Der erste Herr bestellte: „Kellner, ein Beefsteak!"
Sein Nachbar rief gleich darauf: „Mir auch eins!"
„Mit Kartoffeln?"
„Mit mit Kopfsalat!"
„Halb englisch?"
„Ganz englisch!"
Darauf wandte sich der Herr mit dem halb englischen Beefsteak mit Kartoffeln zu dem Herrn mit dem ganz englischen Beefsteak mit Kopfsalat und fragte ihn unwillig: „Wollen Sie mich foppen?"
„Bieso?" entgegnete der Andere.
„Ich bestelle mein Beefsteak mit Kartoffeln, Sie rufen nach einem mit Kopfsalat; ich will es halb englisch, sie verlangen es ganz englisch. Ist das Trick?"
„Sie erlauben, aber . . ."
„Entweder Sie suchen Streit oder Sie wollen Alles anders als Andere haben, sind also ein Original."
Ganz Englisch in seiner Unschuld und im guten Glauben, einen angefaulten Gast vor sich zu haben, stellte sich so, als hätte er die Bemerkung überhört. Da ertönte dicht hinter ihm ein kräftiges: „Hm!

Digitized by Google

Hm!" Er sah sich um und erkannte den General Publicus, der an einem Tische in der Nähe sein Mittagbrot verzehrte.

Wer ist General Publicus? Ein neugieriger dicker Herr, klatschsüchtig, schwatzhaft, das geschäftige Echo der unglaublichsten Albernheiten. Man verachtet ihn, aber grüßt ihn; man verhätschelt ihn sogar, um seine liebevolle Aufmerksamkeit zu erregen. Er ist launisch, einfältig, aber auch grausam und herrisch. Wie viel starke und muthige Menschen sind ruhmlos gestorben und verdorben, bloß weil sie auf diese wichtige Persönlichkeit zu viel Rücksicht nahmen!

Als General Publicus, der eben eine prächtige Seezunge mit Weißwein genehmigte, den Ausdruck hörte: „Sie sind ein Original!" erhob er lebhaft mit geröthetem Antlitz den Kopf und entsandte ein kräftiges: „Hm! Hm!"

Gewiß war die Sache nicht der Rede werth. Aber der unglückliche Ganz-Englisch, bisher so friedlich, sagte sofort zu sich selbst: „Ich kann das nicht auf mir sitzen lassen, denn General Publicus, der Alles gehört hat, würde es überall weiter klatschen." Und darum wandte er sich zu Halb-Englisch und sagte: „Ich bitte um Ihre Karte, hier ist die meinige."

Der Austausch der Karten fand statt, und Jeder las den Namen des Anderen. Sie waren Geschwisterkinder. Nach zwanzigjähriger Abwesenheit, während welcher sie hundert freundschaftliche Briefe mit einander gewechselt, hatten sie verabredet, in dieser Restauration zusammenzutreffen; weil sie sich aber nicht persönlich kannten, warteten sie gegenseitig auf einander. Wie gerne hätten sie sich jetzt umarmt, aber der General war ja da und fixirte sie mit seinen großen runden Augen, indem er sein „Hm! Hm!" hören ließ. Darum sagten denn auch die beiden Gegner trocken zu einander:

„Auf morgen, mein Herr!"

An der Thüre der Restauration dachte Halb-Englisch: „Mein Vetter hat mich Original genannt, was doch niemals eine Beleidigung ist; es fällt ihm nicht ein, mich beleidigen zu wollen, und ich habe nicht den geringsten Grund zum Hasse. Ich werde mich wohl hüten, mir bloß dem General Publicus zu Liebe den Hals abschneiden zu lassen. Aber ich will meinen Freund Tripotot befragen, der schon 20 Duelle gehabt, er versteht sich auf den Ehrenpunkt und wird die Sache gütlich beilegen."

* * *

Tripotot, der im Ehrenpunkte Sachverständige, der schon 20 Duelle gehabt, hatte sich noch nie geschlagen und empfand auch nicht die geringste Sehnsucht, es jemals zu thun. Er hatte nur das Glück gehabt, in etwa 20 Ehrenhändeln, die durch die Zeitungen und Gerichtsverhandlungen berühmt geworden, Secundant zu sein und die passive Rolle, die er dabei gespielt, hatte in dem Gedächtnisse der Menge nach und nach einen bestimmteren Charakter angenommen, so daß man zuletzt von ihm sagte. „Tripotot? ach ja, der so viel Duelle gehabt; ich habe seinen Namen in mehr als 50 Ehrenhändeln gehört; nehmen Sie sich vor ihm in Acht, er hat eine gefürchtete Klinge!" So wurde denn kein Duell ausgefochten, ohne daß einer der zukünftigen Combattanten gesagt hätte: „Tripotot wird das einfädeln; ich nehme ihn als Zeugen!" Und ein Jeder vergrößerte so in aller Unschuld den mörderischen Ruf von Tripotot, der nie eine Gelegenheit sich entgehen ließ, ohne für sich Reclame zu machen.

„Als er Dich »Original« nannte, wie war da seine Stellung?" fragte Tripotot ernst.

„Seine Stellung? Er saß dabei."

„Faul, faul! Zeichen tiefster Verachtung; die Ehre ist engagirt. Anderer wichtiger Punkt: mit welcher Betonung brachte er seine Beleidigung vor?"

„Ohne jede Betonung, denn er sprach mit vollem Munde."

„Mit vollem Munde! Erinnerst Du Dich genau?"

„Na, der Mund war nicht gerade so voll, wie wenn man sagt: »ich habe den Mund voll«, aber nun — er war auch nicht leer."

„Bedenklich! Die Ehre ist mehr als je engagirt. Offenbare Unhöflichkeit, die die Absicht einer Beleidigung klar hervortreten läßt."

„Aber »Original« ist doch nie eine Beleidigung gewesen."

„Je nachdem, verlasse Dich darauf. Wenn Jemand zu Dir sagt: »Sie sind ein Original und ich möchte wohl, daß Sie sich's abgewöhnten«, so ist das ein Wunsch, der nichts Beleidigendes hat. Aber das Wort »Original« von einem Manne ausgesprochen, der sitzt und einen vollen Mund hat, Teufel! Teufel! . . . Die Ehre ist vollständig und auf's Höchste engagirt."

„Aber was nennst Du Ehre in diesem Falle?"

„Nun, Ehre ist Ehre, und ich denke, es gibt nicht zweierlei Ehre."

„So?"

Im nämlichen Augenblicke vernahm man von der Straße herauf das „Hm! Hm!" des Generals Publicus, der eben vorüberging.

„Du siehst, es gibt kein Zurück mehr, Publicus wird schon ungeduldig."

„Also schlage ich mich um seinetwillen?"

„Gewiß."

„Folglich nicht mehr für meine Ehre?"

„Gerade um des Generals Publicus willen ist Deine Ehre so ernsthaft engagirt."

In diesem Augenblicke trat Carubie ein, eine andere Sorte von Secundanten. Ein fürchterlicher Mensch, dieser Carubie! Er war es ja, der den russischen Major, der 500 Pfund wog und einen harten Thaler zwischen zwei Fingern krumm bog, in die andere Welt befördert hatte. Eines Tages hatte nämlich der Russe zu ihm gesagt: „Es wird heute Abend regnen." Der empfindliche Carubie, der seinen Regenschirm vergessen hatte, glaubte eine spöttische Absicht in dieser Bemerkung zu wittern. Ein Wort gab das andere, der Wortwechsel verschärfte sich und steigerte sich zu einer Herausforderung. Wo es sich um zwei wilde Fanatiker ihrer Ehre handelt, kann ein Zweikampf unmöglich mit einem leichten Stiche beigelegt werden, sondern muß ein Kampf ohne Gnade, auf Leben und Tod sein. Die Gegner begaben sich also an den Nordpol, um inmitten der Eisberge ungestörter und sicher vor der Polizei zu sein. Auf fünf Schritte sollte Jeder seinen sechsläufigen Revolver viermal entladen, das macht also für Jeden zusammen 24 Kugeln. Auf den ersten Schuß platzte Carubie's Waffe. Der Major jagte auch gleich sechs Kugeln in den Unterleib seines Gegners, aber während er von Neuem lud, packte Carubie ihn, den dicken Major, der 500 Pfund wog, bei den Beinen, hob ihn empor und riß ihn mitten entzwei — bis zum Halse! Dann ließ er ihn auf einem Eisberge liegen und kehrte in sein Vaterland zurück, wo das entsetzliche Duell, das keinen Zeugen hatte, ganz unbekannt geblieben wäre, wenn Carubie es nicht ausgeplaudert hätte. Jetzt war sein Ruf gemacht. Wenn man ihm bemerkte: „X hat Dich geohrfeigt und Du steckst es ruhig ein" oder: „Z hat Dir einen Fußtritt auf jenen Körpertheil gegeben, wo der Rücken seinen Namen verliert, und Du hast einfach ausgerufen: O meine Mutter!" — — dann antwortete er mit schmerzlichem Bedauern: „Nach der Affaire mit dem dicken Major habe ich das Gelübde gethan, mich nie mehr zu duelliren." Und dieser Herr war also der zweite Zeuge von Ganz-Englisch.

„Die Sache verhält sich in zwei Worten wie folgt," setzte ihm Tripotot auseinander; „unser Freund ist »Original« geschimpft worden von einem Herrn mit vollem Munde und sitzend."

„Sitzend? Wann ist er aufgestanden?"

„Gleich nach der Herausforderung."

„Das beweist, daß er in der Absicht gekommen war, Sie zu beleidigen. Die Ehre ist nicht nur engagirt, sondern noch obendrein compromittirt," erklärte Carubie.

„Zum Glück haben Sie als Beleidigter die Wahl der Waffen," setzte Tripotot hinzu.

„Dann wählen wir Pistolen, ich bin ein sehr geübter Schütze," meinte Ganz-Englisch.

„In diesem Falle ist es unmöglich, denn Deine Geschicklichkeit verbietet uns einen so ungleichen Kampf. Es wäre fast ein Mord."

„Aber ich verstehe mich nicht auf Degen."

„Das thut mir leid, doch unsere Ehre verbietet es uns, Pistolen zuzulassen."

„Was verstehen Sie alsdann unter der Wahl der Waffen?"

Tripotot erwiderte in majestätischer Gereiztheit: „Keine Bemerkungen. Hast Du uns, ja oder nein, zu Hütern Deiner Ehre bestellt? Wenn Ja, so überlasse das Weitere uns."

* * *

Auf dem Heimwege sagte Ganz-Englisch zu sich selbst: „Sie langweilen mich mit ihrer Ehre — besonders in einer so kleinlichen Sache." Und da er gerade in eine sehr belebte Straße einbog, hielt er den Ersten besten an und fragte ihn: „Mein Herr, was verstehen Sie unter Ehre?"

Da es zufällig ein Kaufmann war, so antwortete er: „Ehre heißt, einem Kunden einen Ladenhüter anhängen."

Ein anderer sagte ihm: „Für seine Fahne sterben." Ein Dritter: „Am Verfalltage bezahlen." Ein Vierter: „Seine Freunde vor Gericht nicht belasten." Und Ganz-Englisch gerieth darob nicht wenig in Verlegenheit und murmelte: „Das ist Alles nicht mein Fall. Ich habe große Lust, die ganze Sache zu allen Teufeln zu schicken."

Aber in diesem Augenblicke sah er den dicken General Publicus vorbeigehen, der ihn mit seltsam verächtlichem Blicke maß, indem er zugleich sein „Hm! Hm!" ausstieß, so streng und unerbittlich, als wollte er sagen: „Was? noch immer am Leben?"

„Verdammter Publicus!" grollte Ganz-Englisch, „wenn er nicht wäre, würde ich mit meinem Vetter einen Schoppen ausstechen, statt nach seinem Blute zu dürsten, das obendrein, wie ich weiß, von Kindheit an verdorben ist!"

Er verfügte sich zum Fechtlehrer Pirraide und setzte ihm die Sache auseinander.

„O, die Affaire ist ganz klar. Die Ehre ist engagirt. Sie fechten doch anständig?"

„Ich habe noch keinen Degen in der Hand gehabt."

„Famos. Dann setzt es einen Stich in den Arm. In 20 Fällen ist diese Verwundung zwölfmal ungefährlich, also beruhigen Sie sich." Und er schlug ihm Arme und Beine lahm, um ihn einen einzigen, wunderbaren und vor Allem unfehlbaren Stich zu lehren. „Eins, zwei . . . Der Gegner durchbohrt Ihnen den Arm . . . und drei . . . bum, hat er schon Ihren Degen im Bauche. Ein ganz einfacher Stich! Ein unfehlbarer Stich, ich wiederhole es."

Am Abend kam Ganz-Englisch mit seinen Zeugen zusammen.

„Alles geht nach Deinem Wunsche. Morgen früh um sechs Uhr sollen Sie Ihre Ehre wieder haben. Trennen wir uns, um nicht die Aufmerksamkeit der Polizei zu erregen."

Und die beiden Zeugen spazierten weiter und hielten die Vorübergehenden an, um ihnen unterm Siegel der Verschwiegenheit das Duell anzukündigen.

Unterdessen verbrachte der arme Ganz-Englisch eine schlechte Nacht. Die Lampe neben seinem Bette, rief er in seiner Schlaflosigkeit alle Erinnerungen seines Lebens herbei und fixirte dabei einen Fleck an seiner Zimmerdecke. „Morgen um diese Zeit werde ich ihn vielleicht nicht mehr sehen," dachte er schaudernd. „Verdammter Publicus, ohne ihn wäre die Ehre nicht engagirt!"

* * *

Digitized by Google

Der Tag dämmerte, als die Zeugen in feierlichem Salonrocke erschienen, um dem Verurtheilten bei seiner letzten Toilette behülflich zu sein. „Wie soll ich mich nur benehmen?“ dachte Ganz-Englisch. „Bin ich traurig, so wird es heißen, ich fürchte mich! Plaudere ich, so sagt man, ich wolle mich betäuben! Bin ich fröhlich, so behaupten sie, ich spiele mich auf!“

Als sie im Wagen saßen, hätte er freundlich ermuthigenden Zuspruches bedurft. Die Zeugen ermangelten auch nicht, ihm solchen zu spenden.

„Willst Du mir nicht Deinen letzten Willen anvertrauen?“ fragte Carubie düster.

„Nein.“

„Dann fasse Dich!“

„Ich fürchte mich nicht.“

„Nun, ich begreife ja, nicht Jedermann kann von Eisen sein.“

Was Tripotot betrifft, so umarmte er von Zeit zu Zeit Ganz-Englisch und betrachtete ihn voller Rührung. Plötzlich riefen die beiden Zeugen:

„Donnerwetter! Wir haben den Arzt vergessen!“

Und das nannten sie freundlich ermuthigenden Zuspruch!

Unterdessen blickte Ganz-Englisch zum Wagen hinaus und dachte sich: „Wenn der fünfte Mann, der vorübergeht, an seiner Kleidung, die Wäsche mit eingerechnet, etwas Weißes hat, so wird Alles gut gehen.“ Aber der Erwartete war zufällig ein Leichenbitter. Ein schlimmes Zeichen! Aber nein, nein, das soll ja Glück bringen, wie der Strick des Erhängten! So klammert sich der Ertrinkende an jeden Strohhalm!

Als er dem Wagen entstieg, sagte er sich: „Nein, so weit wird es nicht kommen! Es ist unmöglich, daß die Secundanten uns wegen einer so gleichgültigen Sache Blut vergießen lassen.“ Erst das Commando: „Fertig — los!“ zog ihn aus seinem Irrthume. Wozu hätten auch die Zeugen die Sache gütlich beilegen sollen?! Sie hatten keine Lust, nachher im Club von dem General Publicus verspottet und „Pappendeckelzeugen“ genannt zu werden!

Und jetzt sah Ganz-Englisch ein, daß der richtige Augenblick gekommen war, um den berühmten Stich des Fechtmeisters anzuwenden. O, es war ein sehr schöner Stich! Und vor Allem unfehlbar! So untrüglich, daß Picraide nie seine Zeit damit verlor, auch die ganz unnöthige Parade zu lehren. Er hatte Ganz-Englisch den Stich gezeigt. Aber eine Stunde zuvor hatte er ihn auch seinem Gegner Halb-Englisch gelehrt, so daß Ganz-Englisch sich von seiner Unfehlbarkeit überzeugen konnte, denn zu gleicher Zeit, da er seinen Vetter durchbohrte, stieß ihm auch dieser seinen Degen durch und durch. Und die Ehre war endlich gerettet!

In dem Augenblicke, als Ganz-Englisch todt hinfiel, stieß General Publicus eines seiner heftigsten „Hm! Hm!“ aus. Und das Gesicht freudig überstrahlt, rief er: „Ah, ich hab' sie endlich!“ Und seine zwei Finger hielten von der ausgestreckten Zunge eine Fischgräthe, die ihm seit jener Scene in der Restauration in der Kehle stecken geblieben war. Einzig um diesen fremden Körper aus seiner Speiseröhre zu bringen, hatte er damals sein „Hm! Hm!“ ausgestoßen, das Ganz-Englisch so falsch aufgefaßt hatte!

Und so hatte sich der Unglückliche ohne Grund, ohne Haß und sogar auch ohne Muth für den General Publicus tödten lassen, der sich gar nicht um ihn gekümmert hatte. Es ist die Geschichte fast aller Duelle. Man schlägt sich nur für das Publikum.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Numa Roumestan“.

Schauspiel in fünf Acten von Alphonse Daudet. Deutsch von Otto Brandes.

(Residenztheater.)

Aus einem schlechten Romane läßt sich eher ein erfolgreiches Bühnenstück herausschälen, als aus einem guten. Das klingt paradox, wird aber durch die Erfahrung bestätigt. Die Vorzüge des Romanes werden gar zu leicht zu eben so viel Fehlern des Stückes. Alphonse Daudet's Stärke, die breite psychologische Charakterentwickelung, schlägt in Schwäche um, sobald sie sich in einzelnen Scenen zersplittert, die bei nothgedrungen oberflächlicher Motivirung zusammenhangslos erscheinen.

Numa Roumestan hat einen Grundzug, der in das Gebiet der Racenpsychologie gehört. Das macht das Experiment noch gefährlicher, da sich im modernen Drama das Interesse um das Individuum concentrirt. Der Held des Stückes verträgt das Lampenlicht nicht, weil sich die Stammeseigenthümlichkeit des Provençalen verflüchtigt und nur Einzelfehler übrig bleiben, die in der grellen Bühnenbeleuchtung um so crasser heraustreten. Der enthusiastische Schönredner wird zum schwatzhaften Phrasenhelden, der leichtlebige Weiberfreund zum Wüstlinge, der viel versprechende und wenig haltende Mäcen zum Lügner und Prahler. Das Alles drängt sich zusammen, häuft und steigert sich, bis das Publikum nicht mehr begreift, warum die schwer beleidigte Frau einem solchen Monstrum verzeiht, und, wenn er am Schlusse Besserung verspricht, in ein ungläubiges Lachen ausbricht. O, diese Frau! Daß sie ihm eine doppelte Untreue verzeiht um ihres Kindes willen und weil die Männer nach dem Zeugnisse ihrer Mutter nun einmal alle so sind, das wollen wir ihr noch hingehen lassen, daß sie ihn von Zeit zu Zeit leidenschaftlich zu lieben vorgibt, halten wir für unmöglich. Ein Mann, der von seinen besten Freunden in seiner Hohlheit erkannt und belächelt wird, kann der klugen und besonnenen Nordfranzösin nicht mehr liebenswerth erscheinen. Das Stück schließt trotz alles Empfindungstamtams mit einem Scheinvertrage, um dessentwillen man sich ganz unnöthig echauffirt hat. Und was wird um dieses wenig wünschenswerthen Zieles willen Alles in Bewegung gesetzt! Mama Le Quesnoy muß auf Anrathen ihres Mannes ihrer in das Haus der Eltern zurückgekehrten Tochter an dem Beispiele Monsieur Le Quesnoy's vordemonstriren, daß alle Männer ihre Frauen betrügen. Als der graue Sünder dann de- und wehmüthig vor der Rampe erscheint, um sich als „von seinem Kinde gerichtet“ zu präsentiren, schallt ihm natürlich wieder jenes unselige Lachen des Publikums entgegen, das die schönsten Effecte des Stückes lahm legt. Hortense Le Quesnoy, die Schwester der betrogenen Gattin, muß vier Acte hindurch trotz aller Lustigkeit wie ein übertünchtes Grab aussehen, um sich im fünften langsam zu Tode hüsteln und im letzten Augenblicke als Versöhnungsengel fungiren zu können. Daß sie nebenbei noch in aller Geschwindigkeit um des Bauernlümmels Valmajour willen einem ehrenhaften Bewerber das Herz bricht, ist bei dem rapiden Tempo des Stückes eine Kleinigkeit. Was ist aus dem illegitimen Nachkommen der Minstrels, aus diesem prächtig herausstaffirten Gegenbilde Numa Roumestan's, für ein erbärmlicher Trommler und Querpfeifer geworden! Die Episode Hortense-Valmajour, das kranke Kind und der aus seiner Heimathsluft herausgerissene Naturmusiker, trägt im Romane einen unwiderstehlich lächelnd wehmüthigen Zug, auf der Bühne wird sie zu Tode gelacht. Du sublime au ridicule! — Die Figur Valmajour's verträgt die Bühnenbeleuchtung ebenso wenig, wie die Roumestan's. Nur die Pflegemutter Roumestan's, Tante Portal, die alte heißblütige Provençalin, der Herz und Mund immer mit dem Verstande durchgehen, hat in der dramatischen Bearbeitung entschieden gewonnen und schimpft und wettert sich unwiderstehlich in die Zuneigung des Publikums hinein.

Am meisten trägt zu dem Mißerfolge des Stückes die Unverständlichkeit der Fabel bei. Die feinen Fäden, die sich im Romane von Capitel zu Capitel spinnen, sind zerrissen, ohne daß es gelungen wäre, die Scenen der Bühnenbearbeitung durch grobe Taue zu verbinden. Im dritten und vierten Acte beginnt es überall zu rasseln und zu knarren. Man merkt mit Unbehagen, daß der alte eingerostete Mechanismus der vertraulichen Mittheilungen in Bewegung gesetzt wird, um die klaffenden Fugen der Handlung zusammenzuschrauben. Wir erfahren da beispielsweise von schlauen Intriguen der Schwester Valmajour's, die es versucht hat, Mademoiselle Le Quesnoy mit ihrem Bruder zu compromittiren, und erinnern uns mühsam mit Hülfe des Theaterzettels daran, im ersten Acte eine Provençalin in rothem Kopftuche gesehen zu haben, die ungefähr drei inhaltlose Worte zu sprechen hatte. Das ganze Stück charakterisirt sich als eine Reihe von Illustrationen zu dem Romane, dessen Kenntniß es unbedingt voraussetzt. Demgemäß spaltete sich auch das Publikum in zwei ungefähr gleiche Hälften. Die eine Partei bewahrte ihre achtungsvolle Haltung in dankbarer Erinnerung an den Romancier Alphonse Daudet, die andere lachte und zischte den Dramatiker Alphonse Daudet aus, weil es ihm nichts zu danken und darum auch nichts zu verzeihen hatte.

Die Inscenirung des Stückes war, wie man das im Residenztheater gewohnt ist, ungemein sorgfältig und prächtig. Das Zelt im ersten Acte mit dem Ausblicke auf die glänzend erleuchtete Arena gab Anlaß zu besonderem Beifalle. Auch die Besetzung ließ nichts zu wünschen übrig bis auf die der Titelrolle. Herr v. Hoxar hat sich gewiß mit seinem Numa Roumestan die erdenklichste Mühe gegeben, aber er hat ihn zu einseitig gefaßt. Numa Roumestan ist ein liebenswürdiger haltloser Enthusiast, der sich durch jede Eingebung des Augenblickes fortreißen läßt, aber auch seine ganze Umgebung unwiderstehlich mit sich fortreißt. Die Andeutung dieser Unwiderstehlichkeit hat uns Herr von Hoxar unterschlagen und damit die Verständlichkeit des Stückes schwer geschädigt. Numa Roumestan ist ein Enthusiast, der an sich selbst glaubt und in diesem Glauben seine Stärke findet. Herr von Hoxar macht ihn zum hohlen Schwätzer, der durch inhaltloses Phrasendreschen, durch bloßen Zungenlärm das Bewußtsein seiner geistigen Nichtigkeit zu übertäuben sucht.

M.

Die Akademische Kunstausstellung.

VII.

Eines der wenigen ernsten Genrebilder hat der fünfte Saal der Langachse aufzuweisen. Konrad Dielitz hat sich mit seiner Abendstimmung auf seinen eigentlichen Beruf als Schilderer novellistischer Scenen besonnen. An einem Kruzifixe am Bergstege ist ein alter Mann ermüdet niedergesunken und birgt den greisen Kopf in den Händen. Ein junges Mädchen beugt sich tröstend über ihn. Die Berghänge werfen tiefe Schatten über die Gruppe, während rechts im Hintergrunde das Abendroth verglüht. Landschaft, Luft und Licht wirken zusammen, um das Bild zu einem der stimmungsvollsten der Ausstellung zu machen. Die beiden letzten Säle bergen ebenfalls zwei Genrebilder, die weit über das Mittelmaß hinausragen, Walther Witting's Abschied und Robert Warthmüller's Liebesmahl. Dem erstgenannten Dresdener Maler begegnen wir unseres

Digitized by Google

Wissens zum ersten Male auf einer Berliner Ausstellung, aber diese Begegnung erweckt den Wunsch des Wiedersehens. Wie das durch ein nicht sichtbares Fenster einströmende helle Licht über die Leiche der todten Nonne hingleitet und die Silhouette der sich über sie beugenden Schwester umrahmt, das ist mit feinster Pinselführung wiedergegeben. Bei aller Vertriebenheit der Technik, die durch die gleichmäßig milde Beleuchtung gefördert wird, ist der Eindruck der Glätte glücklich vermieden und mit einfachen lichtgrauen und bräunlichen Mitteltönen eine subtile Farbenwirkung erzielt. Realistisch bunt wirkt auf den ersten Blick Robert Warthmüller's Liebesmahl, bis aus dem Farbengewirre ein reizvolles Bouquet zusammenschießt. Warthmüller gehört in die Schule Adolf Menzel's, ohne sich ihm so eng anzuschließen, wie etwa Fritz Werner. In der Schärfe der Charakteristik ist er dem Letzteren entschieden überlegen. Wie der joviale Dragonermajor am oberen Ende der Tafel den Excellenzen ein Lächeln abgewinnt, das sich bis zum Hauptmanne inclusive fortsetzt, während sich die lange Sitzung unten bereits aufzulösen beginnt, das ist brillant beobachtet und mit seltener Treue dargestellt. Das Bild ist ungezwungen, wie nach dem Leben gemalt, und wenn uns nicht das Kreuzchen, das Zeichen der Verkäuflichkeit, eines Besseren belehrte, würden wir es für ein bestelltes Casinobild mit Portraits halten. Für wen Max Fleischer seine Inhalation in Reichenhall gemalt hat, ist unerfindlich. Diese in langen weißen Leinenmänteln in einem mit Räucherpfannen ausgestatteten Saale herumwandelnden Schwindsuchtscandidaten männlichen und weiblichen Geschlechtes sind so abschreckend, daß selbst einem Arzte der Muth fehlen dürfte, das Bild in seinem Consultationszimmer unterzubringen. Unsere Naturalisten bringen sich durch das Malen solcher Schreckensscenen selbst um den gehofften Erfolg. Jedenfalls thäten sie besser, im Lande zu bleiben und sich von dem zu nähren, was die Natur selbst ihnen bietet, als wie Max Fleischer in Pariser Ateliers solche Sensationsmätzchen zu lernen.

Im Uebrigen sind die Wände der letzten Säle mit landschaftlichen Schildereien gefüllt, unter denen wir eine prächtige Wald- und Felspartie des Schweizers Rüdisühli, eine märkische Landschaft Eduard Fischer's und das Flußthal der unteren Weichsel von Julius Wentscher hervorheben möchten. Wenn wir die große Maschine von Robert Forell, Wallenstein's Ende, ohne weitere Kritik als einziges Historienbild im prägnanten Sinne eben nur erwähnen, so glauben wir Alles gethan zu haben, was wir dem beneidenswerthen Muthe des jungen Künstlers schuldig sind.

In den vier großen Seitensälen, die während der Jubiläumsausstellung die Meisterwerke der Münchener, Oesterreicher, Belgier und Engländer bargen, herrscht heuer eine trostlose Leere. Kaum daß das Auge hier und da auf einem Bilde haften bleibt, das sich um ein Weniges über das Durchschnittsniveau technischen Könnens erhebt. Einen bemerkenswerthen Anlauf im ernsteren Genre nimmt beispielsweise Hans Bachmann, dessen Dorfarzt, der soeben mit einer hoffnungslosen Mittheilung von einer trostlos vor sich hinstarrenden Bäuerin Abschied nimmt, von tüchtiger Begabung für die schlichte Darstellung solcher alltäglichen Vorgänge zeugt. Weit hinter der Bedeutung seines Vorwurfes zurückgeblieben ist Arthur Kampf mit der Aufbahrung der Leiche Kaiser Wilhelms. Die wachthabenden Schloßgardisten und das langsam vorüberdrängende Publikum sind malerisch so bevorzugt, daß sie die Kaiserleiche buchstäblich in den Hintergrund drängen. Der mächtige Eindruck des Trauerpompes wird unverständlich und der Eindruck des Ganzen selbst als eines Genrebildes geschädigt.

Als ein junges, hoffnungsvolles Talent führt sich A. Blunck ein. Seine Begabung scheint in der Richtung der gesellschaftlichen Satire zu liegen. Die Zugvögel, die sich auf den Felsblöcken am Strande des Seebades niedergelassen, ein alter, liebenswürdiger Schwerenöther und zwei kokett gekleidete Modedämchen, dürften auf Rügen nicht ganz unbekannt sein. Auch die Typen, die der Maler im unteren Saale des Café Bauer placirt hat, sind, abgesehen von dem bekannten Charakterkopfe Adolf Menzel's, dem Beschauer alle schon einmal vorgekommen. Der junge Künstler findet sich gleich keck mit der vollen Beleuchtung im Freien wie mit dem geschlossenen Lichte im Innenraume ab. Zu den Naturalisten milderer Observanz gehört Heinrich Lessing. Er ist zwar an der obligaten lebensgroßen Krankenstube mit über eine gestreifte Wolldecke fortgleitendem grellen Lichte nicht vorübergekommen, aber er entschädigt für diese unliebsame Einkehr durch zwei hübsch erfundene Bildchen leichteren Genres. Sein junges Mädchen auf der Burg, das sich von einem alten Herrn im schwarzen Käppchen die Geschichte des verfallenen Gemäuers erzählen läßt, und seine auf der Ferienreise begriffenen Studenten, die sich von einer Dorfschönen auf den rechten Weg weisen lassen, sind frisch empfunden und faustfertig hingemalt. Dasselbe läßt sich von R. Scholz's Alpenmotiven, auf die Alm ziehenden Schnittern und verfolgten Wilderern sagen, von denen besonders das erstere Bild im Colorit mit den Arbeiten Lessing's manches Gemeinschaftliche hat. Eins der erquicklichsten Bilder der Ausstellung ist Otto Piltz's Altweibersommer. Die alten Damen, die sich da strickend und schneidernd vor der Hausthüre im Schatten der Linde zusammengefunden haben, sind alle weit über die Höhe des Lebens hinaus, aber auf ihren faltigen Gesichtern liegt ein Zug stiller Freudigkeit. Sie lassen die Arbeit ruhen, um dem Spiele eines Kätzchens zuzuschauen. Ohne sentimentalen Beigeschmack ist hier die Verwandtschaft der beiden Lebensalter angedeutet, die den Kampf um's Dasein vor sich resp. hinter sich haben. G. M.

Notizen.

Streber und Kämpfer. Zeitroman von Max Ring. 2 Bde. (Jena, Hermann Costenoble.) — Das neueste Buch von Max Ring ist nach dem alten Programmwort „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch“ gearbeitet. Das Laster wird durch den ehrgeizigen Streber Leo v. Windheim, zuletzt Geheimrath im Ministerium, die Tugend durch den idealistischen Kämpfer Walther Rüdiger, zuletzt freisinniger Abgeordneter, repräsentirt. Und die Tugend setzt sich fast buchstäblich zu Tisch, indem Walther die geschiedene Gattin des Geheimrathes heirathet. Der Zusatz „Zeitroman“ ist wohl nur daraus erklärlich, daß eine große Socialistendebatte stattfindet, und daß unendlich viel über Reaction und Interessenpolitik gesprochen wird. Denn daß Geheimräthe ihre Frauen in's Irrenhaus zu bringen versuchen, um das Vermögen derselben in die Hand zu bekommen, daß Damen, die zu den Intimen der Majestäten gehören, das denkbar frivolste Leben führen und offenkundige scandalöse Verhältnisse haben, ist doch wohl für unsere Zeit nicht so typisch, wie der Verfasser glauben machen will. Der ganze Roman ist schematisch, einseitig und in der eigentlichen Verwickelung weder neu, noch besonders geschickt. Der einzige Vorzug, den er besitzt, ist die frische, lebendige Sprache. g.

Meines Lebens Roman. Von M. von Eschen. (Breslau, S. Schottländer.) — Die hochadelige Tochter eines verstorbenen Generals wird Sängerin, weist den dämonischen Theaterintendanten, der in sie verliebt ist, zurück, verliebt sich ihrerseits in einen jungen Offizier, dessen Herz sich aber ihrer jüngeren Schwester zuwendet, und bringt hochherzig unter Aufopferung ihrer ersungenen Reichthümer die Verbindung der beiden Letzteren zu Stande. Das ganze Buch ist fließend geschrieben, bleibt aber im Ganzen auf der Oberfläche, da weder der Versuch energischerer Charakterzeichnung, noch einer, übrigens naheliegenden Vertiefung des Problems gemacht ist. Von einer Dame für Damen geschrieben wird der Roman dort wohl gefallen. Jedenfalls ist das Talent der Verfasserin, hinter der sich eine Schwester der Novellistin Nataly von Eschstruth verbirgt, ein ganz entschiedenes und zu den besten Erwartungen berechtigend, es ist an Gefälligkeit der Form und Empfindungsreichthum dem der neuerdings vielgenannten Verfasserin der „Gänseliesel“ mindestens ebenbürtig und verdient die Sympathie weiblicher Leserkreise in noch höherem Maße.

Humor in der Thierwelt. 40 Tafeln mit 80 Abbildungen nach japanischen Tuschzeichnungen in Lichtdruck ausgeführt. (Berlin, Albert Frisch.) — Eine Reihe der fröhlichsten japanischen Erfindungen in vorzüglicher Nachbildung wird nicht nur den Fachleuten, Zeichnern, Malern und Stickern, sondern allen Freunden humoristischer, liebevoller Naturauffassung willkommen sein. Eine sprudelnde Phantasie führt die kleine Welt der Frösche, Heuschrecken, Käfer und Vögel zwischen Blüthen und Blättern in launigem Spiel und Scherz jeder Art, in witziger Parodie der menschlichen Würde und höfischer Sitten, in Gaukeleien und im fröhlichen Sport vor. Da tänzeln Affe und Frosch auf dem Blumenseil, da bekriegen sich noch heute Heuschrecken und Frösche, wie ähnliches Gethier einst zu den Zeiten Homer's, da macht die Cicade mit langem Blüthenspieße Jagd auf den Tintenfisch, da schnellt ein Springbrunnen das tolle kleine Volk hoch in die Lüfte: und all dies lustige Getriebe ist mit sicherer Hand in gefälliger Anordnung festgehalten. Die Tuschzeichnungen sind in zartem Lichtdruck von verschiedener Tönung, je zwei auf einem Blatte, wiedergegeben, und trotz der stattlichen Fülle der Motive werden Auge und Sinn des Beschauers nicht leicht ermüden. Die Freunde japanischer Phantasie werden dieses neue Zeugniß nicht unbeachtet lassen, obgleich der Inhalt schon dem Geschmack des Abendländers anbequemt ist; um so leichter wird der Fernerstehende hier die glückliche Anlage des fernen Volkes schätzen lernen. Auch die gefällige Ausstattung empfiehlt das Werk für Büchertisch und Haus.

Die staatsrechtliche Stellung der deutschen Schutzgebiete. Von Georg Meyer, ordentl. Professor der Rechte an der Universität Jena. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Der ausgezeichnete Verfasser und einflußreiche Abgeordnete ist den Lesern dieser Zeitschrift schon als Mitarbeiter vortheilhaft bekannt. Er erörtert den Erwerb, die Ordnung der Rechtsverhältnisse, den allgemein rechtlichen Charakter, den territorialen Charakter und die rechtliche Stellung der Bevölkerung der deutschen Schutzgebiete, ferner die kaiserliche Schutzgewalt, die rechtliche Stellung der deutschen Colonialgesellschaften, die Organisation der einzelnen Schutzgebiete, die Gesetzgebung, die Rechtspflege und die Verwaltung in den Schutzgebieten. Schon diese kurze Inhaltsübersicht zeigt, daß die klar gedachte und geschriebene Meyer'sche Schrift Fragen erörtert, die für Besitzer von Colonialactien, überhaupt für alle Freunde und Kritiker der Colonialbewegung von großem Interesse sind. k. w.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von H. Pohle in Jena.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen sowie von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen:

Zur Religionsphilosophie.

Andeutungen und Anregungen
zu ihrer Fortbildung in einer fertigen Reihenfolge
von 32 Hauptpunkten
von
Ulrich Rudolf Schmid,
em. P.

12 Bogen Octav. Eleg. brosch. — Preis: 2 Mark 50 Pfg.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Johann Georg Kastner.

Ein elsässischer Tondichter, Theoretiker und Musikforscher.

Sein Werden und Wirken.

Von
Hermann Ludwig.

Zwei Theile in drei Bänden.

(I. Band XX und 422 S., II. Band VIII, 440 und 32 S.; III. Band VIII und 424 S.) Büttenpapier.

Mit einer Portraitradirung Kastner's, Abbildungen in Lichtdruck, Briefen und anderen Beigaben in Nachbildungen der Handschrift, einer Notenbeilage und zahlreichen Verzierungen nach den besten Meistern der Renaissance.

Preis geheftet 40 Mark. Gebunden (Originalleinband nach Le Gascon) **52 Mark.**

Das Werk, welches Werden und Wirken dieses 1867 in Paris als hochgeschätztes Mitglied des Institut de France gestorbenen Elsässers vor Augen führt, in dessen Schaffen neben der Originalität einer in ihrer Richtung überaus fruchtbaren Begabung zugleich in seltenem Grade das dem Elsass zugefallene Mittelamt zwischen den Geisteserzeugnissen zweier Nationen Ausdruck fand, bietet des Interessanten genug, um der Aufmerksamkeit weitester, nicht allein musikalischer Kreise warm empfohlen werden zu dürfen.

In gleichem Verlage erschien:

Portrait Joh. Georg Kastner's.

Radirung von W. Krauskopf.

Pfd. (45×63). Preis 4 M.

Nordische

Ausstellung in Kopenhagen

für Industrie, Ackerbau und Kunst.

Von sämmtlichen Zeitungen Deutschlands als einzig dastehender Erfolg bezeichnet.

Thorwaldsens Museum — Tivoli — Französische Kunstausstellung — Thiergarten — Seebad.

Von **Hamburg** nach **Kopenhagen** täglich zwei Mal Verbindung über Kiel oder Warnemünde (12 Stunden). — Von **Berlin** nach **Kopenhagen** täglich Verbindung über Gjedser oder Stettin (12 Stunden).

Rundreisebillette und Retourbillette werden zu ermässigten Preisen ausgegeben.

Das Ausstellungscomité unterhält zur Bequemlichkeit der Reisenden ein offizielles Fremdenbureau, wo alle möglichen Aufschlüsse auf Verlangen gratis gegeben werden und welches ein Logirantiengesuchsbureau enthält, wo Logis zu ermässigten Preisen angewiesen werden.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in **Leipzig** erschien und ist durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:

Der Führer durch den Konzertsaal

von **Hermann Kretschmar.**

I. Abtheilung: Symphonie und Suite. 8°. 19 Bogen mit 700 Notenbeispielen. *M* 3.—

II. Abtheilung. I. Teil: Vokalmusik. Passionen, Messen, Hymnen, Kantaten. *M* 3.—

Ein in Berlin wohnender **prakt. Jurist** wünscht mit einer grösseren Zeitung in Verbindung zu treten, um für dieselbe **Aufsätze juristischen oder volkswirthschaftlichen Inhalts** über ihm aufgetragene Themata zu schreiben.

Offerten unter **Z. 41.** an die Expedition dieses Bl. erbeten.

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

Sammlung von Actenstücken

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

Im Verlage der **Dyk'schen Buchhandlung** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Dünker, Goethe und Karl August.

3 Thle. in einem Bande. 2. Aufl. Brosch. *M* 18.—. Geb. *M* 20.—.

Dieses längst erwartete Werk von der Hand des vertrauten Kenners des Weimarischen Hof- und Dichterlebens stellt die Beziehungen Goethes zu seinem Fürsten, dem bedeutendsten seiner Zeit, in eingehendster Weise dar und wird jedem Goetheverehrer sowie allen Freunden unserer neueren vaterländischen Geschichte höchst willkommen sein.

Roman-Manuscripte

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewilligt ich hohe Honorare.

Berlin W. Lützowstr. 97. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

L. W. Glogau, Hamburg, 23 Barstah.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland,** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M*. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 *M*. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M*. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk 20 *M*. — neu 40 *M*. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift. 1795 bis 97. br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 *M*. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern. Kopenhagen 1778, ill. 3 schöne Lederbde. 30 *M*. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 *M*. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hlf. 40 *M*. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 *M*. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 *M*. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Ulrich's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67. Lw. zusammen 15 *M*.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Redaction: Berlin S.W., Wilhelmstr. 67. Verantwortl. unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

Expedition: Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 37. Berlin, den 15. September 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltener Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Nationalgefühl nach Wesen, Ursprung und Wirksamkeit. Von Guntram Schultheiß. — Neues zur Witterungslehre und Klimatologie. Von Franz Bendt. — Literatur und Kunst: Charles Darwin's Selbstbiographie. Von Moritz Alsberg. — Die Tagebücher der Brüder Goncourt. Besprochen von Wilhelm Weigand. — Der bevorstehende internationale Amerikanistencongreß zu Berlin. Von Friedrich von Hellwald. — Feuilleton: Ein Unglücksmensch. Von P. Hann. — Aus der Hauptstadt: Die Akademische Kunstausstellung. VIII. Von G. M. — Inserate.

Das Nationalgefühl, nach Wesen, Ursprung und Wirksamkeit.

Von Guntram Schultheiß.

Diese Blätter enthielten vor einiger Zeit einen Aufsatz „Die Basis der Nationalitätsidee". Die nachfolgenden Betrachtungen nehmen vielfach Bezug auf dessen Gedankengang, sie gehen jedoch von einem anderen Standpunkte aus, besten selbständige Berechtigung hoffentlich leicht anerkannt wird. Vor Allem möchten sie nicht von einer Nationalitätsidee sprechen. Es ist zu lange Zeit unter dem Einflusse von Hegel's Geschichtsphilosophie herkömmlich gewesen, in der Geschichte Ideen aufzusuchen, deren Verwirklichung ihre eigentliche Bestimmung sein sollte. So hätten die Griechen gegenüber dem Despotismus des Orientes die Idee der Freiheit verwirklicht, die Römer hätten der Idee des Rechtes zum Ausdruck verholfen. Aber diese Ideen sind doch, wo sie überhaupt mit Berechtigung aufgesucht werden dürfen und nicht ein leeres unfertiges Schema sind, das der geschichtlichen Wirklichkeit gar nicht gerecht wird, höchstens nachträgliche Abstractionen und Zusammenfassungen, zur Erleichterung des Behaltens der Thatsachen in ihrer unermeßlichen Fülle und Verknüpfung. Den Römern die Idee des Rechtes vorzubehalten wird man sich nicht mehr beikommen lassen, nachdem über griechische Rechtsbildung so viele Aufschlüsse geworden sind, wer möchte auch glauben, daß ein so alter Culturstaat wie Aegypten, von China ganz zu schweigen, ohne entsprechende Ausbildung eines Rechtswesens, Jahrtausende lange vor den Römern hätte fortbestehen können? Nein, nur unsere Unwissenheit läßt uns solche Systeme erfinden. Hätte Hegel später gelebt, so wäre ihm das anscheinend beste Beispiel von der Realisirung einer Idee nicht entgangen, die Sclavenfreilassung, für welche ein blutiger Bürgerkrieg geführt ward. Aber mag man auch diese Idee noch so hoch stellen, mag man sie als Sieg der Humanität preisen, verstanden wird sie dadurch nicht. Eher noch, wenn man sie als Conseanenz thätiger Kräfte erweist, auf der Grundlage der Bedingungen, unter denen die Puritaner und Quäker zu einem neuen englischen Volke erwuchsen. Die Verwerfung der Sclaverei, als ein Theil ihrer Auffassung des Christenthums, hat doch nicht verhindert, daß noch 100 Jahre nachher die einwandernden Deutschen in ein Abhängigkeitsverhältniß gerathen konnten, das nach Wort und Sache von zeitweiliger Sclaverei nicht weit entfernt war, dessen Nachwirkungen, wie sich zeigen wird, in enger Beziehung zu unserem Thema stehen. Schließlich war der Entscheidungskampf zwischen Nord- und Südstaaten doch ein Kampf um die Macht; und die Idee der Sclavenbefreiung selbst ein Macht- und Kampfmittel.

Lassen wir also die Idee bei Seite und halten uns an das Nationalitätsprincip, wodurch Napoleon III. Wirkungen erzielen wollte. Dessen Inhalt ist ein scharf begrenzter: die Forderung, daß jede Nationalität sich auch politisch selbst bestimmen solle. Zunächst war dies auf Oesterreich gemünzt und sollte dessen Einfluß und Machtstellung in Italien treffen. Freilich war es wie so viele der von Frankreich ausgegangenen Schlagwörter, eine klingende Redensart, was gut daran, war nicht neu, das Neue nicht gut. Am wenigsten hätte der Verbreiter die Folgerung selbst daraus ziehen wollen. Indem das Nationalitätsprincip den Herrschern gegenüber ein Recht der Beherrschten forderte, war es revolutionär, der Gegensatz des Legitimitätsprincipes, das den Thron wie jeden anderen Stuhl als Gegenstand eines unveräußlichen Erbrechtes betrachtete. So mag man an das Wort der ersten französischen Republik denken: Friede den Hütten, Krieg den Palästen; freilich auch ein leeres Wort, so lange die Hütten im Kriege schlechter behandelt werden als die Paläste.

Denn die Hütten gehörten dem Volke, das konnte, als die Heere der Republikaner über die Grenze brachen, nicht siechen, es mußte sie aufnehmen und wenn es kalt war, gaben sie guten Brennstoff her. Die Paläste, auf denen die Inhaber, der hohe Stiftsadel der rheinischen Bisthümer, mit seinen Schätzen geflüchtet war, wurden höchstens Nationaleigenthum der großen Republik — aber durchaus nicht Volkseigenthum. Denn das Volk hatte hier, seit der Gewinnung der Rheingrenze für die französische Nation, seit der Abmachung mit dessen bisherigen Herren auf dem Congresse zu Rastatt oder im Frieden zu Luneville ebenso wenig etwas zu sagen, als ehe dutch oder german people jenseits des Oceans, in der Union, etwas Anderes war, als die Nachkommen armer Teufel, Eingewanderter oder gefangener hessischer Söldner, die an ihrer Muttersprache festhielten, Schulen und Kirchen bei ihr bewahrten, die auch unbequem zahlreich waren und sogar die Kühnheit hatten, für Pennsylvanien deutsche Staatssprache zu verlangen. Aber Goethe's Rath an seine Deutschen, sie sollten nicht hoffen, sich zur Nation zu bilden, er fand sein Gegenstück in der Stimme des deutschen Präsidenten der pennsylvanischen „Constituante", welche den Entscheid für das Englische gab. So tief war das Abhängigkeitsverhältniß von der amerikanischen Nation gewurzelt, zu der sich jetzt auch der zählt, der seiner Abstammung und seiner Sprache, seines Volksthumes sich noch nicht entschlagen hat. Im Mittelalter hatte natione Germanus nichts Anderes bedeutet, als von deutscher

Digitized by Google

Abstammung; aber seit das Wort Nation in französischer oder englischer Aussprache und Bedeutung dem Deutschen entgegen trat, da rief es auch seinen „Respect“ hervor, es ward vornehm; und so weit sich auch das deutsche Volk nach Amerika, Ungarn und Rußland verzweigte und deutsch blieb in Sprache, Sitte und Bildungseifer, seine oberen Stände gingen in's Nationaltheater in Wien, denn sie wollten sich doch nicht zum Volke rechnen und sprachen deshalb auch von der Nationalliteratur und dem Nationalcharakter nach dem englischen und französischen Sprachgebrauche. Und bald hörte man auch von der bayerischen und reuß-greiz-schleizischen Nation und deren Nationalstolz in den Schriftstücken der Rheinbundsurkunden sprechen. Und in München bestand vor Kurzem noch das Volkstheater neben dem Nationaltheater. Die Volksstücke des ersteren sind jetzt in Norddeutschland sehr bekannt und beliebt, eine Folge davon, daß die deutsche Nation den Nationalstolz der preußischen und der bayerischen Nation verhöhnt hat, daß nur noch eigennütziger affectirter Particularismus in dem Gerümpel der Verschollenheit wühlt, wenn er auch die Geldstücke ohne Unterschied des Kopfes oder des ABC der Münzstätten recht gerne nimmt. Kurz und gut, soweit zwischen Nation und Volk ein Unterschied mehr gefühlt, als bewiesen werden kann, denken wir bei Nation mehr an staatlichen und räumlichen Zusammenhang und Abgeschlossenheit, bei Volk an die sprachliche Einheit trotz mundartlicher Verschiedenheit und nebenbei an die stärkere Natürsichkeit und geringere Verbildung, welche die oberſten Schichten desſelben ſich unter Umständen als etwas Beſseres fühlen läßt.

In unſerem Nachbarſtaate Oeſterreich wird man von Nationen und Völkern mit einem gewiſſen Unterſchiede ſprechen, Polen und Czechen fühlen ſich als Nationen, die Slovenen möchten es gerne auch; Deutſche und Italiener fühlen ſich als Angehörige eines ſtarken Culturvolkes; und die Magyaren, wo ſie europäiſch ſprechen, ſtellen ſich als die Nation, alle andersſprechenden Bewohner Ungarns als Nationalitäten hin, die ihre Sprache und Sitte als Privatmenſchen einſtweilen noch beſitzen dürfen, wenn ſie der Staatsſprache und dem Staatsgedanken ſich unterwerfen, die aber beileibe nicht daran denken dürfen, auf Grundlage ihrer Sprache ein Nationalgefühl kundzugeben. Denn damit ſind wir eben in der Mitte der Sache; das Nationalgefühl iſt die Anknüpfung für das Nationalitätsprincip, und deſſen ſtrenge Durchführung für das Staatenſyſtem würde alle unſere Atlanten in Geſchichtskarten verwandeln.

Doch hat es damit noch gute Wege, ſolange das Nationalgefühl, beſſer Volksgefühl, nicht in die Zukunft vorgreift, ſolange es das vielleicht ſelbſt inſtinctartige Gefühl der Zuſammengehörigkeit mit vielen Anderen iſt, ſolange es ſich auf alle gemeinſamen geiſtigen Güter bezieht und beſchränkt, die von einer Anzahl von Menſchen getragen werden, und die doch jeder Einzelne als ſeine eigenſte geiſtige Habe betrachtet und ſchätzt, unter deren beſtimmendem geiſtigen Einfluſſe er aufgewachſen iſt, die er ſelbſt mehren kann. Die angeblichen Merkmale des Begriffes Nation, welche auch das Meyer'ſche Converſationslexikon wiederholt: „ein nach Abſtammung und Geburt, nach Sitte und Sprache zuſammengehöriger Theil der Menſchheit“ ſind eben gar nicht die einzigen, urſprünglich gehört dazu die ganze Summe der Beziehungen des Einzelnen zu ſeiner weiteren Umgebung, die man als die Bedingtheit des Einzelnen bezeichnen könnte, Landesart, Religion und Recht, Nahrung und Tracht können als natürliche Anknüpfungen des Nationalgefühles in Anſpruch genommen werden. Ob es überhaupt möglich iſt, für das Wort Nation eine durchaus ſtichhaltige Begriffsbeſtimmung zu finden, iſt wohl ganz gleichgültig, es theilt dieſe Eigenthümlichkeit mit allen claſſificirenden Wörtern; es ſei doch nur an die ſophiſtiſche Spielerei mit dem Haufen von 10,000 Getreideförnern erinnert, von dem eines nach dem anderen weggenommen wird; es ſei an den Streit über den Artbegriff erinnert, der den Kern des Darwinismus bildet. Aber der Begriff der Nation hat etwas voraus, die Nation iſt nicht nur etwas Körperliches, ſie iſt eine Gemeinſchaft, welche durch geiſtige Selbſterſaſſung enger geknüpft wird; das Nationalgefühl iſt ſo wenig eine Fiction, daß es zu allem Anderen hinzukommend daſſelbe erſt zum Merkmale macht, erſt die geiſtigſenſitive Abweſenheit des Nationalgefühles iſt die Aufhebung ſeiner unbewußten gefühlten oder bewußten und gewollten Wirklichkeit; man könnte mit ihm als Hauptmerkmal geradezu die Definition ausſtellen: „Nation iſt jede Vereinigung von Menſchen, welche durch ein Gefühl der Zuſammengehörigkeit zu gegenſeitiger Ausgleichung und Abſchleifung der trennenden Einflüſſe angetrieben werden, ſobald die Ausgleichung Unterſchiede von anderen demſelben Triebe gehorchenden Vereinigungen hervorgebracht hat.“ Eine Nation iſt eben ein Gegenſtand der Erfahrung und geſchichtlich vermittelten Wahrnehmung; jede Definition bloße Spielerei.

Prüfen wir nun die einzelnen geiſtigen Gemeingüter, welche das Nationalgefühl fühlt, an die es anknüpft!

Von jenen vier Punkten der üblichen Definition von Nation iſt in der Auffaſſung unſerer Zeit weitaus der wichtigſte die Sprache als die Vorausſetzung jeder Verſtändigung, jedes Verkehres. Ob Sprache und Mundart zuſammenfällt, ob die Schriftſprache, die Sprache der Schule, des Gottesdienſtes, des Gerichtes u. ſ. w. mehr oder weniger mißklang geſtern wird, iſt ganz ohne Belang, da die Mundarten ſelbſt kaum jemals ſo ſchroff von einander getrennt ſind, daß ſie nicht unter ſich in der gebildeten Sprache einen bequemeren Ausgleich und Berührungspunkt hätten als in jeder fremden Sprache. In der Auffaſſung der Völker oder Stämme gilt das Eingelebtſein in die Sprache der Umgebung als die Bezeugung der Volksangehörigkeit; aber nicht um die Mundart, ſondern um die darauf aufgebaute Schriftſprache handelt es ſich in dem jetzt ſo häufigen Kampfe um die Nationalität, im Elſaß wie in den Oſtſeeprovinzen, in Ungarn wie in Belgien. Der Beſitz nationaler Schulen, nationaler Predigt, nationaler Gerichtsſprache iſt das Bollwerk, das gewonnen und verloren wird. Man will den Gegner, den andersſprechenden Nachbar nicht vertreiben, ſondern ihm die eigene Sprache aufdrängen, die ſeinige werthlos, unbrauchbar machen, das iſt ſie ſchon als ungeſprochen, verwilderte Mundart. Draſtiſch iſt das in Ungarn ausgeſprochen worden, „das Deutſche müſſe in Ungarn die Sprache der Hausknechte werden.“ Daß die Kenntniß einer Sprache bis zur Beherrſchung noch durchaus nicht die Zugehörigkeit zu dem Volke in ſich ſchließt, wird freilich dabei auf allen Seiten häufig überſehen. Da man eigentlich Niemand zwingen kann, eine Sprache zu verlernen, ſo verſteht der Eifer zu nationaliſiren und zu entnationaliſiren gewiß oft ſeinen Zweck und liefert vielleicht nur dem Gegner einen Vortheil. Dabei zeigen ſich die Angehörigen der einzelnen Völker verſchieden anhänglich an ihr Volksthum und ihre Mutterſprache; am wenigſten iſt es im Allgemeinen der Deutſche, mit einer anderen Sprache vertraut verwandelt er ſich raſch in einen Engländer oder Magyaren.

Aber überhaupt gilt für die Zugehörigkeit zu jeder modernen Nation die Abſtammung faſt allgemein als das mindeſt Wichtige. Aus dem Geſchlechtsnamen allein darf auch kein Schluß gezogen werden. Nicht nur iſt bei national gemiſchten Ehen die Mutterſprache für die Erziehung und Deutweiſe des Kindes naturgemäß von weit größerem Einfluſſe als die Herkunft des Vaters; dem glühenden Nationalgefühle der Polinnen iſt bekanntlich der Umſtand zuzurechnen, daß es ſo viele Geſinnungsſpolen mit deutſchem Namen gibt. Aber auch ohne ſolchen Vorſchub würden Vereinzelte mitten unter ſprachfremder Umgebung nicht umhin können, mit derſelben in deren Sprache zu verkehren; ſolche Aneignung der Umgangsſprache geſchieht verhältnißmäßig leichter und raſcher als die Spracherlernung auf grammatiſchem, methodiſchem Wege, wobei der Zwang des Hörens wegfällt, der Klang der fremden Sprache neben der Schreibung faſt zurücktritt. Der ſogenannte Ungebildete wird ſo das Nöthigſte zum Verkehre in einer fremden Sprache oft raſcher erlernen als der Gebildete, der in ſeiner Mutterſprache mehr denkt und dadurch größeren Widerſtand leiſtet. Am raſcheſten geht ſolcher Uebergang in eine neue Sprache bei Kindern von Statten; ſelbſt wenn ſie die Sprache ihrer Eltern noch verſtehen, ſo ſprechen ſie doch im Verkehre mit ihren

Digitized by Google

Altersgenossen nur die fremde Sprache; in der nächsten Generation geht die Kenntniß der ursprünglichen Sprache meist völlig ab. Das ist das Schicksal der deutschen Familien, die unter englische Amerikaner hinein gerathen sind, und ist ganz allgemein anzunehmen; der bloße Name, dessen Bedeutung vielleicht gar nicht mehr gewußt wird, der mündlich vielleicht umgestaltet wird, z. B. Steinwau für Steinweg, Schandill für Gentil, entscheidet nicht im Geringsten über die nationale Zugehörigkeit. Nur die Ungarn zeigen anglitische Bestissenheit, die Art und Weise, wie ihre Nationalität sich gleich der türkischen durch Fremde vermehrt, weil das Anwachsen von Innen heraus hier wie dort mangelt, zu verstecken, indem sie auf Uebersetzung der deutschen, slowakischen 2c. Namen dringen. Das kostet jetzt nur noch 50 Kreuzer, während der Patriotismus früher es sich das Zehnfache kosten lassen mußte.

Daß aber selbst die unverlengbare historische Erinnerung an die Abstammung für das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem Volke belanglos wird, diesen Beweis liefern ja doch für die Gegenwart fast alle die deutschen Fürstenhäuser, welche auf ausländische Throne gelangt sind. Die Welfen in England, die durch Coburger fortgesetzt und aufgemischt sind, haben so wenig englisches Blut in sich, als die Holstein-Glücksburger in Dänemark dänisches, die Holstein-Gottorper russisches Blut; die Mütter waren ja stets wieder deutsche Prinzessinnen. Wenn nun selbst deutsche Zeitungen dem jetzigen Kaiser von Rußland im Gesichte die slavische Rasse ableben wollen, so ist das ein Beweis dafür, wie wenig man an den Stammbaum denkt, wenn man von der Nationalität spricht. Dann wird man es auch der Dynastie Rothschild nicht verdenken können, wenn sie französische und englische Zweige getrieben hat. Wie viele Juden mit deutschem Namen sind französische Patrioten geworden, wie viele stolze Yankees, das ist ja nur Sache der Spracherlernung und des persönlichen Vortheils; es giebt ja jetzt auch neben den magyarischen Juden schon nationalpolnische und tschechische Juden.

Insoweit in der oben angeführten Bestimmung des Begriffes Nation die Geburt neben der Abstammung selbständige Geltung haben soll, müßte sie im geographischen Sinne gemeint sein. Dem deutschen Sprachgebrauche entspricht es allerdings, das Geborensein in einem Lande mit dem Volksbegriffe zu verwechseln, man nimmt selten Anstand einen in Amerika, in Ungarn, in Rußland Geborenen auch wirklich einen Amerikaner, einen Ungarn, einen Russen zu nennen, wenn er auch rein deutscher Abkunft sein mag; selbst in Oesterreich war es früher möglich, einen Deutschböhmen schlechthin als Böhmen zu bezeichnen und so den sprachlichen Unterschied von den Tschechen in der Vorstellung zu verwischen. Auch in Ungarn hat die unklare Abgrenzung zwischen Magyaren und anderen Einwohnern des Landes dieser Begriffsverwirrung zum Vortheile des Magyarischen Vorschub geleistet, bis der Sprachgebrauch das Adjektiv ungarländisch aufgebracht hat.

Ein weiteres Merkmal der Nation, ein Stützpunkt des Nationalgefühles ist die Sitte. Durch die Frage, welche Gemeinschaft der Sitte zwischen dem Großfürsten und dem Bauer der gleichen Nation besteht, ist dieser Punkt nicht erledigt. Denn zur Sitte gehört der ganze Bereich der Gebräuche und der Lebensauffassung; wie scharf englische Sitten und Gewohnheiten von den deutschen abweichen, bedarf keiner Erörterung. Nur kurz sei an die deutsche Sitte des Weihnachtsbaumes erinnert, an unser Vereinswesen, Turnvereine, Männergesangvereine u. dergl., an die völlig verschiedene Auffassung der Wirthshäuser und um gleich Nahrung und Tracht heranzuziehen, die hierher gehören, an die nationale Stellung des deutschen Bieres und dessen gesellschaftliche Verknüpfung, unser Kneipen-, unser Studentenleben, dessen Heimath die Bierkneipe ist u. s. w. u. s. w. Ferner an die Bedeutung der Nationaltracht bei Ungarn, Tschechen, Polen und neuerdings Russen. Kurz, bei aller scheinbaren Ausgleichung in diesen Dingen, bei der Anglomanie, der ein Theil der großstädtischen und vornehmen Jugend frönt, giebt es hier recht scharfe Unterschiede zwischen den einzelnen Völkern, besser dem ausschlaggebenden Theile derselben, dem Mittelstande.

Ebensowenig wird man übersehen dürfen, daß auch die Religion, wenn auch vielleicht nicht in bestimmten Sätzen, in recht innige Verbindung mit dem Nationalgefühle treten kann. Für die Juden dauerte der nationale Zusammenhalt durch die Religion viel länger als die Einheit der Umgangssprache, Religion und Abstammung hielt das Nationalgefühl aufrecht, sie halten jetzt noch einen Zusammenhang fest, der sich in der alliance universelle israelite einen internationalen Ausdruck gegeben hat. Die nationale Ausprägung der englischen Hochkirche ist noch einflußreicher als die des deutschen Protestantismus. Serben und Kroaten sind trotz weit weniger sprachlich, als durch die Folgen der religiösen Einrichtungen — jene griechisch-orthodox, diese katholisch, jene das slavische, diese das lateinische Alphabet — aus einander gehalten. Erinnert sei dann nur noch an die Armenier, die ähnlich wie die Juden unter andere Völker versprengt, in ihrer Kirche und Kirchensprache die Anlehnung des Nationalgefühles besitzen.

Kurz das Nationalgefühl ist zu bezeichnen als ein Gemeingefühl, das eine Berührung mit einer gemeinsamen Sprache stets besitzt oder doch besessen hat, das aber noch eine Menge anderer Anknüpfungspunkte erkennen läßt. Absichtlich haben wir die Anknüpfung an den Staat bis hierher verschoben, denn sie ist durchaus nicht nothwendig. Das Nationalgefühl ist uns ein Gegenstand der Wahrnehmung, der Erfahrung; als solchen haben wir es hinzunehmen, wie es ist, als ein vielen Einzelnen gemeinsames gleichartiges Gefühl, das durch seine Thatsächlichkeit eine Interessengemeinschaft bewirkt. Wir nennen es ein Gemeingefühl, ein Gemeinbewußtsein; als solches steht es dem Individualismus gegenüber oder über demselben, wie man will. Jedenfalls bildet es, wo es vorhanden ist, ein Hinderniß oder ein Gegengewicht gegen den Individualismus, wenn dieses Fremdwort nicht viel anderes bezeichnet als den Egoismus als Princip oder Maxime. Daß das Nationalgefühl nicht bei allen einzelnen Gliedern einer Nation in gleicher Stärke vorhanden ist, ist ja gleichfalls ein Gegenstand der Beobachtung. Der Einzelne kann sich in freier Ausbildung seiner Anlagen, in der Verfolgung seines persönlichen Vortheiles, bewußt von den Einflüssen, die sein Aufwachsen bestimmt haben, freimachen, sich ihnen allen als Individuum entgegensetzen, das keine Schranke als unüberwindlich für seine Selbstbestimmung anerkennt, auch die Sprache nicht, wenn Gaben oder Umstände ihm dabei behilflich sind. Aber das zeitliche Zusammentreffen eines gesteigerten Nationalgefühles und einer gesteigerten Möglichkeit für den Einzelnen, die früher höheren Schranken der Geburt, der Freizügigkeit u. dergl. zu überstehen, kann kein Grund sein, die Gegensätze subsummiren zu wollen. Der erleichterte Verkehr des 19. Jahrhunderts hat das nationale Gleichartige oder Verwandte sich räumlich näher gebracht, aber das sprachlich Getrennte sich noch schärfer fühlen lassen. Besonders bei kleineren Völkern, die rings von Fremden umschlossen sind, ist gerade durch diese Umstände die Anhänglichkeit an das Ererbte gesteigert worden, die unbestimmte Furcht vor einer Ueberfluthung hat sie enger vereinigt, es haben sich Führer gefunden, welche diesem Gefühle Ausdruck verschafft haben, Schriftsteller und Zeitungsschreiber. Dieses Gemeingefühl drängt dazu, innere Schranken zu beseitigen; es findet in überlieferten Verhältnissen Nachtheile und strebt dieselben umzugestalten. So ist es eine Macht geworden, mit der der Staatsmann rechnen muß.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Neues zur Witterungslehre und Klimatologie.

Von Franz Bendt.

Die Untersuchungen in der neueren Meteorologie haben allmählich zu der Einsicht geführt, daß die Erscheinungen in unserer Luftshülle, die in ihrer Gesammtheit die Witterung und das Klima eines Ortes schaffen, durch die Verschiedenheit des atmosphärischen Druckes hervorgerufen und geregelt werden. Den Luftdruck mißt man, wie allbekannt, durch das Barometer, aus dessen Steigen und Fallen man auf die Zu-, resp. Abnahme des Druckes schließen kann. Um nun Einsicht in die verwickelten Verhältnisse unserer Lufthülle zu erhalten, ist es nothwendig, sich ein Bild von der allgemeinen Druckvertheilung auf der Erdoberfläche zu verschaffen, denn es hat sich gezeigt, daß die Witterung in unseren Gegenden oft von Ereignissen beeinflußt wird, welche in Sibirien oder über dem Atlantischen Oceane vor sich gehen. Um dieses zu ermöglichen, schlug Buchan vor, alle Orte, welchen gleichen Barometerstand haben, durch Linien mit einander zu verbinden. Es sind das diejenigen Linien, welche Isobaren genannt werden. Buchan entwarf nun zunächst Karten für die mittlere Druckvertheilung extremer Monate, für den Januar und Juli. Auf diesen Karten fanden sich über bestimmten Stellen ganz besonders ausgeprägte Luftdruckbezirke, in denen sich der Druck als sehr schwach oder sehr stark anzeigte. Solche Orte werden barometrische Minima (Depressionsgebiete), resp. barometrische Maxima genannt. So sagert z. B. im Allgemeinen auf der Januarkarte eine Depression bei Island, ein Maximum über Ostsibirien.

Aus dem Vergleiche der Karten mit den Vorgängen in der Atmosphäre selbst, ergab sich ein Bestreben der Luft, von der höheren Isobare zur niederen abzufließen und hierbei die Depressionsgebiete, resp. die Orte maximalen Druckes, kreisförmig oder elliptisch zu umströmen. Diese Bewegung erfolgt durchaus gesetzmäßig innerhalb der Windrose, und zwar um ein Minimum in der entgegengesetzten Richtung wie der Zeiger einer Uhr, um ein Maximum in der Richtung desselben.

Aus diesem Gesetze ersieht man, daß aus der Lage eines Ortes zum Minimum, resp. Maximum auf die Richtung des Windes geschlossen werden kann, und damit auf den wichtigen Factor der Witterung! So hat z. B. West- und ein Theil Mitteleuropas eine für die Breite sehr hohe Januartemperatur, weil durch die oben erwähnte Depression bei Island das Land von warmen und feuchten West- und Südwestwinden bestrichen wird.

Die Druckverhältnisse in der Atmosphäre sind aber nicht fest, sondern dauernd in Bewegung. Besonders sind es die Minima, welche mit großer Geschwindigkeit von Ort zu Ort wandern und dadurch die Erscheinungen in der Luft unausgesetzt verändern. Das Grundgesetz der modernen Witterungslehre lautet daher: „Das Minimum beherrscht die Witterung."

Stellt sich der Meteorologe die Aufgabe, ein Urtheil über das Wetter des nächsten Tages abzugeben, so hat er sich zunächst über die augenblickliche Luftdruckvertheilung auf der Erdoberfläche, oder mindestens für einen großen Theil derselben, zu unterrichten. Der elektrische Telegraph ermöglicht eine schnelle Sammlung der meteorologischen Elemente, und so ist er dann im Stande, an gewissen Centralstationen eine Uebersicht von der allgemeinen Witterungslage zu entwerfen. Für Deutschland ist diese Centralstelle die Seewarte in Hamburg. Am Morgen um 7 und 8 Uhr treffen dort Depeschen von den Beobachtungsstationen des In- und Auslandes ein, welche Nachricht geben vom Luftdrucke, von der Temperatur, der Menge der Niederschläge u. s. w. des betreffenden Ortes. Diese Mittheilungen werden sofort verarbeitet und zur Construction der „synoptischen Karten" verwendet, welche darauf am Nachmittage an alle Interessenten versendet werden. Die Abendblätter der meisten größeren Journale bringen jetzt die synoptischen Karten. Diese geben uns also ein Bild von der allgemeinen Wetterlage am Morgen desselben Tages. Wir wünschen nun die wahrscheinliche Wetterlage des folgenden Tages zu erkennen!

Wie oben gezeigt wurde, regiert das Minimum die Witterung. Wo wird sich morgen das Minimum befinden? Aus den statistischen Untersuchungen der Meteorologen der Seewarte, des Prof. Koeppen und Dr. van Bebber, hat sich ergeben, daß die Depressionen zu bestimmten Jahreszeiten mit Vorliebe bestimmte Wege einschlagen und auf der einmal erwählten Straße möglichst lange verweilen. Es fanden sich fünf solcher „typischen Heerstraßen", von denen drei für deutsches Gebiet besonders wichtig sind. Diesen wollen wir daher unsere Aufmerksamkeit zuwenden. — Im Winter und im Herbste bewegen sich die Minima vom Nordwesten der Britischen Inseln aus nordostwärts, und an der Küste Norwegens vorüber. Ist das der Fall, dann ergeben die Beobachtungen für ganz Deutschland trockenes Wetter, wenn auch bei größtentheils bedecktem Himmel. Zur selben Zeit wandert auch wohl die Depression vom Kanal aus durch Frankreich zum Mittelmeere und von hier aus wiederum dem Finnischen Busen zu. Unter Einwirkung dieser Bewegung ist im nordwestlichen Deutschland heiteres Wetter, im Osten Regen zu erwarten. — Während des Sommers bewegen sich die Minima der deutschen Küste entlang, und in ihrem Gefolge erscheinen häufig Gewitter, welche sich auf deutschem Boden entladen. Die Isobaren, die die Gebiete niedrigsten Luftdruckes einschließen, zeigen in solchen Fällen eigenthümliche Ausbuchtungen, sogenannte „Gewittersäcke". — Um also eine Prognose für den nächsten Tag zu stellen, ist zunächst die Zugstraße zu finden, auf welcher sich wahrscheinlich das Minimum bewegen wird. Dies gelingt dem erfahrenen Beobachter aus der Lage des sich bildenden Minimum, aus der Luftdruck- und Temperaturvertheilung, aus dem Zuge der Wolken und mit Hülfe des statistischen Materiales zu bestimmen. Er kann sodann für Orte, die unter dem Einflusse des Minimum stehen, je nachdem dieses sich nähert, vorübergeht oder sich entfernt, die wahrscheinliche Witterung des nächsten Tages voraussagen.

Durch die soeben geschilderten Depressionen wird also die Witterung in Deutschland geregelt und durch ihre dauernde Wanderung dasjenige geschaffen, was wir als Klima zu bezeichnen pflegen. Das Klima besonders der nordeuropäischen Orte muß daher ein nahezu übereinstimmendes sein. Das ist in der That der Fall und die dennoch eintretenden Differenzen werden durch die größere oder geringere Entfernung der Orte vom Meere hervorgerufen. Als ein gutes Beispiel hierfür wählen wir Borkum, Berlin und Breslau. Borkum zeigt den Charakter des Seeklimas, Breslau schon vollständig denjenigen des Binnenlandes und Berlin steht vermittelnd dazwischen.

Ueber die klimatischen Constanten der Reichshauptstadt sind in den letzten Jahren eine Anzahl von Arbeiten erschienen, welche es ermöglichen, ein Bild von den Witterungsverhältnissen derselben zu entwerfen. So fand sich, daß die barometrischen Minima resp. Maxima in allen Richtungen der Windrose vorkommen, die Minima aber vorwiegend im Norden und Nordwesten, die Maxima im Südosten und Nordosten. Hierdurch veranlaßt wird Berlin im Winter von warmen und feuchten Südwest- und Westwinden beschickt. Im Frühlinge hingegen überwiegen Winde mit nördlicher Richtung; sie erzeugen die bekannten Kälterückfälle im Mai (die gestrengen Herren) und im Anfange des Juni. Der Sommer und der Herbst stehen von Neuem unter der milden Herrschaft der warmen, Niederschläge spendenden, West-, Südwest- und Südwinde.

Die Winde sind nun wiederum, wie sich aus den obigen allgemeinen Betrachtungen ergab, bestimmend für die Temperaturverhältnisse des Ortes.

Aus den täglichen, monatlichen und jährlichen Temperaturschwankungen pflegt man sich gewöhnlich ein Urtheil über das Klima zu bilden und es je nach der Größe dieser Schwankung als ein „gutes" oder „schlechtes" zu bezeichnen.

Durch allgemeine, vergleichende Studien über diese

Digitized by Google

Vorgänge fand sich, daß die Größe der gesammten Temperaturdifferenz mit der geographischen Breite und mit der Entfernung der Orte von den Küsten zunimmt. Für Europa, besonders in seiner westlichen Hälfte, wird dieses Gesetz aber zum Theil durchbrochen. Die Temperaturschwankungen sind nämlich auch innerhalb des Continentes für die Breite relativ recht kleine. Der Grund hierfür findet sich in der langgestreckten Form unseres Erdtheiles, seiner reichen Küstenentwickelung und innigen Beziehung zu dem angrenzenden Meere; ganz West- und ein Theil Mitteleuropas trägt den milden Charakter des Seeklimas.

Wollen wir die Größe der Temperaturschwankungen beurtheilen, denen ein Ort ausgesetzt ist, so müssen wir uns zunächst mit seinen normalen Verhältnissen vertraut machen. Wir wollen daher hier mit der Aufzählung der Normaltemperaturen für Berlin beginnen, wie sie sich aus langjährigen Beobachtungsreihen ergeben haben. Die mittlere Jahrestemperatur fand sich zu rund 9° C. Die Normaltemperatur des Januar, des kältesten Monates, zu — 0,8° C., und die des wärmsten Monates, des Juli, zu 18,8° C. Hieraus folgt eine Jahresschwankung von 19,6° C. Dieses Verhältniß ist noch ein recht günstiges, wie man aus den folgenden Vergleichszahlen ersehen kann. Für Wien beträgt die Jahresschwankung 22,2° C. und für Petersburg 27° C.

Die Abweichungen von der Normaltemperatur können für die Reichshauptstadt, wie sich aus den Untersuchungen von Perlewitz ergeben hat, recht bedeutende sein. Es fand sich aus den Beobachtungszahlen, daß z. B. der 9. Januar um 12° C., der 29. October um 4° C. gelegentlich zu warm war. Weniger erfreulich ist aber die klar hervortretende Thatsache, daß in der kalten Jahreszeit die Abweichungen nach der negativen Seite (zu kalt) im Allgemeinen noch viel beträchtlichere sind. So ergab sich für den 10. Februar eine Abkühlung von 19° unterhalb der Normaltemperatur. — Bei der Betrachtung ganzer Monate fiel die größte Temperaturschwankung auf den Januar; diese nimmt sodann mit wachsendem Jahre ab, erhebt sich ein wenig im Mai (Kälterückfälle) und steigt endlich in der kalten Jahreszeit wieder an.

Wie schon gelegentlich bemerkt, verdankt Berlin, wie die meisten Städte West- und Mitteleuropas, sein relativ mildes Klima dem nahen Meere. Letzteres sendet uns warme und feuchte Winde zu und verursacht hierdurch eine dichte Wolkendecke, welche die Rückstrahlung der Wärme gegen den Weltenraum vermindert. Wie bedeutend die Abkühlung bei uns werden kann, wenn der Einfluß des Meeres gelegentlich nicht zur Wirkung gelangt, zeigen z. B. die kalten Tage in den Wintermonaten, welche als Extreme oben vermerkt wurden. Auch der letzte kalte Winter ist auf dieselben Ursachen zurückzuführen. In unseren Gegenden wird, wie wir uns erinnern, die Wintertemperatur durch eine atlantische Depression beherrscht. Im letzten Winter reichte der Einfluß derselben nicht bis zu uns, und Deutschland wurde daher von kalten, nördlichen Winden überstrichen.

Die Güte des Klimas eines Ortes zeigt sich besonders in der Beständigkeit der Witterung. Für Berlin fand Perlewitz aus seinen Zahlenreihen Folgendes: „Die Wahrscheinlichkeit, daß der Charakter der Witterung derselbe bleibe, nimmt mit der Länge der Zeit zu! Dagegen macht aber jeder Tag mit steigender Temperatur die Wahrscheinlichkeit immer größer, daß der folgende Tag eine Abkühlung bringen werde."

Es ist also sehr falsch, wenn gesagt wird: „Das Wetter müsse sich doch nun bald ändern, weil es schon »so lange« gut, resp. schlecht sei." —

Auch über die Niederschlagsverhältnisse für Berlin und Umgegend haben die letzten Jahre reiches Material gebracht. Es wurden eine Anzahl Regenstationen begründet, von denen 16 seit 1886 functionirten. Aus diesen Messungen ergab sich, daß die Vertheilung der Niederschläge über Berlin der Zeit nach höchst unregelmäßig ist. So konnten selbst an benachbarten Stationen Differenzen von 45% nachgewiesen werden. Für das ganze Jahr hingegen ist die Regenmenge an allen Stationen nahezu dieselbe. Dennoch fanden sich innerhalb des Versuchsfeldes feuchte und trockene Provinzen, denn der nördliche Theil, der das eigentliche Spreethal bildet, scheint reicher an Niederschlägen zu sein, als der südliche mit der Regenstation Steglitz. Der Bearbeiter dieser Daten, der rühmlichst bekannte Meteorologe H. Hellmann, vermuthet, daß die Trockenheit des zuletzt genannten Gebietes durch den im Westen vorgelagerten Grunewald hervorgebracht wird, der „eine Art kleinen Regenschattens nach Osten hin wirft".

Nach der Jahreszeit vertheilt sich die Menge der Niederschläge in folgender Art: Im Sommer ist ihre Menge am größten, dann folgt wunderbarer Weise der Winter und hierauf erst, und zwar ziemlich gleichmäßig, der Frühling und der Herbst. Die seltsame Stellung der Winterniederschläge führt Hellmann auf eine unzweckmäßige Stellung der Regenmesser zurück. Für praktische Ziele ist von besonderer Wichtigkeit die tägliche und stündliche Messung der Niederschlagsmenge. Die höchste Zahl lieferte der 22. Juli 1886, an welchem die Flüssigkeitsmasse den Boden in einer Höhe von 47 Millimeter bedeckt haben würde; hiervon fielen in einer Stunde 31,5 Millimeter. Am 6. September 1883 wurden in 15 Minuten sogar 16,6 Millimeter im Regenmesser ermittelt. Diese Zahl übersteigt um das Dreifache die Größe, welche bei Anlage der Kanalisation im Jahre 1872 angenommen wurde.

Es ist zwar nicht wissenschaftlich, obige Verhältnisse absoluten Extremen gegenüber zu stellen, immerhin mag es uns, während ungünstiger Witterung, zum Troste gereichen, wenn wir die gewonnenen Daten mit denen von Werchojansk, welche kürzlich veröffentlicht wurden, vergleichen. Die Stadt Werchojansk in Sibirien liegt in der Nähe der Jana, ein wenig nördlich vom Polarkreise. Die mittlere Jahrestemperatur wurde dortselbst zu — 19,3° C. ermittelt. Die Temperatur des Januar ergab sich zu — 53,1° C. und diejenige des wärmsten Monates, des Juli, zu 13,8° C. Hieraus folgt eine Jahresschwankung von 66,9° C., welche die gleiche Größe von Berlin fast um das 3,5fache übertrifft. Die niedrigste Lufttemperatur, welche überhaupt bisher beobachtet wurde, ist in Werchojansk am 15. Januar 1885 mit — 67,1° C. bestimmt worden. Diese Zahl übersteigt übrigens die normale Temperatur keineswegs um ein Bedeutendes, denn man ist in dieser eisigen Stadt an eine Wintertemperatur von — 60° C., als an nichts Außerordentliches, gewöhnt. Wie „schrecklich" die Größe ist, zeigt sich erst recht deutlich, wenn man sich erinnert, daß das Quecksilber bereits bei — 38,2° C. erstarrt.

Literatur und Kunst.

Charles Darwin's Selbstbiographie.*)

Von Moritz Alsberg.

In deutscher Uebersetzung ist vor wenigen Monaten ein Buch erschienen, welches die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich zu lenken geeignet ist: die Schilderung des Lebens und der Thätigkeit Charles Darwin's, herausgegeben von seinem Sohne Francis Darwin. Indem Letzterer die in der Hinterlassenschaft seines Vaters aufgefundene Selbstbiographie, dessen Tagebuch und Briefe, sowie die eigenen Erinnerungen zu einem dreibändigen inhaltreichen Werke zusammenstellte, hat er seinem Vater ein Denkmal errichtet, das kaum zurücksteht hinter demjenigen, welches die englische Nation dem großen Reformator auf naturwissenschaftlichem Gebiete in der ehrwürdigen Westminsterabtei geweiht hat und zugleich

*) Leben und Briefe von Charles Darwin mit einem seine Autobiographie enthaltenden Capitel. Herausgegeben von seinem Sohne Francis Darwin. Aus dem Englischen übersetzt von J. V. Carus. Stuttgart, E. Schweizerbart.

Digitized by Google

allen denen, die an den Fortschritten der Naturwissenschaften Antheil nehmen, einen wichtigen Dienst geleistet. Welchen Standpunkt man auch der Darwin'schen Lehre gegenüber einnehmen mag, gewiß verlohnt es sich der Mühe, den Mann näher kennen zu lernen, der die Gedankenrichtung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in ganz neue Bahnen gelenkt, der seine Ideen als gährendes Ferment in die geistige Bewegung unserer Zeit hineingeworfen hat.

Der besagte Gelehrte ist zu Shrewsbury (England) am 12. Februar 1809 geboren. Daß seine Leistungen zum Theil auf ererbten Anlagen beruhen — dies erfahren wir aus dem, was uns über die Vorfahren des großen Naturforschers, insbesondere über seinen Großvater, den Botaniker Robert Waring Darwin, über seinen Großvater Erasmus Darwin, den Philosophen, Dichter und Naturforscher — den nämlichen Gelehrten, der in seiner „Zoonomia“ zuerst für Lamarck und dessen Entwicklungstheorie auftrat — und über seinen Vater den durch Beobachtungsgabe und Menschenkenntniß ausgezeichneten Arzt Dr. R. W. Darwin mitgetheilt wird. Freilich die soeben erwähnte geistige Veranlagung trat bei Charles nicht sofort hervor; in der Schule seiner Geburtsstadt galt er vielmehr als ein nur mittelmäßig begabter, wenig strebsamer Schüler. „Du hast kein anderes Interesse als Schießen, Hunde und Rattenfangen und Du wirst Dir selbst und der ganzen Familie noch zur Schande gereichen“ — also urtheilte Darwin's Vater über den Menschen, der auf naturwissenschaftlichem Gebiete eine ganz neue Aera anzubahnen berufen war. Dabei kann es freilich nicht verwundern, daß dem nach Anschauung schmachtenden Geiste des Knaben und Jünglings sowohl die Unterrichtsgegenstände wie auch die Unterrichtsmethode der englischen Schulen: die Beschäftigung mit Syntaxregeln, das Auswendiglernen von lateinischen und griechischen Vocabeln, das Anfertigen lateinischer Verse und dergl. einen heftigen Widerwillen einflößten und daß die Vorliebe Darwin's für die Natur, solange der wissenschaftliche Sinn noch nicht geweckt war, in planlosem Umherschweifen im Freien sich äußerte. Als einziges Anzeichen, welches schon damals auf den zukünftigen Naturforscher hinwies, muß der bei Darwin sich frühzeitig regende Sammeleifer sowie seine Vorliebe für chemische Experimente gedeutet werden. — Als sechzehnjähriger Mensch wird Charles mit seinem Bruder nach Edinburg geschickt, um dort Medicin zu studiren. Dabei ist aber sogleich zu bemerken, daß der Unterricht in den medicinischen Fächern damals keineswegs jenen Anforderungen entsprach, welche heutzutage an denselben gestellt werden. Noch nach vielen Jahren hat Darwin sein Bedauern darüber geäußert, daß er damals nicht zum Zergliedern von Leichen angehalten wurde, da ihm diese Beschäftigung bei seinen späteren zoologischen Studien sehr zu Statten gekommen sein würde. Daß er sich übrigens zum Arzte wohl kaum geeignet hätte, beweist der Umstand, daß er bei zwei Gelegenheiten, wo er im Krankenhause zu Edinburg einer chirurgischen Operation beiwohnte, um nicht ohnmächtig zu werden sich schleunigst entfernen mußte. Unter solchen Umständen ist es dann leicht erklärlich, daß die Studien Darwin's zu Edinburg wenig gefördert wurden, und daß sein Vater, daran verzweifelnd, einen tüchtigen Arzt aus ihm zu machen, ihn nach zwei Jahren von der schottischen Hochschule entfernte und ihn zunächst nach Cambridge dirigirte, damit er im Hinblick auf eine spätere Anstellung als Seelsorger dort Vorlesungen über Theologie höre. Indessen auch auf letzterer Universität, wo er, um immatriculirt zu werden, zunächst das Baccalaureatsexamen zu bestehen hatte — eine Aufgabe die ihm nicht geringe Verlegenheiten bereitete, da er das auf der Schule erlernte Griechisch und Lateinisch bis auf einige Buchstaben total vergessen hatte — auch hier scheint Darwin anfangs nur mit geringem Eifer seinen Studien obgelegen zu haben. Jagen, Reiten und ein gutes Glas Wein im Kreise lustiger Kameraden war jedenfalls mehr nach seinem Geschmacke, als der Besuch der ihn langweilenden Collegien. Immerhin glauben wir, daß die in der Selbstbiographie Darwin's sich findende Bemerkung: „Während der 3 Jahre, welche ich in Cambridge zubrachte, war meine Zeit, was die akademischen Studien anlangt, ebenso vollständig verschwendet wie in Edinburg und auf der Schule zu Shrewsbury“ wohl kaum wörtlich zu nehmen ist, da es seinem Zweifel unterliegt, daß Darwin damals bereits ein außerordentlich eifriger Käfersammler war, daß er Henslow's Vorlesungen über Botanik fleißig besuchte und an den von diesem Gelehrten arrangirten botanischen Excursionen regelmäßig Theil nahm. Nebenbei verwendete er allerdings viel Zeit auf den Besuch von Gemäldesammlungen, und merkwürdiger Weise scheint damals auch Dichtkunst und Musik einen besonderen Reiz auf ihn ausgeübt zu haben. Wir sagen: „merkwürdiger Weise“; denn es ist eigenthümlich, daß er später sowohl die Poesie wie die Musik in den Bann that, und es hat fast den Anschein, daß in jener späteren Epoche seines Lebens, wo die Naturwissenschaft sein ganzes Denken und Trachten beschäftigte, für die Bestrebungen der Kunst in seinem Gehirne kein Platz mehr vorhanden war. Andererseits waren es Romane, deren Lectüre ihm während seines akademischen Studiums einen großen Genuß bereitete und die auch in seinem späteren Leben, wo er häufig durch Krankheit genöthigt war, auf jede anstrengende Beschäftigung zu verzichten, ihm manche trübe Stunde erheiterten.

Unter den wissenschaftlichen Werken, die auf die geistige Entwickelung Darwin's während seines Aufenthaltes auf der Universität Cambridge einen besonderen Einfluß ausgeübt und seinen Entschluß, sich ausschließlich den Naturwissenschaften zu widmen, herbeigeführt haben, sind zwei, nämlich: A. v. Humboldt's „Reiseschilderungen“ und J. Herschel's „Einleitung in das Studium der Naturwissenschaften“ besonders zu erwähnen. Herschel's Werk eröffnete ihm einen Blick in die kaum geahnte Tiefe und Bedeutung der Naturforschung, während A. v. Humboldt die Lust zum Reisen in ihm erweckte. Ferner hat Charles Lyell's „Grundriß der Geologie“ (Principles of Geology) ebenfowohl auf den Studenten Darwin, wie auf den bereits mit evolutionistischen Ideen sich tragenden Gelehrten deshalb einen mächtigen Eindruck gemacht, weil in diesem Buche an die Stelle der bis dahin allgemein herrschenden Anschauungen von Erdrevolutionen oder Kataklysmen, durch welche wie mit einem Schlage eine ganze Schöpfung zertrümmert und statt derselben eine neue Schöpfung in's Dasein gerufen sein sollte — weit an die Stelle dieser Theorie in dem besagten Buche zum ersten Male die Lehre von der Umgestaltung der Schöpfung durch langsam und schrittweise stattfindende Veränderungen gesetzt wurde. Nur durch allmählich zur Geltung kommende Einwirkungen sei — so behauptete damals schon Lyell — die Aufeinanderfolge verschiedener Erdepochen, wie sie durch die übereinander gelagerten geologischen Schichten bezw. deren organische Einschlüsse bezeugt wird, in ungezwungener Weise zu erklären.

Was speciell die Beziehungen Darwin's zur Geologie anlangt, so sei hier noch nachgetragen, daß derselbe die zwei Vorlesungstermine, welche er nach seinem in 1830 abgelegten, ihm den Grad eines B. A. (Bachelor of Arts) einbringenden Schlußexamen noch in Cambridge zubrachte, zu Studien auf diesem Gebiete verwendete.

Die wichtigste Errungenschaft seines Aufenthaltes zu Cambridge war aber seine Freundschaft mit dem bereits erwähnten Professor der Botanik, Henslow. Dankte er es doch Letzterem, daß auf ihn die Wahl fiel, als es sich darum handelte, für die wissenschaftliche Expedition des Schiffes „Beagle“ einen Naturforscher zu engagiren. In dem Briefe, in welchem Henslow bei seinem jungen Freunde zuerst anfragte, ob er etwa geneigt sei, die Expedition zu begleiten, heißt es u. A.: „Nicht daß ich Sie für einen vollkommenen Naturwissenschaftler betrachte; aber ich weiß, daß Sie im Stande sind zu sammeln, zu beobachten und dasjenige wiederzugeben, was Ihnen begegnet ist.“ Der zuletzt citirte Satz gibt uns zugleich eine Antwort auf die Frage: Wie war es möglich, daß ein junger Mann mit so lückenhaften und ungeordneten Wissen, wie dasjenige Darwin's bei seinem Abgange von Cambridge war, die sich ihm bietende Gelegenheit zu wissenschaftlichen Unterfuchungen in so vorzüglicher Weise ausnutzen konnte, wie Darwin dies gethan hat, daß er ohne die feste Basis von positiven

Digitized by Google

Kenntnissen auf der besagten Weltreise die wichtigsten Beobachtungen auf den Gebieten der Zoologie, der Botanik und der Geologie machen und zu seinen späteren Arbeiten das Material sammeln konnte? Die Antwort auf diese Frage ist außerordentlich lehrreich und sollte unseren Pädagogen, die nur zu sehr geneigt sind, auf Bücherweisheit und Gedächtnikram Gewicht zu legen, zu denken geben. Sie lautet: Dieser außerordentliche Erfolg des also vorbereiteten jungen Darwin war nur deshalb möglich, weil nicht theoretisches Studium, sondern Anschauung und Beobachtung die Grundlage seiner wissenschaftlichen Bestrebungen bildeten, weil er sich von Anfang an daran gewöhnt hatte, um ein Ding zu erkennen, nicht etwa in Compendien nachzuschlagen, sondern mit seinen Sinnen, seinen Augen und Händen und unter Benutzung der sonstigen ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel das ihn beschäftigende Object so lange zu prüfen, bis ihm dasselbe seine Geheimnisse enthüllt hatte. — Um auf die Beagleexpedition zurückzukommen, so war es für Darwin mit einigen Schwierigkeiten verbunden, zur Betheiligung an derselben die Einwilligung seines Vaters zu erlangen, da Letzterer, der die Hoffnung, den Sohn auf der Kanzel zu erblicken, noch nicht völlig aufgegeben hatte, diesem Plane auf's Heftigste opponirte. Indessen gelang es Charles, dem sein Oheim Josiah Wedgewood mit schlagfertigen Argumenten zur Seite stand, den Vater umzustimmen, und so segelte er denn am 27. December 1831 auf dem unter dem Commando von Capitän Fitzroy, einem Neffen des berühmten Lord Castlereagh, stehenden Schiffe in die Welt und in ein neues Leben hinein. Bezüglich der Reise, von der Darwin selbst bemerkt: „sie ist das bedeutungsvollste Ereigniß in meinem Leben gewesen", sowie ferner: „mein Verstand hat erst in Folge der Betrebungen während der Reise sich entwickelt". — Bezüglich dieser Reise sei hier noch eingeschaltet, daß die Betheiligung Darwin's an derselben noch insbesondere durch einen so geringfügigen Umstand, wie die Form seiner Nase (!), bereitelt worden wäre, indem Fitzroy, der Lavater'schen Ansicht huldigend, daß man regelmäßig den Charakter eines Menschen nach dessen Gesichtszügen beurtheilen könne, bezweifelte, ob irgend Jemand mit einer Nase, wie diejenige Charles Darwin's beschaffen war, hinreichende Energie und Entschlossenheit für diese Reise besitzen könne.

Wir müssen es uns versagen, den Verlauf der Expedition, welche die wichtigsten Küstenpunkte des Cap der guten Hoffnung, Brasiliens, der La Platalände, Argentiniens, sowie Patagoniens, Feuerlands, Chile, Peru und zahlreiche Inselgruppen des Atlantischen und Stillen Oceans berührte, hier im Einzelnen zu verfolgen. Die wichtigsten Ergebnisse der bei dieser Gelegenheit von Darwin gemachten Beobachtungen und Untersuchungen hat derselbe in seinem Werke: „Voyage of a naturalist in the Beagle" niedergelegt — einem Buche, dessen hohe Bedeutung für die Naturwissenschaften daraus erhellt, daß dasselbe von Seiten der hervorragendsten englischen Gelehrten in geradezu enthusiastischer Weise aufgenommen wurde, sowie daraus, daß die von Dr. Diefenbach hergestellte Uebersetzung desselben in's Deutsche der persönlichen Initiative A. von Humboldt's und J. von Liebig's ihre Entstehung verdankt. Man muß dieses Buch gelesen haben, um zu fühlen, wie in dem Geiste Darwin's das Verlangen, die Geheimnisse der Natur zu enträthseln und der intensivste Genuß an den Schönheiten der Natur mit einander verschmolzen sind. — Einer der großartigsten Erfolge, welche die wissenschaftliche Thätigkeit Darwin's auf dieser Reise aufzuweisen hat, ist die von ihm mit einem gewissen intuitiven Scharfsinne entdeckte und später durch wissenschaftliche Beweisführung begründete Theorie von der Entstehung der Korallenriffe (Atolle) des Pacifischen Oceans — eine Theorie, welche auch den obenerwähnten Geologen Charles Lyell einen solchen Eindruck machte, daß derselbe die eigene, bis dahin unangefochtene Erklärung sofort zu Gunsten der Darwin'schen aufgab. Während Lyell die ringförmige Gestalt der Inseln, das Vorhandensein einer centralen Lagune, sowie die Thatsache, daß sich diese Inseln regelmäßig als isolirte Bergkegel aus einem tiefen Meere erheben, durch die Annahme zu erklären suchte, daß dieselben als untergetauchte, kraterförmige und konische Vulcane aufzufassen seien — im Gegensatze hierzu lieferte Darwin den unanfechtbaren Beweis, daß diese eigenthümlich gestalteten Inseln mit Vulcanen und einem kraterförmigen Grunde absolut nichts zu thun haben, daß es sich bei denselben vielmehr nur um die höchsten Spitzen eines untergesunkenen Continentes handele, welche durch die Thätigkeit der aus einer gewissen Meerestiefe zur Meeresoberfläche emporwachsenden Korallen über Wasser gehalten werden.

Um auf die wissenschaftliche Thätigkeit Darwin's an Bord des „Beagle" zurückzukommen, so stand — ganz abgesehen von dem Hindernisse, welches sein von der Seekrankheit weientlich beeinträchtigtes körperliches Befinden seiner Arbeit bereitete — derselben auch der Umstand hindernd im Wege, daß die Einrichtungen des besagten Schiffes sich für die Zwecke der Expedition als ungenügend erwiesen. Insbesondere war es der Raummangel — Darwin hatte keine besondere Kajüte für sich, sondern theilte eine solche zuerst mit dem Capitän, später mit einem der Schiffsofficiere — welcher störend wirkte. Immerhin ergaben sich aus diesem Umstande auch gewisse Vortheile; denn es ist, wie der besagte Gelehrte bemerkte, Nichts so sehr dazu angethan, den Naturforscher zu systematischer Arbeit zu zwingen, als wenn er sich mit einer beschränkten Räumlichkeit behelfen muß. — Was das Verhältniß Darwin's zu seinen Reisegefährten anlangt, so war — um dieses noch hier einzuschalten — der „alte liebe Philosoph", wie ihn die Officiere, oder der „Fliegenfänger", wie ihn die Mannschaft nannte, an Bord der Liebling Aller. Mit Bezug hierauf schrieb der jetzige Admiral Sir James Sullivan, damals Lieutenant auf dem „Beagle", nach Darwin's Tode an dessen Sohn: „Ich kann zuversichtlich meine Ueberzeugung dahin aussprechen, daß während der fünf Jahre, die wir zusammen auf dem Schiffe zubrachten, ihn niemals Jemand schlechter Laune gesehen, noch gehört hat, daß er ein unfreundliches oder übereiltes Wort über oder gegen irgend Jemand geäußert hätte."

Im Jahre 1836 von der Reise nach England zurückgekehrt, dachte Darwin natürlich nicht mehr daran, in den geistlichen Stand einzutreten. Er ließ sich zunächst wieder in Cambridge nieder, zog jedoch, nachdem er 1840 seine Cousine Emma Wedgewood zum Traualtare geführt hatte, nach London, wo er in Gowerstreet mit seiner jungen Frau ein kleines Haus bewohnte. Da indessen die zunehmende Kränklichkeit Darwin's eine Entfernung von dem Getöse der Weltstadt und von den Verpflichtungen, welche das sociale Leben in einer großen Stadt auferlegt, wünschenswerth erscheinen ließ, siedelte er bald darauf nach dem in der Grafschaft Kent, nahe der englischen Metropole und doch einsam gelegenen Dörfchen Down über. In dieser ländlichen Zurückgezogenheit war es, wo Darwin das reiche wissenschaftliche Material, welches er auf der Weltreise gesammelt hatte, bearbeitete, wo jene Ideen und Theorien, welche heutzutage das Gemeingut der ganzen gebildeten Welt geworden sind: die Lehre von der Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl, von dem Kampfe um's Dasein und von der auf Anpassung an die Existenzbedingungen beruhenden allmäligen Entwicklung und Vervollkommnung zu voller Klarheit und Erkenntniß in ihm herangereift sind. — Was die soeben erwähnte Kränklichkeit Darwin's anlangt, so wird die dem englischen Gelehrten innewohnende Energie und Arbeitskraft durch nichts so sehr bezeugt, als durch die Thatsache, daß derselbe ungeachtet jener körperlichen Beschwerden, von denen er seit seiner Rückkehr von der Weltreise von Zeit zu Zeit heimgesucht wurde, eine so überaus rege und fruchtbare wissenschaftliche Thätigkeit entfaltete, jener umfangreichen Correspondenz, die er mit den hervorragendsten Naturforschern aller civilisirten Völker und Länder geführt hat, gar nicht zu gedenken. Wir ersehen mit Wehmuth aus Darwin's Tagebuche, daß derselbe während der letzten 30 Jahre seines Lebens kaum jemals 24 Stunden zugebracht hat, während deren ihm ganz wohl gewesen wäre, und daß er aus Gesundheitsrücksichten seine wissenschaftliche Thätigkeit mitunter für Tage und Wochen unterbrechen mußte. Dabei ist es aber bemerkenswerth, daß er trotz aller körperlichen Beschwerden die angeborene Liebens-

Digitized by Google

würdigkeit und Heiterkeit seines Temperamentes sowohl seinen Familienangehörigen — denen er ein liebevoller Gatte und Vater war — wie auch Fremden gegenüber, niemals verleugnete. Daß er ungeachtet der Hindernisse, welche sich aus seinem Gesundheitszustande für seine wissenschaftliche Thätigkeit ergaben, dennoch so Vieles und so Hervorragendes geleistet hat — dies verdankt Darwin vor Allem der Mäßigkeit und Regelmäßigkeit seines Lebens. Ebenso verschwenderisch wie der Student Charles mit dem Gelde und der Zeit umging, ebenso sparsam war später der Gelehrte, dessen Thätigkeit sich nach dem Glockenschlage richtete und der mit jeder Minute geizte. — Um über die Art und Weise, wie Darwin bei der Arbeit vorging, hier noch einige Mittheilungen zu machen, so war die Methodik seiner Untersuchungen ebensalls dem Principe der möglichsten Zeitersparniß angepaßt. Bei seinen Experimenten ging er, um den Versuch nicht wiederholen zu müssen, mit besonderer Sorgfalt vor; dabei war er mit seinen Händen ziemlich ungeschickt, und wenn ihm ein schwieriges Präparat glückte, war er „starr vor Staunen" über seine eigene Arbeit. Seine Instrumente, die er bisweilen selbst zusammen mit den Handwerkern im Dorfe anfertigte, waren zum Theile ziemlich primitiver Natur. Er hatte eine chemische Waage, welche aus der Zeit stammte, wo er mit seinem Bruder Erasmus Chemie trieb, und seine räumlichen Messungen wurden mit einem Apotheker-Wegglase angestellt, das sich keineswegs durch Genauigkeit auszeichnete; auch war es charakteristisch für ihn, daß er bei Anstellung von Messungen sich mit seinen groben Maßstäben scrupulöse Mühe gab. Beim Mikroskopiren benutze er meistens nur das einfache Mikroskop, mit dessen Gebrauch er von Jugend auf vertraut war, während er das erst später in Aufnahme gekommene zusammengesetzte Mikroskop nicht so gut zu handhaben verstand. Nur zu oft hat er es bedauert, daß er nicht im Stande war, gut zu zeichnen. Mit seinen Büchern ging er nicht eben sehr rücksichtsvoll um. Da seine Hand beim Festhalten eines compendiösen Buches leicht ermüdete, so riß er die Werke, die ihn gerade beschäftigten, meistens in mehrere Lagen auseinander; Stellen, die er muthmaßlicher Weise bei seinen Arbeiten gebrauchen würde, schnitt er unbarmherzig aus dem Buche heraus, schrieb seine Bemerkungen hinzu und klassificirte das Zusammengebrachte in Mappen. Die Art und Weise, wie das Gesammelte hinterdrein selbständig bearbeitet wurde, war folgende. Darwin nahm zunächst die Mappe über den Gegenstand, der ihn gerade beschäftigte, studirte deren Inhalt und brachte sodann seine Ansichten über das betreffende Thema in raschen, wenig leserlichen Zügen zu Papier. Diese in der Regel auf kleinen Blättern niedergeschriebenen Aufzeichnungen, welche gewissermaßen das Skelett seiner Abhandlungen bildeten, wurden dann vom Dorfschulmeister in's Reine geschrieben und erst nachdem er dieselben genau durchgesehen und ausgearbeitet hatte, in die Druckerei gesandt. Sobald aus letzterer der erste Abzug eingetroffen war, begann die Correctur und damit die Hauptarbeit. Da wurden Sätze oder Theile von solchen gestrichen, umgestaltet, versetzt, neue Sätze in den Text eingeschoben und so lange geseilt, bis oft nichts mehr von dem ursprünglichen Wortlaute übrig blieb. Die besagten Veränderungen hatten ihren Grund darin, daß Darwin nur selten mit seinem Style zufrieden war, wie er denn auch wiederholt bemerkt hat, daß ihm der literarische Theil seiner Thätigkeit stets am meisten Mühe verursacht habe. Die letzte Revision der Arbeit wurde dann gewöhnlich noch von einer dritten Person vorgenommen, so z. B. diejenige seiner „Entstehung der Arten" (Origin of Species) von seiner Frau und diejenige seiner späteren Werke von seiner Tochter.

Für die außerordentliche Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit Darwin's sind jene Worte, womit er seine Selbstbiographie schließt, ganz besonders charakteristisch. Dieselben lauten: „Bei so mäßigen Fähigkeiten, wie ich sie besitze, ist es wahrhaft überraschend, daß ich die Meinung wissenschaftlicher Männer über einige bedeutungsvolle Punkte in beträchtlichem Grade beeinflußt habe." — So sprach von sich der Mann, der eine der hervorragendsten wissenschaftlichen Leuchten unseres Jahrhunderts gewesen ist, der stets gegen sich selbst ein überaus strenger Richter war, dagegen die Schwächen und Unzulänglichkeiten anderer Menschen auf's Nachsichtigste zu beurtheilen pflegte und der, als er aus seiner beschiedenen Wohnung in dem stillen Dörfchen der Grafschaft Kent seine Theorien zuerst hinaus in die Welt sandte, sicherlich nicht geahnt hat, welche ungeheuere Umwälzungen dieselben auf den verschiedensten wissenschaftlichen Gebieten hervorrufen würden. Was letzteren Punkt anlangt, so vermag die gegenwärtige Generation, für welche „die natürliche Zuchtwahl", „Der Kampf um's Dasein" und „Die allmähliche Entwickelung durch Anpassung an die Existenzbedingungen" bereits zu Begriffen geworden sind, mit denen Jedermann umgeht und die dem Gebildeten wie selbstverständlich erscheinen — diese jüngere Generation vermag sich kaum eine richtige Vorstellung zu machen von dem Hindernisse, welches Darwin's Theorien bei ihrer ersten Veröffentlichung auf die Geisteswelt ausübten. Doch davon sogleich. Die soeben erwähnte Gewissenhaftigkeit Darwin's wird durch nichts besser illustrirt als durch die Geschichte seiner „Entstehung der Arten" — eines Werkes, das mehr wie irgend ein anderes zu den lebhaftesten Discussionen Veranlassung gegeben und den Namen seines Verfassers in allen Welttheilen bekannt gemacht hat. Zwanzig Jahre lang hat Darwin die in diesem Buche enthaltenen Theorien mit sich umhergetragen, das „Für" und „Wider" auf's Sorgfamste erwägend und fortwährend neue Thatsachen zur Begründung seiner Ansichten sammelnd und auch dann war es noch einem glücklichen Zufalle zu danken, daß er mit denselben in die Oeffentlichkeit trat. Schon während der oben beschriebenen Weltreise waren ihm gewisse Thatsachen der geographischen Verbreitung mancher Thierformen aufgefallen, die, wenn man zugleich das Aufeinanderfolgen verwandter Formen in den geologischen Ablagerungen eines und desselben Gebietes berücksichtigte, mit der bis dahin allgemein anerkannten Lehre von der Unveränderlichkeit der Arten sich absolut nicht in Einklang bringen ließen, und er begann nun nach dem Schlüssel zu suchen, welcher ihm des Räthsel's Lösung vermitteln sollte. Auch bestand die Arbeit Darwin's nicht einfach darin, daß er das bis dahin allein gültige naturwissenschaftliche Dogma einfach über den Haufen warf, sondern vielmehr zugleich darin, daß er ein vollendetes und in sich abgeschlossenes neues Gebäude an die Stelle des von ihm niedergerissenen setzte. Aus seinen Aufzeichnungen ersehen wir, daß er den Schlüssel des Räthsels bereits in dem Zeitraume von 1836 bis 1839 gefunden hat; aber erst in 1842 und dann in 1844 legte er seine bisherigen Wahrnehmungen in zwei Aufsätzen nieder, weil er bei seiner andauernden Kränklichkeit befürchtete, der Tod möchte ihm nicht gestatten, sein Werk zu vollenden. Die darauffolgenden zwölf Jahre waren Studien gewidmet, welche für den von ihm zu errichtenden wissenschaftlichen Bau ein größeres und umfangreicheres Material lieferten, als ihm bis dahin zur Verfügung gestanden hatte, und erst im Jahre 1856 setzte er sich wieder zum Schreiben nieder, indem er auf den Rath seines Freundes Lyell die in 1844 geschriebene Abhandlung unter Berücksichtigung der neuerdings festgestellten Thatsachen umzuarbeiten begann. Verschiedene Umstände bewirkten es indessen, daß die Arbeit nur sehr langsam vorwärts schritt, und das berühmte Buch wäre vielleicht selbst in 1859 noch nicht zur Veröffentlichung gekommen, wenn nicht ein ganz besonderes Ereigniß eingetreten wäre, daß nämlich ein auf der entgegengesetzten Seite der Erde forschender Gelehrter, der damals im malayischen Archipel sich aufhaltende A. R. Wallace in seiner Abhandlung: „Ueber die Neigung der Varietäten, sich endlos von ihrer ursprünglichen Stammesart zu entfernen" den nämlichen Theorien, wie sie Darwin aufstellte — theilweise sogar in identischen Worten — Ausdruck verliehen hätte. Es ist in der That von höchstem Interesse, den Aufsatz von A. R. Wallace, den 14 Jahre älteren Entwurf Darwin's und die gleichzeitig veröffentlichten Briefe Darwin's aus dem Jahre 1857, in welchen er sich ebenso klar und bestimmt und im Wesentlichen unverändert wie früher über seine Hypothese ausspricht, mit einander zu vergleichen. Mit einer Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, wie sie nur

Digitized by Google

höchst selten vorkommen, erkannten die beiden gleichstrebenden Männer ihre Verdienste gegenseitig an. Aeußerst wohlthuend berührt es auch zu sehen, mit welcher selbstlosen Freude Wallace die Palme des Sieges Darwin überläßt und wie er noch ausdrücklich seine Befriedigung darüber ausspricht, daß es ihm nicht obgelegen habe, das Werk über den Ursprung der Arten zu schreiben. Daß übrigens in dieser Angelegenheit Darwin der Vortritt gebührt, dies beweisen, wie J. W. Carrè treffend bemerkt, ganz abgesehen von dem Vorsprunge von 20 Jahren, die zum Theil später erschienenen, aber nachweisbar fast alle von langer Zeit her vorbereiteten und experimentell begründeten Schriften, „in welchen der letzterwähnte Forscher von Anfang an und je länger desto nachdrücklicher und eindringlicher auf die unendlich zahlreichen Punkte, auf die verschiedenen Seiten und Beziehungen der biologischen Disciplinen im weitesten Umfange hinweist, welche durch seine Hypothese — die einen neues Licht erhalten, die anderen verständlich werden, die anderen überhaupt erst erkannt werden."

Im November 1859 erschien also „die Entstehung der Arten" — ein Buch, das, wie schon bemerkt, unserer Zeit in mehr wie einer Hinsicht seinen Stempel aufgeprägt hat, dem hinsichtlich seiner Bedeutung für die culturelle Entwickelung der Menschheit während der letzten Jahrhunderte vielleicht nur Isaak Newton's „Principia" und Immanuel Kant's „Kritik der reinen Vernunft" zur Seite gestellt werden können. Auch entsprach der Erfolg des Buches vollkommen der Bedeutung desselben; die erste Auflage wurde noch am Tage der Ausgabe vollständig verkauft, wobei allerdings auch der Umstand mit in Betracht kam, daß die obenerwähnte ältere Abhandlung Darwin's, in welcher dieselbe die nämlichen Fragen behandelt wie in seiner „Entstehung der Arten", zusammen mit der besagten Schrift von A. R. Wallace bereits in 1858 der Linnean Society zugesandt und daselbst in einer am 1. Juli desselben Jahres abgehaltenen Sitzung verlesen worden war, daß also die wissenschaftliche Welt Englands über den Inhalt des epochemachenden Buches bereits vor dem Erscheinen desselben im Allgemeinen informirt und begierig war, dasselbe näher kennen zu lernen. Zweifelsohne hat auch der Umstand, daß drei der hervorragendsten Naturforscher jener Zeit, nämlich J. D. Hooker, J. Huxley und A. Gray sich sofort nach dem Erscheinen des Buches zu den in demselben ausgesprochenen Ansichten bekannten, sehr wesentlich dazu beigetragen, demselben eine weite Verbreitung zu verschaffen, und schon innerhalb der nächsten Jahre wurde das Werk in die Sprachen fast aller Culturvölker übersetzt. Während, wie bereits bemerkt, eine Anzahl der hervorragendsten Naturforscher alsbald nach der Veröffentlichung des besagten Buches in das Lager Darwin's übergingen, hatte der besagte Gelehrte von der buchstabengläubigen Geistlichkeit Englands anfangs nichts als Anfeindungen zu erdulden. Namentlich war es Wilberforce, welcher sich für berufen hielt, der neuen Lehre Opposition zu machen. Der besagte Geistliche, dem seine Stellung als Bischof von Oxford eine besondere Autorität verlieh, schrieb erst in der Zeitschrift: „Quarterly Review" einen Artikel, in dem er, was Unrichtigkeiten und Thatsachenentstellungen anlangt, das Möglichste leistete; später benutzte er den Congreß der „British Association", um den Angriff zu wiederholen. In der außerordentlich zahlreich besuchten wissenschaftlichen Versammlung hielt er zunächst eine Rede, worin er in hohlen Phrasen Darwin opponirte; dann aber sich plötzlich zu Huxley wendend, frug er diesen, ob er von Seiten seines Großvaters oder seiner Großmutter von den Affen abstamme. Ohne sich einen Moment zu besinnen, erwiderte der schlagfertige Huxley, daß er dies nicht wisse, daß ihn aber eine derartige Blutsverwandtschaft durchaus nicht genire, da er lieber von einem Affen abstamme, als von einem Menschen, der über Dinge spreche, von denen er nichts verstehe. Die Lacher waren nun auf Huxley's Seite und der streitlustige Bischof zog sich geschlagen zurück. Es dauerte auch nicht lange, so hatte Darwin die Genugthuung, daß von Seiten der liberalen Repräsentanten der Geistlichkeit, die freilich in der Minderzahl blieben, seiner auf eine Fülle von Thatsachen sich stützenden Lehre Anerkennung gezollt wurde. So schrieb z. B. Charles Kingsley, einer der hervorragendsten Theologen Englands, an den über Nacht berühmt gewordenen Verfasser des „Origin of Species": „Alles, was ich in Ihrem Buche gelesen habe, flößt mir tiefes Staunen ein; dem Hansen von Thatsachen, ebenso wie dem Prestige Ihres Namens gegenüber erkenne ich an, daß, wenn Sie Recht haben, ich Vieles von dem aufgeben muß, was ich bisher geglaubt und geschrieben habe." In demselben Briefe heißt es dann weiter: „Ich habe schon seit langer Zeit durch die Beobachtung der Kreuzungen domesticirter Thiere und Pflanzen mich davon überzeugt, daß das Dogma von der Beständigkeit der Arten unhaltbar ist; auch habe ich allmählich einsehen gelernt, daß es eine genau so erhabene Auffassung der Gottheit ist, zu glauben, daß sie ursprünglich Formen geschaffen hat, welche fähig sind, sich zu neuen Formen zu entwickeln, wie die Zeit und der Ort es erheischen, als zu denken, daß der Schöpfer das Unzulängliche später hat ergänzen müssen. Ich frage mich selbst, ob die erstere Auffassung nicht die erhabenere ist." —

Die im Vorhergehenden mitgetheilten Aeußerungen Kingsley's bringen uns auf eine Frage, welcher wir zum Schlusse noch eine kurze Betrachtung widmen wollen — auf die Frage über die Beziehungen Ch. Darwin's zur Religion. Was diesen Punkt anlangt, so ist der große englische Naturforscher für die große Mehrzahl der Menschen, die über seine Werke sprechen, ohne dieselben gelesen zu haben, ein Atheist. Daß diese Ansicht aber eine durchaus irrige ist, hierüber läßt die jetzt zum ersten Male veröffentlichte Hinterlassenschaft des Gelehrten keinen Zweifel aufkommen. In seiner Jugend und noch auf seiner Weltreise war Darwin sogar den kirchlichen Dogmen in einer Weise ergeben, die ihm den Spott seiner Bekannten zuzog, obwohl Letztere keineswegs unglaubig waren. Später gewannen Zweifel die Oberhand in seinem Leben und etwa seit 1839 ist Darwin Deist. Er erkannte die Nothwendigkeit eines Schöpfers da an, wo eine Schöpfung vorhanden ist, eines Gesetzgebers da, wo der Naturforscher Gesetze nachzuweisen im Stande ist; aber er glaubte nicht an die willkürliche Darwichenkunst dieses Gesetzgebers. Mit dem Glaubensprogramme jener Orthodoxen, die jeden Satz der heiligen Schrift wörtlich aufgefaßt zu sehen wünschen, ist der Darwinismus allerdings nicht in Einklang zu bringen; aber ebenso wie das Leben des englischen Naturforschers und Weisen eine Verschmelzung des ruhig beobachtenden, nüchternen Verstandes mit einem warmfühlenden Herzen und höchster Humanität darstellt, ebenso ist die Lehre, welche Darwin ihre Entstehung verdankt, mit dem Geiste echter Religiosität durchaus vereinbar.

Die Tagebücher der Brüder Goncourt.

Besprochen von Wilhelm Weigand.

„Es gibt eine gewisse glühende Energie, die Mutter oder nothwendige Genossin einer Art von Talent, welches gewöhnlich den Eigner zum Unglücke verdammt, nicht etwa ohne sittliches Gefühl, ohne sehr schöne Regungen zu sein, wohl aber häufige Fehltritte zu begehen, welche die gänzliche Abwesenheit jedes Sittlichkeitsgefühles voraussetzen lassen. Eine verzehrende Schärfe ist es, deren sie nicht Meister, und die sie hassenswerth macht."

So schrieb der geistreiche Chamfort auf eines jener Stücke Papier, auf denen er seine Einbrücke oder Einfälle verzeichnete, wenn er aus der schöngeistigen Gesellschaft heimkehrte, welche seine geistreichen Aussprüche oder witzigen Anekdoten belacht hatte. Eine Menge Anecdoten hat und der feine Gesellschafter aufgezeichnet, zusammen mit jenen Sentenzen, welche ihm den Ruhm gebracht haben, daß er unter all' den geistreichen Männern des 18. Jahrhunderts am besten den französischen Sarkasmus zu schleudern verstanden habe. All' die Bitterkeit, das Gefühl der Abhängigkeit, welche er in den frivolen Kreisen

Digitized by Google

des hohen Adels unter dem Lächeln des gedulteten Weltmannes verstecken mußte, machen sich in diesen kurzen, zuweilen erstaunlich tiefen Tagebuchbemerkungen Luft, und es ist nur gerecht, wenn diese als hochwichtige Documente für die Geistesströmung für die Zeit unmittelbar vor Ausbruch der französischen Revolution in hohem Ansehen stehen, während alle anderen Werke Chamfort's, seine Comödien und Trauerspiele im Geschmacke der Zeit, längst vergessen sind. Weltleute oder Pessimisten führen diesen oder jenen Sarkasmus des Philosophen für die Welt im Munde, wie Schopenhauer, der für seine Metaphysik der Liebe manches Sprüchlein unter den Gedankensammlungen des sogenannten Moralisten brauchen konnte. Chamfort selbst konnte aber seinen mühsam zurecht gemachten Stoicismus nicht aufrecht erhalten als die französische Revolution ausbrach, und er schloß sich mit Begeisterung der Bewegung der Geister an, zunächst als Adjutant Mirabeau's, dem er früher schon literarische Meinungen und vielleicht auch Gedanken geliefert hatte. Man weiß, wie vortrefflich der große Redner es verstand, sich das geistige Eigenthum Anderer anzueignen. Jedenfalls ist dieser Anschluß ein Beweis, daß der alternde Mann trotz seiner stürmischen Jugend sich noch manche Illusion bewahrt hatte. Vielleicht wollte er auch in dem Kampfe des Tages Verzeihung für seine Vergangenheit suchen, für die lange Reihe von Jahren, in denen er mit den großen Herren und philosophischen Frauen — damals war Jeder philosophisch angehaucht — den jungen Löwen der Revolution in den schimmernden Salons aufgehäkselt hatte. Doch auch ihm verschlang die Revolution; auch er gehörte gänzlich zu den Männern eines anderen Geschlechtes.

An diese interessante Gestalt des alten Schöngeistes und Moralisten wurde ich lebhaft erinnert bei der Lectüre der nun vorliegenden Tagebücher der Brüder Goncourt*), welche in der literarischen Welt Frankreichs gewaltiges Aufsehen gemacht haben. Gemäßigte Leute sprechen mit Entrüstung von dem Werke, in dem die Brüder ihre Eindrücke aufgezeichnet, wenn sie aus der Gesellschaft nach Hause kamen, in dem sie die schärfsten Urtheile aussprechen über Männer, welche die Welt als ihre Freunde und Mitstrebenden anzusehen gewohnt war. Diese Schärfe des Urtheiles läßt auf tiefe Erbitterung, auf verletzten Ehrgeiz schließen. Andere priesen das Werk als ein wichtiges Zeitdocument, ja als ein Meisterwerk, und beklagten vielleicht nur die zu frühe Veröffentlichung, an der Freunde die Schuld haben sollen.

Beide Theile haben Recht. Man sieht die drei Bände ohne vollkommenen Genuß, ohne leugnen zu können, daß das Werk in der That ein wichtiges Document für die Geschichte des französischen Schriftthumes unter dem zweiten Kaiserreiche ist.

Pflicht des Kritikers ist es jedoch nicht, von vornherein ein abschließendes Urtheil über ein solches Buch zu geben, sondern zu zeigen, wie es entstehen konnte und mußte.

Die Brüder Goncourt gehören der Generation an, welche auf das feurige Geschlecht von 1830 folgte. Selten kommt es vor, daß eine aufstrebende Jugend die Anschauungen der Väter im vollsten Maße theilt und einfach zu erweitern strebt. Der Romantismus hatte in den Jahren 1830—1848 seine Hauptwerke gezeitigt, in den „Burggrafen" Victor Hugo's den Gipfel der Unnatur erreicht, und der Rückschlag mußte nun früher oder später erfolgen. Er trat nicht plötzlich ein, sondern nur nach und nach. Wohl zählte die aufsteigende Generation einige Talente, wie sie am Ende jeder bewegten Uebergangszeit eigen sind. Aber die künftigen Bahnbrecher des Naturalismus waren Kinder oder standen im Jünglingsalter, wie die beiden Brüder. Unter den Dichtern ward Alfred de Musset Mode, der eleganteste, sinnigste Lyriker, Pariser und Weltmann, der den Pariser Geist mit überlegener Grazie zum Ausdrucke brachte, modern, durchaus Gallier, trotz Byron, den er nachahmte als Jüngling, Schöpfer zierlicher Lustspiele, aus denen man oft das eigentliche Lachen des 18. Jahrhunderts zu vernehmen glaubt. Was die Jugend in seinen Werken aufsprach, war neben der Grazie, dem Spotte vor Allem das Tiefmenschliche, während der gleichmäßige Prophetenton, die Antithesen, die üppige Farbenpracht der Hugo'schen Dichtung einen Theil ihres Zaubers einbüßten, ja geklünstelt erschienen. Musset lehrte das harte Geschlecht weinen, wie Zola sich einmal äußert. Taine wurde der kritische Sprecher dieser Jugend, welche auf einmal die Gegenwart reipvoller fand, als den Orient, Flandern, Spanien, alle die Länder, in denen die Feuerlohe von 1830 geschwärmt hatten. Man war der Träume müde, man dürstete nach der Wirklichkeit. Dazu kam, daß mit dem Bürgerkönigthume die Herrschaft des Geldsackes gestürzt wurde, die Republik nicht andauerte, und das zweite Kaiserreich vielen jungen Leuten eine Laufbahn eröffnete, die ihnen früher, unter anderen politischen Verhältnissen, verschlossen geblieben wäre, damit aber auch ein brutales habsüchtiges Abenteurerthum heranzüchtete, dessen Weltanschauung und Gebahren nur zu verderblich auf Frankreich wirken sollten. Die Leute, die nun das oft gepriefte Land regierten, brachten in die höheren Lebenssphären nicht eine feinere Bildung mit, wie sie im Allgemeinen das leitende Bürgerthum der juste-milieu-Zeit noch besessen hatte. Sie verlangten von ihrer Lectüre starke Eindrücke, keine zahme, durch Geschmack ausgezeichnete Literatur. Die ganze romantische Schule war trotz allen Pochens auf Naturwahrheit und Localfarbe durchaus lateinischen Gepräges, d. i. classisch, gewesen. Man denke nur an die rhetorische Form der Lyrik des führenden Dichters Victor Hugo.

„Une émeute de rhétoriciens" hat Zola in seiner derben Weise die ganze Bewegung von 1830 genannt, und es liegt etwas Wahres in diesem Ausspruche.

Nun aber begannen die Naturwissenschaften aufzublühen. Auch die Dichtkunst sollte wissenschaftlich werden, mit jenen sich die Palme ringen. In den höheren Kreisen schloß man sich der Kirche an, welche den Meineidigen auf dem Throne gesalbt hatte. Der erste Dichter der Nation lebte in der Verbannung, auf einer Insel im Meere, die er sich gewählt, um als echter Romantiker seine Rolle als moderner Prometheus spielen zu können, vielleicht auch in der Erinnerung an Napoleon, dessen Sänger er gewesen, und der sich auf seinem Felseneiland St. Helena selbst einen Prometheus genannt.

Alle diese Zustände muß man sich vergegenwärtigen, um diese Tagebücher recht zu würdigen. Die beiden Brüder gehören mit ihren Werken ganz dem zweiten Kaiserreiche an, in dessen Welt sie als Anfänger traten. Wie durch Zufall wurden sie zu Schriftstellern. Eine Fußreise durch Frankreich, die sie im Jahre 1849 gemeinsam unternahmen, veranlaßte sie ihre Eindrücke zu fixiren, und dieser Verkehr mit der Natur war für sie von solchem Reize, daß sie der Literatur gewonnen waren. Aber sie sahen die Natur nicht mit dem Auge eines Dichters, wie Goethe, wie George Sand, deren Landschaften mit großen, kühnen Strichen gezeichnet sind, die eine classische Landschaftsmalerin im vollen Sinne des Wortes ist. Früh schon hatten sie die Natur mit den Augen eines Malers betrachten gelernt. Ihre ganze Naturschilderung ist ein ewiges, manchmal vergebliches Bemühen, mit der Malerei zu ringen. Sie begannen ihre Arbeiten gemeinsam, an einem Tische sitzend, durch lange einsame Tage hindurch. Beide zusammen besaßen eine kleine Rente, welche ihnen ihre volle Unabhängigkeit sicherte. Ihre Laufbahn begann mit einem Processe. Sie hatten in einem Werke eine sehr freie Strophe eines alten französischen Dichters aus einem kritischen, längst veröffentlichten Werke Sainte-Beuve's citirt und sahen sich zu ihrem Erstaunen vor Gericht geladen. Auch dem größeren Flaubert blühte ein ähnliches Schicksal, fünf Jahre später, als er seinen epochemachenden Roman „Madame Bovary" in der „Revue de Paris" veröffentlichte. Doch hinderte dies Vorkommniß die beiden Brüder nicht, in den Salons der Prinzessin Mathilde zu verkehren, welche einen auserlesenen Kreis von Männern um sich zu versammeln wußte. Sie selbst gehörten dem kleinen Militärdeal an und besaßen Verbindungen in den bonapartistischen Kreisen, wurden auch von den oppositionslustigen Studenten im Jahre 1863 ausgepfiffen, als sie ihr Schauspiel „Henriette Maréchal" im Théâtre français zur Aufführung brachten. Aber sie wurden nie ganz Weltmänner, so sehr ihre äußere Erscheinung

*) Journal par MM. de Goncourt. 3 vols. Paris, Charpentier.

Digitized by Google

auch ein weltmännisches Gepräge trug. Einmal veräußerten sie gar ihren Frack, um ja gezwungen zu sein, still bei der Arbeit zu Hause bleiben zu müssen. Immer waren sie mit ganzer Seele Schriftsteller. Mitten in einer materialistischen Gesellschaft liebten sie die Literatur mit einer ausschließlichen Leidenschaft, die ihnen zur höchsten Ehre gereicht.

Der jüngste der beiden Brüder, Jules, der im Jahre 1870 an einem Nervenleiden starb, war eine sprühende Natur, geistvoll, mit einer Neigung zum Burlesken. Er verehrte Heine sehr hoch und kannte Tieck, der damals in Frankreich ein gewissen Ansehen genoß, wenn man auch seine Werke kaum kannte. Die Art, wie die Brüder arbeiteten, ist interessant; manchmal schrieb Jeder eine Seite nieder, die sie dann verglichen, um endlich nach langen Besprechungen die Vorzüge jedes Blattes gleichsam in einander zu schmelzen. Es ist unmöglich, auch bei nur einer Seite der gemeinsam veröffentlichten Werke zu sagen, welches das eigentliche geistige Eigenthum des Einzelnen ist, gewiß eine Seltenheit bei ähnlichem Schaffen. Als der jüngere Bruder gestorben war, übertrieb Edmond noch die früher erreichte Manier. Das Schaffen der Brüder war nun kein sprudelndes Ueberfließen einer wilden Schöpferkraft, nein, ein mühsames Ringen um das Wort, wie auch bei Flaubert, der wochenlang an einer Seite feilen konnte. Sie waren von zu viel Eindrücken bewegt, die äußere Welt erregte sie zu fieberhaft, als daß sie sich ruhig dem Schöpfertriebe hätten überlassen können. Man vergleiche einen Roman der Sand mit einem Buche der Goncourt. Wir wissen durch Alexander Dumas den Sohn, der eine große Verehrung für die alte Lelia hegte, daß diese oft stundenlang am Tage einsam im Garten saß und vor sich hinsann, um dann bei der Lampe in einem Zuge zu schaffen, gleich als wollte sie das Licht der strömen, das sie am Tage eingefogen. Bei ihr rauscht die Erzählung dahin wie ein etwas langsamer klarer Strom, bei den Goncourt wie ein Wildbach, der nun in farbigem Zerstäuben über eine Klippe fällt und dann farblos grau dahinschleicht.

Theophile Gautier nannte sich einmal einen Menschen, für den die Außenwelt existire. In der That, es gibt wenige Menschen, die sehen können. Die beiden Brüder gehören zu diesen; ja man kann sagen, daß die Zahl derjenigen, für welche es eine Außenwelt gibt, nach und nach immer größer wird und damit auch eine neue Kunst erblühen muß. Vor allen Dingen achten die Goncourt, als getreue Sittenschilderer, genau auf die Umgebung eines Menschen, auf das „milieu", um das durch Taine so berühmt gewordene Wort zu gebrauchen. Die Wohnung, der Anzug eines Menschen deuteten ihnen den Charakter desselben an. Sie sehen mit den Augen eines Malers; sie sind keine Psychologen. Ich kann mir nicht erklären, warum Brandes, der eine Studie über die Brüder geschrieben, ihre psychologische Zergliederung der Charaktere rühmt. Sie sehen die Außendinge, aber ihr Blick dringt nicht tief in das Innere der Herzen, sie drücken nicht die vielen Schwankungen des Seelenlebens mit allherrscher Kunst es. Um es kurz zu sagen, sie sind keine Dichter, wenn sie auch zuweilen die Natur mit Dichteraugen betrachten. Ihre Romane sind in viele kleine Capitel eingetheilt, von denen manche als vollendete Gemälde dienen können. Solcher Zeichnungen und Gemälde finden sich in ihren Tagebüchern viele, die Schilderung einer Dämmerung, eines Bildes im Museum zu Cassel, einer Soirée, aus deren Licht eine anmuthige Frauengruppe auftaucht. Die Kunst in diesen Bildchen ist nicht genug zu bewundern.

Die französische Sprache ist von Haus ohne Naivetät, kalt, spröde, etwas mager. Um nun zu ermessen, welch' treffliches Instrument die Romantiker, mit Rousseau und Chateaubriand als großen Vorgängern, aus ihr gemacht haben, stelle man eine Seite aus Voltaire's „Candide" und einem Romane der Goncourt, etwa aus „Madame Gervaisais" neben einander, einem Buche, das das alte Rom und das christliche zu schildern sucht. Dort Eleganz, Klarheit, Feinheit im Ausdrucke, leichte Ironie, die wie eine zierliche Marquise aus der Grazienzeit aufsichert. Hier Farben und wiederum Farben, die ganze liebevolle Betrachtung der Außenwelt des modernen Menschen, der gelernt hat, welch' ein Genuß im Schönen allein liegt. Wir besitzen eine Aeußerung Edmonds de Goncourt über die französische Sprache: Er vergleicht sie mit einer Art Instrument, durch das der Erfinder die Klarheit, die Logik, das Allgemeine auszudrücken gesucht, und man trifft es sich, daß dieses Instrument zur gegenwärtigen Stunde von den nervösesten, feinfühligsten Leuten gehandhabt wird, welche die unbeschreiblichsten Empfindungen festhalten wollen und am wenigsten fähig sind, sich mit den allgemeinen Ausdrücken ihrer sich so wohl befundenen Vorgänger zu begnügen.

Ja, die französische Sprache ist ein unvergleichliches Instrument zum Schildern der Gegenwart, der großen Natur geworden; aber ihre plastische Schönheit reicht nicht aus, um auch das geheimnißvolle Werden einer Erscheinung zu veranschaulichen, weil ihr es an der Naivetät mangelt, welche nur den verhältnißmäßig ursprünglichen Sprachen noch eigen ist. Und zu diesen gehört unsere Muttersprache. Diese Bestrebungen das Unmögliche, die feinsten Nüancen, anzudrücken, mit der Malerei an Darstellungskunst zu wetteifern, haben die Brüder zu einer Menge von Wortbildungen verführt, welche von den im Punkte des Stiles so feinfühligen Franzosen nur mit Widerwillen aufgenommen wurden, besonders in conservativen Schriftstellerkreisen, welche ein Auge auf die alte Akademie gerichtet halten. Die „Revue des deux mondes" führt heute noch einen erbitterten Krieg gegen die beiden Brüder, welche zur Bezeichnung ihrer künstlerischen Schreibweise das Stichwort „écriture artiste" aufgebracht haben. Unter einem Theile der Jugend machten sie jedoch Schule. Unter dem witzelnden Zeitungsschreiberthume der Boulevards nannte man die Neurer Japanesen, sowohl wegen ihres durchaus impressionistischen Stiles, als auch wegen ihrer Bemühungen, die japanesische Kunst in Frankreich bekannt zu machen.

(Schluß folgt.)

Der bevorstehende internationale Amerikanistencongreß zu Berlin.

Von Friedrich von Hellwald.

Für die Tage vom 2. bis 5. October d. J. ist in Berlin die siebente Zusammenkunft des internationalen Amerikanistencongresses anberaumt, zu welchem soeben die Einladungen ausgegeben wurden. „Amerikanisten"-Congreß, was ist das? so höre ich wohl Manchen fragen, und in der That dürfte der Ausdruck für Viele ziemlich neu klingen. Es mag auch dahingestellt bleiben, ob derselbe in allen Stücken ein gerechtfertigter sei, immerhin hat sich bisher kein besserer gefunden zur Bezeichnung der damit gemeinten Studien. Diese sind nämlich sehr vielfältiger Natur, denn sie umfassen nicht weniger als die Gesammtkunde von der Neuen Welt. Amerikanisten sind also solche Forscher, welche Amerika in allen seinen Theilen zum hauptsächlichen Gegenstande ihrer Untersuchungen machen, und der Thätigkeit der Amerikanistencongresse liegt die Absicht zu Grunde, alle Zweige des Wissens zu pflegen, welche uns Kunde geben über den Zustand des amerikanischen Continentes und seiner Bewohner vor und zur Zeit der Entdeckung durch Columbus; zugleich einen Vereinigungspunkt zu schaffen für alle auf diesem Gebiete thätigen Forscher. Ein schon im verflossenen Februar zur Ausgabe an die betheiligten Kreise gelangtes, vorbereitendes Rundschreiben läßt sich dahin vernehmen: Die Entdeckungsgeschichte Amerikas, die soziale Entwickelung der, theils in wilden Horden, theils in wohlorganisirten Staaten lebenden Eingeborenen, deren Sprachen, Sitten und Gebräuche, die Frage nach deren Abstammung und Verwandtschaft, nach den Rassenunterschieden u. s. w. sollen erforscht und nach den Schilderungen der ersten Entdecker sowohl, wie nach den Beobachtungen neuerer Gelehrter kritisch behandelt werden. Daran schließen sich Untersuchungen über das Auftreten und die Rassenbildung der amerikanischen Hausthiere, über den An-

Digitized by Google

ban der Nährpflanzen, über die aus dem Thier- und Pflanzenreiche gewonnenen Erzeugnisse, deren Verwerthung zum täglichen Gebrauche wie zur Anfertigung von Schmuckgegenständen zur Verschönerung und Veredelung des Lebens. Die Geschichte der Seefahrten und Entdeckungen, die Geologie, die Anthropologie und Ethnographie, die Paläographie und Linguistik bilden somit Hülfswissenschaften, deren Pflege der Amerikanistencongreß zur Erreichung des angestrebten Zieles obliegt. Schließlich tritt als Hauptgesichtspunkt des Congresses das Problem der altamerikanischen Cultur entgegen, die Durchforschung jener Geschichtsvölker auf der nördlichen und südlichen Hälfte des Neuen Continentes, die, obwohl durch den Eingriff der Entdeckung dem Untergange geweiht, durch unvergängliche Monumente genugsam die hohe Stufe der Entwickelung bezeugen, bis zu welcher auch auf der westlichen Hemisphäre eine dort einheimische Cultur emporgeblüht war.

Mit diesen Worten ist klar und deutlich der Umfang der Studien umschrieben, welche die Amerikanisten und ihren Congreß beschäftigen. Merkwürdiger Weise haben sich von denselben die gelehrten Kreise Deutschlands lange fern gehalten; die so hochphantasirende, an Mährchen so reiche Urgeschichte oder richtiger gesagt vorcolumbische Geschichte Amerikas fand hier nur geringe Pflege. Und doch war es ein Deutscher gewesen, der zu Beginn dieses Jahrhunderts sozusagen die ersten Lichtstrahlen in das Dunkel warf, welches Amerikas Vergangenheit umhüllte. In seinen freilich in französischer Sprache abgefaßten Vues des Cordillères et monumens des peuples indigènes de l'Amérique beschäftigte Alexander von Humboldt sich eingehend mit den geschichtlichen Urkunden und Denkmälern von Peru, Cundinamarca und Mexiko. Manches Neue zog er an's Licht und wenig Bekanntes strebte er zu verbreiten. Aber der große Meister hat auf diesem Gebiete in seinem Vaterlande nicht Schule gemacht, obwohl nach ihm mancher Deutsche seine Schritte nach den von Humboldt zuerst durchforschten Gegenden lenkte. Nur auf dem Felde der Sprachwissenschaft fand Amerika in dem Berliner Professor Buschmann, Humboldt's Freunde, einen eifrigen Förderer. Sonst waren die Amerikanisten oder was man so nennen konnte außerhalb Deutschlands zu suchen. Zahlreich waren die Männer, welche die amerikanische Vergangenheit zu ergründen strebten, freilich nirgends. In den Vereinigten Staaten wandte ein kleiner Kreis der Erforschung der einheimischen indianischen Sagenwelt, der seltsamen altindianischen Erdwerke und der darin enthaltenen Hinterlassenschaft an Geräthen und Waffen sich zu. Schoolcraft steht da oben an, aber auch ein Deutscher, der kürzlich verblichene Karl Rau, that auf diesem Gebiete sich hervor. Neben diesen wirkte der gleichfalls ganz unlängst verstorbene E. Geo. Squier, von welchem ich interessante Briefe bewahre und der seine Blicke weit über die Grenzen seines Vaterlandes erstreckte. Diplomatischer Beruf hatte ihn nach Mittelamerika und Peru geführt, und überall lag er der Durchforschung der Alterthümer mit Eifer ob. Man verdankt ihm schätzbare Werke, die zum Theile auch in deutschen Bearbeitungen erschienen sind. In England regte sich nur geringes Interesse an Amerika, bezog mehr jedoch eigenthümlicher Weise in Frankreich, welches man gewissermaßen als die Heimath der Amerikanisten ansehen darf. Abbé Brasseur aus Bourbourg, der seit 1845 bis zu seinem 1874 erfolgten Tode größtentheils in Amerika, von Quebec bis Guatemala, lebte, ein sehr fleißiger Sammler, leider aber vielfach nutritischer Kopf, mag als der Vater dieser französischen Amerikanisten gelten. Eingehend befaßte er sich mit den Sprachen Mexikos und Mittelamerikas, insbesondere mit dem Quiché Guatemalas, und so Manches auch an seinem schon 1857—1859 erschienenen, vierbändigen Hauptwerke: „Histoire des nations civilisées du Mexique et de l'Amérique centrale", auszustellen sein mag, so war er doch der erste, welcher einheimische Quellen zu seiner Darstellung heranzog, und es wäre unbillig, die Verdienste des Mannes zu verkennen. Ein anderer Franzose, Herr Léonce Angrand, wirkte in Peru, wo er seine Aufmerksamkeit hauptsächlich den großartigen Alterthümern zu Tiahuanaco am Titicacasee zuwandte. Ganz besonderen Aufschwung nahmen aber die amerikanischen Studien in Frankreich mit der Aufrichtung des so kurzlebigen mexikanischen Kaiserreiches, und die von Napoleon III. eingesetzte Commission scientifique du Mexique hat in der That Arbeiten von bleibendem Werthe hinterlassen.

Um diese Zeit war es, daß auch der Schreiber dieser Zeilen, in jugendlicher Begeisterung für Humboldt's Schriften, den amerikanischen Studien sich widmete und mit den Amerikanisten jener Tage Verbindung suchte und fand. In Wien selbst, meinem damaligen Aufenthaltsorte, lebte mir Landen einer der gründlichsten Kenner Südamerikas, J. J. v. Tschudi, als Gesandter der Eidgenossenschaft. Andere Gesichtspunkte verdrängten später diese anfängliche Studienrichtung mit ihren schwächlichen Erstlingsarbeiten, von welchen eine indeß über „die amerikanische Völkerwanderung" in Professor Buschmanns einen wohlwollenden Beurtheiler fand. Aber — on revient toujours à ses premiers amours! Als im Jahre 1875 ein erster Amerikanistencongreß in Nancy zusammentrat, wollte ich dabei nicht fehlen, und auch an späteren Congressen nahm ich Theil. So war es mir vergönnt Geburt und Werden dieser periodischen Zusammenkünfte zu beobachten, die sich seither langsam, aber stetig entwickelt haben. Wie der oben skizirte Gang der Dinge es mit sich brachte, sind also die Amerikanistencongresse französischen Ursprunges. Sie trugen auch zuvörderst ein durchaus französisches Gepräge. Vor Allem natürlich in Nancy, in dieser anheimelnden, Auge und Sinn des Fremden sich so einschmeichelnden Residenz der alten lothringischen Herzoge, welche auch heute noch den Charakter eleganter Vornehmheit bewahrt und in nichts verräth, daß sie dermalen zu einer einfachen Provinzstadt herabgestiegen sei. Hier hatte sich eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, Gäste aus allen Theilen Frankreichs waren erschienen, einige wenige aus Skandinavien, den Vereinigten Staaten, aus Peru und den Canarischen Inseln herangezogen. Obwohl der Congreß unmittelbar vor dem nach Paris einberufenen und von Deutschen gut besuchten großen internationalen Geographencongresse stattfand, hatte sich aber doch nicht ein deutscher Theilnehmer in Nancy eingestellt, und auch bei den nächstfolgenden Zusammenkünften vermißte man die Betheiligung der Deutschen.

Zum Bewollmächtigten des Comités für Deutschland bestellt, blieb doch all mein Liebeswerben fruchtlos bis auf einige wenige Namen, welche heute auch unter den Veranstaltern des Berliner Congresses glänzen, damals aber an persönlicher Betheiligung verhindert waren. So blieb der Charakter dieser ersten internationalen Amerikanisten-Congreße durchaus französisch. In Nancy herrschte bei den Verhandlungen ausschließlich die französische Sprache, desgleichen 1877 in Luxemburg, das zwar gerne seiner Selbständigkeit sich rühmt, von deßen deutschem Wesen der Fremde aber wenig zu merken bekommt, und 1879 vollends in Brüssel, der anmuthigen Hauptstadt Belgiens. Immerhin tauchten hier zum ersten Male zwei Deutsche auf, die freilich nicht des Congresses halber dorthin gekommen: mein unvergeßlicher Freund Gustav Nachtigal, welcher in afrikanischen Dingen zum Könige der Belgier beschieden war, dann aber der auf der Rückreise von London in Brüssel verweilende Rudolf Virchow. Es gereichte mir zur nicht geringen Freude und Genugthuung, daß es mir als dem Vorsitzenden jenes Tages, — nach französischer Sitte wechselt derselbe für jede Sitzung — vergönnt war, den unvermuthet eintretenden deutschen Gelehrten begrüßen und dessen Anwesenheit der Versammlung kundgeben zu dürfen.

Die weiteren Congresse fanden 1881 in Madrid, 1883 in Kopenhagen, 1886 in Turin statt. In Madrid wurde der französische Charakter zuerst abgestreift und fast ausschließlich spanisch verhandelt; in Kopenhagen ward abwechselnd französisch, dänisch, spanisch, englisch und deutsch gesprochen. In Turin ward endlich beschlossen, die siebente Zusammenkunft im Herbste des Jahres 1888 in der Hauptstadt des Deutschen Reiches abzuhalten, an welche also diese etwas fremdartigen Studien zum ersten Male herantreten. Dennoch kann man die getroffene Wahl nur gutheißen, denn dermalen gibt es kaum eine Stadt, welche den Verhandlungen der Amerikanisten insbesondere in Bezug auf altamerikanische Cultur, eine gesichertere

Digitized by Google

Unterlage bieten könnte. Sie beruht in den großartigen archäologischen Sammlungen der königlichen Museen, deren Ordnung und zum großen Theile auch Beschaffung das verdienstvolle Werk Adolf Bastian's, des ebenso gelehrten als vielgereisten Directors des Museums für Völkerkunde ist. Mit wahrer Freude wird jeder den Namen des verehrten Forschers neben jenem Virchow's, des durch seine eingehenden Anderweisen ausgezeichneten Dr. W. Reiß — dem Vorsitzenden des bevorstehenden Congresses — und unseres großen Geologen, Freiherrn von Richthofen, im Organisations-Comité erblicken. Glänzende Namen stehen ferner an der Spitze als Ehren- und Vice-Ehrenpräsidenten des Congresses; unter den Berathen liest man die hervorragendsten Vertreter der deutschen Wissenschaft. Wahrhaft erhebend ist es zu sehen, wie bereitwillig dieselben dem neuen Wissenszweige entgegen kommen. Darin allein liegt schon eine Gewähr des Erfolges. Niemand wird in Abrede stellen können, daß in den ersten Versammlungen echte Wissenschaftlichkeit nur wenig zu Hause war. Nicht daß es etwa an ernsten Denkern gefehlt hätte, neben ihnen kam aber auch viel Dilettantismus zum Worte, krause Hypothesen drängten sich neben nüchterne Erwägungen, überwucherten sie sogar manchmal. Dies lag zum Theile in der Natur des zu Problemen so reichen Forschungsgebietes selbst, zum Theile wohl auch an dem in derartigen Speculationen sich gefallenden romanischen Geiste, dem überdies die Denkspuren kirchlicher Einstüsse nicht immer fremd blieben. Endlich lockte der sehr bestechende festliche Charakter, welchen man außerhalb Deutschlands solchen Zusammenkünften zu verleihen pflegt, nicht zum Vortheile der Sache. Elemente herbei, die ich vielleicht mit der Bezeichnung als „wissenschaftliche Bohème" allzuscharf und hart treffe, für die mir jedoch ein passendes Wort nicht zu Gebote steht. Der diesjährige Berliner Congreß wird nun auf diesen festlichen Charakter, welcher manche der früheren Zusammenkünfte in hervorragender Weise auszeichnete, Verzicht leisten und sich im Wesentlichen auf die wissenschaftliche Behandlung der gestellten Aufgaben beschränken, wie es dem strengeren deutschen Geiste entspricht. Gerade deshalb darf man sich der Ueberzeugung hingeben, daß der in Berlin tagende Amerikanistencongreß seinen Vorgängern sich würdig an die Seite stellen wird.

Feuilleton.

Ein Unglücksmensch.

Von P. Hann.

Klaus Henning hatte die bestimmte Vorahnung, daß ein Unglück passiren würde; und er hatte sie nicht zum ersten Male. Er unterschied sich außerdem von anderen, mit einer weissagenden Stimme in der Brust begnadeten Sterblichen dadurch, daß seine Ahnungen immer eintrafen. Das eine Mal, als er eine Prophetenstimme in seinem Inneren vernahm, ging er durch die Friedrichstraße, kolperte gegen ein Schaufenster und mußte, mit zerschnittenem Gesichte und verletzten Händen, Schadenersatz leisten. Das andere Mal wollte er mit einem allerliebsten Fräulein auf der Rousseauinsel Schlittschuh laufen und riß sie mit sich zu Boden. Bei dieser Gelegenheit fuhr ihm ein fremder Schlittschuh über die Finger, sie für mehrere Monate gebrauchsunfähig machend. Und da das neue Kleid seiner Dame etliche klaffende Risse bekam (was sie schwerer zu treffen schien, als seine Verwundung, die ihm anfänglich vier Finger zu kosten drohte), so wurde sie von diesem Zeitpunkte ab seine Todfeindin. Kurz, es war sehr leicht, seine abergläubische Angst zu verspotten, aber so oft sich das bewußte dunkle Gefühl in seinem Inneren regte (und das geschah fast jedesmal, bevor er sich unter die Menschen mischte), gab es Schaden für die Zeitgenossen und Spott für ihn.

Seine Hauswirthin sah ihn denn auch nur ungern den Reisekoffer packen.

„Wollen Sie wirklich fort, Herr Henning?" seufzte sie, „denken Sie an mich, Sie kommen nicht mit heiler Haut nach Hause."

Er wußte, daß sie Recht habe, aber die Hitze war unerträglich, er schmachtete nach einem Wellenbade, und da ihm die Geschäftsstille Ferien vergönnte, wollte er einen kurzen Aufenthalt an der See nehmen. Jeder minder Erfahrene hätte sich eingebildet, die schwarzen Ahnungen seien erfüllt, als sein neuer Reisegang, gleich nachdem er das Haus verlassen, von oben bis unten mit Oelfarbe bespritzt wurde, die ein nachlässiger Anstreicher von seiner Leiter herabtriefeln ließ, oder als ihm der Eisenbahnzug davonfuhr und er nun mehrere Stunden zu warten hatte. Er aber kannte den Kobold besser, der sein Spiel mit ihm trieb, als daß er gehofft hätte, mit solchen Kleinigkeiten loszukommen. Auch als er unmittelbar nach der Abfahrt mächtige Rauchsäulen aus der Richtung, wo sein Farbenmagazin lag, aufsteigen sah, erfüllte ihn noch immer nicht die beruhigende Ueberzeugung, seinen Zoll entrichtet zu haben, denn bei näherer Ueberlegung erschien es ihm äußerst unwahrscheinlich, daß sein Geschäft abbrennte, während er nicht dabei war, um sich schwere Verletzungen zu holen. Aeußerst unwahrscheinlich, eigentlich noch seinen bisherigen Erfahrungen vollkommen unbenkbar. Dem Augenblicke an, wo er die Thüre seines Boutenlagers hinter sich zuschloß, konnte die Versicherungsgesellschaft ruhig schlafen.

Er wollte sich in Sohnig nicht unter die Badegäste mischen, konnte er doch sicher darauf rechnen, das erste Glas Rothwein, das er zum Munde zu führen gedachte, über das Kleid seiner Nachbarin, aber wenigstens über das Tischtuch auszugießen, jeden Stuhl mit nervenerschütterndem Gepolter umzuwerfen, seinen Hut vor aller Augen in's Wasser fliegen zu sehen und was solcher kleiner Zwischenfälle mehr sind, die an und für sich sehr geringfügig erscheinen, ihn aber zum Gegenstande des allgemeinen Gelächters machen mußten.

Im vergangenen Spätherbste hatte er einige Tage in einem Gasthause außerhalb des Curortes verlebt, dessen Wirthin im Sommer eine kleine Colonie von Städtern beherbergte. Damals waren die letzten Fremden, erschreckt durch ein paar rauhe stürmische Tage, gestohen, und so verkürzte sich ihm mit dem Aufenthalte in dem beschiedenen Häuschen am Strande die Vorstellung von erquickender Ruhe und Geräuschlosigkeit. Auch schien der Kobold, der ihm verfolgte, an der Grenze von Frau Fleming's Herrschaftsbezirk die Waffen zu strecken. Klaus ging mit den Hausföhnen fischen und brachte Beute heim, was ihm nie vorher widerfahren, er kreuzte in einer Nußschale von Segelboat die Küste entlang und sah es nicht einmal den Kiel nach oben wenden, er ruderte stundenlang in einem Nachen und brach kein Ruder. Nach diesem stillen Hafen der Glückseligkeit richtete er nun seine Schritte. Ach, das war nicht mehr das ertränkte Paradies!

Auf dem Vorplatze, der, mit spärlichem Grün bedeckt, sich vor dem Hause hinzog, spielte eine Gesellschaft junger Leute Croquet, vom Wasser her erschollen laute Kinderstimmen, auf der Halbbank im Schatten des Hauses saßen behäbige Matronen. Henning hatte die Absicht, bei diesem Anblicke umzukehren und sich ungesehen davonzuschleichen, aber die Wirthin kam mit ausgestreckten Händen auf ihn zu und rief:

„Das Haus ist zwar gestreckt voll, aber für Sie schaffen wir doch noch Raum."

Er wollte murmeln, daß er nur einen Tag bleiben und dann seinen Stab weiter zu setzen gedenke; da fiel sein Blick auf ein junges Mädchen, die soeben ihren Ball mit dem Hammer so unglücklich getroffen, daß er, statt durch den Draht, gegen seine Füße fuhr. Purpurroth kam sie auf ihn zu und bat um Entschuldigung. Sie hatte ein Gesicht, wie es die Natur nur in besonders guter Laune zu bilden pflegt, die zartesten Farben, die treuherzigsten blauen Augen und das Haar, das sie, wohl nach einem Wellenbade, gelöst trug, von glänzendem Blond. Und dann bejeht er seine Bemerkungen für sich, ließ Frau Fleming für sein Obdach sorgen und schwang den Hammer, ohne zu besorgen, daß seine Hiebe einem Mitmenschen das Lebenslicht ausblasen würden. Auch bei Tische vergaß er alle seine Ahnungen, er zitterte nicht vor dem Bratensafte, er reichte

Digitized by Google

Fräulein Mathilde eine Tasse Thee, ohne sie zu verbrühen, kurz, er benahm sich, als wäre er ein Unglücksmensch gewesen.

Freilich sing sein Elend noch am selben Abend wieder an. Die Hausfrau erzählte, um ihren Lieblingsbom vorigen Jahre her in das günstigste Licht zu setzen, daß er das Segelboot wie ein alter Matrose zu handhaben verstehe. Die Damen versicherten, nichts gewähre ihnen ein solches Vergnügen wie eine Bootsfahrt, die Herren kündigten ihm ihre Begleitung für den nächsten Tag an, Mathilde, die ihn jeden Augenblick mehr entzückte, sagte nichts, aber sie richtete ihre schönen blauen Augen bittend auf ihn. Ihm brach der Angstschweiß aus allen Poren; war er ausersehen, der Mörder all' dieser braven Leute zu werden? Klaus war kein Salonmatrose, er hatte seine Knabenjahre in der Nähe von Bremerhaven verlebt und ein Boot zu regieren beinahe so früh wie das Abc erlernt. Auch ist das Segeln Alles eher denn eine Kunst — wenn das Fahrzeug etwas taugt, aber der Fleming'sche Kronbiamant besaß etliche Flecken. Und was hilft alle Geschicklichkeit gegen die Tücke eines Kobolds. Der junge Mann ging nicht mit der Begeisterung, welche die Gesellschaft erwartet haben mochte, auf die vorgeschlagene Segelpartie ein. Vergeblich nannte man ihn von da an nicht anders als „Capitän"; er bestand darauf, daß, wer nicht schwimmen könne, auf dem Festlande bleiben müsse. Die Aengstlichen sahen hierin einen Beweis, daß er sich nicht sicher fühle und standen sogleich ab. Mathilde bekannte seufzend, sie könne seine Bedingung nicht erfüllen und müsse daher verzichten. Es wäre ihm das auserlesenste Vergnügen gewesen, sie über die Wellen zu führen, aber er unterdrückte seinen Wunsch, indem er sich vorsagte, es sei gleichbedeutend mit kaltüberlegtem Morde, sie zu einer Wasserfahrt mit einem Unglücksmenschen zu bewegen.

Nur zwei Herren waren verwegen genug, sich seiner Führung anzuvertrauen. Es stellte ohne Zweifel eine Probefahrt vor. Klaus bestand sein Examen glänzend. Er fing zu hoffen an, der Tückebold habe auch diesmal vor Frau Fleming's königreich Halt gemacht. Sein Selbstvertrauen wuchs, denn es war vonnöthen, waren seine zwei Prüfungskommissäre des Lobes voll für seine nautischen Künste. Da lud er Mathilde zu einer Segelfahrt für den nächsten Morgen ein. Ein ältlicher, gutmüthiger Herr, der erst vor einigen Stunden angekommen war, stand neben ihr; Mathilde machte ihn, ihren Papa, mit dem jungen Manne bekannt und nun verlebte dieser mit den zwei liebenswürdigen Menschen einen Abend, der ihm unvergeßlich bleiben wird. Am nächsten Tage vertrauten sich außer Vater und Tochter noch einige der Sommergäste seiner Führung an. Auch diesmal verlief die Expedition prächtig. Auf dem Lande war es erstickend heiß gewesen, nun wehte es die Gesellschaft kühl und beglebend an und eine leichte Brise trug das Boot wie auf Schwingen über das Wasser. Alle versicherten, nie angenehmere Stunden verlebt zu haben und, was ihm wertvoller erschien, Mathilde drückte ihm dankbar, mit vor Vergnügen leuchtenden Augen, die Hand. Da versuchte er die Götter und versprach ihr eine Wiederholung.

Es war ein glorreicher, glühheißer heißer Tag. Da man in Frau Fleming's Herrschergebiet eine einschränkende Etikette nicht kannte, ging das Pärlein allein an's Ufer. So gut wie Klaus es sich vorgestellt, sollte es ihm freilich nicht werden. Die Insassen des Hauses hielten zwar ihr Nachmittagsschläfchen, aber die liebenswürdigen Commissäre, die diesmal vermuthlich seine Geduld wie zuvor seine seemännischen Fähigkeiten prüfen wollten, kamen eilfertig herbei, um ihren Antheil am Vergnügen zu beanspruchen. Da sie ihn sogujagen entdeckt hatten, bewahrten sie ihm ein gewisses gönnerhaftes Wohlwollen, das er jedoch in jenem Augenblicke nicht voll zu schätzen verstand. Allein sie störten nicht, sie tauschten ihre Bemerkungen, machten sich beim Steuer unnütz oder starrten in's Wasser. Klaus konnte ungehindert mit seiner Herzensdame flüstern. Vielleicht hatte er sich zu tief in die blauen Augen versenkt, vielleicht hatten ihn die zwei Probefahrten übersicher gemacht, am Wahrscheinlichsten jedoch ist, daß sein Kobold dessen überdrüssig war, unbeschäftigt im Winkel zu stehen, und daß er im Augenblicke, wo er den Unglücksmenschen am Haarefein treffen konnte, hervorsprang.

Das Boot war nicht so leicht zu regieren, wie sonst, die Brise wehte scharf, mehr als einmal schlug das Wasser, Alle durchnäßend, hinein. Und Klaus war zerstreut, er hatte Mathilde in ihren Gummimantel gewickelt, und als sie ihm zum Danke die Hand reichte, sie länger als vernünftig in der seinen behalten. Er hielt sie noch, als der Boden unter ihnen wich, die kalte, salzige Flutb auf sie einströmte und das Bootkiel oben vor ihnen trieb. Ein plötzlicher Windstoß wußte es getroffen und zum Kentern gebracht haben. Sie sanken, doch verlieh den Unglücksmenschen die Besinnung nicht, er legte den linken Arm um Mathilde und brachte sie noch oben.

Sie war die Selbstbeherrschung in Person; sie klammerte sich nicht an ihn, seine Bewegungen hemmend, und so gelang es ihm noch einiger Anstrengung, den Kiel seines Bootes zu erreichen und einen Stützpunkt für sich und seinen schönen Schützling zu gewinnen. Die beiden Genossen sah er rüstig und unversehrt zur Küste schwimmen. Sie war nicht fern, aber bei der starken Strömung zum Meere wäre jeder Versuch, sie mit Mathilde im Arme zu erreichen, ausschtslos gewesen. Zahlreiche Boote trennten das Wasser, entweder nahm eines derselben sie auf, oder die beiden Geretteten lösten am Strande, der förmlich auf Rufweite vor ihnen lag, ein Ruderboot und kamen den Genossen zu Hülfe. Wenn Klaus nur bis dahin aushalten konnte, wenn nur sein Arm, der steif wie der eines Todten wurde, das junge Mädchen über dem Wasser erhielt! Bloß und mit geschlossenen Augen lag sie an seiner Brust. Eine förmlich wohnsinnige Reue ergriff ihn. Wußte er nicht voraus, daß Alles, was er anfaßte, zu Schaden kam? Wie hatte er so verwegen, nein so verrucht sein können, diesen holde Geschöpf, das einzige Kind und das einzige Glück ihres Vaters mit sich in's Unglück zu reißen? Sein Selbstvorwurf machte sich in der wildesten Weise Luft.

So vergingen endlose Minuten. Das Boot trieb in's Meer hinaus, und in muthloser Verzweiflung gab Klaus seinen Schützling und sich verloren. Da hörte er lauten, ermunternden Zuruf, worme Hände streckten sich nach ihm und Mathilden aus, und im nächsten Augenblicke lagen die wasserdichten Planken einer Barke, die eine Gesellschaft Badegäste von der Studdenkommer nach Saßnitz heimführte, zwischen ihnen und den heimtückischen Wellen. Das junge Mädchen war ohnmächtig geworden. Als sie, von den Damen, die im Boote waren, unruhig, die Augen aufschlug, suchte sie ihren Beglelter mit den Augen; er las Zuttonen, ja Dankbarkeit — Dankbarkeit für ihn, der sie beinahe getödtet hätte! — in ihnen und konnte den Blick nicht ertragen.

Sie fanden Frau Fleming's Königreich in vollem Aufruhre. Die beiden Commissäre waren vor einer Weile angekommen, und wenn sie zu Mathildens Rettung keinen Finger gerührt, so zeigten sie sich zeit dafür eifrig bestissen, ihren Vater in die peinigendste Unruhe zu stürzen. Als sie nun in Hüllen, die ihr die Damen in der Barke aufgedrängt hatten, den Strand betrat, richtete sich, wie begreiflich, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie. Ihr Papa drückte sie stürmisch an sich, dann wollte jede der Hausgenossinnen sie mit einem Kusse begrüßen, zuletzt drängten sich händeschüttelnd die Herren heran, Niemand eifriger als die zwei Commissäre.

Klaus schlich sich unbeobachtet in sein Zimmer. Die Anderen hatten wohl geahnt, daß er ein Unglücksmensch sei, denn sie hatten sich — so schien es ihm — ängstlich von ihm fern gehalten. Er wechselte seine nassen Kleider, packte das Köfferchen und nachdem er die Adresse auf dasselbe befestigt und den Betrag, den er Frau Fleming schuldete, auf den Tisch gelegt, drückte er sich, sachte wie ein Spitzbube, aus dem Hause und fuhr in die Glühhitze zurück.

Seine Hauswirthin war sehr erstaunt, ihn ohne äußere Verletzung wiederzusehen. Wie tief es diesmal nach innen ging, ahnte sie nicht. Ein trübseliger Geselle ging er seinem Tagewerke nach, Abends saß er mißmuthig unter den paar verstaubten, kläglichen Bäumchen des Hausgärtchens, ein Buch in der Hand, in dem er nicht las. Da schlug einmal ein Gruß an sein Ohr. Vor ihm stand ein ältlicher, behäbiger Herr mit gutmüthigem Gesicht. Klaus springt, wie von einer Feder emporgeschnellt, von der Bank auf, es ist Mathildens Vater.

„Reisefieber!" ruft dieser ihm zu, „es soll Ihnen nicht gelingen, sich meinem Danke zu entziehen. Wenn Sie auch heimlich wie ein flüchtiges Bild entwichen, Ihr Reisekoffer verriets mir, wo ich den Lebensretter meiner Tochter zu suchen habe." Ihren Lebensretter! Dabei drückt er

Digitized by Google

dem Sprachlosen die Hand und seine ehrliche Stimme zitterte in unterdrückter Bewegung. „Was wäre aus ihr, was wäre aus mir geworden, wenn Sie auch so selbstsüchtig wie die beiden Anderen, nur auf Rettung des eigenen Lebens bedacht, and Land geschwommen wären? Ohne Sie wäre ich heute ein einsamer, gebrochener Mann! Es gibt noch Helden im bürgerlichen Leben!“

Klaus suchte abzuwehren. Er sprach von dem Unrecht, das er begangen, er ein Unglücksmensch, als er Mathilden zur Segelfahrt einlud. Aber es kam nicht viel Zusammenhängendes über seine Lippen. Für etwas gepriesen zu werden, für das er den härtesten Tadel zu verdienen geglaubt, von Mathildens Vater in die Wolken emporgehoben, ein Held genannt zu werden, das betäubte ihn, als hätte er jungen Wein getrunken.

„Ich weiß, daß nur Ihr Zartgefühl Sie veranlaßte, sich unserem Danke zu entziehen,“ fuhr Herr Hilgendorf fort, „allein ganz recht war es nicht: Mathilde ist untröstlich, weil Sie verschwanden, ohne zu hören, wie tief sie sich Ihnen für Ihre Aufopferung verpflichtet fühlt. Und ich glaube beinahe, daß ich sie nicht eher zufrieden sehen werde, als bis ich ihren Lebensretter mit Güte oder Gewalt in mein Haus geführt, damit sie den verstummten Dank nachhole.“ Aber es bedurfte keiner Gewalt. Klaus ging gutwillig mit Herrn Hilgendorf. Mathilde kam ihm mit strahlenden Augen entgegen. Es war spät Abend, als er, ein seliger Mensch, das gastliche Haus verließ, nicht ohne versprochen zu haben, bald, sehr bald, schon am nächsten Tage wiederzukommen. Und zuletzt glaubte er gar nicht mehr daran, daß er ein Unglücksmensch sei; nein, er hielt sich für ein richtiges Sonntagskind, denn in der Ecke hinter dem Flügel hat ihm Mathilde gestern auf seine Frage geantwortet, daß sie keinen Menschen auf der Welt so gut sei, wie ihm.

Aus der Hauptstadt.

Die Akademische Kunstausstellung.

VIII.

Die wenigen, noch zu durchwandernden Räume der Kunstausstellung, die beiden letzten Seitensäle und die Cabinets des linken Flügels bieten zunächst Gelegenheit, sich mit ein paar Vertretern der Idealmalerei im pränumerirten Sinne des Wortes bekannt zu machen. Hermann Clemenz hat die Schöpferin solcher Gestaltungen, die nie und nirgends existirt haben, selbst gemalt, die Tochter der Phantasie, die Illusion. Ein schönes, nacktes, lächelndes Weib, schwebt sie auf einer schillernden Seifenblase ruhend empor. Die Glieder schmiegen sich über die durchsichtige Kugel hin in unnatürlichsinnem Linienspiel, ohne daß der Mechanismus der Knochen und Gelenke merkbar in Thätigkeit träte. Ein weiblicher Körper, der sich über eine Seifenblase hingiebt, ist eben kein eigentlicher Körper mehr, er ist losgelöst von den strengen Gesetzen der Anatomie. Leider hat es der Künstler sich nicht versagen können, den Ursprung der Seifenblase physikalisch zu begründen. Sie trägt an ihrer unteren Seite eine herabhängende Tülle von Lustdlöschen, die unwillkürlich an die Thonpfeife des Jungen erinnern, deren Kopf sie entsprungen sein mag. Clemenz hätte besser gethan, der Phantasie des Beschauers eine solche Mühtung zu ersparen. Ganz toll geberdet sich die malerische Erfindungsgabe Ziegra's, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, alle vier Jahreszeiten auf einmal symbolisch zu verkörpern. Auf den breiten Rücken eines alten Mannes in seinen besten Jahren stützt sich das Füßchen einer reifen nackten Dame, die sich in ein braunes Gewirr von Früchten, Blumen und Blättern schmiegt. Auf demselben todt über ihr, allen Gesetzen der Schwere zum Trotze, ein nicht minder unbefestigter Jüngling, der sich ein Strohgeflecht daraus macht, ein schnippisches Backfischchen auf seinen Schultern zu tragen. Der ganze Aufbau ist eine rothbraune Pyramide von Nuditäten, die eben im Begriffe ist, sich zu überstürzen. Warum der Winter männlich, Herbst und Frühling weiblich, und der Sommer schlicht ist, läßt sich schwer sagen, vielleicht nur, um alle drei Geschlechter beisammen zu haben. Classisch kommt und Max Ziegra nie seinen geraubten Hylas. Das Bild ist offenbar eine Warnung vor der Ausübung an unbedeckte Brunnen. Man geht harmlos, um sich seinen Krug mit Wasser zu füllen und erwacht entsetzt in der Gesellschaft solcher Nymphen. Was da Alles in der grünlichen Tiefe herumschwimmt, ist geradezu empörend. Selbst die Amphora hat trotz des Gefäßes vom leeren Raume nicht auf den Grund kommen können, ja sie dient dem Körper des bedauernswerthen Hylas als einzig erkennbarer Stützpunkt. Zwei mythische Stimmungslandschaften von Hermann Hendrichs gehören ebenfalls in das Gebiet der Idealmalerei, insofern sie sich absichtlich von der Wirklichkeit möglichst fern halten. Daß es dem Künstler nicht in gleichem Maße wie etwa Arnold Böcklin gelingt, in märchenhafte Stimmung zu versetzen, liegt an seiner geringeren Gestaltungskraft, die sich besser auf dem Gebiete des Gesetzenen bethätigen würde.

Die militärische Marktstellung des Deutschen Reiches scheint nur wenige Künstler begeistert zu haben. Neben den schon erwähnten Schlachtenbildern von Theodor Rocholl und Georg Koch ist noch der Reiterangriff bei Mars la Tour erwähnenswerth, den der verstorbene Franz Adam für die Nationalgalerie gemalt hat. Der Künstler hat nach unserer Meinung den Gesechtsmoment zu früh gewählt. Die lange Schützenkette der französischen Infanterie im Vordergrunde ist im Vorgefechte des Angriffes in wellenförmige Bewegung geratben. Auch dem Hintergrunde mängelt es sich heran, mit flatternden Fähnchen, eine breite Masse blauer Lanzenreiter, die in wenigen Minuten über den dünnen Linien der Rothhosen zusammenzuschlagen droht. Der Zwischenraum zwischen den ganz zu Zusammenstoße bestimmten Colonnen ist zu groß. Das Auge irrt beschäftigungslos zwischen den Parallelen der unteren Rahmenlinie, der Schützenkette, der Ulanen und der oberen Rahmenlinie umher, und die Phantasie findet keine Anknüpfungspunkte für die Vorstellung des entscheidenden Momentes. Ueber die colouristische Wirkung des Bildes ist schwer zu urtheilen, da der Tod den Künstler an der vollen Verwirklichung seiner Intentionen gehindert hat. Ein paar tüchtige militärische Genrebilder haben Matischek und C. Becker geliefert. Viel Humor entwickelt K. Röchling in einer Manöverscene. Ein riesenhafter Gardist läßt einen Liliputaner von der Linie zum Ergötzen der Kameraden aus seiner Feldflasche trinken, ohne daß der Zwergige sich zu dem am Gürtel befestigten Labequelle besonders tief herabzubücken braucht.

Was sonst an Genrebildern in den letzten Sälen vorhanden ist, darf als Mittelgut gelten, tüchtig gemalt und nicht übel erfunden. Die Professoren C. Becker und J. Ehrentraut sind über Kostüm-Weiß noch ebenso sicher wie früher; Otto Goldmann ist nicht weniger trocken und bunt in der Farbe, wie vor zehn Jahren, wenn auch seine Motive nicht gleich wohl gebliehen sind. Auch das lockere Solonbild a la Knut Gebwall hat einen verspätenen Vertreter in Fr. Kraus gefunden. Der es seinem von allen Backsischen der siebziger Jahre viel bewunderten Vorbilde an süßlicher Unnatur nachzuthun versucht. Otto Pilz malt ein paar köstliche Kinderbilder und Kirberg versucht mit weniger Glück als sonst dem Lichts- und Schelben der Küstenbewohner einige Concurrente abzugewinnen. Ueberraschend kräftig in der Charakteristik und im Colorit ist Max Michael's Neapolitanischer Fischerknabe, der aus vollem Halse schreiend seine Waare anpreist. Der braune, schmutzige Bengel ist ein Stück urwüchsigen Italiens, wie man es nur den besten Modellstippen unseres transalpinischen Künstlernachwuchses seiten kennen zu lernen Gelegenheit hat.

Daß E. Dücker und Louis Douzette die berufenen Schilderer des Ostseestrandes in Sonnenlicht und Mondschein sind, bedarf kaum eines neuen Beweises. Unter den sonstigen Landschaftsbildern tagt Professor A. Leu's Teich der Blaukehlung durch großartige Aufstauung der Fermen hervor. Man sollte gar nicht glauben, daß der leibliche Vater solche Waldlichtungen mit ehrwürdigen Baumriesen birgt, unter deren Schatten wir uns unwillkürlich irgend ein historisches Ereignis vorstellen müssen.

Das A und O der diesjährigen Ausstellung ist nun einmal das Portrait, und so wollen wir denn unsere Besprechung der Oelmalerei mit der Ermähnung zweier Bildnisse von C. Gussow und L. Knaus schließen. Wir gewinnen seinen Augenblick, daß der Dichter Julius Wolf, von Ersterem gemalt, in ebligie ebenso viele Bewunderinnen findet wird, wie in der Wirklichkeit. Daß wir ihn uns von einem Andern kräftiger und charakteristischer gemalt denken können, wird an dieser Bewunderung ebenso wenig etwas ändern, wie an der glatten Manier Gussow's. Auch Ludwig Knaus' Portrait einer Dame in den besten Jahren ist hoffnungslos gut gemalt. Die Aehnlichkeit ist über jedes Bedenken erhoben, keine Spur eines Kunstfehlers ist zu entdecken und — das Auge sehnt sich ordentlich nach irgend einer kleinen Häßlichkeit, die all' der langweiligen Schönheit unterbricht und uns davon überzeugt, daß in der Wirklichkeit Haut, Haar und Kleid nicht gleich glänzend porzellanen aussehen.

G. M.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen (Briefe, Kreuzbänder, Bücher etc.) sind ohne Angabe eines Personennamens zu adressiren:

An die Redaction der „Gegenwart“

Berlin SW.,
Möckernstrasse 67.

Digitized by Google

Inserate.

Neue billige Lieferungs-Ausgabe.

BEETHOVEN'S WERKE.

Gesammtausgabe für Unterricht und praktischen Gebrauch.
(Orchester für Klavier übertragen.)
Vollständig in 20 Bänden binnen zwei Jahren.
Preis jeder Lieferung ℳ 1.
Auf Gesang- und Klavierwerke einerseits, Kammermusik andererseits wird besondere Subscription angenommen.
Beginn des Erscheinens 15. September 1888. Verzeichnisse unentgeltlich.
Durch jede Buch- oder Musikalienhandlung zu beziehen.

Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Schweizerische Rentenanstalt.
(Für Lebensversicherungen und Renten.)
30. Jahrgang.

Volle Gegenseitigkeit. Aller Gewinn den Versicherten. Angesammelter Gewinnfonds 3,400,000 Fr. Ausbezahlte Gewinnrenten Francs 1,500,000, bis auf 50 und 60 pCt. der Jahresprämie. Ausbezahlte Kapitalien 26,000,000 Fr. Volle Auszahlung sofort nach dem Ableben, ohne Abzug. Gesammtfonds der Rentenanstalt 23,000,000 Fr. Jahres-Einnahme 3,600,000 Fr. Versicherungssumme 74,000,000 Fr. Statuten, Prospecte, Jahresberichte gratis bei allen Agenturen, sowie bei der unterzeichneten Generalagentur

für Berlin und die Prov. Brandenburg

Theodor Schroeder,
Berlin W. 8, Leipzigerstrasse 29 III.

Agenten, welche in besseren Kreisen Beziehungen haben, finden Anstellung.

Das im sechsten Jahrgang erscheinende und auf der Internationalen Gartenbau-Ausstellung zu Cöln von der Jury mit dem

höchsten Preise,

= dem Ehrendiplom, =

gekrönte

Jahrbuch für Gartenkunde und Botanik

redigirt von

Carl Sampel, Abtheil. Obergärtner d. k. k. in Berlin-Treptow und **Heinrich Jintelmann,** Königl. Garten-Inspector in Potsdam.

Jährlich 12 Hefte gr. 8. mit herrlichen Abbildungen. Preis 9,60 Mark.

ist das vornehmste, gediegenste, reichhaltigste, praktischste und verhältnissmässig billigste Organ auf dem Gebiete der Garten- und Pflanzenkunde. Verbreitet in ganz Europa. Gärtnern, Gartenfreunden, Gutsbesitzern, Gartenbau-Vereinen, Lesezirkeln ist das Jahrbuch unentbehrlich.

Probeheft durch jede Buchhandlung oder direct vom Verleger zu beziehen.

Abonnements-Aufträge

durch die Buchhandlungen aller Orten oder durch die Postämter (das Jahrbuch ist im Post-Zeitungs-Catalog, sechster Nachtrag erste Abtheilung unter Nr. 2739a eingetragen) event. directer Bezug von

Braunschweig.
Verlagsbuchhandlung Gebrüder Haering.

Verlag von **H. Pohle** in Jena.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen sowie von der Verlagsbuchhandlung zu beziehen:

Zur Religionsphilosophie.

Andeutungen und Anregungen
zu ihrer Fortbildung in einer stetigen Reihenfolge
von 32 Hauptpunkten
von
Ulrich Rudolf Schmid,
em. P.

12 Bogen Velav. Eleg. brosch. — Preis: 2 Mark 50 Pfg.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. Deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio, geb. München, 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1872. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801. 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97. br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols, Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — — v. **Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Glück's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Kohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zusammen 15 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 sleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dische, Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

L. H. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

Sammlung von Actenstücken

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Bollny.**

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Rundgemälde", den „Novellen des Ostens" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — ℳ 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was räthselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urwelt-ahnen quoll;
Wer nicht deuten „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk mir schelten;
Wunderlich erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

Roman-Manuscripte

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewillige ich hohe Honorare.

Berlin W. Lützowstr. 97. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Hierzu eine Beilage von J. Engelhorn in Stuttgart.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Verantwortlicher Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Pörger & Pittig in Leipzig. Expedition: Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 38. Berlin, den 22. September 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Internationales Eisenbahnfrachtrecht. Von Ludwig Fuld-Mainz. — Das Nationalgefühl nach Wesen, Ursprung und Wirksamkeit. Von Guntram Schultheiß. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Daudet. Eine Studie von Herb. Greß. — Die wirthschaftliche Bedeutung des guten Geschmackes. Von Karl Jentsch. — Die Tagebücher der Brüder Goncourt. Besprochen von Wilhelm Weigand. (Schluß.) — Feuilleton: Ein Studienkopf. Von Georg Keben. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen: Die Eröffnung des Lessing-Theaters. Von M. — Das Königliche Schauspiel im Walknertheater. Von M. — Opern und Operette. Von Heinrich Ehrlich. — Inserate.

Internationales Eisenbahnfrachtrecht.

Von Ludwig Fuld-Mainz.

Die Erkenntniß, daß gewisse Gegenstände des Rechtslebens in unseren Tagen nicht sowohl durch die Einzelgesetzgebung der Staaten, als auf dem Wege internationaler Rechtsbildung zu regeln und zu ordnen sind, verschafft sich in immer weiteren Kreisen Anerkennung. Die Einsicht in das Verkehrsbedürfniß und die Interessengemeinschaft der Culturvölker bewirkt es, daß der Kreis der internationalen Verträge, welche gemeinschaftliches Recht für eine größere oder geringere Anzahl von Staaten zu schaffen bestimmt sind, sich von Jahr zu Jahr erweitert. Zu den bedeutsamen Schöpfungen, welche auf diesem Gebiete bereits bestehen, wird im Laufe der nächsten Monate eine weitere treten, die sich ihren Vorgängern würdig an die Seite stellen darf, die Schaffung eines internationalen Eisenbahnfrachtrechtes.

Der Schweiz, welcher wir so manchen Fortschritt im internationalen Rechte zu verdanken haben, gebührt auch das Verdienst, zu der Vereinbarung eines Vertrages über den internationalen Eisenbahnfrachtverkehr den Anstoß gegeben zu haben. Gelegentlich der Berathungen der schweizerischen Bundesversammlung im Jahre 1874 über einen Gesetzentwurf, welcher für den Eisenbahngüterverkehr der Schweiz neue Bestimmungen einführte, wurde dem Bundesrathe der lebhafte Wunsch zu erkennen gegeben, die Abhaltung einer internationalen Versammlung von Bevollmächtigten der verschiedenen Staaten in Anregung zu bringen, auf welcher die Schaffung eines Uebereinkommens über gemeinsame, für den Güterverkehr geltende Rechtssätze berathen werden sollte. Der Bundesrath ging bereitwillig auf die Ausführung dieses Wunsches ein und trat mit den in Frage kommenden Regierungen in Verhandlung. Nachdem man sich über den Inhalt des in's Auge gefaßten Abkommens ohne Schwierigkeit geeinigt hatte, trat im Jahre 1878 eine Versammlung der Bevollmächtigten verschiedener Staaten zu Bern zusammen, um die Verwirklichung des Vorhabens in Angriff zu nehmen. Die Staaten, welche sich hierbei vertreten ließen, waren Deutschland, Frankreich, Belgien, Italien, Oesterreich-Ungarn, Luxemburg, Rußland, die Schweiz und die Niederlande. Die Verhandlungen nahmen einen glatten Verlauf, so daß man ohne Mühe sowohl über das den Eisenbahnverkehr betreffende Abkommen, wie über die nothwendigen Ausführungsbestimmungen und die Einsetzung einer internationalen Commission ein Einverständniß erzielte. Nach drei Jahren fand die zweite Versammlung statt, welche die Beschlüsse der ersten in wichtigen Punkten abänderte, und demnächst im Jahre 1886 die dritte und letzte. Auf dieser wurde vereinbart, daß in möglichst kurzer Frist auf Anregung der schweizerischen Regierung eine abermalige Versammlung stattfinden solle, um dem Abkommen einen rechtskräftigen Charakter zu geben. In den letzten Tagen ist Seitens des Bundesrathes der Eidgenossenschaft die hierfür nothwendige Einladung an die bei dem Abkommen betheiligten Regierungen ergangen, so daß im Herbste dieses Jahres die endgültige Feststellung des Vertrages wird erfolgen können.

Das Abkommen bezieht sich nur auf diejenigen Bahnen, welche von den Vertragsstaaten ausdrücklich bezeichnet werden; diese Bezeichnung geschieht mit Rücksicht auf die Tauglichkeit der Bahnen für die Zwecke der internationalen Güterverkehrsvermittelung, so daß die Bahnen untergeordneter Bedeutung von demselben nicht erfaßt werden; unter die Herrschaft desselben fallen auch nicht die im Wege des Grenzverkehres erfolgenden Güterversendungen. Das Abkommen stellt die großen Grundsätze der Zwangsgemeinschaft und der Verkehrsvermittelungspflicht der Bahnen an die Spitze seines Inhaltes, so daß hiernach jede Bahn die Pflicht hat, in den Seitens einer anderen Bahn abgeschlossenen internationalen Frachtvertrag einzutreten, und den Gegenstand desselben weiter zu befördern. Den Bahnen obliegt ein Rechtszwang zum Abschlusse eines Frachtvertrages, mit Ausnahme bezüglich derjenigen Güter, welche von dem internationalen Verkehre ausgeschlossen oder nur bedingt zugelassen sind. Den Bahnen ist ferner die Freiheit, durch Vereinbarungen die Einzelheiten der Güterverfrachtung zu regeln, nur insoweit gewährt, als ihre Bedingungen dem Inhalte des internationalen Uebereinkommens nicht widersprechen. Weitere Bestimmungen des Abkommens beziehen sich auf die Berechnung der Fracht, das Anweisungs- und Verfügungsrecht des Absenders, die Voraussetzungen der Haftpflicht für Verlust, Beschädigung und Verspätung, die Gesammthaftung mehrerer, bei der Verkehrsvermittelung betheiligter Bahnen, die Haftpflicht für die Leute und das Faustpfandrecht an dem Frachtgegenstande. Eingehend und theilweise in Abweichung von dem deutschen Handelsrechte ist der Umfang des Schadensersatzes und das Rückgriffsrecht der Bahnen geregelt. Forderungen, welche aus einer internationalen Verkehrsvermittelung entspringen, sind, wenn sie im Verhältnisse der Eisenbahnen unter einander bestehen, von jeder Pfändung und Beschlagnahme frei und die gleiche Freiheit steht dem rollenden Materiale einschließlich sämmtlicher beweglicher, der Eisenbahn gehöriger Sachen zu.

Digitized by Google

Von besonderer Bedeutung ist die Errichtung eines gemeinsamen Amtes für die internationale Verkehrsvermittelung. Dasselbe hat die Aufgabe, alle Mittheilungen, welche sich auf das internationale Verkehrswesen beziehen, zu sammeln, die Vermittelung derselben an die Vertragsstaaten zu übernehmen, Streitigkeiten zwischen den Eisenbahnen zu entscheiden, die Abänderungsvorschläge, welche zu dem Abkommen gemacht werden, für die geschäftliche Behandlung vorzubereiten, sowie die finanziellen, zwischen den Bahnen bestehenden Beziehungen zu erleichtern und zu fördern.

Außer dem Abkommen, welches in 60 Artikel zerfällt, haben sich die Vertragsstaaten auf den drei Versammlungen über eine Reihe von Ausführungsbestimmungen, über Vorschriften, die sich auf die Errichtung des gemeinsamen Amtes beziehen, sowie über eine Anzahl von Formularen, die bei der Verkehrsvermittelung zur Verwendung kommen, geeinigt. Endlich besteht auch Uebereinstimmung in Ansehung der von der Verkehrsvermittelung ausgeschlossenen Gegenstände.

Das Abkommen wird sicherlich dazu beitragen, dem internationalen Güteraustausche als mächtiger Sporn zu reger Entfaltung und Entwickelung zu dienen, und man darf von ihm erwarten, daß es die Hoffnungen nicht trügen wird, die man auf diesen Fortschritt internationaler Rechtsbildung gesetzt hat. Die europäische Staatengemeinschaft hat während der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete der internationalen Rechtsbildung Erfolge errungen, wie sie keiner früheren Zeit beschieden waren, sie hat es dahin gebracht, ein internationales Post- und Telegraphenrecht ihr eigen zu nennen, sie besitzt ein internationales Urheberrecht zum Schutze des geistigen und künstlerischen Eigenthumes und in wenigen Monaten auch ein internationales Eisenbahnfrachtrecht. Diese Entwickelung hat noch lange nicht ihren Höhepunkt erreicht; je mehr sich der Verkehr entwickelt, je mehr die Entfernungen verschwinden, um so energischer wird sich die rechtsschöpferische Kraft auf diesem Felde geltend machen, um so näher wird sie dem Ziele kommen, das uns wie ein verheißendes Götterbild aus weiter Ferne entgegen winkt, der Weltrechtsordnung.

Das Nationalgefühl, nach Wesen, Ursprung und Wirksamkeit.

Von Guntram Schultheiß.

(Schluß.)

Diese Beobachtung der Thatsächlichkeit eines Nationalgefühles ist aber ganz unabhängig von der Untersuchung einer Berechtigung nach irgend einem Maßstabe. Die Furcht des Kindes vor Gespenstern besteht als Thatsache und Beobachtung, gleichviel ob es Gespenster giebt oder nicht. Wie der Psychologe die geschlechtliche Liebe als mächtiges Gefühl, als Triebfeder wichtiger Handlungen vorfindet, aber die Frage, ob diese Erregung des Gefühles im richtigen Verhältnisse zu dem Werthe des Gegenstandes, zu den Vortheilen oder Nachtheilen für die Lebensgestaltung stehe, der Erwägung des Einzelnen, dem Rathe der Vormünder oder Eltern oder den Moralpredigern überläßt, so wird auch der Betrachter der Geschichte oder des Völkerlebens das Nationalgefühl einfach als Thatsache hinnehmen, dessen Stärke und Verbreitung festzustellen und damit seine wissenschaftliche Pflicht ebenso erschöpft haben, wie der Religionsforscher den religiösen Glauben und dessen Formen und Ausdrucksweisen als Thatsache hinnimmt, ohne auf das Verhältniß objectiver, verstandesmäßiger Richtigkeit desselben einzugehen. Das ist Sache des Theologen und Priesters, der die Wahrheit seines Glaubens zu erweisen zum Geschäfte hat.

Der Betrachter des Nationalgefühles wird also finden, daß Völker und Individuen nicht in gleicher Weise dem Nationalgefühle zugänglich sind. Es steht nicht nur als Gemeingefühl im Gegensatze zu dem Individualismus, zu dem Triebe auf Verfolgung des persönlichen Vortheiles, sodaß es Individuen giebt, die von einem Antheile an den Interessen einer Gesammtheit nichts wissen, wie es solche giebt, die das beherrschende Gefühl einer Geschlechtsliebe, wie es etwa Shakespeare im Antonius darstellt, nicht kennen und nicht begreifen. Er wird Einzelne, die vom Nationalgefühle beherrscht demselben Opfer bringen, und Andere, die es für ihren persönlichen Vortheil als Mode mitmachen und heucheln, unterscheiden können.

Aber er wird auch beobachten, daß es neben dem Nationalgefühle noch andere Gemeingefühle giebt, welche Gemeinschaften und Vereinigungen herstellen, wobei selbst die Voraussetzung müheloser Verständigung fehlt. Mit ihnen theilt das Nationalgefühl den Einfluß, sie bilden thatsächliche Schranken für dessen Herrschaft. So ist es zunächst schon nicht richtig, nicht der Wirklichkeit entsprechend, daß die nationale Zusammengehörigkeit den Berechtigungsgrund der Staatsbildung hergeben müsse. Das Hinderniß sprachlicher Verständigung, die Sprachverschiedenheit bildet für die Existenz sprachlich gemischter Staaten kein Hinderniß. Es giebt darunter solche, deren Bevölkerungen durchaus nichts von einer Auflösung und Neugründung nach einem anderen Principe wissen wollen, die aber auch nicht daran denken, Sprache und Sitte aufzugeben, um sich den anderen anzuwähern, die also Nationalgefühl und Staatsgefühl zugleich besitzen, einfach weil beide verschiedenen Inhalt haben. Beispiele der Selbstverwaltung der Teile, Abwesenheit jedes Zwanges, Achtung der gegenseitigen Selbstständigkeit und conservative Anhänglichkeit an das Ueberlieferte wirken zusammen, um Verschiebungen der Grenzen gar nicht wünschenswerth erscheinen zu lassen. Aber nicht nur neben einander, auch durch einander gewürfelt können verschiedene Völker im gleichen Staate ohne Hader leben, sobald nur die Centralregierung jeden sprachlichen Zwang vermeidet und die Sprachen und Völker, wenn sie auch selbst vorzugsweise eine Sprache gebraucht, doch ihrer natürlichen Kraft und Ausbreitung überläßt. Wo die Sprachen als Verständigungsmittel nothwendig sind, ohne daß ein Zwang zu Gunsten der einen besteht, da vertragen sich die verschiedensten Rassen und Völker; ein solcher Zustand kann die Bürgschaft unerschütterter Dauer besitzen, der Staat erscheint wirklich als höhere Ordnung. Und da er denn auch seinem Ursprunge nach nur Ausübung der Hoheitsrechte der Könige und Fürsten ist, zu seiner Erhaltung sich mit Steuern und Truppen begnügen kann und dafür nur Ordnung hält, so verträgt sich die Anhänglichkeit an die nationalen Güter leicht mit dem Gefühle des Gehorsams gegen den Fürsten, mit einer Art einfachen Staatsgefühles, dessen Träger die Diener, Beamten und Soldaten des Herrschers sind. Dieser Zustand ist nicht nur im gesammten Oriente herrschend; auch Oesterreich und Rußland boten bisher wenigstens in ihren Heeren Söhnen aller Völker einen neutralen Boden, hier dienten sie ganz unbeschadet ihres Gefühles nationaler Zugehörigkeit dem Kriegsherren, nicht nur ein Klinger konnte russischer General und deutscher Patriot zugleich sein. Am wenigsten verlor der russische oder österreichische Kaiserstaat etwas dabei. Inwieweit und warum sich dies geändert hat, das zu untersuchen gehört einem anderen Darstellungsgrunde an als dem der Völkerpsychologie oder wie man sie sonst nennen will.

Wie es bisher der Staat war, der ein Gemeingefühl entsprechend dem Nationalgefühl hervorbringt, so giebt es auch noch andere. Die katholische allgemeine Kirche stellt als Forderung auf, daß ihre Glieder und Diener in ihr selbst die höhere Heimath, ein geistiges Mutterland finden sollen. Sie behauptet seit Jahrhunderten, eine Organisation zu sein, in der der Widerstreit der bloß natürlichen Gebilde der Nationen in einer höheren geistigen, ja überirdischen Einheit aufgehoben sei. Indem sie die Volkssprachen nur als Verständigungsmittel gelten läßt, besitzt sie selbst eine allgemeine Sprache. Aber dieser Anspruch ist ein Ideal geblieben; um sich als Herrschaft zu behaupten, bedurfte die Kirche stets einer Politik, einer Verwendung ihrer Machtmittel gegenüber den anderen weltlichen und natürlichen Organisationen; jede Politik kommt in Widerstreit mit den abstracten Forderungen der Gerechtigkeit und rechnet mit den vorhandenen Kräften. So hat es auch

Digitized by Google

die Kirche nicht verschmäht, an dem Nationalgefühl eine Stütze zu suchen, die eine Nationalität gegen die andere zu bevorzugen. Auch ist nicht jeder Diener der Kirche in gleicher Weise geneigt, das natürliche Gefühl der Volksangehörigkeit gegen das Gemeingefühl als Priester zu vertauschen; und seit das deutsche Nationalgefühl der Kirche für ihre Ausbreitung bedenklich erschien, hat der französische, der italienische und der polnische Priester sich stets auch als Vorkämpfer der Ausbreitung seiner Nationalität fühlen dürfen. Daß der Protestantismus deutschen Ursprunges war, das büßte so das Deutschthum in Lothringen, in Polen und Südtirol und ganz Oesterreich. Es ist ja unbestreitbar, die Sprache an sich ist der Kirche gleichgültig; in Böhmen haben die Jesuiten das czechische Hussitenthum durch den deutschen Katholicismus ausgerottet, aber die Anschauung hat sich wieder geändert und jetzt ist der czechische Priester noch mehr Czeche als katholischer Priester. Das Gemeingefühl der Angehörigkeit zur katholischen Kirche hat vielfach da, wo es die natürlichen Grundlagen des deutschen Volksthumes nicht durch die anderer Nationalität ersetzen konnte, doch wenigstens das deutsche Nationalgefühl mit Erfolg eingeschläfert.

Ein drittes Gemeingefühl, neben oder über dem Nationalgefühl ist der weltbürgerliche Sinn. Er erfüllte die deutschen Dichter und Denker mit dem Stolze, die auf ein Volk beschränkte Wirkung zu verschmähen und sich lieber gleich an die gesammte Menschheit, an die große Sache der Weltcultur zu wenden. Das eigene Volk erscheint nur als ein kleiner Theil eines größeren Ganzen, seine Geschicke sind an sich ohne Belang, nur insofern es der Gesammtheit dient und seine Errungenschaften den anderen zu Gute kommen, hat es etwas gelestet. Vielleicht ist diese Denkweise oft nur eine Beschönigung des Egoismus, der von Opfern oder nur von Rücksichten, von Ansprüchen an sein Gemüth oder seinen Antheil nichts wissen will. Aber entschieden ist sie auch als idealer Antrieb vorhanden und der Deutsche hat oft der Sache der Menschheit und Cultur zu dienen geglaubt, wenn er sich bereitwillig seines Nationalgefühles entschlug und als Hauslehrer oder Schulmeister die armselige Literatur aller möglichen Völkerschaften anpries, übersetzte oder sonst förderte; er kam sich als Culturträger vor, während er doch nur mit Bedientenstolz die Livree seiner neuen Herren trug. Auch der Franzose oder Engländer wirft mit dem Worte Cultur oder Civilisation, der er dienen wolle, herum; aber er denkt doch nur an die französische oder englische Cultur, die auch allein wirklich da sind, während eine Cultur an sich gar nicht besteht. Aber noch spukt dieser Gedanke in den Köpfen deutscher Gelehrter, die ihrem Vaterlande etwa die lohnende Aufgabe zugewiesen glauben, durch die Gräuel des dreißigjährigen Krieges, durch die Gefahr völligen nationalen Unterganges für Europa als Zuschauer den Segen der Religionsfreiheit ad oculos zu demonstriren — oder, um bei der Gegenwart zu bleiben, es müßte die polnischen Juden nicht zurückweisen, sondern geistlich aufnehmen, sie körperlich, geistig und sittlich reinigen, bilden und heben, damit sie nach einigen Jahrzehnten oder Generationen nach Frankreich, England und Amerika weiter ziehen können. Die Juden auf diese Weise zu europäisiren und zu cultiviren, sei sein weltgeschichtlicher Beruf in der Judensache. Die Frage, ob denn das deutsche Volk nicht zunächst an sich denken dürfe statt an die Geschäfte der Cultur, tritt hier ganz in den Hintergrund. Andere finden wieder den Trost für die beständige Kraftverminderung, welche die Auswanderung nach der Union dem deutschen Volksthume im Verhältnisse zum Anwachsen des englischen und russischen bringt, in der Betrachtung des Yankeethumes durch deutsches Gemüth, deutsches Geistesleben, als Keim einer höheren Cultur der Zukunft.

Wir haben uns im Vorhergehenden bemüht, unter Beschränkung der Beobachtung auf die Gegenwart, das Nationalgefühl und das Nationalitätsprincip auseinanderzuhalten, den Begriff der Nation oder des Volkes empirisch mit den Merkmalen auszufüllen, das Nationalgefühl als Thatsache, als Gegenstand der Beobachtung des Völkerlebens festzustellen und als ein Gemeingefühl zu bezeichnen, endlich zu betrachten, wie seine Stärke nicht nur durch individuelle Empfänglichkeit, sondern auch durch andere Gemeingefühle bedingt ist.

Wenn nun trotz all' dieser Einschränkungen richtig ist, daß das Nationalgefühl als Gemeingefühl, als Gefühl der Gleichartigkeit mit vielen anderen nur die innere Seite des äußeren Daseins von Nationen und Völkern ist, wenn es gerade durch seine Wirklichkeit erst das feste Band aller gemeinsamen Eigenthümlichkeiten ist, so werden wir auch von vornherein annehmen müssen, daß es auch nicht nur der Gegenwart und dem 19. Jahrhundert angehören kann, daß es sich allenthalben in der Geschichte an die Existenz selbständiger Nationen, die ihre Eigenart festzuhalten strebten, angeknüpft haben wird. Nur dürfen wir nicht erwarten, daß der Name der gleiche gewesen sein müsse, da es sich auch unter dem Namen der Vaterlandsliebe, der Staatsverehrung aussprechen kann. Auch können uns die historischen Nachweise fehlen und verloren gegangen sein. Wer möchte leugnen, daß sich in der Geschichte der Juden des frühen Alterthumes ein starkes Nationalgefühl gerade in ihrer nationalen Geschichtschreibung bemerklich macht, etwa bei der Auffassung ihres Aufenthaltes in Aegypten — ganz abweichend von der griechischen und römischen Nachrichten — wie sie sich streng in ihrer Eigenart von den Landesbewohnern getrennt halten und dann dann Land verlassend in geschlossener Organisation sich neue Wohnsitze erkämpfen, wie mehr und mehr der Gegensatz gegen die so nahe verwandten semitischen Stämme sich verschärft, wie sie in der Jehovah-Religion das eigentliche Kennzeichen ihrer Nationalität, den Stolz der Abstammung von Abraham als Grund rücksichtsloser nationaler Opposition gegen alle ausländischen Culte lebendig erhalten, wobei nicht die Könige und die Vornehmen, sondern die Propheten als nationale Fahnenträger vorangehen. Oder wieder die Aegypter, bei denen das Nationalgefühl starke Anlehnung an die Heimath und Landesliebe nimmt, die alle außen wohnenden Völker für unrein erklären, ist dies nicht schroffer Nationalstolz, der auch auf den Abbildungen aus ihrem Leben alle anderen Völker mit starken körperlichen Unterschieden kenntlich macht?

Oder die Hellenen, die alle anders sprechenden Völker als barbarische zusammenfassten, ohne doch jemals eine staatliche Gesammtorganisation auch nur zu vermissen, die der unbedingten Ueberlegenheit ihrer geistigen Gesammtbahe bis zur Selbstüberschätzung sich erfreuten. Bedarf es für ihren Nationalstolz noch einzelner Belege, so sei es etwa, wie Philippus von Macedonien so viel darauf gab, als Hellene zu gelten mit seiner Abstammung von Herakles, mit seiner Aufnahme in die Delphische Tempelgenossenschaft, mit seiner feierlichen Betrauung mit der nationalen Rache gegen die Perser. Welcher Schwung der Fiktion!

Aber die bloß leibliche Abstammung trat in der Auffassung der Hellenen nicht minder gegen die Gemeinsamkeit der Sprache und der Sitten zurück wie bei den modernen Völkern. Herodot behauptet, daß die Attiker ursprünglich barbarische Sprache gehabt hätten. Den Helden und Königsgeschlechtern der Vorzeit schrieb man unbefangen fremden Ursprung, Einwanderung aus barbarischen Ländern zu, deren Schicksale in der Darstellung großer Dichter doch als nationale Erinnerungen hinrissen.

Wenn bei den Römern der frühen Jahrhunderte der schroffste Nationalstolz der Abstammung in dem Unterschiede der Patrizier von den Plebejern sich ausspricht, die sich allein als Vaterkinder, als echte Römer bezeichneten, die Reinheit ihres Stammes durch das Eheverbot mit den Plebejern aufrecht erhielten, Jahrhunderte lang, nachdem der Unterschied der Sprache, wenn er überhaupt bestand, verschwunden war, so erscheint hier das Recht noch mehr als der Inhalt des Nationalgefühles denn die Sprache. Erst die spätere Erzählung legt auf die Abstammung gar kein Gewicht mehr, als das Nationalgefühl ganz in das Staatsgefühl des civis Romanus übergegangen war. Dann erscheint das herunterfetzende Wort der Barbaren für alle, die außerhalb der römischen Sprachgemeinschaft standen.

Für das Gefühl nationaler Eigenart bei den Germanen

Digitized by Google

mag man wohl ein Wort des Tacitus anführen, der die überrheinischen Germanen die früher römerfreundlichen, dann ausständischen Ubier oder Agrippinenser beglückwünschen läßt, daß sie in corpus nomenque Germaniae zurückgekehrt. Und wieder später — noch im karolingischen Gesammtreiche — die Nachricht eines Heiligenlebens von einem deutschen Adeligen, daß er alle Menschen römischer Herkunft und Sprache mit heidnischem oder barbarischem (gentilicius) Hasse verwünschte. Nicht die Authenticität der Thatsache, sondern die Möglichkeit des Niederschreibens ist das Beweisende für die Existenz von Nationalgefühl. Oder drückt sich nicht in Hutten's und Luther's grimmigen Ausfällen gegen den Papst und seine wälschen Höflinge, in der Karl V. auferlegten Wahlcapitulation, fein spanisches Kriegsvolk nach Deutschland zu führen, in Reichsgeschäften die deutsche Sprache zu gebrauchen — ein kräftiges Nationalgefühl mit bestimmter Wendung gegen alles Fremde ebenso aus, wie in Dürer's Bildern und Zeichnungen, in Hans Sachs' Schwänken und Traumgesichten deutsches Gemüth, deutsche Auffassung nach Vorzug und Nachtheil abgespiegelt sind?

Oder etwa die czechische Form des Nationalgefühles, der blutdürstige Haß gegen alles deutsche Wesen, sind sie erst nach Metternich aufgetaucht? Eine Consequenz des Individualismus? Wie gründlich haben sie in den Hussitenstürmen alles vernichtet oder vertrieben, was dem czechischen Staate seine nationale Reinheit verkümmerte. Noch kurz vor dem Ausbruch des dreißigjährigen Krieges beschloß der böhmische Landtag, daß keiner in Böhmen wohnen dürfe, der nicht czechisch spreche. Ganz wie jetzt!

Doch wohl Beispiele genug, daß das gesteigerte Nationalgefühl nicht erst im 19. Jahrhundert entstanden, daß es überall da gesucht werden darf, wo von einer Nation in der Geschichte die Rede ist. Aber darin liegt auch der Grund, weshalb das Nationalgefühl eben nicht eine nach Ort und Zeit sich gleichbleibende Erscheinung ist, weil die Nationen selbst nicht von Anfang an da sind, sondern eine Entwickelung zeigen, in deren Verlaufe erst das Nationalgefühl als Symptom ihrer Reife und Abgeschlossenheit auftritt. So sind die germanischen und romanischen und slavischen Nationen, die heute Europa erfüllen, nach Keimen und Wurzeln und Ausreifung Gegenstand unserer wissenschaftlichen Geschichtsbetrachtung, in mehr oder weniger erleichterter Erkennbarkeit. Bevor die Franzosen als selbständige Nation in den Grenzen des alten Galliens erscheinen, nach dem Auseinanderfalle des Karolingischen Reiches, unter einer sich festigenden Dynastie von merkwürdiger Lebenskraft; mit einer lange vorher sich ankündigenden großen Hauptstadt — kann auch von einem französischen Nationalgefühle keine Rede sein. Auch von einem deutschen Nationalgefühle in einer gefaßter Bedeutung als oben wird man erst dann reden wollen, als den einzelnen Stämmen der Trieb und die Möglichkeit schwand, ihre Eigenthümlichkeiten ausbildend nach völliger Selbständigkeit zu trachten. Und als das französische und das deutsche Volk schon ausgeprägten war, und in Sprache und Sitte und Staat ihre Eigenart sich gegenüberstand, da gab es doch noch keine Engländer, sondern nur einen hochfahrenden wettlichen und geistlichen Adel normannischer Herkunft und französischer Zunge über einer gedrückten, mißachteten, hart arbeitenden Masse von Bauern und kleinen Leuten sächsischer Sprache, deren frühere Selbständigkeit für immer unter dem Joche der Fremdherrschaft erstickt, mehr eine beschämende Erinnerung verlorener Tugend und verkommener Kraft, als ein erhebender Trost künftiger Wiedererhebung zu sein schien. Und doch — sonderbare Verknüpfung der Dinge — gerade die große Machtausdehnung der herrschenden normannisch-französischen Könige auf beiden Seiten des Kanales führte zu langen Kriegen zwischen den beiden Königen französischer Zunge, die Feindschaft machte den Unterschied der Bevölkerungen schließlich wichtiger als die Aehnlichkeit der Herrscher und des Adels, der Normanne ward zum Sachsen. Man sage doch ja nicht, daß das Englische eine Mischsprache von Sächsisch und Französisch sei, weil es noch mehr Fremdwörter aufgenommen hat als das Deutsche. Der gemeine Mann des Landes spricht heute noch nur sächsisch und bedarf nicht mehr französischer und lateinischer Worte als der deutsche Bauer oder Matrose.

Und damals gab es auch noch keine Spanier, kein spanisches Nationalgefühl, nur Castilianer, Aragonier, Catalonier, Galicier und Basken, einen christlichen Adel, der auf seinen gothischen Stammbaum stolz war, aber in den Wörtern sprach, welche die Iberer und Kelten von den Römern gehört und gemerkt hatten, wegen deren sie sich schließlich selbst als Römer vorgekommen waren — und im sonnigen Süden Araber und Juden und ältere Einwohner, die zwischen romanischer und arabischer Sprache und Zugehörigkeit hin und her schwankten. Und noch viel weniger gab es Russen, ein kriegerischer Adel normannischer Abkunft herrschte über ein Gemisch zahlloser Völkchen slavischer, finnischer, mongolischer Abkunft und Sprache, man behauptet, nur der zehnte Theil sei slavischer Abkunft gewesen; ein Reisender, mit unserer Geschichte und Völkerkunde ausgerüstet, hätte kaum gewußt, daß hier einst ein mongolisch-asiatisches Volk entstehen würde, nicht aber ein slavisches und christliches Staatswesen. Auf der iberischen Halbinsel erwies sich schließlich der christliche Fanatismus der rauhen Hochebene stärker als der muhammedanische des üppigen Südens, durch wiederholte Ausstoßungen gelangte das romanische Element, dessen Sprache in der lateinischen Sprache der Geistlichkeit Anlehnung fand, zu ausgeprägten nationalen Zügen, der Kampf gegen die Ungläubigen war die nationale Aufgabe, der Einfluß der zwischen Rauhheit und Hitze wechselnden Hochebene gab den dem herrschenden Stamme der Castilier den ein gültigen Stempel; stolz und tapfer, fanatisch und abenteuerlich, mäßig und kleinlicher Arbeit feind blieb der Spanier. Auf der weiten osteuropäischen Ebene überwog die staatsbildende Kraft normannischer Waräger, und die zähe, weiche, wuchernde Art der slavischen Stämme überspann langsam die ungeheuere Weite mit slavischen Sprachwurzeln, wie die Gartenerdbeere über die Beete anderer Pflanzen hinweg ihre fitzigen Ranken auslendet und alles Andere erstickt.

So verschieden auch Nationen entstehen können, so wird doch das Ergebniß immer wieder die Möglichkeit einer Verständigung durch eine gemeinsame Sprache sein und das Nationalgefühl wird sich durchgehends zunächst an diese knüpfen, gleichviel ob sich die Volkseinheit aus nahestehenden Stämmen zusammensetzt oder durch Verschwinden völliger Sprachfremdheit erzeugt. In diesem Falle ist staatliche Gemeinschaft die Voraussetzung. Die Sprache der Mehrheit wird an sich einen Vorprung haben, so verschwanden die Bulgaren in ihren slavischen Unterthanen, die Normannen in den Engländern, die Gothen und Langobarden und Franken unter den Romanen. Aber auch die Sprache der Minderheit kann den Sieg davontragen, wenn sie herrscht, wenn ihre Sprache zugleich die ausschließliche Sprache höherer Lebens- und Gestimungsformen ist, wenn die staatlichen Einrichtungen lange genug in dieser Richtung wirksam sein können. Dies ist der Fall bei der Romanisirung Westeuropas; es hätte bei zielbewußter systematischer Politik im alten Oesterreich zu Gunsten der deutschen Sprache und auch zu Gunsten der Reichseinheit und der Urenkel sich vollziehen können; und wenn wir neueren Hypothesen Raum geben, hätte sich die Ausdehnung der arischen Stämme über weite Länder und Bevölkerungen schon in grauer Vorzeit so vollzogen, wenn wirklich die Völker des indogermanischen Sprachstammes nur die Nachkommen einstiger Unterthanen arischer vorbrecher Kriegerstämme sind, wie etwa die Hindu.

Doch Nationen entstehen nicht nur mit und ihrer Reife das Nationalgefühl — sondern sie können auch ein Ende haben und damit oder vorher auch das Nationalgefühl. Aber dasselbe hat auch seine selbständigen Schicksale und Gefahren; wie das einzelne Lebensgefühl in Ohnmacht verrinnen und einschlummern kann, ohne daß das Leben erlischt, so kann auch das Nationalgefühl, das in jedem Träger immer wieder von Neuem entstehen muß, durch Nachahmung, Uebertragung und dergleichen, um da zu sein, in ganzen Zeiträumen einschlummern und dann wieder erwachen und entfacht werden. Dann greifen die Verkündiger in die Vergangenheit; es kann eine

Digitized by Google

rein gelehrte Anknüpfung erhalten bis in ferne Vorzeit, zu der der Rückweg mühsam aufzusuchen ist. Der beste Beleg für diese Erscheinung sind neben der deutschen Gegenwart die Neugriechen, die am liebsten zu Sophokles und Thukydides zurück möchten, trotz der schweren Bedenken fremder Gelehrten, die ihnen das Recht zu solcher Renaissance bestreiten, solange ihr Stammbaum bedenklichen Verdacht auf slavisches und albanesisches Blut erregen muß.

Aber der Einfluß dieser Lieblingsmeinung auf Literatursprache und Schulwesen der Neugriechen ist ebenso unverkennbar, als der Einfluß des Panslavismus, der ursprünglich auch nur eine auf gelehrtem Wege hergestellte Theorie war. Seine Stärke wird sich an den Schranken der Wirklichkeit, der Verschiedungskraft und Beharrlichkeit der bestehenden staatlichen Gebilde zu bewähren und zu messen haben. Ihn zu bekämpfen ist Sache des Staatsmannes, vor Allem dort, wo er die Gemüther erregt gegen das Bisherige, als der Wunsch nach einer anderen Zukunft gegenüber Nachwirkungen der Vergangenheit.

Das Nationalgefühl kann, so haben wir behauptet, auch völlig erlöschen; denn die nationale Gemeinschaft, von der es getragen wird, selbst kann physisch zerstört werden. Unser Gefühl sträubt sich gegen solche Gewaltthat, aber die Geschichte kennt aus den Zeiten schonungsloser Ausnutzung des Rechtes des Stärkeren Beispiele genug. Die Waffenträgenden niedergemacht oder als Gefangene zur Augenweide der Sieger dem grausamen Tode preisgegeben, die männliche Jugend aus dem Lande geführt und in fernen Gegenden im Kriegsdienste als Material, als Kanonenfutter würde man jetzt sagen, aufgerieben, Weiber und Kinder als Sklaven zerstreut, in das verödete Land Besatzungen und Militärcolonien gelegt — das ist so häufig die Vorgeschichte der Romanisirung, die von kleinen Anfängen ausgehend so gewaltige Wirkungen auf die Völkervertheilung hervorgebracht hat, daß sie Jahrtausende überdauern. Unsere Geschichtschreibung hat dafür den Trost bei der Hand, daß es ja der Sache der Cultur gedient habe, daß auch nur secundäre Nationalitäten von diesem Schicksal betroffen wurden. Ob die Römer von der Praxis der Assyrer nähere Kenntniß gehabt, ob sie die eigene erbarmungslose Staatsklugheit darauf gebracht hat, soll nicht entschieden werden.

Die römische Politik fand auch noch andere, weniger abschlachtende als schleichende Mittel zur Entwurzelung des Nationalgefühles, zur Auflösung der Völker, die das Schwert ihrem Joche gebeugt hatte. Divide et impera war ihr Wahlspruch. War ein Volk zu zahlreich, um aufgerieben und zerstreut zu werden, so diente der Schrecken der Vernichtung, etwa Verstümmelung der Gefangenen, nach altassyrischer Methode Abhauung der Hände, zur Einschüchterung; schien ausgekommene Abstrafungen des Rechtes und der Freiheit stachelte die Selbstsucht der Einzelnen, rief den Gegensatz der Stände und Gruppen wach, zeigte den Preis des Abfalles von den Volksgenossen in Gestalt von Ehren, Titeln und Belohnungen und wußte so bald eine Partei herzustellen, die ihr Vortheil auf Seite der Fremdherrschaft festhielt; dazu bot Roms Herrschaft die Güter einer verfeinerten Cultur und neue Lebensgenüsse für alle Begüterten. So zerlegten die egoistischen Antriebe des Handelns das Gemeingefühl; die Vorrechte der römischen Colonien, die ohne Unterschied der Abstammung durch Wohlverhalten, durch Dienste, durch Gunst der Mächtigen und bald der Kaiser, erlangt werden konnten nach geschehener Abstreifung des Volksthümlichen in Sprache, Sitte und Cultus, wirkten im Großen wie eine wohlabgestufte Laufbahn auf einen jetzigen Beamten im Kleinen. In einigen Geschlechtern war die Möglichkeit eines nationalen Wiederaufschwunges aller der Völker abgeschnitten, die nach einander der römischen Macht erlagen, der Etrusker, der oberitalischen Kelten und Ligurier, der Gallier, Aquitanier und Iberer und wie sie alle heißen. Freilich um den Preis ungeheurer sittlicher Auflösung, da jedes erhebende Gefühl in den Schmutz getreten war, nur noch die gemeinen Triebe des Handelns freien Lauf hatten. Mag, wer will und kann, in der Geltung einer Sprache von der Mündung der Donau bis zu den Säulen des Herkules, in dem Frieden und der Waffenentwöhnung, in dem raffinirten Genusse von Bädern und Circusspielen, in Theateraufführungen und Bildungsprunk, in der Geltung eines Rechtes, eines Cultus, in der materiellen Blüthe des weiten Länderkreises und in der Sicherheit des Handelsverkehres eine höhere Stufe der Weltentwickelung, einen Gewinn der Menschheit an Cultur und Gesittung erblicken, neben dem der Untergang aller Freiheitsliebe, alles Gemeinsinnes, alles Nationalgefühles der secundären Nationalitäten, der Barbarenvölker nur als ein vorübergehend gefühlter Verlust gelten durfte. Ein römisches Nationalgefühl haben sie doch nicht erlangt, selbst nicht durch die Ausdehnung des Bürgerrechtes auf alle Provinzialen. Wer einen Zweck des Lebens und auch des geschichtlichen Völkerlebens sucht und ihn nicht in der Selbstabspielung einer Welthymnonie findet, deren verständnißvolles Publikum höchstens der späte Stubengelehrte sein könnte, ob er nun diesen Zweck in die höchste Entfaltung der Individualität oder die in Glückseligkeit, wie man sonst meinte, verlegen will, mit dem wohl inne werden, daß in diesen Jahrhunderte lang sich fortschleppenden Zuständen — sie haben sich ja im Bereiche des oströmischen Kaiserthumes noch viel länger gefristet — ihr Lebenszweck nur von einer verschwindenden Minderheit erreicht wurde. Ein Tacitus hat sehr früh der Ahnung Raum gegeben, daß nicht Alles, was ist, gut und vernünftig sei. Fast Alle, auch die Reichen und Bevorrechteten, suchten und tasteten nach einem Gefühle gehobener Daseinsfreude, nach einer inneren Erhebung des Individuums, viele gaben gern alle Güter und Genüsse des Lebens und der Großstädte dafür hin. Erst das Christenthum und die Kirche gab wieder Tausenden dieses Gemeingefühl.

Noch eine andere Gedankenreihe ist zu betrachten. Nicht nur von Außen her kann das Nationalgefühl zerstört werden, und dies kann so dem Untergange der Völker die Bahn bereiten, sondern es kann ihm auch sein Inhalt, seine Anknüpfung, die Gemeingüter eines Volkes durch das Wechsel der menschlichen Dinge entzogen werden; sie können werthlos werden und zerbröseln und sich verflüchtigen.

Die staatliche Organisation, oft die Wiege der Nationen und des Nationalgefühles kann zerfallen, die Stände können sich von einander absondern — nicht jeder Stand ist gleich empfänglich für das Nationalgefühl, der Bedürftige und der niederste wieder als der mittlere —, politische und religiöse Parteien können dem Fremden sich näher verbunden fühlen als dem Volksgenossen, die Wirkung des Handelsverkehres kann zum Anschluß an andere Völker führen, maßenhafte Vermischung mit Fremden, mit Eingewanderten und Sclaven kann unmerklich ein Volk umbilden, die Sprache selbst, das kräftigste Band nationaler Einheit, kann durch innere Entwickelung sich in Mundarten spalten, und diese können zu selbständiger Bedeutung gelangen, wozu es vielleicht nur eines Zufalles, des Auftretens eines großen Schriftstellers bedarf. So hat sich Holland und die Schweiz von Deutschland getrennt, so drängt Irland trotz der erzwungenen unwiderruflichen Einheit der Sprache auf Trennung von England, es würde bald der Feind aller Feinde desselben sein. So haben sich die romanischen Völker immer mehr von einander getrennt, so gut wie der Engländer immer weiter vom festländischen Sachsen und Deutschen abgerückt ist, wie der Norweger sich vom Dänischen loslagt; nicht anders die Slaven, denen selbst der Panslavismus die verlorene Einheit der Sprache nicht anders als durch Vergicht des einen Volkes zu Gunsten der Sprache des anderen wieder schaffen könnte.

Aber dieß Alles ist Leben, Regen der Kräfte, die sich zu neuen Verbindungen fügen, wenn die alten dem Bedürfniß nicht mehr genügen. Und sobald die neuen Einheit und Halt gewonnen haben, werden sie auch ein neues Gemeingefühl erzeugen. Man blicke auf die Union, auf die Canadier, auf die Australier oder auf Südafrika, wo sich schon der Afrikander im Unterschiede von dem Engländer fühlt. So wenig ist das Nationalgefühl und seine zunehmende Verschärfung eine vorübergehende Erscheinung, oder gar eine Selbsttäuschung, es ist allenthalben und zu allen Zeiten der Begleiter des Völkerlebens, der Ausdruck, daß die Vereinigung sein Sandhaufen ist, den der Wind zusammen und auseinander weht, sondern daß sie gefühlt und gewollt wird, es ist die Willensbejahung ihres Daseins.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Ouida.

Eine Studie von Ferd. Groß.

Der moderne englische Roman — abgesehen von den Schriften einiger markanter Schriftsteller wie George Elliot — erinnert in gewisser Beziehung an die moderne italienische Malerei: nach mustergültigen Vorbildern eine traurige Leere, aber trotz der letzteren eine vehemente, auf den Augenblick berechnete Wirkung, die pikante Erfüllung eines Tagesbedürfnisses; ein großer Wurf, aber eine erstaunliche Handwerksgeschicklichkeit; feine neuen Weisen, aber zahllose Variationen der alten. Die Engländer gehören zu den Viellesern; ihr Büchermarkt muß jährlich mit so und so viel Neuigkeiten beschickt werden, und die literarische Firma, welche sich mit Regelmäßigkeit und Eifer an der Lieferung betheiligt und dabei kaufmännisch reell vorgeht, darf auf einen anständigen Gewinn und die Anerkennung der Kunden mit Sicherheit rechnen. Franz Dingelstedt hänselte einmal den zeitgenössischen englischen Roman mit der Bemerkung, er sehe aus, als sei er zur einen Hälfte in einem Zuchthause gesponnen, zur anderen von Frauenhand gestrickt worden — ein Spott, mit welchem er die Linie von der gruseligen Criminalgeschichte bis zur unaussprechlich schwärmerischen Liebeshistorie beschrieb, ohne sich auf eine specielle Erwähnung der nicht mit Geist, aber mit Geistern bevölkerten Mitternachtsromane einzulassen. Stimmen wir Dingelstedt bei und erinnern wir uns der Mehrzahl der Erzeugnisse zeitgenössischen britischer Erzählungskunst, so werden wir kaum einen Anlaß zu kritischem Verweilen finden, wenn wir von namhaften äußeren Erfolgen mitlebender englischer Erzähler vernehmen. Die Gerechtigkeit mag uns die Frage nahelegen, ob in einzelnen Fällen eine ungewöhnliche Popularität nicht doch das Ergebniß einer ungewöhnlichen Begabung sei. Diese Erwägung führt uns dazu, einige Worte über die englische Erzählerin Ouida vorzubringen, deren Producte im Originale sich einer geradezu massenhaften Verbreitung erfreuen und überdies in die Sprachen der meisten Culturvölker übersetzt sind. Fremdartig klingt der Name „Ouida“, er führt den Leser über die Nationalität seines Trägers oder seiner Trägerin — denn „Ouida“ kann ebenso ein Mann wie eine Frau sein — leicht irre. Stellen wir darum fest, daß hinter dem seltsamen Pseudonym sich Miß Louise de la Ramée verbirgt, die in England zur Welt gekommene Tochter eines Franzosen und einer Engländerin, daß Miß de la Ramée — — geboren 1840 in Bay Saint Edmunds — sich in Florenz angesiedelt hat, und daß sie sich „Ouida“ nennt, weil sie als Kind das Wort „Louise“ mit unbeholfener Zunge also verballhornte. Nachdem wir hiervon Kenntniß genommen, achten wir das Pseudonym der vielgelesenen Schriftstellerin, und halten wir uns fortan nicht an Louise de la Ramée, sondern an Ouida. Unter dieser Flagge segelt ein reichbeladenes Schiff — ein Schiff, das oft hinaussteuert auf's hohe Weltmeer, oft aber nur den Dienst zwischen Calais und Dover versieht, indem es französische und englische Eigenart einander nähert. Das französische Blut in den Adern der Ouida äußert sich durch einen Anklang an Eugene Sue, Alexander Dumas (Vater) und George Sand, das englische in der genauen Beobachtung der obersten Zehntausend, deren Fehler mit scharfem Griffel nachgezeichnet werden, während ihr sozialer Glanz andererseits eine enthusiastische Darstellung erfährt. Die reiche Productivität unserer authoress hat sich schon in einer respectablen Zahl von Romanen geäußert: „Fürstin Napraxine“, „Othmar“, „Freundschaft“, „Motten“, „Wanda“, „In den Maremmen“, „Pipistrello“, „Ein Paar Holzpantoffelchen“, „Strathmore“, „Forest-King“, „Chandos“, „Folle farine“, „Signe“, „Ariadne“ — eine Aufzählung, welche nur eine beiläufige ist und auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben kann. Ziehen wir aus ihren Werken, so weit wir sie kennen, ein Facit, so müssen wir sagen, daß hier ein starkes Talent sich offenbart, und zwar eines, in welchem schroff an einander prallende Gegensätze nach Ausdruck ringen: ein sicherer Blick für Schwächen und Laster der privilegirten Klassen, eine unzweideutige Lust, die vornehme Lebewelt in ihrer ganzen Hohlheit und Nichtigkeit aufzudecken — in demselben Athem eine ganz außerhalb der Wirklichkeit emporgewachsene Romantik, eine Freude an dem Erfinden hyperidealistischer Gestalten, die aus derselben Sphäre stammen, in welcher die von der Ouida gegeißelte flüchtige und haltlose, zu geradezu widersittliche Weltanschauung gedeiht wie eine Pflanze in ihrem natürlichen Boden. Ouida reicht uns Gift und Gegengift; sie macht uns bedenklich gegen ihre titanisch-ritterlichen Männer, indem sie als deren Standesgenossen abscheuliche Gesellen ohne Geist, Herz und Gemüth auftreten läßt; sie weist den letzteren einen Platz weit, weit hinter den edlen, klugen, großmüthigen und tapferen grand-seigneurs an, von denen ihre Bücher wimmeln; wer, nach ihrer Ansicht, die Regel und wer die Ausnahme repräsentire, darüber sagt sie nicht das letzte Wort, und so bleibt ihr Gesammtwerk ein Räthsel, das sich zur Geschlossenheit erneuert, so oft wir glauben es endlich gelöst zu haben. Ouida ist die Virtuosin des Superlatives. Sie kennt kein Mittelding. Ihre reichen Leute sind so reich, daß sie ihren Besitz nicht ermessen können; ihre muthigen so muthig, daß sie es als Einzelne mit einer ganzen Heerschaar aufnehmen; ihre Frauen sind so schön, daß die Natur in ihnen das Uebernatürliche leistet; ihre Helden spielen Clavier wie Franz Liszt, malen wie Raphael, schreiben wie Goethe, singen wie die Patti, und wenn sie schlecht sind, so sind sie es wie der Teufel selber — das Außerordentliche tangt bei Ouida eben, um als Alltägliches angeführt zu werden. Wenn sie eine Schauspielerin wäre, so würde man sagen: sie overirrt. Das Gute und das Böse sind bei ihr zur höchsten Potenz erhoben; mit Durchschnittsrechnungen gibt sie sich nicht ab. Daß dem weiblichen Publikum eine solche Schriftstellerin behagen muß, braucht nicht betont zu werden. Der unparteiische Betrachter wird die Gesahr nicht leugnen, welche für die Leserinnen darin liegt, ihre Phantasie mit diesen Milliardären à la Monte Christo, mit diesen Abenteurern, welche in die „Geheimnisse von Paris“ hineinpassen würden, mit diesen unverstandenen Frauen und vom Weibe wie Sklaven beherrschten Männern zu erfüllen, aber Ouida schafft eine Remedur, indem sie den Beltdamen die elegante Maske vom Angesichte reißt und den Duft blosslegt, wo die verlockende Frucht als faul und wurmstichig zu erkennen ist.

Die allgemeine Charakterisirung einer schriftstellerischen Individualität darf sich nicht so weit verirren, jede einzelne ihrer Kundgebungen zu prüfen. Aber es muß erlaubt sein, aus letzteren herauszugreifen, was die hervorstechendsten Züge der Figur wiederspiegelt. Zu dieser Darlegung dünkt kein Roman der Ouida uns geeigneter, als: „Motten“. Der Titel schreit nach einer Erklärung, gerade so wie der Schriftstellername der Verfasserin. Zu Vera Herbert, der Hauptperson des Buches, sagt Correze, der berühmte Sänger: „Wir leben in einer Welt der Motten. Eine Hälfte der letzteren verbrennt sich ihr fieberhafter Schwäche, die andere benagt und verdirbt Alles, womit sie in Berührung kommt. Mögen Sie nie zu einer dieser Gattungen gehören!“ Die Warnung hat zum Schauplatze das französische Seebad Trouville, wie Ouida ihre Romane überhaupt gerne nach Frankreich verlegt, an die Küste, zur Winterszeit nach Cannes, Nizza, überall dorthin, wo die englische Aristokratie sich auf der Suche nach Sonne und fashion zusammenfindet. Vera ist eine Tochter erster Ehe der Lady Dorothea Vanderdecken, einer Priesterin der höchsten Eleganz, einer Modelowin, deren innerstes Wesen man ahnt, wenn man die Schilderung ihres zweiten Gatten liest: „Er war derb, häßlich, ernsthaft, aber füllte sehr gut seinen Platz aus, der übrigens kein lästiger war, beiläufig wie jener des in der Halle postirten japanischen Götzen mit gekreuzten Beinen. Was er dachte, war Niemandem bekannt; über seine Ansichten war er so verschwiegen, wie das japanische Götzenbild. In der neuen Ordnung welklässiger Ehe ist ein nimmer zu brechendes Stillschweigen die einzige Aufgabe des Gatten.“... Lady

Digitized by Google

Dorothea, von ihren Freunden kurzweg „Lady Dolly“ genannt, führt in Trouville eine lustige Existenz, während ihr Lebensgefährte sich meist auf Reisen befindet. Sie geht ganz und gar in den saisongemäßen Vergnügungen auf, ihr Gedankenkreis reicht nicht über die kleinen Triumphe ihrer Koketterie hinaus, und wenn sie am Spieltische einen Gewinnst macht, hat sie Alles erreicht, was sie will. Da kommt ihr als unbequeme Ueberraschung ihre sechzehnjährige Tochter, die bisher bei der Großmutter in England erzogen wurde. Vera, in Begleitung einer gestrengen Gouvernante anlangend, ist der verkörperte Contrast zu ihrer Mutter. Die Beiden verstehen einander von Anfang an nicht. Die Tochter schämt sich des Auftretens und der Toiletten der Mutter; sie findet die Badekleidung von „Lady Dolly“ anstößig — die Mutter hinwieder ist entrüstet, weil Vera zum Baden ein Kostüm benutzen will, das mehr verhüllt, als es errathen läßt . . . Der Contrast zwischen zwei solchen Naturen ist nichts Neues, aber Ouida versteht es, ihn zu verschärfen, indem sie ihn zwischen Mutter und Tochter auftprinzen läßt. In einem Verhältnisse, das zum innigsten Aneinanderschmiegen gemacht ist, klafft ein tiefer Abgrund, und deshalb wirkt die Gegenüberstellung von inniger Weiblichkeit und genußsüchtiger Lebenskünstelei in diesem Falle wie etwas noch selten Geschildertes.

Vera hatte bei einem Morgenspaziergange sich zu weit auf den Strand hinausgewagt, die Wellen spülten ihre Schuhe und Strümpfe, die sie abgelegt hatte, weg, und Correze, der zufällig des Weges kam, befreite sie aus der unangenehmen Situation und brächte sie heim. Auf dem Wege zur Villa der „Lady Dolly“, zu deren Bekannten er zählt, gibt er dem jungen Dinge die Lehre in Form einer Warnung vor der Nottennatur. Wir täuschen uns keinen Augenblick darüber, daß Vera und Correze durch die Romanversehung für einander bestimmt sind; wir kennen Ouida schon gut genug, um zu errathen, daß das Paar noch viele wirr verschlungene Wege wird beschreiten müssen, ehe es zu dem ihm winkenden Ziele gelangen wird. . . . Vera wird zuerst von ihrer Mutter moralisch gezwungen, den russischen Fürsten Zurow zu heirathen (warscheinlich und reiche Russen kommen fast in jedem Romane der Ouida vor), als Mittel zum Zwange benutzt sie eine Lüge, sie erzählt von einer Gelbschuld an Zurow, der nur als ihr Schwiegersohn Nachsicht üben werde, kurzum sie sagt Alles, nur nicht, daß sie zu Zurow in einem unerlaubten Verhältnisse gestanden, und daß die blasirte Lebemann von ihr als letztes Opfer die Auslieferung der sechzehnjährigen Mädchenknospe gebieterisch verlangt. Vera wird Fürstin Zurow; im Herzen trägt sie das Bild des genialen Künstlers; Correze kann sie nicht vergessen, er begreift nicht, daß sie die Hand Zurow's angenommen. Ouida stigmatisirt eine Ehe wie die zwischen Vera und dem Fürsten geschlossene mit harten Worten; wenn sie Vera erkennen läßt, sie sei nicht besser als Eine, die sich dem reichen Manne einfach verkauft, wenn sie die Schande einer solchen Heirath analysirt, dann fühlen wir das Wehen eines geradezu männlichen Geistes und es thut uns deshalb doppelt leid, die Erzählerin gleich darauf in den Irrgängen wunderlichster Romantik einhertaumeln zu sehen. Correze flieht vor Vera, dann kommt er ihr doch in den Weg wie der Deus ex machina, rettet ihr mehrmals das Leben, und er, sonst ein Meister aller Liebeskünste, findet nie den Muth, das entscheidende Wort zu sprechen. Ouida retardirt die von ihr erfundenen Handlungen endlos, sie führt uns, wenn wir am Schlusse angelangt zu sein glauben, einen neuen Zickzackpfad, auf den wir nicht gefaßt waren. Aus der Sucht des Verzögerns entspringt die schlimme Eigenheit, ein und dasselbe Ding etliche Dutzend Male zu sagen. In „Fürstin Naprazine“ und „Othmar“ werden manche Aeußerungen so oft wiederholt, daß eine unsägliche Ermüdung uns überkommt und wir Mitte der Bahn die Lust verlieren, der Erzählerin zu folgen. In „Motten“ legt sie sich einige Zurückhaltung auf. Da erreicht sie sogar unleugbare Abwechselung in der Monotonie, nämlich in dem Bestreben, das Weben der Weltdame von allen Seiten, in den verschiedensten Beleuchtungen zu demonstriren. Mit den übrigen Werken der Ouida hat dieses Buch das Renommiren mit großen Geldsummen gemein. Fürst Zurow gibt seiner Frau monatlich 10,000 Francs Stecknadelgeld; wenn sie will, gibt er ihr mehr, viel mehr, aber keinen Funken Liebe. Schreibt Dolly beim Taubenschießen ihre Wetten ein, so benutzt sie hiezu ein Notizbuch, das sie in London für 50 Guineen gekauft hat. Ouida gehört zu den Romanciers, denen für ihre Lieblinge nichts zu theuer ist. Sie gemahnt an Benjamin Disraeli, der in seinen Romanen die Millionen hin- und herstiegen läßt, im Reichthume mit namenlosem Behagen schwelgt und seinen Geschöpfen außer den herrlichsten physischen und psychischen Vorzügen auch immer eine riesige Mitgift in Baarem verleiht. Bringt Ouida einen Armen, so ist er romanhaft arm, so arm, wie noch Niemand vor ihm war. Ihre reichen Leute aber kennen den eigenen Reichthum gar nicht. In „Wanda“ lernen wir den Fürsten Paul Iwanowitsch Jabarow kennen, der auf einer Reise durch Rußland fragt: „Wem gehört dieses Dorf?“, und dem man antwortet: „Dir, Väterchen.“ . . . Und Baron Othmar, der wichtigste Mann in „Fürstin Naprazine“ und in dem nach ihm benannten Buche, erinnert sich eines Tages ganz zufällig im Vorbeifahren, daß er in Südfrankreich eine herrliche Besitzung sein eigen nennt, ein Schloß, daß er seit Jahren nicht betreten hat, in welchem aber Alles bereit sein muß, damit ihm und seinen etwaigen Gästen an einem beliebigen Tage, zu beliebiger Stunde ein Diner oder ein Thee servirt werden könne.

(Schluß folgt.)

Die wirthschaftliche Bedeutung des guten Geschmackes.

Von Karl Jentsch.

Jene Schwierigkeiten, deren Complex man die sociale Frage nennt, gehen offenbar nicht vom Mangel an Bodenproducten aus; ist doch deren Ueberfluß die beständige Klage unserer Agrarier, so daß die Ueberwölkerungsfrage vor der Hand glücklicher Weise nur locale und regionale, nicht aber allgemeine Bedeutung hat. Im Gegentheil wird die Ueberproduction für die Noth verantwortlich gemacht. Es ist aber schwer einzusehen, wie aus dem Reichthume der Gesammtheit die Noth jedes Einzelnen entspringen könne, man müßte denn die modernen Völker für so ungeschickt halten, wie etwa eine Kinderschaar sein würde, die vor einem reich besetzten Buffet verschmachtete, weil die Unverständigen in ihrer Ungeduld sich zu Tode klemmten, anstatt in Geduld den Zugang zu regeln.

Alles Generalisiren ist vom Uebel; dagegen zeigt sich auch in diesem Wirrsale das Ende eines leitenden Fadens, sobald man das Einzelne prüft. Richtig ist wohl, daß wir bisher auf dem Markte Ueberfluß am Getreide hatten, während Tausende von Menschen Hunger litten. Aber es gibt andere sehr nothwendige Dinge, die keineswegs im Ueberflusse vorhanden sind. Luft und Reinlichkeit, meint der Gedankenlose, seien überall und immer umsonst zu haben. Beide kosten aber, in Großstädten wenigstens, Geld, viel Geld. Um im Schlafe und bei Stubenbeschäftigung gesunde Luft athmen zu können, muß der Großstädter auf Wohnung mindestens seine 300 bis 400 Thaler ausgeben; muß er auch im Winter fleißig lüften, was wiederum mehr Heizung erfordert. Und Reinlichkeit ist im Norden ohne einen gewissen Wäschevorrath, ohne häufige Anwendung von heißem Wasser und Seife nicht möglich. An Häusern, Gärten, Holz, Kohlen, Leibwäsche, guten Heizvorrichtungen leiden wir immer noch Mangel, und es würden noch hunderttausende von Arbeitern eingestellt werden müssen, wenn das Fehlende beschafft werden sollte.

Ueberfluß haben wir an Kleiderstoffen, Modeartikeln, werthlosem Schmucke, Nippsachen, Spielereien. Und gerade diese Waaren sind es vorzugsweise, für deren Herstellung Hungerlöhne gezahlt werden. Man hat z. B. ermittelt, daß in Breslau die Spulerinnen und Maschinenstrickerinnen in der Posamentenfabrikation, die Strohhutnäherinnen, die Packmädchen in den Cigarettenfabriken, die Arbeiterinnen in der Buntpapierfabrikation

Digitized by Google

auch bei übermäßig langen Arbeitsschichten nicht höher als auf 3—5 Mark Wochenlohn kommen. Und dabei ist die Beschäftigung in den meisten Zweigen der Luxusindustrie gesundheitsschädlich; theils weil giftige Stoffe verwendet werden, theils wegen langen Sitzens in Räumen mit schlechter Luft. In manchen Gegenden tritt die Gesundheitsschädlichkeit gewisser Hausindustrien, bei denen die Schulkinder sich schwindsüchtig, blödsinnig, buckelig und blind sitzen und sehen, so deutlich hervor, daß die Behörden sich zum Einschreiten veranlaßt fühlen, wie das neulich bezüglich der Filetnäherei in Friedland (Oberschlesien) und Umgegend geschehen ist.

Dagegen sind jene Gewerbe, welche sich mit der Herstellung nothwendiger und unbedingt werthvoller Güter beschäftigen, wie die Baugewerbe, der Maschinenbau, die Möbeltischlerei, zum Theil auch die Nahrungsmittelgewerbe, nach der Landwirthschaft und Gärtnerei die gesündesten, und zugleich aus Ursachen, die auf der Hand liegen, diejenigen, welche die höchsten Löhne zahlen.

Und gerade darum leiden Viele Mangel am Nothwendigen, weil sie ihr Geld auf Ueberflüssiges ausgeben. Eine falsche Richtung des Geschmackes verschuldet einen nicht geringen Theil des socialen Elends. Unser Geschmack ist einerseits mehr auf den Schein als auf das Sein gerichtet. Darum schneidet die Frau Bureau-Assistentensgattin ihren Kindern die Brotschnittchen so dünn, bringt sie so selten Fleisch auf den Tisch, läßt sie ihre Familie in einem licht- und luftlosen Alkoven schlafen, damit sie sammt Fräulein Töchtern ein wandelndes Modejournal darstellen und ihre Freundinnen in einem stets ausgeräumten, mit tausend geschmacklosen Kleinigkeiten vollgepfropften „Salon" empfangen können, damit auch der Mann auf die standesgemäße Stat- und Vereinsfeierei mit obligatem Kneipenleben nicht zu verzichten brauche. Andererseits verliert unser Geschmack mehr und mehr den Zusammenhang mit der Natur, daher auch alle ästhetischen Grundsätze bezw. den gesunden ästhetischen Instinkt. Schon Roscher hat die Wahrnehmung gemacht, daß die Völker sich bei beginnender Civilisation von der Natur ab, und erst später ihr wieder zuwenden. Sobald der Mensch an sich erfährt, daß er das Aeußere seines Körpers willkürlich zu verändern vermag, macht ihm die Vornahme von Aenderungen, gleich der Ausübung jeder anderen Fähigkeit, Vergnügen, großes Vergnügen. Aber weil ihm die Idee des Schönen, d. h. der mustergültigen Gestalten, noch nicht aufgegangen ist, so benützt er die neu entdeckte Fähigkeit anfänglich nur zur fratzenhaften Entstellung seiner leiblichen Erscheinung. Kleidung, Bauen und Ausstattung der Wohnung nach ästhetischen Grundsätzen ist erst möglich, nachdem der Mensch zur Idee des Schönen durchgedrungen ist. Dieses Vordringen vom Barbarischen zum echt Menschlichen hat sich in der Weltgeschichte dreimal vollzogen: in den Hellenen für die altorientalische Culturwelt, in der Renaissance für's christliche Mittelalter, und in der Schöngeisterei des vorigen Jahrhunderts für's Reformationszeitalter. Aber die letzte der drei Bewegungen ist nicht zum vollen Durchbruche gekommen, und jetzt marschiren wir mit Riesenschritten in's Barbarische zurück. Man zeige die Silhouette gewisser Modenärrinnen einem Eremiten, der von Kindesbeinen an nichts mehr von der Welt gesehen hat, und lasse ihn rathen, was das für ein Thier sei, und es wird einige Zeit dauern, ehe er auf das genius homo sapiens verfällt.

Dieser Geschmacksverkehrung entspriesst ein verwideltes Gestrüpp von Uebeln. Zuvörderst die schon hervorgehobene Einschränkung in der Befriedigung wirklicher Bedürfnisse. Sodann Beförderung der absichenlichen Pumpwirthschaft. Daß nicht allein Schneider und Modistin, sondern auch Schuster, Backer, Fleischer, Gewürzkrämer u. s. w. ihr Contobuch stets voll, aber niemals baar Geld im Beutel haben, daran ist eben vorzugsweise der Luxus schuld. Und — abgesehen von der thörichten Gebahrung — welche Umwälzung, wenn Kinder bei 25° Hitze schwarze Handschuhe tragen, wenn kleine Mädchen in allem Ernst ihre Visitenkarten austauschen! Letzterer Unsinn hat, gleich dem periodischen Photographirenlassen, Alles angesteckt bis zu den Stallmägden und Pferdejungen. Gelänge es jene unreelle Creditwirthschaft zu beseitigen und die Gewohnheit der Baarzahlung allgemein zu machen, so würde durch diese eine Aenderung die Lage unzähliger Gewerbetreibenden so wesentlich verbessert, daß die socialpolitische Gesetzgebungsmaschine die begonnene Arbeit ruhig einstellen dürfte: Meister, Gesellen und die Beschäftigten der Fabrikanten würden Kranken- und Altersversorgung u. dgl. mit Leichtigkeit und Vergnügen aus eigenem Antriebe selbst bestreiten.

Dann der Hang und Drang nach dem Stadtleben, da aller Sinn für die Freuden und Annehmlichkeiten eines einfachen, naturgemäßen und gesunden Daseins geschwunden ist, und überall nur noch dasjenige als Genuß gilt, was die Mode für Genuß ausgibt. Der Quartaner, welcher sich zwingt, eine Bierpfennigcigarre für ein Genußmittel zu halten, obwohl sie ihm wie Asa foetida schmeckt, ist der richtige Typus des Modernschen. Ohne Großstädte ist freilich höhere Cultur nicht möglich. Aber für alle irdischen Dinge, die Tugenden nicht ausgenommen, liegt das Vollkommene nicht in den Extremen, sondern in einem mittleren Zustande, der ungestreift weder nach rechts noch nach links erheblich überschritten werden kann. Werden in einem Lande der Großstädte zu viele, und wächst ihre Einwohnerzahl über ein gewisses Maß hinaus, so ist es nicht mehr der Culturschaden der Nation, den sie vermehren, sondern bloß noch die sociale Gefahr.

Aus der Gruppe verwickelter Erscheinungen, mit der wir es zu thun haben, mag ein einzelner untergeordneter Punkt hervorgehoben werden. Die Eitelkeit unserer nordischen Cultur blickt mit Verachtung auf jene zurückgebliebenen Gegenden herab, wo man im Sommer barfuß geht; ja es soll Orte geben, wo es den Kindern armer Leute verboten wird, barfuß in der Schule zu erscheinen. Nun lernte ich vor Jahren einen ländlichen Pensionsgeber kennen, der seinen Zöglingen, den Söhnen reicher Eltern, im Sommer das Barfußgehen ausdrücklich verordnete, und es gibt wenige Vorschriften, die williger erfüllt würden als diese. Der Mann hatte recht, und zwar aus drei Gründen. Erstens der Reinlichkeit wegen. Wenn der Fuß nicht selten ein ekelhafter Gegenstand ist, so trägt er nicht selbst die Schuld, sondern der Strumpf, welcher den Schweiß auffangt, und der Schuh, welcher die Ausdünstung zurückhält. Zweitens der Gesundheit wegen, indem die Verhinderung der Ausdünstung sammt der Verkrüppelung, welche der Fuß in seinem Futterale erleidet, sehr oft nicht bloß den Fuß, sondern den ganzen Menschen krank macht. Auch die Erkältung der Füße kommt nur von der Befleidung. Endlich der Aesthetik wegen. Ein wohlgebildeter Fuß ist doch wahrhaftig schöner als alle Lackstiefeln der Welt; und wenn erst die Sitte der Fußeinschachtelung, welche, von Jugend auf geübt, stets Verkrüppelung zur Folge hat, allgemein durchgeführt sein wird, dann wird man die Form des Menschenfußes nur noch an Skulpturen der Vorzeit kennen lernen. Eigentlich hätte da auch die Naturwissenschaft ein Wörtlein mitzusprechen, der es nicht gleichgiltig sein kann, wenn ihr ein Hauptgegenstand, der menschliche Körper, durch Verhunzung abhanden kommt. Ich überlasse es dem Leser, die zahlreichen interessanten Perspectiven weiter zu verfolgen, welche sich von diesem unscheinbaren Punkte aus ergeben.

Man sieht, diese Betrachtungen führen zur Lösung der viel ventilirten Frage, ob und in wie weit der Luxus nützlich oder schädlich sei.

Man muß unterscheiden: 1. Solche Dinge, die auf niederen Culturstufen als Luxus erscheinen, auf höheren aber Bedürfniß sind, und zwar Bedürfniß jedes einzelnen Menschen. Gut zubereitete Speisen; Kleider, die den Jahreszeiten angemessen sind; Leibwäsche, die öfters gewechselt und gereinigt wird; gesunde, trockene, lustige, sonnige Wohn- und Schlafzimmer; besondere Räume für die mancherlei Verrichtungen, die sich nicht gut mit einander vertragen; eine hinlängliche Menge reinen Wassers zum Trinken, Kochen, Waschen und Baden; zweckmäßiges und bequemes Hausgeräth; ein Garten oder ein Gärtchen; gute Heiz- und Kochvorrichtungen; hell brennende Lampen; eine Zeitschrift, einige Bücher — das sind die Dinge, die heutzutage jeder Einzelne haben muß, um sich wohl zu befinden, die

Digitized by Google

auch jeder Einzelne haben kann, da ja an Rohproducten wie an Arbeitskräften Ueberfluß herrscht, die aber trotzdem noch Millionen entbehren müssen.

2. Solche Dinge, die zwar ein Culturvolk als Ganzes nicht entbehren kann, die aber nicht jeder Einzelne zu besitzen braucht. Paläste, Bracke, Juwelen, die Mittel wissenschaftlicher Forschung, musikalische Instrumente, Werke der bildenden Künste, Teppichheete, Macyfeede u. s. w., sind theils für den materiellen, theils für den ideellen Wohlstand eines Culturvolkes nothwendig; letzteres besonders, weil das geistige Leben in Vorstellungen besteht, und sowohl die Erzeugung wie die Benutzung bezw. Betrachtung jener Dinge eine Fülle von Vorstellungen hervorruft, ohne sie demnach ein Volk geistig verarmen würde. Aber es ist nicht nothwendig, daß jeder Einzelne diese Dinge besitze; der Mann der mittleren und unteren Stände hat auch so schon hinreichend Theil an ihnen, da ihm einerseits Besichtigung und Mitgenuß gestattet ist (in Kirchen, Museen, Theatern und anderen öffentlichen Gebäuden; was den Privatbesitz anlangt, so kann der Reiche das Aeußere seiner Paläste wenigstens nicht verschließen; auch Gärten, Parks, manches Andere bleibt der Menge zugänglich; dazu kommen dann Schaufenster, Ausstellungen u. s. w.), und da er andererseits bei der Herstellung dieser Güter thätig ist.

3. Solche Dinge, die theils an sich überflüssig, wo nicht schädlich sind, und solche, die zwar an sich noch zur zweiten Klasse gehören, die aber durch ihr Vorhandensein in zu großer Menge lästig und mitunter schädlich werden.

Zu den an sich überflüssigen, wo nicht schädlichen, rechne ich jene Unmasse von Spielereien (Abziehbildchen, Schußbildchen u. dgl.), auf welche heute so viel Geld verschwendet wird und durch deren gänzliches Verschwinden die Behaglichkeit unseres Lebens und unser Wohlstand nicht das Mindeste einbüßen würde; ferner die minderwerthigen Galanteriewaaren und den Schund in der Textilindustrie (Taschentücher mit Portraits für 3 Pfennige ꝛc.). Als Beispiele der anderen Art mögen die Musikinstrumente und die mancherlei Bestandtheile des Damenputzes gelten. Auch die Ueberfluthung mit billigen Farbendrucken ist sehr bedenklich; ein gutes Bild in jedem Zimmer, aber nicht Verwandlung der Wohnung in eine Bildergalerie; dieser Grundsatz des guten Geschmacks wird wohl von Niemandem angefochten. Die Kritik unseres Kinderspielzeuges würde eine eigene Abhandlung erfordern.

Die Ueberproduction an Luxusartikeln der dritten Klasse schadet also, indem sie den Geschmack für das Schöne, Gediegene, Echte, wahrhaft Werthvolle abstumpft, die unteren und mittleren Klassen zu unnöthigen Ausgaben verleitet und die Anhäufung eines schlecht bezahlten Arbeiterproletariats befördert. Wir sind so auf eine schiefe Ebene der gefährlichsten Art gerathen. Die Ueberfülle an Luxusartikeln erzeugt übergroße Billigkeit und die übergroße Billigkeit drückt die Arbeitslöhne, ohne daß die Unternehmer besondere Geschäfte machen. Die Berichte der Handelskammern pflegen bei solchen Industriezweigen anzumerken: nur durch Umsatz großer Massen könne das Geschäft rentabel erhalten werden. Um aber diesen mehr und mehr anschwellenden Massen den Absatz zu sichern, ist einerseits die Gewöhnung auch der untersten Volksschichten an den Gebrauch dieses Plunders, andererseits ein rastloser Modewechsel erforderlich. Der für letzteren von Ihering ausfindig gemachte Grund mag der ursprüngliche sein, aber das Absatzbedürfniß der Industrie ist schon längst der hauptsächlichste geworden. So wird denn trotz der erstaunlichen Billigkeit dieser Sächelchen durch sie das Ausgabeconto der Haushaltungen stetig vermehrt, die Baarzahlung erschwert, und unser Wirthschaftsleben verwickelt sich immer aus einem circulus vitiosus in den andern.

Der oben angeführte alte Satz von der goldenen Mitte behauptet auch hier sein Recht. Nicht das Ueber- und Unmaß, sondern Maß und Harmonie in allen Dingen macht die Schönheit und Vollendung der Menschennatur aus und begründet des Menschen Glück. Der Schlemmer und der prunkende Geldprotz sind so wenig richtige Menschen, wie der schmutzige Asket und der Wilde, und wenn irgendwo das Gesetz des Maßhaltens gilt, dann vor allem bezüglich jener überflüssigen Kleinigkeiten. Es ist also falsch, wenn häufig der Culturfortschritt ganz allgemein als Vermehrung und Verfeinerung der Bedürfnisse definirt wird, ganz ebenso falsch, wie wenn Andere die göttliche Bedürfnißlosigkeit als das zu erstrebende Ziel bezeichnen. Es hat seinen guten Sinn, wenn man einem verwilderten Volke das Bedürfniß der Reinlichkeit, wenn man einem unwissenden Volke das Bedürfniß mäßigen Lesens angewöhnt, aber es ist unsinnig und verwerflich, dem Landvolke und der Arbeiterbevölkerung das Bedürfniß des Rauchens, des Seats, der Glacehandschuhe, der Tournüre, des gehäkelten und filirten Putzkrames anzugewöhnen.

Ein Rousseau thut uns noth. Freilich würde die Rückkehr zur Natur Ausschreitungen nach der anderen Seite hin erzeugen; die müßte man sich eben gefallen lassen. Der Gleichgewichtszustand bedeutet den Tod, Leben ist Streben der Gegensätze nach Ausgleich, ist Schwingen um eine Mittellinie. Daher ist das Abweichen von der Mitte kein Unglück, sondern eine Nothwendigkeit; ein Unglück ist erst derartiges Verrauntsein in ein Extrem, daß man zur Mitte, bezw. zum Gegensatze nicht mehr zurück kann, denn das ist eine zweite Art des Todes, der Erstarrung. Also das geforderte wird, ist dieses: Allmähliche Rückkehr des Geschmackes zum Natürlichen; Einsicht in die Nichtigkeit des Conventionellen und der städtischen „Genüsse“: unbefangene Anerkennung jener Güter und Genüsse, welche die Natur darbietet, namentlich wenn ein gebildeter Sinn sie vertieft und verklärt; demgemäß auch Freude an ländlichen Lebensverhältnissen und ländlichen Beschäftigungen; Rückstauung der Arbeiterbevölkerung aus den Großstädten und Industriebezirken in schwach bevölkerte Gegenden (eine Forderung, die auch schon in vielen Blättern von Kluft Beachter erhoben worden ist); enge Verbindung von Ackerbau und Industrie; Wiederherstellung einer zahlreichen Klasse von Ackerbürgern in den kleinen Städten; Vermehrung der Handwerker auf dem Lande; Wiederherstellung des Kleinhandwerkes durch Benützung kleiner Kraftmaschinen bezw. genossenschaftliche Benützung großer, wie das Werner Siemens auf der letzten Berliner Naturforscherversammlung beschrieben hat; damit wäre dann die breiteste Grundlage gesunden Volkslebens wieder gewonnen; es fäße — mit unbedeutenden Ausnahmen — jede Familie auf ihrer eigenen Scholle; Ueberführung der Mehrzahl jener Arbeiter, welche in den Luxusindustrien beschäftigt sind, in die nützlicheren, sohnenderen und gesünderen: Baugewerbe, Gärtnerei, Maschinenfabrikation, Kunstgewerbe u. s. w.; Beseitigung der Frauen- und Kinderarbeit aus der Industrie (Frauen und Kinder würden nicht mäßig zu gehen brauchen, sondern der erfreulichsten Arbeit genug finden, wenn jede Familie ein Häuschen, eine ordentliche Haushaltung, einen Garten und ein wenig Ackerwirthschaft besäße). Man sieht, daß in dieser Umwälzung, die sich natürlich nur ganz allmählich vollziehen könnte, zu welcher aber die oberen Klassen den Anstoß geben müßten — einzelne Familien gehen ihn ja schon —, die Aenderung des Geschmackes eine Hauptrolle spielen würde. Wie wichtig ist es doch, um noch einen einzelnen Punkt hervorzuheben, für's Kunstschauwerk, ob die Käufer das Gediegene, Echte, wahrhaft Schöne zu würdigen wissen oder nicht, ob wenigstens die Vornehmen künstlerische Handarbeit von Fabrikwaare zu unterscheiden vermögen und erstere vorziehen! Daß es so wenig geschieht, darüber klagt auch der letzte Jahresbericht der Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin, und zu meiner sehr angenehmen Verwunderung finde ich in diesem Berichte, wo ich sie am wenigsten gesucht hätte, auch die Bestätigung eines der oben entwickelten Grundsätze. Auf S. 72 heißt es:

„Andererseits wird von den Freunden der Kunstgewerbe vielfach geklagt, daß Stoff und Arbeit in jeder denkbaren Art billiger zu schaffen angestrebt und so auf eine Verflachung der Kunst hingewirkt wird; zahlreiche tüchtige Talente, Künstler, Modelleure und Zeichner müssen sich in den Dienst der heutigen Massenerzeugung stellen. Dazu kommt die stete Veränderung des Geschmackes bei dem nervös überreizten Leben der modernen Gesellschaft, die den Genuß nur noch in dem ewigen Wechsel vom Neuesten zum Allerneuesten findet. Der plötzliche Wechsel, wie ihn

Digitized by Google

die jüngste Zeit mit dem Uebergange von Renaissance und Barock zum Rococco gebracht hat, kann dem wahren Interesse der Kunstindustrie nicht dienlich sein. Die Stilbastarderei kann nichts Gutes, nichts Dauerndes bringen."

Das gilt auch von der Literatur. Wer findet bei der heutigen Hochfluth von Literaturerzeugnissen, bei dem rapiden Wechsel der Literaturmoden, noch Zeit, wer hat noch Lust, noch die Fähigkeit, sich liebevoll und ruhig in ein Buch zu versenken, die einzige Methode des Lesens zu besolgen, welche Genuß und Nutzen gewährt? Man darf dreist sagen: je mehr geschrieben wird, desto weniger wird gelesen. Wie viel gesünder wäre es, man wendete sich wieder Goethe zu und lernte bei ihm mit ruhigem Behagen arbeiten und genießen, als jener sogenannten Realistenschule (gegen gesunde Realistik habe ich natürlich nicht das Mindeste einzuwenden), die nichts Anderes hervorbringt, als die schon vom Altmeister charakterisirte Lazarethpoesie (Eckermann I, 253). Von solcher Wendung erwarte ich das Heil; von allen künstlichen „Socialpolitik", mag sie von Oben, von Unten oder aus der Mitte her versucht werden, verspreche ich mir nichts.

Nach zwei Seiten hin bedürfen diese Ausführungen der Ergänzung.

Erstens wäre der Schaden darzulegen, welchen die Prüderie, als eine besondere Art Unnatur, anrichtet. Dieselbe verschuldet z. B. Tausende von unglücklichen Ehen; und während wir in unserem öffentlichen Leben jede Erinnerung an den Naturboden, in dem unser Dasein wurzelt, abgetrieben haben und als Wesen erscheinen, die nur noch aus Intelligenz und Sittlichkeit bestehen, illustrirt Freund Mephistopheles täglich das antike „naturam expellas furca" mit Verbrechen, die man sehr zu Unrecht bestialisch nennt, sintemal die wirklichen Bestien dergleichen nicht thun. Daran würde sich eine Prüfung der Weisheit jener Polizeibehörden schließen, welche unserer ländlichen Jugend zwangsweise das Tanzen abgewöhnen und solchergestalt die Verwandlung harmlos lustiger Bauernburschen in nüchsche, verbissene Socialdemokraten befördern. Endlich würde bei dieser Gelegenheit auch die angebliche Brunnivweipest in etwas anderem Sinne besprochen werden, wie es von Leuten geschieht, die das Volk gar nicht kennen.

Andererseits wäre Folgendes zu untersuchen. Wenn sich die Massen der Arbeiterbevölkerung von der Kinderlichen-Industrie ab- und der Herstellung sowie dem Erwerbe solider Güter zuwendeten, so könnte es sich möglicher Weise ergeben, daß unser Areal zur Ausstattung jeder Arbeiterfamilie mit einem Grundstück, daß unsere Bodenproduction zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nicht hinreichte, d. h. mit anderen Worten, daß für uns der Fall regionaler Uebervölkerung eingetreten wäre. Was wäre dann zu thun?

Die Tagebücher der Brüder Goncourt.

Besprochen von Wilhelm Weigand.

(Schluß.)

In dem Romane „Manette Salomon" ruft eine der Personen einmal aus:

„Wie? Er hat seine Zeit vor sich und sieht sie nicht? Das Moderne! Darin liegt Alles! Die Empfindung, das Erfassen des gegenwärtigen Schauspiels, das sich aufdrängt, der Gegenwart, in welcher Ihr Eure Leidenschaften, etwas von Euch selbst fühlt! — Darin liegt Alles für den Künstler. Ein Jahrhundert, welches so viel gelitten, das große Jahrhundert der Unruhe in den Wissenschaften, der Herzensangst um das Wahre, ein Jahrhundert wie dieses, glühend, gequält, blutend, mit seiner Krankenschönheit, seinen Fiebergesichtern, wie willst Du, daß sich nicht eine Form finde, um es auszudrücken. Was für Dinge in diesem verwünschten Jahrhundert."

Es sind die Goncourt, welche aus diesem Munde sprechen. Sie haben eine Leidenschaft für das Moderne, für das Alltagsleben, für das wechselnde Schauspiel der gewaltigen Stadt Paris, das sich unter dem zweiten Kaiserreiche gleichsam in ein neues Schönheitsgewand hüllte. Sie lieben dessen Gesellschaft, diese übermüthige, tolle Gesellschaft, in der die Dirne zu einer großen Dame werden sollte, zu einer Institution, mit der ein großer Theil der Nation zu rechnen anfing. Sie lieben leidenschaftlich die Beobachtung all dieses Treibens, wenn sie auch zuweilen in sittliche Entrüstung über den beginnenden Verfall ausbrechen. An einer Feuersbrunst kann man sich ästhetisch erbauen. Sie glauben, daß ein Bild, von der Feder mit allen Mitteln einer farbenschillernden Sprache gezeichnet, die Menschen um seiner selbst willen interessiren müsse, welche bisher nur eine Literatur gekannt, in der das Seelenleben die erste Rolle gespielt hatte. Immer wieder kommt das Wort modern unter ihre Feder. Aber war denn Balzac nicht modern? Allerdings. Aber er war kein Künstler, und die Brüder Goncourt sind Künstler vom Scheitel bis zur Sohle. Die schwerathmigen Schilderungen Balzac's, seine Anfzählung von Gegenständen in der Umgebung eines Romanhelden, entbehren aller künstlerischen Anordnung. Das fühlte man erst deutlich, als die schimmernden, blendenden Schilderungen der Madame Bovary zeigten, wie ein formkundiger Poet die Natur aufzufassen wußte. Balzac's Stil ist wohl zuweilen pittoresk, wie in den prächtigen mittelalterlichen „Contes drolatiques", zu denen sich eine gallische Ader à la Rabelais wieder öffnete. Gautier aber war zu classisch, zu olympisch; er stand der Ausbewelt wie ein Hellene gegenüber; mit sicheren Strichen schuf er seine Gemälde, er wurde nicht vom Anblicke einer herrlichen oder auch nur interessanten Natur krankhaft erregt, sondern bewahrte die Klarheit seines unvergleichlichen Auges. Aber seinen Schilderungen fehlt darum auch oft jenes geheimnißvolle Etwas, das Nervöse, Stimmungsvolle, welches auch weniger künstlerisch veranlagte Naturen ergreift. Ganz anders verfahren die Goncourt. Sie können nicht wie Gautier schaffen, der eine unglaubliche stilistische Begabung besaß, in dessen zahlreichen Werken man keine zwanzig nachlässig geschriebene Seiten nachweisen kann. Sie bedürfen einer ueberhasteten Stimmung, la forte fièvre hallucinatoire, um schreiben zu können. Sie feilen an den kaum niedergeschriebenen Seiten, sie sind echte Lateiner, denen die Form über alles geht. Aus den gelungenen Stellen weht uns dafür aber auch der volle Athem des modernen Lebens an, besonders des gewaltigen Paris. Aber nicht alle Menschen vermögen die Feinheiten dieser Naturschilderung, das oft ohnmächtige Streben das Unmögliche auszudrücken, mit richtigem Verständnisse zu würdigen. Und nun komme ich zu einem Punkte, der in der modernen französischen Literatur von größter Bedeutung ist.

Beide Brüder verdanken ihre Feinfühligkeit einem krankhaften Zustande ihres Nervensystemes. Das wußten sie sehr gut und meinten deshalb auch einmal, ihre Originalität wäre theuer genug bezahlt. Daher rührt auch vielleicht ihre Vorliebe für willensschwache Naturen, wie dieser Charles Demailly, in dem gleichnamigen Romane, eine Gestalt, der sie manche Züge aus ihrem eigenen Leben geliehen haben, die allen äußeren Einflüssen widerstandslos überlassen, ähnlich wie ihre Madame Gervaisais, eine jener Bürgerfrauen, die unter dem Bürgerkönigthume als die feinsten Blüthen französischer Cultur gelten konnten, ähnlich wie der Maler Coriolis in dem schon erwähnten Romane „Manette Salomon". Aber es liegt etwas Weltumnünftiges auf der Schilderung dieser Krankheitszustände, trotz aller unerbittlichen Wahrheit, und einer der beiden Brüder meinte einmal, der Naturalismus könne nur dann seine Stellung behalten, wenn er auch die Höhen des Lebens, die Kreise des Reichthums, der Eleganz, des Luxus in den Bereich seiner Darstellung zöge und damit dem Schönheitsbedürfnisse des Publikums genüge. Aber gerade in der Darstellung des Häßlichen kann sich die höchste Kunst entfalten; es ist ungleich schwieriger eine kranke Natur zu schildern, als eine gesunde. Die Brüder sind denn auch Geistesaristokraten im vollsten Sinne des Wortes.

Mit ihrer Vorliebe für Krankenhausstoffe stehen sie übrigens nicht allein da. Der ganze Romancyclus von Zola „Les

Digitized by Google

Rougon-Macquart“ beruht auf ähnlichen Voraussetzungen. Eine Anzahl von jungen Talenten, welche die Brüder Goncourt als ihre Meister verehren, haben es längst laut verkündet, daß Frankreich in jenen Zustand eingetreten, den sie als die Verfallzeit, la décadence, preisen, weil er am ersten die interessanten Geistesblüthen einer aristokratischen Uebercultur zeitige und die feinsten Geistesgenüsse biete. Sie haben diese Entdeckung unter Triumphgeschrei verkündet, als echte Neuromantiker, denen der Sinn für das Allgemeine verloren gegangen.

Es herrscht eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den Romanfiguren der großen Russen und der Naturalisten, als deren erste bewußte Vertreter die Goncourt gelten können. Dort auch die schwanken Charaktere, angekrankt an der Wurzel des Lebens, am Willen, eine Wurzel der Energielosigkeit. Aber von der Keuschheit der Phantasie eines Turgenieff besitzen die Franzosen nichts. Sie sind eben Lateiner und berühren die Verhältnisse zwischen den Geschlechtern mit der größten Offenheit, ja fordern für die neue Literatur das Recht, die Physiologie in umfassendster Weise zu berücksichtigen. Die Russen sind große Psychologen, die Franzosen Physiologen, die für höhere Naturen keinen Sinn besitzen, weil sie einfach Sittenmaler sind und große Charaktere eigentlich selten in ihre Umgebung passen, ja dieselbe fast immer erdrücken. Als Landschaftszeichner stehen sich Franzosen und Russen vielleicht gleich. Nur besitzen diese eine weit höhere allgemeine Bildung.

Sonderbar. Diese Franzosen sind auch heute noch durchaus Lateiner und doch hegen sie ein großes Vorurtheil gegen alle classische Bildung, oder auch gegen die Philosophie, wenn sie einmal Opposition machen wollen. Wohl sind auch die Goncourt Pessimisten. Aber sie sind es, wie viele ihrer Landsleute nicht geworden, weil sie Schopenhauer studirten; nein, wie der geistreiche Chamfort hat sie die scharfe Beobachtung des Lebens, vielleicht auch der eigene krankhafte Zustand, zu Pessimisten gemacht, wie Emile Zola seine dürftige Jugend, in der er die ganze Heftigkeit des Kampfes um das Dasein kennen lernte. An den beiden Brüdern ist nichts von der französischen Gymnasialbildung hängen geblieben. Und doch sind sie Historiker und Kunstschriftsteller geworden, allerdings in einem neuen Sinne, so daß man sie sogar bahnbrechend nennen kann. Von früher Jugend an waren sie in dem damals gering geachteten 18. Jahrhundert daheim, dessen Stiche, Radirungen, Flugschriften, Kunstwerke sie fleißig sammelten. Mit der ihnen eigenthümlichen Bitterkeit sprechen sie sich einmal darüber aus, wie in Frankreich classische Geschichtsforscher eine so hohe Stellung einnehmen, während eine ganz eigenthümliche Epoche, die Welt des 18. Jahrhunderts, bei dem Publikum nichts gelte. Es ist seitdem allerdings anders geworden. Sie haben eine lange Reihe von Werken über das 18. Jahrhundert veröffentlicht, über seine Maler, die Maitressen Ludwigs XV., über die Frau im 18. Jahrhundert, über die Gesellschaft während der Revolution. Es steckt viel Geist in diesen Büchern. Wie wahr und treffend ist nicht der Ausspruch über den melancholischen, auf seinen Bildern jedoch so lebenssprühenden Watteau, den sie den einzigen Dichter des Jahrthunderts in Frankreich nennen. Ueberhaupt könnten diese Studien über die Künstler von einem Fachgenossen herrühren, der alle Geheimnisse des technischen Verfahrens auf's Genaueste kennt und offen darlegt. Die Maitressen Ludwigs XV., die Herzogin von Chateauroux mit ihren drei Schwestern, die Pompadour, die Dubarry leben auf mit dem ganzen Hofe, von dessen reichem Leben die farbenbunte Schilderung und zahlreiche Documente ein anschauliches Bild geben. Wie Niemand kennen sie das Leben einer Modefrau, die Zimmereinrichtungen, alle die tausend kleinen Süchelchen, mit denen eine schöne kunstsinnige Frau den Salon und das Boudoir schmückt. Aber die geistige Welt bleibt ihnen dafür zum Theil verschlossen. Man lese eine Seite aus dem Buche von Taine „L'Ancien Régime“ und einen Abschnitt aus einem einschlägigen Werke der beiden Brüder, und man wird sich durch die höhere Weltanschauung des Geschichtsschreibers und seinen knappen derben Stil wie gestärkt fühlen. Es ist einem, als ob man aus einem zierlichen Rococozimmer in einen englischen Park hinausträte.

Bei Taine ein freier Ueberblick, der nur die Höhepunkte der Erscheinungen in's Auge faßt, bei den Goncourt ein Verweilen bei kleinen, aber für die Mode, für die Sittengeschichte, bezeichnenden Dingen, ein gleichsam tastender Stil, der durch kleine lebhafte Striche zu charakterisiren sucht. Von ihnen haben wir den Ausspruch: Eine Zeit, von der wir kein Stoffmuster haben, sieht die Geschichte nicht leben. Das Publikum brachte diesen eigenthümlichen Studien fast gar keine Theilnahme entgegen. Hugo, Musset, „die Schule des gesunden Menschenverstandes“ mit Augier an der Spitze, Dumas der Sohn beherrschten den Roman und das Theater. Die Zeit für die Naturalisten sollte erst nach dem Falle des Kaiserreiches kommen. So darf es uns nicht wundern, wenn bei den beiden Brüdern nach und nach eine krankhafte Erbitterung gegen das Tagespublikum, gegen die Akademie, gegen alle officiellen Vertreter der Kunst, Platz griff. Wohl waren sie Weltmänner und durften ihren Groll nicht zeigen, den sie in angestrengtem Schaffen zu ersticken suchten. Sie besaßen einen unbändigen Ehrgeiz, der nicht ohne Eitelkeit, und ohne die rechte Größe. Sie wollten gepriesen sein, auch von der Presse und kamen der Allmächtigen doch nicht genug entgegen. In ihrem Tagebuche schütteten sie all ihren Grimm aus, neben den Aufzeichnungen über tausend Erlebnisse und Eindrücke. Ueber ihre Freunde und Mitstrebenden fällten sie nicht minder scharfe Urtheile. Und diese Urtheile sind es, welche bei dem französischen Publikum eine theilweise Entrüstung hervorgerufen haben, während Künstler und Schriftsteller den Werth der „menschlichen Documente“ priesen. Die Tagebücher sollten erst nach dem Tode der beiden Brüder veröffentlicht werden. Freunde waren Schuld, daß der Ueberlebende sie schon jetzt der Oeffentlichkeit übergab, wie es heißt, nach manchen Streichungen. Die Brüder hatten Gelegenheit mit den ersten Schriftstellern ihrer Zeit zu verkehren. Sie nahmen an den berühmten „Dîners de Magny“ Theil, mit Taine, St. Victor, Sainte-Beuve, Renan, Flaubert u. A. Sie sollen dabei nur eine zweite Rolle gespielt haben, wie man behauptet. Sie sind nahe daran, den ganzen Kreis zu verachten. Das war also ein Kreis von auserlesensten Männer der Nation, und welche Abhängigkeit von Vorurtheilen, überwunmen aus der Vergangenheit. Da wagten Einzelne noch den alten Homer über Gebühr zu ehren, indeß sie eine physiologische Studie viel höher schätzen als die Gedichte des alten Sängers. Gautier, auch der gutmüthige, begeisterte Gautier mißfällt ihnen. Am ärgsten kommt Sainte-Beuve weg, der doch zwei Artikel über die Schriften der Brüder verfaßt hatte, was sie als eine hohe Ehre ansehen konnten. Der große Kritiker macht ihnen den Eindruck eines kleinen Bürgers aus der Provinz, unter seinen Bonnen, die ja eine solche Rolle in seinem häuslichen Leben spielten, wie die Veröffentlichungen eines der indiscreten Sekretäre des Verstorbenen bewiesen. Die feinsten Kreise hatte der Kritiker besucht, sein langes Leben hindurch, und nicht einmal das Aeußere eines Weltmannes sich erworben, und seine Zimmereinrichtung zeigte die Abwesenheit jedes künstlerischen Geschmackes. Die ganze Natur Sainte-Beuve's war ihnen antipathisch. Er hatte eine ausgezeichnete Erziehung genossen, hatte aber später aus Geistesneugierde die mannigfachsten Wandelungen durchgemacht. Er liebte die Alten und die classische Poesie seiner Nation, kannte auch die englische Poesie und schätzte an Goethe nicht sowohl den großen Dichter als den Kritiker. Aber trotz seiner Geistesfreiheit blieb ihm bis zu seinem letzten Augenblick ein gewisses zögerndes Wesen eigen, das ihn heimlich seine jungen Freunde, wie den Dichter Baudelaire, anerkennen ließ, aber verhinderte, daß er öffentlich für die kühnen Neuerer Partei nahm. Wir besitzen von ihm Briefe an Emile Zola und Baudelaire, die seine ganze Natur zeigen. Er war eine weibliche Natur, eine Katzennatur, und Keiner verstand besser die Kunst in einem lobenden Satze zugleich auch empfindlich zu verletzen. Und was er in seinen Artikeln, mit ihrem eigenthümlichen, schillernden, oft allzufeinen Stil, nicht zu sagen wagte, das legte er in seinen berüchtigten Nandnoten nieder. Wie eigenthümlich dieser Stil ist, merkt man erst, wenn man versucht, ihn in's Deutsche zu übertragen. Man begreift am Ende, daß der Kritiker den

Digitized by Google

beiden Brüdern nicht sympathisch war. Aber damit sind ihre Urtheile nicht gerechtfertigt, die sie über den alternden Mann fällen, der in den letzten Jahren seines Lebens sich an der Spitze der Jugend hielt und in seinem öffentlichen Auftreten seinen Muth bewies, indem er gegen die Clerisei im Senate auftrat. Bis auf seine politische Haltung werfen ihm die Unerbittlichen vor, mit einer Erbitterung, die peinlich wirkt. Man verkehrt, wenn man ein Gentleman ist, eben nicht mit denjenigen, die man nicht achten kann, und der „père Beuve“, den man vielleicht vielfach überschätzt hat, verdiente aus ihrem Munde diesen Tadel am wenigsten. Dieser Mangel an würdiger Haltung trübt das Bild der beiden Männer, die in ihrem Streben so hoch gestanden. Aber noch ein anderer Eindruck bleibt aus diesem Tagebuche. Alle diese Schriftsteller, die zum Theil einen europäischen Ruf besitzen, sind nicht glücklich. Alle klagen über den Beruf, über seine Opfer, seine Enttäuschungen, über das unablässige Ringen, die gesteigerten Bedürfnisse eines verfeinerten Sinnenlebens, das die ewige Beobachtung als schmerzliches Genußmittel verlangt.

Die Brüder schreiben in ihr Tagebuch: Ich merke an mir, wie die Literatur, die Beobachtung, anstatt die Feinfühligkeit abzustumpfen, sie vergrößert, verfeinert, entwickelt, entblößt hat.

Für den Forscher kann das Tagebuch als ein wichtiges Zeitdocument gelten. Aber noch interessanter ist es, weil es uns die ganzen Brüder Goncourt zeigt, mit allen ihren Vorzügen und sehr großen Schwächen.

Feuilleton.

Ein Studienkopf.

Von Georg Reben.

Sie war eine Schülerin Devrient's und Balzac's. Devrient hatte sie unter dem Opernchor entdeckt, als sie eines Abends eine kleine Solopartie sehr unmusikalisch sang, und bald ihre geniale schauspielerische Naturveranlagung zur Kunst ausgebildet, die viele Jahre hindurch als ein Stern ersten Ranges am Theaterhimmel des Hofschauspiels glänzte. Von Balzac hatte sie die Lebensanschauung gelernt, daß Frauen erst mit dem dreißigsten Jahre anfangen, interessant zu werden, und ungefähr mit dem vierzigsten Jahre aufhören, dies zu sein. Feurige Weine veredeln sich bekanntlich, wenn sie die Aequatorlinie passiert haben, feurige Weiber desgleichen. Allerdings hatte sie die Aequatorlinie, selbst wenn man so galant war, dieselbe in das vierzigste Jahr zu verlegen, schon um eine Kleinigkeit überschritten. Sie persönlich hätte dies niemals zugegeben; sie ließ sich in einem Prozeß, den ihr Dichter-Tailleur — der berühmteste Mode-Schneider der Residenz, dessen allzu extravagante Rechnungen sie bestritt — gegen sie anstrengte, in contumaciam verurtheilen, nur um vor Gericht ihr Alter nicht verrathen zu müssen. Dieses Opfer war um so größer, als sie niemals einen Liebhaber besaß, der ihre Rechnungen bezahlt hätte. In ihrer Wohnung stand ein elegantes Betpult mit einem Madonnenbilde, vor dem sie in Gegenwart von Besuchern gern betete. Bei passenden Gelegenheiten trug sie ein Crucifix um den Hals. Fanny Rota war im Leben eine ebenso geistvolle Comödiantin als auf der Bühne, doch war die erstere Rolle mehr aufgezwungen als freiwillig. Gegen die Nachstellungen, denen sie beständig ausgesetzt war und die ihr stolzes Herz tief empörten, umgab sie sich mit einem Heiligenschein der Unnahbarkeit, der selbst auf die verwegensten Theaterhabitués abschreckend wirkte. Sie erreichte damit einen doppelten Zweck, denn ihre Allüren wurden gerade wegen des seltsamen Contrastes allgemein originell und pikant gefunden. In ihrer Glanzzeit bildete sich sogar eine Gemeinde von platonischen Verehrern, die — in Bezug auf Schauspielerinnen gewiß ein seltener Cultus — einzig für Fanny's schöne Seele schwärmten. Aber, ach, ihre Glanzzeit war längst vorbei! Auf den Frühling war der Sommer und auf den Sommer bereits der Herbst gefolgt.

„Fräulein Rota,“ schrieb eines Tages ein boshafter Kritiker, „haben gestern Viele mit dem Spätherbst verglichen, aber dieser Vergleich paßt meiner Meinung nach nicht. Der Spätherbst bietet das Bild einer kahlen Dürre, die Bäume, indem sie den üppigen Blätterschmuck ablegen, magern gleichsam ab, das Gegentheil ist bei Fräulein Rota der Fall. Sie besitzt jetzt ein überreiches Embonpoint, ihre früher so graciöse Taille ist stark verfettet. Ihr leichter, schwebender Gang von ehemals ist dadurch schwerfällig geworden. Ihr Organ hat seinen zu Herzen dringenden weichen Wohllaut verloren und einen Accent herber Jungfräulichkeit angenommen, der mich an dem überirdischen Gretchen des zweiten Theiles des Faust nicht stören würde. Leider hörten wir gestern den ersten Theil.“

Als Fanny diese malitiöse Kritik las, war sie einer Ohnmacht nahe. Sie befand sich in einem solchen Zustande der Verzweiflung und zugleich der Sehnsucht, sich auszusprechen, daß sie ihren langjährigen Hausfreund, den berühmten Portrait-Maler Henry Campell, sogar vor ihrer Friseuse vorließ.

„Was sagen Sie dazu?“ rief sie dem Eintretenden ohne weitere Vorrede entgegen, um dann sofort ihre nassen Augen hinter einem parfümirten Spitzentuche zu verbergen.

Da Campell soeben von einem Leichenbegängnisse kam, wurde es ihm nicht schwer, eine betrübte Miene anzunehmen.

„Was ich dazu sage?“ antwortete er, sich behaglich in einen Fauteuil streckend. „Ich sage, daß dieser boshafte Spötter unzweifelhaft zu Ihren Verehrern gehört, denen Sie früher einmal einen Korb gegeben haben.“

Sie griff dieses Trostwort begierig auf.

„Ich erinnere mich nicht ... aber es ist wohl möglich ... ja sogar wahrscheinlich. Sie werden Recht haben!“

„Nicht wahr? Allerdings hat sich dieser Mephisto seine Rache sehr lange aufgespart. Mindestens dürften es zehn Jahre her sein, daß er vor Ihnen auf den Knieen gelegen hat.“

„Fangen Sie jetzt auch an, über mich zu spotten?“

Sie zog das Spitzentuch wieder wie einen Vorhang vor ihr Gesicht.

Campell stand auf, setzte sich neben sie auf das Sopha und ergriff ihre Hand, die sie ihm nicht entzog.

„Glauben Sie mir,“ sagte er in verändertem Tone, „daß ich Ihr Schicksal aufrichtig beklage. Aber Sie haben es selbst verschuldet.“

„Wodurch?“ fragte sie erregt, ihre Hand zurückziehend.

„Dadurch, daß Sie die höchste Kunst nicht verstehen, auch aus den Jahren eine Kunst zu machen. Sie spielen die Rollen Ihrer ersten Jugend noch heute in Ihrer — zweiten Jugend! Sie bauen auf die Rücksicht der Intendanz, welche die Tradition hochhält, und auf die Dankbarkeit des Publikums. Aber in letzterer täuschen Sie sich. Das Publikum wartet bereits ungeduldig auf Ihre talentvolle Nachfolgerin, deren unverbrauchte Kraft im Schatten Ihres Schattens mit Ihnen altert. Sie geben eine mehr als mittelmäßige Louise, während Sie eine vortreffliche Millerin wären.“

„Ah!“

Fanny sah ihren Nachbar zur Linken sprachlos an, als könnte sie den Sinn seiner Worte noch nicht begreifen.

„Ueberwinden Sie Ihre Eitelkeit!“ fuhr Campell unbeirrt fort. „Entschließen Sie sich endlich zu einem Rollenwechsel!“

Jetzt hatte Fanny die Sprache wiedergewonnen.

„Schweigen Sie! Ich will nichts weiter hören! Also Sie souffliren diesem elenden Menschen, der mich vor der Oeffentlichkeit bloßstellt? Recht so! Die Ratten verlassen das sinkende Schiff. Wozu waren Sie auch zwanzig Jahre mein Freund! Es ist höchste Zeit, daß Sie sich um die Gunst der ätherischen Amerikanerin bewerben.“

Den Beinamen „Amerikanerin“ hatte Fanny ihrer Rivalin geringschätzig angehängt, weil sie von deutsch-amerikanischen Eltern abstammte.

Campell erhob sich und antwortete mit Festigkeit:

„Gerade als Ihr Freund hielt ich es für meine Pflicht, Ihnen die Wahrheit zu sagen.“

Sie schlug ein höhnisches Gelächter auf.

„Versteht sich! Es ist sehr bequem, jede Grobheit mit der Phrase »Wahrheit« zu umschreiben. — Ruhig, verwünschtes Thier!“

Sie packte den kleinen Schooßhund, der außer sich über ihre Erregung wüthend zu bellen anfing, und setzte ihn vom Stuhle unsanft auf den Teppich. Dann stieß sie ihr Fußkissen mit einer zornigen Bewegung bei Seite und blätterte in einem Gedichtbuche, dessen Prachteinband mit der Farbe der Möbelbezüge harmonirte, ohne auf ihren Gast weiter zu achten.

Es war das erste Mal, daß sie ihren Freund ihre nervös-gereizte Künstlerlaune empfinden ließ. Campell, welcher diese Caprice auch das erste Mal nicht dulden wollte, trommelte gelassen an die Fensterscheibe und summte halblaut:

„Es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem wechselnden Mond.“

Plötzlich hörte er hinter sich das Knistern einer Seidenrobe. Als er sich wieder umwandte, befand er sich allein im Salon. Er nahm seinen Hut und machte eine ironische Verbeugung nach der halbgeöffneten Thür hin.

„Leben Sie wohl, mein Fräulein! Ich werde dem Herrn Kritiker sagen, daß er Ihre Gretchenerscheinung verschmerzen würde, wenn er Sie in Ihrer Häuslichkeit sähe. Zu Hause spielen Sie sogar die Rollen von Dienstboten.“

In diesem Augenblicke wurde die Thüre von einer unsichtbaren Hand heftig zugeworfen.

Campell lächelte.

„Ich verstehe. Man complimentirt mich hinaus! Gut! Ich komme nicht eher wieder, bis man mich rufen wird.“

Und er wurde gerufen. Fanny bemerkte zu ihrer Verwunderung, daß sie eher den Beifall des Publikums entbehren konnte, als ihren langjährigen Freund. Ob es sein unverwüstlicher Humor war, an den sie sich gewöhnt hatte? Sie wußte es selbst nicht. Jedenfalls hatte er ihr nie Veranlassung gegeben, ihn ernsthaft zu nehmen. Er erzählte ihr phantastisch wie ein arabischer Märchenerzähler seine tausend Herzensabenteuer, und erst jetzt fiel ihr ein, wie eifersüchtig sie darüber gewacht hatte, daß er ihr keines verschwieg. Obwohl er mehrere Jahre älter war als sie, nannte er sie doch scherzend seine „mütterliche Freundin“. Und sie fühlte sich wohl in dieser compromittirenden Ehrenstellung. Gerade in der Zeit, in der die Giftsaat jener Kritik üppig aufging, sehnte sie sich doppelt nach ihrem alten Vertrauten. Merkte sie doch deutlich an den leeren Bänken und dem lauen Applaus, der überdies häufig genug nieder-

Digitized by Google

gezischt wurde, daß das Publikum in zwei Parteien getheilt war: die Einen gingen in's Theater, indem sie sich über sie lustig machten, die Anderen machten sich über sie lustig, gingen aber nicht hinein.

So kam es, daß Campell eines Tages ein niedliches Frauchtörchen voll prächtig ausgewachsener Gartnerdeeren erhielt; dazu ein Billet, auf das eine bekannte Damenhand die Worte geschrieben hatte:

„Beistegend sende ich Ihnen mit herzlichstem Gruße Ihr Lieblingsdessert. Aber bitte, verzichten Sie Ihren Eisgahmor und genießen Sie die Erdbeeren süß."

Warum Campell umgehend antwortete:

„Verbindlichsten Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Da alle Gesüchte bekanntlich auf dem Magen stammen, so bin ich wie immer Ihr herzlich ergebener Freund."

Mit dieser kurzen Correspondenz war der Friedensschluß proclamirt und Campell saß wieder mit derselben lächelnd mognanten Miene auf seinem gewohnten Platze in Fanny's Salon.

„Sprechen wir nicht mehr davon!" begann Fanny die Unterhaltung.

„O doch! Ich erinnere mich, daß Sie mich das letzte Mal nach meinen neuesten Kunstplänen zu fragen. Sind Sie gut nicht mehr neugierig?"

Sie dankte ihm mit leichtem Kopfnicken für sein Zartgefühl.

„Genuß bin ich das! Sie wissen, daß mich Alles, was Sie betrifft, interessirt."

„Sie sind sehr liebenswürdig. Vielleicht helfen Sie mir suchen. Ich bin auf der Jagd nach einem weiblichen Studienkopfe."

„Und haben ihn noch nicht gefunden?"

„Leider noch nicht."

„Aber ich! Dort ist er!"

Sie deutete auf seine neuthätig gewöhnte Stirn, über welcher das Haar sich bereits spärlich zu verdünnen drohte.

„Nein! Mein Gehirn braucht mich wie Mohniak, es schafft Spukgestalten der Romantik. Und ich will keine Romantik mehr. Ich bin es überdrüssig, meine Modelle zu idealisiren, bis vom Leben nichts weiter übrig bleibt als die Lebensgröße. Ich will Wahrheit, unverfälschte Natur, kurz und gut einen weiblichen Charakterkopf, mag er den Körper einer Bauerndirne oder einer Salondame zieren. Und zwar so bald als möglich. Mein Studienkopf soll mir zur nächsten Ausstellung fertig sein."

„Also ein Studienkopf!" murmelte Fanny sinnend.

Campell zündete sich eine Cigarette an.

„Jawohl, ein Studienkopf! Viel Haar und viel Charakter! Sie wissen, das Haar ist meine Stärke, besonders das blonde."

Fanny lächelte nicht ohne einen Anflug von Koketterie.

„Nun weiß ich auch, weshalb Sie so gern mit mir verkehren. Weil ich schönes üppiges Haar habe: das Tizian'sche Goldblond. Man sagt es mir wenigstens."

„Leider ist es nicht echt," dachte Campell bei sich selbst. Aber er verbesserte sich laut und sagte höflich: „Ich wünschte für meinen Studienkopf kein schöneres!"

„Gut! Ich halte Sie beim Worte. Nehmen Sie zu meinem Haare noch den übrigen Kopf. Ich werde Ihnen Modell sitzen."

Campell ließ vor Entsetzen die Hand auf das Knie sinken, ohne zu bemerken, daß er sich mit der Cigarette die Hose einbrannte. Erst ein heftiges Brennen schreckte ihn aus seiner Geistesabwesenheit.

„O weh! Ich habe mich verbrannt!" rief er verwirrt.

„Soll ich Wasser holen?" sragte Fanny besorgt.

„Ich bitte darum!"

Als sie ihm rasch ein Glas Wasser brachte, trank er es zu Fanny's Verwunderung aus. Er empfand ein dringendes Bedürfniß, sich innerlich abzukühlen.

„In der That, eine seltsame Art, eine Brandwunde zu kühlen," bemerkte sie lachend.

„Das ist so meine Gewohnheit! Also Sie wünschen . . .?"

„Von Ihnen gemalt zu werden. Sie haben doch nichts dagegen?"

„Ich? Gott bewahre! Sie erweisen mir eine besondere Ehre. Aber —"

„Nun . . . aber?"

„Ich sagte Ihnen bereits, daß ich diesmal treu nach der Natur malen werde."

„Um so besser! Ihr Portrait wird die mißgünstige Menge übertreffen, daß ich noch so jung und angesehen bin, als ich mir auszusehen schmeichle," sie legte auf das letzte Wort einen affectirt humoristischen Accent. „Ihr Weiberwerk wird die beste Antikritik sein."

Er sah ein, daß sein Widerstand nutzlos sei. Schließlich überlegte er sich, daß eine zwanzigstündige Freundschaft wohl ein Opfer verdienen könne.

„Abgemacht!" sagte er resignirt.

Fanny dankte ihm durch einen aufmunternden Händedruck.

„Morgen ist die erste Sitzung!"

„Die erste!" seufzte er leise beim Hinausgehen. „Wann wird die letzte sein?"

Während der Sitzungen sah er mit geschärften Augen, wie sehr Fanny für ihre Cosmetiques schwärmte. Haar, Wangen und Augenbrauen waren fast gefärbt, es kam ihm vor, als copirte er ein Gemälde. Nun, die Nüngeln, die sich in der Nähe bemerkbar machten, glätteten er galant. Er tauchte seinen Pinsel in den Jungbrunnen und zauberte auf der Leinwand Jugend und Schönheit zurück. Dennoch war Fanny mit seiner Arbeit unzufrieden und ihre stummen Blicke sprachen beredt:

„Jünger . . . jünger . . . jünger!"

„Mein Gott," dachte Campell bei sich selbst, „soll ich denn aus dieser Matrone ein Baby machen!"

Endlich konnte er sein Modell entlassen und an die Detailausarbeitung gehen. Zuvor betrachtete er noch einmal prüfend sein Werk. Fanny hatte nach der dritten Sitzung das Netz auf ihren Wangen zu ihren Gunsten abgeblaßt, sich eine ganz jugendliche Lockenfrisur aufgelegt und ihrem Gesicht einen sentimental-schmachtenden Ausdruck gegeben; die Physiognomie, mit der sie die Laune spielte.

„Unmöglich!" rief Campell bestürzt, als er in seinem Atelier allein war. „Unmöglich kann ich diese perfecte Annatur an die Ausstellung abliefern. Seit einem halben Jahre mache ich Reclame damit, daß ich diesmal den nacktesten Realismus male und alle Welt wartet gespannt auf mein Werk wie auf eine sündhafte Offenbarung. Und nun verfalle ich dieser Carricatur! Man wird mich todlachen, tobtlachen in des Wortes verzweifelter Bedeutung. Bah, fort mit der Galanterie, wenn sie mich mein sauerverdientes Renommee kostet! Ich fange zur Hälfte von vorn an. Die Grundformen können bestehen bleiben, nur die Auffassung wird eine andere. Aus einer häßlichen Schönheit mache ich eine schöne Häßlichkeit nach dem Spruche der Nestorin: „Schön ist häßlich, häßlich schön!" Also verwandelt, Meister Campell!"

Als er das abgeänderte Portrait faft vollendet hatte, überraschte ihn eines Tages sein Modell. Es war ein Glück, daß Fanny zuvor mehrmals an die Thür seines Ateliers klopfte und ihm Zeit ließ, die Leinwand zu verhängen.

„Ihr Diener, meine Verehrteste! Was verschafft mir den Vorzug?"

„Ich komme zu mir selbst zum Besuche. Ich möchte gern mein Portrait sehen."

Campell bot ihr einen Stuhl, dem Trumeau gegenüber.

„Genügt es nicht, wenn Sie Ihr Portrait im Spiegel schauen?"

„So haben Sie mich doch hoffentlich nicht gemalt?" wollte Fanny fragen. Aber sie unterdrückte rechtzeitig diesen Gedanken.

„Nein, im Spiegel zweifle ich an meiner Aehnlichkeit. Mir geht es wie den Leuten, die nur das glauben, was gedruckt ist. Ich muß mich gemalt sehen. Bitte, lüften Sie ein wenig den Vorhang!"

„Gestatten Sie mir, Sie zu überraschen."

„Ein wenig, nur ein klein wenig!"

„Ich bedaure außerordentlich. Es ist mein Princip, mich bis zum Moment der Veröffentlichung seiner Kritik auszusetzen. Lassen Sie gefälligst dieses verschleierte Bild unberührt!"

Fanny klappte kokett ihren Fächer auf und zu.

„Das verschleierte Bild zu Sais! Meinen Sie, daß sich hinter diesem verschleierten Bilde die Wahrheit verbirgt?"

„Ich schwöre es Ihnen!" antwortete Campell mit komischem Pathos.

„Sie machen mich immer neugieriger. Bitte, bitte! Lassen Sie mich zweites Ich sehen!"

„Es bleibt dabei: Nein!"

„Unwiderruflich?"

„Unwiderruflich!"

„Ich sehe ein, daß ich mich zu einem Opfer entschließen muß. Gewiß haben Sie während der zwanzig Jahre unserer Bekanntschaft noch niemals gebeten, daß ich außer einem Theaterkuß jemals Küsse vergeben hätte?"

„Leider noch nicht?"

„Sie sollen der Erste und Einzige sein; das heißt, sobald Sie meinen Wunsch erfüllt haben. Wie gefällt Ihnen diese Prämie auf Ihr Portrait?"

Campell zögerte mit der Antwort, er befand sich in einer schwierigen Lage. Seine Ritterlichkeit gebot ihm, diese zartsinnige Anerbieten einer Dame, überdies einer Freundin, zu acceptiren, anderseits verlor er damit seine besten Chancen als Künstler. Fanny hatte ihr ungeschminktes Abbild, das sehr gelungen war, unwiderruflich confiscirt. Sollte sein Name zum vierten Male auf der Ausstellung fehlen?

„Sie dringen mich in die tödtlichste Verlegenheit meines Lebens, Verehrteste," sagte Campell nach einer Pause. „Ich schwanke zwischen Furcht und Hoffnung. Obwohl ich Ihren Wunsch nicht erfüllen kann, würde ich glücklich sein, wenn Sie die Prämie, die Sie mir ausgesetzt haben, nicht zurücknähmen."

„Sie geben zu weit!" erwiderte sie kühl, auf's tiefste in ihrer Eitelkeit verletzt. „Ich werde einfach von meinem Recht Gebrauch machen. Sie haben mir Ihr Portrait geschenkt, folglich gehört es mir." Sie trat hastig einige Schritte vorwärts, um die Hülle von der Leinwand zu reißen.

Campell setzte sich in Vertheidigungspassition, indem er sich schützend vor die Staffelei stellte. Aber er überlegte sofort, daß er hier nicht Gewalt mit Gewalt zurückgeben konnte. Ein Sieg in solchem Kampfe wäre schimpflicher gewesen als eine Niederlage. Was thun? Die Noth macht erfinderisch. Sie gab ihm eine rettende Idee ein, eine unblutige Kriegslist.

Schnell entschlossen umschlang er Fanny's Nacken und drückte einen Kuß auf ihren schwellenden Mund, das einzige, was noch frisch an ihr war.

Aufschreiend mit einem Wuthblick beleidigter Scham und Würde stürzte Fanny aus dem Atelier. Das Mittel war radical, aber — es hatte geholfen.

Als sie fort war, wußte Campell nicht recht, ob er lachen sollte. Der Kuß brannte noch feurig auf seinen Lippen.

„Ich erinnere mich jetzt," sagte er nachdenklich, „daß sie früher einmal schön war. Was doch die Illusion Alles thut!"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Die Eröffnung des Lessing-Theaters.

Das Lessing-Theater ist am Dienstag den 11. September eröffnet worden und hat auf dem ersten Blatt seiner Annalen einen wohl verdienten Erfolg — der Baumeister zu verzeichnen. Das festlich gestimmte und gekleidete Publikum gab sich sichtlich dem wohlthuenden Gefühle der Sicherheit hin, promenirte mit Vorliebe in den breiten Corridoren, zählte mit steigendem Behagen die Masse der Nothausgänge und erwog entzückt die Unwahrscheinlichkeit eines Brandes in dem aus Eisen und Stein construirten Gebände. Diesen materiellen Empfindungen gegenüber treten etwaige ästhetische Bedenken in die zweite Linie. Die Rücksicht auf die Leichtigkeit der Circulation hat zu einer breit hingelagerten, etwas gedrückten Bauform geführt, die sich in allen Raumverhältnissen mehr oder minder fühlbar macht. Selbst die leichte und gefällige Rococcodecoration des Zuschauerraumes vermag über diesen Eindruck nicht fortzutäuschen. Ueberall sind praktische Gesichtspunkte maßgebend gewesen, und das ist bei einem modernen Theater mit seinen gesteigerten Anforderungen an Sicherheit und Bequemlichkeit nicht mehr, als billig. Dabei wirkt der Zuschauerraum, im Großen und Ganzen in einem gelblichen Weiß gehalten, mit lichten Farbentönen in Ornament und Draperie durchaus gefällig und vornehm. Nur die rostbraune Tapete im Parquet und im ersten Range drängt sich aus dem freundlichen Gesammtcolorit schwerfällig hervor. Bildnerischer Schmuck ist in bescheidenem Maße zur Anwendung gekommen. Außer der Lichtträgerin über dem Giebeldach des Portikus von Klein und dem Lessingmonument von Eberlein in der Vorhalle sind nur die Bouten tragenden Karyatiden des Zuschauerraumes und zwei Genien hervorzuheben, die sich Mühe geben, über der Mitte der Bühnenöffnung eine Tafel mit der Inschrift: „Kunst und Natur sei eines nur“ fest zu halten, aber auch bereit zu sein scheinen, besagter Tafel, falls sie herabstürzen sollte, mit gespreizten Beinen nachzuspringen.

Stark in Gefahr war, wo nicht die Tafel, so doch der Sinnspruch trotz aller von Blumenthal gedichteten, von Frau Claar-Delia warmherzig gesprochenen Prologversicherungen schon in der Eröffnungsvorstellung. Herrn Ernst Possart geht ein bedeutender Ruf als Regisseur voraus. Er hat damit begonnen, Lessing's Nathan als Experimentirfeld für Decorationskunst und Costümprunk zu benutzen. Gegen ein solches Attentat ist allen Ernstes zu protestiren. Die schlichte Weisheit Nathan's darf nicht im Prunkgewande eines Märchens aus Tausend und einer Nacht einherstolziren. Was da auf der Bühne gesprochen wird, ist so gedankenschwer, daß jede Ablenkung durch wohlfeile scenische Effecte vom Uebel ist. Gerade Herr Possart als Nathan hat alle Ursache, jede Zerstreuung von Aug' und Ohr eines Publikums fernzuhalten, das er durch larmoyanten Tonfall und honigseimartigen Redefluß zu hypnotisiren liebt. Seine Nathanauffassung geht von der in Gath ermordeten Familie aus, vergißt, daß seitdem achtzehn Jahre verflossen sind und läßt den gottergebenen Juden noch immer in Sack und Asche herumschleichen. Das kosmopolitische Element im Charakter Nathan's, die vielen Züge seinen Humors, die haarscharfe, mit Worten und Begriffen spielende Dialektik, das Alles verschwimmt in wässriger Redseligkeit zu einem farblosen, verwaschenen Bilde. Fast hat es den Anschein, als wollte Herr Possart in ungewohnter edler Selbstverläugnung der warmblütigen Gestalt des Derwisches von Adolf Klein zur Folie dienen. Sobald der Defterdar des Sultans auftrat, ging eine Bewegung durch die Reihen des aus der Hypnose erwachenden Publikums. Auf der Bühne wie im Zuschauerraume wurde es lebendig, es stellte sich jene Wechselwirkung zwischen Darstellung und Auditorium her, die das Geheimniß des Erfolges ausmacht. Wie im Sturm eroberte sich Klein die Herzen aller Zuschauer, die beifallslustig gekommen waren und durchaus nicht mit unzerrissenen Handschuhen nach Hause gehen wollten.

Leider fand er bei seinen Mitspielern sehr dürftige Unterstützung. Nur Herr Drach als Tempelherr reichte noch ungefähr an seine Aufgabe heran. Im ersten und zweiten Acte schien es fast, als wollte er sich mit dem Derwische in die Ehren des Abends theilen. In der Liebesscene mit Recha brachte er sich durch übertriebene Action selbst um die besten Hoffnungen und erlahmte sichtlich im Gefühle seines aussichtslosen Mühens. Was sonst an dem ominösen Eröffnungsabende geleistet wurde, stand tief unter dem Niveau der gehegten Erwartungen. Leistungen, wie Herrn Salomon's Saladin mögen in der Provinz erlaubt sein, bei einem hauptstädtischen Publikum erregen sie gerechte Verwunderung. Der Klosterbruder des Herrn Kober war auf die trippelnde und lispelnde Einfalt, der Patriarch des Herrn Vischer auf die dickleibige, rothnäsige Carricatur hinausgespielt. Von den drei Damen schweigen wir aus Höflichkeit und glauben unserer Pflicht Genüge gethan zu haben, wenn wir sagen, daß Fräulein von Dierkes als Recha sehr hübsch aussah.

Es wäre ungerecht, dem Lessingtheater auf Grund des Mißerfolges des ersten Abendes ein Prognostikon stellen zu wollen. Die Nathanaufführung hat offenbar nur die Bedeutung eines scenischen Prologes, sie ist eine Huldigung, die der Begründer eines aussichtsvollen, mit freudigen Hoffnungen begonnenen, mit anerkennenswerther Energie durchgeführten Unternehmens dem Patrone des Hauses schuldig zu sein glaubte. Bei derartigen Ovationen pflegt man mehr auf die gute Absicht, als auf die schwachen Kräfte zu sehen, und das Publikum, sonst kühl bis an's Herz hinan, gab seinem noch unerschütterten Vertrauen am Schlusse durch einen Hervorruf des jüngsten Berliner Theaterdirectors Ausdruck. M.

Das Königliche Schauspiel im Wallnertheater.

„Der Herr Major auf Urlaub“. Lustspiel in vier Acten von E. Heiden und Francis Stahl. In Scene gesetzt von Director Anno.

Die Atmosphäre des Königlichen Schauspielhauses läßt das, was man eine energische Ablehnung nennt, bekanntlich nicht zu, sonst wäre sie der ersten Lustspielnovität der Saison in deutlichster Form zu Theil geworden. Der Erfolg, den das Stück an süddeutschen Bühnen gefunden hat, ist eines jener Räthsel, deren Lösung in den unterscheidenden Stammeseigenheiten der Reichsdeutschen und der Oesterreicher zu suchen sein dürfte. Für unseren nordgermanischen Geschmack ist die Fabel dieser vieractigen dramatischen Kleinigkeit denn doch zu dürftig und harmlos. Ein Backfisch, der von seiner kindischen Schwärmerei für den fünfzigjährigen, mäßig conservirten Onkel Major geheilt werden muß, entbehrt selbst des entschuldigenden Reizes der Neuheit, und die gleichzeitige Heilung des vom Eitelkeitsteufel gepackten, bedenklich angealterten militärischen Seladons erweist sich als mildernder Umstand durchaus unzulänglich. Es wird überhaupt in dem Stücke zu viel herumgedoctort und von allen möglichen Kurpfuschern zum Erstaunen des Publikums auch wirklich geheilt. Da ist noch ein anderes Liebespärchen, das aus dem allgemeinen Sanatorium nach erfolgreicher Behandlung unmotivirt gesund entlassen wird. Er hat sich nach seiner Meinung auf einer Schweizer Reise incognito mit einer unbekannten jungen Wittwe verlobt und sie versucht vergeblich, ihm dieses entsetzliche Geheimniß zu entreißen, bis es sich herausstellt, daß die andere mysteriöse Sie ihn eigentlich nur einer mitleidigen Regung nachgebend auf die Stirne geküßt. Die erfolgreich arbeitende Sanitätscolonne besteht aus eben jener dem Gattungsbegriff entsprechend capriciösen und koketten Wittwe und dem unvermeidlichen unbeweibten Bonvivant. Zum Ueberflusse haben wir es auch noch mit einem kranken Schimmel zu thun, der dringend veterinärer Fürsorge bedarf. Was bei dem Vierfüßler mit Spirituseinreibungen und durch ein Stück Zucker von der Hand seines Herrn erreicht wird, der ihn während seines erotischen Anfalles bedenklich vernachläßigt hat, dazu bedarf es natürlich bei den zweibeinigen Leidensgenossen wirksamerer Mittel. Da wird die junge Wittwe im Atelier ihres Verehrers, den sie später an den schwärmerischen Backfisch abtritt, so künstlich beleuchtet, daß sie wie ihr eigenes Portrait aussieht, da muß der unglückliche Major von der Cavallerie so lange Bergtouren behufs unausgesetzter Bewunderung des Sonnenaufganges machen und dann zur Erholung Ball schlagen, bis er sich den Hexenschuß geholt hat. Schließlich tritt als deus ex machina eine Flasche Senfspiritus auf, die ihn gleichzeitig von seinem Rheuma und von seinem Liebeswahne befreit. Die eigentliche Krisis wird dem Scharfblicke des Zuschauers rücksichtsvoll entzogen, und so sieht man am Schlusse staunend ein, daß man sich ganz vergeblich um das Lebensglück liebenswürdiger Menschen geängstigt und daß Senfspiritus ein ganz besonderer Saft ist.

Gespielt wurde durchweg unter dem deprimirenden Gefühle absolut verlorener Liebesmüh'. Die Drolerie Fräulein Conrad's, die weltschmerzliche Zerrissenheit Vollmer's, die treuherzige Derbheit Krause's vermochten nicht über die Interesselosigkeit der übrigen Partien fortzuhelfen, mit denen sich die Damen Kahle und Meyer, die Herren Oberländer, Müller und Liedtke matt und müde quälten. M.

Opern und Operette.

„Der Glücksritter“, Operette in drei Acten von Alfons Czibulka, Text nach dem Französischen von Rich. Genée, M. Mannstädt und Bruno Zappert. Zum ersten Male gegeben im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater. — Sommeroper bei Kroll. — Bötel, Mierzwinski, Bulß. — Marianne Brandt. — Frau Heink. — Die Königl. Oper; Herr Capellmeister Sucher, Frau Sucher.

Müßte der Berichterstatter das Gold kaufen, in welches er bei jeder neuen Operette die Pillen für Componisten und Textdichter zu hüllen hat, es käme für die Redactionen, die ja Baarauslagen zu erstatten haben, keine kleine Rechnung heraus. Aber selbst nur nach dem ideellen Werthe des Nachdenkens und des Zeitaufwandes bemessen, ist der Bericht über die Operetten der kostspieligste. Denn das Suchen nach einer neuen Betrachtungsvariation über dieses abgedroschenste Thema erfordert mehr Zeitaufwand und Denkanstrengung als irgendwelche bedeutende Kunstanstrengung, die doch Anregung und Freude am Denken erzeugt.

Bezüglich dieser neuesten Operette kann ich mich nicht entschließen, die Pille für die Herren Textdichter zu vergolden oder zu versüßen, denn sie haben einen sehr gut verwendbaren, ihnen bereits „aus dem Französischen“ überlieferten Stoffe in ganz ungeschickter Weise verdorben. Die Handlung spielt in London 1660, unmittelbar vor dem Einzuge Karls II. Daß in der Textbehandlung die Geschichte vollständig auf den Kopf gestellt ist, daß Karl II. als „Prätendent“ geschildert wird, für den die Königin eine Verschwörung anstiften muß, während er durch Parlamentsbeschluß zurückberufen ward; daß an der Spitze der königstreuen Verschwörer der Herzog von Montrose steht, der schon neun Jahre vorher in Schottland hingerichtet worden, das, sowie vieles Andere, sei gar nicht in die Wagschale des Tadels gelegt, da von jeher Bühne und Geschichtswahrheit zwei verschiedene Dinge sind. Aber daß den eigentlichen komischen Bühnenwirkungen, zu welchen die Darstellung jener Zeit so viele Mittel bot, gar

Digitized by Google

keine Aufmerksamkeit zugewendet ward, das kann die Kritik nicht ungerügt hingehen lassen. Wie leicht war es gewesen die Puritaner und die Cavaliere und ihre Gegensätze in vollem Lichte erscheinen zu lassen! Jene mit ihren kurz geschorenen Haaren, groben Anzügen, näselnder Rede und endlosen, der Bibel entlehnten Namen (Maher-schalal-Hasch-Basch, oder nur durch den Erlöser geretteter, sonst verdammter Barebonen), diese mit ihren langen Haaren oder Perücken, glänzender Kleidung und überlustigen Gesprächsweise; jene wachsam, tapfer, aber unausstehlich, diese sorglos, tollkühn, liebenswürdig. Aber die Puritaner im „Glücksritter" sind unglaublich dumme Krähwinkler, der Gouverneur von London Middleditsch eine Art von Trottel, der fast immer schläft, seine beiden vertrauten Diener, zwei Bajazzi. Der ganze Text ist ein vortreffliches Beweisbeispiel zum Sprichworte „Viele Köche verderben den Brei"; man hört aus jeder Scene heraus, wie der eine Dichter die Singverse, ein anderer die Gespräche, ein dritter die Wortspiele und Couplets gemacht hat, und so kommen denn die verkehrtesten Dinge zum Vorschein: der Held des Stückes, ein junger Schottländer, der als „Glücksritter" nach London kommt, läßt sich von einer unbekannten Schönen, in die er sterblich verliebt ist, bereden, den Puritanern gegenüber als der „Prätendent" zu erscheinen, damit die Königin Zeit gewinne; er wird zum Tode verurtheilt, und geht sich vorzubereiten; sein Diener, der ihm treu zugethan ist, singt — unmittelbar nach der Entfernung des Herrn — ein Couplet mit den Endreimen „den Vogel erkennt man am Gefieder, den Hirsch aber am Geweih" oder „den Pflanzenesser am Sauerkraut" — „Das genügt"!

Die Musik des Herrn Czibulka bewegt sich gleich dem Texte in allerhand Widersprüchen; doch muß dem Componisten zugestanden werden, daß manche Nummer Talent für feineren Stil zeigt, daß besonders einige mehrstimmige Stücke Geschick und bessere Gesinnung beweisen; die Einzelarien, die sich meistens im Walzerzeitmaße bewegen, kommen freilich aus der älteren Operettenform nicht heraus. Nicht umhin kann ich auch, die Nachlässigkeit der Instrumentation zu rügen. Unsere Zeit hat in einem so starken Maße an charakteristischen Tonfärbungsmitteln gewonnen, daß dieselben auch in einer Operette verlangt werden können, und das um so mehr, als ja der eigentliche „Gründer" der modernen Operette, Offenbach, ein Meister der feinen, prickelnden, witzigen Instrumentation und Harmonisation gewesen war. Freilich haben seine Nachahmer, und besonders die deutschen, gröbere, lärmendere Behandlung des Orchesters eingeführt, und es gibt fast keine Empfindung mehr, welcher sie nicht mit Begleitung von Posaunen und türkischer Trommel Ausdruck verleihen; aber der Glanz dieser Herren ist in stetem Verbleichen und es wäre an der Zeit, daß sich diejenigen, die noch feinere Gefühle bewahrt haben, und zu denen wir Herrn Czibulka gerne rechnen, bald nach solchen Textbüchern umsehen, in welchen der Operettenton nicht vorherrscht, oder wenn sie schon durchaus eine Operette schreiben wollen, nur solche wählen, in welchen nicht Feineres und Gemeines dicht neben einander liegen, wie Süßigkeiten und Knoblauchwurst auf manchen Eisenbahnschenktischen. Also etwas recht Lustiges, Uebermüthiges mit entsprechender kecker Musik, so daß man nur den Maßstab des Zeitvertreibes anlegen kann, oder wirklich feines, sorgfältig Gearbeitetes; tertium non datur.

Gesungen und gespielt wurde im Ganzen recht lobenswerth. Vor Allem ist Fräulein Offenay zu nennen, die sich als gute Darstellerin auch in der feineren Gattung bewähren würde; eine neu angeworbene Sängerin, Fräulein Lejo, zeigte Talent, Fräulein von Herger, die jetzt die Stelle des Fräulein Stubel vertritt, ahmt ihre Vorgängerin nach; ich habe für dieses immer sich gleich bleibende Mienenspiel und für gewisse „fesch" sein sollende Geberden kein rechtes Verständniß. Unter den Herren war der neue Tenorist sehr gut, der den sonderbaren Namen del Zopp führt; es soll ein angenommener sein, und da ist's verwunderlich, daß man auf keinen wohlklingenderen verfiel. Der Herr besitzt übrigens stimmlich und schauspielerisch viel Begabung. Die Herren Wellhof und Klein sind an dieser Stelle schon oft mit vollem Lobe anerkannt worden, sie verdienen es auch heute. Der Erfolg war ein freundlicher, aber keiner, der auf nachhaltigen starken Besuch schließen läßt; dem thätigen Director wäre wohl zu wünschen, daß eine Neuheit endlich „einschlüge". Aber es ist jetzt eine schwere Zeit über die Theater hereingebrochen, welche sich der Posse und der Operette widmen. Das Publikum weiß eigentlich nur mehr, was es nicht will; ihm „Amüsement" zu bieten, ist fast unmöglich; Stücke, die es vor wenigen Jahren mit Jubel begrüßte, sind ihm heute zuwider, und für Feineres ist es unempfindlich. Und nicht bloß Armeen wachsen nicht auf der flachen Hand, auch Operetten.

Das Krolltheater hat am 16. September seine Opernsaison beendet, und wird nur noch für einige Concerte von Teresina Tua seine Pforten offen halten. Als der geniale Begründer dieser Sommeroper, J. C. Engel, gestorben war — ein Mann, der den Berlinern durch seine witzigen Einfälle ebenso volksthümlich bekannt war, als durch seine geschickte Theaterleitung — da ward die Befürchtung rege, daß es seinem Sohne und Nachfolger nicht gelingen dürfte, das Theater auf seiner Höhe, d. h. in der Gunst des zahlenden Publikums zu erhalten. Die Befürchtung hat sich als unbegründet erwiesen; der verflossene Sommer kann zu den für die Kasse günstigsten gerechnet werden. Allerdings waren ja auch alle Namen, denen Anziehungskraft innewohnt, auf den Zettel gebracht worden. Da kam zuerst Bötel mit seiner echten Tenorstimme und seiner naiven Vortragsweise, der man natürliche Empfindung nicht bestreiten kann. Daß er immer und immer den Lyonel und Troubadour vorbringt, ist ihm um so weniger zu verübeln, als diese Opern jedesmal das Haus am stärksten füllen, classische oder nur heroische Partien seiner Wesenheit nicht passen, und ihm daher auch keine Erfolge bringen würden. Viel strenger muß über Herrn Mierzwinski, insbesondere aber Herrn Bulß, dem bedeutendsten der drei, geurtheilt werden. Herr Mierzwinski, der in dem Sommer zweimal, im Anfange und zu Ende gastirte, scheint sich die Aufgabe gestellt zu haben, immer unmusikalischer zu Werke zu gehen, immer weniger auf Tact und richtigen Vortrag zu achten, und nur den Effect der hohen Töne, der colossalen Läufer und Triller und der schönen Stellungen in eng anschließendem Costüm anzustreben. Diese Effecte gelingen ihm ja auch, daß sie aber nicht immer dieselbe Anziehung ausüben, bewies der Besuch während des zweiten Gastspieles. Herrn Mierzwinski's „Eleazar" in der „Jüdin", war vor einigen Jahren noch eine sehr interessante Leistung; er spielte damals vorzüglich, und gab sich Mühe, im Tacte zu singen. In diesem Sommer mußte man die Kunst des Capellmeisters bewundern, der das Orchester bei der Begleitung des berühmten Sängers zusammenhielt, daß es bei dem Ueberspringen von viertel und halben Tacten nicht vollständig aus dem Geleise kam. — Was nun Herrn Bulß betrifft, der als „Zampa", „Don Juan" u. s. w. auftrat, so können wir nur sagen, daß dieser Künstler mit einer herrlichen Stimme begabt, mit ganz tüchtigen musikalischen Studien ausgerüstet ist, und daß es um so bedauerlicher und rügenswerther erscheint, wenn er die gewöhnlichen Theatermittelchen, das lange Ziehen der hohen Töne, den überempfindsamen Vortrag und gewisse abgebrauchte Spieleffecte verwendet, um einen Erfolg zu gewinnen, den er auch ohne solche unter seiner Künstlerschaft stehenden Manöverchens sicher erränge; derselbe würde vielleicht nicht gleich sich so lärmend kundgeben, mit tosendem Beifallklatschen; aber er wäre ein ebenso sicherer, nachhaltigerer und auf allen Seiten gleichmäßig festgestellter. Und daß selbst das Sommeroper-Publikum für echt künstlerische, ohne jede Ueberhülle gebotene Leistungen volle Empfänglichkeit besitzt, erwies sich bei dem Gastspiele der Frau Heink aus Hamburg. Diese treffliche Sängerin kam ohne besonderen Ruf und ohne jegliche Vorpreisung, und erwarb sich die volle Gunst des Publikums durch ihre schöne seltene Contrealtstimme und durch ihren warmen, leidenschaftlichen und immer in den Grenzen des Schönen verweilenden Vortrag.

Was aber soll ich von Marianne Brandt sagen, die zu Ende der Saison mehrere Male als Fidelio und als Fides aufgetreten ist, und welche dieses Gastspiel als ihr letztes vor dem Zurückziehen in das Privatleben bezeichnet haben soll? Diese große Künstlerin, die einst eine Zierde unserer Hofoper war, und in deren verschiedenartigsten Rollen gleich Ausgezeichnetes leistete, hat die letzten Jahre fern von der Heimath, an der deutschen Oper in New-York gewirkt. Und auch die wärmsten Verehrer konnten sich des Bangens nicht erwehren, daß sie da drüben doch manchen starken Effect noch schärfer zugespitzt haben mochte, daß sie im Lande, wo das electrische Licht schon lange zu den alltäglichen Dingen gehört, sich gewöhnen konnte, auch grellere Tonfarben anzuwenden. Aber zum allgemeinen Erstaunen und Entzücken hat Marianne Brandt mit milderen und einheitlicheren Vortragsaccenten gesungen als ehedem; kein schriller Ton in der Höhe, kein gewaltsamer in der Tiefe war vernehmbar; jede Arie, jede Wirkung in mehrstimmigen Stücken bot ein vollkommen abgerundetes, in die kleinsten Einzelheiten künstlerisch durchdachtes, einheitliches Ganzes. Marianne Brandt hat niemals schöner, edler und tiefer gemüthvoll gesungen, als in diesem Sommer. Und sie will sich jetzt zurückziehen? Wohl mag sie es als schwere Kränkung fühlen, daß ihr die Pforten der Hofoper verschlossen bleiben, aus der sie durch willkürliche und zwecklose Aenderungen*) vertrieben worden war; aber noch gibt es ja Bühnen genug, die eine solche Künstlerin mit Freuden aufnehmen werden.

Einstweilen befindet sich die Königl. Hofoper noch in dem Stadium der Versuche und Aenderungen. Der neue Kapellmeister, Herr Sucher, hat sich als ein sehr tüchtig routinirter Führer bewährt, der vom Orchester die unbedingt nöthige Achtung vor seinem Können sofort zu erlangen verstand; ob er die Kraft und Ausdauer besitzt, die eingewurzelten Schäden zu beseitigen, muß die Zeit lehren. Seine Gattin, die berühmte Sängerin, die vor der Hand auf vier Monate von der Hamburger Direction geliehene, hat in den Wagner'schen Opern die verdienten glänzenden Erfolge errungen. Herr Kapellmeister Deppe hat nun die meisten Opern abgegeben, um deren Neubelebung er eigentlich berufen worden war. Dagegen hat er die Leitung der Concerte der Königl. Kapelle wieder aufgenommen, also seine entschiedene Absage widerrufen. Die bei dieser Wiederaufnahme abgespielten Vorgänge, von denen vieles in den Zeitungen zur Kenntniß gelangte, beweisen, daß in der Königl. Oper auch gut Komödie gespielt wird.

Heinrich Ehrlich.

*) Sie trat zurück, als Herr v. Hülsen Frau Luger (Gräfin L.) für ihre Rollen berief; Frau Luger nahm ihren Abschied, als Frau Reicher-Kindermann angeworben ward; diese starb noch vor Antritt ihrer Stellung. Frl. v. Ghylanyi, talentvoll, aber schwächlich, starb ebenfalls; die Brandt ist noch immer unersetzlich.

Digitized by Google

Inserate.

Neue billige Lieferungs-Ausgabe.

BEETHOVEN'S WERKE.

Gesammtausgabe für Unterricht und praktischen Gebrauch.

(Orchester für Klavier übertragen.)

Vollständig in 20 Bänden binnen zwei Jahren.

Preis jeder Lieferung ℳ 1.

Auf Gesang- und Klavierwerke einerseits, Kammermusik andererseits wird besondere Subscription angenommen.

Beginn des Erscheinens 15. September 1888. Verzeichnisse unentgeltlich.

Durch jede Buch- oder Musikalienhandlung zu beziehen.

Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Schweizerische Rentenanstalt.

(Für Lebensversicherungen und Renten.)

30. Jahrgang.

Volle Gegenseitigkeit. Aller Gewinn den Versicherten. Angesammelter Gewinnfonds **3,400,000 Fr.** Ausbezahlte Gewinnsenten Franc 1,500,000, bis auf 50 und 60 pCt. der Jahresprämie. Ausbezahlte Kapitalien **26,000,000 Fr.** Volle Auszahlung sofort nach dem Ableben, ohne Abzug. Gesammtfonds der Rentenanstalt **23,000,000 Fr.** Jahres-Einnahme **3,600,000 Fr.** Versicherungssumme **74,000,000 Fr.** Statuten, Prospecte, Jahresberichte gratis bei allen Agenturen, sowie bei der unterzeichneten Generalagentur **für Berlin und die Prov. Brandenburg**

Theodor Schroeder,

Berlin W. 8, Leipzigerstrasse 29 III.

Agenten, welche in besseren Kreisen Beziehungen haben, finden Anstellung.

Im Verlage der **Dyk'schen Buchhandlung** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Dünzer, Goethe und Karl August.

3 Thle. in einem Bande. 2. Aufl. Brosch. ℳ 18.—, Geb. ℳ 20.—.

Dieses längst erwartete Werk von der Hand des vertrautesten Kenners des Weimarischen Hof- und Dichterlebens stellt die Beziehungen Goethes zu seinem Fürsten, dem bedeutendsten seiner Zeit, in eingehendster Weise dar, und wird jedem Goetheverehrer sowie allen Freunden unserer neueren vaterländischen Geschichte höchst willkommen sein.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.

L. M. Clogau, Hamburg, 23 Burstah.

Für Schriftsteller.

Zuiendung guter (sparender Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken (in Original und Uebersetzung), wenn auch bereits gedruckt, ist stets erwünscht. Bei bereits gedruckten Sachen ist genau anzugeben, wo und in welchen Blättern der Abdruck erfolgte. Entscheidung erfolgt in kurzer Zeit.

Paul Köhler's Verlag,

Berlin N., Weißenburger Str. 8.

Im Verlage von **H. Barsdorf** in **Leipzig** erschien:

Rumänische Volkslieder.

übersetzt von **W. Rudow.**

1888. Eleg. br. ℳ 2.70, geb. ℳ 3.30.

Memoiren der Markgräfin v. Bayreuth,

Schwester Friedr. d. Gr. **von ihr selbst geschrieben.**

2 Bde. T. A. m. 6 Portr. br. ℳ 4.—, geb. ℳ 5.—

Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Aus dem Italienischen.

Einzig autorisirte deutsche Ausgabe.

Die Kunst glücklich zu sein

Paul Mantegazza

Autorisirte Ausgabe.

Eleg. broch. M. 2.—.

eleg. geb. M. 3.20.

Bei **Otto Wigand** in **Leipzig** ist erschienen:

Sammlung von Actenstücken

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesen Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) ausgezeichneten Cacaopräparat-Oberstoff. Cacao.

Preise per ½ ℔ ¼ ℔ ⅛ ℔ ½ ℔-Dose

800 400 200 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL

Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Drogengeschäften.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München. 1881, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801. 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur. Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen. Jahrg. 7 Taschenbch. 1795 bis 97. br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern. Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 52, 4 vols. maroquin. Zus. 50 ℳ. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und Goethe's Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 ℳ. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67. Lw. zusammen 15 ℳ. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71, ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 ℳ. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dische. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographien). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart"**, Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXIII. Bande der **„Gegenwart"**, sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction: Berlin S.W., Plückerstr. 67. Verlegt unter Gesammtverfügung des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.** **Expedition: Berlin S.W.,** Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 39. Berlin, den 29. September 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltener Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Eintritt der Nationalliberalen in die Regierung. — **Literatur und Kunst:** Was kann der Staat für die Literatur thun? (Zum Schriftstellertage in München.) Von G. Sch. — Alphonse Daudet und die Französische Akademie. Von Theophil Zolling. — Ovidio. Eine Studie von Ferd. Groß. (Schluß.) — **Feuilleton:** Ein Studienkopf. Von Georg Keben. (Fortsetzung statt Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Die Eröffnung des Berliner Theaters. Von M. — Dramatische Aufführungen: „Anton Antony." Schauspiel in fünf Acten von Oscar Blumenthal. (Lessingtheater.) — „Devorit." Lustspiel in drei Acten von Henri Meilhac. (Residenztheater.) Von M. — Inserate.

Der Eintritt der Nationalliberalen in die Regierung.

Als Herr v. Puttkamer von seinem Ministerposten zurücktrat, brachten Zeitungen der verschiedensten Parteifarben die Nachricht, der Posten würde voraussichtlich längere Zeit unbesetzt bleiben, dann aber sei es nicht unwahrscheinlich, daß ein Führer der Nationalliberalen denselben erhielte. Manche nannten ganz offen Herrn v. Bennigsen als Puttkamer's Nachfolger. Die nationalliberale Presse that damals das Vernünftigste, was sie thun konnte: die ließ die anderen Parteien streiten und registrirte die Nachrichten, ohne bedeutende Hoffnungen und Erwartungen an dieselben zu knüpfen. Ob thatsächlich etwas an dem Gerüchte gewesen ist, können wir nicht entscheiden. Jedenfalls blieb die erwartete längere Vacanz aus. Der bisherige Unterstaatssecretär Herrfurth, der auch das Ministerium des Innern während der Vacanzzeit verwaltet, rückte eine Stufe höher und ward der Nachfolger seines seitherigen Chefs. Die Conservativen constatirten mit Genugthuung, daß der conservative Charakter des Ministeriums gewahrt sei. Die Deutschfreisinnigen und Ultramontanen ließen ihre Schadenfreude unverhohlen durchblicken, darüber, daß den Nationalliberalen das Ministerportefeuille nun doch entgangen sei. Diese aber konnten solche Sticheleі, die sie übrigens nachgerade gewohnt werden, um so leichter ertragen, als in ihrem Lager kaum Jemand ernstlich an die Aussichten Bennigsen's geglaubt hatte, er selber am wenigsten. Als dann aber vor etwa drei Wochen die Nachricht die Zeitungen durchflog, Herr v. Bennigsen sei nach Friedrichsruh gerufen, um mit dem Fürsten Bismarck zu conferiren, und habe diesem Rufe Folge geleistet, tauchten in der Tagespresse natürlich wieder viele Vermuthungen über die Folgen dieser Conferenz auf. Harmlose Naturen meinten, es habe sich dabei vorzugsweise um die bevorstehenden Landtagswahlen und um die Erneuerung des Cartelles gehandelt. Weitschauende wollten etwas von bevorstehender Ministerkrisis und dem Eintritte Bennigsen's in's Ministerium wissen. Genaueres erfuhr man erst, als die Kunde von der Ernennung des Führers der Nationalliberalen zum Oberpräsidenten von Hannover die Welt durcheilte. Bis dahin war Herr v. Bennigsen Landesdirector dieser Provinz gewesen. Der oberste Communalbeamte Hannovers war zum obersten Staatsbeamten der Provinz ernannt worden und damit ein Nationalliberaler auf einen bedeutenden Platz in der Regierung berufen worden.

Auf dem Gebiete der inneren Politik war das ein so wichtiges Ereigniß, daß sofort die Presse darauf zu reden kam. Die Ansichten fielen nach Maßgabe der Parteiangehörigkeit natürlich ungemein verschieden aus. In conservativen Kreisen hat die Nachricht die Gemüther eben nicht freudig erregt, weil man dort auf die höchsten Regierungsposten eine Art von Privilegium zu haben glaubte und auch als Oberpräsidenten von Hannover am liebsten einen Conservativen gesehen hätte. Die Deutschfreisinnigen kamen nun mit ihrem alten Hohne, als ließe die Regierung sich die Dienste der Nationalliberalen gerne gefallen, gebe aber sonst nicht das Mindeste um die Partei, nicht mehr aus. Wenn sie damals, als der hochselige Kaiser Friedrich verschiedenen Deutschfreisinnigen hohe Orden zugedacht hatte oder zugedacht haben sollte, gern von einem Systemwechsel zu Gunsten des Fortschrittes reden mochten, so könnte nun doch weit eher von einem Systemwechsel zu Gunsten der Nationalliberalen geredet werden, und man begreift, wie verschiedene Herren zu der Erklärung kommen, die Ernennung Bennigsen's zum Oberpräsidenten von Hannover habe politisch eigentlich nichts zu sagen. Anderswo im clericalen und fortschrittlichen Lager glaubt man zu wissen, diese Ernennung sei nur erfolgt, um Herrn v. Bennigsen und natürlich einen bedeutenden Theil seiner politischen Freunde in's Lager der Regierung, also zu den Conservativen, hinüberzuziehen. Als ob Bennigsen der Mann sei, der für einen guten Posten seine Ueberzeugung aufgibt! Man scheint vergessen zu haben, oder vielmehr man will nicht mehr wissen, daß derselbe Herr v. Bennigsen im Jahre 1877 und 1878 hätte Minister werden können, wenn er sich mit allen Finanzplänen des Fürsten Bismarck hätte einverstanden erklären wollen und können. Aber er konnte seiner Ueberzeugung nicht untreu werden und da er auch den Eintritt mehrerer politischer Freunde in's Ministerium glaubte fordern zu müssen, so zerschlugen sich damals die Unterhandlungen, und er ertrug es leichter, mit dem Ministerpräsidenten eine Zeit lang auf gespanntem Fuße zu stehen, als von dem auch nur um eines Zolles Breite zu weichen, was er als recht und gut ansah. Und heute, nachdem sein Urtheil um so reifer ist, da er zehn Jahre an parlamentarischer Arbeit mehr hinter sich hat, sollte derselbe Mann sich zu einer Schwenkung nach rechts taufen lassen? Das wird man doch kaum im Ernste behaupten wollen, wenigstens werden alle die das lächerlich finden, die Herrn v. Bennigsen kennen. Andere im Lager der Deutschfreisinnigen und Ultramontanen meinen, das Ganze sei nur ein Manöver der Regierung, um mit Hülfe der Nationalliberalen eine gefügige Majorität in den Landtag zu bekommen, um dann dort thun zu können, was ihr beliebe. Wenn alsdann der Mohr dort seine Schuldigkeit gethan habe, könne er wieder gehen. Es

Digitized by Google

ist dies eine der beliebten deutschfreisinnigen Phrasen in umgestalteter Form, nämlich die alte Redensart, als habe unsere Regierung kein sehnlicheres Verlangen, als die Volksfreiheit auf ein Minimum einzuschränken und dem Geldbeutel des sogenannten armen Mannes unnöthiger Weise zum Vortheile des Begüterten die Steuern zu entnehmen, und als werde sie in diesem schwarzen Bestreben von den Conservativen und Nationalliberalen aus purer Bosheit, oder weil der Horizont dieser Leute zu beschränkt ist, unterstützt. Mit dieser Phrase scheinen die Herren auch diesmal in den Wahlkampf eintreten zu wollen, werden aber höchst wahrscheinlich die Entdeckung machen, daß das Volk ihnen nicht mehr glaubt. Jedenfalls aber brauchen sie dem Volke nicht vorzuwerfen, die Nationalliberalen seien zu einer Schwenkung nach rechts geneigt, weil ihr bedeutendster Führer in die Regierung eingetreten sei.

Wir wissen uns mit der weitaus überwiegenden Mehrheit der Nationalliberalen Deutschlands einer Meinung, wenn wir unsere Ansicht dahin aussprechen, daß die Ernennung nicht bezwecke, die Nationalliberalen für ihre der Regierung geleisteten Dienste zu belohnen und sie anzuspornen, auch ferner der Regierung in allen Stücken sich nützlich zu machen. Die nationalliberale Fraction ist im Parlamente und im Volke lange Zeit die bestgehaßte gewesen, eine angenehme Stellung hat eine Mittelpartei bekanntlich nie. Aber ein Dienen um Lohn darf ihr Keiner zum Vorwurfe machen. Wäre das ihr Princip gewesen, sie hätte sich entweder links oder rechts gewandt und wäre allenthalben mit offenen Armen aufgenommen worden. Daß sie das aber nicht gethan hat, sondern ihrer Ueberzeugung treu geradeaus gegangen ist, ohne zur Rechten oder zur Linken zu schauen, das hat ihr gerade die vielen Anfeindungen zugezogen. Auch die Regierung weiß es, daß die Partei sich durch Gunstverweisungen nicht wird von ihrer Bahn ablenken lassen. Wenn sie aber trotzdem den Führer derselben auf einen hohen und ehrenvollen Posten beruft, so liegt darin die Anerkennung der nationalliberalen Principien durch den König von Preußen und seinen Ministerpräsidenten, denn in vollster Uebereinstimmung mit einander ist die Ernennung erfolgt, nicht indem einer den anderen nachgegeben hat.

Und was kann die Landesregierung eigentlich gegen die Nationalliberalen haben? Die große, man darf wohl sagen dominirende Partei, die in den siebziger Jahren unter diesem Namen bestand, löste sich in Folge der Veränderung der Wirthschaftspolitik des Fürsten Bismarck auf. Die Auflösung wäre auch sonst wohl nur eine Frage der Zeit gewesen, da die Partei aus recht heterogenen Elementen zusammengesetzt war. Am 30. August 1880 trat der linke rechtshinderlich gewordene Flügel aus der Fraction aus und bildete die sogenannte Secession, die sich einige Jahre später mit der Fortschrittspartei vereinigte. Die Vereinigung besteht heute noch unter dem Namen der deutschfreisinnigen Partei. Der treugebliebene Kern der Nationalliberalen erkannte am 29. Mai 1881 auf dem Parteitage zu Berlin die Nothwendigkeit der Socialreform an und erklärte, dieselbe unterstützen zu wollen. Dagegen sollte es jedem Parteimitgliede freistehen, in Zollfragen nach eigener Ueberzeugung zu stimmen. Die Heidelberger Erklärung vom 23. März 1884 erkannte die Berechtigung der agrarischen Zölle an und betonte die Nothwendigkeit der Besteuerung des mobilen Kapitales. In allen wichtigen Fragen stimmen heute die Nationalliberalen mit der Regierung überein. Sie vertrauen der Leitung der äußeren Politik durch den Fürsten Bismarck und sind geneigt, ihm die nöthigen Mittel zur Erhaltung und Stärkung der Wehrkraft zu gewähren, weil sie in einer starken Wehrkraft das beste Mittel zur Erhaltung des Friedens sehen; sie erkennen die Richtigkeit der indirecten Steuern und ihre Berechtigung im Principe an, wenn sie auch in einzelnen Fragen dieses Gebietes mit der Regierung nicht übereinstimmen; sie bekämpft alle particularistischen und reichsfeindlichen Bestrebungen, von welcher Seite sie auch kommen mögen, ist bereit, das Deutschthum an den Grenzen des Vaterlandes zu stärken und die Socialdemokratie durch wirksame Gesetze niederzuhalten; sie steht den socialpolitischen Bestrebungen der Regierung im Principe freundlich gegenüber, die Differenz der Meinungen betrifft nur nebensächliche Punkte; sie ist niemals in dem Maße von der Richtigkeit ihrer Anschauungen und von der absoluten Nichtswürdigkeit der gegnerischen überzeugt, daß sie es ausschlägt, über von anderer Seite ihr nahegebrachte Vorschläge in den Kreis ihrer Erwägungen und Berathungen zu ziehen; es ist vielmehr ihr Princip, auch in solchen Vorschlägen alles zu prüfen und das Beste zu behalten und gelegentlich zu verwerthen oder sofort weiter auszubauen. Warum unsere Regierung sich nicht auch auf diese ihr in allen Fragen von Belang nahestehende Partei soll stützen können, ist nicht einzusehen. Keine Partei ist doch so servil, daß sie alles annimmt, weil es eben von der Regierung kommt, auch die conservative nicht. Auch sie würde in dem Augenblicke die Gunst aller ihrer Freunde verlieren, in dem ihre Führer erklärten, sie würden von Stund an mit der Regierung durch Dick und Dünn gehen. In der That hat es sich ja gezeigt, daß der äußerste rechte Flügel der Conservativen gern mit den Clericalen ein wenig liebäugelt. Sollte diese Neigung zunehmen, so würden die Hochconservativen sicherlich bei der Regierung in Mißcredit kommen, da man den Herren Clericalen kein starkes patriotisches Gefühl zuschreiben darf, da dieselben leider mehr und mehr in's Gefolge der Particularisten hineingetrieben zu werden scheinen. Rechnet man dazu noch, daß nach dem Ergebnisse der letzten Wahlen die nationalliberalen Anschauungen im Volke eine große Verbreitung gefunden haben und eine immer größere finden, so läßt es sich ja leicht einsehen, daß die Regierung in ihrem eigenen Interesse handelt, wenn sie mit der Partei rechnet.

Welches aber werden für die Zukunft die Folgen des Eintrittes der nationalliberalen Elemente in die Regierung sein? Die Opposition meint, wie wir bereits angedeutet haben, die Nationalliberalen würden mehr servil werden. Das steht natürlich nicht anzunehmen. Die Nationalliberalen sind ihrem Programme weniger untreu geworden, als beispielsweise die Deutschfreisinnigen, die es vor zehn Jahren verschmäht haben würden, Hand in Hand mit den Ultramontanen zu gehen. Gerade sie haben sich je länger desto mehr in eine principielle Opposition hineintreiben lassen, die der Partei vielen Schaden gethan und ihr die Herzen des Volkes entfremdet hat. Es ist überhaupt mit dem Opponiren aus Princip eine üthliche Sache. Man begibt sich damit zu leicht auf eine schiefe Ebene, auf der man immer weiter nach links rutscht. Dem Volke däucht die Opposition zuerst meistens etwas Großes zu sein, es pflegt der seine Anschauungen bald zu ändern, wenn es nichts Positives zu sehen bekommt. Es hat auch ein Recht, zu fordern, daß die Männer, die es in die gesetzgebenden Körperschaften wählt, auch thatsächlich mitarbeiten, nicht nur reden und verwerfen. Die Leiter der deutschfreisinnigen Partei irren sich, wenn sie meinen, das Volk stehe noch immer hinter ihnen. Von ihrem früheren großen Anhange ist ein Theil in's Lager der Socialdemokraten, ein anderer in das der Nationalliberalen abgeschwenkt. Letztere leisten in den Parlamenten auch bedeutende Arbeit und begnügen sich nicht damit, hinter der Regierung herzuschwänzeln, wie ihre Feinde ihnen gern zum Vorwurfe machen. Und warum sie in diesem Augenblicke ihre Gesinnung und ihr Programm ändern, nun, da die Regierung mit demselben zu rechnen beginnt und das Volk immer entschiedener der Partei und ihren Principien seine Gunst zuwendet, das ist doch nicht einzusehen, das wäre die reinste Politik des Selbstmordes. Man hat schon allerlei Vermuthungen darüber aufgestellt, warum doch Herr von Bennigsen nicht mehr Vorsitzender im nationalliberalen Wahlcomité seiner Provinz bleiben wolle. Daß er mit einem Theile seiner politischen Freunde in Zwiespalt gerathen ist, das ist ebensowenig wahr, als daß er eine Schwenkung nach rechts gemacht habe. Die Sache wird ganz einfach so liegen, daß er allem dem aus dem Wege zu gehen gedenkt, was wie Wahlbeeinflussung aussieht oder auch nur gedeutet werden kann. Es wäre ja schließlich am Ende nichts dabei gewesen, wenn er den Vorsitz im Comité weiter geführt hätte. Aber klatschsüchtige Zungen und ärgerliche politische Gegner hätten es dann doch vielleicht an

Digitized by Google

offenen und versteckten Andeutungen nicht fehlen lassen, und dem wollte Herr v. Bennigsen aus dem Wege gehen. Uebrigens gedenkt er seinen Wahlkreis auch weiterhin in den Parlamenten zu vertreten und wird seine bedeutende Rolle in der Parteileitung auch weiter spielen. Man braucht im Lager der Gegner eigentlich gar nicht so absonderliche Glossen dazu zu machen. Eugen Richter würde auch auf seine parlamentarische Thätigkeit und die Führerrolle seiner Fraction nicht verzichten, wenn er eines schönen Tages eine Ernennung zum Oberpräsidenten erhielte.

Kann die Ernennung auf die Haltung der Partei oder einiger Mitglieder der nationalliberalen Fraction in den gesetzgebenden Körperschaften auch keinen Einfluß in dem Sinne ausüben, daß sie sich noch mehr der Regierung anschließt, und ist damit die Möglichkeit ausgeschlossen, daß das Ganze nur ein Wahlmanöver ist, so ist sie doch ein Band, welches die Partei mit der Regierung verknüpft. Diejenige Presse, die eine Vorliebe für das Sensationelle an den Tag legt und deswegen gewöhnlich sehr viel weiß, von dem sonst Niemand eine Ahnung hat, wußte auch diesmal eine Reihe von Orakelsprüchen unter das Volk zu streuen, die an Dunkelheit nichts zu wünschen übrig ließen und deswegen mannigfache Erklärungsversuche hervorriefen und im Kreise von Nichteingeweihten Staunen und Verwunderung hervorriefen. Es sollte sich ein Systemwechsel der Art von fern vorbereiten, daß die Regierung sich von den Hochconservativen loslöste und sich in Zukunft auf die Freiconservativen und Nationalliberalen zu stützen gedächte. Zu dem Zwecke würden bereits in nächster Zeit hervorragende Führer namentlich der letztgenannten Partei wichtige Posten in der Regierung bekommen. Miquel würde schon in nächster Zeit irgendwo Oberpräsident werden. Für Herrn v. Bennigsen sei die Ernennung nur etwas Vorläufiges, er würde das Amt bald mit dem eines Ministers vertauschen und dann die bedeutendsten seiner politischen Freunde in's Ministerium nach sich ziehen. Wie viele von solchen Vermuthungen auf Inspiration beruhen und wie viele nur mühsige Erfindungen sind, läßt sich heute noch nicht übersehen. Daß nicht Herr v. Bennigsen Aussicht hat, einmal Minister zu werden, — er hatte ja schon vor elf Jahren Aussicht dazu — daß nicht die Führer der Nationalliberalen auf bedeutende Posten können berufen werden, — Miquel war erst vor wenigen Tagen in Berlin und soll auch mit hochgestellten Kreisen in Berührung gekommen sein — wer wollte das bestreiten? Aber daß es zu einem förmlichen Systemwechsel kommen wird, daran glauben wir nicht, daran glaubt heute wohl noch Niemand, der mit der Politik auch nur etwas Bescheid weiß. Wenn die gegnerische Presse sich auch solchen Gerüchten nicht ganz verschloß, so lag das wohl mehr daran, daß sie auch in nationalliberalen Kreisen kühne Hoffnungen wecken wollte, um späterhin spotten zu können, wenn sie sich nicht erfüllten. Aber die nationalliberale Partei braucht nicht solche Gerüchte als Lärmtrommel anzuwenden, um Anhang im Volke zu werben. Der Anhang ist da und vermehrt sich und verlangt nur das Fortwandeln auf der einmal eingeschlagenen Bahn.

Aber wenn wir auch einen nahe bevorstehenden oder zeitlich fernen Umschwung des Regierungssystemes nicht erwarten, so gibt doch die Ernennung Herrn v. Bennigsen's zu Hannovers Oberpräsidenten die Gewähr, daß die Regierung mit dem nationalliberalen Elemente zu rechnen beginnt und die Anschauungen der Partei im Prineipe billigt. Ob das Element über lang oder kurz eine Verstärkung erfährt oder nicht, ob es Eingang in's Ministerium findet, das muß die Folge lehren. Wir geben uns einstweilen damit zufrieden, daß unsere Arbeit nach oben und unten hin Anerkennung findet und werden auf dem Wege fortgehen, den wir seit Jahren unbeirrt vom Spotte und der Anfeindung unserer Gegner gewandelt sind.

Literatur und Kunst.

Was kann der Staat für die Literatur thun?

(Zum Schriftstellertage in München.)

Als Hegel, den Staatsbegriff des Alterthumes erneuernd, dem Staate die Bestimmung und Bedeutung beilegte, den sittlichen Geist zu verwirklichen, alles Thun und Wissen der in ihm enthaltenen Individuen zu beherrschen und zusammenzufassen, da hat er trotz aller Ueberschwenglichkeit der Abstraction, die das Ideal, die Forderung der Zukunft ohne Beachtung der thatsächlichen Verhältnisse des Ursprunges und der Mittel der Staaten, die doch so völlig verschieden geartet sind, ohne weiteres zur Gegenwart, zur Wirklichkeit macht — doch einer Anschauung Ausdruck gegeben, die sich in steigendem Umfange geltend machte. Immer mehr, immer höhere Aufgaben werden vom Staate gefordert, zur Verwaltung, Rechtspflege und Vertheidigung, wovon er anfing, wurde ihm noch der Unterricht, das Forstwesen, das Versicherwesen aufgelastet, und schließlich soll er noch die gesammte Industrie in die Hand nehmen. In dieser Richtung ist eine Ueberschätzung des Staates enthalten, welche nicht nur übersieht, auf welche Weise, mit welchen Mittelspersonen diese Aufgaben bewältigt werden müssen, sondern auch den noch viel wichtigeren Umstand, daß der Staat, den auch der neueste Geschichtschreiber Preußens das Volk als wollende Person nennt, doch die Kräfte, die er bedarf, nur ordnet und leitet, aber sie hervorzubringen den natürlichen Verbindungen überlassen muß: der Familie, dem Volke, dessen Gesundheit und Tüchtigkeit seine Grundlage bildet. Auch auf anderen Lebensgebieten, in der Religion, der Kunst, der Wissenschaft kann der Staat die Kräfte nicht hervorbringen, die nach eigenen Gesetzen wachsen, er kann nur fördernd oder hemmend eingreifen, wie der Gärtner seinen Pflanzen Licht und Luft und Nahrung zuführt oder entzieht.

Mit den Bemühungen des Staates, alle Kräfte der Nation zusammenzufassen und zu pflegen, hat nun, wie längst anerkannt, das Frankreich Richelieu's einen weiten Vorprung gewonnen; die französische Akademie, die Unterstützung neuer Industriezweige noch vor Richelieu, die Begünstigung der Ausbildung der Künstler in Rom, Jahrgelder und Ehrengehalte der Dichter und Schriftsteller, das Alles wurde ja systematisch eingerichtet, um Frankreich die erste Stelle unter den europäischen Völkern zu sichern. Aber — möchten wir jene Ueberschätzer der Staatshoheit fragen — entsprach nun auch der Erfolg völlig den Erwartungen, den aufgewendeten Mitteln? Ist die Gefahr des persönlichen Eingreifens und Vorgreifens, der Bevorzugung des Mittelmäßigen, des Schmeichelnden, des Streberes vor dem Würdigeren, vor dem Selbständigen und Stolzen durchschaut und vermieden worden?

Auch Norwegen hat bekanntlich Staatspensionen für seine hervorragenden Schriftsteller, trotz der demokratischen Gesinnung des ganzen Volkes, die sich in der Unbefangenheit der Austheilung kundgibt, hat doch einer und nicht der geringste seine völlige Unabhängigkeit noch höher geschätzt.

Selbst in Bayern, das doch auch seine Staatspensionen für bildende Künstler besitzt, wurde in letzter Zeit der Vorschlag im Landtage gemacht, Staatspensionen für solche Schriftsteller einzuführen, welche in sittlicher und religiöser Beziehung — oder wie sonst der gebrauchte Ausdruck ähnlich lautete — thätig seien. Der zuständige Minister sprach sich dagegen aus, er hatte das Bedenken, es möchten sich gerade solche Schriftsteller bewerben, die eine große Zukunft hinter sich hätten. Selbstverständlich blieb es bei der Anregung; der Quietismus, die Abneigung gegen jede nicht nöthige Neuerung bedürfte anderer Anstöße als bloßer Worte. Wirklich wäre der Nutzen auch sehr zweifelhaft. Ein bedenklicher Anhalt für die ganze Summe von Mißständen, die man mit dem Gesammtnamen der Protection bezeichnen kann, wäre von vornherein die be-

Digitized by Google

rührte Beschränkung auf eine sittlich religiöse Richtung des Schriftstellers, die nur dem Ultramontanismus oder verwandten Bestrebungen zur Handhabe dienen würde oder besten Falles — wenigstens in dem mitgetheilten Falle — dem dynastischen Particularismus und Byzantinismus, der Streberei und Liebedienerei Vorschub leisten müßte. Des Weiteren würde überhaupt bei der Zutheilung jeder allzugroße Einfluß der staatlichen Bureaukratie, eines einzelnen oder wenn auch mehrerer Juristen, d. h. einseitiger, durch Geschäfts-, Lebensauffassung und Bildungsgang des freien Anblickes, der umbefangenen Kenntniß des literarischen Lebens entbehrender Beamten, Minister oder vortragender Räthe zum Nachtheile der Sache ausschlagen.

Aber soll denn überhaupt der Staat etwas für die Pflege der Literatur thun?

Unbedenklich beantworten wir diese Frage mit ja! Der moderne, der nationale Staat muß danach streben, zu seiner eigenen Kräftigung alle lebendigen gesunden Volkskräfte zu schützen und zu fördern, in dem Ringen der erhaltenden Kräfte mit den zerlegenden und zerstörenden Mächten, mit den Krankheiten des Volkslebens mit Scharfblick und Umsicht den ersteren seine Unterstützung gewähren, um von dem gegenwärtigen Zustande das Schicksal des alten römischen Reiches noch recht lange fernzuhalten.

Was der Staat in seinem eigenen Interesse der Wissenschaft und der Kunst an Förderung und Hulfe angedeihen läßt, das schuldet er auch der Literatur.

Unterstützung, nicht Parteinahme und Unterjochung frommt beiden an sich unabhängigen Theilen.

Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre gewährt der moderne Staat. In der theilweisen Unabhängigkeit der Universitäten, in ihrer weitgehenden Selbstverwaltung, in ihrem Stiftungsvermögen ist das Gegengewicht gegen die Ansprüche, welche aus den großen staatlichen Zuschüssen erhoben werden könnten. Jene Göttinger Sieben dürfen nie vergessen werden, wenn von deutschen Universitäten und ihrer hohen Wichtigkeit für die deutsche Nation die Rede ist. Auch bei Staatsstipendien, bei der Unterstützung wissenschaftlicher Arbeiten und Untersuchungen, bei der Aussendung wissenschaftlicher Unternehmungen und Reisen bleiben ja doch trotz der Entscheidung durch den Minister oder den Fürsten selbst die Vorschläge der Fachgelehrten das Bestimmende. So hat die reine Wissenschaft, die sich nicht an die ganze Nation, sondern zunächst nur an einzelne Kreise wendet, einen großen Spielraum für die selbständige Vertretung ihrer Bedürfnisse, wie sie doch, auf den Markt gestellt, auf sich selbst angewiesen, nicht bestreiten könnte.

Wie steht es denn mit der Kunst? Auch ihre Akademien zur Heranbildung, Staatslehranstalten und Zeichenschulen, akademische Ausstellungen, Preise und Stipendien, Ankäufe für öffentliche Sammlungen, Bestellungen für die Ausschmückung von Staatsgebäuden — zusammen eine ganz bedeutende Unterstützung und Förderung durch öffentliche Gelder, mit dem Erfolge, daß wohl kaum mehr ein wirkliches Talent aus Mangel an Ausbildung und Beachtung durch Uebersehen der Verkümmerung überlassen wird, mit dem Erfolge, daß trotz aller Zufälle und Unbilligkeiten des Marktes, auf den die Kunst immer noch in der Hauptsache angewiesen bleibt, die Lebenshaltung, der standard of life des bildenden Künstlers selten im völligen Gegensatz zum Werke seines Schaffens, zur Intensität seiner Arbeit stehen dürfte.

Und wie steht es nun mit der Literatur? Wir scheiden dabei die rein gelehrten Werke aus; die Monumenta Germaniae historica, Untersuchungen über Räderthiere und Schwammarten, Sanscritwörterbücher und Berichte über Ausgrabungen fallen in den Kreis der Aufgaben, welche eine Akademie der Wissenschaften mit eigenen Mitteln zu fördern hat.

Wir sprechen nur von denjenigen Schriftwerken, welche dem durchschnittlichen Bildungsstandpunkte des Bürgerthumes, d. h. überhaupt der erwerbenden Stände, der Mittelschicht des Volkes, die wir recht weit nach unten bis in die Kreise der Handarbeiter und Bauern hinein sich ausdehnen zu sehen wünschten, entsprechen wollen, welche auf den Buchhandel als Träger der Verbreitung und Wirkung angewiesen ist. Wir haben die Dichter und Erzähler und Schriftsteller im engeren Sinne im Auge, die nach gediegenster abgerundeter Darstellung streben, nicht nach dem Anscheine viel nachgefragen zu haben, und nach dem Ziele nachgeschlagen und angeführt zu werden, wie Fach- und Berufsliteratur, die eigene Zwecke verfolgt — wir denken an diejenigen Schriftsteller, die bei ernster strenger Arbeit auch von dem Ertrage ihrer Feder, von den Absatze ihrer Erzeugnisse den Lebensunterhalt gewinnen wollen. Man schmähe doch diese Arbeit nicht; schon jener Mönch des Mittelalters sagte vom Schreiben, daß nur die Hand sich mühe, aber der ganze Körper schwitze. Freilich viele wählen es zum Beruf, ohne dazu berufen zu sein; es herrscht eine massenhafte Production; auch wenn man vor der Masse der 12,000 bis 16,000 Druckschriften alles rein Gelehrte, alle Fachliteratur, alle Schulbücher, alle Sportliteratur, alle Liebhaberei von der Angelfischerei bis zum Volapük abrechnet, auch die Bühnenwerke und die dramatische Literatur, die ja einestheils auf eine ganz andere Art der Verbreitung und Einführung losstreben soll, andererseits durch den großen Schillerpreis und andere Preisausschreibungen theilweise schon besitzt, was für den Rest, für die eigentliche — sit venia verbo! — Leseliteratur noch vermißt wird!

Alle Anderen — Schriftsteller, Lyriker, Epiker, Romanschreiber und Novellisten, Reisebeschreiber und wissenschaftliche Schriftsteller, die außerhalb der akademischen Ringe und sogenannten „Schulen“ stehen, auf die der Fachgelehrte liebt herabzusehen, wenn auch Männer wie Gregorovius, Schlosser, Strauß u. s. w. dazu gezählt werden — sie alle sind mit ihren Erzeugnissen dem Kampfe um's Dasein preisgegeben; sie alle sind, wenn nicht eigenes Vermögen oder Anspruchslosigkeit ihnen denselben erleichtert, darauf angewiesen, nicht nur auf innere Tugenden und Vorzüge ihrer Werke, auf jene stilistische Vollendung, welche das Kennzeichen der klassischen Werke des Alterthums und der Neuzeit ausmacht, allen Fleiß und alle Mühe zu verwenden — nein, sie sind auch nur zu leicht gezwungen, den Anforderungen des Tagesmarktes sich zu fügen oder den Anschauungen des Buchhändlers über rasche Absetzbarkeit; wohl gar — Wort und Sache sind gleich abscheulich — Sensation zu machen, Aufsehen um jeden Preis! — möglichst rasch, möglichst viel zu arbeiten, auf fremden Gebieten Kraft und Zeit zu zersplittern, dem Publikum zu schmeicheln, als Erzähler auf die Tagesportionen der Zeitungen sich einzurichten, mit Uebertreibungen und spannenden Kapitelschlüssen und dergl. rohen Effecten, welche den Geschmack der Leser verderben und den des Schriftstellers schließlich nicht minder. Ist es ein gesunder Zustand, wenn die meisten Literaturwerke auf Bestellung des Verlegers, des umsichtigen und gewinnsüchtigen Unternehmers entstehen, wie Regenschirme oder Stiefel? Gelesen wir uns doch offen, die Literatur unserer Zeit ist großentheils Industrie, in der das Billige und Schlechte vorherrscht; Gegenstand des Handels, wie schon die literarischen Bureaux beweisen. Nur eines fehlt noch zur Analogie — daß Novellen, Romane wie so manches Andere von den Zuchthäusern am billigsten bezogen werden könnte.

Vollends die Lyriker und Epiker, welche Aussichten haben sie, bei der für noch Unberühmte oder weniger in Mode Befindliche üblichen Zeilenbezahlung für intensive Leistungen Entschädigung zu finden?

Man glaube doch ja nicht, weil Einzelne, wie Gottfried Keller oder Freytag, ohne von ihrer künstlerischen Eigenart nachzugeben, den Erfolg abgewartet haben — daß stets und überall die besseren literarischen Kräfte, die Schriftsteller von Gottes Gnaden sich trotz aller Hindernisse und Engen ihren Weg bahnen müßten. Wer zählt denn alle diejenigen, die zu Grunde gehen trotz reicher Begabung, die sich aufreiben und in ein vorzeitiges Grab sinken, oder die die Noth des Lebens zwingt, nicht ihr Bestes der Nation reifen zu lassen, sondern rasch und viel zu geben, was der Tag bringt und der Tag verschlingt. Sind die Blüthen, die der Sturm oder der Frost verdirbt, wirklich auch die schlechteren? Ob wohl Schiller der

Digitized by Google

Nation noch den Wallenstein und den Tell geboten hätte, wenn ihm nicht jene dreitausend Thaler der Schimmelmann und Augustenburg die Muße verschafft hätten?

In unserem literarischen Getriebe fehlt ein literarischer Areopag solcher Augustenburger, unbestochener Richter, die, unbeirrt von den Stimmungen des Tages, das Vergängliche, das nur auf Anregung, auf Gefallen und Applaus ausgeht, zu scheiden wüßten von dem, was höheren Anforderungen der Kunst und des Volkslebens nachstrebt, was nicht nur unterhält, sondern erhebt und veredelt, die es nicht der späten Nachwelt zuschieben, Spreu und Weizen zu sondern. Aber auch nicht um Fürstengunst handelt es sich, die nach Geschmack und Laune dem einen oder dem anderen Schriftsteller einen Titel verleiht, der ihm einen gesellschaftlichen Vorrang unter seinen Berufsgenossen schaffen soll, der den Spender selbst nichts kostet, aber dem Empfänger in falsche, leicht verderbliche Abhängigkeit bringt, ihm vielleicht gesellschaftliche Ansprüche nahelegt, die mit seinem Erwerbe im Widerspruche stehen. Nicht dadurch wird der Literatur Dienst geleistet, selbst dann nicht, wenn wirklich auf diesem Wege dem Absatze der folgenden Werke des Schriftstellers Vorschub geleistet wird.

Was der deutschen zeitgenössischen Literatur Noth thut, ist die Theilnahme weiterer Kreise des Volkes, nicht bloß derer, welche es dem Buchhändler überlassen, den Tisch im Salon für Besuche oder auf Weihnachten mit schön gebundenen Gedichtsammlungen, Romanen aus Aegypten oder der Völkerwanderung, je nach Mode — oder illustrirten Werken zu garniren, oder welche durch gleißende Prospecte mit Ausschnitten aus den Besprechungen der Tagesblätter, durch die Namen von Autoren, die sich einen Ruf gemacht haben, der sich einen Ruhm dadurch unterscheidet, daß er auch durch schlechte Leistungen nicht geschädigt werden kann — zur beliebten Subscription auf endlose Sammelwerke bewogen werden, die Noah-Archen unserer großen Verlage. Es ist ja richtig, auch vor hundert Jahren, als unsere Literatur zur Volkssache ward, hat man indicirirt, auch der Messias Klopstock's hat die Geduld seiner Besteller mißbraucht; das Verzeichniß der Subscribenten gibt uns bei manchem alten Werke die interessantesten Blätter. Aber jetzt bieten die großen Lieferungswerke und Bibliotheken oft nur die bequeme Flagge, welche unterschiedslos fleißige, gewissenhafte Leistungen und fingerfertige, honorarhungrige Bogenfüllungen deckt. Für den Buchhändler ganz angenehm, der Literatur wenig ersprießlich.

Nein, — dem Gediegenen Verbreitung zu verschaffen ohne Rücksicht auf Namen, aber das Mittelmäßige und Unfertige den Wechselfällen des buchhändlerischen Marktes und Vertriebes zu überlassen — das wäre die Aufgabe der berufenen Kritik der Berufsgenossen, der Schriftsteller selbst. Nicht die gewerbsmäßige Abschlachtung in literarischen oder gar rein gelehrten Zeitschriften, die nur nach Fehlern und Versehen spähen, oder die Lobhudelei in den Zeitungen um ein Freiexemplar, das dann antiquarisch verkauft wird, sollte das Herzklopfen des Schriftstellers hervorrufen oder das Schicksal sein, das nach dem alten lateinischen Spruch die Bücher haben. Am allerwenigsten dürfte an eine vorgängige Censur gedacht werden, die zum Vortheil der freien literarischen Meinungsäußerung hinweggefegt ist, wenn auch noch ein Rest von Angst vor dem freien Worte geblieben ist. Jene alte Censur war eine nutzlose Polizeimaßregel, oft ausgeübt von einer kenntnißlosen Schreiberherrschaft, oft auch die beste Empfehlung des Verbotenen oder Verstümmelten. Nein, wir setzen nicht mehr die verkrüppelten Geburten aus in die Wildniß, so wollen wir auch dem Dümmsten und Verkehrtesten das Recht zugestehen, gedruckt zu werden.

Fassen wir nun kurz das Gesagte zusammen. Der Staat, der moderne, nationale Staat — das ist für alle Deutschen das Reich — hat ein Interesse daran, alle nationalen Kräfte zu hegen, nicht nur Wissenschaft und Kunst, auch die Literatur, das Schrifthum. Er braucht sie deshalb noch nicht nach einseitigen Gesichtspunkten bevormunden zu wollen. Die Functionen des Staates ruhen auf einem Beamtenthum, das nicht mehr mit dem formalistischen Juristenstandpunkte zusammenfällt, das sich nach Bildung und persönlichem Antheil mit den verschiedenen Interessen identificirt, die es im Zusammenhang des nationalen Lebens vertritt. Es fehlt wenig daran, daß er eine Selbstverwaltung der Stände oder Lebenskreise darstellt, wie sie eine Republik sich wünschen müßte. Pflichttreue, Unbestechlichkeit, Unparteilichkeit sind für den Staat wichtiger als sein Name; und sie sind auch die Norm für den deutschen Beamtenstand. Sollten sie nicht auch unter den deutschen Schriftstellern vertreten sein? Nun gut — was der Staat für das deutsche Schrifthum thun kann, das wären angereichende Geldmittel, mit denen ein Areopag erlesener Schriftsteller von Zeit zu Zeit Umschau und Rückblick haltend auf die Erzeugnisse des nationalen Schrifthums tüchtigen, gehaltvollen Leistungen durch den Ankauf von einigen hundert oder tausend Exemplaren dieselbe Förderung angedeihen lassen könnte, wie sie auf dem Gebiete der Kunst durch Ankäufe für Staatssammlungen oder auch Lotterien üblich ist. Wir Deutsche schreiben allerdings die meisten Bücher, aber wir lassen lange nicht so viel als Engländer und Franzosen, nicht nur weil der besitzende Mittelstand dünner gesät ist und auch weniger darauf verwendet, sondern auch, weil wir weit weniger öffentliche und Volksbibliotheken besitzen, als es beispielsweise in der Union der Fall ist. Wenn schon noch nicht bei jeder Volks- und Dorfschule ein Lesezimmer bestehen kann mit freiem Eintritt für Jedermann, so sollte es doch in jedem größeren Orte, bei jeder höheren Schule der Fall sein. Schon als kleines Gegengewicht gegen die kleinstädtischen Unarten, die Bierstimpelei der Männer, die öde Klatscherei der Weiber. Für solche Volksbibliotheken wäre die Zutheilung der aus öffentlichen Mitteln angekauften Werke und Bücher eine wohlthätige, fruchtbringende Unterstützung, auch eine Prämie gegen den Unfug des Leihbibliothekenwesens, das nur die gedankenlose Vielleserei „sensationeller", d. h. Geschmack und Kunststil verderbender literarischer Industrie nährt.

Nicht ein Abklatsch der französischen Akademie, deren Schattenleiten neuerdings von Daudet grell genug an's Licht gestellt wurden, für ehrgeizige Streber, die ja auch unter den Schriftstellern nicht fehlen können, dürfte eine solche Commission zur Unterstützung der guten Literatur sein. Schon aus Anstandsrücksichten müßten die Mitglieder darauf verzichten, sich selbst gegenseitig zu unterstützen. Wenn ihnen schon das freie Recht gewährt und gewahrt sein müßte, sich selbst durch Zuwahl bei Lücken zu ergänzen, wie es früher die hohe Geltung des bayerischen Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft ausmachte, so wird es doch stets auch in Deutschland vierzig oder fünfzig Schriftsteller geben, deren Geltung und Name vor der öffentlichen Meinung fest und gut stehen könnte. Am liebsten würden wir auf grüne Fräcke mit Palmen und auf jeden Sitzungsprunk Verzicht leisten sehen, wenn auch wirklich der literarische Hofrath oder geheime Hofrath etwas zu rathen hätte, ja vielleicht dafür gar noch Taggelder oder Entschädigung bekäme.

Selbst die Mängel menschlicher Dinge, die Meinungsverschiedenheit, die Möglichkeit persönlicher Sympathien und Antipathien würden bei größerer Anzahl der stimmberechtigten Mitglieder der literarischen Commission bei Zuwahl oder Beschluß sich um so weniger zeigen, wenn von einer Bewerbung gar nicht die Rede wäre, wenn es sich auch nur um bereits gedruckte Bücher handeln dürfte, welche die Tagesmeinung nicht mehr beschäftigen.

Nicht ein goldenes Zeitalter der deutschen Literatur wäre von diesem Vorschlage zu hoffen, auch nicht eine völlige Beseitigung des vielbesprochenen deutschen Schriftstellerelendes, so daß jeder, der sich einen deutschen Schriftsteller zu nennen für gut findet, in Wohlstand schwimmen müßte! Nein, die Gründe des Elendes liegen recht häufig darin, daß der Betreffende besser eine ehrliche Hantirung betreiben würde, für welche seine Bildung, seine Lebensauffassung und sein Geschmack ihn besser befähigen würden als zum Wortführer der öffentlichen Meinung, zum Wegweiser seiner Nation, zum Priester des Idealen und des Schönen in der Kunst, zum Vorbilde der Geistesfreiheit und der Männlichkeit. Aber das könnte vermieden

Digitized by Google

werden, daß gute Bücher und Dichtungen auf die Anerkennung einer Handvoll Kenner und Feinschmecker beschränkt, der größeren Menge der Lesenden unbekannt bleiben, während das literarische Handwerk durch die kräftigen Trompeten- und Posaunenstöße der marktkundigen Reclame die Mode macht und ausbeutet. Nicht Mißleid heischend soll der gediegene und bescheidenere Schriftsteller eine späte Hülfe beanspruchen können, denn das ist ja zur Noth schon möglich gemacht, sondern die Anerkennung der Besten seiner Genossen, der zum Urtheil Berufensten seines Volkes soll in Thaten, statt in bloßen Worten sich aussprechen können. Das Deutsche Reich wäre reich genug, auch auf diesem Schlachtfelde des Geistes die nationale Wohlfahrt zu schirmen. G. Sch.

Alphonse Daudet und die Französische Akademie.

Von Theophil Folling.

In unserer Zeit der Streber und Kriecher auf allen Gebieten gewährt der Anblick eines unabhängigen Menschen und hochbegabten Dichters, der jede Auszeichnung ausschlägt und mit den Erfolgen seiner Feder zufrieden ist, schon um der Seltenheit des Falles willen einen wirklichen Genuß. Wenn es sich nun gar um einen Franzosen handelt und der verschmähte Lohn die Mitgliedschaft der Académie française betrifft, womit bei unseren Nachbarn die Unsterblichkeit gewissermaßen patentirt und garantirt zu werden pflegt, so steigt unsere Bewunderung. Dies ist der Fall von Alphonse Daudet. Nachdem der berühmte Romancier für seine ersten Gedichte und seinen ersten und besten Roman: Fromont jeune et Risler aîné von der gelehrten oder wenigstens geehrten Körperschaft den Preis und vor einigen Jahren sogar einen Sitz angetragen erhalten hat, erläßt er nun eine geharnischte Kriegserklärung, womit er sich als einen Gegner und Verächter der altehrwürdigen Institution zu erkennen gibt. Nein, er will nicht Akademiker werden, er schätzt seine Unabhängigkeit höher, sein Talent für zu gut dafür. Und dies geschieht im nämlichen Augenblicke, da der eiserne Emile Zola, das erfolgreichste und stärkste Erzählertalent des heutigen Frankreich, erklärt, er sei des Ringens müde, halte sein Lebenswerk für nahezu beendet und würde gern im Schooße der Akademie auf seinen Lorbeeren ausruhen!

Unsere Achtung vor dem Muthe des charaktervollen und stolzen Südfranzosen vergrößert sich, wenn wir seine trotzige, höhnische Absage lesen. Kein Epigramm à la Piron, „der nichts war, nicht einmal Akademiker,“ kein mürrisches Poltern eines Enttäuschten wie Balzac, keine später leicht zu verleugnende Nadelstiche, sondern eine große, künstlerisch abgerundete Satire, ein Pamphlet in Gestalt eines Romanes.*) Unein-geehrt der Platen'schen Warnung:

„Wer Haß in Gemüth, wer Bosheit legt und wer unlautere Regung,
Dem weigert die Kunst jedweden Gehalt und die Grazie jede Bewegung“

hat er sein Buch mit Haß und Gift, Verachtung und Wuth gefüllt. Was bedeuten alle Bosheiten eines Molière, Voltaire, Rousseau, Gautier und tausend Anderer gegen die dünkelvolle Gelehrtenzunft, die Ruhmesäffecuranz auf Gegenseitigkeit neben dieser Schmähschrift eines echten, großen Künstlers, der seinem heiligen Zorne Luft macht! Hier fühlt man auf jeder Seite, daß nicht die gekränkte Eitelkeit, nicht Enttäuschung und Nachsucht eines durchgefallenen Candidaten, dem die Trauben zu hoch hängen, sich Luft machen, sondern die Ueberzeugung eines scharf beobachtenden Satirikers sich ausspricht, der ein verächtliches Idol mit Füßen tritt und seinen anbetenden Landsleuten dessen ganze Nichtigkeit und Verderblichkeit enthüllt. Die falsche Ruhmsucht, die Eitelkeit, die Intrigue haben diesen Götzen geschaffen, auf den Altar gehoben und mit Weihrauch umhüllt; ein frischer, schneidiger Wirbelwind, und der Popanz fällt mit seiner ganzen Hohlheit und Lächerlichkeit in den Staub, dem in Anbetung verharrenden Volke zu Füßen. Wird die geistreichste Nation der Welt, bei welcher trotz alledem der gesunde Menschenverstand so selten ist, die Warnung verstehen und würdigen oder einfach von Voreingenommenheit, Uebertreibung und Rancüne sprechen? Wir fürchten sehr, daß auch dieser Angriff der Akademie nicht viel schaden und die autoritätsgläubigen Franzosen keineswegs belehren und bekehren wird. Nun, die Schuld des Satirikers ist es jedenfalls nicht; denn seine Anklage läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen. Er hat sein Thema klar und offen aufgestellt, schon in dem von Ironie durchtränkten Titel: „Der Unsterbliche“ seine Beweisführung mit kluger Ueberlegung durchgeführt, seine Anschuldigung, keine Verdächtigung vergessen, in der Handlung wie in den Charakteren das Thema probandum scharf ausgeprägt, und er erzählt diesmal nicht, um zu erzählen, sondern um zu beweisen, zu vernichten. Alle Ironie, aller Hohn, alle Wuth, die in einem entrüsteten Mannesherzen sich aufspeichern und ein bedeutender Schriftsteller auszbrechen und gestalten kann, hat er in seinem Buche niedergelegt. Angeklagte Französische Akademie, treten Sie vor!

Aber nicht eine einzige Person ruft er vor seinen Richterstuhl, sondern gleich eine ganze Mustersammlung von akademischen Charakteren und Typen, zum Theil wahre Verbrecherphysiognomien, Lumpen und Narren. Der Hauptangeklagte ist der Professor Astier-Réhu, den Verehrern Daudet's bereits als Episodenfigur aus „Tartarin in den Alpen“ bekannt, seines Faches Historiker und Verfasser mehrerer Werke über Marc Aurel, Ludwig XIV., das Haus Orleans, Bonaparte, Galilei u. s. w., doch im Grunde ein seichter Compilator, „den Mommsen in einer seiner Fußnoten: inoptissimus vir nennt“. Trotz seines beschränkten Verstandes hat der Bauernsohn aus der Auvergne Carriere gemacht, war erst Professor in der Provinz, dann in Paris, dreimal von der Akademie preisgekrönt, Gemahl der Tochter eines berühmten Architekten und Enkelin eines Akademikers, endlich einer der vierzig Unsterblichen. Doch auch in seiner glorreichen Gelehrtenlaufbahn fehlt es nicht an Störungen und Katastrophen. Von seinem Collegen und Freunde Thiers zum Archivar der Auswärtigen Angelegenheiten berufen, verliert er seine Stelle wegen einer höchsten Ortes übel vermerkten Phrase über „die wachsende demagogische Fluth“, haust hierauf mit seiner Familie in einer mehr als bescheidenen Wohnung im dritten Stocke und hat hier, bevor er zum „immerwährenden“ Secretär der Akademie ernannt wird und im stilvollen Kuppelgebäude, der Sehnsucht seiner Träume, einziehen darf, noch viel Peinliches zu bestehen. Sein einziger Sohn Paul, ein mittelmäßiger Architekt, mit dem er sehr schlecht harmonirt, versinkt in Folge seines weltmännisch großen Lebens in Schulden; um ihn zu retten, stiehlt seine ihn verhätschelnde Mutter drei kostbare Briefe von Karl V. aus der väterlichen Autographensammlung und verkauft sie um 20,000 Francs. Astier-Réhu jammert über den Verlust seines sorgsam gehüteten Schatzes, an dem er mit seinem ganzen Herzen hängt, mit der nämlichen Verzweiflung und sogar den gleichen Worten, wie Molière's bestohlener Geizigter“, und als seine Frau ihm ihre Missethat ohne weiteres eingesteht, da kennt seine Entrüstung keine Grenzen. Aber was ist dieser Schlag neben dem nachfolgenden! Die kostbaren Briefe erweisen sich als plumpe Fälschungen eines raffinirten Buchbinders, der dem Akademiker nach und nach eine Viertelmillion Francs abzuschwindeln und dafür eine ganze Sammlung gefälschter Actenstücke und Briefe von Königen, Päpsten, Kaiserinnen, von Turenne, Buffon, Montaigne u. A. anzuhängen gewußt hat. Da Astier-Réhu seine Autographen schriftstellerisch ausbeutete, so sind seine darauf gegründeten Werke ganz werthlos. Schon spricht man in der Akademie davon, das compromittirliche Mitglied wie einen gemeinen Sterblichen ausstoßen zu wollen, aber es zeigt sich, daß auch die hochverehrte Sippe von dem Buchbinder betrogen worden ist, und als der Fälscher vor Gericht gestellt wird, steht nicht nur Astier-Réhu,

*) L'Immortel par Alphonse Daudet. Paris, A. Lemerre. Eine deutsche Uebersetzung erscheint in Engelhorn's Allg. Romanbibliothek.

Digitized by Google

soudern mit ihm die ganze gelehrte Compagnie als Spott der Welt da. Den armen Affter treffen gleichzeitig noch zwei furchtbare Schläge: sein Sohn heirathet eine übel beleumdete Wittwe, die dessen Mutter sein könnte, und seine Frau setzt ihrer Verworfenheit die Krone auf, indem sie dem blamirten Gelehrten erklärt, daß er eine Null sei und sogar seine Ernennung zum Akademiker nur ihren ehebrecherischen Intriguen zu danken habe. Er stürzt sich aus Gram dem verhängnißvollen Akademiegebäude gegenüber in die Seine und wird als ganz gestorbener Unsterblicher herausgefischt.

In den Mund dieses Selbstmörders legt der Verfasser einen Mahnruf an die französische Jugend, worin die Akademie in ihrer Nichtigkeit enthüllt wird: ein Köder, eine Luftspiegelung, eine Täuschung. „Vollendet Euren Weg und Euer Werk, ohne auf sie Rücksicht zu nehmen. Vor Allem opfert ihr nichts, denn sie kann Euch nichts geben, was Ihr nicht mitbringt, weder das Talent, noch den Ruhm. Sie ist keine Zuflucht, kein Asyl, sondern ein hohles Idol, eine trostlose Religion: Alles irdische Elend trifft dort so gut als anderwärts. Unter dieser Kuppel ist man schon verrückt, zum Selbstmörder geworden. Und Jene, die in ihrer Verzweiflung sich für zugewandt halten und müde und anmuthigt von Liebe und Haß ihr die Arme entgegengestreckt haben, drücken nur einen Schatten an ihre Brust und die Leere, das Nichts!"

Schon Balzac hat einmal die Aufnahme unter die Zahl der Unsterblichen mit einer höchst unzarten Procedur verglichen: ein freundlicher Herr lädt einen anderen höflichst ein, Platz zu nehmen, aber im nämlichen Augenblicke, da sich dieser setzen will, zieht man heimlich den Stuhl weg, so daß er zu Boden fällt und ausgelacht wird. Weniger drastisch, aber ähnlich äußert sich in diesem Buche auch der Bildhauer Vebrüne über die Intriguen der Mgr. und den Werth des Akademiertitels. Die Akademie ist ein Geschmack, der vergeht, ein Ehrgeiz, der aus der Mode kommt. Ihr Erfolg ist nur ein Schein. Im Grunde fühlen die Herren selbst, daß es mit ihnen zu Ende geht, daß sie im Begriffe stehen, unter ihrer Kuppel zu schimmeln und zu faulen. Seit einiger Zeit erwartet die berühmte Compagnie den Kunden nicht mehr in ihrem Hause, sondern steigt selbst auf die Straße, um den Vorübergehenden zu „keilen", „anzureißen". Ueberall, in Gesellschaften, Ateliers, Buchhandlungen, Theaterfoyers, an den Mittelpunkten der Literatur und Kunst, findet man den Akademiker, der die Werbetrommel rührt und den jungen Talenten zuruft: „Die Akademie hat ein Auge auf Dich geworfen, junger Mann." Wenn ein Autor bei seinem dritten oder vierten Buche noch bekannt oder berühmt geworden ist, dann lautet die Einladung schon dringender: „Denken Sie an uns, mein Lieber, jetzt ist der richtige Augenblick." Oder brutal mit einem liebenswürdigen Schmollen: „Was soll das heißen, daß Sie keiner von den Unseren sein wollen?" Der nämliche Kniff wird auch gegenüber dem Weltmanne, dem Uebersetzer von Ariost oder Fabrikanten von Gesellschaftsaustspielen angewandt, aber mit verführerischem Schmeicheln: „Nun, sagen Sie mal . . . wissen Sie denn nicht, daß . . ." Und wenn der Weltmann seine Unwürdigkeit, den geringen Werth seiner Person und seines literarischen Gepäckes betont, läßt der Leimruthensteller die bekannte, vielgebrauchte Phrase fallen: „Die Akademie ist ein Salon . . . sie empfängt nicht nur das Werk, sondern den Mann." Unterdessen gewinnt der Akademiker wenigstens den Vortheil, daß er zu allen Diners und Festen eingeladen und verhätschelt wird. Er ist der vergötterte Parasit aller Hoffnungen, die er erweckt und sorgsam groß zieht. Aber es gibt auch einen aufrichtigen, uneigennützigen Reclamemacher, der an die Akademie glaubt, dessen ganzes Leben sie ist. „Ach, wenn Sie wüßten, wie prächtig sie schmeckt!" sagt er zu uns mit dem Schmunzeln eines Menschen, der einen reifen Pfirsich kostet, und er lyricht seine Ueberzeugung aus, und sein Köder ist nur um so verführerischer und gefährlicher. Hat der Fisch zugeschnappt und ist festgangelt, so kümmert sich die Akademie gar nicht mehr um den Patienten und läßt ihn ruhig hinter dem Schiffe herzappeln und nachschwimmen. Es gibt Candidaten, welche die Akademie seit zehn Jahren so hinterher zieht und die sich nicht einmal mehr wehren und wider den Stachel löken. Wer aber so nachgezogen wird, kommt niemals in die Akademie hinein. Er ist nur da als Köder für Andere, als Reclame, um die Candidatenliste zu füllen. Und wenn man nun wirklich Akademiker wird, was hat man denn Großes davon. Geld? Es bringt wenig genug ein. Berühmtheit? Ja, in einer Gemeinde, die so klein ist, daß sie in einem Hute Platz fände. Und wenn mit dem Amte nur auch der Verstand käme, aber diejenigen, die Talent haben, verlieren es in der eitlen Luft, die in dem Hause weht. Die Akademie ist ein Salon, und man muß sich an den dort herrschenden Ton gewöhnen und auf Dinge verzichten, die man nicht sagen und höchstens andeuten darf. Zu Ende ist es mit unseren freien Erfindungen, unserer Kühnheit, unserem schönen Wagemuthe. Die Lebhaftesten rühren sich nicht mehr, bloß um nicht mit ihrem grünen Fracke hängen zu bleiben, so wie man den Kleinen Sonntags einschärft: Ansitzt Euch, aber macht Euch nicht schmutzig. Ach, und sie unterhalten sich, daß Gott erbarm! Wohl erfreuen sie sich der Anbetung der schönen Damen von den akademischen Salons, aber das ist auch nichts Rechtes. Es sind aufprunkvolle dumme Gänse, welche schlecht verdaute Stücke aus der Revue des deux Mondes wiederkauen, welche bei den Theaterwitzen eines Akademikers in Verzückung gerathen, welche ethnographische und andere Vorlesungen arrangiren, deren Langeweile ein Flußpferd tödten könnte, welche die Akademiker zu Gunsten „ihres" Candidaten umschmeicheln, lödern, nichts als Dummheit, Narretei, häßliche kleine Intriguen.

In dem gutmüthigen, braven, aber ehrgeizigen Freydet, Verfasser einiger Bände Dichtungen, hat Daudet einen köstlichen Typus des ewigen Akademieexandidaten gezeichnet. Er ist noch jung, naiv, nicht ohne ein gewisses Talent, reich und besitzt ein herrliches Landgut, aber was ist ihm das Alles ohne den mit Palmen gestickten Grad des Akademikers! An seine Schwester, die nur für seinen Ruhm lebt und in ihm schon den „Unsterblichen" sieht, schreibt er regelmäßige Berichte über seine Candidatur, welche das Gegenstück zu Vedrine's pessimistischen Offenheiten bilden. Er schwärmt aufrichtig für die Akademie und die Akademiker und schwört darauf, daß man dort die Unsterblichkeit haben kann. Er ist ein braver Kerl, aber die Intriguenluft verdirbt auch seinen Charakter, so daß er zuletzt gegen seine Concurrenten zu ganz gemeinen Mitteln greift und vorschriftsmäßig schmeichelt und kriecht. Selbstverständlich sind alle Versprechungen der akademischen Freunde und Gönner eitle Vorspiegelungen, er fällt in den Absatz regelmäßig durch, ohne den Muth zu verlieren und seine Candidatur aufzugeben, und am Ende des Buches ist er zum richtigen Köder angewachsen, der gar nicht mehr wider den Stachel löst und sogar beim tragischen Tode seines lieben Lehrers Aftier-Rehu „nicht ohne etwas Scham" daran denkt, daß jetzt wieder ein neuer Sitz frei ist, um den er sich natürlich bewerben wird.

Diese Polemik gegen die Akademie hat dem Verfasser vollauf Gelegenheit zu scharfen Sittenschilderungen und Charaktertypen geliefert. Wir müssten klagen, wenn wir diese erfreulich nennen wollten. Die Eitelkeit, Dummheit und Schlechtigkeit der sogenannten Gebildeten feiert hier zu große Triumphe, als daß ein wirkliches Behagen im Leser aufkommen könnte. Weniger wäre mehr! Aber welch prächtige Schilderungen an allen Ecken und Enden! Das häusliche Elend des gefeierten Akademikers, die Leichenfeier des mittelmäßigen „ewigen" Secretärs mit allen Lügen und Heucheleien, ein ebenbürtiges Seitenstück zu Désirée's Begräbniß in „Fromont", das akademische Diner, eine klassische Dienstagsvorstellung im Théâtre français, die Wahlumtriebe — leider hat sich Daudet den Höhepunkt der Komödie vorweggenommen, indem er schon in einem früheren Romane, den „Rois en exil", die feierliche Aufnahmsitzung unter der monumentalen Kuppel mit überaffrischen Farben beschrieben hat. Dann die köstlichen Akademiertypen, die der Verfasser in ducs, petdeloup, cabotins theilt: in hochadelige Mittelmäßigkeiten wie der geizige Graf Bretigny, der ehemalige Minister, wie der Prinz d'Athis, der große Diplomat, „der Einzige, welchem (weil er mit einem häßlichen Athem behaftet

Digitized by Google

ist!) Bismarck nicht in die Augen zu sehen wagte"; oder Sitzfederbelden, wie der uralte, taube Rehn, der schon alles Mögliche erlebt hat, und die verliebten alten Sünder Lamboire und Ripault-Babin, oder endlich „Komödianten" wie der langweilige Lustspieldichter Desmiserès, der witzelnde Journalist Lavarzy, der Dramatiker Danjou, der sich zum „Zebra" einer Courtisane erniedrigt, — alles maskirte Gestalten mit falschen Namen, hinter denen der Kenner mit leichter Mühe die wirklichen Modelle erräth. Es sind eben die pikanten Schilderungen eines Roman à clef, und wer den Schlüssel hat, unterhält sich nur noch besser mit diesen Verkleidungen, neben wem, um den Eindruck der Thatsächlichkeit zu erhöhen, wirkliche Akademiker wie Dumas, Pailleron, Rousse, Boissier, Herzog von Broglie genannt werden. Welch' eine menschliche, allzu menschliche Komödie! Der einzige sympathische und anständige Mann im ganzen Buche ist eigentlich nur der Bildhauer Bédrine, der die Akademie verachtet, zu seiner Erholung in Oel malt und allsommerlich mit Frau und Kindern nach Afrika, d. h. in Wahrheit in die Provinz auf's Land reist. Der Freund Daudet's erkennt in diesem reizenden Künstler-Interieur den Verfasser und seine Familie.

Gewiß, der Roman ist die übertreibende Schilderung eines Schwarzsehers, fast die Caricatur eines ganz von Ironie erfüllten Schriftstellers, aber unwahr oder unnatürlich ist nicht die Einzelheit, sondern höchstens die Concentration aller Einzelzüge auf einem Punkte, in ein paar Charakteren, in einem einzigen Buche. Daudet, der Meister realistischer Dichtung, ist im Detail nie wahrer und aufrichtiger gewesen und hat noch selten mit so genauen „menschlichen Documenten" gearbeitet. Was er in der Theorie gegen die Akademie vorbringt, das haben jene wahren Unsterblichen, denen die Akademie ihre Pforten verschloß, die Mitter vom 41. Fauteuil, welche Arsene Houssaye einmal geschildert hat, schon tausendmal vorgebracht und bestätigt. Alle Anecdoten, die Daudet erzählt, sind wahr, die gelegentlichen Aussprüche z. B. über die Unwürdigkeit Balzac's, der nie zwanzig Francs sein eigen nannte, haben wirklich Akademiker zu Urhebern. Die Autographenfälschung, der die ganze Französische Akademie zum Opfer fällt, ist einem thatsächlichen Geschehnisse entnommen. Die Akademiker, die ihre Versprechungen vergessen, die ihren Sitz einer Heirath oder der Schamlosigkeit ihrer Frau oder einer Dirne verdanken, die einen Candidaten um seiner hübschen Tochter willen unterstützen, all diese Nichtigen und Elenden finden sich im Pariser Ruhmestempel wirklich, und wenn wir eine gewisse Uebertreibung zugeben, so ist es nicht, weil der Einzelzug chargirt ist, sondern, wie schon gesagt, weil all diese Immoralität, Dummheit, Verworfenheit auf einem Flecke uns unnatürlich und tendenziös erscheint. Es ist damit wie mit den Theatercoups unserer Dramatiker. Sie mögen der Thatsächlichkeit entsprechen, aber in der grellen Bühnenbeleuchtung, in der kurzen Spanne eines Theaterabends kommen sie uns gewaltsam, roh, unvermittelt vor. Darum auch der unharmonische, fast unkünstlerische Eindruck dieses bis ins Einzelne sorgfältig ausgearbeiteten Buches. Wir sagen uns: Wäre nur der jetzige Theil der hier erzählten Thatsachen richtig, so würde es schon hinreichen, um die Akademie als eine verdammungswürdige Institution hinzustellen, aber auch das Buch wäre erfreulicher und wirksamer, wenn die Satire weniger gepfeffert und deutlich in die Erscheinung treten würde.

Freilich ist Daudet wieder zu sehr Künstler, um sein ganzes Buch der Satire zu opfern. Die bereits angedeutete Nebenhandlung, deren Held Paul Astier, der Sohn des Akademikers ist, hat nichts mit der verhaßten Unsterblichkeitsfabrik zu thun. Paul ist ohne Ehrgeiz, ein rücksichtsloser Carrièremacher, in diesem Programm eine reiche Heirath die erste Nummer bildet. Schon glaubt er sich am Ziele, als er der Freund und Architekt der Prinzessin Colette de Rosen wird. Wir kennen die Dame gleichfalls schon; es ist die leichtsinnige Schwiegertochter des Ministers jenes entthronten Königs Christian von Illyrien, dessen Pariser Entartung in den „Rois on exil" geschildert wird. Es geschieht zum ersten Male, daß Daudet die Figur eines früheren Romanes in einen anderen nicht bloß als Episode herüber nimmt, kaum zum Vortheile des Werkes, das dadurch den Charakter der bruchstückartigen „Fortsetzung folgt" erhält. Nur wer die „Könige im Exil" gelesen, wird das Wesen dieser echten Pariserin verstehen, die den Tod ihres im Kampfe für jenen Marionettenkönig gefallenen Gatten noch immer maßlos betrauert, sich aber nach und nach von dem lästigen Todten freimacht und in ihren Architekten verliebt, der das Mausoleum für den Vielbeweinten baut, und noch schneller auch ihn aufgibt, um den Prinzen d'Attsis zu heirathen — eine kokette, verliebte Pariser Puppe ohne Herz und Seele. Die Ironie des Dichters wird zum erhabenen Humor, wenn er nun schildert, wie Mutter und Sohn, ein jedes für eigene Rechnung und ohne vom Anderen zu wissen, die reiche Wittwe zu umgarnen sucht: die Mutter, um sie für den versprochenen Kuppelpelz von 200,000 Francs dem Prinzen zu erobern, der Sohn, um sie selbst zu heirathen, und wie dann beide betrogenen Betrüger die Wahrheit erfahren, daß die Mutter nur das Spiel ihres Sohnes gestört hat. Aber der vielgewandte Paul hat ja noch einen letzten Trumpf. Er fordert den glücklichen Nebenbuhler, um ihn aus dem Wege zu schaffen, und als er höchst unerwarteter Weise selbst verwundet wird, schreibt er an dessen verlassene Geliebte, daß er sie habe rächen wollen, denn er liebe sie. Dieser Meisterstreich gelingt ihm denn auch. Die corsische Herzogin Antonia vernarrt sich wirklich in ihren Ritter über Hals und Kopf, so daß sie in seine Falle geht und nach vergeblichem Sträuben sich damit einverstanden erklärt, ihn nicht bloß zum Geliebten, für den er ihr gut genug wäre, sondern zum Ehegemahl zu wählen. Was verschlägt es dem Streber, daß sie ein geiziges, lasterhaftes, altes Weib ist, sie hat ja 600,000 Francs Rente, ein Schloß, einen Titel, er kann also nicht nur seine Schulden mit ihrem Gelde bezahlen, sondern sich nach obendrein den römischen Grafen kaufen und nach Möglichkeit glücklich werden.

Diese Nebenhandlung hat zu einigen vortrefflichen Schilderungen Anlaß gegeben, die in ihrem unbefangenen Tone ein angenehmes Gegengewicht zu der die Akademie geißelnden Satire bilden. Das Diner bei Antonia, wo der Ehrengast, der Großfürst von — Finland, die Huldigungen der Akademiker empfängt, das Duell, wo der Verfasser eine Fülle feiner Beobachtungen aus eigenster Erfahrung hinzugethan hat, die Wasserheilanstalt des Dr. Keyser und die prächtigen Schilderungen der vie de château, auf deren Hintergrunde die raffinirte Liebelei zwischen Paul und Antonia sich abspielt... Wie sehr Daudet auch hier überall bei der Wahrheit bleibt, sieht man schon an der gewagten Liebesscene zwischen Paul und der trauernden Colette im Mausoleum ihres Gemahls auf dem Père Lachaise. Es ist, wie übrigens Daudet nicht zu bemerken vergißt, nichts weiter als eine Modernisirung der uralten Sage der „untröstlichen" Wittwe von Ephesus, die durch alle Literaturen — sogar die chinesische — gegangen ist, aber wenn wir an der Möglichkeit des Falles zweifeln, so brauchen wir nur an einen Scandal zu erinnern, der auch bei uns die bösen Zungen in Aufregung gesetzt hat und sogar in einem Universitätsseminare und im Reichstage verhandelt worden ist. Nein, die untröstlichen Wittwen, die sich auf dem Grabe ihres Gatten so weit vergessen, sind nicht nur in Ephesus und Paris zu Hause. Nebenbei bemerken wir noch einen lapsus calami des Verfassers, der das Grabmal der Scaliger irrthümlich nach Florenz statt nach Verona versetzt.

Diese zweite Handlung wird denn auch den deutschen Leser, für den die Verhältnisse und Mißverhältnisse an der Französischen Akademie und die Satire auf die Pariser Ruhmesbude von nur mäßigem Interesse sein können, das ganze Buch angenehm und fesselnd machen, das in Daudet's bestem Stile geschrieben ist und eine Fülle feiner Bemerkungen und Schilderungen enthält. Wir greifen die folgende Stelle heraus:

„Am Ende eines Balles, einer Soirée, wenn ein Pärchen der großen Gesellschaft im Wagen davon fährt, ist man immer versucht zu fragen: Was werden sie jetzt zu einander sagen? Meistens nicht viel, denn der Mann kehrt in der Regel ermüdet und gebrochen heim von diesen Festen,

Digitized by Google

welche die Frau im Dunkel des Wagens noch fortsetzt, indem sie heimlich Vergleiche anstellt zwischen ihrer Toilette und Schönheit und derjenigen, die sie eben gesehen, und neue Arrangements in ihrer Wohnung oder Kleidung entwirft. Aber die für die Welt aufgesetzte Maske ist so unverschämt und die Heuchelei der Gesellschaft so ungehemmelich, daß man mit Neugier einmal das Sichgehenlassen nach der officiellen Pose beobachten und die Wahrheit ihrer Reden und Charaktere erfassen möchte, die wirklichen Beziehungen dieser Menschen, die sich plötzlich befreit und erlöst fühlen in einem Wagen, der zwischen dem Widerschein der Laternen das verödete Paris durcheilt."

Oder man bewundere, wie der Verfasser bei der Schilderung eines Diners der großen Welt die Masken von den Gesichtern reißt und ihre intimsten Gedanken zu enthüllen versteht. Oder das hübsche Bildchen einer Ballerine:

„In diesem Enthusiasmus des Beifalles wendet und dreht sich die reigende Kleine und verbringt so harmonisch die Muskelarbeit ihres ganzen Körpers, daß ihr Tanz leicht und wie die Unterhaltung einer Libelle scheinen würde, wenn nicht einige Schweißtropfen auf dem zarten und vollen Fleische ihrer decolletirten Büste und das scharfe, forcirte, fast böse Lächeln in den Mundwinkeln die Anstrengung und Ermüdung des allerliebsten Thierchens verriethe."

Oder die galligen Aussprüche über die moderne Frau, geistvoll, scharf, unerbittlich bis zur Ungerechtigkeit und offenbaren Lästerung, oder eine feine Bemerkung wie folgende:

„Unter ihrer ruhigen Außenseite, unter der Patina einer akademischen Weltdame fand man bei ihr wie bei allen Frauen, ob sie nun der Gesellschaft angehören oder nicht, die Leidenschaft. Des Gute findet nicht immer dieses Pedal, das die weibliche Klaviatur in Bewegung setzt, sogar dem Liebhaber entgeht es hier und da, der Sohn trifft es. In den traurigen Romane ohne Liebe, den so viele Frauen leben, spielt er den Helden, die erste Liebhaberrolle."

Immerhin ist auch der satirische Theil über die französische Ruhmsucht und Eitelkeit nicht ohne heilsame Nutzanwendung für deutsche Leser. Ist auch der deutsche Geist viel weniger als der französische aus äußerlichen Gepränge und eitle Anerkennung gerichtet, so fehlt es doch bei uns nicht an Streben, deren geistige Bedeutung und Talent nur in der Intrigue groß ist, und an lächerlichem Gelehrtendünkel. Der Roman kann uns aber sonst noch als Warnungstafel dienen. Auch wenn die vornehmste gelehrte Körperschaft Frankreichs nicht ganz so hohl, eitel, ränkesüchtig und kaufisch wäre, wie Daudet behauptet, so bleibt noch genug übrig, um dem deutschen Leser die ganze akademische Einrichtung verdächtig zu machen. Es fehlen ja bei uns die Leute nicht, welche, wie Du Bois-Reymond, auch in Berlin eine Deutsche Akademie in's Leben rufen möchten. Mit dem tapferen Buche Daudet's und seinen „menschlichen Documenten" in der Hand können wir ausrufen: Gott sei Dank, daß wir keinen solchen Ruhmesstempel der sogenannten Unsterblichen besitzen, und man bewahre uns ferner vor einer Institution, die bald keine Auszeichnung mehr wäre und auch bei uns manche nicht bloß französische, sondern überhaupt echt menschliche Schwächen großziehen würde!

Ouida.

Eine Studie von Ferd. Groß.

(Schluß.)

Kehren wir zu Vera zurück, so müssen wir die Seelenstärke anerkennen, mit welcher sie ihrer Pflicht getreu bleibt, trotzdem Zurow die seine nicht erfüllt. Vera weiß, daß ihr Mann auf Abwegen geht; sie will rein und makellos bleiben, und so stürmisch ihr Herz Correze entgegenpocht, sie vergißt nie, daß sie das angetraute Weib des Fürsten Zurow ist. Vor der Außenwelt bleibt das eheliche Verhältniß bestehen; im Innern ist es längst zerfallen. Es kommt der Tag, an welchem die Oeffentlichkeit zur Mitwisserin wird. Vera weigerte sich, Jeanne de Sounaz, die notorische Geliebte des Fürsten, zu besuchen, und da sie beharrlich bei ihrer Weigerung bleibt, verbannt der Fürst sie auf das russische Gut Svir — Ouida, immer den Superlativ im Auge, schildert diese Besitzung als mit „hunderten" von Hallen und Zimmern versehen —, dort lebt Vera unter strenger Bewachung. Correze läßt sich in der Nähe als angeblicher Pelzhändler nieder, um keinen Verdacht zu erregen — er kauft für Unsummen, ohne zu feilschen, Pelze, mit denen er nichts anzufangen weiß, es gelingt ihm, sich einmal in einer Verkleidung bis zu Vera vorzudringen, aber er erreicht nichts bei ihr, sie weist ihn zum so und so vielten Male mit dem Hinweis auf ihre Gelöbnisse als Gattin ab, und Correze — „the most eloquent, the most ardent, lover of his time" — geht traurig, aber gefügig ab. Die Lösung findet sich erst, nachdem Correze den Fürsten provocirt, dieser im Duelle den Künstler in die Brust geschossen und die Nachricht hiervon in cynischer Form an Vera geleudet hat. Nun entsteht die Fürstin der Gefangenschaft, eilt an's Krankenlager des geliebten Mannes, und das Unvermeidliche vollzieht sich. Jeanne de Sounaz, deren Mann einen Unfalle erliegt, wird die Gattin Zurow's, der sich von Vera scheiden läßt, und diese reicht Correze — der übrigens von altem Adel, ein Marquis, ist — die Hand. Correze wird nicht mehr singen können; er wendet sich der Composition zu, und auch in dieser wird er großartige Erfolge einheimsen — er müßte sonst kein Product von der Ouida Gnaden sein. . . Die Unwahrscheinlichkeiten der Handlung werden von einer Fülle feiner und richtiger Bemerkungen umrahmt. Ouida hält der sogenannten besten Gesellschaft einen wahrheitsgetreuen Spiegel vor; ohne Bedenken schildert sie, wie die Maitresse eine gefestigtere Stellung habe als die legitime Gattin. Die Corruption vornehmer Kreise erfährt eine strenge Geißelung: „Die angebliche Freude der Engel über einen reuigen Sünder kann nicht ein Tausendtel so süß und so nachhaltig sein, wie die thatsächliche Freude der Lady Dolly über eine gefallene Unschuld." Dagegen sehen wir den Sünder ingrimmig getrimmt gegen die sich behauptende Reinheit, und wir erfahren uns daraus die gereizte, ja feindliche Stimmung der Lady Dolly gegen ihre Tochter. Die Heuchelei, welche die Welt beherrscht, bricht eclatant aus der Thatsache hervor, daß, nachdem Vera dem Zuge ihres Herzens gefolgt ist, Lady Dolly sich entrüstet von ihrer Tochter abwendet. . . . Das, was eigentlich den Roman ausmacht: die Fabel, muthet uns gemacht und unwahr an. In der Personalschilderung schwankt Ouida zwischen Extremen: Correze ist eine Phrase, wenn auch hart an den Rand des Möglichen streifende Satire auf die Modedamen, die sein anderes Spiel kennen als Befriedigung ihrer perversen Launen und ihrer kleinlichen Eitelkeit. Aber das für den ästhetisch geschulten Leser Lächerliche, was die Fabel enthält, darf vielleicht geruhmt werden, weil es jenem Theile des Publikums, der im Romane mit Eifer das Unmöglichste sucht, ein Buch naherückt, dessen sittlich verdienstlicher Theil ihm unversehens, spielend als verzuckerte Pille beigebracht wird.

Manchmal verläßt Ouida das Gebiet jeder Teudenz und gibt sich ganz dem Spiele ihrer Einbildungskraft hin. Als Probe dieser Gattung sei die einbändige Novelle: „Ein Paar Holzpantoffelchen" citirt. Die Verfasserin läßt sich schrankenlos gehen. Sie verlangt, daß wir ihr die sechzehnjährige, verwaiste, auf ihren eigenen Erwerb angewiesene Blumenzüchterin Bebé glauben, welche täglich ihre Waare nach Brüssel zu Markte trägt, dort den Künstler Flamen kennen lernt, der sie als Gretchen malen will, eine tiefe Neigung zu ihm faßt, von ihm im Stiche gelassen wird, von einem Nachbarn, der Zeitungen liest, erfährt, Flamen liege in Paris lebensgefährlich krank darnieder, und sofort nach Paris reisen will, ohne zu wissen, daß man Fahrkarten nur für Geld bekommt. Sie geht zu Fuße nach Paris, betritt die Wohnung des Malers, findet diesen — reconvalescent — von leichtsinnigen Weibern umgeben, welche höhnisch über sie lachen; sie stürzt verzweifelt fort, will sich in die Seine stürzen, wird aber von ihrem bäuer-

Digitized by Google

lichen, von ihr verschmähten Anbeter Jeanvot gerettet, der ihr — nachdem sie daheim vermißt worden — nachgereist ist, und stiebt zu Hause an den Folgen der Fußwanderung. Bebe soll der Typus der Naivetät sein. Aber wer könnte es ernst nehmen, wenn Bebé dem Maler die Auskunft gibt: „Meine Mutter war eine Blume." Oder wenn sie unterwegs nach Paris, erfreut darüber, daß ihr kleiner Mundvorrath ausreicht, die Betrachtung anstellt: „Was für ein Segen ist es doch, arm geboren zu sein und in Rothdurft gelebt zu haben! Man braucht dann so wenig!"

Die Ouida, welcher wir trotz ihrer offenkundigen Gebrechen einen ehrenvollen Platz einräumen, erkennen wir dagegen in all' jenen Romanen wieder, wo sie, getragen von einer leichtbeschwingten Phantasie, Bilder aus der Gesellschaft festhält. „Wanda" ist ein Exempel davon, wie ein starkes Talent soziale Studien und modernste Ammenmärchen mit einander organisch zu verbinden vermag. Wir staunen darüber, daß die verschiedenen Theile dieses Buches von einer und derselben Feder herrühren. Gründliche Menschenkenntniß und ein oft geradezu lächerliches Spielen mit Unmöglichkeiten sind mit einander gepaart. Die Vorgänge, welche durch drei Bände einer Lösung entgegendrängen, leisten an Spannung, an Gewitterschwüle Alles, was man von einem Sensationsromane erwarten kann. In der Mitte der Action steht der Marquis von Sabran, der sich widerrechtlich so nennt; er heißt in Wirklichkeit Wassia Kasan, ist der natürliche Sohn eines Fürsten Zabarow, wird durch abenteuerliche Verwickelungen nach Mexiko verschlagen, in's Haus eines französischen Emigranten, des Marquis von Sabran, aufgenommen, nimmt an dessen wissenschaftlichen Arbeiten theil, und nachdem der Enkel des alten Herrn gestorben ist, eignet Wassia sich dessen-Papiere an, geht nach des Marquis Tode als angeblicher Marquis nach Europa, edirt ein von dem Pseudograsowater hinterlassenes gelehrtes Werk und treibt sich dann als Zigenner höherer Gattung umher. Er schießt im Gebiete der Gräfin von Sgalras in den hohen Tauern auf Adler, wird als Wilderer vor die Gutsherrin gebracht, von ihr mit einer Rüge entlassen, und .... und bei Beiden hat der Funke gezündet, und wir lassen uns nicht darüber täuschen, daß über kurz oder lang Wanda und der falsche Marquis einander ebenso in die Arme fliegen werden, wie Vera und Correze. Sabran vollbringt Wunderthaten, er erweist sich als selbstloser Menschenfreund, als kühner Jäger, als begabter Maler, als tüchtiger Administrator, als hinreißender Redner, als gewiegter Politiker, kurzum er kann Alles, er weiß Alles, er versteht Alles, und so geschieht eines Tages das zu Erwartende: die stolze Herrin von Hohenzalras reicht ihm ihre Hand vor dem Altare. Eine Reihe von Conflicten, die hier aus Mangel an Raum nicht einmal angedeutet werden können, führt dazu, daß Wanda die große Lüge in Sabran's Dasein entdeckt. Ihr Stolz bäumt sich unter dem ihr unerträglichen Gedanken: sie ist Mutter der Kinder eines freigelassenen russischen Leibeigenen. Sie will Sabran-Kassia nicht mehr sehen, er zieht fort, führt aber in der Nähe, inmitten der Bergwelt, durch drei Jahre ein Nomaden- und Waidmannsleben. Sein ältester Knabe, der mit stürmischer Zärtlichkeit an ihm hängt, erfährt durch die Geschwätzigkeit eines Bediensteten, daß der Vater sich unweit des Schlosses aufhält, er geht ihn suchen, geräth in Lebensgefahr, Sabran rettet ihn, geht dabei selbst zu Grunde, und Wanda, mit dem Todten versöhnt, läßt ihn mit all' den Ehren begraben, die ihrem Gatten gebühren. Wanda ist reich, Sabran ist arm; aus diesem Verhältnisse ergibt sich für die Ouida die Möglichkeit, nach Herzenslust in finanziellen Elementen zu wühlen. So wenig Sabran auch besitzt, scheukt er doch, nachdem er das erste Mal auf Hohenzalras gewesen, der Dienerschaft hundert Napoleond'ors. . . . Von Wanda's Reichthum macht der Leser sich einen Begriff, wenn er die Mittheilung vernimmt: „Sie hatte Salzbergwerke in Galizien, Weinbergen im Salzkammergute (?), unermeßliche Weizenfelder, ganze Meilen Wiesengrund, auf denen Pferdeheerden weideten. Sie hatte einen Palast in der Herrengasse in Wien und einen auf dem Residenzplatze in Salzburg; sie hatte Wälder und Landwirthschaften im Innthale und im Zillerthale; sie hatte ein schönes kleines Schloß in Ebensee" u. s. w. u. s. w. Die Leute der Ouida benützen nur Separatzüge, sie reisen nicht mit anderen Erdenbewohnern zusammen — daran erkennt man sie von Weitem. Zu ihren besonderen Werkzeichen gehört es auch, daß sie von Selbstbewußtsein erfüllt sind und sich gern mit den hervorragendsten Gestalten der Weltgeschichte vergleichen: mit Alexander dem Großen, Maria Theresia, Bismarck — es kommt ihnen keine Minute lang in den Sinn, daß man sie für sehr, sehr eitel halten könne. Sind wir im Begriffe, die Sondereigenschaften der von der Ouida in's Leben gerufenen Personen zu streifen, so sei auch erwähnt, daß sie viel mit dem Zufalle zu thun haben; dieser — der Schutzgott der Diebe, der Verliebten und der Romanschreiber — greift immer zur rechten Zeit ein und sorgt getreulich dafür, daß das Merkwürdigste sich ohne Schwierigkeiten realisire. Speciell in „Wanda" treten diese Eigenheiten grell hervor, und wer seine Andauer mitbringt, läßt sich durch dieselben leicht die Freude an den Lichtseiten des Romanes vergällen. An solchen fehlt es wahrlich nicht. Wie starke Zumuthungen Ouida an unsere Gläubigkeit auch stelle, sie entschädigt uns reichlich. Wie fast in jedem Buche der Ouida erscheint eine corrumpirte Aristokratin — sie heißt diesmal Olga v. Branda und führt in böser Absicht die Entlarvung Wassia Kasan's herbei —, und mit seiner Erkenntniß und klarem Ausdrucke sind die Irrgänge der Frauenseele, sind weibliche Schwächen und Thorheiten dargelegt. Die Kunst jeder Dame, an einer anderen Dame etwas Häßliches oder Lächerliches zu finden, wird durch ein Gleichniß von frappanter Einfachheit erörtert: „Könnte die medicinische Venus in's Leben gerufen werden, so würden die Frauen an ihr bloß bemerken, daß ihre Gewandung ihr zu weit ist." . . . Man käme nicht zu Ende, wollte man aus den glänzenden Einfällen der Ouida das Beste herausheben. Es wäre das an und für sich ein kritischer Mißgriff, denn nicht das einzelne Aperçu, nicht der selbstständige Aphorismus verleihen einem Romane das notwendige Rückgrat. Was erzählt wird und wie es erzählt wird, bleibt immer und überall die Hauptsache. Nach dieser Richtung bietet „Wanda" Momente von unwiderstehlicher Kraft und Wirksamkeit. Kein Erzähler, auch nicht der beste, braucht sich der Scene im Walde zu schämen, in welcher Wanda's Vetter Egon Basarbeln, der um Sabran's willen abgewiesene Werber um Wanda's Hand, im Walde während einer Jagd — ein Eber hat Sabran angefallen und ihm Rock und Hemd von einem Arme gerissen und ihm diesen verwundet — entdeckt, daß der Marquis von Sabran, sein verhaßter Rivale, mit jenem Knaben identisch ist, mit dem er vor vielen Jahren auf einer Besitzung des Fürsten Zabarow zusammenkam, mit dem er einen Streit hatte, dem er damals einen Dolchstich versetzte — er findet die Narbe jener alten Wunde — Sabran liegt in einer Ohnmacht, und durch Egon's Gehirn zuckt wie ein unheimlicher Blitz der Gedanke, er könnte Wassia verbluten lassen, und mit einem Male wäre Wanda wieder frei und man dürfte sich als Nachfolger des Todten melden. Wie Egon mit sich kämpft, wie er der Versuchung schon unterliegen will, wie er sich besiegt, dem Feinde hilfreiche Hand bietet, ihn rettet — das und eine Menge an diesen Zwischenfall geknüpften Beiwerkes verräth eine sichere, für die schwersten Aufgaben geschulte Hand. Auch der abgehärtetste Leser wird sich der belagten Jagdepisode gegenüber nicht einer mit Spannung gemengten Theilnahme erwehren können.

Daß Ouida nicht in ihrer Heimath lebt, soll seine Ursache darin haben, daß man ihr in England ihre ungeschmeichelhaften Phytographien — oder nähern sie nicht manchmal der satirischen Caricatur? — aus dem Treiben der upper ten thousand ungemein verübelt. Sie verließ ihr Vaterland, um sich der landsmännischen Kritik zu entziehen; ihr Schicksal gleicht damit — si parva componere magnis liest — ein wenig demjenigen Byron's. Hat sie sich persönlich von dem Boden entfernt, aus dem sie stammt, so gehen doch ihre Bücher über die ganze Heimath, und mit Continentalen, die wir in anderen Begriffen aufwachsen, finden noch immer genug Respect vor dem Geburtsadel, wenn Ouida sich vernehmen läßt:

Digitized by Google

„Die Größe eines großen Geschlechtes ist etwas Höheres als bloßer Stolz. Die Instincte einer solchen Rasse sind vornehm, ihre Verpflichtungen sind nicht geringer als ihre Privilegien; ein starkes Licht strömt zurück durch das Dunkel der Zeiten, und wenn du (die Anrede gilt dem Adeligen) dieses Licht zum Führer deiner Schritte nicht machst, dann bist du drei Mal verflucht." ... In „Fürstin Napraxine" und „Othmar" läßt Ouida ihrer Freude an der Schaffigung mit der Aristokratie ungehindert die Zügel schießen. Wie in vielen ihrer Schriften geleitet Ouida uns hier an die französische Riviera, mitten in die internationale Gesellschaft, welche vor dem nördlichen Winter dahin flüchtet und ihren Luxus und ihre Neigungen in den Garten Europas verpflanzt. Fürstin Nadine ist an einen ungeliebten Mann gefesselt. Sie läßt die zwei dieser Ehe entsprungenen Kinder in Rußland, auf einem der Güter des Fürsten, erziehen; sie trägt kein Verlangen nach ihnen, denn sie gleichen ihrem Vater. Zahllose Anbeter umschwärmen die Fürstin, die bis mit 19 Jahren alt fühlt. Niemand findet bei ihr Gehör. Einige gehen über's Meer, einige erschießen sich, Nadine weint ihnen keine Thräne nach. Nadine ist ihrem Gatten treu aus Kälte. Am heftigsten bestürmt Baron Othmar sie um Gegenliebe. Er will sie entführen, will seine Position — er ist der König der Banquiers, und man behauptet, er besitze eine Million Millionen — opfern, um mit Nadine in irgend einem fernen Winkel verborgen zu leben. Da sie ihn endgültig zurückweist, heirathet er ein armes junges Mädchen, Yseulte de Malogne. Der Leser dünkt sich eine Art Vorsehung; er getraut sich, zu wetten, daß trotz aller Hindernisse Nadine dem Baron Othmar angehören werde, und er würde die Wette gewinnen. Der Fürst Napraxine muß sich eines Tages mit dem Herzoge von Pranzius schlagen, weil dieser Bemerkungen über Othmar's Heirath macht, die nur geschlossen worden sei, um die Fürstin zu ärgern. Er fällt, Nadine ist Wittwe, Othmar steht, trotzdem er gebunden ist, neuerdings um Nadinen's Herz, sie ruft ihn brieflich zur Vernunft — der Brief kommt Yseulte in die Hände, sie tödtet sich, um dem Paare aus dem Wege zu gehen, und zum Schlusse des dritten Bandes finden wir Nadine als Baronin Othmar. Selbst in den Flitterwochen überkommt sie der ganze Scepticismus einer blasirten, verwöhnten, von allen Seiten mit Huldigungen überschütteten Frau. Sie ergeht sich in Betrachtungen darüber, ob ihr neues Glück dauerhaft sein würde. Othmar meint: Zweifel an ihrem Glücke seien Zweifel an ihm. „Nein," erwidert Nadine, „ich zweifle nicht an Ihnen, ich zweifle an mir und an der menschlichen Natur." Der Roman „Fürstin Napraxine" enthält Einzelheiten, die als tadellose Leistungen psychologischer Darstellung gelten dürfen. Zu diesen gehört der Conflict, den Othmar durchmacht in Folge der Regung, Yseulte die Wahrheit zu gestehen und ihr zu bekennen, wie wenig sie ihm sei, eine Regung, welche von dem Mitleide immer wieder erdrückt wird. Die Person der Nadine ist von der Ouida mit unendlicher Sorgfalt ausgearbeitet. Daß der Superlativ in maßloser Anwendung nicht fehlt, ist selbstverständlich. Nadine springt in den Sattel, wie der Vogel auf den Ast. Sie reitet wie ein donischer Kosak. Wenn sie eine Nacht durchtanzt hat, geht sie nicht zu Bette, sondern nimmt ein kaltes Bad, frühstückt und bleibt im Freien. Ihr Selbstbewußtsein erlaubt ihr nicht, für Jemanden eine Thorheit zu begehen. Sie hegt keine Neigung und heuchelt keine. Der Oheim Othmar's sagt von ihr: „She has no lover, only because she has no love." Ihr Mann langweilt sie; sie zeigt es ihm offen, und wenn sie manchmal bedenkt, daß sie für ihn recht kostspielig sei, so tröstet sie sich damit, daß der Fürst an ihr die Freude eines Sammlers habe, beiläufig wie Lord Dudley an einem Sèvresporzellan, das er mit 10,000 Guineen bezahlt. Ueber ihre äußere Erscheinung erfahren wir, daß sie einer Narcisse gleicht, und daß ihre dunklen Augen sich auszunehmen wie glühende Kohlen in einem Gesichte von Schnee. Ueber ihre Umgebung urtheilt sie so unbarmherzig wie möglich. Sie sieht ein, eine ohne Liebe geschlossene Ehe, wie die ihre mit dem Fürsten, sei ein Verbrechen, das allerdings von der Gesellschaft als ein Act von Weisheit und Tugend applaudirt werde. Sie kennt die ganze Hohlheit ihrer Kreise, und doch kann sie sich ihrem Banne nicht entziehen. Die „große Welt" ist — nach ihrer Definition — ein Opiumbaus, das man trotz aller gegentheiligen guten Vorsätze besuche. Nadine's Eigenart entwickelt sich mit den fortschreitenden Ereignissen, wie sie in „Othmar" — dem zweiten Theile von „Fürstin Napraxine" — mitgetheilt werden. Nadine, als Othmar's Gattin, liebt die Kinder, welche dem Bunde mit ihm ihr Dasein verdanken. Abgesehen von dieser Aenderung ihres Seelenlebens ist sie von demselben Scepticismus beseelen wie vorher. Es thut ihr oft leid, das interessante Verhältniß zu Othmar durch eine Heirath veralltäglicht zu haben. Sie pflichtet dem Ausspruche eines Landsmannes bei: die Ehe sei ein Verhältniß wie jenes zwischen Leuten, die mit zwei Suppenlöffeln in einen Topf langen — um die Zwiebeln, die darin herumschwimmen, werde dann gestritten, und die Zwiebeln seien identisch mit der Oberherrschaft.

Ihre Ansichten über Treue und Beständigkeit erfahren eine traurige Bestätigung, denn neben das Bild der geliebten Gattin drängt sich in Othmar's Brust jenes der noch kindlichen Damaris Bérande, die auf der südfranzösischen Insel Bonaventure an der Seite ihres Großvaters in einer Art von Robinsonade lebt. Nadine entdeckt sie, ladet sie wie ein Spielzeug zu sich, findet an ihr Bühnentalent und will sie ausbilden lassen, vergißt aber bald das arme Wesen und erregt dadurch Othmar's Mitgefühl für dasselbe. Nadine, nicht dazu bestimmt, glücklich zu sein oder Andere glücklich zu machen, spricht Othmar ruhig ihre Voraussetzung aus, er werde sich noch für eine andere Frau interessiren. Sie kann sich etwas Dauerndes in einer menschlichen Beziehung überhaupt nicht vorstellen. Alles, was sich wiederholt, dünkt ihr kläglich und von tödtlicher Langeweile. Wenn sie täglich den Chimborasso sähe, er würde ihr klein erscheinen ... Während sie sich in Rußland aufhält, findet Othmar in Paris zufällig — immer der rettende, Verwickelungen gebärende Zufall! — Damaris als Halbverlungerte. Ihr Großvater hat sie fortgejagt, weil sie den ihr bestimmten Schiffsbauer nicht heirathen wollte. Dieses Eheproject war ihr unerträglich geworden, seitdem durch Nabines Verschulden in ihr die Sehnsucht nach der Kunst rege geworden. Othmar fühlt sich deshalb doppelt verpflichtet, dem Mädchen zu helfen. Er veranlaßt einen Theaterveteranen, Rosselin, ihr dramatischen Unterricht zu geben. Der seither verstorbene Großvater hat, um sich an Damaris für ihre Weigerung zu rächen, alles Besitzthum dem Vetter vermacht, Othmar will versuchen, diesen zur Herausgabe eines Theiles der Erbschaft zu bewegen, geht zu diesem Zwecke wirklich nach Bonaventure, kommt unverrichteter Dinge zurück, schützt aber vor, Alles geordnet zu haben und übernimmt angeblich die Verwaltung von Damaris' kleinem Vermögen, während er aus seiner Tasche ihren Lebensunterhalt bestreitet. Nadine erfährt durch einen ihr ergebenen Spion — welch' häßlicher Zug! — von der Theilnahme, die Othmar an Damaris bekundet. Sie sieht ihren Ehrgeiz verletzt, weil Othmar ihr das Bauernmädchen vorziehe. In Paris angekommen, führt sie eine lärmende Erörterung mit Othmar herbei. Dieser bethenert ihr, sein Verhältniß zu Damaris sei reinster Art. „Und wenn Sie bei dem Leben Ihrer Kinder schwören," entgegnet sie ihm kalt, „ich glaube Ihnen doch nicht." Blanche de Bethune, welche einmal selber hoffte, Baronin Othmar zu werden, hat Damaris, die bei Rosselin, in der Nähe von Paris, weilt, ausgewittert, sie öffnet ihr die Augen, daß man sie für Othmar's Maitresse halte, Damaris — an Naivetät ein Seitenstück zu Bebe in den „Holzpantöffelchen" — thut das Schlimmste, was sie thun kann, sie nimmt in ihrer Rathlosigkeit Zuflucht zu Nadine. Die Baronin behandelt sie als bezahlte Geliebte ihres Mannes, und da Damaris — die aus mancher Aeußerung Othmar's errathen hat, daß er bei seiner Frau nicht die volle, rückhaltslose Gegenliebe finde — nullug genug ist, Nadine zu bitten, sie möge Othmar so glücklich machen, wie er es verdiene, offenbart Nadine ihr, daß sie die ganze Zeit her von Othmar's Gelde lebe. Die Folge ist, daß Damaris sich tödtet, wie Yseulte sich getödtet hat ... Gewichtige Reihe von Umständen über-

Digitized by Google

zeugen Nadine zu spät, daß sie dem Mädchen Unrecht gethan. Sie kommt dem im Innersten aufgewühlten Othmar entgegen, indem sie ihm sagt: „Verzeihe mir, ich habe Dich beleidigt.“ Er ist erweicht, weil das königlich stolze Weib einen Irrthum eingesteht. „Liebst Du mich noch?“ fragt er. „Ich meine: ja, denn ich zweifelte an Dir, und Du weißt ja — die Liebe ist blind!“ Damit entläßt Ouida uns, und wir setzen voraus, daß Nadine über die Leichen von Ysseulte und Damaris hinweg ohne Gewissensbisse das Leben einer kostbaren Treibhauspflanze ungestört fortsetzen wird. Ouida beschönigt nichts, wenn sie uns einen Einblick thun lassen will in ein Stück Leben, das nicht offen zu Tage liegt. Sie verliert den Boden unter den Füßen, sobald sie die Qualitäten ihrer Männer, die Reize ihrer Frauen ausmalt, aber dafür ist sie wahr, grausam wahr, wenn es sich ihr darum handelt, die gesellschaftliche Convenienz im siegreichen Streite mit dem guten Herzen und der gesunden Vernunft aufzuweisen. Wir lächeln wie über ein Kinderspiel, wenn ihre Phantasie den Flug in die Wolken unternimmt und uns Bedingungen, die wie ein Kartenhaus umzublasen sind, als Thatsachen auftischen will; aber wir fühlen den Athem der Wirklichkeit, wenn sie sociales Uebereinkommen und egoistische Eitelkeit, principienlose Herrschsucht und unersättliches Haschen nach Genuß, geschminkte Eitelkeit und selbstbewußte Koketterie als Mächte von schier unüberwindlicher Gewalt wirken läßt. Wer dem schriftstellerischen Naturell der Ouida auf den Grund kommen will, der muß sie zu lesen, muß den Köder, den sie der großen Menge hinwirft, von den ernsten und bitteren Aufrichtigkeiten zu trennen verstehen, deren Verkündung ihr offenbar eine Herzenssache ist.

Feuilleton.

Ein Studienkopf.

Von Georg Keben.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Der Kuß, eine kleine Ursache, hatte große Wirkungen. Fanny rächte sich, indem sie die zahlreichen, meist scherzhaften Geschenke, die ihr Campell während ihrer langjährigen Beziehungen verehrt hatte, an den Geber zurücksandte. Sie machte diese Rückzahlung ratenweise, jeden Morgen langte ein Postpacket von ihr an. Aus einem Ballast von Papier, in das diverse Kleinigkeiten behutsam eingewickelt waren, entnahm er unter Anderem: Bonbonnièren, natürlich ohne Inhalt ... eine Schnellphotographie, auf der von ihm der Kopf und von ihr die Hände erkenntlich waren ... eine Taschenlaterne zum Treppenhinaufleuchten ... einen Klapperstorch aus Marzipan ... eine silberbeschlagene Kaffeemühle, die sie sich einmal in einer Laune übertriebener Wirthschaftlichkeit zum Selbstmahlen gewünscht hatte, mit der Inschrift: „Ein bürgerliches Trauerspiel“ ... den „neuen Tannhäuser“ von Grisebach ... eine Hundeleine für ihren Mops — Campell war in allerheiterster Laune.

„Seltsam!“ rief er kopfschüttelnd. „Mit welch' rührender Pietät sie diese tausend Erinnerungen von Freundeshand aufbewahrt hat. Hier finde ich Kleinigkeiten, die schon lange Jahre in ihrem Besitze sein müssen. Sie scheint es darauf angelegt zu haben, mich sentimental zu stimmen.“

Der letzten Sendung war ein Geldcouvert beigefügt. Dasselbe enthielt in einem kurzgefaßten Schreiben die kategorische Aufforderung, das Gemälde der rechtmäßigen Eigenthümerin umgehend zuzustellen. Auf die Einlage, drei Tausend Mark in Papiergeld, war kein Bezug genommen.

Campell's Stimmung schlug plötzlich um; er war ärgerlich, da er diese Generosität sehr unnobel fand. Er revanchirte sich brieflich, als er antwortete:

„Geehrtes Fräulein! Sie scheinen mich für den Kuß, denen ich Ihnen gegeben habe, bezahlen zu wollen; denn für meine Arbeit ist Ihr Honorar zu hoch taxirt. Im ersteren Falle wäre ich übervortheilt, im zweiten Sie. Um Beides zu vermeiden, sende ich Ihnen inliegend Ihr Geld zurück. Bis auf Weiteres bleibt Ihr Portrait in der Ausstellung, die morgen eröffnet wird, eingekerkert. Sie tragen anstatt eines Namens die Gefängnißnummer 713. In dem illustrirten Catalog ist Nr. 713 abskizzirt. Das Vervielfältigungsrecht habe ich an ein hiesiges renommirtes Kunstinstitut verkauft. Sie schulden mir also nichts, nicht einmal Höflichkeit.“

Fanny, deren Exaltation auf das Höchste stieg, wäre im Stande gewesen, die Cassenscheine in's Feuer zu werfen, als sich noch rechtzeitig ihre Modistin anmeldete. Sie kehrte so weit zur Nüchternheit zurück, daß sie es vorzog, ihre Rechnungen zu begleichen. Allein die fieberhafte Aufregung und Unruhe ließen sie nicht schlafen, sie irrte umher wie eine Nachtwandlerin und vertrieb sich die Zeit damit, aus ihrem Repertoire zu declamiren, wobei sie wieder die peinliche Entdeckung quälte, daß ohne Souffleur ihr Gedächtniß selbst für die eingespieltesten Rollen nicht mehr ausreichte.

„Noch drei solche Nächte und man findet mich todt im Bette,“ sagte sie früh Morgens zu ihrer Jungfer. „Ach, solch' ein spießbürgerliches Ende wäre gar zu garstig! Es war immer mein Ideal, in meinem Berufe auf der Bühne zu sterben. Welch' erschütternde Tragik, wenn der Dichter dem Tode das Stichwort gibt!“ Und sie wurde über sich selbst ganz gerührt.

Auf dem Wege nach der Ausstellung sann sie über die effectvollste Sterbescene nach. Nichtsdestoweniger hatte sie Appetit. Sie trat in eine Conditorei, die sich in nächster Nähe des Ausstellungsgebäudes befand, und verzehrte einige Apfeltörtchen mit Schlagsahne. Sie hatte wieder so rasch das Sterben vergessen, daß sie sich in dem Modejournale, das sie trotz ihrer Eile durchflog, nicht einmal die Trauercostüme ansah.

Vor dem Eingange der Ausstellung herrschte ein erstickendes Gedränge, Fanny fand nicht Platz genug, ihr Portemonnaie aus der Tasche zu ziehen, um sich einen Catalog zu kaufen, sie wurde mehr vorwärts geschoben als sie ging. Nun, sie kam nicht der Bilder, sondern eines Bildes wegen hierher. Ueberdies hatte sie die richtige Einsicht, daß man ohne Catalog eine Gemäldeausstellung nicht zu würdigen vermag. Sonst kann es Einem passiren, daß man das Bild eines Professors der Akademie für mittelmäßig und das eines unbekannten Anfängers für ein Meisterwerk erklärt. Und das Eine wäre so ungebildet als das Andere. Ihr ehemaliger Freund Henry Campell nahm durchaus diesen Standpunkt ein. So lange er noch junger Anfänger gewesen war, hatte er in Wort und Schrift gegen den Autoritätsglauben in der Kunst gedonnert und die Ansicht verfochten, die Bilder müßten wie die Leitartikel in den Zeitungen anonym veröffentlicht werden bis kurz vor Schluß der Ausstellung, wo sich das unparteiische Urtheil bereits gebildet hat. Seitdem er Professor war, hätte er den Ausstellungscatalog am liebsten nach dem Muster des Bädeker eingerichtet: der Name eines jeden renommirten Hôtels — pardon, eines jeden renommirten Künstlers mit einem Sternchen bezeichnet.

Plötzlich machte Fanny vor einem Gemälde Halt, das ihr Blick zufällig gestreift hatte. Es war das Portrait ihrer Rivalin, die Campell ihre talentvolle Nachfolgerin genannt hatte. Sie betrachtete das Bild indignirt durch ihre Lorgnette, indem sie halblaut einen Monolog improvisirte.

„Dacht' ich's doch, daß mir die Amerikanerin auch hier Concurrenz bieten würde! Ich begreife nur nicht, wie man sich bei ihrer abschreckenden Magerkeit so stark decolletiren kann. Pfui, wie häßlich! Wahrscheinlich zum Ersatz für die mangelnde Fleischfüllung hat sie sich an allen möglichen und unmöglichen Stellen mit Brillanten behängt. Sicherlich ist dieser geschmacklose Aufputz zur Hälfte aus einem Juwelierladen geborgt. Auf diese Weise sieht das Publikum staunend, was ihre Verehrer ihr Alles geschenkt haben, und ihre Verehrer sehen staunend, was ihnen zu schenken noch Alles übrig bleibt. Ich werde mich niemals solcher Reclamemittel bedienen. Eine Schauspielerin soll von der Illusion, aber nicht von der Lüge leben.“

Und sie wandte dem Bilde verächtlich den Rücken. Sie schien sich nicht mehr zu erinnern, daß sie auf der letzten Gewerbeausstellung ihr reiches, künstlerisch gefaßtes Geschmeide hatte ausstellen lassen. In dieser Hinsicht dachte sie amerikanischer als die „Amerikanerin“.

Nachdem sie sich lange ziellos von der hin- und herfluthenden Menschenmenge hatte umhertreiben lassen, begann sie endlich bei einem Ausstellungsdiener Erkundigungen einzuziehen.

„Wo ist Nr. 713?“

„Ich glaube im sechsten Saale.“

Der sechste Saal lag sehr weit zurück. Aber die Neugierde beflügelte ihre Schritte. Leider schienen die Diener noch nicht genügend orientirt zu sein, denn ihr Portrait war dort nicht zu erblicken.

Und sie fragte wieder:

„Wo ist Nr. 713?“

„Ich glaube im vierzehnten Saale.“

Sie durcheilte abermals die Ausstellung, fast von einem Ende bis zum anderen. Als sie endlich athemlos anlangte, sah sie sich zum zweiten Male getäuscht.

Ihren Lippen, die sonst von volltönenden Versen überflossen, entfuhr eine derbe Verwünschung.

In diesem Augenblicke tauchte eine zarte, schmächtige Damengestalt neben ihr auf, durch nichts ausgezeichnet als durch ein kohlschwarzes feuriges Augenpaar, das allerdings der ganzen Erscheinung etwas ungemein Interessantes verlieh. Bei dem unerwarteten Anblicke ihrer verhaßten Rivalin, denn diese war es, glätteten sich sofort die zornigen Falten auf Fanny's Stirn. Sie begrüßte das junge Mädchen mit ihrem süßesten Lächeln.

„Welche Ueberraschung! Ich freue mich außerordentlich, Sie hier zu sehen, liebe Minnie.“

„Gleichfalls, meine Liebe! Sind Sie schon mit der Ausstellung fertig?“

„Nein, ich fange erst an, und zwar suche ich vergebens nach dem Anfange. Wissen Sie vielleicht, wo Nr. 713 hängt?“

„Allerdings! Dorthin war mein zweiter Gang. Mein erster war natürlich nach meinem Portrait.“

„Zufällig ist mir dasselbe unterwegs begegnet. Ich kann nicht umhin, Ihnen zu bemerken, daß ich davon entzückt bin. Solch' ein Gemälde kann nur die Arbeit eines intimen Freundes sein, man sieht dem Bilde an, daß es mit Lust und Liebe gemalt ist. Besonders Ihre Brillanten funkeln und glitzern so täuschend echt, daß man glauben möchte, sie könnten

Digitized by Google

in der Dunkelheit leuchten. Liebe Minnie, Sie müssen Californien geplündert haben, um solche Schätze zu gewinnen."

Das junge Mädchen empfand deutlich die feinen vergifteten Spitzen in den Worten ihrer liebenswürdigen Collegin und bemühte sich, dieselben in Fanny's Busen zurückzubohren.

„Eine Tournée durch Amerika habe ich mir für meine reiferen Jahre aufgespart; in Californien gedenke ich die Nachlese meines Talentes zu halten. So viel mir bekannt ist, haben Sie es umgekehrt gemacht."

Fanny suchte diesen Hieb zu pariren.

„Man merkt, meine Liebe, daß Sie als Ausländerin von deutschen Verhältnissen nichts verstehen."

„Ich wage nicht zu widersprechen, denn ich wurde erst in meinem vierten Lebensjahre hier naturalisirt. Und da ich außerdem 14 Jahre jünger bin als Sie, meine Liebe, so müssen Sie allerdings Deutschland besser kennen."

Fanny, die sich geschlagen sah, hielt es für am gerathensten, dem Gespräche eine harmlose Wendung zu geben.

„Sie würden mich sehr verbinden, liebe Minnie, wenn Sie mir den Weg zu Nr. 713 zeigten."

„Ich bin mit Vergnügen Ihre Führerin."

Sie gingen heiter plaudernd, wie zwei Freundinnen neben einander. Fanny kämpfte lange mit sich selbst, ob sie ein Urtheil über ihr Bild provociren solle. Endlich siegte die weibliche Neugierde über ihren Stolz.

„Wie gefällt Ihnen mein Portrait, liebe Minnie?" warf sie scheinbar gleichgültig hin.

„Vortrefflich! Sein größtes Lob ist, daß es sprechend ähnlich aussieht. Ich begreife vollkommen, daß Sie es vorzogen, anonym zu bleiben und im Catalog unter der Bezeichnung »Ein Studienkopf« figuriren, während ich so prätentiös war, mit meinem Namen hervorzutreten."

Den mysteriösen Sinn dieser Worte errieth Fanny erst, als sie vor ihrem Portrait stand. War das wirklich ihr Ebenbild? War die Nr. 713 nicht eine fatale Verwechselung? Sie wollte fragen, aber sie sah die Augen ihrer Begleiterin mit einem gespannten, lauernden Ausdrucke auf sich gerichtet. Sie mußte die Lippen zusammenbeißen, um nicht laut aufzuschreien. Dieses überreife Weib im Alter einer Gattin und Mutter war sie: die jugendliche Liebhaberin ... die himmlische Louise!

Die Farben des Gemäldes verschwammen vor ihren Augen. Vor ihrer überhitzten Phantasie verzerrten sich die Formen ihres Ebenbildes zu einer greulichen Katze, die sich zum Sprunge auf sie niederduckte. Ihr schwindelte, sie mußte sich auf ihren Sonnenschirm stützen, um nicht umzusinken. O, sie war das Opfer einer unerhörten Fälschung, des größten Betruges, den die Welt je gesehen hat!

„Nun, sind Sie zufrieden?" klang eine bekannte Stimme dumpf, wie von ferne an ihr Ohr.

An dieser Stimme erkannte sie ihre Todfeindin und erwachte aus ihrem Hinbrüten. Mit der Selbstbeherrschung der Routine, mit der sie oft während des peinigendsten Unwohlseins ihre Rolle zu Ende gespielt hatte, antwortete sie gemessen:

„Es ist ja nichts Neues für mich. Ich finde das, was ich erwartet habe. Auf Wiedersehen, meine Liebe!"

Sie wußte selbst nicht, wie sie aus der Ausstellung kam. Sie hatte noch Kraft genug, in einen Wagen zu steigen, in dessen Fond sie halb bewußtlos mit geschlossenen Augen zurücksank.

Ihr erster Gedanke, als sie daheim wieder eines solchen fähig war, zielte auf Vernichtung jener Teufelsmaske in Oel. Die Vitriolattentate heißblütiger Pariserinnen, von denen sie oft genug in der Zeitung gelesen hatte, reizten sie zur Nachahmung. Ihre Rache traf ja nicht einmal das Gesicht ihres infamen Beleidigers, sondern nur einen leblosen Gegenstand: Sein Kunstwerk! Mildernde Umstände würden ihr unzweifelhaft von der Strafkammer zugebilligt werden. Die Gerichtsverhandlung versprach sogar allerliebste Theatereffecte. Aber wenn dieselben doch mit einer Freiheitsberaubung endeten? Vor der Möglichkeit, in Gegenwart von Gefängnißbeamten, die immerhin Männer waren, in derangirter Toilette, ohne Schminke und Puder erscheinen zu müssen, schreckte ihr weibliches Zartgefühl zurück. Also fort mit dem Vitriol! Vielleicht fand sich ein kühner Verehrer, der das Portrait in finsterer Nacht aus der Ausstellung stahl. Hatte nicht Maria Stuart einen Mortimer zur Seite, der weit Größeres zu wagen bereit war! Aber ach, mit 45 Jahren hat man keinen Mortimer mehr, zumal wenn man vorher keinen gehabt hat! Es werde ihr nichts anderes übrig bleiben, grübelte sie, als den ganzen Ausstellungspalast, natürlich heimlich, in Asche zu legen. Heutzutage bedarf es dazu keiner Fakel mehr wie zu Herostrat's Zeiten, ein winziges Streichhölzchen genügt. Die Romantik ungeheuerlicher Rachepläne beschwerte ihr so das Hirn, daß sie Kopfweh bekam. Sie schüttete ein Brausepulver in ein Glas Selterwasser und trank dasselbe hastig herunter. Und merkwürdig! Die niederschlagende Wirkung stellte sich sofort ein. Sie dachte wieder wie ein vernünftiger Mensch, als sie sagte:

„Warten wir erst ab, was sich weiter ereignen wird!"

Eine volle Woche verließ Fanny die Wohnung nicht und lehnte alle Besuche ab. Die vor den Fenstern herabgelassenen Jalousien sollten den Eindruck hervorrufen, als wäre die Inhaberin der Wohnung verreist. Sie hatte weder Lust zum Lesen, noch zum Rollenstudium, nicht einmal zum Toilettemachen. Sie ruhte meist im Halbschlummer auf der Chaiselongue. Die Jungfer folgte dem Beispiele ihrer Herrin, da sie fast nichts mehr zu thun hatte. Selbst Bijou, Fanny's Lieblingsmops, lag regungslos auf seinem Eisbärenfell ausgestreckt. Alles schlief; die Wohnung glich Dornröschens Märchenschloß. Nach einigen Tagen endloser Langeweile verfiel Fanny plötzlich auf die Idee, einen Damenscat zu arrangiren. War es doch im vergangenen Winter eine beliebte Mode geworden, sich zum Damenscat einzuladen. Bis dahin genossen allein die Herren, alte und junge, das Vorrecht, sich nach dem Souper in den Rauchsalon zurückzuziehen und den übrigen Theil der Gesellschaft getrost der Fürsorge der Gastgeberin überlassen zu dürfen. Der Conversationston des Bierscates, mochte auch eine Champagnerflasche in Eis neben dem Kartentische stehen, verdrängte die Galanterie und die feine Würze der Unterhaltung, welche sonst die gesellschaftliche Mischung weiblicher und männlicher Elemente hervorzubringen pflegt. Es war eine einfache Consequenz dieser Vernachlässigung der guten Sitte, daß das schwächere Geschlecht beschloß, sich von dem stärkeren gänzlich zu emancipiren und seine Gewohnheiten selbständig nachzuahmen. Es blieb sich dabei gleich, ob die Herren über die Coeurdame oder die Damen über den Coeurbuben neckende Witze machten. Allerdings war die Scatpartie, welche Fanny arrangirte, nicht gerade exclusiv. Es war ihre Jungfer und deren Freundin, denen sie mühsam das Scatspiel einlernte und im stundenlangen jeu große Summen abgewonnen hätte, wären nicht Spielmarken der Einsatz gewesen. Uebrigens, warum sollte sie sich nicht zum Zwecke eines so discreten Vergnügens zu ihrer Jungfer herablassen? Hatte sie doch im Café oft genug beobachtet, daß vornehme Herren aus Mangel an einem würdigeren Partner mit dem Billardkellner eine Partie Carambolage spielen.

Eines Morgens, als sie wie täglich den Ausstellungsbericht überflog, fiel ihr Blick auf den Namen Henry Campell. Das Zeitungsblatt zitterte in ihrer Hand und ihr Herz klopfte hörbar. Jener boshafte Theaterkritiker war zugleich Kunstreferent und in beiden Fächern sein Urtheil tonangebend. Um so mehr Grund für sie, das Aergste zu befürchten. Sie sprang empor und warf das Zeitungsblatt auf den Tisch. Nein, sie wollte nicht wieder Thränen vergießen wie damals über die Faustkritik! Sie wollte ... ja, was wollte sie eigentlich! Verstohlen, wie ein neugieriges Kind, das erwischt zu werden fürchtet, hob sie das Zeitungsblatt vom Tische in die Höhe, immer höher, bis sie es schließlich vor die Augen brachte und las:

„Professor Henry Campell hat die Zahl seiner Meisterwerke wieder um ein neues bereichert. Und zwar ist diesmal das Thema ebenso interessant als die künstlerische Ausführung. Es ist ein offenes Geheimniß, daß Campell's »Studienkopf« Fräulein Rota vom Hoftheater darstellt. Nun, Fräulein Rota hat sich auf ihrem Portrait in einem Rollenfache eingeführt, das sie bis jetzt noch nicht gespielt hat, aber in Zukunft hoffentlich spielen wird. Fräulein Rota ist aus dem Fache der Liebhaberinnen in das der Mütter gerückt, ein Avancement, das außerordentlich zu ihrem Vortheile ist. Fräulein Rota bietet nicht das Bild eines Gretchens mehr, das ich früher an anderer Stelle zu meinem Bedauern zu tadeln gezwungen war: Aus einer gealterten Liebhaberin ist sie jetzt eine jugendliche Mutter geworden, fast zu jugendlich nach streng realistischer Auffassung, aber nicht nach der eines Idealisten wie ich bin, den in der Kunst überall die Form des Schönen entzückt. Trotzdem ist das Portrait selbst durchaus realistisch, die naturgetreue Wiedergabe eines edlen durchgeistigten Frauenantlitzes. Wir werden uns freuen, nach Eröffnung der Saison Fräulein Rota in ihrem neuen Rollenfache begrüßen zu können, in dem — das wage ich schon heute auszusprechen — keine zweite Bühne Deutschlands ihres Gleichen haben wird."

Fanny hielt inne, sie vermochte nicht weiterzulesen. Eine Thräne löste sich von ihren Wimpern — nun weinte sie doch! Aber nur einen Augenblick! Dann stürmte sie wild wie ein junges Mädchen durch die Zimmer, zog die Jalousien zurück und ließ durch die offenen Fenster die warme Augustsonne hineinleuchten: Ein Zeichen für alle Welt, daß Fanny Rota wieder zu Hause war!

Noch an demselben Vormittage ging sie aus. Es wäre ihr angenehm gewesen, einem Bekannten zu begegnen, sie hätte auf der Promenade gern eine Art Gratulationscour abgehalten, aber — wie ärgerlich! — gerade wenn man Bekannte sucht, findet man keine. Sie kommen immer zur unrichtigen Zeit. Fanny war bereits auf dem Heimwege begriffen, als sie ganz unerwartet einen hellgrauen, unproportionell hohen, schmalkrämpigen Cylinderhut, der schief auf einen brünetten Männerkopf gedrückt war, sich ihr entgegenbewegen sah. Der Träger dieses merkwürdigen Cylinderhutes war Henry Campell. Der alte, halbvergessene Groll erwachte in ihr von Neuem. Mochte das Bilderverwechselungsspiel enden wie es wolle, in jedem Falle hatte Campell boshaft und hinterlistig gegen sie gehandelt. Einem so gefährlichen Menschen weicht man am besten aus. Und sie schritt behutsam auf den spitzesten Lackstiefeln über den vom Regen durchnäßten Straßendamm nach der anderen Seite des Trottoirs.

Campell, dem dieses auffällige Ausweichen nicht entgangen war, sah ihr fast wehmüthig zu.

„Also eine Demonstration auf der Straße! Ja, ja, die Weiber verstehen es, sich zu rächen! Sie wird mir nicht verzeihen, auch wenn sie durch mich zum zweiten Mal eine berühmte Frau wird. Ah, jetzt tritt sie in eine Regenpfütze! Das helle Kleid ist bis oben hinan bespritzt, sie kann nur noch fahren."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die Eröffnung des Berliner Theaters.

Der Eröffnungsabend des von Barnay an der Stätte der Walhalla-Operettenbühne begründeten Berliner Theaters ist von einem Begeisterungsstürme begleitet gewesen, dessen Einstimmigkeit und Beispiellosigkeit eines Commentars durch die nachhinkende Kritik bedarf. Barnay ist niemals der verzogene Liebling des hauptstädtischen Publikums gewesen, der Schiller-Laube'sche „Demetrius“ hat sich seiner zwiespältigen Entstehung gemäß stets nur getheilten Beifalles zu erfreuen gehabt, die sich um den neuen Director schaarende Künstlergemeinde hat kein Recht, sich auf den befestigten Glauben an ihr Können zu berufen. Woher also ein Erfolg, der als beispiellos in der Berliner Theatergeschichte bezeichnet werden darf?

Uns will bedünken, als habe das Publikum instinctiv gefühlt, daß es sich einem Neuen, im Stillen Ersehnten, plötzlich überraschend in die Erscheinung Getretenen gegenüber befunden. Die Geschichte der Schauspielkunst im letzten Vierteljahrhundert weist eine scharf gegliederte Entwickelung auf. Laube hatte an die Stelle der hohlen charakterlosen Declamation die natürliche, individualisirende Sprachweise gesetzt, die Meininger verlegten den Schwerpunkt der Darstellung in die Massenwirkung, das Deutsche Theater setzte seinen Stolz darein, aus dem Einzeltheile der Dichtung so viel schauspielerisches Capital zu schlagen, als der Geist der Dichtung ohne wesentliche Schädigung irgend zuließ. An sich anerkennenswerth, glichen diese Bestrebungen unmerklich convergirenden Linien, deren Treffpunkt sich in weiter Ferne zu verlieren schien. Heute ist das ersehnte Ziel uns überraschend nahe gerückt durch eine Regiekunst, die sich kraftbewußt als einzige Vermittlerin zwischen das Dichtwerk und das Publikum stellt und die ausschließliche Verantwortung für die Verkörperung dichterischer Gestaltungen übernimmt. So entsteht eine einheitliche Kunstschöpfung, die sich mit der allein verantwortlichen Persönlichkeit auf gleichem Fuße mit gleichen Mitteln der Dialectik discutiren läßt.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß es dem Schauspieler Barnay gelungen ist, praktisch zu zeigen, welcher Platz dem sich überhebenden Menschendarsteller bei der Interpretirung eines Dramas gebührt. Man hatte sich in der letzten Zeit wohl oder übel hauptsächlich unter dem Einflusse des Deutschen Theaters daran gewöhnen müssen, das Verhältniß des Poeten zum Mimen etwa wie das des Textdichters zum Componisten aufzufassen. Das Drama war die Unterlage für die Darstellung, der Einzelcharakter das Piedestal, auf dem sich das Bildniß des Schauspielers emporreckte. Wir sind weit entfernt davon, aus diesem Verhältnisse, das sich aus dem Einflusse kräftiger künstlerischer Individualitäten auf ein sensationsbedürftiges Publikum herausgebildet, der Leitung des deutschen Theaters einen Vorwurf zu machen. Kainz und sein Publikum haben sich eben nur stärker erwiesen, als August Förster und der Dichter. Es lag ein eigener Reiz darin, den Don Carlos, Romeo, Ferdinand, wie man ihn sich an der Hand des Dichters und früherer Darsteller mühsam groß gezogen, plötzlich so ganz anders, so fremdartig vor sich hingestellt zu sehen, daß man an den Absichten des Poeten und an seinem eigenen Verständnisse zu zweifeln begann. Die Zweifel wuchsen unter der Einwirkung einer Regie, die sich gezwungen sah, die ganze Darstellung auf den Hauptmimen zuzuschneiden und ihn wohl oder übel in seinen Prätensionen zu unterstützen. Was dem Einen recht war, war dem Anderen billig. Auch der Chargenspieler bestand auf seinem Scheine. Wollte dann noch der Regisseur seine Ansprüche geltend machen, so blieb ihm nichts übrig, als hier und da einen scenischen Drücker aufzusetzen. So entstand beispielsweise eine Faustaufführung, nach der man das Theater verließ mit dem entzückten Ausrufe: „Nein, diese Scene in Auerbach's Keller!“ Hier hatte einmal in dem allgemeinen Preisrennen der Regisseur die Mimen um eine Nasenlänge geschlagen. Schade, daß Goethe's „Faust“ als Feld für den Turf dienen mußte.

Die Demetriusaufführung im Berliner Theater — die Kritik hat es bisher versäumt, dem instinctiven Empfinden des Publikums die Directive zu geben — hat die Bedeutung eines Programmes. Wie absichtlich hat Barnay um sich eine Künstlerschaar gesammelt, die zum größeren Theile kaum dem Namen nach bekannt, keine übermäßigen Erwartungen erweckte. Nach einer energischen Arbeit von wenigen Wochen steht dieselbe Schaar vor uns als ein Werkkörper, dessen einzelne Glieder, einem mächtigen Willen gehorchend, fehllos functioniren, und Jedes für sich, aber Alle in einem Sinne, eine einheitliche Kunstschöpfung zu Wege bringen. Natürliche Sprache bei voller Wahrung des Dichterwortes, Massenwirkung ohne Uebertäubung der Einzelleistung, Abschleifung der schauspielerischen Individualität zu Gunsten des Gesammtbildes, das sind die Vorzüge des Barnay'schen Ensembles, dem das Publikum am Eröffnungsabende des Berliner Theaters begeistert zugejubelt.

Man hat Barnay an seine Meininger Vergangenheit erinnert und ihm imputirt, er habe da manches Geheimniß erlauscht, das er nun als etwas Neues, noch nicht Dagewesenes ausposaune. Nichts ist falscher, als diese wenig wohlmeinende Randglosse. Der Regisseur Barnay ist so selbstlos gewesen, daß er das Massenarrangement des polnischen Reichstages der Laube'schen Bearbeitung zuwider trotz der lockenden Aussicht auf Beifall vom Actschlusse in die Eingangsscene zurückverlegt hat. Der stürmische Applaus mag ihm die Genugthuung gewährt haben, zu sehen, einen wie nachhaltigen Eindruck er trotz der nachklappenden Scenen erzwungen hat. Als das Publikum schon nach dem ersten Fallen des Vorhanges Barnay und immer wieder Barnay vor die Rampe rief, da folgte es dem instinctiven Gefühle, daß der Geist des Dichters nicht durch den radebrechenden Mund einzelner Darsteller, sondern durch die beredte Vermittelung eines einzigen berufenen Dolmetschen zu ihm gesprochen. Ja, die Uebertragungskunst dieses Dolmetschen ging so weit, daß sich die ganze Darstellung der Individualität der beiden Dichter, der des bilderreichen Rhetoren Schiller und der des knapp formulirenden Bühnentechnikers Laube anpaßte. In Clara Ziegler's Verkörperung der Marfa trat dieser Gegensatz am überraschendsten zu Tage. Von dem Monologe der Czarenwittwe ab, der mit dem ganzen Applomb der declamirenden Tragödin gesprochen wurde, schien ein neuer Geist über die Münchener Heroine gekommen zu sein. Die Erkennungsscene mit Demetrius, die zitternde Angst, das Nahen und Zurückbeben der zweifelnden Mutter, kam mit einem Naturalismus zur Darstellung, der mit dem berühmten und berüchtigten Posiren der Ziegler nichts mehr zu thun hatte. Und wie ihr ging es den übrigen Darstellern. Der Sapieha des Herrn Kraußneck, der Komla des Herrn Wachtel, der Schuisky des Herrn Stahl, sie Alle wuchsen zusehends aus der Massenwirkung des ersten Actes heraus und schlossen sich doch wieder zu einem unvergeßlichen Gesammtbilde zusammen. Wir glauben das Verdienst der wackeren Künstlerschaar nicht zu schmälern, wenn wir ihr zunächst für das willige Eingehen auf die Intentionen ihres Leiters danken.

Als ein Erfolg der Regie und Darstellungskunst charakterisirt sich auch der zweite Premièrenabend des Berliner Theaters. Die ernsthafte Kritik hätte vielleicht ein Recht, mit Barnay ob der Aufführung eines talentvollen, aber in Erfindung und Mache rohen Rührstückes, wie die Ilse Hans Olden's, zu zürnen. Aber man suche zu verstehen, und man wird es nicht besonders schwer finden, zu verzeihen. Was Barnay bezweckt, ist die Schöpfung eines Volkstheaters, das die breiteren Schichten des Publikums für sich gewinnt. An dem Beispiele der englischen Bühne hat er gelernt, daß zur Erreichung dieses Zieles die modernen Ansprüchen angepaßte Birch-Pfeifferiade nicht zu entbehren ist. Und wir sind trotz der ablehnenden Haltung des Publikums dem fünften Acte gegenüber fest davon überzeugt, daß der Bühnenpraktikus dem ästhetisirenden Kritikus gegenüber Recht behält. Trotz aller Unnatur, trotz aller lärmenden Bühneneffecte pulsirt in der Ilse Hans Olden's dramatisches Blut. Wie hätte es sonst den Darstellern gelingen können, aus Drahtpuppen, die selten dem natürlichen Empfinden, meist den Leitfäden in der Hand des Autors folgen, lebensvolle, wenigstens in der künstlichen Bühnenbeleuchtung wahrscheinliche Gestalten herauszuindividualisiren? Die Beseitigung einiger Längen, die Kürzung der poetisch sein sollenden märchenhaften Episoden wird auch diesem Rührdrama zu einer über Erwarten dauernden Stelle im Repertoir des neuen Theaters verhelfen. Schon jetzt hat es Gelegenheit gegeben, zu zeigen, daß sich die Regie Barnay's im Salon und im Mansardenzimmer ebenso heimisch fühlt, wie im Kreml und im Sitzungssaale des polnischen Reichstages.

Wir haben es absichtlich vermieden, auf Einzelheiten der Inscenirung und Darstellung einzugehen, weil es uns zunächst darauf ankam, unseren Sympathien für ein neues Theaterunternehmen im großen Stile Ausdruck zu verleihen. Es ist Barnay in erstaunlich kurzer Zeit gelungen, sich einen sicher functionirenden, keinem Impulse versagenden Bühnenorganismus zu schaffen, möge er nun auch die Dichter finden, die ihm stets frischen Nahrungsstoff zuführen, möge es ihm vor Allem glücken, sich ein naiv empfindendes Publikum heranzuziehen, das den Bethätigungen der lebensvollen Schöpfung verständnißvoll entgegenkommt. M.

Dramatische Aufführungen.

„Anton Antony.“

Schauspiel in fünf Acten von Oscar Blumenthal.
(Lessingtheater.)

Der Mißerfolg des Nathan hat Anton Antony zu einem halben Erfolge verholfen. Die zweite Schlacht des Lessingtheaters ist vor einem wohlwollenden Publikum geschlagen worden, das dem Bedürfnisse nachgab, dem jungen Bühnenleiter ein Pflaster auf die frisch blutende Wunde zu legen. Die Heilung des für einen Bretterhelden schwärmenden Mädchenherzens ist das Thema einer ganzen Reihe von Stücken — wir nennen nur die Virtuosen-Paradepferde Kean und David Garrick — die in der äußeren Mache bei weitem geschickter sind, als Anton Antony. Kean und Garrick gebärden sich wenigstens als bedeutende Menschen. Von der Nichtigkeit des Bühnenflitters überzeugt, suchen sie selbstlos diese Ueberzeugung ihren Patientinnen mitzutheilen.

Anton Antony ist ein aufgeblasener Narr, der an seine Unwiderstehlichkeit glaubt, ohne uns diesen Glauben auch nur in dem vorliegenden Falle glaubhaft machen zu können. Wenn nun wenigstens die Offenbarung seines Narrenthums als Heilmittel verwendet würde! Im ersten Acte scheint es beinahe so, als ob Blumenthal etwas Aehnliches beabsichtigt hätte. Dann aber besinnt er sich plötzlich eines Anderen und läßt den gefährlichen Narren aus dem Hause des Aristokraten, in das er sich auf das Herz der Tochter speculirend eingeschlichen, durch einen rein äußerlichen Umstand, durch ein zufällig auftauchendes Brieschen compromittirenden Inhaltes entfernen. Anton Antony geht in ein Gastspiel, das Object seiner eingebildeten Unwiderstehlichkeit in die Ehe und das Publikum in das Restaurant.

Oscar Blumenthal hat von jeher das Streben gehabt, das Leben und Treiben solcher Kreise zu schildern, die sich seiner Beobachtung entziehen. Das Gebahren all' dieser Aristokraten, ihr Kommen und Gehen, ihr Sprechen und Handeln ist so unwahrscheinlich und unnatürlich wie

Digitized by Google

möglich. In der Welt der Bretter ist der Verfasser eher zu Hause, und Anton Antonowitsch Pfeffer im Grossen und Ganzen als eine gelungene Karrikatur schauspielerischer Aufgabelösenheit zu bezeichnen sein. Ueber ist es Blumenthal eingefallen, ein schönes Gegenbild liefern zu wollen, und dramatische Einfälle sind stets ein Unglück! Die tugendhafte Schauspielerin, die dem Gegenstande ihrer stillen Neigung anonym ein Veilchenbouquet mit rosa Seidenbändchen zusendet und ihm felsthöst zu einer Frau verhilft, ist ja gut für diese Welt, selbst wenn ihr sothane Aufopferung ein wenig schwer fällt. Da geht man in den oberen Regionen ganz anders ins Zeug. Der Baron von Gestingen, ein liebenswürdiger Schwerenöther, der natürlich heiter bis ans Herz, erfährt einer jungen Witwe gleich in den ersten Stunden seiner Bekanntschaft mit ihr energisch, daß sie ihn sieht, daß sie es wirklich glaubt und ihn beirathet. Das wir inzwischen unsere liebenswürdige Pensionin so gemüthlich aus dem Auge verloren haben, schadet nicht. Ihre plötzliche Heilung wirkt um so überraschender und erfreulicher. Daß sie sich nun gleich einem bisher verpotteten, etwas mehr als harmlosen Verehrer an den Hals wirft, fällt allerdings einen Rückfall in das kaum überwundene Leiden befürchten.

Gespielt wurde recht brav. Herr Trach in der Titelrolle, Posiurt in einer Episode, die Herren Blende und Schönfeld in kleinen Partien wogen gut und erweckten die besten Hoffnungen für ein sich langsam bildendes Ensemble. Frau Cloar Tello erwarten wir möglichst bald — im Reiche der Mütter und Tanten Salomon — in der Provinz wiederzufinden.

„Decorirt."

Lustspiel in drei Acten von Henri Meilhac.

(Residenztheater.)

Was sich Alles in der Seele eines gewissenlosen Kritikers gegen diesen echt französischen Schwank aufstaut, ist gar nicht zu sagen. Der logische, der ästhetische, der moralische Mensch in jedem Augenblick bereit, in den Wirrwarr breiten auf den Brettern wetterna und sinchend hineinzufahren, wenn er nur im Stande wäre, vor Lachen die Faust zu ballen. Wie hübsch ist das niedliche Ehebrüchchen eingefädelt! Herr Colineau schafft seine Gattin, die ihm seelen erklärt hat, daß sie sich auf seine Scheidewege befindet, der sich nun einmal durch jede anständige französische Bühnenehe hindurchzieht, selbst auf die Reise, von der sie wahrscheinlich nicht ganz so wiederkehrt, wie sie gegangen ist. Der harmlose Ehemann hat nämlich ein Rendezvous mit einer italienischen Abenteurerin verabredet, für deren Ermöglichung die Entfernung Frau Colineau's dringend notwendig ist. Sie reist, ihr nach natürlich ihr designirter Liebhaber Edward von Trandreß. Unterwegs wird Station gemacht, Coupee und Logis sind besetzt, und Alles ist bereit, um der moralischen Geschichtsforderung ein Schnippchen zu schlagen. Wenn nur die Welt nicht so entsetzlich schlecht wäre! Nicht einmal den kleinsten Ehebruch kann man ungestört begehen. Da ist zunächst ein Augler, den Herr von Trandreß in unüberlegter Nächtlerlaune aus dem Wasser ziehen muß. Der so passlose Unterwegs hebt die präsumtive Sünderin natürlich zurück, und ein Kleiderwechsel, der den Pariser Dandy wenig liebenswürdig erscheinen läßt, erweckt in ihr so tugendhafte Gedanken, daß sie heimde nach Paris zurückgeht wäre — ohne Coupee. Da ist aber ein Kellner, der sie erkennt und dem sie Herrn von Trandreß nothgedrungen als Herrn Colineau vorstellen muß, den er zum Glück nicht kennt. Nun begeht Herr von Trandreß als Herr Colineau soviel die Thorheit, einen Prinzen von Senegambien vor der Gefahr, von einem eifersüchtigen Löwen verfolgt zu werden, vermittelst eines Regenschirmes zu retten. Das trägt ihm den Dank des Herrn Unterpräfecten und die telegraphische Bestellung des Ordens der Ehrenlegion für den vermeintlichen Herrn Colineau ein. Das Ehrbare rettet sich aus all' dem Wirrwarr rein und sündenlos nach Paris zurück.

Und nun kommt die Entwirrung des entsetzlich verschlungenen Knotens. Frau Colineau erfährt zu rechter Zeit, daß sich der theure Gatte während ihrer Abwesenheit ebenfalls eine kleine Reise behufs Abirrung vom rechten Wege gestattet. Wie sie ihn mit dem Zeitungsblatt in der Hand davon zu überzeugen sucht, daß er, der in liebenswürdigster Gesellschaft in der Umgegend von Paris kowiert, in Partieur zwei Menschen das Leben gerettet und damit den Orden der Ehrenlegion verdient hat, ist von köstlichster, Zwerchfell erschütternder Wirkung. Das Bewußtsein geheimer Schuld läßt Herrn Colineau beinahe an seine Heldenthaten glauben. Ja, er wird schließlich gezwungen, seine Sünden zu bekennen und erhält nur noch bemüthigen Einlaß die Versicherung bedingter Verzeihung und vom Prinzen von Senegambien den Elephantenorden, der ihn für das zurückgewiesene rothe Bändchen entschädigt. Ein anonymer, von Herrn von Trandreß verlorner Brief hat ihn nämlich darüber aufgeklärt, daß es sich bei der ganzen Angelegenheit um einen harmlosen Mißbrauch seines Namens handelt. Eine weitere Decoration weniger harmloser Natur wird durch Vermittelung der theuren Gattin und des rettungswürdigen Freundes bei nächster Gelegenheit in bestimmte Aussicht gestellt.

Das Stück ist das anschaulichste Attentat auf alle Wohlanständigkeit, das je von einem bühnengewandten Possenbichter unternommen worden. Meilhac geht dem Lasterpunkt der Franzosen und der Moral mit sowerräner Verachtung aller Bühnenschicklichkeit zu Leibe und führt in den Besinnlichste eine glänzende Attacke aus, bei der im Grunde genommen Niemand zu Schaden kommt. Dieser Anhäufung von Unmöglichkeiten und unwahrscheinlich komischen Einfällen gegenüber Ekel und Resignation in's Feld führen wollen, wäre eine Donquixoterie.

Eine andere Frage ist es, ob es eine Berechtigung hat, solche französische Specialitäten bei uns zu importiren. Jedenfalls verlieren sie erheblich unter dem Einflusse unserer ehrlichen deutschen Sprache, die sich mit Zweideutigkeiten recht schwerfällig abfindet, und einer derberen Spielweise, die ihnen zu übermäßiger Bedeutung verhilft. M.

Inserate.

Bei **Otto Wigand** in Leipzig ist erschienen:

Sammlung von Actenstücken

in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Wollny.**

Ein in Berlin wohnender **prakt. Jurist** wünscht mit einer grösseren Zeitung in Verbindung zu treten, um für dieselbe **Aufsätze juristischen oder volkswirthschaftlichen Inhalts** über ihm aufgetragene Themata zu schreiben.

Offerten unter **Z. 41.** an die Expedition dieses Bl. erbeten.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Aus Dur und Moll.

Concertstücke ohne Noten von Carl von Schlorper.

Mit 45 Illustrationen nach Original-Zeichnungen von Paul Klette, Hermann Pirth, Robert Scholz und einer Zuknung von Max Klinger.

Eleg. geb. in Originalband **Mk. 6.—**

„**Dur und Moll**" ist ein Werk, das neben Andersen's Bilderbuch ohne Bilder, neben Turgenjew's Gedichten in Prosa, neben Cassot-Hoffmann's Phantasiestücken seinen Platz haben wird — ein reizendes Geschenk für sinnige Feier.

Aus

Kaiser Friedrich's Tagebuch.

1870—71.

und

Aus den (bisher ungedruckten)

Denkwürdigkeiten

Sr. Hoheit des Herzogs Ernst II.

von Sachsen-Coburg-Gotha.

veröffentlicht die „**Deutsche Rundschau**" (herausgegeben von **Jul. Rodenberg**, Verlag von **Gebrüder Paetel in Berlin**) in ihrem soeben erschienenen **Octoberheft.** Abonnements-Aufträge auf die „**Deutsche Rundschau**" zum Preise von 6 Mark pro Quartal übernehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten des In- und Auslandes, sowie die Verlagshandlung **Gebrüder Paetel** in **Berlin W.**, Lutherstraße 7.

Das **Octoberheft** der „Deutschen Rundschau" mit „**Aus Kaiser Friedrich's Tagebuch**" und „**Denkwürdigkeiten Seiner Hoheit des Herzogs Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha**" liegt in jeder Buchhandlung aus, wird auch gegen Franco-Einsendung von 1 Mark 20 Pfennig von Briefmarken von der Verlagshandlung abermalen franco versandt.

Digitized by Google

Unter den großen politischen Zeitungen Deutschlands

nimmt das ca. *70 Tausend Abonnenten* bestirende

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung

unstreitig einen der ersten Plätze ein.

Die hervorragenden Leistungen des „Berliner Tageblatt" in Bezug auf **rasche und zuverlässige Nachrichten** über alle wichtigen Ereignisse, durch umfassende besondere Drahtberichte seiner an allen Weltplätzen angestellten eigenen Korrespondenten werden allgemein gebührend anerkannt. Durch Herausgabe einer besonderen **vollständigen Handels-Zeitung** hat das „Berliner Tageblatt" einem wahren Bedürfniß getroffen, auf welchem es die Interessen des Publikums, wie diejenigen des Handels und der Industrie durch unparteiische und unbefangene Beurtheilung zu wahren sich bemüht. In den **Theaterfeuilletons** von **Dr. Paul Lindau** werden die Aufführungen der bedeutenden Berliner Theater einer eingehenden Beurtheilung gewürdigt, während in der Montagsbeilage des „Berliner Tageblatt": **„Zeitgeist"** sich die ersten Schriftsteller mit gediegenen und zeitgemäßen Beiträgen ein Stelldichein geben. Das illustrirte Gratisblatt **„ULK"** erfreut sich wegen seiner zahlreichen vorzüglichen Illustrationen, sowie seines treffend witzigen und humorvollen Inhalts, längst der ungetheilten Gunst der deutschen Lesewelt. Die **„Deutsche Lesehalle"** bringt als illustr. Familienblatt unter sorgfältigster Auswahl des Stoffes kleine, den und Gemälde ansprechende Erzählungen, sowie Aufsätze belehrenden Inhalts. Für Zerstreuung und Unterhaltung sorgen Rebus, Räthsel, Stat-Aufgaben ꝛc. Die „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft"**, bringen neben selbstständigen Fachartikeln, zahlreiche Rathschläge für Haus und Hof, so daß jeder Jahrgang, durch ein Sachregister vervollständigt, gleichsam ein werthvolles Rezept- und Nachschlage-Buch bildet. Im täglichen Roman-Feuilleton des nächsten Quartals erscheint ein neuer, ungemein interessanter Roman aus dem Berliner Leben der Neuzeit von **Dr. Theophil Zolling**: **„Der Klassiker"**. Unter Mitarbeiterschaft gediegener Fachautoritäten auf allen Hauptgebieten, als Litteratur, Kunst, Astronomie, Chemie, Technologie und Medizin erscheinen im „Berliner Tageblatt" regelmäßig **werthvolle Originalfeuilletons**. Das B. T. bringt ferner: Ziehungslisten der Preußischen Lotterie, sowie eine besondere Verlosungsliste aller wichtigeren in Deutschland interessirenden Werthpapiere. Militärische und Sport-Nachrichten. Personal-Veränderungen der Civil- und Militär-Beamten. Reichhaltige und wohlgesichtete Tages-Neuigkeiten aus der Reichshauptstadt und den Provinzen. Interessante Gerichtsverhandlungen. Man abonnirt auf das **täglich 2 mal** in einer Abend- und Morgen-Ausgabe erscheinende „Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung" bei allen **Postanstalten** des Deutschen Reiches für alle 5 Blätter zusammen für **5 Mk. 25 Pfg.** vierteljährlich.

Probe-Nummern gratis und franco.

Schweizerische Rentenanstalt.

(Für Lebensversicherungen und Renten.)

30. Jahrgang,

Volle Gegenseitigkeit. Aller Gewinn den Versicherten. Angesammelter Gewinnfonds 3,400,000 Fr. Ausbezahlte Gewinnsummen Francs 1,500,000, bis auf 50 und 60 pCt. der Jahresprämie. Ausbezahlte Kapitalien 26,000,000 Fr. Volle Auszahlung sofort nach dem Ableben, ohne Abzug. Gesammtfonds der Rentenanstalt 23,000,000 Fr. Jahres-Einnahme 3,600,000 Fr. Versicherungssumme 74,000,000 Fr. Statuten, Prospecte, Jahresberichte gratis bei allen Agenturen, sowie bei der unterzeichneten Generalagentur

für Berlin und die Prov. Brandenburg

Theodor Schroeder,

Berlin W. 8, Leipzigerstrasse 29 III.

Agenten, welche in besseren Kreisen Beziehungen haben, finden Anstellung.

Junge Dramatiker, die geneigt sind, betr. Mitarbeiterschaft m. einem ältern in Verbindg. zu tr., wollen Adr. unb H. O. postl. Leipzig niederl.

Bücher-Ankauf!

Bibliotheken und einzelne zu hohen Preisen.

L. W. Glogau, Hamburg, 28 Burstah.

Im Verlag von **A. G. Liebeskind** in Leipzig erschien und ist durch alle Buch- und Musikhandlungen zu beziehen:

Der Führer durch den Konzertsaal

von **Hermann Kretschmar.**

1. Abtheilung: Symphonie und Suite. 8°. 19 Bogen mit 700 Notenbeispielen. *M* 3.—
2. Abtheilung. 1. Teil: Vokalmusik. Passionen, Messen, Hymnen, Kantaten. *M* 3.—

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio, geb. München, 1881, neu 40 *M*. — **Baernreuther, Ges. Schriften.** Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, III. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. III. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 *M*. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2 Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M*. — **Cervantes,** Oeuvres, Par. 65. 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32. 4 vols. maroquin. Zus. 50 *M*. — — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 *M*. — **Shakespeare's** dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 *M*. — **Goethe's** Briefe an Frau v. Stein. Hg. v. Schöll u. Fielitz. Frankf. 85. 2 Bde. geb. und **Goethe's** Briefwechsel mit Carl August. 2 Bde. Hf. zusammen 15 *M*. — **Reissmann,** Handbuch der Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Rohl,** Musikerbrief, Leipz. 67. Lw. zusammen 15 *M*. — **Thackeray,** Vanity fair. Lond. 71. ferner **Goldsmith,** Works. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 *M*. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dtsche. Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Viehoff,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 *M*.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Redaction: Berlin S.W., Wilhelmstr. 67. Verlegt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.** **Expedition: Berlin N.W.,** Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 40. Berlin, den 6. October 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Grisebach in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Der Werth der englischen Bundesgenossenschaft. Von Eduard von Hartmann. — Die Entwickelung der Straßenbahnen in Deutschland. Von Kreisgerichtsrath Benno Hilse. — Literatur und Kunst: Die Braut von Corinth als französisches Drama. Von Ludwig Geiger. — Ein italienischer Roman. („Daniele Cortis" von Antonio Fogazzaro.) Besprochen von Wilhelm Lübke. — Vom Literarischen Congreß in Venedig. — Feuilleton: Ein Studienkopf. Von Georg Febrn. (Schluß.) — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen: „Freund Fritz." Lustspiel in drei Acten von Erdmann Chavian. (Residenztheater.) Von M. — Die Akademische Kunstausstellung. IX. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

Der Werth der englischen Bundesgenossenschaft.

Von Eduard von Hartmann.

Wir haben gesehen, daß es in Englands wohlverstandenem Interesse liegt, sich dem Friedensbunde anzuschließen und demselben möglichst viel Bundesgenossen zuzuführen*); es bleibt nun die weitere Frage zu beantworten, welches Interesse der Friedensbund hat, den Beitritt Englands zu wünschen.

1. Englands Stimmung gegen Deutschland und seine Bundestreue.

Zunächst ist dringend davor zu warnen, daß man eine solche Frage der praktischen Politik nach Sympathien und Antipathien beantwortet und sich durch Liebe oder Haß, Dankbarkeit oder Vergeltungstrieb, sentimentale Rücksichten oder abstract idealistische Ziele ohne realen Boden beeinflussen läßt. Die Politik wird durch solche unpolitische Nebenrücksichten nur in Verwirrung gebracht. Gerade in dem Verhältnisse Deutschlands und Englands pflegen aber solche Nebenrücksichten in der öffentlichen Meinung und in dem politischen Denken des großen Publikums einen unverhältnißmäßig breiten Raum einzunehmen.

Auf der einen Seite beruft man sich auf die germanische Stammesverwandtschaft und die Aehnlichkeit der Sitten, Lebensanschauungen und Ideale im Vergleich zu den romanischen und slavischen Völkern und folgert daraus, daß Deutschland die politischen Interessen Englands zu den seinigen machen müsse. Auf der anderen Seite weist man darauf hin, daß England von jeher mit ganz seltenen und zum Theil auch bloß scheinbaren Ausnahmen in den Conflicten Deutschlands seine Sympathien unseren Gegnern zugewandt habe, und folgert daraus, daß wir uns wegwerfen würden, wenn wir nicht Gleiches mit Gleichem vergälten. Auf der einen Seite schwärmt man für England als das Land der Freiheit, als das Vorbild des parlamentarischen Regierungssystems und der Selbstverwaltung, und als den Hort des Freihandels, und sieht in jeder Unterstützung Englands einen der Freiheit und dem Culturfortschritte geleisteten Dienst. Auf der anderen Seite haßt man den Cant und die Heuchelei der englischen Sitten, verabscheut die dampfrartige Aussaugung aller schwächeren Völker durch den englischen Mercantilismus und hält das viel bewunderte Vorbild des nahezu bankerotten englischen Systems des Parlamentarismus und der Selbstverwaltung für eine beklagenswerthe Störung unserer weit höher gearteten heimischen Entwickelung.

Alle solche Meinungsverschiedenheiten haben gar kein Recht, in die Frage nach dem Werthe der englischen Bundesgenossenschaft unmittelbar einzugreifen. Das Ideal eines Pangermanismus ist noch weit abstracter und bodenloser als dasjenige des Panslavismus, weil die germanischen Völker schon viel höher zu eigenartigen Nationalitäten entwickelt und differenzirt sind als die slavischen, also einer engeren politischen Verbindung schon viel unzugänglicher geworden sind als diese. Das bisherige Verhalten Englands gegen Deutschland läßt deutlich erkennen, daß ersteres nicht geneigt ist, sich einem so abstracten Ideal unterzuordnen, daß es aber wohl geneigt sein möchte, die Empfänglichkeit der Deutschen für ein solches Ideal zu seinen Gunsten auszubeuten. Der Pangermanismus kann wohl einmal als natürliche Reaction gegen den wachsenden Panslavismus in späterer Zukunft eine gewisse Bedeutung erlangen; aber England wird sicher der letzte Staat sein, der einem solchen Gedanken Concessionen macht, und es wäre haltlos, für die nächste Gegenwart darauf auch nur die allerleisesten Hoffnungen zu bauen.

Es ist wahr, daß England den durch den dreißigjährigen Krieg zurückgekommenen älteren Bruder stets sehr unfreundlich, ja geradezu mit dünkelhafter Mißachtung behandelt hat, und daß es jeden Versuch desselben zum Einholen des glücklicheren jüngeren Bruders mit kleinlicher Mißgunst verfolgt und zu verhindern gesucht hat. Es ist wahr, daß sein Verhalten in in den Jahren 1710 und 1814 der Grund war, weshalb Frankreich die schmählich geraubten deutschen Gebietstheile bis zur halben Franzosirung behalten durfte, daß sein Widerstand gegen jede Vergrößerung Preußens oft genug vom Erfolg war (z. B. 1814 gegen die Einverleibung der Handelsstadt Leipzig), daß es auch in den drei letzten deutschen Kriegen von 1864, 66 und 70 mit seinen Sympathien im Lager unserer Feinde war, und daß es uns noch heute den Besitz des Elsaß nicht gönnt, vielmehr dessen Rückfall an Frankreich als ein freudiges Ereignis begrüßen würde! Es ist wahr, daß es die Anfänge der preußischen Flotte mit ebenso kleinlicher Mißgunst verfolgt hat, wie die Anfänge deutschen Colonialerwerbs, und daß seine Beamten auf der ganzen Erde noch heute jeden Schritt deutscher Unternehmer zu erschweren bemüht sind. Aber das alles kann höchstens den Zweifel erwecken, ob die öffentliche Meinung Englands Neigung haben werde, in ein deutsches Bündniß einzutreten, und kann uns zurückhaltend

*) Vergleiche Nr. 34 und 35 dieses Jahrganges.

Digitized by Google

und vorsichtig in der Bewerbung um ein solches Bündniß machen; aber es kann uns unmöglich hindern, das englische Bündniß anzunehmen, wenn es uns angeboten wird, d. h. wenn die öffentliche Meinung Englands zu der Ueberzeugung gelangt, daß das englische Interesse künftighin durch ein Bündniß mit Deutschland am besten gewahrt wird. Wenn es schon thöricht ist, auf Dankbarkeit in der Politik zu rechnen, so ist es doppelt thöricht, sich durch Aerger über Vergangenes, durch Schmollen und Grollen in seinen Entschließungen beeinflussen zu lassen.

Ob der englische Parlamentarismus das letzte Wort aller politischen Weisheit oder der Ruin der Völker, ob er der Hort der Freiheit, oder die Stätte schlimmster Corruption und die Maske eines vielköpfigen Despotismus und einer heuchlerischen Demagogie ist, das geht uns bei der Erwägung der auswärtigen Politik gar nichts an, sondern nur, wenn wir uns über unsere inneren Verfassungs- und Verwaltungszustände und die Richtung ihrer Reformbedürftigkeit ein Urtheil bilden wollen. Ob das abstracte Ideal des englischen Freihandels in seiner vollen Verwirklichung das Paradies auf Erden herbeiführen oder bloß zur mercantilen Ausbeutung aller wirthschaftlich schwächeren Völker durch das wirthschaftlich stärkere, d. h. das englische, führen würde, das ist bei der Discussion von Zollfragen zu erwägen, hat aber mit Entschließungen der äußeren Politik ebenso wenig zu thun, als ob man die kirchlichen, höfischen und bürgerlichen Sitten der Engländer bewundert oder verabscheut. Nur wer einseitige Parteiinteressen unbedingt den Gesammtinteressen des Vaterlandes voranstellt, kann sich durch die Sympathien oder Antipathien mit solchen inneren Angelegenheiten Englands seine Wünsche über die in der äußeren Politik einzuschlagenden Wege unmittelbar bestimmen lassen.

Etwas Anderes ist der indirecte Einfluß, den Erwägungen dieser Art auf den Glauben an die Bundestreue des eventuellen Bundesgenossen haben können; diese sind ebenso wenig ganz von der Hand zu weisen wie vorher die Zweifel über die zeitweilige Geneigtheit der öffentlichen Meinung Englands zu einem Bündniß mit Deutschland. Mag der Segen der parlamentarischen Regierungsform für das innere Gedeihen noch so groß sein, so ist doch nicht zu bestreiten, daß der unberechenbare Wechsel der Parteiherrschaft die Stetigkeit der äußeren Politik und damit die Bundestreue und Bündnißfähigkeit eines Landes in Frage stellt.

Wo nur zwei Parteien sich in die Herrschaft theilen, pflegt jede die Regierungsmaßregeln der anderen schon deshalb zu bekämpfen, weil sie von dieser für gut befunden sind, und die formellsten Verträge schützen nicht davor, von der nachfolgenden Gegenregierung als werthloser Plunder mißachtet zu werden. Wollte z. B. die Türkei sich einbilden, durch die Beaconsfield'sche Garantie ihrer asiatischen Besitzungen in England auf alle Fälle einen Bundesgenossen gegen russische Angriffe zu besitzen, so würde das Verhalten eines gerade am Ruder befindlichen Wighministeriums ihr eine schmerzliche Enttäuschung bereiten. Es geben also die officiellen Bündnißverträge mit einem solchen Staate keinerlei Sicherheit; vielmehr müssen dieselben durch Privatabmachungen mit den Führern beider Parteien ergänzt oder ersetzt werden, welche wiederum keinen amtlichen Charakter haben und durch den Tod oder Wortbruch der Contrahenten ihren Werth verlieren können. Wer sich auf ein englisches Bündniß verläßt, begibt sich also in die doppelte Gefahr, daß entweder schon beim Ausbruche des Krieges der Bündnißfall unter irgend welchen Ausflüchten und Vorwänden nicht anerkannt wird, falls inzwischen ein Wechsel in der Parteiherrschaft eingetreten ist, oder daß im Verlaufe des Krieges durch den Krieg selbst oder durch andere Zufälligkeiten ein Regierungswechsel herbeigeführt oder unterstützt wird. Dann kann es vorkommen, daß die neue Regierung einen Separatfrieden mit dem Feinde schließt und die Verbündeten im Stiche läßt (wie im spanischen Erbfolgekriege). Die Versuchung hierzu wird um so größer sein, je schwieriger die militärische Situation der Verbündeten geworden ist, je größere augenblickliche Vortheile der Separatfriede dem englischen Interesse in mercantiler oder colonialpolitischer Hinsicht bietet, je abgeneigter die öffentliche Meinung des bloden großen Haufens der Fortsetzung eines opfervollen Krieges ist, und je stärker der Einfluß der öffentlichen Meinung auf die Regierung ist.

Nun ist bekanntlich seit der Demokratisirung des Wahlrechtes in England in den letzten Jahrzehnten der Einfluß der öffentlichen Meinung auf die in ihrem Bestande ganz von den Wählern abhängige Parteiregierung außerordentlich gewachsen, und ebenso hat die Abneigung der öffentlichen Meinung in England gegen jede ernstliche Kriegführung, d. h. gegen jede ernstliche Betheiligung an europäischen Streitigkeiten zugenommen. Hätte Rußland nach dem letzten türkischen Kriege sich nicht von den Beaconsfield'schen Drohungen einschüchtern lassen, sondern den angedrohten Krieg an sich herankommen lassen, so würde sich sehr bald herausgestellt haben, daß Beaconsfield von der öffentlichen Meinung im Stiche gelassen und durch Gladstone ersetzt worden wäre. Die insulare Lage legt England die Versuchung gar zu nahe, sich von jedem mißlungenen Abenteuer hinter die Wogen des Kanales zurückzuziehen und seine Verbündeten zufrieden zu lassen, wie sie allein mit dem Feinde fertig werden. Wie England von jeher Aufstände unterdrückter Völker oder Volksstämme durch Sympathiekundgebungen und unbestimmte Hülfsaussichten unterstützt, die in's Unglück gerathenen Aufständischen aber stets im Stiche gelassen hat, wie es selbst Friedrich dem Großen die Subsidien entzog, gerade als er sie am nöthigsten gebraucht hätte, so wird man auch in Zukunft immer damit rechnen müssen, daß ein Bindumschlag in der unberechenbaren öffentlichen Meinung die englische Hülfe den Verbündeten gerade in dem Augenblicke entzieht, wo sie dieselbe am peinlichsten vermissen.

Diese Gefahr wird künftig noch wachsen, wenn erst einmal die radicale Partei nach vollständiger Demokratisirung des Wahlrechtes als dritte in den Wettbewerb um die Herrschaft eingetreten sein wird, welche wie alle abstract-idealistischen Parteien am wenigsten politischen Verstand für die nächstliegenden Aufgaben und die Forderungen der realen Verhältnisse besitzt. Schon jetzt ringen nicht mehr zwei, sondern vier Parteien mit einander, von denen die vierte, die irisch-katholische, immer auf Seiten Frankreichs zu finden sein wird. Aus je mehr Parteien aber die Coalitionsregierungen sich bilden müssen, desto unberechenbarer wird der Wechsel in den Grundsätzen der auswärtigen Politik und desto unmöglicher wird der Ersatz officieller Staatsverträge durch internationale Privatabmachungen mit den Parteiführern.

Es ist unbestreitbar, daß in diesen Verhältnissen, welche die Bundestreue in Frage stellen, auch eine erhebliche Werthsverminderung einer eventuellen Bundesgenossenschaft liegt. Wer ein Bündniß mit England eingeht, muß seine Dispositionen vor dem Kriege jedenfalls so treffen, daß er nicht in Verlegenheit geräth oder zu umständlichen Abänderungen genöthigt wird, falls England seinen übernommenen Verpflichtungen noch im letzten Augenblicke vor dem Kriegsausbruche untreu wird; er muß sich aber auch während der ganzen Kriegführung so einrichten, daß er nicht in Gefahr oder in nicht wieder gut zu machenden Schaden geräth, wenn England ihn plötzlich, und zwar gerade im kritischesten Momente, im Stiche läßt. Es ist klar, daß eine Bundesgenossenschaft, die man nur unter solchen Vorsichtsmaßregeln in Rechnung stellen und benutzen darf, weit weniger Werth hat, als sie bei gleicher Leistungsfähigkeit und Kraftentfaltung haben könnte und haben würde, falls man auf Bundestreue bauen dürfte.

Diese Bedenken gegen die Zuverlässigkeit des englischen Bündnisses werden noch gesteigert, wenn man an die politischen und socialen Erschütterungen denkt, welche die Zukunft diesem an so vielen Stellen verwundbaren Riesenreiche bringen kann. Die Zukunft ist freilich ein Factor, der sich der genaueren Berechnung entzieht, und in dessen Schätzung betreffs Englands sich zwei extreme Ansichten gegenüberstehen. Die eine Ansicht geht davon aus, daß England seinen Höhepunkt überschritten habe, nur noch von seiner Vergangenheit zehre und im unaufhaltsamen Niedergange begriffen sei. Englands poli-

Digitized by Google

tisches Leben stehe seit der Umwandlung der aristokratischen Verfassung in eine demokratische vor dem unabwendlichen Bankerotte, und seine verkommene öffentliche Meinung steuere mehr und mehr dahin, die Regierung an die mindestfordernde, d. h. mit dem Minimum von Steuern regierende Partei zu übergeben. Die Größe des Gegensatzes zwischen Reichthum und Armuth werde die sociale Krisis in England nothwendig in ihrer schlimmsten Gestalt zum Ausbruche kommen lassen. Schon an der Unlösbarkeit der irischen Frage werde das englische Staatswesen scheitern müssen, und die Auflösung der großbritannischen Einheit werde nur der Anfang des völligen Zerfalles des weitverzweigten Reiches sein. Das Erstarken der Colonien im Gegensatze zu dem politischen und socialen Verfalle des Mutterlandes müsse früher oder später nothwendig zu einer Ablösung der ersteren vom letzteren führen, und spätestens dann sei ein politischer und socialer Zusammenbruch unvermeidlich, durch welchen England das Schicksal Venedigs, Spaniens und der Niederlande theilen werde.

Die entgegengesetzte Ansicht geht dahin, daß England erst im Beginne seiner Entwickelung zum Weltreiche stehe. Der gesunde praktische Sinn des angelsächsischen Stammes werde sich auch in der Ueberwindung der gegenwärtigen politischen und socialen Schwierigkeiten bewähren und auch für Irland die entsprechende Form der Eingliederung in den Staatskörper zu finden wissen. Die unbehinderte Selbstverwaltung der Colonien, denen durch die ernannten Gouverneure nur die fortspielenden und unfruchtbaren Kämpfe der republikanischen Präsidentenwahlen erspart würden, bürge dafür, daß alle ihre Wünsche auch ohne Ablösung vom Gesammtreiche Erfüllung finden können. Die Herstellung eines constitutionellen Gesammtreiches mit einem von allen Colonien zu beschickenden Parlamente und einer gemeinsamen Kriegsmacht stehe in naher Aussicht und werde England zum Haupte eines Weltreiches in einem noch nie dagewesenen Sinne erheben.

Es ist hier nicht der Ort, das Maß der Berechtigung dieser verschiedenen Ansichten gegen einander abzuwägen. Wir werden jedoch aus der ersteren Ansicht so viel entnehmen dürfen, daß die Zukunft Englands mit vielen Factoren der Unsicherheit versetzt ist, und daß es eines außergewöhnlichen Aufwandes von politischem Volksverstande bedürfen wird, um die mannigfachen großen Schwierigkeiten glücklich zu überwinden. Es geht daraus hervor, daß England bis zur Lösung dieser Schwierigkeiten allerdings in besonderb hohem Maße mit sich selbst beschäftigt sein, und weniger als andere Staaten Kopf und Hände frei haben dürfte zur Beschäftigung mit europäischer Politik. Es geht ferner daraus hervor, daß England ein außerordentlich complicirtes Staatsgebilde ist, dessen Gleichgewicht an recht vielen Punkten auf Schrauben gestellt ist, und daß von einem unglücklichen Zufalle an irgend einem der vielen gefährdeten Punkte eine Erschütterung des ganzen Systemes zu befürchten ist, welche auch an vielen anderen Stellen das labile Gleichgewicht aufhebt. Ein solcher Zustand eines Systemes aber ist es, welcher dem Sprüchworte: „ein Unglück kommt selten allein", Berechtigung verleiht. — Aus der zweiten Ansicht werden wir wiederum das entnehmen dürfen, daß selbst dann, wenn die Ueberwindung der inneren und colonialen Schwierigkeiten und die organisatorische Zusammenfassung der gesammten Reichsmacht glücklich gelingen sollte, doch dieses neue Staatsgebilde noch viel complicirter als der heutige englische Staatsorganismus sein würde und deshalb vielleicht noch weniger geeignet zu activer europäischer Politik und zu Bündnissen, welche eine Betheiligung an continentalen europäischen Kriegen voraussetzen.

Da wir mit dem projectirten Weltreiche vorläufig nicht zu rechnen haben, so bleibt für die nähere Zukunft nur die Summe von Factoren der Unsicherheit maßgebend, welche die äußere Actionsfähigkeit des englischen Staatsorganismus durch die kleinsten unglücklichen Zufälle der verschiedensten Art in jeden Augenblicke bedroht. Ein Aufstand in Indien, in Aegypten, in Südafrika, in Irland oder eine sociale Revolution in England selbst kann jedezeit die besten Absichten der Regierung zur Erfüllung eingegangener Verpflichtungen unausführbar machen; eine ernstliche Betheiligung Englands an einem europäischen Kriege kann aber auch wiederum als Motiv wirken, um eine von diesen oder ähnlichen Störungen zum Ausbruch kommen zu lassen, und dadurch die Regierung zur Zurückführung ihrer Truppen vom europäischen Kriegsschauplatze an den Punkt des Aufstandes zwingen. Je mehr Truppen England aus ihren gewöhnlichen Garnisonen herauszieht, je stärker es also im Beginne eines europäischen Krieges in denselben einzugreifen versucht, desto größer wird der Anreiz und die Gefahr solcher Aufstände, und desto größer die Wahrscheinlichkeit, daß es seine Truppen zurückrufen und seine Verbündeten im Stiche lassen muß. Will England der Gefahr solcher Unterbrechungen vorbeugen, so darf es alle Garnisonen nur um kleine Bruchtheile vermindern, und kann dann trotz der Einberufung aller Reserven nur mit einer Truppenmenge auf dem Kriegsschauplatze eingreifen, welche für die heutigen Kriegsverhältnisse gar nicht mehr in Betracht kommt.

Hiermit kommen wir denn zu dem Kernpunkte der Frage nach dem Werthe der englischen Bundesgenossenschaft, nämlich zu der Erörterung der kriegerischen Leistungsfähigkeit des heutigen England. Hierbei werden wir die englische Macht von drei Seiten zu betrachten haben: als Landmacht, als Seemacht und als Geldmacht.

2. England als Landmacht.

Wenn die Bevölkerungsziffer in England seit der Mitte der 40er Jahre nicht um etwa 3½ Millionen zurückgegangen wäre, so würde Großbritannien gegenwärtig rund 41 Millionen Einwohner haben und damit die dritte Stelle in Europa (unmittelbar hinter Rußland und Deutschland) einnehmen, also Frankreich und Oesterreich überholt haben. Da aber die Volkszunahme in England durch die starke Volksabnahme in Irland zum Theil aufgewogen worden ist, so zählt Großbritannien gegenwärtig erst 37 Millionen, ist aber immerhin mit dieser Ziffer derjenigen Frankreichs von 38½ Millionen sehr nahe gerückt und hat alle Aussicht, die letztere in nicht zu langer Frist zu überholen. Da England außerdem das reichste Land Europas ist, so würde es durch nichts gehindert sein, eine militärische Großmacht ersten Ranges zu werden, wenn es wollte. Thatsächlich wendet es Summen auf sein Kriegs- und Marinebudget, welche hinter den Ausgaben anderer Großmächte für die gleichen Zwecke nicht merklich zurückstehen; aber diese colossalen Summen dienen nicht einer wirklichen Kriegsbereitschaft, sondern rein polizeilichen Zwecken, und sind wesentlich als ein Lohnaufgeld zu betrachten, welche das englische Bürgerthum für seine Befreiung von jeder persönlichen militärischen Dienstleistung bezahlt. England ist der einzige europäische Staat, welcher das mittelalterliche Söldnerheer in die moderne Zeit hinübergetragen hat, der einzige, dessen Bürgern die hohe Schule der Ordnung, Sauberkeit, Pünktlichkeit, Anstelligkeit, Subordination, Pflichttreue und Vaterlandsliebe fehlt, die den Völkern mit allgemeiner Wehrpflicht durch die Militärdienstzeit zu Theil geworden ist. Viele Erscheinungen am englischen Volksgeiste erklären sich wesentlich durch diesen Mangel. Wer keine Staatsbürgerpflichten kennt als Steuern zahlen, der kommt gar leicht dazu, den Staat als eine Versicherungsanstalt für das private wirthschaftliche Gedeihen und Wohlleben anzusehen, und die tiefere ethische Bedeutung der Staatsidee und den sittlichen Ernst der staatsbürgerlichen Pflichten zu verkennen.

Die englische Armee besteht aus 224,000 europäischen und 127,000 indischen Söldnern, von denen etwa 117,000 in Europa Garnison haben. An Reserven sind nominell 57,000 Mann vorhanden, von denen aber gewiß starke Procente als Abgang abzuschreiben sind. Die englischen Freiwilligencorps fallen nach europäischen Begriffen unter „Soldat-Spielen" und kommen in ihrer gegenwärtigen Verfassung kaum für die innere Landesvertheidigung in Betracht. Die eingeborenen indischen Truppen sind nach ihren ganzen Lebens- und Kriegsgewohnheiten wie nach ihrer militärischen Ausbildung nur gegen Nichtsoldaten zu brauchen, z. B. gegen

Digitized by Google

aufständische Landsleute, falls sie es nicht vorziehen, zu diesen überzugehen. Die europäischen Söldner recruiren sich aus dem Abhub der Nation, während die Volksheere der Staaten mit allgemeiner Wehrpflicht auch die Elite der Nation in sich schließen und durch diese gehoben werden. Die militärische Ausbildung der europäischen Truppen Englands ist darauf berechnet, daß dieselben nur mit wilden oder halbwilden Völkerschaften zu kämpfen haben werden, entspricht aber keineswegs den hochgespannten Ansprüchen, welche seit 1870 an die Armeen der Großmächte gestellt werden. Alle Bemühungen der englischen Regierung, die Brauchbarkeit des englischen Heeres zu erhöhen, haben nur zu dem entgegengesetzten Ergebnisse geführt, da ein mittelalterliches Söldnerheer nur unter möglichstem Festhalten an den mittelalterlichen Zuständen die höchstmögliche Brauchbarkeit entfalten kann, aber alle modernen Reformsickereien sein Wesen nur entstellen und mit mehr und mehr Widersprüchen durchsetzen müssen.

Wer die Erfahrungen des Krimkrieges als Maaßstab nehmen wollte, würde übersehen, daß die großmachtlichen Heere seitdem geradezu erstaunliche Fortschritte gemacht haben, während das englische Heer in mancher Hinsicht zurückgegangen ist. Gegen dasjenige Maaß von Intelligenz, Bildung, Disciplin, Pflichttreue, soldatischer Ehrliebe, patriotischer Opferwilligkeit und kameradschaftlichem Zusammenhalten und Zusammenwirken aller Chargen, welches die besten europäischen Volksheere jetzt aufweisen, kann ein Söldnerheer gleichviel welcher Herkunft überhaupt gar nicht mehr aufkommen. Sollte in einem künftigen Kriege ein englisches Armeecorps gegen ein französisches oder russisches Corps zu fechten haben, so würde dieser selbstverständliche Satz eine für den Stolz Englands höchst beschämende Illustration erfahren, — es mag nicht zum wenigsten eine heimliche Ahnung dieser qualitativen Unterlegenheit der englischen Truppen sein, welche sowohl die Regierung als auch die öffentliche Meinung so überaus ängstlich macht, sich an europäischen Händeln anders als diplomatisch und demonstrativ zu betheiligen.

Noch schlimmer als mit der Beschaffenheit der englischen Truppen ist es mit deren Zahl bestellt. Noch im vorigen Jahrhundert waren die kriegführenden Armeen selten stärker als 25 bis 60,000 Mann, also nach heutiger Bezeichnung ein bis zwei Armeecorps. Wenn demnach England sich mit einem Corps von 24—30,000 Mann an europäischen Kriegen betheiligte, trat es als ein nahezu ebenbürtiger Factor in die Reihe der kriegführenden Mächte und war jedenfalls ein höchst erwünschter Bundesgenosse. Bis zum Jahre 1814 ist England nur ein Mal, nämlich im spanischen Erbfolgekriege, dazu gelangt, seine continentale Operationsarmee auf 40,000 Mann zu verstärken. Der einzige Fall in der Geschichte, welcher eine stärkere Betheiligung Englands als mit einem Armeeeorps aufweist, ist das Jahr 1815, wo es seine Feldarmee auf 90,000 Mann brachte. Durch 22jährige unausgesetzte Kämpfe auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen hatte es damals Gelegenheit und Anlaß gehabt, seine Söldner aus den verschiedensten Nationen zu verstärken, und namentlich war es Pitt gewesen, der seit 1804 energisch eine Vergrößerung des Heeres in die Hand genommen und gegen das widerstrebende Parlament durchgesetzt hatte. Englands Colonialreich hatte damals noch nicht entfernt die heutige Ausdehnung, brauchte also auch noch nicht so viel Besatzung, dagegen besaß England damals noch das Königreich Hannover, das es seitdem verloren hat. Die Truppen, welche in englischer Uniform bei Waterloo gegen die Veteranen und Recruten Napoleon's kämpften, waren sicherlich nur zum kleineren Theile geborene Engländer. Im Krimkriege vermochte England nur ein kleines Hülfscorps von 20,000 Mann zu stellen und war trotz der äußersten Anstrengungen kaum im Stande, für dessen starke Verluste genügenden Ersatz aufzubringen. Nicht nur der Zahl, sondern auch der Führung, Verpflegung und den militärischen Leistungen nach spielte dieses englische Hülfscorps neben der französischen Armee eine ziemlich klägliche Rolle. Wenn durch Napoleon I. die frühere Rechnung mit Zehntausenden in eine solche mit Hunderttausenden umgewandelt ist, so werden die Heere in einem europäischen Kriege der Zukunft nicht mehr nach Hunderttausenden, sondern nach Millionen zählen; ein englisches Hülfscorps würde aber heute schwerlich in größerer Stärke als im Krimkriege mobil zu machen sein, und selbst wenn es die doppelte Zahl von 40,000 Mann erreichen sollte, so würde es doch unter das Ringen der modernen Volksheere hineinfallen wie Tropfen auf einen heißen Stein. Die Welt ist eben vorwärts gegangen und England ist mit seiner Militärverfassung ebenso wie mit seiner Staatskirche und seinen Universitätswesen im Mittelalter stehen geblieben. Rechnet man als mäßige Leistung nach heutigen Anforderungen, daß ein Staat eine außerhalb der Landesgrenzen verwendbare Armee von 2 Procent seiner Bevölkerung zu stellen im Stande ist, so würde ein Corps von 25—50,000 Mann der Leistungsfähigkeit eines Staates von $1^1/_2$—$2^1/_4$ Millionen Einwohnern entsprechen. Der Werth der englischen Bundesgenossenschaft würde demnach in Bezug auf die Stärke seines Hülfscorps höchstens dem Werthe der dänischen oder griechischen Bundesgenossenschaft gleich zu achten sein, aber hinter demjenigen der schweizerischen, holländischen oder gar belgischen Bundesgenossenschaft weit zurückstehen.

(Schluß folgt.)

Die Entwickelung der Straßenbahnen in Deutschland.

Von Kreisgerichtsrath Benno Hilse.

Welchen gewaltigen Aufschwung die Pferdebahn als Verkehrsmittel zur Beförderung von Personen im Leben der Großstädte genommen hat, darüber gibt die zuverlässigste Aufklärung die Ausbildung des Straßenbahnnetzes. Die erste Pferdebahn in Deutschland wurde am 22. Juni 1865 zwischen Berlin und Charlottenburg eröffnet. Ihr schlossen sich Hamburg 1866 und Stuttgart 1868 an. Dieselben waren damals noch von untergeordneter Bedeutung für den allgemeinen Verkehr, indem z. B. für das Kalenderjahr 1870 ihre Geleislängen in Berlin 7800 Meter, Hamburg 26,805 Meter, Stuttgart 6742 Meter betrugen, auf welchen 67,720 bezw. 49,800 und 77,392 Fahrten zurückgelegt, sowie 1,370,860, bezw. 2,231,819 und 1,386,272 Personen befördert wurden. Erst mit dem Jahre 1872 vollzog sich eine raschere Entwickelung des Straßenbahnnetzes, welches am Schlusse des Jahres 1887 eine Geleislänge von 1,142,680 Meter in 60 Städten hatte, auf welcher von 68 Unternehmern 13,016,487 Fahrten zurückgelegt und 265,741,350 Personen befördert wurden. Das größte aller dieser Unternehmen ist die Große Berliner Pferde-Eisenbahn-Actien-Gesellschaft, welche, 1873 eröffnet, allein ein Geleisnetz von 218,966 Meter durch die Berliner Straßen gezogen und auf diesen 3,363,722 Fahrten zurückgelegt und 94,300,000 Personen befördert hat. Neben dieser hat die Neue Berliner Pferdebahn 25,350 Meter Geleislänge, 387,247 Fahrten und 8,540,000 beförderte Personen zu verzeichnen, während die älteste, nämlich die Berliner Pferdebahn, sich nur auf 14,664 Meter Geleislänge, 325,112 Fahrten und 4,279,716 beförderte Personen erweitert hat, mithin hinter ihren beiden Kollegen erheblich zurückgeblieben ist. Aber auch Hamburg hat gegenwärtig 4 Straßenbahnunternehmer und die Gesammtgeleislänge auf 149,609 Meter erweitert, welche die Zurücklegung von 1,065,396 Fahrten und Beförderung von 36,164,538 Personen gestattete. Stuttgart erhielt gleichfalls eine zweite Unternehmerin. Dasselbst beträgt die Geleislänge 13,460 Meter, die Zahl der Fahrten 141,632 und der beförderten Personen 2,832,938, sodaß in der vorangestellten Reihenfolge in diesen drei ersten Städten mit Pferdebahnbetrieb sich die Geleislänge in Berlin um 3350,25 Proc., Hamburg um 558,24 Proc., Stuttgart um 198,90 Proc. vermehrt hat, ferner die Zahl der zurückgelegten Fahrten um 5994,23 Proc., bezw. 2130,79 Proc. und 182,98 Proc., sowie der beförderten Personen um 7810,22 Proc., bezw. 1621,73 Proc. und 203,81 Proc. gestiegen ist. Angesichts

Digitized by Google

dieser Thatsachen, sowie der täglich wahrnehmbaren Erscheinung, daß sowohl in den mit Straßenbahnen versehenen Städten das Bedürfniß einer Erweiterung und ferneren Ausbildung des Bahnnetzes im Verkehrsinteresse sich bemerkbar macht, als auch in derselben noch entbehrenden Ortschaften zu deren Anlage sichtlich hervortritt, dürfte es gerechtfertigt sein, auch weiteren Kreisen ein richtiges Urtheil darüber zu verschaffen, inwieweit durch den Betrieb von, sei es mit Pferdekraft, sei es mit Dampfkraft, betriebenen Straßenbahnen einer Gefährdung des Lebens und der Gesundheit sowohl der Fahrgäste, als auch der Bediensteten namentlich aber der Straßengänger zu besorgen sei. Denn gemeingewöhnlich pflegt die Ansicht vertreten zu werden, es berge der Straßenbahnbetrieb eine erhöhte Gefahr gegenüber anderen Fuhrbetrieben in sich und dies insbesondere, wenn derselbe enge oder verkehrsreiche Straßen berühre. Diese Auffassung findet jedoch ihre Widerlegung durch die auf Grund eingehender sorgsamer statistischer Erhebungen ermittelten Ergebnisse betreffs der, sowohl innerhalb der deutschen Straßenbahnen, als auch innerhalb der drei Berliner Betriebe ereigneten Unfälle der Fahrgäste und Straßengänger, sowie der innerhalb der Bediensteten der Großen Berliner Pferde-Eisenbahn-Actien-Gesellschaft beobachteten Betriebsunfälle, wie solche in der mühsamen und lehrreichen Arbeit des Syndicus der Großen Berliner Pferde-Eisenbahn-Actien-Gesellschaft Dr. Karl Hilse „Die Haftpflicht der Straßenbahnen und sonstigen Fuhrbetriebe“ niedergelegt wurden. Denn wenngleich dieser als Rechtslehrer und als Statistiker gleich bewährte Verfasser damit nur bezweckt, die Erweiterung der gesetzlichen Haftpflicht auf alle öffentlichen Fuhrbetriebe zur geboten, zu begründen, und damit die zahlreichen — meist auf Leichtfertigkeit der Wagenlenker und Sorglosigkeit der Führung des Pferdes beruhenden Unfälle — zurückzuführenden Körperverletzungen und Tödtungen durch Ueberfahren zu begegnen, so nehmen doch die gewonnenen Ergebnisse soviel Allgemeininteresse für sich in Anspruch, daß sie der Mittheilung werth sind und zur Beseitigung eingebürgerter Vorurtheile dienen werden.

In dem Beobachtungszeitraume von 1882—1885 ereigneten sich auf sämmtlichen deutschen Straßenbahnen 3914 Unfälle. Davon wurden verursacht durch Besteigen des fahrenden Wagens 497, durch Herabspringen von demselben 2291, durch Herabfallen 250, durch Laufen in die Pferde 646, durch Zusammenstoß mit Fahrzeugen 159, durch sonstige Ursachen 71. Insofern die durch Aufsteigen und Absteigen während der Fahrt verursachten Unfälle auf eine selbständige Handlung der davon Betroffenen zurückzuführen sind, welche der Gefahr sich bewußt sein mußten, die insbesondere dann sie treffen konnte, wenn sie nicht den dabei zu beobachtenden Vorsichtsmaßregeln volle Rechnung tragen, so scheiden diese 71,23 Proc. aller Unfälle aus den eigentlichen Gefahren des Pferdebahnbetriebes aus. Denn sie werden in gleichem Grade dann sich ereignen, wenn Jemand mit gleicher Sorglosigkeit von einem in der Fahrt begriffenen Omnibus oder aus einer fahrenden Droschke herausspringt. Ebenso können auch die durch Zusammenstoß mit anderen Fuhrwerken verursachten Beschädigungen weniger den eigenthümlichen Gefahren des Pferdebahnbetriebes als dem meist geplanten Verhalten der anderen Wagenführer zugerechnet werden, welche letzteren die den Straßenbahnwagen vorgeschriebenen Richtungen genau kannten, also bei gebotener Vorsicht einen Zusammenstoß zu verhüten vermochten. Dieselben Ergebnisse liefern die drei Berliner Betriebe während des Beobachtungszeitraumes 1882—1887. In demselben ereigneten sich 3350 Unfälle; durch Aufsteigen 536, Abspringen 1081, Herabfallen 223, Laufen in die Pferde 419, Zusammenstoß mit Fahrzeugen 161, sonstige Ursachen 30. Auch hier entfallen 75,14 Proc. auf die selbstthätige Handlung der Beschädigten in Folge ihres unvorsichtigen Auf- und Absteigens. Unter den Beschädigten auf den deutschen Straßenbahnen befanden sich 2415 Männer und 1499 Frauen, unter denjenigen auf den Berliner Betrieben 1940 Männer, 1171 Frauen und 239 Kinder. Betreffs der letzteren konnte die Tageszeit des Unfallseintrittes festgestellt werden. Es ereigneten sich bei Tageslicht 2148, bei Abendlicht 1193, unbestimmt 9. Uebrigens haben nicht alle hier bezifferten Unfälle zu Beschädigungen geführt. Es verliefen vielmehr von den 3350 Berliner ohne jede Beschädigung 2051, mit einer leichten 1106, mit einer schweren 173 und tödtlich nur 20, sodaß 61,23 Proc. ohne jede nachtheilige Folge blieben, mithin nur 38,77 Proc. für die Gefahrwahrscheinlichkeit in Berücksichtigung kommen können. Dasselbe Verhältniß ist betreffs der deutschen Betriebe annähernd ermittelt.

Unter den in den Gruppen Herabfallen vom Wagen, Laufen in die Pferde und Anfahren durch andere Fuhrzeuge bezifferten Personen sind auch diejenigen aufgeführt, welche durch gewaltsame Handlungen eines Dritten vom Wagen hergestoßen oder bei dem Versuche, auf solchen sich heranzuschwingen, als Stütze ersaßt und dabei herabgezogen, sowie diejenigen, welche auf die Geleise gefallen oder gestoßen bezw. nach Verlassen des Pferdebahnwagens durch ein dicht daran vorbeifahrendes anderes Fuhrzeug erfaßt und beschädigt worden sind. Deshalb können auch sie nur mittelbar als auf die eigenthümlichen Gefahren des Pferdebahnbetriebes zurückführbar bezeichnet werden. Von den Fahrzeugen, durch welche mittelbar oder unmittelbar Unfälle im Straßenbahnbetriebe verursacht wurden, kommten nur 153 ihrer Gattung nach festgestellt werden. Dieselben vertheilen sich auf Droschken 27, Roll- 23, Arbeits- 19, Bier- 13, Omnibus- 8, Möbel- 7, Schlächter- 6, Kutschwagen 5, Hand- 5, Eis- 3, Spreng- 3, Post- 3, Feuerwehr- 2, Stein- 2, Leichenwagen 1, während 26 als Geschäftswagen bezeichnet wurden. Sieht man von den Droschken, Omnibussen, Kutschwagen, Feuerwehrfahrzeugen, Postwagen ab, welche eine schnellere Fahrgeschwindigkeit bedingen, also auch leichter eine Unfallsursache abgeben können, so sind alle übrigen als solche zu bezeichnen, welche in der Frist zur Zurücklegung des Weges weniger begrenzt sind. Aus der Beschaffenheit dieser ist das Urtheil gerechtfertigt, daß Leichtfertigkeit, Fahrensunkunde oder Absichtlichkeit der Wagenführer den Unfall herbeiführte. Auf diese entfallen jedoch 70,59 Proc. aller derart verursachten schädigenden Ereignisse. Es könnte nur in Frage kommen, ob der gesteigerte Verkehr oder die durch die Schienen beengte Straßenbreite einen berechtigten Anlaß für diese Unfälle gibt. Dies wird gleichfalls durch die gemachten Erfahrungen widerlegt. Im Gegentheile folgt aus denselben, daß, je reger der Verkehr in einer Straße ist und je länger der Pferdebahnbetrieb daselbst erfolgt, in gleich hohem Grade der Unfallsfrequenz abnimmt, gewissermaßen also der Straßenbahnbetrieb zur Hebung der Verkehrssicherheit beiträgt. Dies ist für Berlin unanzweifelbar festgestellt. Von den mit Pferdebahnschienen versehenen Straßen ist der regste Verkehr sowohl der Straßengänger als der Fuhrwerke in der Leipziger-, Charlotten-, Friedrich-, Königs-, Gertraudten-, Spandauerstraße und am Mühlendamm. An dem Kreuzungspunkte der Charlotten- und Leipzigerstraße läuft alle 42 Sekunden ein Pferdebahnwagen. Demungeachtet sind in dem Beobachtungszeitraume Unfälle in den vorausgeführten Straßen nur eingetreten Charlotten- 6, Friedrich- 3, Spandauer- 3, Königs- 2, Leipziger- 2, Gertraudtenstraße 1, Mühlendamm 1. Von diesen sind die Spandauer- und Gertraudtenstraße zu den sehr engen zu rechnen. Die bei weitem engste ist jedoch die Roienstraße, in welcher noch dazu ein lebhafter Fuß- und Wagenverkehr stattfindet. Sie führt nur 4 Unfälle auf. In der Unfallsiffer stehen obenan Frankfurter Allee 13, Köpnicker- 10, Gitschiner- 8, Schönhauser Allee 7, Brunnen- und Oranienstraße je 6, sodaß diese verkehrsarmen aber breiten Straßen die Unfallsiffer der Charlottenstraße erreichen und übersteigen, trotzdem in ihnen unverhältnißmäßig weniger Pferdebahnwagen laufen. Diese Erscheinung ergibt aber eine weitere beachtenswerthe Thatsache, daß nämlich alle durch einen Promenadenweg getheilten Straßen mehr Gefahren besorgen lassen, als solche wo dieser fehlt.

Nicht ohne Interesse ist die Wahrnehmung, welche betreffs der Gefährlichkeit des Vorderperrons zu derjenigen des Hinterperrons beobachtet werden konnte. Sowohl das Besteigen wie das Verlassen desselben ist in seinen Folgen schwerwiegender. Zwar sind als Unfälle des Hinterperrons 1112 + 290 = 1402, des Vorderperrons aber nur 297 + 92 = 389

Digitized by Google

zu verzeichnen gewesen. Allein diese scheinbar auffällige Wahrnehmung, wonach die Unfallziffer dort 78,28 Proc., hier aber nur 21,72 Proc. beträgt, ist auf den Umstand zurückzuführen, daß weit mehr Personen den ersteren, wie den letzteren benutzen und zwar sowohl als Standort, als auch um den Wagen oder das Verdeck zu erreichen. Leider konnte nicht ermittelt werden, wie das Verhältniß der Auf- bezw. Absteigenden hier und dort sich gestaltet. Allein es wurde festgestellt, daß von sämmtlichen Verunglückten des Hinterperrons nur 60,16 Proc., von denjenigen des Vorderperrons aber 72,04 Proc. mehr oder weniger stark verletzt wurden, dort also 39,84 Proc., hier bloß 27,96 Proc. unverletzt blieben. Dem Grade der Verletzung nach wurden leicht dort 78,29 Proc. hier 21,71 Proc., schwer dort 25,40 Proc., hier 74,60 Proc., beschädigt, während von den 5 tödtlich Verletzten 4 auf den Vorder- und nur einer auf den Hinterperron entfallen. Die den Frauen zugefügten Verletzungen waren durchweg schwerer, als wie solche, die Männer erlitten. Daraus folgt als beachtenswerthe Lehre, daß jedes Auf- und Absteigen während der Fahrt beim Vorderperron folgenschwerer ist und Frauen insbesondere widerrathen werden muß. Dies geschieht auch in Berücksichtigung der Thatsache, daß wegen der auf eigene Willensthätigkeit zurückzuführenden Unfallursache der Ersatzanspruch aus dem Haftpflichtgesetze vom 7. Juni 1871 fortfällt, sodaß die vermögensrechtlichen Nachtheile die Beschädigten selbst zu tragen haben.

Ist hiernach dargethan, daß die Annahme eine nicht haltbare, wonach aus dem Straßenbahnbetriebe eine Gefährdung des Lebens und der Gesundheit sowohl der Fahrgäste als auch der Straßengänger zu besorgen wäre, so findet auch die Behauptung ihre Widerlegung, daß für die Bediensteten die Erfüllung ihrer Berufspflicht mit einer erhöhten Gefahr oder mit einer schnelleren Abnutzung der Arbeitskraft verbunden sei. Denn während eines 10jährigen Beobachtungszeitraumes sind im Betriebe der Großen Berliner Pferdebahn von 21,219 Bediensteten 1175 entlassen und 1620 abgegangen. Die Entlassenen entfielen mit 662 auf das erste und mit 204 auf das zweite Dienstjahr, die Abgegangenen mit 1041 auf das erste, mit 283 auf das zweite. Danach sind dort 73,70 Proc., hier 81,73 Proc. während der ersten beiden Jahre ihrer Stellung enthoben, was darauf zurückzuführen ist, daß die einen erkannten, bezüglich der anderen die Dienstgeberin zu der Ueberzeugung kam, daß sie nicht für die Stellen oder letztere nicht für sie paßten. Krankheit war die Ursache der Entlassung bezw. des Abganges nur in 65 Fällen, Tod in 82 Fällen. Von den im Außendienste beschäftigten 181 Bediensteten wurden 58 durch Einwirkung fremder Fahrzeuge beschädigt und zwar angefahren 29, überfahren 17, mittelbar verletzt 13, während auf Gewaltthätigkeiten Dritter 7 und Mißhandlester 9 Unfälle zurückzuführen sind. Erstere wurden durch drei Fahrgäste, zwei Strolche und zwei ihrer Feststellung sich widersetzende fremde Wagenführer verübt. Von 10,025 Bediensteten wurden in einem 3jährigen Beobachtungszeitraume 671 Unfälle gemeldet. Davon verliefen 95 ohne jede Störung der Berufsthätigkeit. Es hatten eine Erwerbsunfähigkeit unter 28 Tagen 402, zwischen 29—91 Tagen 54, über 91 Tagen 15, eine dauernde 6, den Tod 8 zur Folge, während 31 in ihrem Ausgange noch nicht entschieden sind. Aehnlich gestaltete sich das Verhältniß für die Straßenbahnberufsgenossenschaft. Dieselbe umfaßt die 68 deutschen Straßenbahnbetriebe. Vom 1. October 1885 bis 31. December 1887 wurden 1358 Betriebsunfälle zur Anzeige gebracht. Davon verliefen ohne einen Entschädigungsanspruch 1199 und führten zu einem solchen nur 159. Als Unfallcurache wurden auch hier 46 mit 3 Entschädigungsverbindlichkeiten durch Zusammenstoß mit fremden Fahrzeugen, sowie 39 mit 7 Entschädigungsansprüchen durch Anfahren solcher festgestellt, so daß auch hier 85 auf das Verschulden fremder Wagenführer entfallen. Ebenso wie die Unfallgefahr geringer ist, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, ebenso ist die Abnutzung der Bediensteten nicht so groß wie man glaubt. Denn unter den Ausgang 1887 vorhandenen 3192 Bediensteten der Großen Berliner Pferdebahn waren 237 länger als 10 Jahre, 851 über 5 Jahre, 1589 zwischen 5 und 1 Jahr im Dienste, während 653 im Laufe desselben neu eingestellt wurden. In Erwägung der Thatsache, daß das Unternehmen 1873 klein begann, allmählich sich entwickelte und deshalb jährlich mit der Zunahme des Verkehres vermehrte Neuanstellung bedingte, ist der ältere Bestand um so beachtenswerther, als 1878 nur 1117 Bedienstete dem Unternehmen angehörten, mithin 21,22 Proc. dieser nach 10 Jahren noch thätig waren. Die Entlassenen waren zwischen 15 und 70 durchschnittlich 31, die Ausgeschiedenen zwischen 14 und 62 durchschnittlich 29, die Verstorbenen zwischen 21 und 68 durchschnittlich 37 Jahre alt.

Sowohl hinsichtlich der öffentlich rechtlichen Unfall-, Alters- und Invalidenversicherung, als auch der Hauptpflicht und der Gefährdung der öffentlichen Sicherheit des Lebens und der Gesundheit erweisen die Straßenbahnen sich hiernach als unschädlich. Sie vermögen die Verkehrssicherheit zu heben, denen jedenfalls als geeignetes Verkehrsmittel größerer Städte und es sind danach die ihnen bisher behördlicherseits entgegengestellten Bedenken als stichhaltig nicht zu erachten, weshalb deren Verbreitung in anderen Ortschaften, sowie ihrer Ausbildung in den gegenwärtigen als zweckmäßig und für die Verkehrsinteressen bedingt sich erweist. Daß sogar erhebliche Vortheile dem Gemeinwesen daraus erwachsen können, dafür liefert die Stadt Berlin einen wesentlichen Beleg. Von der allerdings sehr schnell und günstig entwickelten Großen Berliner Pferdeeisenbahn sind für Verschönerung und Verbreiterung der Straßen und Plätze Berlins seit deren Entstehen bereits 19,71,887,79 Mk. aufgewendet worden. Es verdankt der Potsdamer Platz, der Spittelmarkt, die Potsdamerstraße und der Mühlendamm zum großen Theile diesem Unternehmen seine heutige Gestaltung. Auch die Verbesserung des Straßenpflasters fällt mit auf dessen Beiträge. Seit 1882 werden Straßenbenutzungsabgaben und Pflasterrenten von den in Berlin bestehenden Unternehmen erhoben. Hieraus hat die Stadtgemeinde von der Großen Berliner Pferdebahn als Gewinnantheil 3,791,391.50 Mk., als Pflasterrente 1,428,101.58 Mk. und von der Neuen Berliner Pferdebahn an ersterem 190,534.38 Mk., an letzterer 256,100.73 Mk., beisammen also 5,666,128.29 Mk. erhoben, welche namentlich wegen des steigenden Procentsatzes bei größerer Ausbildung des Bahnnetzes und des Verkehres sich erheblich vermehren müssen. Dieser Umstand läßt aber weiter den Satz als berechtigt erscheinen, daß die Förderung der Anlage von Straßenbahnen in zweckentsprechender Weise sich als eine für die Entwickelung des Gemeinwesens nach jeder Richtung hin günstige Maßnahme kennzeichnet.

Wie das Verhältniß der Gefährdung der Straßengänger durch Pferdebahnen und andere öffentliche Fuhrbetriebe erfolgt, dafür liefert einen vergleichenden Beitrag die Beobachtung, welche nach den amtlichen Polizeiberichten in den Monaten Juli und August d. J. gemacht wurde. Danach sind 18 Proc. in den Haupt-, 82 Proc. in den Nebenstraßen überfahren und zwar Erwachsene 38 Proc., Kinder 62 Proc., unter letzteren 36 Proc. unter 4 Jahren. Bei 47 Proc. trägt der Kutscher, bei 31 Proc. der Verletzte selbst, bei 22 Proc. besondere Umstände Schuld an dem Unfalle. Ihr Ausgang war zu 92,65 Proc. eine mehr oder weniger erhebliche Körperverletzung, zu 7,35 Proc. tödtlich. Als schädigendes Gefährt stand obenan der Schlächterwagen mit 17 Proc., das Dreirad hat 6 Proc. verursacht. Asphaltpflaster war bei 18 Proc. Schuldursache. Während der Norden und Osten die höhere Unfallziffer aufweist, sind im Westen und Süden verhältnißmäßig weniger Unfälle zu verzeichnen. Danach gestaltet die Unfallsgefahr durch andere Fuhrbetriebe sich erheblich größer als durch Straßenbahnen, aber auch folgeschwerer, indem bei jenen 7,35 Proc., bei diesen bloß 0,59 Proc. tödtlich verliefen.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Die Braut von Corinth als französisches Drama.

Von Ludwig Geiger.

An die Benutzung Goethe'scher Dramen durch hervorragende Componisten haben wir uns dermaßen gewöhnt, daß wir in diesen Compositionen, selbst wenn sie recht eigenmächtig mit dem Texte umgehen, kein Sacrileg mehr erblicken. Weniger gewöhnt sind wir an die Bearbeitung der übrigen Goethe'schen Werke durch rührige Librettisten oder Verfertiger von Dramen und Novellen. Denn wer Gounod's „Margarethe" passiren läßt, der kann die Benutzung der rührenden Mignonfigur zu einer Opernheldin schon schwerer verwinden und wird sich für eine Dramatisirung von „Hermann und Dorothea" ebenso wenig begeistern wie für eine novellistische Schilderung der Sesenheimer Periode. Daß aber gar ein einzelnes Goethe'sches Gedicht Quelle und Anlaß eines ganzen Dramas geworden, ist wohl noch nicht häufig der Fall gewesen.

Das ist nun mit Goethe's „Braut von Corinth" geschehen.*) Die beiden französischen Bearbeiter — beide wohl noch sehr jung, denn ihre Namen sind mir noch nie vorgekommen — nennen ihre kleine Catulle Mendès gewidmete Arbeit „dramatische Legende" und wollen vielleicht schon damit anzeigen, daß sie an eine Aufführung des Werkchens nicht denken, dasselbe gar nicht für die wirkliche Bühne geschrieben haben. Sie benutzen die bekannten Züge der Goethe'schen Dichtung und fügen einzelnes Neue und Ungehörige hinzu. Unter den Motiven der Goethe'schen Dichtung, die im Einzelnen zu analysiren wohl nicht nöthig sein dürfte, sind folgende zwei die wichtigsten: Das Hineiragen der Geisterwelt in das echte und wirkliche Menschenleben und der Kampf zwischen Christenthum und Heidenthum. Jenes zeigt sich dadurch, daß ein verstorbenes Mädchen beim Nahen des Geliebten aus dem Grabe ersteht und der Liebesfreuden genießt, deren sie durch ihren jugendlichen Tod verlustig gegangen; dieser zeigt sich im Widerstande des Jünglinges und der Jungfrau gegen Keuschheitsgebote und Klostergelübde, im Gegensatze gegen aufgezwungene, von Anderen auferlegte, nicht von innen heraus erstehende Verpflichtungen. Das Gedicht läßt sich in gewisser Weise als ein Gegenstück der „Götter Griechenlands" auffassen — wie es ja ein Product der gemeinsam mit Schiller verlebten, in wetteiferndem Cultus der Antike verbrachten Jahre ist — ein Triumphgesang des frischen Lebensgenusses und der holden Sinnlichkeit gegenüber der ehrbaren Pflichterfüllung und der düsteren, freudelosen Lebensführung.

In allen diesen Motiven liegt wohl Manches, was einen dramatischen Dichter reizen könnte. Haben die jungen Franzosen das dichterisch Verwerthbare des Stoffes benutzt — und ein lebendiges Gemälde geschaffen? Der Inhalt ihrer „dramatischen Legende" ist folgender:

Apollonia ist mit Mantikles verlobt. In Erwartung ihres Bräutigams, der sich vor Antritt einer großen Reise von ihr verabschieden will, ist sie, in Gemeinschaft mit zwei Freundinnen, die ein zu wenig individuelles Leben führen, um besonders erwähnt zu werden, beschäftigt, Kränze zur Ausschmückung der Altäre der Götter zu winden. Letztere Thätigkeit ist um so bemerkenswerther, als die Herrin des Hauses, die Mutter der Apollonia — der Vater ist gestorben — Christin geworden ist und als solche schwerlich den Götzendienst ihrer Tochter und besonders eines alten Dieners Menoechos ungestraft duldet. Freilich die Mutter ist schwerkrank. Während sie nach dem Diener ruft, welcher trotz der Religionsverschiedenheit ihr Vertrauter geblieben ist, entspinnt sich zwischen den Liebenden ein sentimentales Liebes- und Abschiedsgespräch. Kaum ist dies zu Ende, so wird Apollonia zu ihrer Mutter gerufen; Menoechos hat kaum Zeit, den Gespielinnen der Apollonia zu sagen, nicht ein Arzt, sondern ein Priester der neuen Religion werde zu der Sterbenden gerufen, als dieser schon erscheint und die Versammelten, speciell seinen alten Gegner, mit dem Friedensgruße begrüßt.

Im zweiten Acte sind die dem Heidenthume Treugebliebenen damit beschäftigt, durch Opfer und Gebete das Leben der Herrin zu erflehen, als Apollonia die Kunde erhält, sie sei durch ihre Mutter dem Gekreuzigten geweiht, und nach einem erregten, durch wilde Zwischenreden ihrer Gefährten unterbrochenen Gespräche mit dem Priester, in welchem dieser erklärt, ihre Unterwerfung sei das einzige Mittel zur Rettung der Mutter, ihr Einverständniß feierlich ausspricht. Freilich wird diese Einwilligung nur durch äußerste Anstrengung erreicht. Berenice, die Todtkranke, erscheint selbst auf der Thürschwelle und erst durch ihre flehende Bitte wird das harte Herz der Tochter erweicht. Der alte Menoechos klagt über den Untergang der alten Götter.

Den zwei Acten der Vorbereitung, die etwas mehr als zwei Drittel des Ganzen einnehmen, folgt ein kurzer dritter Act der Entscheidung. Aber freilich zwischen dem zweiten und dritten Acte ist das Wichtigste geschehen: Apollonia, zur Nonne bestimmt, ist gestorben; im mütterlichen Hause gehen die Geschäfte ihren ruhigen Gang, aber ohne Freudigkeit, vielleicht auch dumpfer Ahnung der Betheiligten, daß Grausiges sich vorbereitet. Denn die Zeit ist um, binnen welcher Mantikles wiederzukehren versprochen hat, schon ist ein Bote angelangt, daß er bald im Hause sein werde. Berenice, welche diese Kunde erhält, vermag den Jüngling, dem sie wortbrüchig geworden, nicht zu empfangen, sie beauftragt daher den alten Menoechos, der trotz allem Vorangegangenen noch immer seine Vertrautenstellung beibehalten, an ihrer Stelle die Pflichten des Wirthes zu erfüllen. Menoechos kommt seinem Auftrage nach, läßt es bei den Begrüßungen nicht an düsteren Andeutungen fehlen, die freilich dem Mantikles unklar bleiben, vermag aber diesen nicht zu bewegen, in das Haus zu treten, da dieses, nur von Frauen bewohnt, ihm, der noch ein Fremder sei, verschlossen bleibe. Er will die Morgenröthe beim Altar erwarten und vertreibt sich das Warten mit einem längeren Monologe. Da er während desselben halb aus Langeweile, halb aus Sehnsucht den Namen Apollonia ruft, erscheint die Gerufene und verkündet ihr grausiges Geschick. Aber Mantikles kann es nicht glauben, daß er mit einer Todten spricht: er erneuert ihr seine Liebesschwüre, er fühlt die Geliebte körperlich und seelisch erwarmen, er nähert sich ihr mit heißem Verlangen. Da wird die erste Umarmung durch die Mutter gestört, deren Scheltworte durch heftige Gegenreden der Liebenden, die doch von einander getrennt sind, unterbrochen werden, und das Paar, das im irdischen Leben sich anzugehören verhindert ist, eilt, sich eine ewige Verbindung zu schaffen.

Aus dieser Inhaltsdarlegung geht doch wohl hervor, daß in der französischen Dichtung die beiden Hauptmotive der Goethe'schen nicht gehörig verwerthet sind. Ueber der ganzen Goethe'schen Ballade liegt etwas Geheimnißvolles, um nicht zu sagen Gespensterhaftes. Es ist Nacht, während welcher der ganze Vorgang sich abspielt, eine enge Kammer; die Jungfrau waltet mit Recht ihres häuslichen Amtes, den Fremden zu bedienen, und sie ufsrirt die Wonnen, die, wenn sie länger gelebt hätte, ihr rechtmäßig zugekommen wären. Bei Goethe erklingt, wenn ich so sagen darf, ein sauter Triumphgesang für das ersterbende Heidenthum und bittere Klagen, Scheltworte sogar gegen das Christenthum, trotzdem es siegreich durch die Welt schreitet; in der französischen Dichtung ist Klage wie Triumph matt. Der christliche Priester ist ein bibelfester Religionslehrer, ein tugendsamer Seelsorger, aber keiner jener feurigen Apostel des Christenthums, die etwas vom Propheten und mehr noch vom Märtyrer an sich hatten, die durch das Feuer ihrer Beredsamkeit und durch die Gluth ihrer Ueberzeugung auch Andere fast wider ihren Willen anfachten und zu hohen Gesinnungen und großen Thaten fortrissen. Aber auch der Vertreter des Heidenthums ist nicht richtig gezeichnet:

*) Ephraïm Mikhael et Bernard Lazare, La fiancée de Corinthe. Légende dramatique en trois actes. Paris, Camille Dalou.

Digitized by Google

dem christlichen Priester müßte ein heidnischer entgegentreten: jung, schön, begeistert, die dem Untergang geweihte Welt nach den Erzählungen der Alten und nach eigner dichterischer Phantasie verklärend, kräftig und kampfesmuthig; statt dessen erscheint hier ein alter Diener des Hauses, ein weichmüthiger, thränenseliger Herr, der sich nur erinnert, wie schön es ehedem gewesen und seine Erinnerungen in langathmigen Reden auskramt.

Vor Allem aber tritt uns deutlich der Unterschied des Gedichtes und des Dramas hervor. Der Schluß des Gedichtes wirkt doch höchstens auf zimperliche Gemüther anstößig. Die Mutter schilt die Liebenden, besonders ihre ungerathene Tochter, jene entgegnet, daß sie nur ihr Recht sich genommen, ihre Bestimmung erfüllt, die darin bestände, Jünglingen ein vorzeitiges Ende zu bereiten, wie sie selbst als Jungfrau ein solches gefunden. Der Jüngling ist ihr Opfer, er ist durch ihre Küsse dem Tode geweiht. Nur ein Verlangen hat sie noch: sie will aus ihrem Grabe befreit sein und mit dem Geliebten den Flammentod sterben und dadurch Ruhe finden:

Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Der Leser des Gedichtes hat nicht nöthig, sich die Situation auszumalen; er begnügt sich mit der Andeutung des Dichters, er sieht höchstens in seiner Phantasie die Liebenden im Heidenhimmel vereint und wünscht ihnen Glück. Anders der Leser oder Zuschauer des Dramas. Ihm ist eine Situation gegeben: er muß sie glauben, er muß sie für möglich halten. Nun wird uns in der letzten Scene des Dramas Folgendes zugemuthet. Die Mutter und das Liebespaar ereifern sich in einer — nicht sittlichen, sondern — religiösen Debatte, übrigens fast der einzigen des Stückes, Apollonia schließt dieselbe mit den an ihre Mutter gerichteten Worten: „Bleibe allein am Fuße Deiner Altäre, peinige Deine Kniee auf den Steinen, flehe Deinen Gott an, der nichts vermag," und ruft ihrem Geliebten zu: „Wir aber auf wunderbaren Wegen steigen zum hellen Olymp empor und fliegen zu den alten Göttern." Die Dichter aber lassen die Bühnenanweisung folgen: „Sie weichen, umschlungen, bis zu den Bäumen zurück, wo geheimnißvolle Harmonien ertönen, und verlieren sich bald in die Nacht, die von übernatürlicher Klarheit strahlt." Das ist für den Verstand zuviel. Wir wissen nicht genau, ob die Liebenden lebendig oder todt sind, ob sie einem neuen irdischen Leben entgegengehen oder nur in der Gruft dauernd und ungestört vereint zu bleiben hoffen. Das Erstere scheint aus der ganzen Handlung hervorzugehen; das Letztere aus den Schlußworten der Berenice, welche in dem weißen Lichte das Kreuz heller und größer erstrahlen sieht: „Heiland der Welt, gib ihrer Seele die ewige Ruhe." Es ist und bleibt eben unnatürlich, eine Verstorbene reden und handeln zu lassen, wie eine Lebende; während die Andeutung im Gedicht schauerlich und gespensterhaft wirkt, streift sie in der Ausführung des Dramas geradezu an's Komische.

Dasselbe muß man auch bei Gelegenheit der Hauptscene sagen. Bei Goethe spielt sich das Ganze in der Kammer des Fremden ab: die Liebesscene, die in dem Drama nur sehr schwach angedeutet ist, wird in dem Gedichte breit ausgeführt. Mag diese durch und durch erotische Schilderung auch mit Recht von der Bühne verbannt bleiben, so muß die Veränderung des Schauplatzes unnatürlich genannt werden; daß der Bräutigam der Tochter des Hauses nach langer, ermüdender Reise eine Nacht im Freien zubringt, weil im Hause nur Frauen schlafen, ist ein Sittsamkeitsexceß, der gewiß ungriechisch genannt werden muß. Dieser seltsame Zwang, den der Dichter seinen Helden anthut, wird durch eine andere unmotivirte Erfindung bedingt, nämlich durch den von den französischen Dichtern vorausgesetzten Tod des Vaters; bei Goethe leben beide Eltern und beide sind in Uebereinstimmung zum Christenthume übergetreten. Endlich muß noch eine Kleinigkeit hervorgehoben werden, bei welcher den französischen Dichtern das Abweichen von der Vorlage nicht günstig geworden ist: Goethe läßt die eine Tochter zur Nonne bestimmt werden; aber die zweite Tochter soll statt der versprochenen der athenische Jüngling heimführen; das läßt sich denken, aber undenkbar erscheint es, daß eine Frau, die ihren Gatten verloren hat, ihr einziges Kind dem Gotte opfert und durch solches Opfer gänzlich vereinsamt dasteht und sich aller und jeder gegenwärtigen und künftigen Lebensfreude beraubt.

Trotz dieser Schwächen erblicken wir in dem angezeigten französischen Drama eine beachtenswerthe literarische Erscheinung. Erstens deswegen, weil in demselben eine ideellere Richtung eingeschlagen wird, die gegenüber der augenblicklich herrschenden, als allemseligmachend gepriesenen realistischen, ja naturalistischen Schule willkommen geheißen werden muß. Sodann wegen des Freimuthes, mit welchem hier religiöse Fragen behandelt werden: der offenen Parteinahme für das Heidenthum und der entschiedenen Kriegserklärung gegen die monotheistischen Religionen (nicht bloß das Christenthum; Jesus wird z. B. einmal genannt roi des Juifs impurs). Endlich und besonders wegen der Anlehnung an Goethe. Es mehren sich die Anzeichen dafür, daß die Franzosen neben der eingehenden wissenschaftlichen Beschäftigung mit Goethe auch Beeinflussung durch seine Werke auf ihr Denken und Dichten erfahren. Eine solche Beeinflussung müßte von den größten und heilsamsten Folgen begleitet sein. Als Anzeichen einer solchen Einwirkung mag unser Drama freudig begrüßt werden.

Ein italienischer Roman.

(„Daniele Cortis" von Antonio Fogazzaro.)

Besprochen von Wilhelm Lübke.

Das anerkennenswerthe Streben, der deutschen Lesewelt gute Unterhaltungsschriften um billigen Preis zu bieten, hat unter anderem verwandten Unternehmungen Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek hervorgerufen, deren eingelne Bände in trefflicher Ausstattung bei klarem Druck auf gutem Papier für den erstaunlich billigen Preis von 50 Pfg. abgegeben werden. Vier Jahrgänge dieser Reihenfolge liegen abgeschlossen vor, und da alle 14 Tage ein Band erscheint, so ist bereits eine stattliche Bibliothek von beinahe hundert dieser zierlichen Bände in den Händen des Publikums. Das Bezeichnende, worauf das besondere Verdienst dieser Sammlung beruht, ist der Umstand, daß es fast ausschließlich fremdländische Schöpfungen sind, die in guten Uebersetzungen dargeboten werden, wenn es auch nicht an einzelnen deutschen Originalwerken fehlt. Aber, wie gesagt, der Schwerpunkt liegt in dem überwiegenden Betonen der ausländischen Literatur, und da selbst den Gebildeten unter uns das Norwegische, Dänische, Polnische und auch zumeist das Italienische nicht geläufig zu sein pflegt, so erscheint es in hohem Grade verdienstlich, uns mit den hervorragenden Schöpfungen dieser Literaturen bekannt zu machen. Für die des Englischen und Französischen minder Kundigen fehlt es auch nicht an Uebersetzungen vorzüglicher Werke von Conway, Miß Braddon, Reade, Bret Harte, von Octave Feuillet, Edouard About, Daudet, Ohnet, Malot, Grenville und anderen hervorragenden Erzählern.

Wenn nun ohne Zweifel die Mehrzahl der Gebildeten es vorziehen wird, diese Werke im Original zu lesen, so sind dagegen die Schöpfungen der anderen Nationen uns minder leicht zugänglich, so daß hier gute Uebertragungen jenem Bedürfniß nach Universalität des Erkennens entgegen kommen, welches einmal in unserer Natur liegt und schon in einem Goethe die Idee einer Weltliteratur hervorgerufen hat. So finden wir z. B. Alexander Kielland durch mehrere ausgezeichnete Romane vertreten, unter denen „Schiffer Worse" als meisterhafte Schilderung der Verirrungen religiösen Seelenwehens in der ergreifenden Darstellung des Treibens der Hauziner den Leser fesselt, während derselbe Verfasser in den zusammengehörigen Romanen „Gift" und „Fortuna" nicht minder ein-

Digitized by Google

schneidend andere sociale Probleme behandelt. Der energische Realismus, die scharfe Beobachtung des Lebens in seinen modernsten Strömungen zeichnet die ganze norwegische Literatur unserer Tage aus. Von den polnischen Schriftstellern ist Sienkiewicz mit dem seinen Seelengemälde „Hanna“, wo das alte Thema Liebe und Eifersucht neue und ergreifende Variationen bietet, vertreten, während Kraszewski in seinem „heroischen Weibe“ eine farbenreiche Schilderung aus den Tagen August des Starken entrollt.

Eine ganz besondere Welt aber bilden die Italiener. Wie sich dieses hochbegabte Volk, seitdem es nach Abschüttelung verhaßter Bande sich mit leidenschaftlichem Ungestüm in die Reihe der modernen Culturvölker gestellt hat, in seiner bildenden Kunst dem rücksichtslosesten Realismus in die Arme wirft, so trägt auch seine Literatur das Gepräge derselben geistigen Auffassung. Schärfste Beobachtung des Lebens, plastische Kraft der Darstellung in Schilderung der socialen Verhältnisse nach ihrem ganzen Umfange ist die Aufgabe, welche von einer Reihe talentvoller Schriftsteller gelöst wird. Größtentheils ist es, übereinstimmend mit dem Zuge, welcher fast die ganze heutige Literatur bezeichnet, eine düstere, pessimistische Auffassung, welche diese Darstellungen durchweht. Scheint doch die gesammte heutige Kunst, wenige Ausnahmen abgerechnet, darauf auszugehen, nicht die Wirklichkeit zu verklären, uns aus ihren Schmerzen und Kämpfen zu befreien, sondern uns tief in alle Abgründe des modernen Lebens zu tauchen, das vergebliche Ringen des Einzelnen mit dunklen Schicksalsgewalten zu schildern und uns mit einer schreienden Dissonanz zu entlassen. Poesie und bildende Kunst wollen uns nicht mehr aus den Banden der Lebensmühsale befreien, sondern uns immer tiefer in dieselben verstricken.

Eine Ausnahme macht nur Salvatore Farina, eine der liebenswürdigsten Naturen unter der Schaar moderner Poeten. Die sonnige Klarheit seiner Schilderungen, sein tief gemüthlicher Humor, der uns Menschen von schlichter Herzensgüte meist in kleinbürgerlich engen Verhältnissen schildert, die aber vom Hauche der Poesie, vom Lichte einer idealen Anschauung verklärt sind, hat ihm auch in Deutschland rasch alle Herzen erobert. So dürfen denn auch die in diese Sammlung aufgenommenen Erzählungen „Aus des Meeres Schaum“, „Aus den Saiten einer Bajazeige“, „Um den Glanz des Ruhmes“ als wahre Perlen ächter Poesie bezeichnet werden. Eine düstere Tragödie dagegen entrollt uns mit tiefster Kraft psychologischer Schilderung G. Verga in dem ergreifenden Romane „Ihr Gatte“, wo die Oberflächlichkeit moderner, nur auf Gleißen und Scheinen gerichteter Gesellschaftsbildung das Element ist, welches zur vernichtenden Katastrophe führt. Meisterlich sind dabei die socialen Verhältnisse der verschiedensten Lebenskreise in der Stadt und auf dem Lande gezeichnet. Auch Marchesa Colombi in der spannend geschriebenen Erzählung „Ein Ideal“ schlägt verwandte Töne an und entwickelt in dem Lebensgange des Helden, der sich auch den elendesten Verhältnissen zu Glanz und Ruhm emporringt, aber dabei das Ideal seiner Jugend unrettbar verliert, den verhängnißvollen Einfluß einer in Aeußerlichkeiten sich erschöpfenden Lebensführung.

So vortrefflich alle diese Werke sind, so werden sie doch an Bedeutung des Inhalts und Tiefe psychologischer Charakteristik überragt durch den Roman „Daniele Cortis“ von Antonio Fogazzaro. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir ihn zu den vorzüglichsten Schöpfungen der Gegenwart rechnen. Der Verfasser gibt uns nicht bloß ein scharf gezeichnetes und kräftig colorirtes Bild der heutigen vornehmen Gesellschaft Italiens, sondern er beleuchtet auch das politische Leben seines Vaterlandes mit scharfen, kühnen Lichtern. Der Held seiner Geschichte interessirt uns zunächst dadurch, daß er mitten in einem aristokratischen Kreise, der voll sittlicher Entartung ist, als reiner Charakter und hochsinniger Idealist, unbekümmert um Gunst oder Ungunst, seine eigenen Wege geht. Die stolze Vornehmheit seines Wesens, der Adel seiner Gesinnung verbürgen ihm die warmen Sympathien des Lesers. Ihm zur Seite fesselt unsere Aufmerksamkeit die edle Elena, die an den rohen Spieler und Wüstling, Senator des Königreichs, Baron di Santa Giulia verheirathet ist. Sie gab ihm fast noch als Kind ihre Hand, als ihr Herz noch nicht entdeckt hatte, daß es nur für ihren Vetter Daniele Cortis schlage, mit welchem die tiefste Uebereinstimmung der Seelen sie verbindet; und gezeichnend genug für die hier geschilderten Zustände vermählte sie sich jenem Scheusal, um den Liebesflehen ihrer unwürdigen Mutter auszuweichen. Diese Mutter, Gräfin Tarquinia, mit ihrer faden, innerlich hohlen Persönlichkeit ist eine von den typischen Gestalten, wie sie das vornehme Gesellschaftstreiben nicht bloß in Italien charakterisiren.

Der Verfasser versetzt uns mit einem Schlage mitten in dieses Kreise, indem er uns in die Villa der Gräfin einführt, wo es dann auch nicht an den unvermeidlichen Elementen eines sittlich gesunkenen Priesterthumes fehlt, das sich nur in derb sinnlichen Genüssen wohl fühlt. Don Bartolo ist eine höchst bezeichnende Figur, die in ganzer Schärfe vor uns hintritt. Wohlthuend gegenüber all diesen peinlichen Eindrücken berührt der Onkel Lao (Ladislao), der als wunderlicher Sonderling sich in die Einsamkeit eines halb eingebildeten Siechthumes einspinnt, aber in der rauhen Schale ein Herz voll goldenen Feingefühles, voll ritterlich vornehmer Gesinnung birgt und seiner Nichte Elena in väterlicher Zärtlichkeit zugethan ist.

Was aus diesen Voraussetzungen sich ergeben muß, sehen wir nun vor unseren Augen sich stufenmäßig entwickeln und mit der Naturnothwendigkeit der Leidenschaft immer mächtiger aufsodern: die Liebe der beiden reinsten und edelsten jugendlich hinreißenden Gestalten dieses Kreises, Elena's und Daniele's. Es ist ein Seelengemälde von ergreifender Tiefe, von erschütternder Gewalt, das mit seinen Stürmen und Kämpfen, seinem glühenden Wollen und heroischen Entsagen den Leser mit der Spannung eines Dramas fesselt. Voll Theilnahme wird die Seele ihn und her geworfen, und es gibt Momente, wo wir mit voller Zustimmung erwarten, daß das liebende Paar die elenden Fesseln zerbreche und seiner inneren Zugehörigkeit auch äußerlich den entsprechenden Ausdruck gebe. Aber die sittliche Hoheit ihrer Naturen kehrt sich immer wieder gegen diese uns so natürlich erscheinende Lösung auf; zum Schlusse gelangen sie zu jener höchsten Stufe der Entsagung, wo uns ganz Erdenglück dem strengen Sittengesetze geopfert wird und wo schneidender Herbigkeit die Wahrheit, daß wir nicht auf der Erde wandeln, um glücklich zu sein, sondern um unsere Pflicht zu thun, ihre Bestätigung und Bethätigung findet.

Aber nicht genug mit diesen Conflicten, verschlingen sich die Fäden in dieser kunstvoll componirten Tragödie noch ungleich spannender durch die Entdeckung, daß auch in der Familie des Helden ein düsteres Verhängniß gewaltet hat. Wir erfahren, daß seine Mutter, von frevelhaftem Leichtsinn hingerissen, die Beute eines dämonischen Verführers geworden ist und nach Entdeckung ihres Vergehens von ihrem Manne auf die Straße geworfen wurde. Längst ist der unglückliche Gatte seinem Gram erlegen und von der Unwürdigen, die sein Leben vergiftete, hat sich jede Spur verloren, so daß sie ebenfalls für verstorben gilt. Da meldet sie sich eines Tages ihrem Sohne als lebend, und reuevoll, so scheint es, verlangt sie vor ihrem Ende nach seinem Anblicke. Er reist zu ihr und findet ein von Lastern durchwühltes Weib, das mit gemeinen Theaterkünsten ihn für sich zu gewinnen sucht. In der Schilderung dieser Elenden, längst rettungslos Verlorenen schlägt der Verfasser Töne von erschütternder Wahrheit an. Aber noch mehr! Der Sohn erfährt zu seinem Entsetzen, daß der unselige Gemahl Elena's der Verführer war; mit ihm also hat er, so denkt man, im Namen der Ehre seines Vaters abzurechnen. Aber auch hier kommt es anders, als der Leser vermuthet.

Während alle diese leidenschaftlichen Vorgänge sich abspielen, geht eine andere Reihe von Begebenheiten nebenher, die den Politiker Cortis betreffen. Hier ist nun der Punkt, wo sich der Rahmen der Erzählung erweitert und ein großes Bild der politischen Kämpfe des heutigen Italien aufnimmt. Mit hohem Freimuthe „hält der Verfasser seiner Nation ein

Digitized by Google

Spiegelbild vor, und wir ahnen seine Gesinnung schon in den Worten: „Großer Gott! soll denn Italien wirklich der Welt nichts mehr zu zeigen haben? Wäre es nur darum von den Todten auferstanden, um eine nichtsnutzige Demokratie und eine schlechte Literatur zur Welt zu bringen, die miteinander schön thun?“ Unzweifelhaft ist die Gewalt der Beredtsamkeit, mit welcher Cortis sich um ein Mandat zum Parlamente bewirbt. Hier erkennen wir den erleuchteten Patrioten, den Mann unabhängiger Gesinnung, der nicht um die Volksgunst, nicht um den Beifall der Parteien buhlt, sondern rücksichtslos eine Politik der Zukunft entrollt. Natürlich wird er dadurch den extremen Parteien gleichmäßig verhaßt, gilt den Demokraten als Clericaler, den Pfaffen als Demokrat. Den Kern seiner Anschauungen bezeichnen wir am besten mit seinen eigenen Worten in der Rede an die Wähler:

„Heute sind Sie es, denen das alte Gesetz eine große Gewalt in die Hände gibt. Aber schon wird das neue Evangelium verkündet und bald werden Sie Ihre Macht christlich mit allem Volke theilen. Es ist eine schmähliche Thorheit, zu glauben, die Wähler einer neuen Ordnung würden sogleich das Unterste zu oberst kehren und das Land in's Verderben stürzen. Aber gleichermaßen ist es Thorheit, nicht anzuerkennen, daß wir zwar keinen Sprung in's Dunkle damit gemacht haben, dagegen einen großen Schritt vorwärts auf dem vorangelegten hellen, so doch verhängnißvollen Wege der demokratischen Laufbahn, und daß die neuen Wählermassen geneigt sein werden, unmittelbaren Nutzen aus ihrer Theilnahme an der Regierung zu ziehen. ... Ich hege deshalb keine leere, kindische Furcht; ich glaube vielmehr, daß in diesem demokratischen Gährungsstoffe etwas christlicher Sauerteig enthalten ist, und sehe in Gedanken ein leuchtendes, erreichbares Ideal christlicher Demokratie vor mir, das weit entfernt von jenem Despotismus der egoistischen, genußsüchtigen Menge ist, welcher die modernen freiheitlichen Errungenschaften bedroht. Ich weiß es wohl, daß sich auf Grund lustiger Ideale keine wirkliche politische Partei errichten läßt; aber ein Ideal ist nöthig, und eben darin liegt die Kraft der, unter Institutionen anstehenden. Und welche Ideale haben wir ihnen entgegenzuwerfen? ... Ich bin überzeugt, daß, wenn man auf eine wahrhaft liberale Demokratie ohne jede Klassenherrschaft hinarbeiten will, man einer politischen Macht bedarf, welche Festigkeit genug besitzt, das Land nach einem vorgefaßten Plane über die Fluten der parlamentarischen Majoritäten hinweg und, wenn nöthig, auch gegen sie zu führen; daß wir Minister brauchen, welche in der Monarchie keine in den Wolken schwebende Unverantwortlichkeit sehen, kein gefrönte Wappenschild auf dem Deckel des constitutionellen Mechanismus, sondern vielmehr ein Triebrad dieses Mechanismus, das, verantwortlich vor Gott und der Geschichte, einem allgemein gültigen Gesetze zu Folge ganz rasch zu Gunde geht, wenn es in Unthätigkeit verharrt. In dies erreicht, ist eine solche Macht, die eines großen Anhanges im Lande sicher ist, geschaffen, dann kann und muß dieselbe mit aller Kühnheit vorgehen, und indem sie jeder Meinung freie Aeußerung gestattet, die Lösung der socialen Fragen in die Hand nehmen und mit aller Vorsicht, Mäßigung und Festigkeit durchführen.“

Glaubt man nicht die Schule des größten Staatsmannes unserer Zeit, glaubt man nicht unseren eisernen Kanzler selbst zu hören? Und weiter fährt er fort: „Ich sage Ihnen, kein Fürstenthum und keine Republik wird jemals ohne den Beistand des religiösen Gefühls die großen Probleme der Zukunft lösen.“ Indem er dann die feindliche Haltung der römischen Curie und eines Theiles des Clerus gegen Italiens nationale Bewegung und gegen die modernen Ideen überhaupt geißelt und das „unheilvolle Hangen der Kirche an weltlichen Gütern“ brandmarkt, fährt er gleichwohl im Sinne Cavour's fort, „daß der Fortschritt unserer modernen Gesellschaft die Mitwirkung der Religion so gut wie die der Freiheit erfordert,“ und schließlich verlangt er Männer, „die sich von dem Aberglauben und der Bornirtheit eines gewissen liberalen Individualismus losgesagt haben, welcher sich einbildet, an der Spitze der Menschheit zu stehen, während er unvermuthet in die hinterste Reihen gerath, die von der Ueberzeugung geleitet werden, daß eine starke, von jedweder kirchlichen Fessel befreite, aber von tiefer Ehrfurcht für das religiöse Gefühl durchdrungene Monarchie das beste Werkzeug für die mühsame Arbeit einer socialen Umgestaltung sein wird, welche die modernen Productionsformen uns auferlegen“.

Wie tief treffen diese Worte auch in unser politisches Leben hinein! Wie athmen sie ächten Patriotismus, weiten Blick und hohe Unabhängigkeit, die sich von den Phrasen eines leeren Constitutionalismus frei gemacht hat! Wer nicht völlig befangen ist in doctrinären Parteimeinungen, der wird mit dem Verfasser darin übereinstimmen, daß nicht ein von schwankenden parlamentarischen Majoritäten abhängiges Scheinkönigthum, sondern eine starke, das Wohl des Ganzen in's Auge fassende Monarchie das einzige Heil ist in den stürmischen Katastrophen, welche vielleicht schon unsere nächste Zukunft bedrohen. Preisen wir uns glücklich, daß Deutschland dies unschätzbare Gut besitzt; denn wenn im Beginn der sechziger Jahre in Berlin die parlamentarische Majorität gesiegt hätte, dann stecken wir noch tief in der alten Misere des Bundestages und des preußisch-österreichischen Dualismus. Aber angesichts einer so bedeutenden Dichtung, die ganz rücksichtslos eine große politische Lehre predigt, wünschen wir recht sehr, daß es einem der berufensten unter unseren Erzählern gefallen möge, das Bild unserer extremen politischen Parteien einmal in einem großen Zeitromane zu schildern und für alle Zeiten in scharfer Beleuchtung festzuhalten.

Doch kehren wir zu Daniele Cortis zurück. Während er durch seine glühende Beredtsamkeit die Kabalen der politischen Gegner durchbricht und einen Sitz im Parlamente erringt, wo seine hohe Begabung ihn sofort in die Reihe der Bedeutendsten stellt, drängt in seinem Privatleben das tragische Geschick unaufhaltsam zur Katastrophe. Elena's Gemahl hat sich von seinen rohen Begierden so weit fortreißen lassen, daß er an einer ihm anvertrauten Kasse eine Defraudation verübt hat, deren Entdeckung ihn und die Seinen mit Schmach stürzen würde. Wir wollen die äußerst spannenden Scenen dieses Intermezzos nicht schildern; genug daß in der höchsten Noth Daniele als Retter auftritt, nur um die Geliebte vor einer entehrenden Katastrophe zu retten. Da man aber dem verbrecherischen und doch auf seine Standesehre trotzig pochenden Wüstlinge die Quelle nicht nennen darf, aus welcher ihm die Hülfe kommt, und ihn bei dem Glauben läßt, daß es die Regierung sei, welche die Angelegenheit zu vertuschen wünsche, ihm aber die Verpflichtung auferlege, sich für immer außer Landes zu verbannen, so ergibt sich für Elena die grausame Nothwendigkeit, ihren Mann zu hassen. Der Kampf der Liebenden in diesem martervollen Dilemma zwischen Leidenschaft und Pflicht gehört zum Ergreifendsten, was die moderne Romandichtung ersonnen hat. Schließlich siegt das Pflichtgefühl; Elena folgt mit zerrissenem Herzen dem ungeliebten Gatten; Daniele rafft sich auf, um fortan nur im Kampfe um das Wohl des Volkes zu leben.

„Er sah die Kämpfe, die er in Wort und Schrift, in der Presse, im Parlamente und in den Versammlungen für seine Ideen einer Regierungsreform, der allgemeinen Indifferenz gegenüber, zu bestehen hatte; er sah seine ersten Siege, aber auch den Abfall der Freunde, den Spott sogenannter Liberaler, die Schmähungen der sogenannten Gläubigen. ... Aber er sah der socialen Wiedergeburt in christlichem und demokratischem Sinne eine freie Bahn gebrochen, und auf dieser Bahn, allen anderen voraus, Italien.“

Ueber den Verfasser dieses hervorragenden Werkes seien einige biographische Notizen gestattet. Antonio Fogazzaro wurde 1842 in Vicenza geboren und erhielt seine erste Ausbildung in den classischen Studien durch seinen trefflichen Vater, sodann durch einen ausgezeichneten Priester, D. Giuseppe Fogazzaro, endlich durch den auch als Poet bekannten Giacomo Novella. Im Jahre 1859 siedelte die Familie, um sich der österreichischen Herrschaft zu entziehen, nach Turin über, wo Antonio sich dem Rechtsstudium widmete. Allein seine Neigung zog ihn mehr zu literarischen Dingen, und so lernte er auch deutsche Sprache und Dichtung durch einen alten Emigranten Andreas Großmann aus Nassau, den er in seinem Roman „Malombra“ als „Steineck“ geschildert hat. Zunächst veröffentlichte er in den literarischen Zeitschriften einzelne Dichtungen, welche indeß ziemlich unbeachtet blieben. Im Jahre 1866 vermählte er sich, hielt sich dann aber längere Zeit wegen

Digitized by Google

schwankender Gesundheit von Studien fern. Dann jedoch trat er 1872 in der Academia Olimpica von Vicenza mit einem Vortrag über die Zukunft des italienischen Romanes hervor, in welchem er seine Vorliebe für die Romandichtung der Engländer bekannte und begründete. 1874 erschien eine Novelle in Versen, Miranda, welche in einer Uebersetzung von Adalbert Meinhardt bei Friedrich in Leipzig herauskam. Eine im Jahre 1876 veröffentlichte Sammlung lyrischer Gedichte unter dem Titel „Vallsolda“ (Name eines Dries am Luganersee, wo der Poet ein Landhaus besitzt) ging ziemlich unbeachtet vorüber, da die realistische Zeit auch in Italien wie bei uns lyrischen Ergüssen nicht geneigt ist; dagegen errang er einen großen, durch vier schnell einander folgende Auflagen bezeugten Erfolg durch seinen 1881 erschienenen Roman „Malombra“, der demnächst in der Collection Spemann in Ueberjetzung dem deutschen Publikum zugänglich gemacht werden soll. Endlich gab er 1885 sein Meisterwerk „Daniele Cortis“ heraus, das von der Kritik mit großem Beifall aufgenommen wurde und außer der deutschen eine schwedische und englische Uebertragung erlebt hat, während eine französische sich in Vorbereitung befindet. Eine zweite Auflage von „Vallsolda“, mit neuen Beiträgen bereichert, erschien 1886, und im folgenden Jahre brachte der Dichter unter dem Titel „Fedele“ mehrere kleinere Novellen und Poesien an's Licht, die in diesen Blättern bereits besprochen wurden; endlich veröffentlichte 1888 die „Nuova Antologia“ einen neuen Roman „Il mistero del posta“, welcher größtentheils in Deutschland spielt und demnächst als Buch herauskommen wird. Von dem Verfasser des „Daniele Cortis“ dürfen wir gewiß noch manches Werthvolle erwarten.

Vom Literarischen Congreß in Venedig.

Unsern der Rialtobrücke erhebt sich ein vor fünf Jahren errichtetes Erzbild auf marmornem Sockel: ein freundlicher alter Herr in der Tracht des vorigen Jahrhunderts mit Kniehosen, Perrücke, Jabot und Dreispitz, den dicken Stock in der Rechten, die Handschuhe in der auf dem Rücken ruhenden Linken, kräftig ausschreitend, geistreich lächelnd, halb Vocativus, halb gravitätische Standesperson, und darunter steht in Goldbuchstaben: Goldoni.

Der erste Lustspieldichter Italiens und trotz aller Dogen und Nobili vielleicht größte Sohn Venedigs hat lange warten müssen, bis er in seiner Vaterstadt zu Ehren kam. Jetzt hat er seine Revanche genommen und herrscht unbedingt: auf dem populären Campo San Bartolomeo wie im Herzen seiner Mitbürger. Die heutigen Theaterverhältnisse der Lagunenstadt bieten ein trauriges Abbild ihres unleugbaren Verfalls: die Fenice, eines der berühmtesten Opernhäuser Italiens, den die Väter der Stadt mit Rücksicht auf das Elend der unteren Volksklassen die Subvention verweigern, ist seit Jahren geschlossen, und die übrigen Theater vegetiren kümmerlich: ihr Repertoire setzt sich zusammen aus französischen Operetten und Dramen (z. B. Sardou's „Patrie“) und deutschen Uebersetzungen (Halm's „Fechter von Ravenna“ und „Sohn der Wildniß“), Salvini's gleichzeitiges Gastspiel wird sehr schwach besucht, und einzig wenn ein Stück von Goldoni auf dem Theaterzettel steht, füllen sich die Räume des Teatro Malibran und — Goldoni. Und Goldoni ist es auch, der bei dem eben geschlossenen Internationalen Congreß für literarisches und künstlerisches Eigenthumsrecht die erste Rolle gespielt und eigentlich alle Ehren eingeheimst hat. Die historischen Vorträge waren schlecht besucht, aber als zwei Redner, der Spanier Calzado und der italienische Professor Fradeletto, Conferenzen über Goldoni ankündigten, da füllten sich die Festräume des Ateneo bis auf den letzten Platz. Auch jede Schmeichelei der fremden Literaten an die Adresse der Feststadt culminirte im Namen Goldoni.

Uebrigens tagte gleichzeitig mit den Künstlern und Schriftstellern ein Meteorologischer Congreß, doch stand er viel weniger im Vordergrunde des allgemeinen Interesses. Es war mehr eine einfache Versammlung, meist nur von Männern aus dem italienischen Priesterstande besucht, welche ihre meteorologischen Beobachtungen austauschten. Mit Ausnahme des „padre“ Denza, einer Säule der italienischen Witterungskunde, waren fast keine Männer der Wissenschaft anwesend. Ohne Zweifel hatte der kurz zuvor in Zürich abgehaltene internationale Congreß dieser Versammlung eine gefährliche Concurrenz gemacht. Wenn die „Tage“ sich mit solcher Beschleunigung folgen, wie seit einigen Jahren, so wird noch ein Congreß dem anderen im Wege stehen und Schaden bringen. Nicht die Wissenschaft, wohl aber der Congreßbummler, der nachgerade zu einem eigenen Typus ausgewächst, wird dabei die Rechnung finden. Er betrachtet jeden „Tag“ als einen willkommenen Vorwand zu Vergnügungsfahrten mit ermäßigten Preisen, zu Festvorstellungen, Banketten und Trinksprüchen, und läßt sich bei dieser Gelegenheit, wie ein Schauspieler auf Visitpapier, photographiren. Auch der Internationale Schriftstellertag ist dieser letzteren Aeußerung der Congreßwuth nicht entgangen. Die sämmtlichen Theilnehmer haben sich in corpore auf der berühmten Riesentreppe photographiren lassen, und das merkwürdige Bild ist jetzt in allen Läden am Marcusplatze ausgestellt.

Neben den Italienern waren die Franzosen auf dem Congresse am zahlreichsten vertreten und hatten sich dabei meisterhaft in Scene gesetzt. Während die deutsche Regierung und die deutschen Schriftsteller- und Journalistenvereine gar nicht vertreten waren — wir bemerkten nur einen Redacteur der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, der wohl nur zufällig, wie wir, auf einer italienischen Vergnügungsreise auf den Congreß gestoßen war und auch bloß hospitirte —, während das benachbarte Spanien schwach, Holland und Oesterreich durch je einen und England durch zwei Literaten vertreten waren, marschirte Frankreich an der Spitze der Civilisation mit einem halben Dutzend officieller Vertreter daher, die zum großen Theile schon auf den früheren Congressen erschienen und also vollkommen geschäftskundig waren, und ihnen schlossen sich noch einige zwanzig kleinere Herren der Pariser und Provinzpresse an. Fast den ganzen Vorsitz der Internationalen Association hatten die Franzosen gestellt. Präsident war Ratisbonne, ein Ueberbleibsel Dante's in's Französische, Vicepräsident Louis Ulbach, der gewandte Feuilletonist des „Gil Blas“ und mittelmäßige Romandichter, Generalsecretär Lermina, der sich ebenfalls im Romane versucht hat und u. A. Verfasser einer satirischen Feuilletonsammlung ist: „Les Propos de Thomas Vireloque“ (dem bekannten Pariser Lumpensammler aus Pyat's Volksstück). Ja, sogar der französische Minister des Unterrichtes hatte sich vertreten lassen, und in seinem Namen erschienen die Professoren Oppert und Pouillet mit der rothen Rosette im Knopfloche. Der bedeutendste von Allen war jedenfalls der eben erwähnte Julius — pardon, Jules Oppert, der berühmte Orientalist, seit 1857 Professor in Paris, der Entzifferer altpersischer und assyrischer Keilschriften: ein kleiner, beweglicher Sechziger mit funkensprühenden Blicke, weißem Schnurrbarte und langen weißen Haaren. Er ist ganz Franzose geworden, aber sein angeslammtes Deutsch spricht er doch besser, als sein deutschgefärbtes Französisch. Neben ihm und dem jugendlich feurigen Lermina trat Louis Ulbach mit seinem rasirten Napoleonsgesicht am meisten hervor. Er ist ein heller Kopf, nur Schade, daß er selbst die kleinste Rede mit der Brille auf der Nase und zahnlosem Munde vom Manuscripte liest. Was helfen da alle geistreichen Floskeln und Wendungen, womit er z. B. das alte und das neue Venedig feierte, — das Papier ist ein schlechter Wärmeleiter. Uebrigens trat Ulbach sehr vorsichtig und diplomatisch auf. Bielleicht veranlaßte ihn seine deutsche Abstammung, mehr auf der Hut zu sein. Wie 1881 auf dem Wiener Congresse, wo er plötzlich eine eisige Miene annahm, wenn ein deutscher College ihn ansprach, so war es auch in Venedig wieder. Nur wer die Stimmungen und Verstimmungen in Paris und den Terrorismus nicht kennt, womit dort jede deutschfreundliche Regung öffent

Digitized by Google

sich an den Pranger gestellt wird, kann es ihm und den übrigen Pariſern verdenken, wenn ſie ſich vor ihren Landsleuten nicht compromittiren und unmöglich machen wollen. Uebrigens war in Venedig auch den Italienern gegenüber ihre Stellung keine ganz angenehme. Wohl fehlte es nicht an liebenswürdigen Worten und Verbrüderungstoaſten, worin ſich namentlich ein Spanier hervorthat, der immer von dem Bunde der ſogenannten lateiniſchen Nationen phantaſirte, aber die Ritter von der Ehrenlegion fühlten wohl ſelbſt, daß hinter den aalglatten, ſchmeichelnden Worten der italieniſchen Gaſtgeber wie ein Geſpenſt das deutſch-italieniſche Bündniß ſtand. Und ſie brauchten nur die erſte beſte venezianiſche Zeitung aufzuſchlagen, um auf begeiſterte Lobeshymnen auf Kaiſer Wilhelm's daſtehendes Monſahut und recht nachdrückliches Gezänk mit den Pariſer Journalen zu ſtoßen. Die Herren von der Seine hatten übrigens einen Hauptſtreich für zuletzt aufgeſpart. Sie erinnerten ſich, daß außer Goldoni noch ein anderer Sohn Venedigs in Paris gelebt hatte und dort verſtorben war. Der Revolutionär Daniele Manin, der Dictator Venedigs von Anno 48, und ſo luden ſie denn die Theilnehmer des Congreſſes freundlich ein, ſich ihrem Beſuche von Manin's Grab an der Nordmauer der St. Marcuskirche anzuſchließen. Nur wenige fremde Congreſſiſten nahmen an der Huldigung Theil, die eine franzöſiſch-italieniſche Verbrüderung bedeuten ſollte. Reliſchonne hielt am Gitter der Ruheſtätte eine kurze Trauerrede, worin er ſeines Freundes und Lehrers gedachte, der ihn in die Geheimniſſe Dante's eingeweiht und an der Seine das harte Brot der Fremde gegeſſen hatte, und verlas ein wirklich ſehr ſchönes Sonett zu Ehren des Volkstribuns. Damit war die gut gemeinte Haupt- und Staatsaction zu Ende und die ſchöne Begeiſterung verpufft. Die Franzoſen mußten ſchließlich doch inne werden, daß ſie im Grunde feindliches Gebiet betreten hatten. Sie hüteten ſich auch in allem Ueberſchwange des Feſtjubels wohl davor, die angebliſchen Mißverſtändniſſe zwiſchen den beiden Staaten beim rechten Namen zu nennen und ein ehrliches Wort über Frankreichs Abſichten im Mittelmeere, auf Tripolis oder die Zehereien wegen Maſſaua und gegen die italieniſchen Arbeiter zu ſprechen. Die Mißverſtändniſſe blieben, die Kluft gähnt, und darüber halfen keine gegenſeitigen Beweihräucherungen, keine Begeiſterung für Goldoni und Manin, keine Illumination und kein Feſt- und Ehrewein hinweg.

Neben dem faſt ganz aus Franzoſen zuſammengeſetzten Vorſtande ſpielten ſogar die zahlreichen italieniſchen Journaliſten und Schriftſteller eine nebenſächliche Rolle. Wohl verſuchte ein Mailänder Redacteur, Signor Fortis, dieſes franzöſiſche Uebergewicht zu brechen und in einem Vortrag hervorzuheben, daß das italieniſche Schriftthum keineswegs mit ausgebohnen Händen das franzöſiſche Manna der Aſſociation wie eine Gnade erwartet habe, ſondern daß eine Mailänder Società letteraria ſchon lange vorher mit Männern wie Paolo Ferrari, dem Luſtſpieldichter, und dem Verleger Treves an der Spitze geblüht und das Verhältniß zwiſchen Autor und Verleger für Italien geordnet habe. Aber auch dieſer gutgemeinte Verſuch, die franzöſiſche Vormundſchaft zurückzuweiſen und dem internationalen Congreſſe auch wirklich einen internationalen Charakter zu geben, mißlang, und der Redner wurde zum Dank von den berichterſtattenden Zeitungen Venedigs wegen ſeines „allzu langen“ Vortrages obenein noch getadelt. So blieb denn der vorwiegend franzöſiſche Charakter des Congreſſes gewahrt, und ſämmtliche Redner ſtürzten ſich in Unkoſten, um das fremde Idiom zu radebrechen. Vor Allem befleißigten ſich die Italiener des berüchtigten franco-italiano, und namentlich die Venetianer ſpielten ganz reizend ihr: „Se souis de Venise“.

Und die Verhandlungen, die praktiſchen Ergebniſſe des Congreſſes? Sie ſind gleich Null. Es zeigte ſich auch hier der Uebelſtand faſt aller derartigen „Tage“: die Tractanden waren nicht genügend vorbereitet und die Verhandlungszeit zu kurz. Nachdem wenigſtens die Congreſſe von Wien (1881) und Bern greifbare Reſultate geliefert, die jeden Schriftſteller mit Genugthuung erfüllen, kam man hier über die bloßen Wünſche und Anregungen, die leere Strohdreſcherei, nicht hinaus. Das wichtigſte Poſtulat beſtand darin, daß das Verhältniß zwiſchen Componiſt und Muſikverleger ähnlich geregelt ſein ſollte, wie dasjenige zwiſchen Schriftſteller und Verlagsbuchhändler, daß dem Componiſten und nicht dem Muſikalienhändler das Eigenthumsrecht zufalle. Die Franzoſen ſchüttelten mürriſch die Köpfe, als der Vorſchlag, daß die übliche Nachdrucksverwahrung vor Partituren, Clavierauszügen ꝛc. in italieniſcher Sprache abgefaßt ſein müſſe, durchdrang, doch konnten ſie dieſes „nationale“ Unglück nicht mehr verhindern. Das Selbſtſame bei dieſen Verhandlungen war, daß ſogar über das literariſche Eigenthumsrecht, dem die Internationale Aſſociation und der Congreß galten, noch immer Meinungsverſchiedenheit herrſchte und daß wunderliche Schwärmer auftraten, welche gegen dasſelbe ſprachen. Nicht minder komiſch war auch das Gebahren eines holländiſchen Vertreters, der den ſchnungwoll betriebenen Nachdruck ſeiner Landsleute in Schutz nahm. Mit Recht erhob ſich Oppert, indem er den Vorredner lächerlich machte und hervorhob, daß Frankreich allen anderen Ländern in Bezug auf Anerkennung des literariſchen Eigenthums vorangegangen ſei und auch hierin bahnbrechend gewirkt habe. Die unfruchtbare Begeiſterung erreichte ihren Siedepunkt, als eine Begrüßungsdepeſche von König Humbert verleſen wurde, der das Protectorat freudig annehmen zu wollen erklärte. Als nächſtjährige Congreßſtadt wurde Paris gewählt.

Die ſchöne Weltſtadt an der Seine wird ſich entſchließen müſſen, um die Erinnerungen der venezianiſchen Congreſſiſten zu überſtrahlen. Venedig iſt eine Feſtſtadt, wie es keine zweite gibt. Sie brauchte ſich nicht erſt zu ſchmücken für ihre Gäſte, denn auch ihr Alltagsgewand iſt eitel Marmor und Gold, Kunſt und Schönheit, Lebensfreude und Farbenjubel. Der „Piccolo“, ein ſocialdemokratiſches Blatt, pflegte während der Feſtwoche alltäglich mit bitterſüßen Gloſſen die vom Präfectur und Syndicat veranſtalteten Feſtlichkeiten zu Ehren des Congreſſes zu erwähnen und an den leeren Stadtſäckel und das Elend des Volkes zu erinnern. Und in der That hätte man viele Unkoſten erſparen können. Wozu noch feſtlich aufgeputzte Verſammlungslocale, wo die herrliche Sala dei Pregadi im Dogenpalaſte zur Verfügung ſtand? wozu noch Illumination und Feuerwerk, wo der goldene italiſche Mond allabendlich am dunkelblauen Himmel aufzog und aus dem Marcusplatz eine Decoration von unvergleichlicher Pracht ſchuf: die Marmorhallen der Procuratie als Couliſſen, die in Farben und Gold ſtrahlende Marcuskirche wie ein Märchenpalaſt aus tauſendeiner Nacht als Hintergrund, und auf den Marmorſtiefen die bunt aufgeputzte Statiſterie der ſtolzen, ſchönen Venezianer und entzückten Forestieri . .? Wer über eine ſolche Feſtſtatt geblet, kann ſich den Luxus eines tagtäglichen Congreſſes erlauben, ohne daß für irgendwie ſich in Extraunslagen zu ſtürzen. Lebenſalls wird die großartige Gaſtfreundſchaft Venedigs den Theilnehmern des Congreſſes unvergeßlich ſein. Die Sitzungen im Dogenpalaſte, wo Goldoni gefeiert wurde, der als Mann des Volkes jenen Saal niemals hat betreten dürfen, das Bankett im Lido, das Feuerwerk vor der Piazzetta, die Illumination des St. Marcusplatzes, die Fahrt nach Murano und Torcello, wo ſich die Vignen und die Herzen öffneten, ſind bleibende leuchtende Erinnerungen. Man begreift unter ſolchen Umſtänden, daß der Congreßkontel nicht bloß in Frankreich anhängt, ein eigener Charakteriyus zu werden: er iſt und trinkt feſt, tanzt und gafft, ſchwatzt die Verhandlungen und fürt ſich den ſogenannten Geiſt der Zuſammengehörigkeit. Hinter ſich läßt er aber auch im gaſtfreundlichen Venedig gar ernſte Rathsherren und Steuerzahler, welche trübſelig nachrechnen, was all' das Vergnügen gekoſtet hat. Schade, daß Goldoni nicht mehr am Leben iſt. Der letzte Internationale Congreß für literariſches Eigenthumsrecht würde ihm gewiß reichen Stoff zu einer köſtlichen Comödie geboten haben: Venezia benefica ossia i Congressisti contenti, eine Charakterpoſſe in ſo viel Acten als Tagen und mit einem ſehr bedenklichen Nachſpiel.

Digitized by Google

Feuilleton.

Ein Studienkopf.

Von Georg Reben.

(Schluß.)

Plötzlich fühlte Campell etwas Feuchtes an seiner Hand. Es war Bijou, Fanny's Hündchen, der durch den Maulkorb Campell zu belecken versuchte. Bijou theilte offenbar die Antipathien seiner Herrin nicht. Er erinnerte sich noch immer der vielen Freundschaftsbezeugungen, die ihm der ehemalige Hausfreund in Form von allerlei Leckerbissen erwiesen hatte.

Campell mußte lachen.

„Warten Sie, mein Fräulein! Jetzt habe ich einen Magnet, der so anziehend ist, daß er Sie zwingt, meinen Spuren zu folgen, Sie mögen wollen oder nicht. Hahahaha! Sie macht bereits Kehrt, um zum zweiten Mal in eine Regenpfütze zu versinken. Das ist die Strafe für Ihre Unhöflichkeit, mein Fräulein!“

Campell nahm ein Stück Chocolade aus der Tasche, das er in der rechten Hand behielt. Mit lüsternen Augen und herausgestreckter Zunge trollte das Hündchen neben ihm her.

„Bijou! Bijou!“

Fanny mußte ihm bereits ganz nahe sein. Campell beschleunigte seine Schritte, indem er die Chocolade etwas höher hielt. Seine Bewegungen reizten das Hündchen derart, daß es in possirlichen Sätzen zu ihm emporsprang, um die Chocolade zu erhaschen.

„Bijou! Bijou!“ rief es nochmals im verzweifelndsten Tone hinter dem vierbeinigen Deserteur.

Vergebens! Die Gourmandie erstickte in Bijou alle edleren Regungen des Gehorsames. Er verließ seine Herrin treulos um ein Stück Chocolade.

Jetzt stand Fanny neben ihnen.

„Herr Professor! Seit wann essen Sie Chocolade auf der Straße?“ Sie brachte die Worte mühsam hervor, das rasche Laufen hatte ihr fast den Athem benommen.

„Seitdem ich den erziehlichen Einfluß einer »mütterlichen Freundin« entbehre,“ entgegnete Campell rasch. „Jeder Junggeselle ohne Damenumgang wird leicht zum Plebejer. Beispiel: Ich!“

Er ließ die Chocolade auf das Pflaster fallen. Vergebens suchte Bijou durch den Maulkorb den ersehnten Leckerbissen zu ergreifen. Resignirt streckte er sich platt über die Chocolade und stieß einen dünnen langgezogenen Klagelaut aus, der dem fatalen Geräusche einer schlechtgeölten Thür glich.

„Jetzt kommen wir nicht mehr von der Stelle!“ stöhnte Fanny.

„Doch, doch, meine Gnädige! Ich habe zufällig ein Rettungsmittel zur Hand, das mir in diesem Momente ebenso viel werth ist als der Schwimmgürtel auf einem gescheiterten Schiffe.“

Und er zog aus der hinteren Rocktasche eine Hundeleine hervor.

„Sie gestatten wohl, daß ich mich meines Geschenkes bediene, welches Sie mir aus Sparsamkeit wieder zurückgeschenkt haben,“ sagte Campell heiter, indem er die Leine an Bijou's Halsband befestigte. Aber nur widerstrebend, an der Kette hin und herzerrend, folgte ihm das Hündchen, welches das erbeutete Frühstück durchaus nicht aufgeben wollte.

Fanny, nachdem sie das Stück Chocolade vom Pflaster aufgehoben, klatschte vergnügt in die Hände.

„Sehen Sie! Es war Bijou nur um die Chocolade zu thun. Weiter hat er kein besonderes Interesse für Sie.“ Sie stockte und biß sich auf die Lippen. Sie war ärgerlich, vergessen zu haben, daß sie mit diesem Herrn nichts Ueberflüssiges mehr sprechen durfte.

„Allerdings, den Egoismus haben die Hausthiere von den Menschen gelernt,“ bestätigte Campell ironisch im Weitergehen. „Ich wünschte wahrhaftig, ich wäre Thiermaler geworden anstatt Menschendarsteller.“

„Das wäre schlimm für Sie,“ erwiderte Fanny spitz, „dann könnten Sie aus einem Schmetterlinge keine Raupe machen.“

„Sie spotten grausam — über sich selbst! Ich behaupte, an allem Unglücke ist nur die Catalognummer Schuld: Eine Zahl, die sich aus 7 und 13 zusammensetzt — das muß ja ein Unglück geben!“

„O ich bin durchaus nicht abergläubisch! Ich bin nur leichtsinnig in der Wahl meiner Freunde.“

„Sehen Sie denn noch immer nicht ein, daß meine Täuschung zu Ihrem Vortheile war?“

„Nicht auch zu dem Ihrigen?“

„Ich gebe dies zu und bitte Sie daher für meinen Gewinnantheil um Verzeihung.“

Seine Stimme klang ungemein weich, fast demüthig. Ein ehrlicher Herzenston war bei ihm so selten, er sprach nicht einmal mit den Augen! Seine Galanterie lag sonst auf der Zunge. Wäre es anders gewesen, sie hätten nicht so lange Jahre wie Cousin und Cousine miteinander befreundet sein können. Und Fanny dachte: Einen Mann dieses Genres muß man beim Worte nehmen, wenn er eine Frau um Verzeihung bittet, denn zum zweiten Male thut er es nicht wieder.

„Würden Sie einen Fußfall wagen?“ sagte Fanny in einem scherzhaften Tone, aus dem er seine Begnadigung entnehmen konnte.

„Mit dem größten Vergnügen! Indessen, da wir uns auf offener Straße befinden, würde ich Sie bitten, mir einen Vorwand zu geben. Lassen Sie noch einmal die Chocolade fallen, die für Ihr Hündchen bestimmt war. Ich hebe sie mit einem Fußfalle wieder auf.“

„Nein,“ entgegnete sie lachend. „Es wäre schade um Ihre hellen Beinkleider. Ein Paar Hosen haben Sie sich um meinetwegen am Feuer verbrannt, nun sollen Sie sich noch ein zweites Paar durch Wasser verderben lassen! Dieses Opfer wäre zu viel!“

„Sie sind großmüthig, Sie sind eine wahrhaft ideale Natur! Warum habe ich Sie nicht schon früher gekannt?“

„Ich sollte meinen, wir kennen uns schon lange genug.“

„Nein! Nach der zweimonatlichen Pause in unseren Beziehungen datire ich unsere Freundschaft wieder seit heute. Möge dieselbe abermals zwanzig Jahre dauern!“

„O das wäre entsetzlich! Urgroßmütter werden auf der Bühne sehr selten dargestellt, und eine andere Rolle könnte ich dann nicht mehr spielen.“

„Bravo! Sie fangen schon an, Ihre Situation humoristisch zu nehmen. Ein untrügliches Zeichen seelischer Besserung!“

In diesem Moment ging ein Bekannter vorüber, der Fanny mit sehr erstauntem, befremdetem Blicke grüßte. Dieser Blick machte Fanny argwöhnisch, sie stellte sofort Combinationen an.

„Meine seelische Besserung scheint eher ein Nachtheil für mich zu sein,“ sagte sie vorwurfsvoll. „Ihr Portrait hat offenbar nicht überall einen günstigen Eindruck hervorgerufen. Dieser Herr machte verwunderte Augen, daß ich wieder so vertraulich mit meinem Carricaturenzeichner gehe.“

„Sie sind im Irrthume. Dieser junge Mann hat sich nicht über meine Begleitung, sondern über Ihre Garderobe gewundert. Das Weiß Ihres Kleides ist nicht mehr von der keuschesten Reinheit.“

Fanny stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

„Herr des Himmels! Meine Robe ist bis oben hinan bespritzt. Und so haben Sie mich gehen lassen?“

Campell zuckte die Achseln.

„Die Folgen eines überflüssigen Umweges verschulden Sie selbst. Das erste Mal wateten Sie durch eine Regenpfütze, um mir auszuweichen, das zweite Mal mußten Sie durch das Wasser, um mich einzuholen. Das ist die ausgleichende Gerechtigkeit auf Erden!“

„O Sie Bösewicht! Gott sei Dank, daß ich jetzt zu Hause bin. — Wollen Sie mit hinaufkommen?“ fügte sie zögernd hinzu.

„Noch nicht. Erwarten Sie mich nach der Vorstellung an demselben Abend, an dem Sie die Millerin spielen. Ich habe mich nun einmal auf diese Rolle capricirt.“

Er drückte seine Lippen auf ihre behandschuhte Hand.

„Recht so! Hätten Sie sich nur immer damit begnügt, meine Handschuhe zu küssen.“

„Wenigstens hätte ich dann keinen Unterschied kennen gelernt. Selbst dieses feinste dänische Leder ersetzt mir die Weichheit Ihres Mundes nicht. Doch davon ein anderes Mal. Für heute bitte ich Sie, daß Sie Bijou das Stück Chocolade geben, er hat es redlich um uns verdient. Und nun auf Wiedersehen, nach »Cabale und Liebe« — in »Cabale und Liebe«!“

Er entfernte sich langsam. Trotz ihrer befleckten Robe blieb sie auf den Stufen, die zur Hausthüre führten, stehen und sah ihm nach, bis er sich plötzlich umwandte. Verwirrt und beschämt wie ein junges Mädchen floh sie in das Haus. —

Einige Tage später meldete sich bei Fanny ein Intendanturrath an. Aus der Visitenkarte errieth Fanny sofort den Zweck dieses seltenen Besuches. Der alte joviale Herr erfüllte mit Diplomatengeschick seine heikle Mission, indem er Fanny's Entschluß, in das ältere Fach überzutreten, bereits als vollendete Thatsache auffaßte und von dieser gesicherten Position aus Fanny mit wohlgezielten Complimenten überschüttete. Er nannte die Idee, auf ihre Metamorphose durch ein Portrait vorzubereiten, sehr originell und geistvoll und gab ihr die hohe Befriedigung ihres Chefs und Gönners, des Intendanten, darüber kund. Schließlich fragte er sie, welche Rollen sie in Zukunft zu spielen gedenke.

Fanny, welche sich während des Vortrages des alten Herrn sehr reservirt und schweigsam verhalten hatte, sah ein, daß jede Opposition nutzlos sei und sie noch dankbar für die conciliante Form sein müsse, mit der man ihre Eitelkeit schonte, indem man sich den Anschein gab, als wäre ihr Rollenwechsel ein freiwilliger.

„Wenn es denn sein muß,“ sagte sie resignirt, „so möchte ich als Antrittsrolle in meinem neuen oder vielmehr alten Fache »Cabale und Liebe« wählen.“

Der Intendanturrath erhob sich.

„Also die Millerin. Gut! Ueber die anderen Rollen verständigen wir uns später. Prüfet Alles und behaltet das Beste!“

Er verabschiedete sich mit einem Compliment über ihr jugendliches Aussehen. —

Zu der Vorstellung „Cabale und Liebe“, welche die Saison wieder eröffnete, war das Theater ausverkauft, trotzdem der Herbstabend so warm wie eine Sommernacht war. Unser Publikum scheut die Hitze nicht, wenn es ein pikantes Schauspiel erwartet. In die Neugier, eine gefallene Größe zu sehen, mischte sich das Gefühl einer süßen Schadenfreude, die ein Menschenkenner und Philosoph die reinste Freude genannt hat. Der Coulissenklatsch blühte heute ebenso wie der Foyerwitz. Die Kritik hielt die Zündschnur in Händen, um unter Umständen die Mine explodiren zu lassen.

Inzwischen befand sich Fanny in ihrem Garderobenzimmer. Als sie fertig angekleidet war, beschaute sie sich im Spiegel. Jetzt sah sie in Wirklichkeit wie ihr Studienkopf aus. Ach, sie war keine Louise und Gretchen mehr! Im Fluge weniger Minuten dachte sie die langen Jahre zurück bis zu der Zeit, in welcher derselbe Spiegel ihre bezaubernde Jugend zurückgestrahlt hatte, Reize, die sich Niemand rühmen konnte, jemals besessen

Digitized by Google

zu haben. Damals stand sie auf der Höhe ihrer Künstlerlaufbahn, heute am Ende. Und allmählich verschwand das Spiegelbild hinter einem Thränenschleier, der sich um ihre Augen zog. Ihre Pulse hämmerten und ihren Leib durchschüttelte ein Fieberfrost. Sie wollte fort, weit fort in die Einsamkeit, wo man der falschen Göttin Thalia noch keine Tempel gebaut hat. Nur fort, fort! Sie hatte die unliebsamen Folgen eines Contractbruches nicht mehr zu fürchten. Da ertönte plötzlich das Glockenzeichen, das sie auf die Bretter hinausrief. Fast mechanisch, aus jahrelanger Gewohnheit folgte sie diesem Signale. Die Disciplin der Bühne drängte gewaltsam ihren rebellischen Schmerz zurück. Niemand aus dem Publikum ahnte, daß diese Millerin mit zerrissener Seele, mit kaum getrockneten Thränen spielte. Und sie spielte meisterhaft. Ihre gefallene Größe richtete sich riesengroß wieder empor. Ein Sturm des Beifalles erbrauste, der sie mit fortriß. Ach, wie lange hatte sie solchen Beifallssturm nicht mehr gehört und wie umschmeichelte er heute ihre Sinne. Sie begriff nicht, daß sie ihn so lange hatte entbehren können. Das Weib verjüngte sich in der Künstlerin. Sie empfing mehrere Lorbeerkränze und das Publikum zischte nicht, sondern applaudirte dazu.

Als sie daheim wieder allein war, vergegenwärtigte sie sich das Erlebte noch einmal. Sie war jetzt gerade so glücklich, als sie noch vor wenigen Stunden unglücklich gewesen. Alle kleinliche Eitelkeit war von ihr genommen, ihre Seele war in der Gluth künstlerischer Leidenschaft von allen Schlacken gereinigt. Ein unaussprechliches Gefühl der Ruhe und des Friedens überkam sie. Und allmählich, ohne daß sie sich dessen bewußt wurde, schweiften ihre Gedanken in frohem Selbstvergessen zu einem Anderen. Ob sie Campell wohl besuchen würde? Er hatte es ihr doch versprochen. Sie sehnte sich heute danach, sich mit ihm auszusprechen, wie noch niemals zuvor. Ihr Herz klopfte hörbar, sie zählte am Uhrzeiger die Minuten.

„Guten Abend, mein Fräulein! Ich gratulire! Hoffentlich zweifeln Sie nicht, daß die Lorbeerkränze von mir stammen?“

Da war er, der grausame Spötter! Diesmal wußte sie, daß sein Spott nicht ernst gemeint war.

„Ich danke Ihnen, mein Freund,“ sagte sie warm, ihm die Hand reichend, „ich danke Ihnen von Herzen, Sie haben mir eine große Freude bereitet.“

„Sie mir desgleichen! Sie haben entzückend gespielt. Ich hätte diese Millerin als Schwiegermama haben mögen.“

Fanny lachte.

„Ihre boshaften Witze sind während des Soupers verdaulicher. Der Speisesalon ist geöffnet. Bitte, reichen Sie mir Ihren Arm!“

„Später! Ich habe Ihnen jetzt etwas zu sagen, das sich bei Austern und Chabli nicht feierlich genug anhört.“

„Dann bitte, nehmen Sie Platz. Doch halt — zuvor muß ich den Leinenbezug abnehmen, mit dem ich Ihren Lieblingsfauteuil während Ihrer Abwesenheit pietätvoll bedeckt habe. So — jetzt können Sie sich setzen!“

Campell ließ sich in den Sessel fallen, daß die Sprungfedern knackten.

„Famos, ganz famos! Sie verhängen meinen Sessel, wie ich Ihr Portrait verhängt habe. Nur fehlt noch das weitere Zubehör.“

„Was denn?“

„Ein Kuß!“

Fanny erröthete bis an die Schläfen.

„Der Diebstahl scheint Sie zur Wiederholung zu reizen,“ stammelte sie.

„Nicht doch! Der vorige Kuß war aus Nothwehr erzwungen, der heutige soll ein freiwilliges Geschenk sein. Ja, meine Theuerste! Lachen Sie nicht über den Johannestrieb eines alten Junggesellen. Obwohl diese Schwäche Ihre ganze Nachsicht herausfordert, ist sie doch menschlich entschuldbar. Gewiß werden Sie in letzter Zeit bemerkt haben, daß die Erzählungen meiner kleinen Abenteuer immer spärlicher flossen, bis sie schließlich ganz aufhörten. Ich versichere Ihnen, daß die Hälfte meiner Abenteuer erlogen war. Und daran sind Sie schuld. Ich erzählte Ihnen bereits das Ende, wenn ich den Liebesknoten erst geschürzt hatte, und Sie hörten mir stets mit so rührender, im Grunde theilnahmsloser Geduld zu, daß ich mir meist sagte: Es muß doch kein großes Kunststück sein, das du hier vorhast, wenn diese Dame von Welt und Erfahrung so geringes Interesse dafür beweist. Und so kehrte ich denn auf halbem Wege immer wieder zu Ihnen zurück. Sie werden mich fragen wollen, weshalb ich Sie während unserer zwanzigjährigen Beziehungen noch nicht geheirathet habe. Nun, die Antwort ist sehr einfach. Als ich jung war, waren Sie zu alt für mich und als ich alt wurde, waren Sie zu jung. Seit heute, wo sie das ältere Fach spielten, sind wir in ein entsprechendes Heirathsalter einander nahegerückt. Dieses mein letztes Abenteuer ist die Wahrheit. Sie haben mir Ihren Kopf verpfändet, damit ich ihn als Studienkopf male; ich bitte jetzt um Ihr Herz zu einer Ehestudie, die hoffentlich nicht weniger interessant werden wird.“

Eine Pause trat ein, Fanny wollte antworten, aber sie vermochte es nicht. Das unerwartete Glück raubte ihr die Sprache. Das gealterte Mädchen empfand den Wonneschauer, der das Herz einer jungen Braut durchzittert, mit der ganzen Ueberlegenheit ihrer Jahre. Sie hatte sich bereits an den Gedanken gewöhnt, einsam zu sterben, und nun eröffnete sich plötzlich für sie die Aussicht, mit einem Gatten zu leben. Niemand durfte mehr über ihr Mädchenalter spotten. Oder war diese Seligkeit nur ein Traum? O sie wollte ihm ihre verlorene Jugend durch eine verdoppelte Hingabe ersetzen!

„Da fällt mir ein, liebe Fanny. Ich bin einigermaßen gespannt, wie viel Ihnen von Ihrer jungfräulichen Eitelkeit noch verblieben ist. Auf dem Standesamte müssen Sie sich ja später doch mit Ihrem Geburtsatteste ausweisen. Also bitte, zeigen Sie mir Ihr Geburtsattest heute. Ich bin jetzt in der Laune, Ihre Jahre, über die Sie mich stets im Unklaren ließen, auf ihre Echtheit zu prüfen.“

Sie schaute zu ihm mit starrem, eiskaltem Blicke wie zu einem Fremden empor, ihr war's, als wäre etwas, was kaum aufgelebt hatte, wieder in ihr ertödtet. War es denn möglich! Während sich ihre Seele zum Höchsten begeisterte — dieser feige Spott! Sie fühlte sich aus ihrem Himmel gestoßen, abgrundtief in den Staub der Erde herab.

Fanny erhob sich und sagte tonlos:

„Wie Sie wünschen! Ich beeile mich, mein Geburtsattest zu holen.“

Sie schleppte sich mühsam nach dem Schreibtische und nahm aus einem verborgenen Schubfache ein vergilbtes Papier, welches sie Campell übergab. Er merkte nicht, daß das Papier in ihrer Hand bebte, und sie sich auf die Lehne des Sessels stützen mußte, um sich aufrecht zu halten.

Campell las die Geburtsbescheinigung halblaut mit sarkastischer Betonung.

„. . . geboren am 26. März 18 . .“

Die letzte Silbe verschluckte er lächelnd und reichte dann Fanny das Papier mit ironischer Verbeugung zurück.

„Ich danke Ihnen! Also wir heirathen uns!“

„Ich danke Ihnen!“ erwiderte Fanny, ihn imitirend.

Campell trat betroffen einen Schritt zurück.

„Aber! Was bedeutet das?“

„Es bedeutet, mein Freund, daß Sie mich noch rechtzeitig vor einer großen Thorheit bewahrt haben, die ich wahrscheinlich später bitter zu bereuen gehabt hätte. Sie mögen ein guter Kenner weiblicher Formen sein, aber Sie sind ein schlechter Kenner des weiblichen Herzens. Sonst würden Sie gewußt haben, daß in jenem entscheidenden Momente, in dem eine Frau im Begriffe ist, sich einem Manne mit Leib und Seele zu überlassen, ein Cynismus nicht die weibliche Eitelkeit, sondern die weibliche Scham beleidigt. Also bitte, sprechen wir nicht mehr davon, was hätte sein können. Ich werde mich wie bisher mit dem Altentheil begnügen, Ihre »mütterliche Freundin« zu heißen.“

Campell erblaßte vor Zorn über sein Ungeschick; er sah ein, daß er einen Fehler begangen hatte. Durch ihren plötzlichen Widerstand erschien sie ihm erst recht als eine begehrenswerthe Erobe ung.

„Fanny!“ rief er in gekünsteltem Pathos, das diesen Lebemann in ihren Augen zum ersten Male zu einer lächerlichen Figur machte. „Fanny, lassen Sie mich nicht das Opfer eines Mißverständnisses werden! Meine Absicht war einzig, Ihnen ein vielleicht peinliches Geständniß zu erleichtern. Warum müssen wir uns auch stets an unser Alter erinnern! Stellen wir uns vor, daß wir noch jung wären und ich zu Ihnen sagte, was ich heute nicht anders zu sagen vermag: Ich liebe Sie wahr und aufrichtig. Sie sind meine Muse, die mir bisher zu göttlich erschien, um sie der Freiheit zu berauben. Aber schließlich regt sich der Egoist in mir. Wir wollen Beide Sclaven sein: Einer für den Anderen! — Sie schweigen! Ich beschwöre Sie, Fanny, was würden Sie mir antworten?“

Sie packte ihr Hündchen und setzte es auf die Hinterpfoten zwischen ihr und Campell.

„Was würden Sie mir antworten?“ wiederholte er ungeduldig.

Sie gab dem Mops einen leichten Schlag.

„Bijou —: Appartire diesem Herrn!“

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Freund Fritz.“

Lustspiel in drei Acten von Erkmann Chatrian.

(Lessingtheater.)

Ob es Oscar Blumenthal gelingen wird, auf Unkosten seines Theaters das Berliner Publikum für die Paraderollen Ernst Possart's zu interessiren? Uns will es nach den bisherigen Erfahrungen zweifelhaft erscheinen. Der halbe, mit „Freund Fritz“ errungene Erfolg ist jedenfalls nicht geeignet, hoffnungsvollere Aussichten zu eröffnen.

„Freund Fritz“ ist eine ältere dramatische Idylle, deren Geschichte ihre Schwächen entschuldigen mag. Als die französische Nation nach dem Schreckensjahre 1870 aus ihrem Weltmachtstraume erwacht war, fing sie an, sich entsetzt nach den Gründen ihres plötzlichen Sturzes umzusehen. Die Schriftstellerfirma Erkmann-Chatrian betheiligte sich an dieser Umschau und machte die Entdeckung, daß der Verfall der Familie an dem Verfalle der Nation die Schuld trage. Freund Fritz diente als novellistisches und dramatisches Medium, um den Franzosen die Ehe als Allheilmittel anzupreisen. Die mit Sensationsfutter Uebersättigten nahmen das unschädliche Arkanum zu sich und fühlten sich, wo nicht sonderlich gestärkt, so doch angenehm durchwärmt. Wir Deutsche, als das durch Kindersegen besonders ausgezeichnete Volk, haben eigentlich keinen Grund, uns durch die Predigten des Allerweltsschadchen Rabbi Sichel zu unüberlegten Eheschließungen hinreißen zu lassen, und da außer besagten Predigten eigentlich nichts auf der Bühne passirt, würde sich jede auf ihren Vortheil bedachte Theaterdirection der ohne wirkliches Bedürfniß importirten dramatischen Nippessache gegenüber ablehnend verhalten. Aber Ernst Possart

Digitized by Google

zählt den Rabbi Sichel zu seinen Paraderollen, Ernst Possart ist der privilegirte Vertreter salomonischer Weisheit, in welcher Gestalt und in welchem Jahrhunderte sie sich auch documentirt haben mag, und die salomonische Weisheit muß nun einmal unter allen Umständen im Theater am Unterbaum zu Worte kommen.

Das Publikum schien Freund Fritz als wohl verdiente Buße für begangene Theatersünden über sich ergehen zu lassen. Es dachte mit leisem Schauder an die oft beklatschten Ehebruchskomödien und büßte seine Schuld, indem es, um sich wach zu erhalten, zögernd seine Hände in Bewegung setzte. Die elsässer Bauernstube, der Meierhof mit dem Ziehbrunnen, aus dem ein Eimer mit wirklichem Wasser auftauchte, die absolut richtig gehende Standuhr, das Alles täuschte Einen in eine Idylle hinein, die gar keine unbehagliche Stimmung aufkommen ließ. Die Langeweile ist bekanntlich für die Verdauung besonders förderlich und das Stück spielte sich vor einem Publikum ab, das in der Mehrzahl gut dinirt hatte und sich darüber freute, daß auch die auf der Bühne agirenden Personen die Freuden der Tafel in hervorragendem Maße zu würdigen wissen. Wir kennen kein zweites dramatisches Product, in dem so viel gegessen und getrunken wird. Im ersten Acte ist es eine Krebssuppe, im zweiten eine Apfelspeise, im dritten eine vorgeschützte Verdauungsstörung, die das Interesse ununterbrochen rege erhält. Daß sich der gute Fritz und die unschuldige Suse durch die Vermittelung des Rabbi Sichel so nebenbei kriegen, ist nicht weiter überraschend, ja es macht sich eigentlich ganz von selbst und der ehestiftungswüthige Rabbiner ist nur da, um von Ernst Possart mit einer Reihe mehr oder weniger geschmackvoller Mätzchen ausgestattet zu werden. So ist es beispielsweise meisterhaft, wie Ernst Possart sich mit dem glatt ausgespannten Saume seines Taschentuches die Nase putzt. Die Nüance ist frei erfunden und läßt den schnupfenden Rabbi in einem ganz neuen Lichte erscheinen. Er hat so seine kleinen Liebhabereien, der gute Rabbi, von denen er sich nun einmal nichts abdividiren läßt. Hat er den Schnupftabak soeben als Streusand benützt, so schüttet er ihn, ohne an die abfärbenden Eigenschaften der Tinte zu denken, in seine Dose zurück. Das Publikum stellt sich die möglichen Folgen einer solchen liebenswürdigen Unvorsichtigkeit vor und lacht. Im Uebrigen stammt der Rabbi Sichel Ernst Possart's in gerader Linie von Nathan dem Weisen ab. Besonders der ewig gleichmäßige, auf Moll gestimmte Tonfall der Rede ist eine unverkennbare Familieneigenthümlichkeit beider Weisheitsprediger.

Herr Blencke gab sich als Freund Fritz die erdenklichste Mühe, die ganzen drei Acte hindurch liebenswürdig harmlos zu sein, und sein Naturell unterstützte ihn im Gelingen seines Mühens. Weniger glücklich war Herr Löwenfeld in seinem Bestreben, seiner mageren Figur durch künstliche Mittel zu einem erstaunlichen Embonpoint zu verhelfen. Er mochte noch so viel essen, es wollte ihm absolut nicht gelingen, seinen Dickwanst glaubhaft zu machen. Dagegen war die Suse Margarethe Kramer's überzeugend kindlich und unschuldsvoll. Mit der biblischen Erzählung von der Rebekka am Brunnen errang sie einen wohl verdienten Erfolg. Die Ausstattung der elsässischen Bauernstube wie des Meierhofes war echt und stimmungsvoll und mag als vorläufige Probe Possart'scher Inscenirungskunst genügen. Will uns der technische Leiter des Lessingtheaters überzeugende Beweise von seiner Begabung für die Regie geben, so wird er sich an größere Aufgaben heranwagen müssen. M.

Die Akademische Kunstausstellung.

IX.

Den einzigen Lichtpunkt der Bilderschau am Lehrter Bahnhofe bildet die retrospective Wasserfarbenausstellung, die man mit Zuhülfenahme alter und ältester Jahrgänge zu Stande gebracht hat. Die im Besitze der Nationalgalerie befindlichen Aquarelle Adolf Menzel's sind seit einem, die Studienköpfe von Knaus seit zwei Jahrzehnten bekannt, Skarbina's französische und holländische Skizzen haben so ziemlich in allen Kunstsalons Deutschlands Aufsehen erregt, und für den Rest der Collection hat die Dresdener Aquarellausstellung herhalten müssen.

Man kann dem Comité recht dankbar sein und doch die Frage aufwerfen, was gerade in diesem Jahre zu einem so interessanten Rückblicke auf vergangenen Kunstgenuß Anlaß gegeben hat? Der Verdacht, daß es sich um die Deckung eines schwerempfundenen Manco's gehandelt habe, wird sich kaum abweisen lassen, und die Discussion der Berechtigung jährlich wiederkehrender Ausstellungen kann nicht ausbleiben. Daß der jährliche Turnus der kaninchenhaften Fruchtbarkeit einzelner Künstler, wie etwa Paul Meyerheim's, Gelegenheit zu erneuter Bethätigung gibt, ist zwar recht hübsch, doch „der Ertrag deckt lange nicht die Kosten“. Die in Skizzen geleisteten Abschlagszahlungen sind ein Nothbehelf, der die leeren Wände füllt, und die mit den Künstlernamen in Goldschrift etikettirten Collectivausstellungen haben mit dem Preisbewerbe innerhalb bestimmter Zeitabschnitte nichts mehr zu thun.

Die ausnahmsweise reiche Vertretung der Pastellmalerei hängt mit der Mode, mit gewissen Stilrichtungen und mit der Vorliebe unserer Künstler für zart hingehauchte Frauenköpfe zusammen. Auf Lenbach und F. A. Kaulbach, die der alten, bald vergessenen Technik zu neuem Leben verhalfen und sie gelegentlich, wo sie ihrem Mitgefühl geeignete Mittel bot, anwandten, folgte Kappay, der Fleisch, Bein und Stoff in farbigen Staub aufzulösen liebt. Wer sich nicht von einer durch die leicht erlernbare Technik begünstigten Fausttfertigkeit bestechen läßt, wird an der Pastell-Ausstellung von Frauen und für Frauen keine rechte Freude haben. Da ist so viel und so gut gemalt, daß Einem vor der gleichmäßigen Tüchtigkeit ordentlich bange wird. Namen anzuführen, ist unfruchtbar, wo die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten fehlen.

Unter den 132 Sculpturen der Ausstellung ist wenig, das sich mit einiger Berechtigung in die Rubrik der Monumentalbildnerei einreihen ließe. Auch hier sind Portrait und Genre vorherrschend. Eine Königin Luise mit dem Prinzen Wilhelm von Eberlein, ein conventionell-theatralischer Mucius Scävola von einem Sprossen der zahlreichen Künstlerfamilie Cauer, eine im Panzer versteckte Kriegergestalt von Calandrelli, Unger's Statue des Prinzen Friedrich Carl für Frankfurt a. d. Oder, Kundmann's sitzende Statue Grillparzer's und Schuler's Modell einer Lutherstatue für Nordhausen, das ist Alles, was man so ungefähr erwähnen könnte. Eines näheren Eingehens auf die Einzelleistungen bedarf es nicht, da sie meist ohne große Anstrengung den gestellten Aufgaben genügen.

Unter den Portraitbüsten hochstehender und hervorragender Männer ist vor Allem der Kopf Kaiser Wilhelms I. von Kopf hervorzuheben. Die naturalistische Auffassung der greisenhaften Züge hat etwas unheimlich Naturwahres, aber gegenüber einer solchen Meisterschaft in der Wiedergabe des Gesehenen schweigen die Bedenken der Kritik, die sich in längeren Auseinandersetzungen über die Möglichkeit der Darstellung schlaffer Hautfalten in Marmor ergehen könnte. Hoffmeister's Büste des Kaisers Wilhelm II. und Donndorf's colossale Bismarckbüste sind auf monumentale Gesammtwirkung berechnet und begnügen sich mit Angabe der großen, allbekannten physiognomischen Grundzüge. Eine weibliche Büste von Klein, seine schriftstellernde Schwiegermutter darstellend, excellirt in der charakteristischen Auffassung des geistreichen, fein geschnittenen Kopfes. Weshalb sich der Künstler die Mutter seiner Gattin so schwarz gemalt hat, ist unerfindlich. Wenn man nun einmal gegen die Farblosigkeit der Sculpturen etwas einzuwenden hat, soll man wenigstens mit wirklichen Farben demonstriren, wie es E. von Uechtritz thut, der mit seinen zart abgetönten Frauenbüsten den rechten Mittelweg eingeschlagen zu haben scheint.

G. Eberlein's Begabung für das graziöse Genre hat ihm auch dieses Mal zu dem bedeutendsten Erfolge unter seinen Mitstrebern verholfen. Sein den Pfeil probirender Amor ist eine seltene Verschmelzung eingehender Modellstudien mit idealer Auffassung. Besonders wohlthuend ist die gelbliche Abtönung des Marmors. Weniger glücklich ist seine als Trägerin elektrischen Glühlichtes gedachte griechische Tänzerin, wie denn das spröde Broncematerial sich den künstlerischen Intentionen Eberlein's weniger leicht anzuschmiegen scheint. Die Bewegung ist ein wenig gezwungen, mehr auf die Stabilität des Metalles, als auf die natürliche Spannkraft der Muskeln und das Gleichgewicht der Glieder berechnet. Auch würden wir dem Künstler einen Wechsel des weiblichen Modelles anrathen, dessen Vorzüge sich dem Gedächtnisse zu sehr eingeprägt haben, um für den bloßen Wechsel der Stellung Interesse zu erregen.

Die Vertretung der Architektur ist so sporadisch und ungenügend, daß wir sie hier unerwähnt lassen und mit dem Bewußtsein schließen können, daß wir der diesjährigen Ausstellung schon mehr Raum gewidmet haben, als ihr eigentlich zukommt. G. M.

Notizen.

Naturgeschichte des Berliners. Von Adolph Kohut. (Berlin, H. Lazarus.) — Ein Versuch, den Berliner in seiner Eigenart zu würdigen, wobei seine Schwächen wie seine guten Eigenschaften gebührend besprochen werden. Interessant ist zumal die Parallele des Reichshauptstädters mit dem Wiener, Dresdener und Münchener, wobei sich der Verfasser bestrebt, diesen Residenzbewohnern in gleicher Weise gerecht zu werden. Das Material ist fleißig zusammengetragen, und auch an eigenen guten Beobachtungen fehlt es nicht. Das Capitel über den Mutterwitz des Berliners bietet viel des Ergötzlichen, doch können wir denen, die zu den Quellen niedersteigen wollen, die im nämlichen Verlage erschienene Sammlung Berliner Redensarten empfehlen, die Paul Lindenberg unter dem Titel: Berliner geflügelte Worte herausgegeben hat. Hier zeichnet sich der Berliner selbst in seiner witzigen Mundart, womit er sich und Andere ironisirt, sein Gemüth schamhaft verbirgt und seinen gesunden Verstand in voller Nüchternheit leuchten läßt. Das Büchlein gibt viel zu lachen, denn die meisten Ausdrücke sind wirklich witzig und zutreffend. Vieles davon ist bekannt und hat sich auch in die anderen deutschen Dialecte eingenistet, so daß z. B. mancher Süddeutsche erstaunt sein wird, bei ihm zu Hause gang und gäbe Redensarten hier dem Spreeathener vindicirt zu sehen. Die beste Verbreiterin solcher Wendungen und Redensarten ist jedenfalls die Berliner Posse, die ja auch an der Donau, Isar und sogar in der deutschen Schweiz Bürgerrecht erlangt hat, freilich in Verwässerungen und Localisirungen, die doch nicht allen märkischen Erdgeruch abstreifen können. Auch die Berliner Witzblätter, vor Allem „Kladderadatsch“ und „Ulk“, tragen viel zur Beflügelung der Berliner Mundart bei.

Digitized by Google

Inserate.

Deutsche Verlags-Anstalt
in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Ein neuer Roman von Richard Voß.

Soeben ist erschienen:

Dahriel, der Konvertit.

Roman von
Richard Voß.

3 Bände. Preis geheftet ℳ 12.—, fein in Leinwand gebunden ℳ 15.—.

Richard Voß, der rasch berühmt gewordene Autor und preisgekrönte Dramatiker, begeichnet diesen Roman als die reifste seiner bisherigen Schöpfungen. Der Dichter hat mit der ganzen Naturgewalt seines großen Talentes in diesem Werke ein wahrhaft hinreissendes Seelengemälde geschrieben.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Neuigkeiten
im Verlage von
Hermann Grüning in Hamburg.

Zu haben durch alle Buchhandlungen:

Lowrier, Naturgemäßheit im fremdsprachlichen Unterricht. Dritte erweiterte Auflage . . . . . 50 ₰

Strodtmann (Dr. J. E.), **Dichtungen.** Mit Portrait. Geh. 3 ℳ. Eleg. gebunden 4 ℳ.

In Anlaß seiner binnenkurzem Heimkehr giebt hier der Wiener der schleswig-holst. Dichter, der Vater unserer so früh dahingeschiedenen Agnes Strodtmann, seine früher im Verlage von Hoffmann & Campe erschienenen Gedichte in gesichtet, neu durchgesehener Ausgabe.

Tennyson, Locksley Hall. Nach 60 Jahren. In Uebertragungen von **Freiligrath** und **Fels.** Eleg. geh. m. Wolfschnitt 1 ℳ 50 ₰

Diese Dichtungen gehören zu den interessantesten gedankenvollsten und interessantesten Schöpfungen des noch lebenden.

Tennyson-Waldmärchen, Enoch Arden. Illustrirt von **Konrad Ermisch.** Eleg. Originalband mit Goldschnitt 1 ℳ 50 ₰

Dreizehnte Auflage.

Theophilus. Das Faust-Drama des deutschen Mittelalters zum ersten Male übersetzt und eingehend erläutert von **Johannes Wedde.** Eleg. geh. 2 ℳ, eleg. geb. . . . 3 ℳ

Es ist blos das unerfreulich abenteuerliche dramatische Werk des deutschen Mittelalters einer der wenigen Werke der erzählenden nachchristlichen Literatur jener Zeit, alle der Dichtweise, aus welcher die Poesie Shakespeare's hervorgewachsen ist.

Wedde, Theodor Storm. Eleg. geh. 40 ₰

Wir, Wächter f. literar. Unterhaltungsw.: Der Verfasser behandelt seinen Stoff als ein literarischer Gentleman, versteht es vorzüglich, alle Freunde des Dichters in ein tieferes Studium desselben einzuführen.

Grüning, Das Verbot der Hamburger Rundschau. Ein Baustein zur Geschichte unserer Tage in aktenmäßiger Darstellung. 78 S. geh. . . . . 50 ₰

In voller Klarstellung, durchsichtig bis in den innersten Kern, kann sich hier und wohl hier zum ersten Male, das größere Publikum überzeugen, was bei eigentlich bekannt: Schwere angeblich gemeingefährliche Bestrebungen gegen das Staatsoberhaupt. Die Quintessenz der langwierigen Schritt, und worauf sie auch schließ, ist: „Fort mit der Polizei-Attacke! Gebet und Richter."

Für Schriftsteller.

Zusendung **guter** phantasievoller Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken (in Original und Uebersetzung), wenn auch bereits gedruckt, ist stets erwünscht. Bei bereits gedruckten Sachen ist genau anzugeben, wo und in welchen Blättern der Abdruck erfolgte. Entscheidung erfolgt in kurzer Zeit.

Paul Köhler's Verlag,
Berlin N., Weißenburger Str. 8.

Preisausschreiben.

Das unterzeichnete literarische Bureau erläßt hiermit ein Preisausschreiben für die zwei besten Erzählungen resp. Novellen unter folgenden Bedingungen:

1. Die Arbeiten, in Bezug auf deren Stoff, Umfang ꝛc. keine bestimmten Schranken gelegt werden, sind in Abschrift einzureichen und zwar ohne den Namen des Verfassers; dagegen müssen dieselben ein Motto tragen, welches auf einem dem Manuscript beigefügten verschlossenen Couvert, in welchem Name und Wohnort des Verfassers enthalten sind, ebenfalls vermerkt ist.
2. Die zur Preisbewerbung eingesandten Arbeiten müssen von den Einsendern selbst verfaßt und dürfen nicht schon vorher veröffentlicht sein.
3. Die beste Arbeit wird mit fünfhundert Mark und die zweitbeste mit Zweihundertfünfzig Mark honorirt; dieselben werden dadurch unbeschränktes Eigenthum des unterzeichneten Bureaus.
4. Der Gesammtbetrag von Siebenhundertundfünfzig Mark ist bei der Deutschen Bank (Depositen-Kasse-B) deponirt.
5. Die Einsendung der Manuscripte hat bis zum 1. November d. J. zu geschehen; die Entscheidung erfolgt am 15. Dezember d. J., die Zusendung des Preises am 18. Dezember d. J.
6. Betreffs derjenigen Arbeiten, welche nicht preisgekrönt werden, sich jedoch zur Anschaffung empfehlen, behält sich der unterzeichnete Verein zu unseren normalen Honorarsätzen in Unterhandlung zu treten. Alles Andere wird vernichtet, falls es nicht bis zum 15. Januar 1889 von den Einsendern zurückgefordert ist.
7. Das Resultat der Preisbewerbung wird unmittelbar nach der Entscheidung bekannt gemacht.

Paul Köhler
Literarisches Bureau
Berlin N., Weißenburger-Straße 8.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Aus vergangenen Tagen.

Drei Erzählungen
von **Ada Linden.**

8. geh. 21 Bogen. Ladenpreis 4 ℳ.

Inhalt: **I. Der Ring der Hohenzollern. II. Aus den Tagen des Kampfes. III. Die Hexe von Heidelburg.**

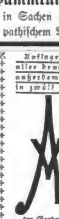
Höchst anziehend und kulturgeschichtlich interessant geschriebene Novellen aus der Feder einer talentvollen, jungen Dame; dieselben können allen Gebildeten als eine fesselnde und anregende Lectüre warm empfohlen werden.

Junge Dramatiker, die gewegt sind, betr. Mitarbeiterschaft, m. einem andern in Verbindg. zu tr., wollen Adr. sub **H. O.** postl. Leipzig niederl.

Bei **Otto Wigand in Leipzig** ist erschienen:

Sammlung von Actenstücken
in Sachen der Magnetisation auf telepathischem Wege. Von **Dr. F. Bollnu.**

Auflage 352,000; das vorbereitende oder ähnlichen Blätter überbaupt; vorherbemerkt schienen Uebertragungen in zwölf fremden Sprachen.



Die Modenwelt.
Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich 80 ₰. 1,35 = 75 Kr. Jährlich 4 Bände à 6 Hefte.

24 Nummern mit Toilette- und Handarbeiten, ferner gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche fast ganze Gebiet der Garderobe und Weißwäsche für Damen, Mädchen und Kinder, ferner für das zarteste Kindesalter umfassen, ebenso die reichhaltige für Herren und die Bett- und Tischwäsche ꝛc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

13 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Weißwäsche der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren ꝛc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W. Potsdamer Str. 38c. Wien I. Operngasse 5.

Verlag von **Ed. Kummer** in Leipzig.
Dr. Klencke,

Das Weib als Gattin.

Lehrbuch
über die physischen, geistigen und sittlichen Pflichten, Rechte und Gesundheitsregeln der deutschen Frau im Ehestand; zur Begründung der leiblichen und sittlichen Wohlfahrt ihrer selbst und ihrer Familie. Eine Körper- und Seelendiätetik des Weibes in der Liebe und Ehe.

9. vermehrte und verbesserte Auflage.

8. geh. Preis 4 ℳ, eleg. geb. 5 ℳ.

Dieses Buch steht durchaus auf der Höhe der Wissenschaft und ist in der richtigen Weise abgefaßt. Die Darstellung ist klar, übersichtlich und faßlich; auch sind alle Abschweifungen vermieden, die nicht zur Sache gehören. Die Ausstattung ist elegant, der Preis billig. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Im Verlage von **A. Stein** in Potsdam ist soeben erschienen:

Zur
deutschen Sprache und Litteratur.
Vorträge und Aufsätze
von
Karl Bitz.
Preis: 3 Mk.

Die vorstehenden, auf den mannigfachsten Gebieten der deutschen Literatur sich bewegenden Untersuchungen sind durch die Neuheit und Originalität ihrer Ergebnisse geeignet, vielfach anregend, zum Theil bahnbrechend zu wirken.

Redaction: Berlin S. W., Möckernstr. 67. Verleger unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin S. W., Tempelhofer Str. 31.

Digitized by Google

№ 41. Berlin, den 13. October 1888 Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Fremde Arbeiter. Von Victor Mataja. — Der Werth der englischen Bundesgenossenschaft. Von Eduard von Hartmann. (Fortsetzung.) — Literatur und Kunst: Ein Vorkämpfer geistiger Aufklärung. Von Georg Winter. — Ein Roman aus der Gesellschaftswelt. Von Z. — Feuilleton: Das Ende eines Romanes. Von Philippe Chapron. Autorisirte Uebersetzung. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen: „Die Jüdin von Toledo." Trauerspiel in fünf Aufzügen von Grillparzer. (Deutsches Theater.) Von C. B. — „Die Braut von Messina." Trauerspiel in vier Acten von Friedrich von Schiller. (Berliner Theater.) Von M. — Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Inserate.

Fremde Arbeiter.

Von Victor Mataja.

Gastlichkeit scheint in unseren Tagen eine Tugend zu sein, an deren Werth man zu zweifeln beginnt — wir meinen dies nicht in dem Sinne, daß unser entwickeltes Hôtelwesen die Beherbergung und Verpflegung der Fremden an sich zieht, sondern haben dabei viel großartigere Erscheinungen im Auge, das Verhalten der Völker nämlich zu Jenen, welche kommen, auf ihrem Boden Erwerb und Unterhalt zu suchen.

Immer mehr tritt da das Bestreben zu Tage, den Zuzug einzudämmen, wenn nicht gar abzuschneiden, und zwar nicht etwa aus rein politischen oder nationalen Gründen, sondern aus wirthschaftlichen Rücksichten. Naturgemäß ziehen die Länder mit hohem Arbeitslohne Arbeitskräfte aus den Ländern mit niedrigerem Lohne an und daraus entwickelt sich ein Kampf, welchen die mit höheren Lebensansprüchen begabte Arbeit zur Abwehr des Mitbewerbes der mit geringeren Ansprüchen auftretenden fremden Arbeit unternimmt.

Der Socialpolitiker wird diesen Kampf mit großem Interesse verfolgen: denn es gibt für ihn nicht leicht eine betrüblichere Erscheinung, als wenn die Lebenshaltung der arbeitenden Klassen herabgedrückt wird, und jede Verwohlfeilung der Production, jede Steigerung der Concurrenzfähigkeit eines Landes mit Hilfe dieses Mittels wird sich ihm als eine ernste Gefahr darstellen.

In großem Maßstabe hat sich dieser Kampf in Amerika gezeigt, wo die Einwanderung der chinesischen Arbeiter die Eifersucht der amerikanischen erregt hatte. Der chinesische Arbeiter ist genügsam, unermüdlich, gefügig; der überaus niedrige Stand des Arbeitslohnes in China, die fast an Bedürfnißlosigkeit grenzende Lebensweise machten ihn in der That zu einem gefährlichen Concurrenten für den weitaus anspruchsvolleren Amerikaner. Kein Wunder, daß sich derselbe zuletzt des Schutzes durch den Staat gegen die immer wachsende chinesische Einwanderung zu versichern wußte.

Gegenwärtig sind die Dinge freilich schon erheblich fortgeschritten: in Amerika handelt es sich nicht mehr bloß um die Beschränkung des Zuflusses aus China und hinsichtlich der Abwehr des chinesischen Mitbewerbes handelt es sich wiederum nicht mehr bloß um Amerika.

In den Vereinigten Staaten tritt nämlich ersichtlich immer mehr das Bestreben auf, das Zuströmen fremder Arbeitskräfte einzuengen und damit die einheimische Bevölkerung gegen die Concurrenz der so oft aus Ländern mit weit tieferer Lebenshaltung stammenden Einwanderer zu schützen; nicht nur, daß die gesetzgebende Gewalt in dieser Richtung bereits thätig war, so liegt auch dem Congresse eine Reihe von auf eine Verschärfung dieser Maßnahmen abzielenden Vorschlägen zur Berathung vor. Daneben existirt eine Art höchst wirksamer Selbstschutz der Betheiligten. „In allen Branchen," heißt es in einem Consularberichte aus New-York, „haben sich Arbeiterassociationen zum gegenseitigen Schutze gebildet, um Beschäftigung und Lohn zu behaupten. Es ist einem Fremdlinge und neu Eingewanderten (sog. Grünen) in der Regel kaum mehr möglich, irgend welche Arbeit zu erlangen, bis er nicht erst zu einer solchen Arbeiterassociation zugelassen wird. Seine Berufsgenossen, weit entfernt ihm zu helfen, legen ihm alle erdenklichen Hindernisse und Schwierigkeiten in den Weg."

Andererseits hat sich die Antichinesenbewegung längst über Amerika hinaus verbreitet. Am brennendsten gestaltet sich diese Angelegenheit gegenwärtig in Australien, dermalen einem Hauptziele der chinesischen Auswanderung.

Am 14. Juni d. J. fand (nach der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient", Juninummer 1888) in Sydney eine von sämmtlichen australischen Colonien beschickte Conferenz statt, welche einstimmig einen gegen die Chineseneinwanderung gerichteten Gesetzentwurf und eine Eingabe an den Colonienminister annahm, welche die Schließung eines Vertrages mit China fordert, wonach nur chinesische Beamte, Reisende, Kaufleute, Studenten und ähnliche Classen in den australischen Colonien zugelassen, somit der chinesische Arbeiter (und gegen diesen richtet sich hauptsächlich die Bewegung) gänzlich ausgeschlossen werden soll. Der Entwurf ist nach derselben Quelle mit einigen Abänderungen bereits Gesetz geworden und es wird durch dieses verboten, daß Chinesen in der Colonie naturalisirt werden. Kein Fahrzeug darf mehr als einen Chinesen im Verhältnisse zu je 300 Tonnen seiner Tragkraft nach Australien bringen, die Kopfsteuer beträgt 100 Pf. St., ein Chinese darf in einem Bergwerke ohne die specielle Bewilligung des Minenministers nicht beschäftigt werden.

Auch den Inseln des ostindischen Archipels hat sich die chinesische Auswanderung in erheblichem Maße zugewendet; aber auch dort organisirt sich ein Widerstand. „Die Zunahme der Chinesen-Einwanderung nach den Philippinen," schreibt Prof. Blumentritt (in der erwähnten Zeitschrift, Decembernummer 1887), „hat eine lebhafte Gegenagitation in den Blättern Manilas, sowie des Mutterlandes hervorgerufen, und ginge es nach dem Wunsche der Philippiner, so wäre die Ausfertigung eines Ausweisungsdecretes nur eine Frage der Zeit,

Digitized by Google

wenn auch die meisten sich damit begnügen wollen, die Einwanderung der Söhne des Reiches der Mitte so sehr als möglich zu erschweren oder einzuschränken." Allerdings sind für den dortigen Antagonismus auch noch erheblich andere Beweggründe maßgebend als in Amerika.

Verwandte Erscheinungen finden sich auch in Europa vor, wenngleich es sich dabei nicht um die Abwehr der Söhne des himmlischen Reiches handelt.

Begreiflicher Weise macht sich diese gegen den Zutritt von Arbeitskräften aus der Fremde gerichtete Strömung in den Ländern mit günstigem Arbeitslohne und demgemäß auch höheren Lebensansprüchen der arbeitenden Klasien geltend; es kommen dabei für unsere Frage in erster Linie England und Frankreich in Betracht.

Die lauten Klagen der englischen Arbeiter, daß sie durch den wachsenden Zuzug von fremden Arbeitern geschädigt werden, welche mit einem weit geringeren Lohne Vorlieb nehmen, haben dort dazu geführt, daß ein eigenes Comité von Seiten des House of Lords mit Erhebungen über diesen Gegenstand betraut wurde. Dieses Comité hat seine Sitzungen am 23. März d. J. begonnen. Ganz besonders macht sich dieser Zufluß fremder Arbeiter für die Kleidermacherbranche fühlbar und die horrenden Mißbräuche, welche sich auf diesem Gebiete eingeschlichen haben (man denke nur an das in letzter Zeit viel genannte Sweatingsystem) erklären zur Genüge die Besorgniß, die man über das Ueberhandnehmen von fremden Arbeitskräften in den anderen Industriezweigen hegt.

Weit ausgedehnter noch ist die Bewegung in Frankreich, wo die Fremdenfrage geradezu zu den brennenden Tagesfragen zählt. Erwähnen wir nur einiges hierher Gehörige aus neuester Zeit.

So wurde in der Kammer bereits eine Reihe gegen die in Frankreich sich ansessig machenden Ausländer gerichteter Gesetzesanträge gestellt und darüber Namens einer Commission durch den Deputirten Pradon ein Bericht erstattet, welcher der Discussion über die Fremdenfrage neue Nahrung gab. Wir übergehen die in diesem Berichte angestellten politischen und polizeilichen Erwägungen und schöpfen aus ihm zunächst einige statistische Angaben über die Zahl der Ausländer in Frankreich, welche die Bedeutung unserer Frage überhaupt für dasselbe in's richtige Licht setzen sollen.

Es gab bei den Zählungen Fremde, ausgedrückt in Procenten der Zahl der Franzosen:

im Jahre	1866	1,67 %
	1872	2,03 „
	1876	2,17 „
	1881	2,68 „
	1886	3,00 „

das heißt in diesem Jahre 1,1 Million Fremde gegenüber 37,1 Millionen Franzosen. Noch weit ungünstiger stellt sich natürlich das Verhältniß, wenn man nicht die Gesammtzahl der Bevölkerung mit den Fremden vergleicht, sondern die Zahl der erwachsenen Männer, welche den Haupttheil der Eingewanderten ausmachen.

Unter den genannten 1,1 Millionen Fremden befanden sich die einzelnen Staaten folgendermaßen vertreten:

Belgier	482,261
Italiener	264,568
Deutsche	100,114
Spanier	79,550
Schweizer	78,584
Engländer	36,134
Oesterreicher	12,090
Verschiedene Nationalitäten	73,230

Die verschiedenen Vorschläge, welche gemacht wurden, als Aufenthaltstaxe für die Fremden, Abgabe bei Verwendung fremder Arbeiter, Verpflichtung der Unternehmer öffentlicher Arbeiten nur französische Arbeiter bei der Ausführung zu beschäftigen, werden — insbesondere im Hinblicke auf die bestehenden Verträge, welche ein derartiges Vorgehen rechtlich unzulässig erscheinen ließen — im Berichte abgelehnt und nur bescheidene Maßregeln polizeilicher Art, sowie Unterwerfung des ansässigen Fremden unter alle Abgaben der vom Militärdienste befreiten oder dispensirten Franzosen empfohlen.

Damit sind aber jene Vorschläge gewiß nicht abgethan; denn die Ergreifung von Maßregeln gegen die sich niederlassenden Fremden, insbesondere die fremden Arbeiter, gehört dermalen, wie schon angedeutet, zu den meist besprochenen Fragen in Frankreich und zählt viele Anhänger. Namentlich die Auferlegung einer Aufenthaltsabgabe auf alle Ausländer, welche sich dauernd in Frankreich niederlassen, scheint sich großer Beliebtheit zu erfreuen, obzwar die herrschende liberale Nationalökonomie — man lese beispielsweise die Discussion in der Pariser Société d'économie politique am 5. Juni d. J. — damit keineswegs einverstanden ist. Auch Leroy-Beaulieu ist in die Schranken getreten und hat in einem Journalaufsatze insbesondere auf die Nothwendigkeit der Fremden für die französische Volkswirthschaft hingewiesen. „Der Franzose" schreibt er, „will keineswegs einen gewöhnlichen Taglöhner für Erdarbeiten, einen Straßenkehrer abgeben oder gewisse besonders mühselige Dienste in den Spinnereien des Nordens, in den Raffinerien oder Oelmühlen des Südens verrichten. Man braucht Belgier, Italiener, zuweilen Deutsche, von denen viele in Wahrheit Elsässer sind, für alle diese untergeordneten, für die Civilisation jedoch wesentlichen Verrichtungen." „Die Fremden," bemerkt er ferner, „machen in vielen Industrien den Franzosen gar keine Concurrenz, sie versehen die grobe, am schlechtesten entlohnte Arbeit, während den Franzosen die bessere zufällt; der geringe Lohn der Fremden erlaubt den Lohn der Franzosen höher zu halten."

Ob allerdings derartige Argumentationen die Meinung jener Kreise, welche den Maßnahmen gegen die Ausländer Sympathie entgegenbringen, umstimmen werden, ist höchst fraglich, kommen doch — um auch dieses Punkt nicht ganz zu übergehen — den ökonomischen Beweggründen politische Erwägungen mannigfacher Art zur Unterstützung. Die Neigung, in jedem Deutschen einen Spion zu erblicken, ist leider in Frankreich sehr verbreitet. So schreibt ein Mitglied der französischen Kammer in der Begründung eines Fremdenantrages: „Es wäre uns leicht, an der Hand von Thatsachen nachzuweisen, daß sehr oft und insbesondere die als Dienstboten beschäftigten Fremden, sei es in Hôtels oder Restaurants, sei es bei Privaten, einfach verkleidete Spione sind. Wie oft haben die um einen Tisch im Kaffeehause versammelten Offiziere den Kellner ein paar Schritte weit davon aufgepflanzt gesehen, im Zuhören auf ihre patriotischen Gespräche begriffen, ohne von denselben ein Wort zu verlieren. Wir wissen dies aus sicherster Quelle. Die fremden Dienstboten drängen sich mit Vorliebe in die Familien von Militärs, Politikern, Journalisten, kurz gesagt überall dort, wo es Etwas zu sehen, zu hören, zu stehlen gibt."

Lassen wir indessen derlei Gedanken, welche den dienstbeflissenen Kellner zum Organe der deutschen Heeresverwaltung stempeln und nach denen Stubenmädchen nicht mehr aus Neugierde, sondern aus politischen Gründen an der Thüre horchen, und wenden wir uns lieber der ökonomischen Seite zu, welche der uns hier interessirenden Frage innewohnt.

Genügsamkeit ist nicht immer eine Tugend im volkswirthschaftlichen Sinne; schon Lassalle hielt den deutschen Arbeitern ihre „verdammte Bedürfnißlosigkeit" vor, welche sie gar nicht wissen lasse, daß ihnen etwas fehle, so lange sie nur ein Stück schlechte Wurst und ein Glas Bier hätten. Für den Einzelnen mag es gut sein, möglichst wenig Bedürfnisse und Wünsche zu hegen; ein Volk oder eine Klasse aber kann daran zu Grunde gehen. Der Einzelne steht dem Schicksale ziemlich ohnmächtig gegenüber; auch das Volk, wenn es ernstlich will? Der Nationalökonomie wird jenes Besiegen im Wettkampf des Lebens, welches beruht auf dem Unterbieten hinsichtlich der nothwendigen Lebensansprüche, unmöglich als erfreulich angesehen können. Wenn die Frau den Mann aus dem Arbeitsplatze verdrängt, nicht weil es sich um Leistungen handelt, die besser durch die weibliche Hand bewerkstelligt werden, sondern weil sie mit weniger auskommen kann, wenn der Hausirer den seßhaften Händler unmöglich macht, weil er ihn zu unterbieten vermag durch die Verzichtleistung auf die Erfordernisse einer

Digitized by Google

bürgerlichen Lebensstellung, wenn die Hausindustrie Dank der Hungerlöhne, welche sie ihren Angehörigen gewährt, das städtische Gewerbe zurückdrängt, wenn der zugewanderte italienische oder slavische Arbeiter den Franzosen oder Deutschen zwingt, entweder herabzusteigen von jener Stufe der Lebenshaltung, die er bisher gewohnt war, oder die Arbeit zu Gunsten des fremden niederzulegen — wo ist da der Gewinn für den Volkswohlstand? Können wir dann den Betheiligten, wenn sie darüber Unmuth empfinden, Neid oder Begehrlichkeit vorwerfen? Würden sich die sogenannten höheren Stände dieses Empfindungen verschließen, wenn beispielsweise Aerzte oder Beamte erbötig wären für eine Entlohnung zu arbeiten, die ihnen unmöglich gestatten würde eine feinere Kleidung zu tragen oder ihr Nahrungs- und Wohnungsbedürfniß in jener Weise zu befriedigen, wie es den heutigen Anforderungen entspricht?

Gewiß ist demnach die Fremdenbekämpfung nur eine Seite einer viel ausgebreiteren ökonomischen Erscheinung, des Strebens, die gewohnten Lebensansprüche zu behaupten durch die Abwehr von unterbietenden Concurrenten, mag sich dasselbe nun in dem Rufe nach Ausschließung der Fremdenarbeit oder nach Beschränkung der Hausindustrie, des Hausirhandels, der Fremdeneinwanderung oder wie immer äußern. Die eine hier in Rede stehende Seite hat aber eine für unsere Zeit wachsende Bedeutung: je ausgebildeter Verkehr und Verkehrsmittel, je zugespitzter die socialen Verhältnisse, desto leichter wird das Ueberströmen von Arbeitskräften aus dem einen Lande ins andere, desto sicherer und heftiger aber auch die Reaction der bedrohten Kreise erfolgen. Wir dürfen daher auch nicht erwarten, daß die gekennzeichneten Bestrebungen an Verbreitung oder Stärke nachlassen werden, wir müssen vielmehr darauf gefaßt sein, sie an Umfang und Gewalt zunehmen zu sehen.

Allerdings ist es recht gleichgiltig, ob und wann aus den durchgeführten oder empfohlenen staatlichen Maßregeln ein wirklicher Gewinn entstehen dürfte, selbst dann, wenn wir die Frage nur vom Standpunkte des einzelnen Staates und nicht im Lichte allgemeiner Menschheits-Interessen prüfen. Man kann der wohlfeilen Arbeit die Thüre verschließen, so gut, wie man das fremde Product an der eigenen Grenze abzuweisen vermag, wir sind aber nicht im Stande, sie davon abzuhalten, daß sie uns auf dem Weltmarkte begegnen, der gerade für jene wirthschaftlich fortgeschrittenen Länder, nach welchen die Angehörigen der ärmeren Gegenden streben, von zunehmendem Einflusse ist. Je mehr nach: daß Menschen und Güter jenen Punkten zuströmen, wo sie die beste Zahlung finden, ist so tief begründet in den Gesetzen der Volkswirthschaft, daß es sich ernstlich fragen läßt, wie lang und wie weit die Macht der Staaten diese Strömungen überhaupt abzulenken im Stande ist. „So lange," bemerkte Dr. Singer in seinem Vortrage über sociale Verhältnisse in Ostasien, „die Verwendung der menschlichen Arbeitskraft ausschließlich den wirthschaftlichen Gesetzen des Werthes und des Waarenaustausches unterworfen ist, wird die abendländische Welt durch die Concurrenz Ostasiens gefährdet, wenn nicht mit der Chinesirung bedroht sein." Das mag für das Verhältniß Europas zu Asien gelten; aber selbst für die einzelnen Theile Europas schweben, wie wir gesehen haben, schon ähnliche Fragen, so daß sich einzelne Länder nicht bloß bedroht oder gefährdet, sondern thatsächlich geschädigt erachten.

Jedenfalls sind diese Fragen, mögen sie immerhin heute noch von keiner allzugroßen Bedeutung sein, werth, die Aufmerksamkeit schon jetzt zu erregen; wir können gegenwärtig auch nicht bestimmen, welche Tragweite ihnen in näherer oder fernerer Zukunft zukommen wird. Leider dürfen wir uns aber nicht der trüben Wahrnehmung verschließen, daß damit nicht nur reichlich Gelegenheit für Interessenconflicte im Innern der Länder, sondern insbesondere auch eine neue Quelle für die Eifersucht der Völker und für internationale Wirren gegeben ist, welche durch die politischen Verhältnisse und das Schutzzollsystem ohnehin übergenug Nahrung finden. Werden übrigens Arbeiterwünsche eine gleich energische Vertretung finden wie die Interessen der Unternehmer in Angelegenheiten der Zollpolitik?

Der Werth der englischen Bundesgenossenschaft.

Von Eduard von Hartmann.

(Fortsetzung.)

Immerhin — ein Armeecorps ist ein Armeecorps, und ein Hülfscorps am richtigen Platze kann für den Ausfall einer wichtigen strategischen Operation entscheidend sein, wie z. B. die Russen bei Plewna erfahren haben, als sie widerwillig die dargebotene Hülfe des rumänischen Corps von 25,000 Mann annahmen. Wäre ein solches englisches Hülfscorps unseren Gegnern qualitativ ebenbürtig, so wäre es immerhin eine werthvolle Erwerbung. Aber wenn darauf nach dem oben Ausgeführten nicht zu rechnen ist, so kann ein solches Hülfscorps große Gefahren über die Armee heraufbeschwören, der es zugetheilt ist, und dem Obercommandirenden in der strategischen Verwendung große Verlegenheiten bereiten, wenn er einerseits diesen Gefahren vorbeugen und andererseits die Empfindlichkeit der Bundesgenossen schonen will. Dann kann ein solches Hülfscorps zu einem Danaergeschenke werden, auf welches man besser that, von vornherein zu verzichten, wenn die Betheiligung nur unter der Voraussetzung dargeboten wird, daß die minderwerthige Truppe wie eine gleichwerthige behandelt und verwendet wird. Der günstigste Fall ist noch der, daß ein solches Hülfscorps auf einem abgesonderten Kriegsschauplatze, sei es allein, sei es mit anderen kleinen Bundesgenossen, seine Thätigkeit entfaltet. Dann kommt nicht mehr soviel darauf an, ob es siegt, oder geschlagen wird; sondern der Nutzen, den es für das Hauptkriegstheater und dessen entscheidende Vorgänge liefert, besteht dann wesentlich darin, daß es Truppen des Feindes von der Stelle der großen Entscheidungen ablenkt und dadurch den Sieg einestheils erleichtert und andererntheils gründlicher und belangreicher macht. In dieser Verwendung könnte uns z. B. ein englisches Hülfscorps willkommen sein, wenn es an der belgischen Grenze gegen Frankreich operirte, sei es allein, sei es im Bunde mit Belgiern und Holländern.

Wenn die englische Regierung sich entschließen könnte, die neuerdings viel besprochenen Mißstände in der Militärverwaltung abzustellen, das im Mutterlande stehende Söldnerheer in eine Conscriptionsarmee und die Freiwilligencorps in eine Territorialarmee mit kurzer Dienstzeit umzugestalten, so würde sie ohne wesentliche Mehrkosten eine große Zahl Reserven verfügbar bekommen und im Kriegsfalle das ganze stehende Heer des Mutterlandes ergänzt durch diese Reserven auf dem europäischen Continente verwenden können, während die mobilisirte Territorialarmee in die Stelle der jetzigen Garnisonen einrückte. Auf diese Weise würde England in den Stand gesetzt werden, wenigstens mit $^1/_4$ bis $^1/_2$ Million in europäische Kriege eingreifen; es würde dadurch zwar nicht zu einer Großmacht ersten Ranges, aber doch wenigstens zu einer solchen zweiten Ranges werden und könnte dann doch als mitwirkender Bundesgenosse, wenn auch nicht als ausschlaggebender Gegner, in's Gewicht fallen. Es könnte dann wieder mit Recht beanspruchen, daß seine Stimme im Rathe der Völker gehört werde, während es jetzt geradezu unbegreiflich ist, daß England noch immer nicht müde geworden ist, sich diplomatisch als Großmacht zu geberden, ohne eine solche zu sein, und daß Europa noch immer von der englischen Vergangenheit sich so die Augen verblenden läßt, um diese Gebahrung als Großmacht anders als mit dem verdienten Spotte über das komische Mißverhältniß von Sein und Scheinenwollen zu beantworten. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß in absehbarer Zeit eine Armeereform in England zu Stande kommt, welche eine nennenswerthe Steigerung der außer Landes verfügbaren Truppen herbeiführt; alle Reformen werden vermuthlich ein stümpernedes Flickwerk an dem bisherigen Systeme bleiben und sich auf eine mäßige Steigerung der Vertheidigungskraft Indiens und des Mutterlandes beschränken. Selbst dann, wenn England sich zu einem Bruche mit dem ganzen Systeme seines Militärwesens entschlösse, würden doch mehrere Jahrzehnte darüber hingehen, bis ein solcher

Digitized by Google

Beschluß seine volle Wirksamkeit entfaltet hätte. Eine Erwägung des Werthes der englischen Bundesgenossenschaft für die Gegenwart und nächste Zukunft hat also mit solchen Möglichkeiten keinenfalls zu rechnen.

3. England als Seemacht.

Aber wenn England als Landmacht in einer Reihe mit den kleinsten Kleinstaaten steht, so ist es doch die erste Seemacht und Finanzmacht Europas, und es fragt sich, ob dadurch nicht das Urtheil über den Werth seiner Bundesgenossenschaft umgestaltet wird.

Eine Kriegsflotte kann im Kriege einen neunfachen Zweck erfüllen. Sie kann erstens die Colonien gegen feindliche Unternehmungen schützen, zweitens die Küsten des Mutterlandes vor Einfällen sichern, drittens die ungestörte Zufuhr der nothwendigen Bedarfsgegenstände durch die Handelsschiffahrt verbürgen, viertens die Handelsfahrten des Feindes bloliren, fünftens seine Handelsschiffe auffangen, sechstens offene Küstenstädte, und so weit möglich auch Küstenfestungen bombardiren und demoliren, siebentens die feindliche Kriegsflotte aufsuchen und zerstören, achtens die Hin- und Rückfahrt von Landtruppen zu ihren Kriegsschauplätzen besorgen und deren Verpflegung sichern, und neuntens bei der Belagerung von Küstenfestungen mitwirken.

Obwohl die englische Flotte die größte der Erde ist, so ist sie doch ganz außer Stande, allen diesen Aufgaben gleichzeitig zu genügen. Eine Menge englischen Colonien liegen völlig schutzlos da, und doch sind die voraussichtlichen Gegner, Frankreich und Rußland, denselben neuerdings mit ihren Colonien viel näher gerückt. Die neueren Flottenmanöver im Kanale haben gelehrt, daß eine unternehmende und einigermaßen vom Glücke begünstigte feindliche Flotte sehr wohl die Wachsamkeit der englischen Kanalflotte zu Schanden zu machen und eine Landung an der englischen Küste, ja sogar die Einfahrt in die Themse zu erzwingen vermag, und daß die englische Flotte mindestens die doppelte Stärke haben müßte, um die langgedehnte Küste ausreichend zu bewachen. Da England keinen nennenswerthen Getreidebau mehr besitzt, so könnte es durch Abschneidung der Lebensmittelzufuhr gleich einer belagerten Festung ausgehungert werden. Wenn aber alle englischen Handelsschiffe nur in Geschwadern unter dem Schutze von Kriegsschiffen fahren dürfen, so ist es kaum anzunehmen, daß die jetzige Kriegsflotte zu dem Zwecke auch nur annähernd ausreichen könnte, und nicht ausgeschlossen, daß die so zersplitterten Kriegsschiffe im Einzelkampfe von feindlichen Kreuzern theilweise überwunden werden. Diese ersten drei Zwecke haben den besessiven Charakter gemeinsam; offensiv sind nur die nun folgenden, aber sie sind zum einen Theile nur gegen Privateigenthum, nicht gegen die feindlichen Streitmittel offensiv, und zum anderen Theile in ihrer Wirksamkeit von besonderen Bedingungen abhängig, die nur ausnahmsweise gegeben sind.

Für einen in Weideflächen umgewandelten Inselstaat wie England ist die Offenhaltung der Schiffahrt allerdings eine Lebensfrage, nicht aber für Continentalstaaten, welche ihren Bedarf an nothwendigen Lebensmitteln aus sich selbst decken und den Landhandel vermittelst der Eisenbahnen mit ihren Bundesgenossen und mit neutralen Ländern doch immer noch offen behalten. Hier sinkt die Störung des Handels durch Blokade und Kaperei zu einer mehr oder minder störenden wirthschaftlichen Belästigung und finanziellen Schädigung herab, die jeder strategischen Bedeutung ermangelt, und ganz außer Stande ist, den Gang der kriegerischen Operationen wesentlich zu beeinflussen, oder zur Entscheidung des Krieges einen nennenswerthen Beitrag zu liefern. Der maritime Kampf gegen den Handel des Feindes ist nicht einmal eine Beschädigung des Staatsvermögens, sondern nur eine solche des Privatvermögens und gehört, ebenso wie das Bombardement offener, d. h. unbefestigter Küstenstädte zu jenen barbarischen Kriegsmitteln der Vorzeit, welche für den Landkrieg längst von allen civilisirten europäischen Großmächten aufgegeben sind und für den Seekrieg von allen außer von England. Man hat die Beschädigung des Privatvermögens der feindlichen Unterthanen aufgegeben, nicht weil sie barbarisch, sondern weil sie militärisch unwirksam und strategisch zwecklos ist. England allein hat sich noch nicht zu diesem Fortschritte der modernen Kriegführung aufschwingen können, weil es fürchtet, damit das einzige Mittel der Offensive aus den Händen zu geben und jede noch so große Ueberlegenheit seiner Kriegsflotte als offensiv werthlos anerkennen zu müssen; es möchte aber gar zu gern fortfahren, sich in die stolze Täuschung zu wiegen, als ob es seine Ohnmacht zu Lande in irgend welchem Maße durch seine Ueberlegenheit zur See aufwiegen könnte.

Die Weigerung, auf Kaperei zu verzichten, kann jedoch gerade für England selbst eines Tages verhängnißvoll werden, wenn der für diesen Zweck verfügbare Theil seiner Flotte, wie voraussusehen ist, sich als unzulänglich zum Schutze der englischen Handelsschifffahrt erweist, und der vergiftete Pfeil, welchen England nicht aus der Hand geben wollte, würde dann auf den Schützen zurückprallen. Die Beschießung offener Küstenstädte wird nur auf Kleinstaaten oder barbarische und halbbarbarische Völker einen militärischen Effect hervorbringen, wie z. B. die amerikanische Beschießung von Kopenhagen oder die englische von Alexandria; eine militärisch disciplinirte Großmacht wird lieber eine Küstenstadt opfern, als daß sie sich durch Capitulation vor einem militärisch ohnmächtigen Gegner entehrt. Es können überhaupt nur Streitfragen von unwesentlicher Bedeutung sein, in denen solche Pressionsmittel zum Nachgeben des beschädigten Theiles führen; nationale Lebensfragen werden auf solchem Wege niemals ihrer Lösung näher geführt werden. Großmächte pflegen solche Küstenstädte, welche von der See aus zu beschießen sind, in Küstenfestungen zu verwandeln, wenn dieselben irgend welche Bedeutung haben, die sie des Schutzes bedürftig erscheinen läßt. Die meisten Küstenstädte liegen aber so weit von der See ab, daß sie den Geschützen der Kriegsschiffe unerreichbar bleiben. England weiß auch sehr wohl, daß diese mittelalterlichen Barbarein ihm nur dann etwas nutzen, seine Machtstellung über Kleinstaaten und halbbarbarische Völker aufrecht zu erhalten, und daß sie im Kampfe mit continentalen Großmächten sich als völlig wirkungslos erweisen würden; aber es hält den Gewinn, der ihm aus diesen Einschüchterungsmitteln erwächst, trotzdem für größer als den Verlust in der Achtung der europäischen öffentlichen Meinung, welche gegenwärtig einstimmig solche unkriegerische Grausamkeiten und unmilitärische Rohheiten als einer civilisirten Nation unwürdig verdammt und verabscheut.

Das Beschießen und Demoliren von befestigten Küstenstädten ist gegenwärtig für Kriegsschiffe sehr viel gefährlicher geworden als früher. Ein einziger guter Treffer aus einem schweren Geschütz, oder ein glücklicher Torpedoschuß genügt jetzt, um das größte Schlachtschiff, das viele Millionen werth ist, dauernd kampfunfähig zu machen; dagegen sind die Küstenbefestigungen nach ihrer Zerstörung durch das Feuer der Schiffe immer wieder herzustellen, oder durch andere zu ersetzen. Die Küstenbefestigungen pflegen so weit vorgeschoben zu sein, daß die hinter ihnen liegenden befestigten Städte von dem Feuer der Kriegsschiffe nur dann erreicht werden können, wenn die Schiffe sich selbst der Gefahr der Vernichtung aussetzen. Wo also ein gleichzeitiger Angriff von der Landseite stattfindet, steht der Gewinn, welcher günstigsten Falles durch die Beschießung befestigter Küstenplätze von der See aus erreicht werden kann, außer allem Verhältnisse zu dem Risiko, welchem die beschießende Flotte sich dabei aussetzt. Es erklärt sich hieraus die Unthätigkeit der feindlichen Flotten an denjenigen Küsten, welche nicht gleichzeitig Schauplatz des Landkrieges sind, z. B. der englisch-französischen Ostseeflotte im Krimkriege und der französischen Flotte im Kriege von 1870. Der Zwang zu dieser Unthätigkeit wird um so unüberwindlicher werden, je besser die Seeminen und Offensivtorpedos ausgebildet werden, und je mehr die Ueberlegenheit der Artilleriewirkung über den Panzer vermittelst der brisanten Sprengladungen wächst.

Es ergibt sich hieraus, daß die Kriegsflotte nicht im Stande ist, für sich allein gegen die feindlichen Landstreitmittel offensiv vorzugehen; sie muß entweder ihre Offensive auf die feindlichen Seestreitmittel beschränken, oder mit

Digitized by Google

einer directen oder indirecten Unterstützung der Operationen des Landheeres beginnen.

Jede Kriegsflotte wird sich bemühen, die feindlichen Kriegsschiffe aufzusuchen und zu vernichten. Nimmt der Feind im Glauben an seine hinlängliche Stärke den Seekrieg auf, so hat das unberechenbare Kriegsglück zu entscheiden. Hält der Feind sich nicht für stark genug, so wird er dem offenen Kampfe ausweichen, seine Kriegsschiffe in die befestigten Kriegshäfen zurückziehen, und von diesen aus den Angreifer fortdauernd bedrohen und beunruhigen. Auch eine Seemacht zweiten oder dritten Ranges, welche ihre Streitmittel rechtzeitig zu sammeln versteht, kann sehr wohl der Angriffsflotte gewachsen sein, welche von einer Seemacht ersten Ranges auf einen bestimmten Kriegsschauplatz entsandt wird, und kann so dazu gelangen, die Angreiferflotte in offener Seeschlacht zu besiegen. Aber selbst wenn eine solche locale Ebenbürtigkeit nicht erreichbar ist, kann die auf ihre Küsten gestützte Vertheidigerflotte doch dem Angreifer das Leben sehr sauer machen, welcher alle nöthigen Kohlen fortdauernd durch Transportschiffe nachbeziehen muß.

Der relative Werth der großen Schlachtschiffe einerseits, und der Kreuzer und Torpedoboote andererseits ist bekanntlich zur Zeit noch eine offene Frage, und viele Fachmänner neigen zu der Ansicht, daß in Zukunft mehr als je die Geschicklichkeit der Führung und die todesverachtende Kühnheit des Wagens, aber nicht die Größe und Zahl der Schiffe entscheidend sein werde. Das kleinste Torpedoboot ist im Stande, den größten Schlachtriesen zu vernichten, und ein Treffer wirkt ebenso, ob er von einem Schiffe mit einem Geschütze, oder von einem solchen mit vielen Geschützen kommt. Die größere Kühnheit ist ebenso wie die größere Gewandtheit jedenfalls von Seiten der schnelleren und leichter lenkbaren kleinen Schiffe zu erwarten, da ein großes Schlachtschiff ein zu kostbares Material ist, um es für einen gewagten Streich auf das Spiel zu setzen. Je größer die Schiffszahl einer Flotte ist, desto häufiger sind die Unfälle und Collisionen, die gerade in der englischen Flotte bei jedem Flottenmanöver schon im Frieden ganz auffallend zahlreich sind. Man kann sagen, daß die Leistungsfähigkeit der modernen Kriegsflotten jetzt mehr als je in Dunkel gehüllt ist, und daß die Zukunft auf diesem Gebiete uns die merkwürdigsten Ueberraschungen bringen kann.

Bei einer Sachlage, welche den entgegengesetztesten Ansichten Raum läßt, und bei dem Mangel an Kriegserfahrungen fast Alles in Frage gestellt läßt, wäre es voreilig, ein bestimmtes Urtheil abzugeben; aber die Möglichkeit ist keineswegs ausgeschlossen, daß die englische Kriegsflotte in der Construction ihrer Schiffe ebenso verfehlt ist, wie in der Construction der Geschütze, mit denen sie ausgerüstet ist, und daß der Riese Goliath von der Schleuder eines David überwunden werden kann, wofern er nicht schon vorher über seine eigenen Beine und Waffen stolpert. Setzen wir aber den für England günstigsten Fall, daß seine Flotte ihre alte Ueberlegenheit auch ferner bewährt, und daß der Feind es versäumt, seine Kriegsschiffe rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, so daß die englische Flotte Gelegenheit erhält, die des Feindes völlig zu vernichten, so ist damit erstens dem Feinde ein pecuniärer Schaden zugefügt, welcher dem Anschaffungswerthe der vernichteten Schiffe nahezu gleichkommt, und zweitens der Feind in dieselbe Lage versetzt, als ob er schon bei Beginn des Krieges gar keine Flotte besessen hätte. Beides ist von untergeordneter Bedeutung und ohne Einfluß auf die im Landkriege fallenden strategischen Entscheidungen, also auch ohne Einfluß auf die von diesen Entscheidungen abhängige Gestaltung des Friedensvertrages.

Für die continentalen europäischen Zukunftskriege würde ein etwaiger großer englischer Seesieg auf der Seite der einen Parteicoalition immer nur die Bedeutung eines hors d'oeuvre ohne rechten strategischen Sinn haben, und die etwaige moralische Wirkung, welche demselben von den kriegführenden Nationen beigemessen werden könnte, würde proportional der Laienhaftigkeit ihres Urtheiles in militärischen Dingen sein.

Nur in einem einzigen Falle kann ein Seesieg strategisch bedeutungsvoll und entscheidend werden, wenn es sich um die Aufhebung der rückwärtigen Verbindung einer colonialen Expedition handelt, welche ausschließlich auf die Verpflegung zur See vom Mutterlande angewiesen ist (wie z. B. das ägyptische Abenteuer Napoleon's I.); ein solcher Fall steht aber bei den nächsten europäischen Kriegen außer Frage, und nur für diese haben wir den Werth der englischen Bundesgenossenschaft abzuschätzen. Außerdem kann es sich bei einer solchen colonialen Expedition doch immer nur um eine Division oder höchstens um ein Armeecorps handeln, deren Verlust von einer Großmacht ertragen werden kann, ohne ihre militärische Machtstellung zu erschüttern.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Ein Vorkämpfer geistiger Aufklärung.

Von Georg Winter.

Nicht selten kommt es vor, daß die menschliche Wissenschaft eine Erscheinung der uns umgebenden geistigen oder natürlichen Welt in allen ihren Einzelheiten bis in's Kleinste erforscht hat und ihr dann doch wie einem unlösbaren Räthsel gegenübersteht. Die Thatsache selbst festzustellen ist ihr gelungen, sie zu erklären vermag sie nicht. Wenn das schon bei den Erscheinungen der Gegenwart, die sich der unmittelbaren Beobachtung nicht entziehen, der Fall ist, wie viel öfter muß es gegenüber den Zeiten der Vergangenheit eintreten, deren auf uns gekommene Reste unseren Fragen oft gerade an den entscheidenden Punkten die Antwort verlagen! In wie vielen Fällen wird da auch der eifrigste und gewissenhafteste Forscher vor einem Buche mit sieben Siegeln zu stehen bekennen müssen! Wie oft wird er, mag er das „Daß" noch so genau und in allen Einzelheiten erforscht haben, dem „Wie" rathlos gegenüberstehen.

In ganz hervorragendem Maße gehören zu diesen in ihrem ganzen Verlaufe bekannten, in allen Einzelheiten festgestellten und doch schwer oder gar nicht erklärbaren Erscheinungen des historischen Lebens der Völker viele der Erscheinungen, welche in dem Volksaberglauben ihre Wurzel haben. Daß sie bestanden haben, wissen wir mit aller wünschenswerthen Sicherheit, ja wir beobachten sogar die Reste ihrer Existenz nicht selten noch in unseren bildungsstolzen Tagen; wie sie in den Volksgeist hineingelangen konnten, wie es möglich war, daß sie Jahrhunderte lang nicht etwa bloß den ungebildeten Massen, sondern auch die führenden Geister des Volkes beherrschen konnten, vermögen wir kaum zu begreifen. Wie klingt es uns Kindern des 19. Jahrhunderts doch so wunderbar, daß noch vor kaum einem Jahrhunderte Menschen zum Tode verurtheilt und martervoll hingerichtet worden sind, weil sie sich dem Teufel übergeben, weil sie Gott abgeschworen, weil sie in Feldfrüchte bezaubert und verhext hätten, weil sie auf Besen durch die Luft gefahren wären. Man scheut sich schier es zu glauben, daß das möglich gewesen, und doch steht es mit unumstösslicher Sicherheit in den Annalen der Weltgeschichte verzeichnet, doch besitzen wir noch in Masse die Protokzeten, welche die Thatsache der unzähligen Opfer eines unseligen Irrwahnes urkundlich beglaubigen, doch legen die grausamen Marterwerkzeuge, mit denen man den unglücklichen Zauberern und Hexen ihre Geständnisse entlockte und die sich in unseren Museen und Alterthumssammlungen erhalten haben, beredtes Zeugniß für die Wirklichkeit jener Ausgeburten eines religiösen Aberwitzes ab. Einem genauen Beobachter unseres gegenwärtigen Volkslebens wird es allerdings sicher nicht entgehen, daß in weiten Schichten des Volkes, die an der modernen Bildung noch nicht vollen Antheil zu nehmen vermögen, die

Digitized by Google

Elemente jener abergläubischen Vorstellungen noch immer vorhanden sind, daß der Glaube an Hexerei, Zauberei und Wahrsagerei trotz aller „Aufklärung" noch keineswegs entschwunden ist; daß es eine Zeit gegeben hat, in der dieser Glaube nicht nur die unteren Volksschichten, sondern die Höchstgebildeten fast ohne Ausnahme beherrschte, in der die staatlichen Gewalten, gesetzgebende wie richterliche, sich zu ausführenden Organen desselben gestalteten, das ist eine der historischen Thatsachen, die wir wohl nach den unanfechtbaren Zeugnissen der Vergangenheit anerkennen müssen, aber schwer begreifen und psychologisch verständlich machen können. Und doch zählen die Opfer, welche eine abenteuerliche Justiz diesem Irrwahne dargebracht hat, nach tausenden und aber tausenden, doch ist es noch nicht viel über ein Jahrhundert her (1769), daß die letzte Hexenverbrennung in Würzburg stattgefunden hat, welche dann noch am Ende des 18. Jahrhunderts ein trauriges Nachspiel in Polen gefunden hat. Wie war es, so fragen wir uns immer wieder, möglich, daß auf Grund eines geordneten, auf Zeugenaussagen beruhenden Gerichtsverfahrens Menschen zum Tode verurtheilt wurden, weil sie Handlungen bezogen haben sollten, welche sie thatsächlich nicht begangen haben können? Wie war es möglich, daß ein solcher Irrwahn Jahrhunderte lang seine Opfer fordern konnte, ohne daß die staatliche Gewalt dagegen einschritt?

Gerade dieser Reiz des Unbegreiflichen, psychologisch Unerklärbaren ist es gewesen, der die Forschung unseres Jahrhunderts in hohem Grade angeregt und immer wieder auf diese Probleme hingelenkt hat. Die gelehrten Forschungen über die Entstehung und Geschichte der Hexenprocesse haben ein reiches historisches Material zu Tage gefördert: vor Allem waren es die grundlegenden Untersuchungen Soldan's in seiner Geschichte der Hexenprocesse, welche eine feste Grundlage zu schaffen haben. Das Werk darf als ein Zeugniß so umfassender Gelehrsamkeit bezeichnet werden, wie sie selten auf einen so speciellen Gegenstand verwendet worden ist. Auf diese umfassende Arbeit folgten eine ganze Reihe kleinerer Specialforschungen, welche aus den Archiven einzelner deutscher Territorien immer neues Material zu Tage förderten. Mit Staunen gewahrte man, daß die früheren Angaben über die Anzahl der Opfer, welcher der unglückselige Wahn erforderte, eher zu niedrig als zu hoch gegriffen waren, daß in der That fast unzählbare Unglückliche in den Flammen des Scheiterhaufens einen qualvollen Martertod gefunden haben. Man stellte fest, daß allein in Genf in drei Monaten 300 Personen, in Quedlinburg im Jahre 1589 an einem Tage 133, in Bamberg und Würzburg in wenigen Jahren 900 Personen hingerichtet wurden. Ueber viele der Processe, welche zu diesen Hinrichtungen führten, besitzen wir nicht nur kurze historische Notizen, sondern die vollständigen Processacten, welche uns mit aller wünschenswerthen Genauigkeit über Einleitung und Verlauf der Processe unterrichten. Mit größtem Erstaunen findet man hier die genauesten Angaben über alle die Dinge, welche man den Angeklagten Schuld gab und welche thatsächlich natürlich niemals existirt haben. Unwillkürlich fragt man sich, wie es den Hexenrichtern möglich war, Denuncianten zu finden, welche diese genauen Angaben über Dinge, welche sie nie gesehen hatten, machten. Und selbst wenn man für viele der Fälle annahm, daß die Denuncianten durch Haß oder Rachsucht gegen den anschuldigen Angeklagten dazu angestiftet worden seien, in allen Fällen war doch diese Erklärung nicht stichhaltig. Das ganze grausige Verfahren hätte sich doch unmöglich Jahrhunderte lang halten können, wenn nicht im Volke selbst die Vorstellung von der Wahrheit der Hexenschaften und Zaubereien allgemein verbreitet gewesen wäre. Um so unerklärlicher mußte es bei solchen Erwägungen erscheinen, daß die Richter in der That auf die bloße Denunciation hin einschritten und noch dazu dem Denuncianten völlige Anonymität zusicherten. Nur zwei Motive vermochte man hierfür anzuführen: einmal das Streben der Kirche, sich unbequemer Ketzer, welchen man nach dem siegreichen Durchdringen der kirchlichen Reformation des 16. Jahrhunderts nicht mehr wegen ihrer religiösen Ueberzeugungen beikommen konnte, durch die populäre Anklage der Hexerei und Zauberei zu entledigen, welche auch bei den Protestanten gläubiges und williges Gehör fand; dann aber die Habsucht der Denuncianten und Richter, welche dadurch angeregt wurde, daß das Vermögen der Verurtheilten confiscirt wurde und zu einem nicht unbedeutenden Theile jenen zufiel. Für das häufige Vorkommen des letzteren Motives schien namentlich der Umstand zu sprechen, daß die Verurtheilten zumeist nicht den völlig unbemittelten, sondern den wohlhabenderen Schichten des Volkes angehörten.

Trotzdem aber reichte man auch mit diesen Motiven nicht aus: man hätte dann eben alle Angeber und Richter für bewußte und schurkische Betrüger erklären müssen. Dafür aber, daß dies keineswegs richtig ist, hat man der Beweise, soweit es deren überhaupt bedarf, genug. Konnten sich doch selbst die Reformatoren des 16. Jahrhunderts, so weit sie sonst an geistiger und ethischer Freiheit ihrer Zeit vorangeeilt waren, von dem unseligen Glauben an Hexen und Zauberer nicht losmachen: gerade unter Calvin's Regierung haben in Genf die Hexenprocesse mit besonderer Heftigkeit gewüthet. Die Reformatoren waren eben im letzten Grunde auch Kinder ihrer Zeit und vermochten sich nicht in allen Punkten von den Vorurtheilen derselben zu befreien.

Wie sollte man sich nun in allen den überaus zahlreichen Fällen, in denen der Verdacht einer betrügerischen Absicht der Angeber und Richter absolut ausgeschlossen war, die detaillirten Angaben, welche in den Acten der Hexenprocesse enthalten sind, erklären? Denn diese Aussagen beschränkten sich nicht darauf, festzustellen, daß der oder die Angeklagte ein Zauberer oder eine Hexe sei; sie berichten vielmehr mit der größten Ausführlichkeit, wie die Hexe durch den Schornstein gefahren, wie sie auf einem Besen durch die Luft geritten sei, wie sie im Verein mit dem Teufel und mit anderen Hexen die abscheulichsten Orgien gefeiert habe u. dgl. m. Das Unerklärlichste aber schien hierbei, daß die Angeklagten selbst alle das, was man ihnen vorwarf, zugaben und die eingehendsten Geständnisse über ihren Verkehr mit dem Teufel ablegten, welche uns unendlich komisch anmuthen würden, wenn sie nicht so entsetzlich traurig wären.

Gerade über diese letzte, scheinbar unverständlichste Frage kam dann freilich die historisch-kritische Forschung unserer Tage am schnellsten in's Klare, je umfassender das Material wurde, welches in ihren Gesichtskreis trat, und je mehr sie in Folge dessen aus den vielen einzelnen Fällen das System erkennen konnte, nach welchem hierbei verfahren wurde. Man fand da in den Processacten, daß die „Geständnisse" der Angeklagten nicht die aufgezeichneten ausführlichen Berichte über ihre Hexerei nach deren eigenen freiwilligen Erzählungen enthielten, daß die einzelnen Aussagen vielmehr bereits vor dem Beginn des Verfahrens aufgezeichnet waren und dann von dem Angeschuldigten nur durch ein „Ja" als wahr bezeichnet wurden. Dieses „Ja" aber erfolgte nicht freiwillig, sondern in fast allen Processen erst nach Anwendung der Folterwerkzeuge mit allen ihren endlosen Qualen, mit deren Schilderung wir den Leser nicht ermüden wollen. Wer in unseren Museen und Alterthumssammlungen sich einmal eine klare Vorstellung von den namenlosen Martern, welche diese Werkzeuge, die schrecklichsten Producte der erfinderischen menschlichen Grausamkeit, den armen Opfern auferlegten, gemacht hat, der wird es begreiflich finden, daß die Angeklagten nach dem zweiten oder dritten Grade der Folter, schon mehr todt als lebendig, zu jedem Geständnisse bereit waren, wiewohl sie mit Bestimmtheit wußten, daß ein Geständniß den Tod auf dem Scheiterhaufen zur Folge hatte; selbst dieser Tod aber mußte ihnen als eine Erlösung erscheinen gegenüber den namenlosen Qualen der Folter; sind doch nicht selten Angeklagte an den Folgen der Folterung gestorben.

Sobald man also über die Art, wie diese Selbstgeständnisse zu Stande kamen, im Klaren ist, schwinden diese aus der Reihe der psychologischen Probleme: nur die genauen Angaben der Denuncianten, unter denen merkwürdig oft auch unmündige Kinder vorkommen, stellen der Erklärung und Motivirung noch immer fast unübersteigliche Hindernisse entgegen. Man kann eben nur annehmen, daß ein dem Wahnsinn ähnlicher Fana-

Digitized by Google

tismus ihre Phantasie so fruchtbar gemacht habe, oder daß sie von anderen religiösen Fanatikern als Werkzeuge benutzt worden wären. Und in der That ist diese einzig mögliche Erklärung auch die richtige, d. h. also eine große Anzahl der Fälle wird in das Gebiet der psychiatrischen Erscheinungen zu verweisen sein, welche dann allerdings einen merkwürdig großen Umfang in jener Zeit gehabt haben müßten.

Unerklärlich aber bleibt vor Allem die allgemeine Verbreitung des Hexenglaubens selbst, ohne die jene grausamen Verfolgungen unmöglich gewesen wären. Um so unerklärlicher ist diese Thatsache, als der unglückliche Wahn nicht etwa in den Zeiten allgemeinen geistigen Niedergangs auftrat und so als eine Folge des Mangels an intellectueller Cultur aufgefaßt werden kann, vielmehr gerade in jener Epoche seine traurigsten Blüthen trieb, in der das geistige Leben durch die Wiedererweckung des classischen Alterthumes besonders kräftige und nachhaltige Impulse erhielt. Das Ende des 15. Jahrhunderts vor Allem ist es, in welchem der Hexenverfolgungswahn in Deutschland Eingang fand und durch scharfe und energische Edicte des Papstthumes gleichsam officielle Anerkennung fand.*) In derselben Zeit, in welcher eine begeisterte Schaar geistig hochbedeutender Männer die humanistischen Studien mit schwärmerischem Eifer betrieb, in der Kunst und Wissenschaft eine Entwickelung, die bis dahin ohne Gleichen war, nahmen, stammten die Scheiterhaufen der unglücklichen Opfer eines grausigen intellectuellen und ethischen Wahnes in Deutschland auf. Wohl hat es Anfangs in dem Lande, welches der Einführung der kirchlichen Inquisition allezeit energischen Widerstand entgegengesetzte, nicht an denkenden Männern gefehlt, welche auch dem Zauberer- und Hexenwesen mit scrupulösem Zweifel entgegentraten, aber ihre vereinzelten und nur gelegentlich laut werdenden Stimmen verhallten in dem Sturme der leidenschaftlichen Erregung, der das für abergläubische Vorstellungen stets leicht zugängliche Volk erregte. Und als dann gar der eifrig gehegte Wahn in dem im Auftrage des Papstthumes verfaßten umfassenden Buche, dem „Hexenhammer", eine officielle Formulirung und mit grausamer Consequenz durchgeführte systematische Behandlung erfahren hatte, die mit peinlichster Genauigkeit alle die schrecklichen Vergehungen der Zauberer und Hexen in das hellste und verderblichste Licht stellte, da hatte die Sache eine so feste und für jeden „gläubigen" Christen bindende Gestalt angenommen, daß selbst der Sturm religiöser Reinigung, den die Reformation anfachte, nichts mehr dagegen auszurichten vermochte, im Gegentheil der flackernden Flamme nur neuen Nahrungsstoff zuführte. Mochte der dogmatische Gegensatz zwischen den Anhängern der neuen und der alten Lehre sich auch im Laufe der Entwicklung immer schroffer und schroffer gestalten, in diesem Einen Punkte waren die feindlichen Parteien vollkommen einig. Die Hexe wurde verbrannt, gleichviel ob ihre Richter Protestanten oder Katholiken waren. Je tiefer aber der Wahn sich in dem allgemeinen Bewußtsein des Volkes festsetzte, um so schwieriger wurde es, gegen denselben anzukämpfen, weil Jeder, der es wagte gegen den gewaltigen Strom zu schwimmen, alsbald selbst in den Verdacht kam, mit den Zauberern und Hexen im Bunde zu stehen oder gar selbst zu ihnen zu gehören. So kam es, daß die vom Papste bestellten Inquisitoren, Sprenger und Krämer, die Verfasser des „Hexenhammers", sehr bald auf gar keinen Widerstand mehr stießen. Am Anfange der Bewegung hatte es noch vorkommen können, daß der eine von ihnen, Heinrich Krämer, sogar von einem Bischofe der römischen Kirche trotz der päpstlichen Vollmacht aus seinem Gebiete verwiesen wurde. Bald aber verschwand auch jeder vereinzelte Widerstand: der Wahn gewann freie Bahn, seine verderbliche Wirksamkeit in allen Gauen des deutschen Vaterlandes zu entfalten. Gelegentlich und in solchen Fällen, in denen die Habsucht oder der Fanatismus der Inquisitoren gar zu deutlich zu Tage trat, wurde wohl einmal eine ruhige und besonnene Stimme laut, die in einem bestimmten vorliegenden Falle gegen das Verfahren der Richter Einspruch erhob. Hier und da gelang es wohl auch, ein Opfer vor dem grausamen Inquisitionstode zu erretten. So hat sich namentlich Agrippa von Nettesheim durch seine feurige Vertheidigung einer der Hexerei angeklagten und durch die Folter schon fast zu Tode gequälten alten Frau ein Verdienst um die menschliche Cultur erworben. Der Haß aber, mit welchem die Führer und Träger der Bewegung solche Prediger in der Wüste mit allen erdenklichen Mitteln verfolgten und „unschädlich" zu machen suchten, schreckte auch diejenigen, welche mit dem grausamen Verfahren etwa nicht übereinstimmten, von grundsätzlichem Widerspruche ab. Waren doch die Hexenrichter stets nur zu schnell bereit, jeden Vertheidiger einer Hexe alsbald selbst als Zauberer und Ketzer vor die Schranken ihres Gerichtes zu fordern.

Um so größere Ehre und Anerkennung aber schuldet die Nachwelt dem Andenken des Mannes, der zuerst es wagte, in ausführlicher und systematischer, wenn auch zunächst gänzlich erfolgloser Darlegung dem Irrwahne entgegenzutreten. Man hat bisher als denjenigen, dem dieses große Verdienst gebührte, zumeist den Jesuiten Friedrich von Spee bezeichnet. Und in der That gebührt dem muthigen Manne, der in den Traditionen eines wie kein zweiter der kirchlichen Autorität ergebenen Ordens aufgewachsen, gleichwohl den Muth fand, einer von allen kirchlichen Autoritäten in gleicher Weise getragenen Verirrung entgegenzutreten, Ruhm und Anerkennung im höchsten Maße. Aber die Ehre, der Erste in diesem geistigen Kampfe, der nach seinem Tode noch über ein Jahrhundert vergeblich weitergekämpft wurde, gewesen zu sein, kann ihm auch den neuesten Forschungen nicht mehr zuerkannt werden. Es ist vor Allem das Verdienst des Bonner Professors der Medicin, Dr. C. Binz, durch eingehende historische Untersuchung die Aufmerksamkeit auf einen Mann gelenkt zu haben, der mehr als ein halbes Jahrhundert vor Spee ob seines Einsatzes seiner ganzen Persönlichkeit dem Hexenwesen und seinen furchtbaren Consequenzen muthig entgegengetreten ist.

Dieser edle Menschenfreund, der inmitten der höchstgehenden Wogen der traurigen Bewegung, unbeirrt durch alle Anfeindungen, es wagte, gegen den mächtigen Strom anzukämpfen, war ein rheinischer Arzt, ein Schüler jenes Agrippa von Nettesheim, dessen Wirksamkeit wir schon kurz berührten: Johann Weier (Wever) aus Grave an der Maaß in der Provinz Nordbrabant, wo er im Jahre 1515 oder 1516 geboren wurde.

Wir gehen wohl nicht irre, wenn wir mit Binz annehmen, daß es vor Allem der Einfluß seines Lehrers Agrippa von Nettesheim, in dessen Hause er mehrere Jahre als dessen vertrauter Schüler geweilt hat, gewesen ist, welcher den Eifer und die Studien des menschenfreundlichen Arztes auf diese traurige Seite des Culturlebens seiner Zeit gerichtet und ihn ermuthigt hat, seine Kraft der Bekämpfung des unseligen Wahnes zu widmen. Von seinem sonstigen Leben wissen wir nur das Wenige, was sich aus seinen zahlreichen Schriften, meist medicinischen Inhaltes, ersehen läßt. Dauach hat er, nachdem er seine erste Ausbildung in dem Hause seines von ihm durch sein ganzes Leben hochverehrten Lehrers genossen hatte, seine eigentlich fachwissenschaftlichen Studien vornehmlich in Paris gemacht, wo er nach seiner Angabe mit vielen ausgezeichneten Männern, zumeist Aerzten, befreundet war und sich des Umganges mit Johannes Sturm und Johannes Sleidan, die eben in jenen Jahren sich in Paris aufhielten, erfreute. Etwa im Jahre 1540 fing er an seine ärztliche Praxis auszuüben, fünf Jahre darauf trat er mit einem Gehalte von 100 Gulden jährlich als Stadtarzt in den Dienst der Stadt Arnheim. Da aber selbst die Aufbringung dieser geringen Besoldung der Stadt Schwierigkeiten bereitete, so nahm Weier im Jahre 1550 mit Freuden einen an ihn ergangenen Ruf, als Leibarzt in die Dienste des Herzogs Wilhelm von Jülich-Cleve-Berg zu treten, an.

Hier, in der Umgebung des verständigen und humanen Fürsten, blieb ihm neben seiner amtlichen Thätigkeit hinreichende Muße, sich seinen Lieblingsstudien, zu denen er durch seinen Lehrer angeregt worden war, zu widmen. Denn er

*) Man vergleiche die Bullen Innocenz' VIII. vom 5. December 1484 und Adrian's VI. vom 20. Juli 1522.

Digitized by Google

wollte sich nicht damit begnügen, das Uebel, in dem er mit Recht einen der schwersten Schäden seiner Zeit erkannte, im Einzelnen zu bekämpfen, der grausamen Justiz das eine oder andere Opfer zu entreißen, wie es sein Lehrer Agrippa gethan hatte, sondern er faßte den muthigen Vorsatz, in eingehender, offener und systematischer Darlegung gegen den Kern der Sache, gegen das den Hexenprocessen zu Grunde liegende Princip energisch anzukämpfen. Diese Aufgabe wurde ihm durch wesentlich erleichtert durch die milde und versöhnliche Haltung, welche der Herzog von Cleve eine lange Zeit hindurch, wie gegenüber den religiösen Wirren der Zeit überhaupt, so auch im Besonderen in der Frage der Ketzerverfolgungen beobachtete. Die reactionäre Strömung aber, in welche Herzog Wilhelm später, vornehmlich durch spanischen Einfluß hineingedrängt wurde*), brach zum Glück für das Auftreten Weyer's erst herein, als derselbe mit seiner Ansicht über das Hexenwesen schon in die Oeffentlichkeit getreten war. So konnte Weyer, unbehelligt durch feindliche und kirchliche Gewalt, von der ersteren eher geschützt und gefördert als gehemmt, in Muße das Material zusammentragen, auf Grund dessen er dann im Jahre 1563 mit seinem epochemachenden Werke über das Hexenwesen**) hervortrat. Das Werk bildet, obwohl es zunächst völlig wirkungslos verhallte, obwohl der in demselben mit so edlen Worten echter Menschenliebe bekämpfte Wahn danach noch mehr als zwei Jahrhunderte zahlreiche Opfer forderte, doch einen hellen Lichtblick in dem schaurigen Gemälde menschlicher Verirrung, welches uns die Geschichte der Hexenprocesse enthüllt. Der Zug, welcher dem ganzen Werke, wie der Veranlassung, so auch sein charakteristisches Gepräge gegeben hat, ist das warme Mitgefühl des Verfassers mit den Leiden der unschuldig Verurtheilten, der mit echter und wahrer Herzensfrömmigkeit harmonisch gepaarte Unwille über den verhängnißvollen Irrthum einer blinden und fanatischen Justiz, über die Dummheit und Lüge, über die Habgier und niedrige Leidenschaft, die in wunderbarer Mischung mit ehrlicher, religiöser Begeisterung Unglück und namenlose Qualen über Tausende heraufbeschwor. Schon in der Widmung an den Herzog, welche er seinem Buche vorausschickte, zeigen sich die frommen und edlen Motive, welche ihn beseelten, in hellstem Lichte. Nicht der Autorität der Kirche als solcher will er entgegentreten; im Gegentheil spricht aus seinen Worten eine echte Herzensfrömmigkeit, die zunächst noch mit strenger Kirchlichkeit gepaart war. Und gerade religiöse Motive sind es, die er gegen den religiösen Irrwahn geltend macht. Wie wollte man, so sagt er, mit der Güte und Allmacht Gottes die Meinung vereinbaren, daß kindisch gewordene alte Weiber, welche man Hexen oder Zauberinnen nennt, Menschen und Thieren Böses anthun könnten? Dieser Wahn habe, so fährt er fort, mehr Unheil über die Christenheit gebracht, als alle die vielfachen religiösen Streitigkeiten und Parteiungen. Und mit bitterer und inniger Klage ruft er aus: „Fast alle Theologen schweigen zu dieser Gottlosigkeit, die Aerzte dulden sie, die Juristen behandeln sie, in alten Vorurtheilen befangen: wohin ich auch höre, Niemand, Niemand, der aus Erbarmen mit der Menschheit das Labyrinth uns öffnet, oder die Hand zum Heilen der tödtlichen Wunde erhebt." Geradezu als einen Schandfleck für das christliche Europa bezeichnet er die „Blendwerke der Dämonen", den Hexenwahn. Und da nun Niemand den Muth habe, dem Unwesen entgegenzutreten, so habe er sich, im Vertrauen auf die milde und humane Gesinnung seines Herzogs, dazu entschlossen.

Durch das Werk selbst, welches in 5 Büchern die Aufgabe, die es sich stellt, zu lösen versucht, weht ein Hauch modernen Geistes, ein Hauch der erlösenden Aufklärung, deren praktische Wirkung freilich noch auf lange Zeit von Weyer's Gegnern unterdrückt wurde. Nicht als ob sich nun Weyer ganz und mit einem Schlage von den Anschauungen seiner Zeit zu emancipiren vermocht hätte, aber doch begegnen uns in seinem Werke zum ersten Male die handgreiflichen Beweise für die Unhaltbarkeit des ganzen bisherigen Systems, Beweise, die für uns zu den trivialen Erfahrungswahrheiten gehören, zu jener Zeit aber den Verfasser, der, wie Weyer, mit offenem Visier zu kämpfen wagte, in die ernsteste Gefahr zu bringen geeignet waren.

Weyer ist weit entfernt davon, die Existenz des Teufels, durch dessen Einfluß die Hexen ihre angeblichen Schandthaten verrichten sollten, zu leugnen. In seinem theologischen Glauben an den „Herrscher der Finsterniß" ist er vielmehr vollkommen ein Kind seiner Zeit. Was er aber leugnet, das ist seine unmittelbare praktische Einwirkung auf das Thun der Menschen. „Der Teufel kann nichts ohne die Zustimmung Gottes," so sagt er. Mit diesem einen Satze aber war schon die Axt an die Wurzel des Systems gelegt. Denn wie hätten die verderblichen Wirkungen des Teufels auf die Hexen und ihr Thun mit Zustimmung Gottes stattfinden können? Diejenigen, welche sich für Zauberer in früherer Zeit und gegenwärtig ausgegeben haben, erklärt er demgemäß für Betrüger und Abenteurer, deren Treiben nur dadurch möglich und verständlich werde, daß unwissende Aerzte alle Krankheiten, welche unheilbar seien, oder welche sie nicht zu heilen verständen, der Hexerei in die Schuhe schöben.

Die logische Consequenz dieser Anschauung wäre nun offenbar gewesen, daß Weyer, seiner Zeit um volle zwei Jahrhunderte vorauseilend, die Existenz von Hexen schlechthin hätte leugnen und demgemäß jedes gerichtliche Vorgehen gegen Hexen und Zauberer hätte verwerfen müssen. Ganz so weit ist er nun allerdings nicht gegangen. Selbst wenn seine Ueberzeugung dahin ging, durfte er sie, der allgemeinen Richtung der Zeit gegenüber, nicht äußern, ohne sich in fast unabwendbare Lebensgefahr zu stürzen. Aber weit davon bleibt er in seinen Erörterungen nicht. Die Zugeständnisse, die er dem Zeitgeiste macht, sind sehr geringe. Die objective Existenz von Hexen, welche mit dem Teufel in Verbindung stehen, und von diesem die Fähigkeit erlangen, alle möglichen und unmöglichen, übernatürlichen Frevelthaten zu begehen, leugnet er so gut wie völlig. Sagen gibt er die Möglichkeit einer subjectiven, auf Verblendung durch den Teufel beruhenden Selbsttäuschung zu, auf Grund deren gewisse Personen sich einbilden, übernatürliche Kräfte zu besitzen und dieselben zum Vortheil oder Nachtheil ihrer Mitmenschen auszuüben. Sieht man aber seine Ausführungen näher an, so bleibt auch hier von der Verbindung mit dem Teufel nur wenig bestehen. In den meisten von ihm erwähnten Fällen ist Weyer vielmehr geneigt, jene Selbsttäuschungen auf Störungen der leiblichen Gesundheit zurückzuführen. An manchen Stellen ist er geradezu der Ansicht moderner Naturforscher und Aerzte, die in der ganzen Bewegung in erster Linie eine psychiatrische Erscheinung sehen wollen, sehr nahe gekommen. Wie vollständig er aber vor Allem die Möglichkeit der objectiven Existenz von Zaubereien und Hexereien leugnet, ergibt sich am klarsten daraus, daß er die wirklich etwa erwiesenen schädlichen Wirkungen der Hexen und Zauberer unter dem Begriffe von Giftmischerei rubricirt, d. h. auf rein physische Ursachen zurückführt. Ja auch die subjective Vorstellung der Hexen von ihren übernatürlichen Fähigkeiten, soweit eine solche überhaupt nachweisbar sei, ist er nicht selten geneigt, auf durch physische Ursachen (Genuß von Aconin und ähnlich wirkenden Giften) herbeigeführte Hallucinationen zurückzuführen. Die einzelnen Beispiele, die er in seine Erörterungen aus seiner eigenen langjährigen Erfahrung einflicht, sind zuweilen außerordentlich charakteristisch und nicht selten von drastischer Derbheit. Sie bilden sehr bezeichnende Illustrationen zu dem Culturleben seiner Zeit. Wir können indeß bei diesen anziehenden, und für die Zeit charakteristischen Einzelheiten*) nicht länger ver-

*) Vgl. Keller, Die Gegenreformation in Westfalen und am Niederrhein Bd. I.

**) Der genaue Titel des Werkes lautet: De praestigiis daemonum et incantationibus ac veneficiis libri V. Authore Ioanne Wiero medico. Basel 1563.

*) Ich verweise im Allgemeinen auf die schon erwähnten vortrefflichen Ausführungen in dem Werke von C. Binz: Doctor Johann Weyer, ein rheinischer Arzt, der erste Bekämpfer des Hexenwahnes. Bonn, Marcus.

Digitized by Google

weilen; nur eines der zahlreichen Beispiele möge uns gestattet sein zur Erläuterung der Art, wie der Verfasser der Sache beizukommen sucht, hier anzuführen.*)

„Eine junge Person Namens Bartholomea in dem Dorfe Watt bekam Krämpfe, sobald in der Kirche deutsch gesungen wurde. Die Herrin des Dorfes, Anna von Virmont, eine Freundin Weyer's, ließ sie zu sich kommen, belehrte sie, daß der deutsche Text ganz dasselbe sage wie der lateinische, ging ihn Wort für Wort mit ihr durch und sang ihr dann den deutschen vor. Vorher hatte sie jener gesagt, wenn sie bei diesem Gesange wieder von den dämonischen Krämpfen ergriffen werde, so habe sie ein vortreffliches Heilmittel bereit. Kaum hatte Frau von Virmont angefangen zu singen, als die Bartholomea schon am Boden lag. Jene aber, eine kluge und beherzte Dame, entblößte sie und bearbeitete sie unter Hülfe ihrer Tochter mittelst einer scharfen Ruthe ganz gehörig; denn nach Hippokrates sind in schweren Krankheiten die schwersten Heilmittel am zuverlässigsten. Sodann wurde der Patientin erzählt, dieses Mittel habe sich gemäß der Erfahrung gelehrter Männer stets als ganz vorzüglich bewährt; sie möge also Zuversicht haben, die Macht des bösen Geistes sei gewiß schon gebrochen, und sicherlich könne sie jetzt mitsingen, ohne Krämpfe zu bekommen. So wurde denn in süßer Harmonie der Gesang wiederholt und ohne irgend einen Zwischenfall beendigt."

Es liegt auf der Hand, daß ein Mann, der mit so offenbarer Ironie über einen einzelnen Fall von Bethertheit berichtete, von der allgemein geltenden Auffassung nicht nur über das Hexenwesen selbst, sondern vor Allem auch über das gerichtliche Verfahren gegen die Hexen und Zauberer unendlich weit entfernt war. Mit Worten heiligen Eifers und voll von echtem sittlichen Pathos geht er gegen die grausame Justiz, wie man diesen Unglücklichen, die entweder krank oder durch Hallucinationen irre geleitet seien, bereite, vor. Er verlangt, daß die Zauberei nur dann bestraft werden solle, wenn sie einen wirklich nachweisbaren Schaden gestiftet habe. „Ist dies der Fall", so fährt er fort, „so war der, welcher ihn (den Schaden) zufügte, ein Giftmischer und nichts anderes; denn durch Blick, Wort und Beschwörung oder durch irgend einen Unsinn, den man heimlich unter die Thürschwelle oder sonst wohin legt, kann man nicht schaden." Man unterrichte, so räth er an, die alten Mütterchen, die sich „behext oder besessen wähnen", im Glauben, werfe sie aber nicht in den Thurm. Wer alten Dingen sei bei allen Processen wegen Hexerei und Zauberei ein tüchtiger Arzt zuzuziehen, der untersuchen möge, ob es sich nicht um Geistesverwirrung oder um Giftmischerei handle; denn nirgendwo hätten mehr als hier menschliche Leidenschaften ein freies Feld: Aberglaube, Aufregung, Haß und Tücke.

Man sieht: hier erscheint zum ersten Male nicht eine gelegentliche Mahnung zur Milde und Vorsicht in dem Verfahren gegen die Hexen, wie sie früher auch schon ausgesprochen worden war, sondern eine grundsätzliche Verwerfung des Prinzipes, auf dem die Hexenprocesse beruhten. Was der Verfasser in edler, von frommer Zuversicht getragener und muthiger Sprache hier seinen Zeitgenossen warnend zurief, das erscheint uns alltäglich und selbstverständlich; damals war es eine kühne, ja fast verwegene That, solche Ansichten zu äußern. Und der Verfasser war sich der Gefahren, die ihm in Folge dieses muthigen Auftretens drohten, sehr wohl bewußt. Sehr klar hat er das am Schlusse seines Werkes ausgesprochen. Aber mit dem festen Selbstvertrauen, mit der festen Ueberzeugung der erkannten Wahrheit, trotzt er denselben; mit einer Kühnheit, die dicht an Verwegenheit grenzt, aber weit von frivoler Keckheit entfernt ist, fordert er zum Schlusse seiner Ausführungen geradezu alle Zauberkräfte, denen er in seinem Buche in offenem Kampfe begonnt ist, heraus. „Die Ligaturen der Zauberer . . . achte ich keinen Deut und verlache sie. Was es irgend Uebles gibt, das mögen die wahnsinnigen Unholde mir zufügen durch Wille und Verwünschung. Nur die Giftmischer fürchte ich, jene Personen, die durch Gifte und Tränke in Wirklichkeit, nicht in der Einbildung uns schaden können. Sie habe ich nicht vertheidigt; sie überlasse ich der gerechten Strafe."

*) A. a. O. S. 54.

Die Herausforderung verhallte nicht ungehört. Wohl wurden einzelne Stimmen laut, welche die Ansichten des muthigen Verfassers billigten, wohl befanden sich unter diesen Zustimmenden auch hochgestellte Personen, selbst einige von fürstlichem Range; wohl gelang es dem persönlichen Einflusse Weiers, das eine und andere Opfer der verderblichen Justiz zu entreißen. Aber um so wilder und leidenschaftlicher erscholl dann auch das „Kreuziget ihn" der Gegner, die mit blinder, fanatischer Wuth den Angriff, der die Wurzel ihres Systems berührte, zurückzuweisen unternahmen. Daß Weier's Ansichten gleichwohl von Vielen getheilt wurden, ersieht man u. A. auch daraus, daß sein Buch in zwei Jahrzehnten sechs Auflagen erlebte; aber für die Dauer erwies sich doch der Fanatismus der Gegner als stärker. Die Anhänger Weier's wagten zudem nicht, an die Oeffentlichkeit zu treten. Waren doch seine Gegner alsbald mit dem Vorwurfe bei der Hand, Weier vertheidige die Hexen und Zauberer nur deshalb so eifrig, weil er selbst zu ihnen gehöre. Wenn Weier selbst trotzdem einer persönlichen Anklage in Folge des Schutzes, den er bei seinem Fürsten und anderen einflußreichen Gönnern fand, entging, so mußten doch seine minder berühmten und einflußreichen Anhänger fürchten, daß ihnen ein Hervortreten mit ihrer Ansicht nicht ebenso straflos hingehen werde. Die Furcht vor der erdrückenden Uebermacht der Gegner schüchterte die Anhänger zu sehr ein, als daß eine sofortige größere praktische Wirkung des Weier'schen Buches möglich gewesen wäre. Noch zwei Jahrhunderte lang stammten nach wie vor tausende von Scheiterhaufen um die Opfer des unseligen Irrwahnes. Die Nachwelt aber ist darum nicht minder verpflichtet, das Andenken des Mannes in Ehren zu halten, der zuerst mit heiligem Eifer die Wahrheit der Lüge und dem Irrthume entgegenzuhalten und dem wüthenden Hasse der unendlichen Mehrheit seiner Zeitgenossen zu trotzen wagte. Die Geschichte der menschlichen Cultur und Gesittung ist mit dem bis vor kurzer Zeit so gut wie völlig verschollenen Namen des edlen Menschenfreundes um so mehr auf immer untrennbar verbunden, als alle, die nach Weier den heiligen Kampf für die Wahrheit aufnahmen und endlich doch zum Siege durchkämpften, auf seinen Schultern stehen, indem sie sich alle der von ihm zuerst aufgestellten Beweisgründe bedienten.

Ein Roman aus der Geschäftswelt.

Es ist ein Vorzug des modernen Romanes, daß er auf die romantischen Erfindungen und ihre Unmöglichkeiten und wohlfeile Spannung verzichtet und das Treiben der sogenannten Gesellschaft, das Volk bei seiner Arbeit, die Thatsächlichkeit der und umgebenden Dinge schildert. Er hat den festen Boden der Realität unter den Füßen und zeigt uns Menschen von Fleisch und Blut mit unseren Interessen und unseren Leidenschaften. Fassen die vom Hauche des Realismus erfüllten Romandichter ihre Aufgabe in diesem Sinne und nicht mehr als bloße Unterhaltung für den Sensationskitzel empfindsamer höherer Töchter auf, so schaffen sie Werke der Phantasie von wahrhaft culturhistorischem Werthe. Allerorten finden sie ein reiches Feld von Anregungen und Beobachtungen, die von selbst zum interessanten Abbilde des Lebens zusammenschießen, ohne daß sie ihre Phantasie für effectvolle Verschlingungen in Unkosten zu stürzen brauchen. Jeder Roman umfaßt dann einen Abschnitt unserer Wirklichkeit, einen Kreis unseres nationalen Lebens, und wird eine möglichst große Summe von Beobachtungen der Natur enthalten. Der Dichter wird zum Sittenmaler. Er schildert den Menschen in seinem Berufe, in seinen täglichen Gewohnheiten, seiner Gedankenwelt. Der Eine mag das Leben der oberen Zehntausend wählen, ein Anderer in die Hütten der Armuth niedersteigen, der Dritte das Bürgerthum, die Welt der Fabriken und Comp-

Digitized by Google

toire, oder die stille Werkstätte der „geistig Pflügenden" aufsuchen. Als vor drei Jahrzehnten zum ersten Male bei uns dieses Programm des modernen Romanes aufgestellt wurde, da nahm Gustav Freytag mit seinem feinen Kunstverstande die Sphäre des deutschen Kaufmannes zu seinem Vorwurf. „Soll und Haben", obwohl zum guten Theile ein humoristischer Roman nach dem Vorbilde eines Dickens, kann uns noch heute als ein Muster des modernen realistischen Sittenromanes gelten, denn er bietet ein treues Abbild des deutschen Großhändlerthums der fünfziger Jahre. Aber leider ist das Reich entstanden, und eine Großmacht und Weltmacht geworden. Die engen, gedrückten Verhältnisse der seligen Bundesstaaterei sind verschwunden. Der „überseeische" Kaufmann, der unter deutscher Flagge fährt und jetzt sogar im heißen Afrika und in Australien auf deutscher Erde steht, ist im Vergleiche zu dem Großhändler von einst doch ein ganz anderer. Nicht minder gewaltige Veränderungen haben sich unter dem Schatten des „Giftbaumes Börse" zugetragen. Diese neue Handelswelt harrt noch ihres poetischen Schilderers, wenn es auch an einzelnen Anläufen dazu nicht fehlt. Balzac, der in seinem „Mercadet" ein unvergängliches Bild des modernen Spekulanten gegeben, hat nur einzelne Beiträge zur Physiologie des Comptoirs geliefert, und auch Zola ist uns das naturalistische Epos der Börse noch schuldig. Der Gründer, der Börsianer, der Agent, der Handelsreisende und der Commis in ihrer Thätigkeit und Umgebung, und als Höhepunkt und Katastrophe etwa die Gründerjahre und der Krach von 1873 oder die colonialpolitische Bewegung unserer Tage, der hoffentlich kein Zusammenbruch beschieden ist — wer wird aus diesem noch so gut wie neuen Stoffkreise das bleibende dichterische Bild gestalten? Als wir vor einiger Zeit von dem Erfolge eines Romanes aus der Bankwelt, „Leonie*)" von Erwin Bodor, lasen, der nach wenigen Wochen schon in zweiter Auflage erschien, griffen wir begierig nach diesem Buche. Um so mehr als ein Sachkundiger, der Leiter eines Wiener Bankhauses, hinter dem romantischen Verfassernamen stecken sollte.

Wir gestehen nun offen, daß uns das Werk in mehrfacher Hinsicht enttäuscht hat, denn es entspricht keineswegs unseren allerdings hohen Anforderungen an einen modernen Roman aus der Geschäftswelt. Das herbeigeschleppte Material ist wohl echt und solide, aber doch nicht umfassend genug und nicht künstlerisch verarbeitet. Die Handlung überwiegt und hat nur mittelbaren Bezug auf den Geldmarkt, die Welt des „Nehmens und Gebens". Diese Liebesgeschichte könnte ebenso gut im Kreise müßiggängerischer Aristokraten, als in jener Sphäre des besser situirten Bürgerthums spielen. Es ist mehr ein Roman aus der sogenannten Gesellschaft überhaupt. Und doch fehlt es nicht an Ansätzen zu einem wahren Sittenbilde der Börsen und Banken. Die Episoden von daher sind es denn auch, die uns das Buch trotz alledem interessant und der Beachtung werth erscheinen lassen. In den Charakterköpfen und Typen aus der Zahlenwelt steckt viel Beobachtung und intime Kenntniß, die eben nur einer, der selbst zum Bau gehört, in solchem Maße besitzen kann, und die der Schriftsteller von Beruf selten zu schöpfen Gelegenheit hat. Der Verfasser schildert seine ihm innig vertraute Welt, die Gesellschaft der hohen Finanz Wiens, und daß er nur Gesehenes und Erlebtes berichtet, erkennt man auf jeder Seite. Das Buch wimmelt von leicht retouchirten Porträits, und dieser Umstand, in Verbindung mit der nicht eben sorgfältig gehüteten Verfasserschaft, hat ohne Zweifel den Erfolg des Romanes in Oesterreich bestimmt. Es mochte pikant erscheinen, einmal einen Bankier als Dichter und Erzähler zu beobachten, ihm in sein Herz zu sehen, an dessen Stelle man gewöhnlich nur ein Portefeuille vermuthet, und seine Ansicht über die Cirkel zu vernehmen, in denen er verkehrt. In dieser Erwartung mag der Kenner der einschlägigen Wiener Verhältnisse nicht getäuscht worden sein. Das Modell der koketten und schlauen Leonie ist in Wien bekannt, die Geschichte ihrer Ehe und zweiten Heirath mag sich wirklich zugetragen haben; vielleicht ist auch die übermäßig edle und opferbereite Helene kein Product der Phantasie; der schwache Walter trägt alle Gewähr für seine thatsächliche Naturtreue, und in dem Bankier Holberg kann man wohl den Verfasser selbst vermuthen, freilich mit einem Stich ins Phantastische, sonst könnte ein vorsichtiger Verwaltungsrath mit Recht stutzig werden.

Greifen wir gleich einmal diesen Bankier Holberg zu näherer Prüfung heraus. Er ist ein wissenschaftlicher Kaufmann, ein denkender Bankier, wie er einmal genannt wird, und lebt der Ueberzeugung, daß an der Börse nur Scharfsinn, Kenntnisse und Fleiß den Erfolg gewährleisten. Ein vortrefflicher Politiker und Nationalökonom, studirt er die Ausweise aller Eisenbahnen, die Saatenberichte aller Zonen, die meteorologischen Tabellen und Gesundheitsstatistiken und hat überall seine Agenten und Berichterstatter. Aus der Summe aller eigenen Wahrnehmungen und Erfahrungen und fremden Berichte zieht er seine börsenphilosophischen Schlüsse, nach denen er seine fast immer erfolgreichen Operationen und Combinationen macht und seine Contremienen legt. Oft wechselt er zwischen Abend und Morgen seine Ansichten, er „dreht sich", wie man an der Börse sagt, und seine Feinde von gestern wird oft seine Hoffnung von heute. Eines Tages hat er rechnend und schwitzend vor seinem mit Depeschen und Kursblättern überdeckten riesigen Schreibtische.

„Seine Laune war dabei vorzüglich, denn seit einigen Tagen fielen die Papiere, und er hatte große Beträge derselben auf Lieferung verkauft. Die Ursache des Rückganges war die Cholera. Im Süden Frankreichs war ganz unvermuthet diese schreckliche Krankheit aufgetreten, ohne jedoch anfänglich sehr große Besürzung hervorzurufen, da die französischen Aerzte übereinstimmend die constatirten Fälle als bloß »sporadische« bezeichneten. Auch die Börse hatte sich durch diese Diagnose beruhigen lassen und ihre feste Haltung bewahrt; der einzige Holberg sehe in die optimistischen Nachrichten von vornherein Zweifel und verkaufte sehr ansehnliche Effectenposten. Später sollte sich nun heraus, daß Holberg das Richtige getroffen hatte, denn die Epidemie gewann täglich an Ausdehnung und an der Wuth der Börse trat in Folge dessen eine ziemlich heftige Panik auf. Der Bankier Holberg war in seinem Privatleben ein ganz anderer Mensch als in seinem Geschäften. In seinem Privatleben war er gut bis zur Weichheit, menschliches Elend rührte ihn auf's Tiefste und er opferte in unaufsälliger Weise jährlich viele Tausende zu besser Linderung. Das Wohlergehen dagegen machte unter Umständen auch ihm einen Wüstherich, der sich gerroth mit Nero und Caligula messen konnte. Wenn Holberg à la baisse spekulirte, hatte für ihn jede Regung der Menschlichkeit aufgehört. Ueberschwemmungen und Seuchen, Kriege und Hungersnoth, Alles war ihm willkommen, wenn nur seine Zwecke dadurch gefördert wurden; er hätte die ganze Welt, ohne mit einer Wimper zu zucken, elend zu Grunde gehen lassen, um Credit-actien einige Gulden im Kurse fallen zu sehen. An der heutigen Börse zum Beispiele war Holberg in heftigen Zorn gerathen, weil eine Depesche aus Toulon den sporadischen Charakter der Cholera trotz aller gegentheiligen Meldungen aufrecht erhielt. Es schrie und tobte wie ein Rasender, er erklärte diese Nachricht für eine Albernheit sondergleichen und Jeden für einen Schwachkopf, welcher ihr nur den mindesten Glauben beimesse. Das Wort »sporadisch«, heute im Gespräche, in welcher Beziehung immer, angewendet, wurde von ihm als eine persönliche Beleidigung aufgefaßt."

Wie man sieht, ist dieser scharfsinnig combinirende Börsianer ein feiner Charakterkopf, es thut uns nur leid, daß er nicht die Hauptfigur des Romanes ist. Statt ihn im Kampfe mit der Welt und der Börse zu sehen, können wir ihn nur in der ungewohnten Rolle eines Ehescheidungsadvocaten beobachten, wobei er noch obendrein von einer koketten Intrigantin überlistet wird. Nur einmal wird eine vorübergehende pessimistische Laune erwähnt, in welcher er all' seine kaufmännische Gelehrtheit verwünscht und die Quintessenz des Börsenspieles zieht.

„Was nützen mir alle meine Berechnungen, wenn ich die Dummheit der Menschen doch nicht mitberechnen kann? Dieser Factor spottet ja aller Schätzung, denn er ist immer hundertmal, tausendmal größer, als man sich ihn in seinen kühnsten Träumen vorstellt. Ich prüfe, zersetze, analysire einen Gegenstand nach allen Regeln der Kunst, und erkenne ihn schließlich als Kupfer, als unzweifelhaftes ordinäres Kupfer. Das dumme Volk aber schwört darauf, unverfälschtes Gold in Händen zu haben, und da es stärker ist als ich, so richtet es mich zu Grunde. Ich

*) Wien, Carl Konegen.

Digitized by Google

habe mich gesträubt, als ich glaubte, nach vernünftigen Grundsätzen an der Börse operiren zu können."

Schade auch, daß die gut entworfene Figur der gemüthvollen und feingebildeten Frau des denkenden Bankiers nicht mehr in den Vordergrund tritt. Sie liebt ihren Mann, den trefflichen Gatten und Vater, zwingt sich, in die ihr fremden und unsympathischen Börsendinge einzudringen, und verfolgt mit ängstlicher Theilnahme und klopfendem Herzen die wechselvollen Chancen des Börsenspieles. Noch einen anderen Typus aus der Welt der Ziffern und Kurse lernen wir leider nur so nebenbei in dem Bankier Grünhold kennen. Er ist Hollberg's Widerspiel, kein denkender Bankier, sondern, wie dieser ihn nennt, „ein Jagdhund", der nur mit dem Instincte das Richtige trifft. Er ist lediglich Börsenjobber, indeß seine Frau für Kunst und Literatur und alles Höhere schwärmt. „Was könnt ihr mehr von uns verlangen?" pflegt er zu fragen, „ich besitze das Geld, sie die Bildung." Die schönsten finanziellen Combinationen fallen ihm im „Hamlet" und „Don Carlos" ein. „Daß Shakespeare und Schiller noch möglicherweise einen anderen Zweck haben könnten, war ihm gar nie in den Sinn gekommen." Gut ist ferner die ebenfalls flüchtige Silhouette des Gründers Bernfeld, eines im größeren Stile angelegten Menschen. Die Unternehmungen, welche er in's Leben ruft, interessiren ihn um ihrer selbst willen, und er wendete ehrliche Arbeit an dieselben. „Aber um seine Geschäfte durchführen zu können, mußte er den ganzen Apparat des damaligen Schwindels in Bewegung setzen, da ohne die hundertfachen Geschäfte besselben sich Niemand daran betheiligt haben würde. So subtil war er freilich nicht, daß er an diesen Manipulationen großen Anstoß genommen und die ungeheueren Gewinne, die ihm auf diesem Wege zufielen, verschmäht hätte. Es genügte ihm schon vollkommen, daß seine Methode nicht so bodenlos unreell war, wie die seiner Concurrenten." In seinem Hause bewegen sich „echte Aristokraten neben meiningenschen Baronen und römischen Grafen, wirkliche Künstler neben bloßen Virtuosen, gegenwärtige Demokraten neben verstossenen mit dem Excellenztitel, vortrefflichte Gelehrte neben Charlatanen." Hübsch ist auch die Bemerkung über den Unterschied zwischen der Wohnungseinrichtung eines Künstlers und derjenigen eines Börsianers. „Dort ist alles originell und sonderbar, daß das Auge förmlich Sehnsucht bekommt nach ein wenig Alltäglichkeit und nach ein paar Dingen, die ohne Umschweife das vorstellen, was sie sein sollen. Dort sucht man sich durch originelle Einfälle, hier durch den Prunk zu überbieten. In Wesen und Form ist bei den Geldmännern eigentlich alles gleich, alles Schablone, doch das Silber, das bei dem einen nur schwer ist, ist bei dem anderen gar nicht von der Stelle zu rücken." Oder das Bild eines galstreien Bankier-Salons, wo der Abend mit musikalischen Productionen beginnt.

„Die k. k. Hofopernsängerin trat also an den Flügel und sang einige Lieder. Die ersten Nummern wurden scheinbar mit großer Aufmerksamkeit angehört. Man will doch auch einigermaßen gebildet und kunstverständig erscheinen. Man gibt daher seinen Wienern den Ausdruck hoher Theilnahme und äußert gelegentlich: Schöne Stimme, seelenvoller Vortrag und dergleichen. Wer nachgerade wird die Geschichte satthaben. . . . Die eitige Reise des Vöglein's nach dem Norden und die unvermeidlich zum Ausdrucke gebrachte Sehnsucht nach dem Süden zu wandern, langweilt den Bankier Grünhold, der für derartige widersprucksvolle Wünsche absolut kein Verständniß besitzt. Man fängt nun schon an, sich verstohlene Geschäftsneuigkeiten in's Ohr zu wispern, es erhebt sich allmählich ein lebhaftes Gesumse, welches nur durch die abwehrenden Zischlaute der Damen zeitweilig gedämpft wird. Endlich schleicht die Production und die Kaufleute athmen wie erlöst auf. Sie begeben sich schleunigst, einen Rückfall befürchtend, in die Spiel- und Rauchzimmer."

Wem fällt hier nicht die köstliche Zeichnung Oberländer's aus den Fliegenden Blättern ein, die auch einen solchen Hausball beim Bankier F. zeigt? Die Herren tanzen eifrig mit ihren Damen, aber die Ankunft des Kurszettels von der Abendbörse bereitet dem Vergnügen ein Ende mit Schrecken. Auf dem zweiten Bilde sehen wir die jäh verlassenen Tänzerinnen rathlos dastehen, indessen ihre Cavaliere, alles vergessend, in einer dichten Gruppe sich um die interessante Lectüre drängen.

Uebrigens ist Erwin Balder kein Realist, trotz aller scharfen Beobachtungen und langen Schilderungen. Er hat ein ganz anderes Vorbild als Zola und Daudet, nämlich einen Dichter des zweiten Kaiserreiches, der als Schüler Musset's begann und erst später seine eigenen Wege ging und beträchtlich wuchs: den höfisch eleganten Octave Feuillet, der in jedem Werke ein Problem lösen will und dasselbe mit poudre de riz, etwas Frömmelei und bengalischer Beleuchtung serviert. Dreimal wird auch dieser Einfluß indirect zugestanden: Im Burgtheater spielt man gerade „Eine vornehme Ehe," als die Liebenden sich in ihrer Loge zusammenfinden, und dem Helden fließt die Gestalt der Geliebten mit den leidenschaftlichen Worten der in dem Stücke auftretenden Personen zusammen. Dann vergleicht einmal Leonie ihren Walter mit einem armen jungen Manne, und das romantische Schicksal eines solchen hat ja Feuillet in einer Erzählung und einem Drama behandelt, jenem „Roman d'un jeune homme-chauve", wie man jetzt in Paris geringschätzig zu sagen pflegt, denn Feuillet ist nicht mehr Mode, trotz des Erfolges von „Uns veuve", seinem letzten Romane, der Leonie übrigens ebenfalls zu kennen scheint, denn er liegt auf ihrem Tische. Und von Feuillet hat Balder sein Problem, die ganze Disposition, die langsame Abwickelung des dünnen Fädchens der Handlung, die etwas farblose Schilderung, die seine Charakterzeichnung, den klugen weltmännischen Ton und das nervöse dramatische Tempo abgeguckt, womit in ein paar schlagenden Scenen die Geschichte abgeschlossen wird. Freilich hätte der Meister nicht drei Viertheile des Buches so sehr im Sande hinschleichen lassen, wie der Schüler, in dessen Buche man sich die interessanten sieben siebzig Seiten durch die stellenweise Langeweile der vorhergehenden oft schwer erkaufen muß. Der Anfänger verräth sich auch allzu deutlich in den vielen Wiederholungen und Längen der Handlung, wo auf Seite 100 an das erste Kapitel angeknüpft wird. Ein Uebelstand ist ferner, daß die Scenen mit großer Umständlichkeit vorbereitet werden, und wenn sie selbst dann folgen sollen, so werden sie meist mit einigen Worten abgethan oder indirect kurz erzählt. Wie energisch aber geht gerade der sanfte Feuillet in solchen Fällen auf sein Ziel los!

Durchaus lobenswerth ist die Charakteristik der Titelheldin. Leonie ist eine Frau nach der Mode. Eine schöne, geistreiche Kokette und leidenschaftliche Theaterfreundin, die ihr eigenes Leben in Scenen, Acte und Abgänge theilt und immer eine dankbare Rolle spielen muß, die Dichterin ihres eigenen Lebens. Tochter eines Millionärs, heirathet sie aus theatralisch angehauchtem Edelmuthe den schlichten Hofmeister des Hauses, den Mediciner Dr. Franz Eber, einen freisinnigen, stillen Gelehrten, dessen sie bald nach diesem rührenden Actschlusse überdrüssig wird. Eine andere dankbare Scene macht sie sich, indem sie in der Maikatastrophe des Jahres 1873, als ihr Vater sein Vermögen verliert und beinahe auf die Anklagebank kommt, den liebgewordenen Gründer anrichtet, mit den Gläubigern und Advokaten verhandelt und das Schlimmste abwendet. Auch in ihrer kleinbürgerlichen Existenz werden dem schlichten Hausarzte steckt viel beifallswürdige Entsagung. Dann kommt der psychologische Moment, wo die helle Romantik anfängt. Der idealistische Rittergutsbesitzer Walter, ein Faust im Fracke, verliebt sich in sie, nachdem sie ihm klar gemacht, daß sie keine sogenannte Weltdame sei, sondern etwas Höheres, Besseres d. h. die bekannte unverstandene Frau. Sie umgarnt ihn mit einer so raffinirten Kunst, daß der Schüchterne seine Sprache ganz verliert und sie nur noch küßt. Nun aber endlich die Verwickelung. Walter soll Leonie's Schwägerin Helene heirathen. Sie spielt die vermeintliche Ehestifterin, ist aber bloß darauf bedacht, die Vereinigung zu verschieben und zu hindern. Als die Verlobung dennoch stattfindet, wagt sie einen Knalleffect, indem sie Walter zu einem Stelldichein zwingt, wobei er ganz in ihre Fesseln fällt. Helene überrascht das verbrecherische Liebespaar, trägt jedoch in ihrem Edelmuthe dafür Sorge, daß wenigstens ihr geliebter Bruder nichts davon erfährt, und stellt sich lieber selbst bloß — ganz wie in Ohnet's „Gräfin

Digitized by Google

Sarah“.... Auch die Lösung weiß sie nach ihrem Geschmacke zu fügen, indem sie sich von dem armen Doctor scheiden läßt und den reichen Walter heirathet. Ihr Traum ist also erfüllt, und sie kann zufrieden sein mit der Vorsehung und sehr stolz auf ihren Verstand und ihre Energie, die das Alles herbeigeführt haben. „Nur schade“, seufzt sie manchmal, „schade um die verlorene Zeit! Hätte Walter mir nicht früher begegnen können?“ Mit diesem Süßlichen Zuge schließt das Buch.

Auch in seinen Schilderungen, denen übrigens die Farbe fehlt, steht der Verfasser ganz unter dem Banne der Pariser Autoren. Er beschreibt viel, und überall fühlen wir festen Boden unter den Füßen, die Granitwürfel des Wiener Pflasters. Wir sehen eine Vorstellung im Burgtheater, wir spazieren im Prater, im Stadtparke, in der Nobelallee und vor der Rotunde, athmen in Baden „am Land“ und speisen bei Sacher; der Ort der Handlung wird genau beschrieben und überwuchert ungebührlich die Handlung. Wenn z. B. das Volksleben in einem „Kaffeehause“, im Prater das Judenviertel, die Arbeiterquartiere u. s. w. dargestellt werden, so steht diese Ausführlichkeit in keinem Verhältnisse zu dem wenigen Ergebnisse: wie diese verschiedenen Bilder auf die unempfindlichsten Seele eines brütenden Träumers einwirken. Die Gegenständlichkeit, le milieu als Beihülfe zur Charakterzeichnung und psychologischen Entwickelung ist ja ein schönes und bewährtes Mittel, muß aber doch mit dem Zwecke in einem gewissen Verhältnisse stehen, sonst langweilen uns die seitenfüllenden Beschreibungen. Sie sind wie ein vielversprechender Vorhang, hinter dem sich nichts abspielt und der niemals aufgeht. Die Kunst des Romandichters soll mit dem Menschen beginnen und nicht mit der Decoration.

Dasselbe Mißverhältniß beobachten wir auch bezüglich der Dialoge. Balder's Menschen sind ohne Zweifel sehr klug, sehr geistreich, aber sie hören sich zu gern reden. Hier könnte der Verfasser gerade von seinen französischen Meistern die Knappheit des Dialoges lernen. Wie wenig wird bei Daudet z. B. in direkter Rede den Figuren in den Mund gelegt, fast nur die Hauptpunkte, die Schlager oder feinen Wendungen, an denen dem Verfasser gelegen ist. Aber Balder's Menschen haben uns eine Menge philosophischer und anderer Beobachtungen mitzutheilen, von denen sie uns keine einzige schenken. So artet ihre Beredsamkeit in Schwätzerei, ihr Geist in spielende Geistreicheleі aus, die sich stets vor dem Spiegel bewegt. „Ist das nicht hübsch gesagt? Eine scharfsinnige Beobachtung, was?“ Ja, ich kenne meine Welt, in der ich mich langweile!“ Doch sei gerne zugegeben, daß wir manche kluge Aeußerung nur ungern vermissen würden. Man könnte aus dem Buche viele treffende Aussprüche anführen, die jeder Sentenzensammlung Ehre machten.

„Im Herzen des Menschen vollziehen sich ohne seine Mitwirkung, ja ohne seine Kenntniß die großen Processe so selbstständig wie in einer Retorte. Das fertige Resultat tritt dann häufig erst viel später zu Tage. Auf diese Weise mag es sich erklären, daß Menschen Thaten vollbringen, die Niemanden mehr überraschen können, als eben sie selbst.“

„Wie kann dreißigjähre Jahre genügt es dem Manne zu lieben, aber von diesem Zeitpunkte an will er auch geliebt werden.“

„An dieser table d'hôte des Lebens besteht die merkwürdige Einrichtung, uns die Gerichte, welche wir ablehnen, ein zweites Mal zu präsentiren, und daß wir sie dann verzehren müssen, wenn wir auch daran erkranken sollten. Der Liebeswahnsinn der Jugend und ihre sonstigen Eseleien, man schenkt sie uns nicht, sie werden nachfrisirt, und wie schrecklich ist es, diese Speise zu genießen, wenn sie kalt geworden ist. Oh, es gibt nichts Jämmerlicheres für den Menschen, als sein Herz und seinen Geist mit seinem Alter nicht im Einklange zu fühlen. Mir ist vor mir so ekel, als sähe ich mich mit meinem langen Barte, in dem sich schon graue Haare zeigen, wie ein Knabe geflochtet, Spitzenhöschen an den Beinen, und ein Sammtharet auf dem Kopfe!“

„Wenn der Ritter im Märchen Dornröschen heirathet, so geschieht es wohl auch, weil er die einfache Vorsicht gebraucht, die junge Dame vom Augenblicke ihrer Entzauberung bis zum Eintritte in die Kirche nicht einen Moment zu verlassen. Das Märchen sagt es zwar nicht ausdrücklich, aber es ist selbstverständlich. Was wäre das auch von diesem Ritter für ein sträflicher Leichtsinn einem Menschenkinde gegenüber, welches hundert Jahre geschlafen hat, und nun natürlich voll Heißhunger erwacht! Der Kuß, mit welchem es erwuntert wurde, brennt ihm noch im Blute, es sehnt sich nach allen Freuden der Erde, und wie es nun sehnsuchtsvoll um sich blickt, da wäre der Ritter verschwunden und irgend ein zufällig Vorübergehender an seine Stelle getreten?! Könnte man unter solchen Umständen einen veränderten Ausgang des Märchens bezweifeln?“

Der Herr Bankdirector hat Alles in Allem seinen Beitrag zum Romane der modernen Geschäftswelt geliefert, der durchaus bankenswerth und nicht verloren ist. Er hat gute Steine zum Bau getragen. Vielleicht kommt ein Anderer, der nun sein Material in selbstständiger Weise benutzt und verteilt und den Bau ausführt. Vielleicht ist es der Verfasser selbst, der in einem zweiten Versuche die erregten Erwartungen erfüllt und übertrifft. Wenn es ihm gelingt, sich von dem Vorbilde Feuillet's loszumachen und mehr der naturalistischen Linken sich zu nähern, so sollte ihm dies nicht allzu schwer werden.

Z.

Feuilleton.

Das Ende eines Romanes.

Von Philippe Chapron.

Autorisirte Uebersetzung.

Die Nacht breitete draußen ihren Schleier aus, und die Dunkelheit umfing auch schon den Salon der Gräfin des Nvettes. Es war ihr Empfangsabend. Sieben oder acht Damen, die auf Besuch gekommen waren, saßen im Halbkreise vor dem Kamine und tauschten banale Reden aus, welche von langen Pausen und dem diskreten Rauschen der Seiden- und Sammtkleider unterbrochen wurden, denen Düfte von White-Rose und Ylang-Ylang entstiegen. Um fünf Uhr erhob sich die Baronin Helene de Morlotis und nahm von der Gräfin Abschied. Sie verneigte sich halb, spendete den noch anwesenden Damen ein sehr anmuthiges Lächeln und ging der Thür zu. Auf der Schwelle gab ihr die Gräfin noch einmal die Hand und sagte:

„Meine besten Empfehlungen an den Baron!...“ Und halblaut fügte sie hinzu: „Noch eins, liebe Freundin. Sie sind ja so muthig, bitte, besuchen Sie doch im fünften Stocke das unglückliche Mädchen, das im Sterben liegt, und von dem ich Ihnen vorhin erzählte. Sie thun ein gutes Werk. Ich ginge selbst, wenn ich nicht heute Abend auf die spanische Gesandtschaft zum Balle müßte. Aber Sie wissen ja, wie sehr mich solche Aufregungen angreifen.“

„Recht gern!“ erwiderte Helene. „Wie heißt sie?“

„Anna Favin.“

„Ich danke. Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“

Die Baronin trat in die Portierwohnung und erkundigte sich.

„Dienststreppe im Hofe, fünf Stiegen links.“

Die junge Frau hastete die enge, dunkle Treppe empor, die ein Küchengeruch erfüllte, und im fünften Stocke hielt sie vor der ersten Thür zur Linken. Der Schlüssel steckte, trotzdem klopfte sie schüchtern mit ihrer behandschuhten Rechten.

„Herein,“ rief eine schwache Stimme.

Frau de Morlotis öffnete und trat ein.

In einem elenden Dachstübchen, von einem Ofen erwärmt, in dem ein Feuerrest glimmte, erblickte sie Anna Favin. Es war ein großes, blondes Weib mit ziemlich feinen Zügen und schwarzen Augen, etwa 26—28 Jahre alt. Beileibet mit einem schlechten, vielgeflickten Schlafrocke, aber die Füße in rosafarbenen Pantoffeln mit hohen Hacken — ohne Zweifel das Geschenk irgend einer wohlthätigen Dame des Hauses —, saß sie auf einem alten Lehnstuhle. Eine Kerze auf dem Tische erhellte das Zimmer, und im Halbdunkel des Hintergrundes sah man die undeutlichen Umrisse eines Bettes hinter einem Vorhange.

Digitized by Google

Eine Nachbarin befand sich bei der Kranken, als Helene eintrat. Aber im Anblicke der in Pelze gehüllten jungen Dame erriet sie den Zweck des Besuches und zog sich zurück.

„Fräulein," sagte Helene, indem sie neben dem jungen Mädchen Platz nahm, „ich bin eine Freundin der Gräfin des Ydettes, die in diesem Hause wohnt. Sie wäre gern selbst gekommen, um nach Ihnen zu sehen, aber sie war verhindert und hat mich daher, sie bei Ihnen zu vertreten."

„Frau Gräfin sind zu gütig, und ich danke Ihnen dafür," sagte Anna Favin und reichte der Baronin eine abgemagerte, aber noch immer hübsche Hand. Dann setzte sie mit einem traurigen Lächeln hinzu: „Ach, von Ihrer Güte werde ich wohl keinen Gebrauch mehr machen können! Die Brust will nicht mehr . . . und ich bin seit Langem aufgegeben. Der Arzt hat es mir nicht gesagt, aber ich errathe und fühle es."

Helene de Moriolis erfuchte die Kranke zu ermuthigen und eine Hoffnung in ihr zu erwecken, aber Anna Favin schüttelte verzweifelt den Kopf:

„Nein, ich erwarte nichts mehr von der Zukunft und daher verwende ich die wenigen Tage, die mir noch bleiben, um mich in die Vergangenheit zu versenken."

Und mit der Hand zeigte sie auf ein altes Photographiealbum, das offen auf dem Tische lag — ein abgegriffenes, vergilbtes Album, das als einziger Prunkgegenstand inmitten dieses Elendes noch von verschwundenen besseren Tagen sprach. Mechanisch warf die Baronin einen Blick darauf, und nur mit Mühe konnte sie einen Schrei unterdrücken, als sie einen der aufgeschlagenen Bilder erkannte. Sie glaubte an einen Irrthum und beugte sich tiefer zu dem Bilde herab und betrachtete es. Kein Zweifel mehr, es war die Photographie ihres Gemahles, des Barons Robert de Moriolis. Wie war dieses Bildniß in die Hände des jungen Mädchens gelangt? Die Baronin erbleichte und eine schmerzhafte Bangigkeit schnürte ihr das Herz zu. Sie war seit drei Jahren verheirathet. Hatte der Baron sie mit diesem Mädchen hintergangen, ohne daß sie davon eine Ahnung hatte? Und mit thränenerstickter Stimme fragte sie:

„Besitzen Sie dieses Bild schon lange, Fräulein?"

Anna Favin antwortete mit feuchten Augen:

„Seit fünfeinhalb Jahren, Madame."

Die Baronin athmete erleichtert auf.

„Verzeihen Sie meine Neugier, Fräulein," sagte sie lebhaft, „aber ich glaubte, die Person zu erkennen, und sehe jetzt, daß ich mich täuschte."

Anna Favin erwiderte mit einer sanften und traurigen Stimme: „Es ist ein Mann, den ich geliebt habe."

Bei diesem Geständnisse richtete Helene de Moriolis einen so unruhig fragenden Blick auf Anna Favin, daß diese glaubte, die Geschichte ihrer Liebe würde die große Dame interessiren, und in aller Unschuld erzählte sie.

In einem vornehmen Hause der Vorstadt St. Germain, wo sie Erzieherin war, machte sie die Bekanntschaft dieses jungen Mannes. Er kam oft in's Haus, wurde auf sie aufmerksam und fing an, ihr den Hof zu machen. Sie war schwach, und eines Tages gab sie ihre Stellung auf, um ihm zu folgen.

O, ihre Geschichte war alltäglich. Sie hatte sich eingebildet, daß der junge Herr sie eines Tages vielleicht heirathen oder doch ihre Zukunft sicherstellen würde, aber es war ein Irrthum. Nach zwei Jahren des Verkehrs hatte er sie verlassen, um sich zu verheirathen. Nun begann ihr Elend. Ihr stadtbekanntes Verhältniß verschloß ihr alle Thüren, ihr Lehrerinnenberuf war ihr in Zukunft verwehrt, und sie mußte mit Nadel und Faden ihr Brod verdienen. Da überraschte sie die Krankheit und traf sie auf den Tod. Jetzt waren ihre Kräfte erschöpft, ihr Leben verzehrt und sie selbst auf die Barmherzigkeit ihrer Nachbarinnen angewiesen.

„Haben Sie jenen Mann geliebt?" fragte Helene langsam.

„O Madame," sagte Anna Favin, „von ganzer Seele."

„Wie kommt es denn, daß Sie seither niemals daran gedacht haben, sich an ihn zu wenden? Vielleicht hätte er etwas für Sie gethan."

„Wohl dachte ich mehr als einmal daran," antwortete die Kranke, „aber er war ja vermählt. Ich fürchtete, wenn ich ihm schriebe, würde seine Frau von diesem Abenteuer erfahren, und eine Unvorsichtigkeit von meiner Seite hätte den Frieden seiner Ehe stören können. Das wollte ich nicht." Und mit sanfter Stimme fügte sie hinzu: „O, ich gürne ihm nicht. Die Liebe eines armen Mädchens wie ich hätte seine Zukunft gefährden können. Nur noch einmal möchte ich ihn sehen!"

Bei diesen Worten ließ Helene de Moriolis einen räthselvollen Blick auf sie fallen und erhob sich.

„Fräulein, ich bin glücklich, Sie gesehen zu haben, und werde morgen ohne Zweifel wieder kommen. Nur Muth! Vielleicht werden Sie schneller wieder gesund, als Sie sich denken."

Anna Favin vermochte nicht zu antworten, denn ein schrecklicher Husten überfiel sie und zerriß ihre Brust. Helene nahm ihren Pelz von der Schulter und gab ihn der Kranken.

„Hüllen Sie sich ein damit," sagte sie. Und während die Kranke ihre Hände ergriff und weinend sich bedankte, ließ die Baronin auf dem Tische ihre blauseidene Börse zurück und ging.

Es war spät, als die junge Frau nach Hause kam. Der Baron erwartete sie schon seit langer Zeit, nicht ohne Unruhe. Sie entschuldigte sich mit den vielen Besuchen, die sie gemacht hatte. Als man sich nach dem Diner von der Tafel erhob, sagte sie:

„Gehst Du heute Abend in den Club, mein Lieber?"

„In den Club? Nein."

„Dann bitte ich um einen Dienst. Du kennst die Wohnung der Gräfin des Ydettes? In ihrem Hause liegt eine junge Frau im Sterben und bedarf der Hülfe. Ich hatte ihr meinen Besuch für diesen Abend versprochen, aber so viel Jammer macht mich krank. Geh' Du doch, bitte, statt meiner und thue für die Aermste, was Du für gut findest. Ich wäre Dir wirklich dankbar für diesen Liebesdienst."

„Du hast nur zu befehlen, Helene," sagte der Baron. „Und welches ist der Name dieser jungen Frau?"

Sie stutzte einen Augenblick, dann erwiderte sie entschlossen: „Fräulein Anna Favin."

„Anna Favin!" rief Robert de Moriolis und erbleichte.

„Ja," sagte sie leichthin, „eine ehemalige Erzieherin, die von Allen verlassen ist und an Krankheit und Elend zu Grunde geht."

„Helene, Du weißt Alles?" rief Robert und eilte auf sie zu. „Nicht wahr, Alles?"

Die junge Frau nickte. Der Baron senkte das Haupt.

„Und doch gestattest Du mir, daß ich sie besuche?"

„Das soll Deine Strafe sein."

Gegen Mitternacht hörte Helene de Moriolis, welche den Abend allein geblieben war, im Vorzimmer Schritte. Ihr Mann kehrte nach Hause zurück.

„Nun?" fragte sie.

Er ergriff ihre Hand und weinte.

„Ihr Wunsch war, Dich noch ein letztes Mal zu sehen. Hat sie Dir verziehen?"

„Sie ist glücklich gestorben," sagte er. „Aber Du — wirst Du mir jetzt verzeihen?"

Ohne ein Wort zu sagen, zog sie den Neugien an ihre Brust und küßte ihn.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die Jüdin von Toledo."

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Grillparzer.
(Deutsches Theater.)

Dieses Drama Grillparzer's, ein Kunstwerk feinster Seelenmalerei, ist doch, seinem Inhalte nach, wie in der Technik seines Baues, kein bühnengerechtes Kunstwerk, und es müßte den Directoren des „Deutschen Theaters" verdacht werden, daß sie es seiner eigentlichen Bestimmung als „Lesedrama" entkleideten und auf die ungewohnten Bretter brachten, wenn nicht das löbliche Bestreben, das Andenken des großen österreichischen Dichters stets rege zu erhalten, ein solches Unternehmen rechtfertigte. Und wenn nicht — dieser Beweggrund ist vielleicht für die Zuschauerung dieses Werkes noch maßgebender gewesen, als der ebengenannte — wenn es nicht in der Figur des edlen Alfons, des Königs von Kastilien, der die

Digitized by Google

Jüdin liebt, in dieser einzigen Gestalt des ganzen Dramas, welche dramatisches Leben hat, einem **Josef Kainz** Gelegenheit böte, sich einmal wieder in einer Paraderolle ganz zu entfalten. Kainz benutzte diese Gelegenheit vortrefflich. Er zeigte uns den gekrönten Jüngling, wie ihn wohl Grillparzer sich gedacht haben mag: den Jüngling, der, nach einer im Kriegslager nur unter Männern verlebten Knabenzeit und nachdem er die Langeweile der sittlichen Vortrefflichkeit an der Seite der ihm zugeführten tugendsamen Engländerin durchkostet hat, sich plötzlich berührt fühlt von dem Hauche weiblicher Ursprünglichkeit und sinnlicher, ungezähmter Natur; er zeigte uns auch in vortrefflicher Darstellung den jungen Helden, der „sich selbst erobert“ und in männlicher Kraft dem Spiele ein Ende macht, das ihn für einen Augenblick seine Würde vergessen ließ, und er kämpfte sich vor unseren Augen mit großer schauspielerischer Gewandtheit und vieler Feinheit in der Auffassung durch den lahmen Schlußakt hindurch, in welchem jenes Hin- und Herwälzen der Schuld stattfindet, die Jeder edelmüthig büßen und doch Keiner tragen will. Dies Alles brachte Kainz so tüchtig und mit so echter künstlerischer Leidenschaft zur Ausführung, daß man sich schließlich wohl für Augenblicke in eine dramatische Erregung hineingetäuscht fühlte, die freilich immer rasch wieder unterbrochen wurde, wenn die Handlung aus der Seele des Helden heraus der form- und gestaltlosen Umgebung in die Hände gegeben ward.

Aber — wir müssen es wiederholen — selbst jene vorübergehende dramatische Erregung ist eine schöne Täuschung, die diesmal zufällig nur der Kunst des Darstellers gelungen ist. Im Grunde ist dieses Grillparzer'sche Werk kein Bühnenstück, und man sollte nicht dadurch das Andenken des Dichters zu ehren suchen, daß man es auf die Bretter bringt, für die es sich nicht völlig eignet. Der Charakter eines großen Monologs, den es an sich trägt und den ihm die zuweilen trefflich und scharf durchgeführte, immerhin aber skizzenhaft angelegte Begleitschaft der anderen Figuren der Tragödie nicht raubt, würde ja allerdings an sich die Bühnenwirkung nicht ausschließen, kann dieselbe aber auch nur dann erzeugen, wenn die Handlung in der Seele des Helden sich auf dem Untergrunde eines kräftigen Willens, eines plötzlich und mit elementarer Wucht sich geltend machenden, großen Entschlusses und eines spannenden inneren Kampfes entfaltete. Diese letzteren Erfordernisse sind in der „Jüdin von Toledo“ nicht vorhanden, denn das Schwergewicht der Entwickelung in diesem Drama liegt in einem anderen Punkte: in der feinen Motivirung eines Naturtriebes, welcher den edlen Alfons über sein Wollen hinaus und entgegen seinem besseren Bewußtsein in die Arme der Jüdin treibt. Alfons ist ein passiver Held: die allgewaltige Mutter Natur spielt die Hauptrolle, die sich aber gewiß mit größerer Wirkung von der andächtigen und überlegenden Seele des Lesers als vor einer tausendköpfigen, neugierigen Zuschauermenge zu voller Wirkung entwickelt.

Denn die Neugierde dieser Zuschauermenge heftet sich leider allzusehr an Gegenstände, die nicht zu dem werthvollen Theile des Dramas gehören und nicht über seinen Werth entscheiden, als daß sie für die echt dramatische Erregung eingesetzt werden dürfte, und ein voller Erfolg dieses Grillparzer'schen Werkes, wie ihn die Darstellung im „Deutschen Theater“ unbestreitbar aufwies, darf deshalb für uns durchaus nicht ein Maßstab zur Beurtheilung seiner Bühnenfähigkeit sein. Besonders nicht, wenn in dieser Darstellung, abgesehen von der großartigen Leistung des schon erwähnten Trägers der männlichen Hauptrolle, Nichts geschehen ist, was die Dichtung in ihrer Eigenschaft als bühnengerechtes Drama uns deutlicher und überzeugender vor die Augen stellen könnte. Es mag ja von großem Interesse sein, **Agnes Sorma** einmal in Prachtgewändern und Schmuck und bräunlicher Färbung der Haut als schöne Jüdin zu bewundern, aber es müßte denn doch ein geistreicheres und besonders ursprünglicheres Spiel von dieser mit nur neugierigen Blicken verfolgten Erscheinung ausgegangen sein, wenn wir an die Möglichkeit einer genügend scenischen Verwirklichung des weiblichen Naturkindes, wie Grillparzer es sich gedacht, glauben sollten. Diese schöne, eitle, wilde, launische, verbuhlte, ja sogar habsüchtige Rahel, — so schildert sie der königliche Liebhaber — tritt gleichsam nur andeutungsweise in der Dichtung auf, so daß wir, wenn wir die letztere lesen, wohl mit nachbildnerischer Imagination ihr ganzes elementares Wesen ahnen und vervollständigen können, nimmermehr aber im Stande sind, aus der Darstellung, und wäre sie die beste, ihre eigentliche Stellung im Drama zu erkennen. Sie soll die Personifikation der Urgewalt sein, der jeder bedeutende Mensch in seinem Leben doch einmal wenigstens verfallen muß, des zerstörenden und verzehrenden „ewig Weiblichen“, der heißen, Alles vergessenden und alle Schranken überwindenden Sinnlichkeit.

Ich glaube, daß Grillparzer schon in seinem, früher als die „Jüdin von Toledo“ entstandenen, dramatischen Fragment „Esther“ an diese Personifikation gedacht hat, und daß „Esther“ nur Fragment blieb, weil Ahasverus nicht genügend dramatisch zu beleben war. Denn nur in dem Wesen des Gegenspielers konnte die zauberische Macht jener Naturgewalt zum Ausdruck kommen, nur in der Seelenverwirrung des dieser Macht verfallenen Helden konnte sie selbst, wie durch Spiegelung, versinnlicht werden. Deshalb hat der Dichter auch, als er aus Lape de Vega's Behandlung des gleichen Stoffes das alte und doch ewig neue Thema herausfühlte, seiner Gestaltung jenen monologisirenden Zug gegeben und geben müssen, den ich oben hervorhob. Und weil er den Stoff verinnerlichte, umhüllte er, im Gegensatz zu dem spanischen Originale, den dramatischen Kern, wie er in König Alfonso's Selbstgesprächen sich zeigt, nur mit einem dürftigen, fast unbeholfenen, auf jeden Fall in die Bühnendarstellung nicht sonderlich sich fügenden dramatischen Mantel. Alfonso schien ihm die geeignete Figur, um in seiner Seele das Spiel und das Widerspiel der Gewalten zu entfesseln, die bis dahin schlummernd lagen und nur des zündenden Funkens bedurften. Wer den Funken schleudert, ist weniger bedeutungsvoll als die Art, wie er zündet und unheilvoll wirkt.

So einfach und dabei oft so ungenügend motivirt ist deshalb auch die äußerliche Handlung der Tragödie: eine kurze einleitende Scene zeigt den edlen, königlichen Jüngling, der nur an Schlachten und an Ruhm denkt; neben ihm sein kaltes Weib, die er zu lieben meint; „ganz Sitte“ steht sie an seiner Seite, der „ganz Kraft“. Und sofort erfolgt der Eintritt des diese langweilige, aber edle Harmonie zerstörenden, feindlichen Elementes: Rahel, die schöne Jüdin, flüchtet sich, von den Parkwächtern verfolgt, zu des Königs Füßen, die sie umklammert; „ganz Angst“ ist sie, und deshalb ist sie mächtig. Der Funke ist in des bis dahin von Liebe unberührten Jünglings Seele geschleudert; noch sträubt sie sich in ihrer ursprünglichen Kraft — die herrlichen Monologe des zweiten Actes verkünden diesen Kampf — dann sinkt sie hin. Aber nicht in ihrer ganzen darniederliegenden Schwachheit will sie uns der Dichter malen; der dritte Act schon zeigt uns, wie sie, diese edle Seele, sich wieder emporringt aus dem Schlamm, und der vierte, wie sie den Sieg über sich selbst gewonnen. Wie spärlich nehmen sich neben diesem reichen, monologischen Inhalte die äußeren Motivirungen aus: das leidenschaftliche, aufreizende Gebahren der Jüdin im zweiten Acte, die kurze, aber scharfe Skizzirung ihrer Niedrigkeit im dritten, und das Auftreten der kalten Königin, die die Untreue nur zu strafen, aber nicht zu begreifen weiß, im vierten, Alles ist nur der zwar nothwendige, aber doch nur äußerlich bleibende Rahmen, der das Bild dieser Königsseele umgibt. Nicht weil die Jüdin schön und kurzweilig ist, folgt ihr der König nach, sondern weil er dem Drange gehorcht, der urplötzlich in seiner Seele erwacht ist, dem Drange zum Weibe, der blühenden Sinnlichkeit; nicht weil sie launisch, niedrig, verbuhlt ist, wendet er sich von dem Mädchen wieder ab, sondern weil seine Seele sich auf sich selbst besinnt; und nicht weil er dem Weibe untreu ward, fühlt er sich am Ende schuldig, sondern weil er sich bewußt wird, daß er sich selbst verlor. So stellt sich der ganze dramatische Inhalt dieses Monologs der königlichen Seele als der Kampf dar, den sie mit der unheimlichen Naturgewalt kämpfte, die in ihr selbst sich aufbäumte, die Oberhand gewann und nur mit dem Zerreißen des eigenen Herzens wieder niedergebeugt werden konnte. Und aus diesem Grunde gehört auch der fünfte Act, den Grillparzer seinem Inhalte wie seinem Aufbau nach von Lape de Vega herübergenommen, nicht zu der Tragödie des deutschen Dichters. Bei dem Spanier erforderte die Aneinanderreihung der äußeren dramatischen Geschehnisse, die allein er gibt und die allein er wirken läßt, auch den großen äußerlichen Abschluß durch die Kirchenscene, in welcher der König wieder Frieden macht mit seiner Gemahlin und den Großen seines Reiches; bei Grillparzer hat der König den Frieden mit sich selbst, den einzigen, den er zu schließen nöthig hat, schon im vierten Acte, in jenem großen Selbstverantwortungs-Monologe vor der zürnenden Gattin, hergestellt, und was sonst noch für des Reiches Wohl geschieht, läßt uns kühl. Deshalb wirkt auch der fünfte Act in Grillparzer's Drama ungeheuer lähmend, und es ist bezeichnend, daß der alte Vater der gemordeten Jüdin ihn zum größten Theil verschläft; obgleich die ganze Haupt- und Staatsaction der Untersuchung über die Schuld an jenem Morde sich in seiner Gegenwart abspielt.

Grillparzer's Tragödie will in der That meines Erachtens mehr still empfunden, scharf durchdacht und in ihren nur angedeuteten innerlichen Grundzügen vom einsamen Leser ahnend weiter ausgebaut werden, als einer zusammengewürfelten Menge zum Gegenstande äußerlicher Neugierde dienen. Es geht mir mit ihr wie mit Goethe's „Faust“ oder Byron's „Manfred“ und „F[illegible]lieri“: sie scheinen mir zu groß, zu tief, zu beziehungsreich für die Bühnendarstellung, welche sie stets nur äußerlich und deshalb unvollkommen wiederzugeben weiß. Wenigstens für unsere jetzige Bühnendarstellung mit ihrer Hervorkehrung des äußeren Gewandes eines solchen Dramas und der Nichtachtung ihres eigentlichen Inhaltes. Und wenn die „Jüdin von Toledo“ auch diesmal in Josef Kainz einen Vertreter der männlichen Hauptrolle gefunden hat, der in den Geist der Dichtung tief eingedrungen war, und ihn dem Zuhörer ahnen ließ, so wurde dieser Eindruck doch rasch immer wieder verwischt durch die Nebenspieler, die anmaßender und deshalb störender hervortraten, als ihre Rollen es geboten. Zu der Melodie, die aus dieses Königs Seele gewaltig hervorbraust, gehörte eine discretere Begleitung. Allerdings war auch vielleicht der Gesammteindruck, den viele der Zuhörer von dem Werke erhielten, gar nicht durch diese Melodie erzeugt; mir schien es wenigstens, als wenn das größte Interesse in der Zuhörerschaft durch den Umstand erregt würde, daß es gerade eine Jüdin ist, die der König liebt. Und die einzige Kritik, die man am Gesammtspiele übte, schien die zu sein, daß **Max Pohl**, der den Vater dieser Jüdin gab, etwas allzudeutlich „mauschelte“.

O. B.

„Die Braut von Messina.“

Trauerspiel in vier Acten von **Friedrich von Schiller**.
(**Berliner Theater.**)

Die antikisirende Schicksalstragödie Schiller's hat der Regie von jeher eine Reihe von Räthseln aufgegeben, deren Lösung sich stets als eine unvollkommene erwies. Die ideelle und actuelle Doppelstellung des Chores wollte sich durchaus nicht in den Rahmen der modernen Bühne einfügen und anschaulich zur Erscheinung bringen lassen. Von den mächtigen Leidenschaften der Hauptacteurs mit durchwühlt und dann wieder sie wie in ruhiger Spiegelfläche reflectirend, ergab sich ein Doppelbild, das des harmonischen Gesammteindruckes entbehrte. Auch die Barnay'sche Auffassung bringt keine endgültige Lösung, aber sie führt zu einem annehmbaren Compromisse.

Barnay legt den Hauptnachdruck auf die actuelle Bedeutung des Chores. Ob er damit den Schiller'schen Intentionen entspricht, ist min-

Digitized by Google

destens zweifelhaft, jedenfalls kommt er den modernen Bühnenbedürfnissen entgegen und ermöglicht eine dramatische Wirkung, wo es sich bisher nur um einen lyrischen Genuß gehandelt. Er lockert die compacte Masse, die als lebloser Resonanzboden der auf der Scene tobenden Leidenschaften dienen würde, vertheilt Rede und Gegenrede auf eine größere Anzahl individualisirter Chormitglieder und ermöglicht so eine lebendige Wechselwirkung, die zwischen den Einzeldarstellern und den Chormassen hin- und herwebt und innerhalb der Letzteren von Person zu Person in verschiedenen Variationen nachzittert. Wo die compacte Masse als solche in den Vordergrund tritt — und das ist meist da der Fall, wo die ideelle Bedeutung des Chores betont wird — ergibt sich als natürliches Ausdrucksmittel der gemeinsam gesprochene Refrain. Und wie wurde der Refrain gesprochen! Barnay hat es verstanden, mit diesem primitiven Kunstgriffe eine musikalische, an das Recitativ der Oper erinnernde Wirkung zu erzielen.

Schon das erste Auftreten der Chöre, wie sich die Mannen der feindlichen Brüder über die beiden gegenüberliegenden Seitentreppen des Palasthofes herab ergossen, belebte die Scene und bot ein überraschendes Bild voll leidenschaftlicher Bewegung. Wie sie beim Anblicke der Gegner stutzten, zurückbebten, an die Schwerter griffen, die Fäuste ballten und den aufsteigenden Grimm mühsam zurückdrängten, das Alles zeigte von einer bisher unerhörten Belebung steifleinenen Comparsenthumes. Freilich waren es Schauspieler, keine Statisten, aus denen sich die Chöre zusammensetzten! Unter all' den martialischen Gestalten haben wir nicht eine einzige Carricatur bemerkt, und das will bei etwa fünfzig sicilianischen Kriegern recht viel sagen. Und nun erst die Bewegung! Natürlich und ungezwungen, ohne das gliederverrenkende Veitstanzthum der Meininger, verschoben sich die Gruppen und boten immer wieder ein schönes Gesammtbild. Besonders gelungen war der Moment, als die Mannen Manuel's sich in der Dämmerung lagerten, um das herrliche Loblied auf den Frieden zu singen. Zur höchsten tragischen Wirkung gelangten die Chorstrophen, wo sie gemeinsam gesprochen das allmächtige Walten des Schicksales in schaurigem Flüstertone feiern:

Ja, es hat nicht gut begonnen,
Glaubt mir, und es endet nicht gut;
Denn gebüßt wird unter der Sonnen
Jede That der verblendeten Wuth.

Und dann wieder die Todtenklage an der Leiche Manuel's und vor Allem der Rachruf, von den greisen Mannen, über die Bahre in der Halle hingebeugt, mit halber, grimmunterdrückter Stimme gesprochen:

Brechet auf, ihr Wunden!
Fließet, fließet!
In schwarzen Güssen
Steiget hervor, ihr Bäche des Bluts.

Aus den beiden Chorführern Cajetan und Bohemund wußten die Herren Kraußneck und Schwellach Charakterfiguren herauszugestalten, denen ein großer Theil des Erfolges des Abends zufiel. Besonders Herr Kraußneck mit seinem mächtigen, außerordentlich modulationsfähigen Organe erwies sich als ein Schillersprecher ersten Ranges. Jeder Vers der herrlichen Chorstrophen kam zur Geltung, ohne daß die Natürlichkeit der Sprechweise jemals gelitten hätte.

Von den Darstellern der Hauptpartien läßt sich gleich Rühmliches nicht sagen. Frau Ziegler hat uns abermals durch eine späte, aber immer willkommene Rückkehr zur Natur überrascht. Freilich, die Ansprache an die Aeltesten der Stadt war noch ganz im alten hohlen Declamationstone gesprochen, aber dann kamen Momente in der Versöhnungsscene mit den Brüdern, an der Leiche Don Manuel's, wo der durchbrechende Realismus die Zwangsjacke der Münchener Schule zersprengte. Im Pathos am nächsten kam ihr der Manuel des Herrn Teuder, leider mehr im falschen, als im echten Pathos. Woher er beispielsweise die visionäre Begeisterung genommen, als er seine Mannen beauftragte, auf dem Bazar Brautkleid und Schuhe zu kaufen, ist unerfindlich. Auch würde Herr Teuder wohl thun, das Quellen der Vocale innerhalb der Mundhöhle, bevor sie über das Gehege der Zähne treten, thunlichst zu verhindern. Herrn Ellmenreich's Don Cesar sah im Anfange recht verheißungsreich aus, hielt aber seine Versprechungen im Verlaufe der Handlung nicht. Besonders der im letzten Acte in Bewegung gesetzte großartige tragische Apparat erdrückte und erstickte seine anerkennenswerthen Anstrengungen, sich auf der Höhe der Situation zu erhalten. Er schrumpfte vor dem Katafalke des Bruders, neben der Riesengröße der Ziegler sichtlich zusammen und seine Stimmmittel verloren sich unter Trauergesang und Racheruf. Fräulein Auguste Scholz, die Darstellerin der Beatrice, scheint eine recht brave Darstellerin zu sein, für die Wiedergabe Schiller'scher Frauengestalten fehlt ihr das Nothwendigste, die Poesie. Ihr und den unruhigen Beleuchtungsexperimenten war es zuzuschreiben, daß der zweite Act beinahe seine Wirkung verfehlt hätte und wieder nur durch die vereinten Anstrengungen der Chöre über Wasser gehalten wurde. M.

Opern und Concerte.

Zwei Operetten: „Gräfin Wildfang" im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater; „Die Dragoner der Königin" im Victoriatheater. — Eröffnungsfeier im neu umgebauten Saale der Philharmonie. — Aussichten für den nächsten Winter.

In der Hauptstadt des Deutschen Reiches herrscht jetzt die Operetten-Durchfallepidemie; und wenn man die einzelnen Fälle prüft, so erscheint die Rettungslosigkeit gar nicht verwunderlich. Man hatte schon im letzten Jahre und zu Anfang des Herbstes geglaubt, daß Schlimmeres als die „neuen" Operetten (ich weise auf meinen Bericht über „Glücksritter") nicht geboten werden könnte; aber man hatte sich arg getäuscht. In der Friedrich-Wilhelmstadt wurde verflossene Woche die Operette „Gräfin Wildfang" von einem Wiener Anfänger gegeben, die an Naivetät in der Verwendung fremder Melodien fast nichts mehr zu wünschen ließ; zwei Tage darauf, am Sonntag, den 7. October, brachte das Victoriatheater eine „große" Operette mit Ballet in drei Acten: „Die Dragoner der Königin" von Leopold Wenzel (einem ebenfalls bisher im Verborgenen blühenden Componisten), welche noch unter die „Gräfin Wildfang" hinabragte. Der Text von den Herren Decourcelle und Beauvalet, von Herrn C. A. Raida, dem Capellmeister des Theaters, deutsch bearbeitet, bietet denkbar mannigfachste Zusammenklebung von Unsinn und Langeweile. Von den sieben Hauptpersonen, die vorgeführt werden, befinden sich nur zwei im eigentlichen Zusammenhange mit dem, was da Handlung sein soll, die anderen sind nicht einmal Nullen hinter einer Ziffer, sondern einfache Zeichen, die gar nichts bedeuten. Im ersten Acte war noch irgend Etwas von einer Exposition zu unterscheiden: Ein verschuldeter hübscher Dragonercapitän, der einer reichen alten Gräfin den Hof macht, um ihre Hand und ihr Geld zu gewinnen; ein junger bildhübscher Handwerker, in den diese Gräfin verliebt ist, und den daher der Offizier beseitigen will; eine Scene, in welcher der junge Handwerker von dem Offiziere zum Trunke bis zum Rausche und zum Unterzeichnen einer Militärverpflichtung verführt wird; große Betrübniß der Gräfin und der hübschen Wirthstochter Rose, welche der junge Handwerker heirathen will; Schluß des ersten überlangen Actes. Im zweiten unverständliches und unverständiges Durcheinander: Erscheinen des jungen Dragonerhandwerkers in Uniform mit einer herumziehenden Schauspielertruppe; er entführt seine Geliebte, Verkleidung als Schauspieler; ein Anderer, der Neffe der Gräfin, wird als vermeintlicher desertirter Dragoner eingefangen, soll erschossen werden — Ballet; im dritten Acte Lager, Geschrei, vollkommen unverständliche Scenen mit dem vermeintlichen Deserteur, der doch schon lange erkannt sein mußte, Verkleidung des jungen Dragoners als Wirthin, die nun ihrerseits den Capitän zum Rausche bringt — zuletzt gar eine Ordre, die den jungen Dragoner belobt und befördert. Wenn der Leser aus all' dem, was ich hier vorbringe, nicht klug wird, geht es ihm gerade wie mir im Victoriatheater am 7. October.

Doch wie immer die Textdichter gesündigt haben mögen, im Vergleiche mit den Thaten des Componisten verdienen sie noch Lob! Die Art und Weise, in welcher dieser Herr Wenzel die allerbekanntesten Polka- und sonstigen Tanzmotive seinem Texte unterlegt, läßt fast auf eine Art von Unzurechnungsfähigkeit, auf eine musikalische Kleptomanie schließen. Und dann diese Instrumentation! Kein Schüler eines Conservatoriums, der ein paar Jahre unter einem guten Lehrer studirt hat, darf derartig Dürftiges bringen; wie das in dem großen Victoriatheater klang! man glaubte hier und da ein Orchester zu vernehmen!

Aber wir müssen fragen: wie kam der sonst so tüchtige Director des Victoriatheaters dazu, solch einem ganz unbezeichenbaren Dinge wie diese „Dragoner" seine Bühne zu öffnen, und ihm noch dazu sehr große Unkosten an Ausstattung und Decoration zu widmen? Seine Erfahrungen haben ihn gelehrt, daß auf seiner Bühne nur geschickt gemachte Nachahmungen der großen Decorations- und sonstiger Schaustücke Erfolge gewannen: die „Weltreise in 80 Tagen", „Excelsior", „Frau Venus" ꝛc. Wie kam er nur dazu, eine „große Operette" vorführen zu wollen, und wie war es möglich, daß sein Capellmeister, der deutsche Bearbeiter, solcher Musik den Eingang nicht verwehrte? Mögen Andere eine Lösung dieses Räthsels versuchen, ich will nur noch der Aufführung einige Worte widmen. Frau Zimaier in der Hauptrolle des jungen Handwerkers war reizend in Gesang und Spiel, die Rauschscenen gewannen ihr die allgemeine bestverdiente Anerkennung; da waren lebhaftes Spiel und feinster Anmuth vereinigt.

Von den anderen sind noch die Damen Frl. Lilli Lejo und Frl. Conrad zu nennen, die recht verwendbare Sängerinnen sind, aber in diesem Machwerke gar nicht zur Geltung gelangten; dann die Herren Steinberger, Szika und Fredy, die sich alle erdenkliche Mühe gaben, die Neuheit über dem Sumpfe zu halten. Verlassen wir nun das wenige Thema und wenden wir uns zu einem erfreulichen Ereignisse. Der neu gebaute Philharmoniesaal, der von Mitte April bis zum 5. October hergestellt worden, hat die glänzendsten Erwartungen übertroffen. Er ist in jeder Hinsicht den schönsten und besten Deutschlands beizuzählen, prächtig ohne Ueberladung, sehr groß ohne unbehagliche Breite, und sehr akustisch, so sehr, daß die an die früher nothwendige Kraft und Lungenanstrengung gewöhnten Mitglieder des Philharmonischen Orchesters, besonders die Bläser, erst den Eifer dämpfen müssen, um den vollen Wohllaut zu erzeugen. Die Eröffnung fand vor einer geladenen, der besten und gebildetsten Gesellschaft angehörigen Hörerschaft statt, unter Mitwirkung von Hans v. Bülow und des Stern'schen Gesangvereins, des Herrn Organisten Dienel, der auf der Orgel die Feierlichkeit mit einem Chorale einleitete, des Königl. Hofschauspielers Ludwig, der einen sehr anregenden Prolog von Dr. Rud. Genée sprach, und der Herren Capellmeister Kogel und Professor Rudorff; jener leitete den ersten Theil des Concertes, welcher Beethoven's „Weihe des Hauses" und Rich. Wagner's Meistersinger-Vorspiel brachte, der zweite handhabte den Dirigentenstab bei Beethoven's Phantasie für Clavier, Chor und Orchester, die Hans v. Bülow mit gewohnter großartiger Meisterschaft und mit dem Stern'schen Verein und dem Orchester ausführte, und beim Händel'schen „Hallelujah" zum würdigen Schlusse. Das war eine Vorfeier der Winter-Musikzeit, die uns viele Genüsse, aber auch harte Arbeit bringen wird; am 8. October, dem ersten eigentlichen Concerttage, finden gleich drei statt: Symphonie-Abend der Königl. Capelle unter Capellmeister Sucher (da Herr Deppe doch wieder zurückgetreten ist), Concert der Geigerin Toricelli im Hotel de Rom, und ein Kammermusikabend in einer Schul-Aula. Das genügt für den ersten Anfang! Heinrich Ehrlich.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Staatlos.

Eine heitere Zeitgeschichte auf ernstem Hintergrunde von

Hans Blum.

Ein starker Band. Hocheleganter Format broch. 7 M., eleg. geb. 8 M.

Der bekannte Verfasser, der durch seine früheren historischen Romane zu unseren **berühmtesten Autoren** zählt, schildert die Noth eines Deutschen, der aus Verdruß über Preußens Siege 1866 sein Heimathsrecht aufzugeben und ein kleines (bis vor Kurzem wirklich vorhandenes) staatsloses Gebiet in Mitteldeutschland erwerben hat, in einer Reihe lustiger Verwickelungen, denen der Ausbruch des Krieges von 1870 die ernsteste und zugleich erlösende Prüfung bei staatlosen Helden hinzufügt.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

Soeben erschien in unserem Verlage:

Aus vergangenen Tagen.

Drei Erzählungen von

Ada Linden.

8. geh. 21 Bogen. Ladenpreis 4 M.

Inhalt: **I. Der Ring der Hohenzollern. II. Aus den Tagen des Kampfes. III. Die Herr von Oetzbeburg.**

Höchst anziehend und culturgeschichtlich interessant geschriebene Novellen aus der Feder einer talentvollen, jungen Dame; dieselben können allen Gebildeten als eine fesselnde und anregende Lectüre warm empfohlen werden.

Katholik oder Protestant?

Eine Frage des Gewissens und der Geschichte. Material zur Beantwortung derselben dargeboten von **Dr. Ad. Krag.** Preis broch. 75 ₰. Eine knappe Gegenüberstell. d. brüderl. Standpunktes in ruhiger, sachl. Erört. üb. d. dchsch. kirchl. Gegensätz.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.
Verlag von G. M. Zickerl's Hofbuchh., Lunau.

Im Verlage von **A. Stein** in Potsdam ist soeben erschienen:

Zur

deutschen Sprache und Litteratur.

Vorträge und Aufsätze von

Karl Bitz.

Preis: 3 Mk.

Die vorstehenden, auf den mannigfachsten Gebieten der deutschen Litteratur sich bewegenden Untersuchungen sind durch die Neuheit und Originalität ihrer Ergebnisse geeignet, vielfach anregend, zum Theil bahnbrechend zu wirken.

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; ausschließlich Originalberichterstattungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modewelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 (2 Mk. 50 Pf.). Jährlich erscheinen:

24 Nummern mit Toilette- und Handarbeiten-Abbildungen, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das weitere Hausbedürfniß umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche &c., wie die Handarbeiten in diesen ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickereien, Kanevas-Stickereien &c.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Postanstalten und Buchhandlungen. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 38b, Ecke Lützowstraße.

Schweizerische Rentenanstalt.

(Für Lebensversicherungen und Renten.)

30. Jahrgang.

Volle Gegenseitigkeit. Aller Gewinn den Versicherten. Angesammelter Gewinnfonds 3,400,000 Fr. Ausbezahlte Gewinnrenten Francs 1,500,000, bis auf 50 und 60 pCt. der Jahresprämie. Ausbezahlte Kapitalien 26,000,000 Fr. Volle Auszahlung sofort nach dem Ableben, ohne Abzug. Gesammtfonds der Rentenanstalt 23,000,000 Fr. Jahres-Einnahme 3,600,000 Fr. Versicherungssumme 74,000,000 Fr. Statuten, Prospecte, Jahresberichte gratis bei allen Agenturen, sowie bei der unterzeichneten Generalagentur

für Berlin und die Prov. Brandenburg

Theodor Schroeder,

Berlin W. 8, Leipzigerstrasse 29 III.

Agenten, welche in besseren Kreisen Beziehungen haben, finden Anstellung.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Volksland.** Reich illustr. Prachtw. Folio, geb. München, 1881, neu 40 M. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 M. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 M. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtausgabe. Neu 40 M. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur. Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift. 1795 bis 97. br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 M. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 M. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poétiques. Par. 52, 4 vols. marocain. Zus. 50 M. — — v. **Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hlf. 40 M. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 3 Bde. Hlf. 10 M. — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe, Leipz. 67, Lw. zus. 15 M. — **Thackeray,** Vanity Fair. Lond. 75. Neuer Abdruck. Werke. Edinb. 78 und **Defoe,** Rob. Crusoe, by himself. Lond. 3 eleg. Lwbde. zus. 20 M. — **Brümmer,** Dtsch. Dichterlexikon. 2 Bde. m. Nachtr.; ferner **Dische, Dichter u. Denker d. Gegenw.** (Autographen). Eleg. Lw. und **Visbeck,** Goethe's Leben. 4 Bde. Lw. zus. 15 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Verlag von **Gustav Fock** in **Leipzig.**

Mahabharata: Der Grosse Krieg.

Gedichtet v. **Joh. H. Becker,** Verfasser der „Hundert Republik", des „Wesens des Geldes" u. s. w.

Gr. 8°. X, 192 u. 10 S. — M 2.40.

Nur wer lesen darf und lösen, kaufe das, was rathselvoll
Aus dem Wunderborn der Sage seiner Urweltahnen quoll;
Wer nicht denken „darf", darf krittelnd „wunderlich" mein Werk nur schelten;
Wunderlich erschien dem Peter schon der Kreuzweg, fremd und selten.

Für Schriftsteller.

Zuliefung guter spannender Romane, Novellen, Erzählungen, Humoresken (in Original und Uebersetzung), wenn auch bereits gedruckt, ist stets erwünscht. Bei bereits gedruckten Sachen ist genau anzugeben, wo und in welchen Blättern der Abdruck erfolgte. Entscheidung erfolgt in kurzer Zeit.

Paul Köhler's Verlag,
Berlin N., Weißenburger Str. 8.

Im Verlage der **Politischen Buchhandlung** in **Leipzig** ist soeben erschienen:

Dünzer, Goethe und Karl August.

3 Thle. in einem Bande. 2. Aufl. Brosch. M 18.—. Geb. M 20.—.

Dieses längst erwartete Werk von der Hand des berühmtesten Kenners des Weimarischen Hof- und Dichterlebens stellt die Beziehungen Goethes zu seinem Fürsten, dem bedeutendsten seiner Zeit, in eingehendster Weise dar und wird jedem Goetheverehrer sowie allen Freunden unserer neueren vaterländischen Geschichte höchst willkommen sein.

Redaction: Berlin S.W., Blücherstr. 67. — Gedruckt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von **Metzger & Wittig** in **Leipzig.** — **Expedition:** Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 42. Berlin, den 20. October 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Strömungen in Afrika. Von G. Meinecke. — Der Werth der englischen Bundesgenossenschaft. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Die Entwickelungsgeschichte der Engelsgestalt. Randglossen zu einem Künstlerstreite der Gegenwart. Von Carus Sterne. — Die Eröffnung des neuen Burgtheaters. Von Z. — **Feuilleton:** Der Sonntag auf dem Lande. Von Renato Fucini. Aus dem Italienischen von Oskar Bulle. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — Offene Briefe und Antworten: zu den populären Wissenständissen. Von Karl Zentsch. — Notizen. — Inserate.

Strömungen in Afrika.

Von G. Meinecke.

Nach der Ansicht bewährter Kenner Südafrikas scheinen sich in diesem gewaltigen Theile des Continentes, in dem Engländer, Buren, Deutsche, Portugiesen sowohl untereinander als mit den einzelnen Stämmen der Eingeborenen in eine Berührung kommen, welche man augenblicklich als eine mindestens unfreundliche bezeichnen muß, Ereignisse ernster Natur vorzubereiten, welche unsere Aufmerksamkeit in hohem Maße verlangen. Denn seitdem Deutschland die Bahnen einer energischen Colonialpolitik beschritten hat, sind wir aus den Reihen der mehr oder weniger betheiligten Zuschauer in die Arena eingetreten und müssen bei dem allgemeinen „scramble“, welcher jetzt in Afrika begonnen hat, und nicht nur unserer Haut wehren, sondern unter Umständen auch vorgehen können. Es wird dies sogar zu einer Pflicht, deren Unterlassung die Schwierigkeiten unserer Situation noch vermehrt, wenn böser Wille und neidische Mißgunst die Gegner zu immer neuen Angriffen aufstachelin. In einem solchen Falle befindet sich augenblicklich Deutschland der englischen Verwaltung der Capcolonie gegenüber, welche über das Feststehen der Deutschen in Südwestafrika sich noch immer nicht beruhigen kann und mit dem alten Mittel der südafrikanischen englischen Politik, oder sogar der großen englischen Politik — nämlich gelegentlich die Eingeborenen gegen die Weißen aufzuhetzen — in ausgiebiger Weise wirthschaftet. Um diese Verhältnisse zu würdigen, muß ein wenig weiter zurückgegriffen werden.

Man wird sich erinnern, daß das Haus C. F. Lüderitz in Bremen sich in Angra Pequena, der heutigen Lüderitzbucht, niedergelassen hatte und einen Tauschhandel mit den Eingeborenen des Hinterlandes, welcher auch über den Oranje-Fluß in damals unbestrittenen englisches Territorium sich ausdehnen konnte, zu treiben beabsichtigte. Die günstigste Zeit für das Geschäft in diesem Lande war schon vorbei, als Lüderitz sich etablirte. Ein paar Jahre lang hatte über die nördlich liegende Walfischbay ein so bedeutender Export von Producten des Landes, Elfenbein, Häuten, Straußenfedern u. s. w. stattgefunden, daß das an und für sich an thierischen Producten arme Land, wenn man die gewaltigen Rindviehherden ausnimmt, deren Export sich aber bald als nicht lohnend herausstellte, gewissermaßen ausgeplündert war. Es trat dann eine große Depression ein, von welcher sich heute auch das Land noch nicht erholt hat und unter welcher auch schließlich die Lüderitz'schen Geschäfte nicht wenig litten. Doch war die Niederlassung in Angra Pequena eine lebenskräftige Unternehmung, zumal da Lüderitz auch durch Graben von Brunnen u. s. w. die immerhin noch lohnende Viehzucht jenseits des sterilen Küstengürtels steigern wollte und mit umfassenden, fruchtbaren Plänen sich trug, deren Ausführung leider der Tod verhinderte, und bereitete wegen der Ausnahmestellung, welche sie genoß, den Capstädtern nicht wenig Kummer. Noch größeren Aerger aber empfanden die Engländer, als sie erfuhren, daß Lüderitz, ehe er seine Niederlassung unternahm, sich des Schutzes des Deutschen Reiches vergewissert hatte, und es sich schließlich herausstellte, daß sie in Folge ihrer eigenen schon früher bei der Behandlung der Klagen der im Hinterlande wohnenden Angehörigen der Rheinischen Missionsgesellschaft bewiesenen Gleichgültigkeit und durch das Ungeschick ihrer Diplomatie das Land vom Oranje- bis Kunenefluße verloren hatten. Nur Walfischbay war ihnen noch verblieben, welches für sie jedoch nur von einem geringen Werthe war. Als man in Capstadt endlich eingesehen hatte, daß man mit dem Factum der deutschen Besitzergreifung zu rechnen habe, versuchte man auf die oben schon angedeutete Weise den Deutschen Schwierigkeiten zu bereiten. Seit längeren Jahren wüthen schon Kämpfe zwischen den Hereros und Namas, unter denen die deutschen Missionen seit der Zeit, als das Gebiet „no man's land“ war, sehr zu leiden gehabt hatten. Als nun mit dem Beginn der deutschen Schutzherrschaft diese Unruhen nicht gleich aufhörten, liefen sofort Reclamationen angeblich geschädigter Engländer ein, welche auch außerdem die Eingeborenen aufhetzten, so daß das Verhältniß zwischen Deutschen und Eingeborenen zeitweilig ein recht unerquickliches wurde. Die Missionare hatten nicht wenig zu leiden, und wenn sie auch in Person respectirt wurden, so wurden sie durch die fortgetzetzten Viehdiebstähle und gereizten Eingeborenen nicht wenig geplagt. Unter diesen Umständen schien es bei der herrschenden Stimmung in Capstadt selbstverständlich, daß die Annahme, Deutschland werde sich nicht mit diesem schwer zu beruhigenden Lande plagen, zu einer fixen Idee wurde und die vorsichtige Sondirung des Reichscommissars Dr. Göring, ob die Capregierung nicht Walfischbay gegen die in der Südsee des deutschen Gebietes wohnenden Bondelzwaarts austauschen wolle, in dieser Ueberzeugung von vornherein abgelehnt wurde. Es war dieses zu der Zeit, als Charles Marvin ausführte, „daß der in Angra Pequena ausgeübte schattenhafte Schutz mit der Zeit auch verschwinden müsse, damit in Australafrika südlich vom Cap Frio an der Westküste und der Mündung des Flusses Sambesi an der Ostküste nur ein Staat, eine Flagge und ein Volk

Digitized by Google

vorhanden sein möge". Obwohl nun die Entdeckung von Gold in dem deutschen Südwestafrika die Politiker in Capstadt hätte davon überzeugen sollen, daß das Land doch vielleicht werthvoller für Deutschland sein würde, als sie annahmen, so dauerten die Versuche der Ruhestörung doch fort und fanden einen festen Stützpunkt, als sich das Gerücht verbreitete, Eingeborene aus dem deutschen Gebiete wollten Walfischbay überfallen. Der Anlaß dazu war einfach genug. Ein räuberischer Hottentotten-Häuptling, welcher jedoch nur gegen seine schwarzen Stammesfeinde in Fehde lag, Hendrick Witbooi, hatte seine Munition verschossen und gedachte sich in Walfischbay neu auszurüsten. Aber obwohl er an den britischen Magistrat ein Schreiben voll tiefster Ehrerbietung richtete, und die formelle Versicherung gab, daß er gegen Engländer nichts im Schilde führe, und zur Veranlassung des deutschen Polizeimeisters unverrichteter Sache wieder abzog, so genügte doch schon sein bloßes Erscheinen, um die bittersten Klagen gegen die deutsche Regierung, in deren Gebiete Hendrick Witbooi wohnt, ertönen zu lassen. Im englischen Unterhause richtete sogar ein Mitglied an den Unterstaatssecretär für die Colonien die Frage, ob die deutschen Behörden die nöthigen Schritte gethan hätten, um eine wirksame Ueberwachung der Eingeborenen des Schutzgebietes durchzuführen, insbesondere feindliche Angriffe gegen außerhalb des Schutzgebietes liegende Bezirke zu verhindern. Der Unterstaatssecretär antwortete ausweichend und schützte diplomatische Unterhandlungen mit der deutschen Regierung vor. Die Angst der paar Engländer in Walfischbay, welche, wie die Folge gelehrt hat, einfach lächerlich war, bot jedoch der Capregierung die erwünschte Gelegenheit, nunmehr zu zeigen, daß ihr das Wohl dieses Landes mehr am Herzen liege, als den Deutschen. Es wurde sofort ein Kanonenboot mit 25 berittenen Capschützen nach Walfischbay beordert, welche Schanzen aufwarfen, ihr Feldgeschütz ausschifften und sich zum Kampfe bereit machten. Aber S. M. Kreuzer „Habicht", welcher ebenfalls auf die ersten übertriebenen Gerüchte auf seiner Reise nach Norden den Hafen von Walfischbay angelaufen hatte, fand nicht die geringste Unruhe und zog nach siebentägigem Aufenthalte am 1. Mai wieder in See. Jetzt ist die von der deutschen Colonialgesellschaft für Südwestafrika in Capstadt angeworbene Schutztruppe in Walfischbay ausgeschifft, so daß dieselbe ihr Gewicht bei den Streitigkeiten zwischen den Eingeborenen, welche man nicht zu tragisch nehmen darf, in die Wagschale werfen kann. Der Regierung der Capkolonie aber dot sich eine gewünschte Gelegenheit, ihre Verdienste um die Aufrechterhaltung der Ruhe in das rechte Licht zu stellen und der deutschen Regierung fast komisch klingende Vorwürfe zu machen. Noch in einer Sitzung des Cap-Parlamentes vom 21. Juni hat der Premierminister Sir Gordon Sprigg eine Gelegenheit wahrgenommen, seinem Aerger über die deutschen Erwerbungen in Südwestafrika freien Lauf zu lassen und auf den Besitz von Walfischbay zu pochen, als ob dieser Hafen uns unumgänglich nöthig und es nicht möglich wäre, sollte das Vorkommen von Gold in Damaraland den Abbau lohnen, nach Sandwichhafen den Verkehr abzulenken und dann Walfischbay lahmzulegen. Doch vielleicht lassen sich die Capstädter durch die offiziöse Andeutung, Deutschland könnte es sich im Falle des Nachgehens der Engländer überlegen, ob es nicht für seine südwestafrikanischen Besitzungen einem geplanten südafrikanischen Zollverein beitreten würde, eines Besseren über ihre wirklichen Interessen belehren. Jedenfalls können sie überzeugt sein und ihre Politik danach einrichten, daß der englischen Besitzausdehnung in Südwestafrika eine unüberwindliche Schranke sich gegenüberstellt.

Wie schon vorher bemerkt, haben aber die Engländer, wenigstens der größere Theil der Nation, jetzt besondere Aspirationen auf der Ostküste, wo sie eine bemerkenswerthe Rührigkeit entwickeln, sowohl politisch als wirthschaftlich ihre Grenzen nach Norden zu schieben, bis zum Sambesi. Es traten augenblicklich die Strömungen klar zu Tage, das Zululand vollkommen sich „anzugliedern", Transvaal ganz einzuengen und Portugal als eine quantité négligeable zu behandeln und es einzuschüchtern.

Das Zululand befindet sich noch immer in einem Zustande heftiger Gährung, und es schien eine Zeit, als ob ein allgemeiner Krieg unter Zulus und Engländern ausbrechen würde, wobei natürlich wieder die Engländer Eingeborene gegen Eingeborene ausgespielt hätten. Nach der Unterwerfung des Königs Ketschwayo war es den Engländern als das Klügste erschienen, das Land unter dreizehn Herrscher zu vertheilen, damit keiner über den anderen sich überhebe. Mit Ausnahme eines gewissen Usibepu, welcher viel Gewalt an sich riß, blieben die Zaunkönige auch herzlich unbedeutend und unterwarfen sich dem später in Ami und Würde eingesetzten Ketschwayo. Aber Usibepu war nicht so leicht zu depossediren, er übergog Ketschwayo mit Krieg und setzte nach dessen Tode den Kampf gegen dessen Sohn Dinizulu fort, welcher die Buren des Transvaal zu Hülfe rief und sie mit großen Landschenkungen bedachte, wo dieselben die „Neue Republik" mit der Hauptstadt Bruheid gründeten. Dieselbe hat sich jetzt Transvaal angeschlossen. Dinizulu berente bald seine Freigebigkeit, die Engländer mischten sich in die Sache, theilten das Zululand, dessen eines Drittel sie den Buren, ein anderes Dinizulu, und ein anderes Usibepu zuzprachen, und annectirten schließlich das ganze Land mit Ausnahme des Burenantheils. Aber anstatt in energischer Weise das Land zu verwalten, wurde es dem Gouverneur von Natal unterstellt, einer Colonie, welche neben höchstens 40,000 Weißen 400,000 Eingeborene, der Mehrzahl nach den Zulus angehörig, zählt. Seit dieser Zeit war Dinizulu Rebell und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die schwächliche englische Politik im Zululande, welche allerdings auch aus der Besürchtung, mit Transvaal in Conflict zu kommen, zu erklären ist, noch mancherlei bedenkliche Erscheinungen zeitigen wird.

Denn der große Gegensatz zwischen Engländern und Buren, welcher in der Bildung des Oranje-Freistaates und der Südafrikanischen Republik sich verkörpert hat, besteht trotz aller Ableugnungen noch heutzutage ebenso mächtig als früher. Selbst in der Capcolonie ist mit wenig Ausnahme der Zwiespalt noch vorhanden, wenn auch die „Afrikander" sich dort gemäßigter zeigen. Die unfreundliche Stellung des Transvaal gegenüber der englischen Regierung ist leicht erklärlich, wenn man die Geschichte der Buren-Auswanderer überblickt, welche, von den Engländern oft auf das Schmählichste betrogen, erst durch die Schlacht am Majubaberge sich aus den Bande Englands losmachen mußten. Aber wenn auch dadurch für eine Zeit die englischen Ansprüche vernichtet wurden, so brachte die Entdeckung der Goldfelder und das colossale Zuströmen von weißen Abenteurern neue Gefahren, da das Uebergewicht der Buren zu verschwinden drohte. Dieselben suchten sich gegen etwaige Uebergriffe neuerdings durch die Pflege der Ausbreitung der holländischen Sprache zu schützen und gegen eine etwa weiter anzuwendende Taktik der Engländer, mit den Eingeborenen gegen die Buren gemeinsame Sache zu machen, durch Verschärfung des Gesetzes, nach welchen die Eingeborenen dort wohnen sollen, wo ihre Häuptlinge wohnen. Ueber diese sogenannten Locationen würde dann ein Regierungsbeamter die Aufsicht führen, wodurch eine Wiederholung der schmachvollen früheren Vorgänge, daß nämlich die Engländer die Kaffern gegen die Buren bewaffneten, unmöglich gemacht werden dürfte.

Diese Politik der Buren ist zwar eine geschickte, aber gegen die der Engländer, welche jetzt endgültig die Buren von der See abgeschnitten haben und denen es auch gelungen ist, ihnen den Norden zu verschließen, kann sie nicht aufkommen. Die jüngsten Ereignisse beweisen dies zur Genüge. Ein Artikel der am 27. Februar 1884 zu London unterzeichneten Convention lautet: „Die südafrikanische Republik darf keinerlei Vertrag eingehen mit irgend einem Staate oder einem Volke, außer mit dem Oranje-Freistaat, auch nicht mit irgend einem Stamme der Eingeborenen im Osten oder Westen der Republik, bevor solcher nicht durch die Königin von England gutgeheißen ist." Der südafrikanischen Republik stand also nur noch der Weg nach Norden offen, wo die Engländer beim Abschlusse der Convention keine Interessen hatten. Die Situation änderte sich aber bald. Es ist von holländischer Seite, welche uns nicht freundlich gesinnt ist, behauptet worden, der eng-

Digitized by Google

lischen Regierung seien die Beweise in die Hände gefallen, daß die südafrikanische Republik, durch deutsche Intriguen verleitet, ihr Auge auf ein zukünftiges deutsches Protectorat geworfen hatte, und daß die Deutschen beabsichtigten, ihre Erwerbungen quer über den Continent bis zum Sambesi auszudehnen. Abgesehen davon, daß nicht der geringste Beweis für das Vorhandensein einer solchen Absicht erbracht war, so standen ja schon die bestehenden Abgrenzungs-Verträge wie ein fester Damm einem solchen Beginnen entgegen. Jedenfalls wäre es nach der Protectoratserklärung über Betschuanaland und Khama's Reich, welch' letzteres im Nordwesten von Transvaal liegt, für die Deutschen äußerst schwierig gewesen, die Verbindung herzustellen. Doch soll die Möglichkeit, daß auch diese Annahme mitbestimmend für ein englisches Vorgehen nördlich des Crocodilflusses, der Grenze des Transvaal und Amandebele- oder Matebelereiches gewesen sei, nicht ganz von der Hand gewiesen werden. Bedeutender wirkte jedenfalls die Nachricht von Goldfunden in diesen Ländern, welche sofort die Abenteurer aller Nationen in helle Aufregung versetzten und die früheren Mittheilungen unseres Landsmannes Mauch und des englischen Reisenden Thomas Baines vollkommen bestätigte. Die alte viel bestrittene Ueberlieferung, daß östlich von Sofala das Ophir Salomos zu suchen sei, gewann plötzlich an Glaubwürdigkeit. Die Gefahr, daß abenteuernde Buren mit Lobengula, dem Herrscher des Amandebelereiches in Verbindung treten und den Engländern zuvorkommen könnten, lag um so näher, als Buren schon einige Beziehungen mit Lobengula, dem Herrscher dieses Reiches, unterhielten. Um die Bewegungen der Engländer zu verschleiern, wurde eine schaurige Geschichte ersonnen, nach welcher Lobengula eine Anzahl von Eingeborenen, welche er einem englischen Jäger Selous zur Begleitung gegeben, aber mit dem Verbot nach Gold zu suchen, hatte niedermachen lassen, als sie dasselbe übertreten hatten. Man hoffte durch solche Geschichten, welche sich bald als unwahr herausstellten, noch die Einwanderer so lange zurückzuhalten, bis das Gebiet den Engländern gesichert war, was dem englischen Commissar im nördlichen Betschuanaland, J. S. Moffat, dem Sohne eines bekannten südafrikanischen Missionärs, nach mancherlei Mühen gelungen ist. Er hatte den Einfluß der Buren zu bekämpfen, welcher im Wachsen begriffen war. Entweder hatte nun Lobengula den Abgelandten der Transvaaler, einen gewissen Commandeur Grobelaar, schon vorher abschlägig beschieden, oder nachdem er sich unter englisches Protectorat gestellt hatte; jedenfalls wandte sich Grobelaar nach Khama's Reich, um vielleicht dort Raum für neue Ansiedler zu gewinnen. Kaum aber war dies in Capstadt bekannt geworden, als sofort die Klage wegen Grenzverletzung erhoben und die Transvaal-Regierung genöthigt wurde, zusammen mit einem englischen Commissar darüber eine Untersuchung einzuleiten, über deren Resultat noch nichts bekannt ist. Jedenfalls steht Lobengula jetzt unter englischem Schutze. Wie lange er sich wohl dabei befinden wird, ist eine andere Frage. Er ist ein mächtiger, kriegerischer Herrscher und dürfte bald die Schwäche der englischen Regierung durchschauen. Die Buren in Transvaal aber sind vorläufig vollkommen isolirt. Der Wunsch, die englische Herrschaft bis zum Sambesi auszudehnen, wäre also vollkommen erfüllt, wenn nicht auch in dieser Gegend die Portugiesen gewisse Rechte hätten, die nicht so leicht aus der Welt zu schaffen sind, denn dieses ganze große Gebiet bildet das Hinterland der portugiesischen Besitzungen an der Küste.

(Schluß folgt.)

Der Werth der englischen Bundesgenossenschaft.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Nur wenn zwei Staaten mit einander in Streit geräthen, die keine gemeinsame Landgrenze haben, und auch nicht durch das sie trennende Land hindurchziehen können, hängt die Möglichkeit der Kriegführung davon ab, daß die Flotte des einen Staates ein Landheer in das Gebiet des anderen befördert; anderenfalls kann ein solches an der Küste gelandetes Expeditionscorps nur als eine strategische Diversion zur Unterstützung des eigentlich entscheidenden Landkrieges gelten. Eine so gelandete Armee hat nur die Wahl zwischen völligem Verzicht auf Offensive und Verzicht auf eine strategische Operationsbasis, welche allein in der Flotte liegt. Beide Fälle sind gleich unglücklig, zumal die Stärke eines durch Schiffe zu befördernden Expeditionscorps niemals in Betracht kommen kann gegen diejenigen Truppenmassen, welche eine heutige Großmacht in kürzester Frist vermittelst ihrer Eisenbahnen auf den bedrohten Punkt concentriren kann. Wenn es sich bloß um die Ueberschreitung eines schmalen Meeresarmes handelt, so kann man bei gutem Wetter alle möglichen Fahrzeuge heranziehen, und durch wiederholte Fahrten in einer Nacht eine ziemliche Armee übersetzen (z. B. von Frankreich nach England); aber wenn es eine längere Fahrt über hohe See gilt, so sind nur seetüchtige Schiffe zu brauchen, und es gehört dann schon eine ganz ansehnliche Flotte dazu, um ein schwaches Armeecorps von 30,000 Mann zu befördern.

Da England überhaupt nicht viel mehr Landtruppen verfügbar hat, so würde allerdings seine für einen Punkt disponible Angriffsflotte zum Transporte seiner gesammten mobilen Feldarmee in Feindesland genügen. Aber was will ein Landungscorps von 30,000 Mann bedeuten, das obenein von der Seekrankheit geschwächt, mit einer unzulänglichen Cavallerie und Artillerie und mit maroden Pferden ausgeschifft wird? Der Landsturm einer einzigen Provinz genügt vollständig, um solchen Eindringling zurückzuwerfen, oder, wenn derselbe sich in's Land hineinwagt, ihm den Rückzug abzuschneiden und mit doppelter Ueberlegenheit zur Capitulation zu zwingen. Versucht aber das Landungscorps sich an der Küste festzusetzen, so ist in ein bis zwei Tagen aus der nächsten Festung das schwere Geschütz herbeigeschafft, das aufgeworfene Feldbefestigungen zerstört und die Schiffe zum Rückzuge nöthigt. Für eine Großmacht mit einem Volksheere und ausreichender Festungs- und Belagerungsartillerie ist die Furcht vor einer solchen Landung die reine Gespensterfurcht, die gar keinen Boden hat. Man braucht der regulären Armee auch nicht einen Mann zu entziehen, um solchen Gästen die Thüre zu weisen, und wenn die Bewegungen der feindlichen Flotten ausmerksam verfolgt werden und die Wachtschiffe an den Küsten ihre Schuldigkeit thun, so wird sogar schon die Landung größerer Truppenmengen vereitelt werden können. Die Zeit der Landung von Operationscorps der Landarmeen auf dem Gebiete von Großmächten ist heute und für alle Zukunft ebenso unwiderruflich vorbei wie die Zeit der Wikingerfahrten. Solche Landung ist jetzt nur noch auf befreundetem Gebiete möglich; der militärische Werth der gelandeten Truppen ist dann aber nur noch von ihrer Zahl und Güte abhängig und nicht von der Flotte, welche sie herübergebracht hat. Der Besitz einer geeigneten Flotte ist dann nur das Mittel, um den Werth des Hülfscorps zu Lande zur Geltung zu bringen, aber er setzt diesen Werthe der Landtruppen auch nicht um eines Haares Breite zu.

Es bleibt hiernach in einem künftigen europäischen Kriege der die See beherrschenden Kriegsflotte eigentlich nur eine einzige Gelegenheit zur directen Mitwirkung an offensiven Operationen übrig, nämlich die Unterstützung einer Belagerung von Küstenfestungen von der Seeseite her. Nach den obigen Erörterungen über die Gefährlichkeit der Annäherung für

Digitized by Google

Kriegsschiffe wird es sich, so lange die Widerstandsfähigkeit, Achtsamkeit und Thatkraft des Vertheidigers noch ungebrochen ist, nur um eine Vervollständigung der Einschließung von der Seeseite her handeln können, also um eine wesentlich passive und thatenlose Mitwirkung der Kriegsflotte an der Belagerung. Eine entscheidende Bedeutung wird diese Vervollständigung der Einschließung nur dann haben können, wenn die Festung ausgehungert werden soll, ein jedenfalls sehr seltener Fall. Wo es sich dagegen um eine förmliche Belagerung von der Landseite handelt, kann die Vervollständigung der Einschließung nur als ein begünstigender Umstand, nicht als unerlässliche Bedingung des Erfolges gelten. Es ist wenig Aussicht dazu vorhanden, daß es im nächsten europäischen Kriege zur Belagerung von Küstenfestungen oder gar zur Aushungerung solcher kommen sollte, da voraussichtlich die großen entscheidenden Feldschlachten ziemlich rasch eine Basis zum Friedensabschlusse liefern werden und etwaige Belagerungen sich vorausssichtlich um Festungen in der Nähe der Landesgrenzen drehen werden.

Deutschland ist nachgerade Manns genug, um seine Küsten allein und ohne Beihülfe der englischen Flotte schützen zu können, und wird mit jedem folgenden Jahrgehnt besser zur Selbstvertheidigung gerüstet sein. Wenn erst einmal der Nordostseekanal fertig gestellt sein wird, dann kann die vereinigte deutsche Flotte sogar jedem Gegner sowohl in der Nordsee wie in der Ostsee gefährlich werden. Oesterreich hat nur kurze und ziemlich unwirthliche Küstenstriche zu schützen, wozu seine Mittel annähernd ausreichen. Italien, das in der Entwickelung seiner Kriegsflotte große Fortschritte gemacht hat und noch größere zu machen im Begriffe steht, hat nicht den mindesten Grund, der Kraft zur Vertheidigung seiner Küsten zu mißtrauen und sich nach englischer Hülfe umzusehen. Schon heute ist die italienische Flotte der französischen qualitativ überlegen, wenn sie auch an Zahl der Schiffe sich nicht mit ihr messen kann; sie ist jedenfalls ausreichend um jede Annäherung der französischen Flotte an die italienische Küste rechtzeitig zu signalisiren, und den französischen Operationen im Mittelmeere die äußerste Vorsicht aufzuerlegen. Eine Vereinigung der italienischen und österreichischen Flotte könnte sogar unter Umständen der französischen Mittelmeerflotte sehr gefährlich werden. Im Uebrigen wird die französische Flotte beim Ausbruche eines Krieges vollauf damit beschäftigt sein, das achtzehnte Armeecorps von Algier nach Frankreich herüberzuholen und ein Corps der Territorialarmee zum Ersatze nach Algier zu bringen. Diese Aufgabe ist für Frankreich viel wichtiger als der in seinem Erfolge höchst zweifelhafte Versuch, durch Beunruhigung der italienischen Küsten die italienische Mobilmachung und den Truppenaufmarsch zu stören. Die italienische Regierung braucht sich nur von Gespensterfurcht frei zu halten, dann wird sie auch frei von Störung bleiben. Der Versuch Frankreichs, ein Armeecorps an irgend einem Punkte der italienischen Küste zu landen, würde keinen anderen Erfolg haben können, als den oben erörterten; ausgenommen ist nur die Insel Sardinien, welche allerdings von Truppen, die in Corsika zusammengezogen würden, leicht erobert werden könnte. Hatte Italien, allein einen Krieg mit Frankreich zu bestehen, dann würden sicherlich französische Angriffe auf seine Küsten und auf Sardinien nicht ausbleiben und den Vormarsch der französischen Landarmee unterstützen; aber da es der deutschen Bundesgenossenschaft im Kriegsfalle sicher ist, liegt die Sache anders. Wenn Italien alle seine zwölf Armeecorps unbeirrt und rasch an der französischen Grenze aufmarschiren läßt und energisch und nachhaltig die Offensive ergreift, so wird Frankreich auch nicht einen Mann zu maritimen Diversionen übrig haben, sondern wird sogar ebenso wie im Jahre 1870 genöthigt sein, seine Seebataillone und Seeartillerie für die Vertheidigung zu Lande zu verwenden, und die Kriegsflotte wegen Mangel an Besatzung unthätig im Hafen von Toulon liegen zu lassen, nachdem sie den Truppentausch mit Algier bewerkstelligt hat. Je stärker Italien sich für die Offensive im Landkriege macht, desto sicherer schützt es zugleich indirect seine Küsten und desto ruhiger und unbesorgter kann es deren Bewachung seiner Flotte und der Ersatz- und Besatzungstruppen überlassen. Allen pecuniären Schaden, den die französische Flotte allenfalls durch Schädigung der Küstenstädte, durch Zerstörung von Kriegsschiffen und durch Kaperei dem italienischen Staate zufügen könnte, müßte der französische Staat nach entscheidenden Niederlagen zu Lande baar und richtig wieder vergüten. Wenn die französische Regierung klug ist, so wird sie sich vor einer solchen zwecklosen Erhöhung der zu zahlenden Kriegskosten wohl hüten.

Die Unterstützung durch die englische Flotte ist also auch hier recht genommen ohne Werth. Sie würde den Werth eines Armeecorps für Italien haben, wenn sie die französische Flotte verhindern wollte, das achtzehnte Corps gegen Italien mit in's Gefecht zu bringen; aber daß sie diesen reellen Dienst leisten werde, daran ist wohl schwerlich zu denken; ja sogar es ist die Frage, ob ihr diese Aufgabe gelingen würde, wenn sie sich derselben unterziehen wollte. Zieht man jedoch in Erwägung, daß vorläufig auf die Furchtlosigkeit und unbeirrte Energie der italienischen Mobilmachung und Offensive keineswegs mit Sicherheit zu rechnen ist, daß Italien ohne die Unterstützung der englischen Flotte den Feldzug beginnen könnte, ein bis zwei Armeecorps aus Sorge vor französischen Landungen im Lande vertheilt zu lassen, und daß dieser Fehler bei vorhandenem Vertrauen auf englische Hülfe hoffentlich vermieden werden wird, dann allerdings ist einzuräumen, daß die Bewachung der italienischen Küsten durch die englische Flotte für die Kriegführung der Verbündeten einen Gewinn darstellt, welcher dem dadurch disponibel werdenden Armeecorps gleichkommt. Nur ist zu beachten, daß die englische Flotte diesen Werth nicht durch die thatsächliche Lage, sondern nur durch falsche Abschätzung von italienischer Seite gewinnt, und daß sie bei richtiger Erfassung der Situation durch die italienische Heeresleitung diesen Werth einbüßen würde. Es ist nur der italienische Aberglaube an die Gefährlichkeit der französischen Flotte, wodurch der englischen Flotte ein Werth als Schützerin vor eingebildeten Gefahren zugeschrieben wird, und es wäre ein grober Rechenfehler, wenn Italien eine solche Unterstützung mit der Uebernahme nennenswerther anderweitiger Verpflichtungen gegen England erkaufen wollte.

4. Die englische Finanzmacht.

Nachdem wir so den Werth der englischen Landmacht und Seemacht als Bundesgenossin erörtert haben, bleibt uns noch derjenige der englischen Finanzmacht zu erwägen. In früherer Zeit war die englische Bundesgenossenschaft wegen ihrer Subsidien sehr gesucht, weil finanzunkräftige Staaten bei der noch nicht erschlossenen Möglichkeit zur Aufnahme öffentlicher Anleihen durch bloßen Geldmangel am Kriegführen verhindert sein konnten. Andererseits waren die Operationsarmeen so klein, daß schon sehr mäßige Subsidien ausreichten, um dieselben zu unterhalten. An eine Wiederaufnahme des Systemes der Subsidien denkt heute wohl Niemand mehr. Die größten Subsidien, welche England je gezahlt hat, waren diejenigen von 1793—1814, welche zusammen noch nicht 40 Millionen Pf. St., also im jährlichen Durchschnitt etwas über 2 Millionen Pf. St. betrugen; diese 21jährigen Subsidien machen nicht mehr aus, als der deutsch-französische Krieg von 1870 in acht Monaten verschlang. Die Summen, welche für die tägliche Erhaltung der mobilisirten großmächtlichen Armeen erforderlich sind, haben seitdem mit der Steigerung der Wehrkraft eine solche Höhe erreicht, daß das reichste Land der Welt sich nicht mehr einfallen lassen würde, Geschenke zu machen, welche für deren Deckung irgendwie in Betracht kommen.*) Gegenwärtig sind es fast ausschließlich die öffentlichen Kriegsanleihen, durch welche der Geldbedarf aufgebracht wird, zunächst freiwillige Anleihen im Inlande, sodann freiwillige Anleihen im Auslande, und endlich Zwangsanleihen im Inlande. Zu den letz-

*) Rechnet man 5 Mk. täglich auf den Mann ohne Berücksichtigung der Mobilisirungs- und Retablissementskosten, so ergibt das bei einem Verpflegungsetat von acht Millionen Mann einen täglichen Geldbedarf von 40 Millionen Mark oder 2 Millionen Pf. St.

Digitized by Google

teren im weiteren Sinne gehört auch die Auszahlung der Gehälter, Schuldenzinsen und Bezahlung der Ankäufe mit Staatsnoten, denen ein Zwangscours verliehen wird, und nicht minder die Requisition des Kriegsbedarfes gegen Ertheilung von Requisitionsscheinen, welche die Stelle von Anleihedocumenten vertreten. Das Ausland kann die Bemühungen eines Staates zur Geldbeschaffung in doppelter Art unterstützen, entweder direct, indem es die neu ausgegebenen Kriegsanleihen aufnimmt, oder indirect, indem es Fonds und Effecten von den Angehörigen des Staates kauft und diese dadurch in den Stand setzt, die neuen Kriegsanleihen aufzunehmen.

Frankreich und Deutschland sind im Besitze genügender Mittel, um einen nicht allzu langen Krieg ohne Unterstützung des Auslandes führen zu können; das französische und deutsche Volk besitzen auch eine hinreichende Menge Fonds und Effecten von internationaler Marktgängigkeit, um durch deren Abstoßung nach neutralen Märkten (New-York, London, Brüssel, Amsterdam, Kopenhagen, Stockholm) weitere Mittel zur Aufnahme innerer Kriegsanleihen flüssig zu machen. Beide Völker sind deshalb nicht darauf angewiesen, daß neutrale Märkte ihre Kriegsanleihen unmittelbar aufnehmen. Geringer sind die Reserven in Oesterreich und Italien, und deshalb ist es allerdings wünschenswerth für den Dreibund, daß kapitalkräftige Märkte diesen Staaten so viel Vertrauen in ihre Zukunft schenken, um ihre Kriegsanleihen zu annehmbaren Coursen in sich aufzunehmen. Stände England auf Seiten der Gegner des Dreibundes, so würde der Londoner Markt sich wahrscheinlich aus Mangel an solchem Vertrauen den österreichischen und italienischen Kriegsanleihen gegenüber spröde verhalten; die Wirkung wäre dann, daß diese Anleihen fernere Märkte, wie etwa den von New-York aufsuchen müßten, oder daß die betreffenden Staaten ihre Anleihen soviel billiger ausbieten müßten, daß der Londoner Markt sie dennoch für preiswürdig hielte.

Dem Kaufmanne ist es ganz gleich, ob er an Freund oder Feind verdient, und die englische Handelswelt hat zur Genüge bewiesen, daß sie in diesem rein kaufmännischen Gesichtspunkte sich durch patriotische Erwägungen nicht stören läßt. Wenn England als Bundesgenosse zum Friedensbunde gehörte, so würde beim Kriegsausbruche die Geneigtheit der Londoner Börse, an den Sieg des Friedensbundes zu glauben, vielleicht etwas größer sein, als wenn England mit den Gegnern des Dreibundes alliirt wäre; aber nimmermehr wird die Londoner Börse die Kriegsanleihen der englischen Bundesgenossen aus patriotischer Sentimentalität auch nur um ein achtel Procent höher bezahlen, als es deren reellen Werth kaufmännisch abschätzt. Wenn der allgemeine Staatscredit der gelbsüchenden Staaten zu sehr gesunken ist, als daß die Ausgabe neuer Anleihen zu den erzielbaren Coursen rathsam scheine, so bleibt immer noch die Möglichkeit offen, Anleihen auf Grund der Verpfändung besonderer Staatseinnahmen für die Amortisationsdauer auszugeben, und selbst bei den auf tiefster wirthschaftlicher Stufe stehenden Staaten, wie z. B. der Türkei, würde diese Auskunft zur finanziellen Unterstützung ihrer Kriegführung heute näher liegen als die Bewilligung von Subsidien.

Nach der Stellung, welche die englische Börse seit dem Ausbruche des letzten türkischen Krieges zu den russischen Staatsanleihen eingenommen hat, ist es höchst unwahrscheinlich, daß dieselbe im Falle eines neuen europäischen Krieges geneigt sein sollte, russischen Kriegsanleihen zu irgend welchen für Rußland annehmbaren Bedingungen Unterkunft zu gewähren. Die französischen und deutschen Kriegsanleihen dagegen wird der Patriotismus dieser Völker zu Coursen aufnehmen, welche dem englischen Geschäftsmanne zu hoch erscheinen, um sich zu betheiligen. Die Londoner Börse wird es vorziehen, die Effecten von internationaler Marktgängigkeit, welche die Pariser und Berliner Arbitrage ihr zur Verfügung stellt, zu billigen Kriegscoursen zu übernehmen. Für Oesterreich und Italien wird zum Theil der gleiche Fall eintreten; aber auch neue Kriegsanleihen dieser Staaten werden auf dem Londoner Markt zu billigen Coursen willige Abnehmer finden, und zwar ganz gleich willige, mag nun England an der Kriegführung des Friedensbundes betheiligt sein oder nicht. Die Engländer sind viel zu kluge Geschäftsleute, um nicht zu wissen, auf welcher Seite sowohl der englische Vortheil, als auch die größere Aussicht auf Sieg liegt, und es kommt noch hinzu, daß die militärische Kraft und Leistungsfähigkeit Rußlands von der öffentlichen Meinung Englands beträchtlich unterschätzt wird. Die öffentliche Meinung Englands wird ebenso wie die englische Regierung nicht daran denken, sich gegen Italien und Oesterreich auf die Seite Rußlands zu stellen; beide werden auch als Neutrale die Selbstvertheidigung des Dreibundes mit einer wohlwollenden Neutralität beobachten. Diese wohlwollende Neutralität aber ist vollständig ausreichend, um den Londoner Markt den russischen Kriegsanleihen zu verschließen, und den italienischen und österreichischen Kriegsanleihen die höchsten Course zu bewilligen, welche sie überhaupt auf diesem Markte erzielen können. Der Uebergang Englands von einer wohlwollenden Neutralität zur activen Bundesgenossenschaft würde der Geldbeschaffung des Dreibundes keinerlei Erleichterung gewähren. Die englische Börse verschenkt keinen Pfennig, sondern will unter allen Umständen verdienen und möglichst gute Geschäfte machen, an den von der englischen Regierung ihr empfohlenen Bundesgenossen nicht weniger als an den mit neutralem Wohlwollen betrachteten Mächten. —

Aus finanziellem Gesichtspunkte liegt demnach kein Grund vor, von dem Anschlusse Englands an den Dreibund irgend welche Vortheile für diesen zu erwarten, die aus der wohlwollenden Neutralität Englands nicht auch abflössen. Die Theilnahme der englischen Kriegsflotte am nächsten europäischen Kriege würde für dessen maßgebende Entscheidungen in großartigen Landschlachten ohne Einfluß sein, und hätte fast nur einen illusorischen Werth, insofern sie die italienische Gegenküste furcht vor der französischen Flotte beschwichtigte. Der reelle militärische Werth der englischen Bundesgenossenschaft würde an der Zahl der französischen Truppen zu messen sein, welche die Mitwirkung eines englischen Hülfscorps von uns ablenkt und den Entscheidungsschlachten entzieht, eine Zahl, welche der Stärke des englischen Hülfscorps keineswegs gleich zu achten ist. Dieser minimale Werth einer englischen Bundesgenossenschaft wird dadurch noch weiter herabgedrückt, daß in Folge der eigenthümlichen inneren Verhältnisse des britischen Reiches auf die Innehaltung der vertragsmäßig übernommenen Verpflichtungen kein Verlaß ist, daß also auch trotz eines formellen Bündnisses alle strategischen Dispositionen des Friedensbundes so getroffen werden müßten, als ob das zugesicherte englische Hülfscorps beim Kriegsausbruche ausbliebe, oder im kritischen Augenblicke der Kriegführung plötzlich zurückgezogen würde.

Es geht hieraus hervor, daß der Werth der englischen Bundesgenossenschaft für die Kriegführung selbst verschwindend klein ist, ja sogar nicht unbeträchtliche Gefahren in sich schließt, welche denselben aus rein militärischem Gesichtspunkte ungeheuer auf Null reduciren. Es ist aus rein militärischem Gesichtspunkte ganz unmöglich, den zweifelhaften Gewinn einer solchen Bundesgenossenschaft mit der Uebernahme von Gegenverpflichtungen zu bezahlen; an eine solche könnte erst dann gedacht werden, wenn England durch eine Heeresreform im oben angedeuteten Sinne sich eine Feldarmee neu geschaffen hätte, welche bei den heutigen Zahlenverhältnissen einigermaßen in's Gewicht fiele. Es wäre ganz verkehrt vom Dreibunde, sich um die formelle Bundesgenossenschaft Englands zu bewerben und dasselbe zum Beitritte überreden zu wollen; jeder solcher Versuch würde nur die bedauerliche Wirkung haben, die in England übliche Ueberschätzung der englischen Kriegsmacht zu bestärken und die Heeresreform, durch welche England sich von der Kleinmacht zur Mittelmacht wieder emporschwingen muß, noch weiter zu vertagen. Der Dreibund kann nichts thun, als ruhig abwarten, daß einerseits die in England auftauchende Besinnung über die bisherige Selbstüberschätzung zur Heeresreform führe, und daß andererseits die Einsicht erwache, wie sehr das wohlverstandene politische Interesse Englands in jeder Hinsicht die Erhaltung, Unterstützung und fortschreitende Erweiterung des

Digitized by Google

Friedensbundes, bezw. dessen Sieg über die etwaigen Angreifer fordert.

5. Politische Erwägungen.

Sollte nun aber die englische Bundesgenossenschaft vor Beginn einer wirksamen Heeresreform dem Dreibunde entgegengebracht werden, so würde dem abschätzigen Urtheile über den Werth derselben aus militärischem Gesichtspunkte eine politische Erwägung zweifacher Art entgegenzutreten haben, und den Dreibund zur Annahme eines solchen Anerbietens bestimmen müssen.

Die erste dieser politischen Erwägungen betrifft den Unterschied des wirklichen und des vermeintlichen Werthes. Auch die auf's Pferd gebundene Leiche eines großen Feldherrn kann seine Soldaten, die von seinem Tode noch nichts wissen, begeistern, und selbst imitirte Kanonen auf den Wällen einer Festung können von der Belagerung derselben zurückschrecken. So lange man in Europa noch an den Werth der englischen Bundesgenossenschaft glaubt, kann dieselbe durch diesen Glauben einen Werth erlangen, den sie in Wirklichkeit nicht besitzt. Die öffentliche Meinung ist selten im Stande, den realen Machtverschiebungen zu folgen, und läßt sich durch geschichtliche Erinnerungen bestimmen, eine verfallene oder stehen gebliebene Größe zu überschätzen, eine neu emporkommende und noch nicht bewährte Macht aber zu unterschätzen. Daß die öffentliche Meinung in England selbst in einer bedeutenden Ueberschätzung der nationalen Wehrkraft im Verhältnisse zu anderen Mächten befangen ist, das kann man begreiflich finden. Daß die liberale Presse des gesammten Continentes noch immer England als die geistig tonangebende Macht Europas betrachtet, und sich von der Ueberspannung des englischen Selbstgefühles imponiren läßt, ist weniger begreiflich. Die liberale Presse ist aber wiederum tonangebend für die öffentliche Meinung Europas mit einigen Ausnahmen in Bezug auf den Ultramontanismus und die altpreußischen Provinzen. So kommt es, daß die öffentliche Meinung Europas noch immer mehr oder weniger die englische Selbstüberschätzung theilt, und daß dieses Vorurtheil schwer zu bekämpfen ist.

Wenn nun der formelle Beitritt Englands zum Friedensbunde die Wirkung hat, in der öffentlichen Meinung der Gegner die Furcht vor der Ueberlegenheit desselben zu erhöhen, so würde dieser Beitritt der Erhaltung des Friedens einen wesentlichen Dienst leisten, gleichviel ob die psychologische Vermittelung dieser Wirkung auf einem Irrthume beruht. Dieser Irrthum würde zu erst bei der wirklichen Kriegsführung offenbar werden, und wenn der Irrthum es verhindert, daß es zu einer solchen kommt, so ist es ebenso gut, wie wenn er Wahrheit wäre. Allerdings ist dabei zu beachten, daß die heftigen Angriffe, welche neuerdings in England selbst gegen die bisher übliche Selbsttäuschung der öffentlichen Meinung gerichtet werden, sehr dazu angethan sind, auch die irrthümliche Meinung Europas über Englands kriegerische Leistungsfähigkeit aufzuklären und zu berichtigen, und die herkömmlichen Vorurtheile allmählich zu untergraben.

Die zweite der beiden politischen Erwägungen richtet sich darauf, daß es, auch abgesehen von jedem Zuwachse an militärischer Macht, wünschenswerth ist, den europäischen Friedensbund zu erweitern, weil jeder neue Zuwachs seine Anziehungskraft verstärkt. Grade Englands Beitritt könnte vorbildlich werden für eine Anzahl Mittel- und Kleinstaaten, welche in England eine Bürgschaft mehr für den friedlichen und rein defensiven Charakter des Bundes erblicken würden. Je mehr Staaten sich dem Friedensbunde anschließen, desto größer wird die Sicherheit, mit welcher er den europäischen Frieden gewährleistet, denn desto größer und überlegener wird die Macht der vereinten Kräfte, mit welcher der Friedensbund jeden Versuch einer Friedensstörung im europäischen Staatensystеme niederzuschlagen bereit steht. Der Beitritt Englands würde gleichsam das Merkzeichen sein, daß der Dreibund keine Vereinigung für die Verfolgung von Sonderinteressen, sondern der Kern der von allen Friedensfreunden so lange getrümmten und ersehnten europäischen Föderation ist, und daß die Zeit gekommen ist, den Dreibund zum europäischen Bunde zu erweitern.

Jeder Staat, der mit seinen Grenzen zufrieden ist und von seinen Nachbarn nichts weiter verlangt, als in seiner friedlichen inneren Entwickelung nicht gestört zu werden, hat das gleiche Interesse, diesem europäischen Bunde beizutreten und ihm seine Kräfte zur gemeinsamen Niederschlagung jedes Friedensstörers zur Verfügung zu stellen. Nur diejenigen Staaten, welche mit der gegenwärtigen Gebietsvertheilung nicht zufrieden sind und auf die Gelegenheit lauern, dieselbe mit Gewalt zu verändern, nur diese haben das Interesse, das Zustandekommen eines solchen europäischen Bundes zu verhindern und auf den Zerfall des Dreibundes hinzuarbeiten.

Gelänge es der Bismarck'schen Politik, alle europäischen Staaten außer Frankreich und Rußland zu einem europäischen Friedensbunde zu vereinigen, so würden Frankreich und Rußland endlich die Nutzlosigkeit und Verderblichkeit ihrer ruinösen Rüstungssteigerungen einsehen, und bei der Aussichtslosigkeit ihrer Pläne zum Nachtheil in ihren Rüstungen schreiten, da der friedliche Charakter des europäischen Bundes sie der Nothwendigkeit einer Selbstvertheidigung gegen denselben überhebt. Dann würden selbstverständlich auch die Staaten des Friedensbundes mit Verminderung ihrer Rüstungen proportional nachfolgen, und die so lange ersehnte und gerühmte allgemeine Entwaffnung könnte zur Wirklichkeit werden. Aber immer müßte die Wehrkraft des europäischen Friedensbundes eine zweifellose Ueberlegenheit über die vereinigten Kräfte der aggressiven Mächte behalten, wenn nicht sofort Europa von Neuem in eine Aera der Kriege zurückgestürzt werden soll.

Die allgemeine Abrüstung muß ein Traum bleiben, wenn nicht ein europäischer Bund die Ruhestörungsgelüste unbedingt aussichtslos macht. Der europäische Bund ist aber nicht mit einem Schlage zu verwirklichen, sondern nur durch vorsichtestenden Anschluß der mit ihrer Lage zufriedenen Mittel- und Kleinstaaten an den Kern der mit ihrer Lage zufriedenen Großmächte, d. h. durch Wachsthum des Dreibundes. Die schönen Träume der Friedensfreunde von einer allgemeinen Abrüstung und einem europäischen Staatenbunde sind nur auf dem Wege der Bismarck'schen Politik realisirbar. Wer immer diese Ziele für wünschenswerth hält, muß die Bismarck'sche Politik unterstützen, gleichviel welcher Nation er angehört. Als der nächste Schritt einer Erweiterung des Dreibundes zum europäischen Friedensbunde dürfte uns aber auch der Anschluß Englands willkommen sein, trotzdem derselbe in militärischer Hinsicht zur Zeit ein höchst zweifelhafter Gewinn ist. Ueberstürzig würde derselbe nur dann, wenn es auch ohnedies gelänge, alle übrigen Mittel- und Kleinstaaten Europas zum Anschlusse an den Friedensbund zu bewegen, und sein politischer Werth würde sich vermindern mit jedem neuen Kleinstaate, welchen für die Angliederung an den Dreibund zu gewinnen der deutschen Staatskunst auch ohne englische Unterstützung gelingen sollte.

Literatur und Kunst.

Die Entwickelungsgeschichte der Engelsgestalt.

Randglossen zu einem Künstlerstreite der Gegenwart.

Von Carus Sterne.

I.

Durch ein unlängst aufgestelltes Grabdenkmal auf einem der an realistischen Bildwerken überreichen Friedhöfe Mailands ist, wie bereits S. 127 des laufenden Jahrganges dieser Blätter berichtet wurde, ein ziemlich heftiger Streit über die nur für den ersten Anblick seltsame Frage entbrannt: ob die Engel mit oder ohne Arme darzustellen seien? Der Künstler hatte für ein Kindergrab einen der Arme ermangelnden Engel gemeißelt,

Digitized by Google

welcher in seinen über die Brust zusammengezogenen Flügeln die entfeckte Hülle eines Kindes birgt. Fromme Leute waren geneigt, in solcher, einer „Mißgeburt" ähnlichen Darstellung des Engelkörpers, eine Blasphemie zu finden, während ein Naturforscher — der Physiologe Verga — sich eher geneigt erklärte, diesen Vorwurf auf die bisherigen Darstellungen anzuwenden und in der neuen Auffassung einen durchaus berechtigten Fortschritt zu erkennen. Ein Maler, der sich mehr auf den praktischen Standpunkt stellte, hatte darauf hingewiesen, daß der Engel doch nicht mit zusammengelegten Füttigen das entschlummerte Kind emportragen könne, aber sein anscheinend so schlagender Einwand wurde von anderen nichts weniger als stichhaltig befunden, da die Engel nicht emporfliegen, sondern emporschweben und so ließen sich die widersprechendsten Urtheile über das Werk des kühnen Neuerers vernehmen.

Um aber in einer so heikeln Frage gerecht zu urtheilen, darf man nicht einseitig die Gründe eines Aestheikers, Philosophen, Naturforschers oder Gemüthsmenschen in den Vordergrund stellen; man ist vielmehr verpflichtet, umsichtig gegeneinander abzuwägen, was Schönheitsgefühl, Kirchenlehre, Wissenschaft und die in solchen Fragen nicht zu vernachlässigende Forderung des Herkommens dazu sagen; man muß aber vor allem auf die Entwickelungsgeschichte des gebräuchlichen Engeltypus zurückgehen, um zuvor zu erkennen, ob zwingende Gründe für die Alleinberechtigung der hergebrachten Form vorhanden sind. Ich weiß nun nicht, ob die Entwickelungsgeschichte, dieser Räthselschlüssel unserer Zeit, schon von irgend jemand auf die Herleitung der Engelsgestalt angewendet wurde, und darf daher wohl, da ich meinen Weg allein suchen muß, für etwaige Lücken meiner Zurückverfolgung auf Nachsicht rechnen.

Urtheilt man einzig vom Standpunkte des Naturforschers, so könnte man allerdings versucht sein, dem Maländer Bildhauer bedingungslos beizupflichten und von einer neuen Lösung des Problems im Sinne der fortschreitenden Naturerkenntnis zu träumen. „Nichts", rief schon Schleiden aus, „hat wohl von jeher dem Anatomen und Zoologen größere Noth bereitet, als die Vorstellung eines geflügelten Engels, d. h. die Existenz eines Vierfüßlers mit sechs Füßen; jeder Zoologe wird sogleich bereit sein, seine Ueberzeugung von der Unmöglichkeit einer so exorbitanten Mißgeburt auszusprechen."*) Desto unbändiger mußte daher die Freude Schleiden's sein, die Abbildung eines Engels zu entdecken, welche zu Folge der naiven Unterschrift des Zeichners (Richter) „nach der Natur" gefertigt sein sollte, und „des trockenen Tones nun satt" beeilte er sich, dieses allem Streite ein Ende machende Bild ein wenig niedriger zu hängen. Der in Rede stehende, seiner gesammten Körperbildung nach nicht gerade hervorragende Engel gehörte übrigens zu den Sechsfüßlern, aber es muß hinzugefügt werden, daß die „Natur", auf die sich der Künstler verlassen hatte, in einem mittelmäßigen Grabdenkmale bestand.

Indessen war Schleiden doch in einem starken Irrthume befangen, wenn er so unbedingt als sicher hinstellte, daß sich kein Anatom mit den üblichen sechsgliedrigen Engelsdarstellungen befreunden könne. Der als Anatom, Osteologe, Kunstschriftsteller und Goetheforscher bekannte Professor Carl Gustav Carus in Dresden († 1869) hat sich in dreien seiner Werke mit Nachdruck dahin ausgesprochen, daß nach seiner Ansicht, im Knochengerüste des Menschen die Andeutung der Flügelbildung an denjenigen Stellen, wohin sie die Künstler gewöhnlich versetzen, deutlichst vorgezeichnet sei. Er sagt darüber in seiner „Symbolik der menschlichen Gestalt" (Leipzig 1853, S. 260 ff.): „Bereits in meinem großen anatomischen Werke „Von den Ur-Theilen des Knochen- und Schalengerüstes", dann aber auch in meiner „Physis» (S. 130) habe ich gezeigt, daß in unserem organischen Bau sehr bestimmt die Hindeutung auf Flügelbildung gegeben sei, indem ebenso wie an dem Brustringe des Schmetterlinges nach der Vorderseite zu ein Fußpaar hervortritt, nach der Rückenseite zu aber ein Flügelpaar, so am Schulterringe des Menschen nach der Vorderseite zu die Arme sich entwickeln und also potentia eigentlich das Flügelpaar an der Rückenseite gefordert wird. — In Wahrheit erscheint demnach das Anbichten von Flügeln an menschlicher Schulteregegend (an einem anderen Orte, z. B. an der Hüftengegend, oder mehr noch am Unterleibe, wäre es ein Unsinn) als eine Vollendung, Vervollkommnung der menschlichen Gestalt, und wie schön, daß eine so bestimmte Verahnung dieses Verhältnisses schon vor unbenklicher Zeit die Künstler getrieben hat, in dieser Weise durch ein neues Symbol den Ausdruck menschlicher Gestalt steigern zu können . . ."

Dabei scheint nun allerdings von Carus übersehen worden zu sein, daß die Menschen nicht — wenigstens nicht durchweg — zu den Schmetterlingen gerechnet werden dürfen, und daß man die Engel im Allgemeinen nicht, wie es die alten Künstler bei der Psyche, und die neueren bei Amoretten und Elfen versucht haben, mit Schmetterlingsflügeln ausstattet, sondern mit Vogelflügeln, die, wie sich nun einmal nicht fortläugnen läßt, selber Umbildungen der beiden vorderen Gliedmaßen der Wirbelthiere sind, und daher, wie der Maländer Künstler folgerichtig ausgeführt hat, streng genommen nicht neben und hinter die Arme, sondern an deren Stelle zu treten haben. In der That haben auch die Künstler sich schon wiederholt und seit Jahrtausenden gegen die altüberlierte Darstellung der Engel mit vier oberen Gliedmaßen aufgelehnt, und es ist daher wohl nicht überflüssig, diese historischen Vorgänge im Reiche des Schönen einmal genauer rückwärts zu verfolgen.

Im Voraus sei noch bemerkt, daß diese Fragen durchaus keinen dogmatischen Charakter haben, sondern eine rein innere Angelegenheit der Kunst betreffen, sofern die üblichen Engelsdarstellungen eigentlich insgesammt unbiblisch sind. Wie die Bibel von Engeln spricht, schildert sie dieselben einfach als Sendboten Gottes in menschlicher Gestalt, und stattet sie nirgends mit Schwingen aus, um etwa die Luft schneller zu durchmessen. Die Engel, welche den Loth besuchen, werden von seinen Landsleuten für gewöhnliche Menschen gehalten, und der junge Tobias sieht den Erzengel Raphael, seinen Reisebegleiter, trotz des wochenlangen Beisammenseins, für einen Menschen an, dem man seine Dienste mit Geld bezahlen kann. Wenn ihn Rembrandt dargestellt hat, wie er sich beim Abschiede mit ausgebreiteten Schwingen in die Lüfte erhebt, so entspricht das nicht dem biblischen Texte, in welchem nur gesagt wird, er sei plötzlich verschwunden. In seinem später gemalten „Opfer des Manoah" der Dresdner Galerie läßt er den Engel in ganz ähnlicher Rückansicht, aber diesmal ohne Flügel emporfahren und der Eindruck auf den Beschauer ist, was das Verschwinden anbetrifft, ungleich packender und glaubhafter.

So ergibt eine genauere Untersuchung, daß die Darstellung der geflügelten Engel in der christlichen Kunst keineswegs in der Bibel wurzelt und erst durch eine irrthümliche Verwechselung und Verschmelzung des Engelsbegriffes mit demjenigen der Cherubim und Seraphim entstanden ist. Die letzteren Wesen waren aber nach den biblischen Schilderungen durchaus keine Sendboten Gottes in menschlicher Gestalt, sondern eigenartige Flügelwesen, mit theilweise thierischer Antlitz- und Gliederbildung, die einerseits der Gottheit als Träger dienen, wenn sie zur Erde niedersteigt, andererseits mit ihren weitausgedehnten Schwingen die göttlichen Geheimnisse vor profanen Blicken schützen, sich aber stets nur in unmittelbarster Nähe der Gottheit oder ihrer Wohnungen, z. B. vor den Thoren des Paradieses befinden. Sie entsprechen also gewissermaßen dem Wundervogel Garuda, der in der indischen Götterlehre den Wischnu trägt, oder dem Adler Jupiters, nämlich insofern, als in fast allen Religionen die Vorstellung wiederkehrt, die Gottheit dürfe keine körperlichen Anstrengungen machen, um ihren Aufenthalt zu ändern, sie müsse auch im Herniederschweben wie ein König auf dem Throne erscheinen. Die Cherubim aber waren die Träger des göttlichen Thrones.

Allem Anscheine nach muß man die Heimath dieser Gestalten in dem Lande suchen, aus welchem der Bibel zufolge

*) Diese Worte und das sogleich zu erwähnende Engelsbild befanden sich in der ersten und zweiten Auflage von Schleiden's „Mert", sind aber mit Recht aus der kürzlich erschienenen neuen Ausgabe fortgelassen worden.

Digitized by Google

Abraham nach Palästina zog, nämlich in Mesopotamien; dabei scheint aber Aegypten als Uebergangsstation gedient zu haben. Wir finden nämlich diese geflügelten Cherubim fast ebenso wie auf der jüdischen Bundeslade schon auf jener in den ältesten Schriften erwähnten Lade abgebildet, welche im Isisdienst auf dem heiligen Schiffe in Prozession umhergeführt ward, und hier erscheinen dieselben in Gestalt eines Menschen mit Geierkopf und zwei mächtigen Schwingen, aber ohne Arme, oder genauer, die Arme sind in ihrer ganzen Ausdehnung bis über die Hand mit langen Schwungfedern bewachsen, so daß nicht einmal die Finger, wie es bei den ältesten Vögeln der Fall war, frei aus dem Flügel hervortreten. Im Memnonium des alten Theben und im Tempel von Denderah begegnet man denselben Gestalten in Basrelief und Malerei, aber hier sieht man nicht bloß ihre Füße, sondern auch Kopf und Oberleib menschlich gebildet und der Arm mit der Hand zeichnet sich mehr oder weniger frei am oberen Rande des ihn um das Doppelte an Länge übertreffenden Flügels ab, was einigermaßen an die Bildung beim Urvogel Archaeopteryx erinnert.

Diese ägyptischen Darstellungen dürften aber bereits Umbildungen sein, deren Urbilder man ziemlich sicher in orientalischen Kultvorstellungen auf vorasiyrischen und vorpersischen Boden zu suchen hat. In den Trümmern dieser alten Kulturländer stößt man nämlich auf ein wahres Schwelgen in überirdischen Flügelwesen, auf geflügelte Ochsen, Löwen und Greifen mit oder ohne Menschenantlitz, auf geflügelte menschliche Gestalten mit Vogel- oder Löwenkopf, und alle diese Mischwesen besitzen neben den Flügeln noch freie Arme oder Vorderbeine. Auf einer solchen Darstellung des assyrischen Gottes Adar in Gestalt eines Flügelstieres mit Menschenantlitz fand man die Aufschrift Ki-ru-bu, woraus möglicher Weise das hebräische Cherub, wie das indische Garuda hervorgegangen ist. Auch die griechische Kunst hat denselben orientalischen Quellen ihre Flügelpferde, Greifen und Chimären als Träger ihrer Götter und Halbgötter, z. B. des Okeanos (bei Aeschylos) entnommen; aber ihren Göttern selbst Flügel zu geben, davor behütete sie ihr feines Gefühl für die Schönheit der menschlichen Gestalt und ihre Scheu, sie durch solche Zuthaten zu verunstalten.

Wie die Gottheiten sich von einem Orte zum anderen bewegen mögen, das hielt der Grieche für eine müßige Frage: man konnte sich ja ihren Leib so ätherisch denken, daß sie in unserer Atmosphäre leicht dahinschweben, und Heliodor sagt, man habe es als Unterscheidungsmittel der sonst völlig gleichgebildeten Götter und Menschen betrachtet, daß erstere selbst bei der Fortbewegung über den Boden keine Schreitbewegungen machen sollten. Darum gaben die griechischen Künstler nicht einmal ihrem immer in Bewegung befindlichen Sendboten der Götter, dem Hermes, welcher begrifflich den alttestamentlichen Engeln entspricht, wirkliche Flügel, sondern verfahren ihn nur mit symbolischen Flügeln, um seine Schnelligkeit auszudrücken, mit Flügelsandalen, Flügelstab und Flügelhut und es ergibt eine hübsche Allegorie, wenn auf alten Bildwerken Amor dem Hermes die Flügelsandalen anlegt, um anzudeuten, daß Liebe die Schritte beflügelt.

Während die alten Künstler aber ihren olympischen Göttern (mit einer sogleich zu erwähnenden Ausnahme) die Flügel beständig versagten*), legten sie solche auf's Freigebigste allen ihren allegorischen Gottheiten, den Personificationen ihrer Wünsche und Ideale bei, gleich als wenn sie dadurch ihre Unwirklichkeit hätten andeuten und ihren Unterschied von den wahren Göttergestalten versinnlichen wollen. So tragen vor Allem die Siegesgöttinnen, welche an die germanischen Walküren erinnern, mächtige Flügel, ferner die Göttinnen der Hoffnung und des Glückes (Spes und Fortuna), die Aurora, der Todesgott und alle ähnlichen Begriffs-Gottheiten ohne Eigennamen. Daher sehen wir auch den alten Saturn, sobald er nicht als olympischer Vater des Zeus, sondern als Gott der Zeit, gewissermaßen als Personification der gesammten Vergangenheit auftritt, mit mächtigen Schwingen ausgestattet; er tritt dann eben in die Reihe jener allegorischen Gottheiten, deren luftige Natur, Beweglichkeit, Wandelbarkeit und Unbeständigkeit durch die Flügel ausgedrückt werden.

Eine eigenthümliche Mittelstellung und Doppelnatur kommt in dieser Beziehung dem Amor zu, der einerseits als Sohn der Venus, als Urgott und Beherrscher der Menschen und Götter zur olympischen Familie gehört, andererseits aber als Personification des Gefühles, welches die Geschlechter einander nähert, auch zu den allegorischen Gottheiten zählt, und als solcher sogar in mehrere Begriffsgottheiten (Eros, Anteros, Himeros und Pothos) zerfällt. So befanden sich im Tempel der Aphrodite von Megara neben dem Bilde der Hauptgottheit die Gestalten des Eros, Himeros und Pothos (von Skopas gearbeitet) neben einander. Mit einem bewunderungswürdigen Feingefühle drückten die Künstler diese Doppelnatur Amors und seiner Doppelgänger aus, indem sie ihm zwar Flügel, wie den anderen allegorischen Gottheiten, aber doch nur symbolische Flügel gaben, viel zu klein, um das vollblütige Kind zu tragen. In der späteren Dichtung und Kunst vermählte man ihn mit der rein allegorischen Psyche, deren noch mehr ätherische Natur durch Schmetterlingsflügel ausgedrückt wurde, erinnernd an den alten Vergleich der von den Banden des Leibes befreiten Menschenseele, mit dem Schmetterlinge, welcher aus der trägen Puppe emporsteigt.

Da Amor und seine Gefolge, die Amoretten oder Eroten, später als Vorbilder der christlichen Engel verwendet wurden, so müssen wir ein wenig näher auf ihre Rolle in der alten, auf heiteren Schmuck des Lebens gerichteten Kunst eingehen. Fortschreitend mehr hatten sich die alten Künstler gewöhnt, ihre mythologischen Bilder, wenigstens in der Profan-Malerei, mit Eroten zu beleben, welche die Züge durchschwirren, sich mit Helm und Lanze des Mars ausrüsten und überhaupt die Handlungen der Großen parodiren. Und dabei tritt uns schließlich in Gestalt der liebenswürdigsten Selbstkritik, die jemals geübt worden ist, das Urtheil der Poeten und Künstler entgegen, daß diese Flatterwesen eigentlich wohl richtiger zum Geschlechte der Vögel als zu dem der Menschen oder Götter zu rechnen seien. Schon der griechische Idyllendichter Bion (+ um 133 v. Chr.) schildert uns in seinem „Vogelsteller", wie ein noch unerfahrener Knabe den von seinen Flügen auf einem Buchsbaumast ausruhenden Amor für einen seltenen Riesenvogel ansieht und mit Leimruthen zu fangen sucht. Aber der lose Vogel flattert neckend immer weiter, und der Vater, dem der Knabe seine Noth geklagt, spricht warnend:

„Laß die gefährliche Jagd und komm' nicht zu nah' diesem Vogel. Fliehe vielmehr! Schlimm meint es das Unthier! Preise Dich glücklich, So lang Du nimmer ihn fängst . . ."

Ein späterer lateinischer Dichter, Statius, besingt die eingefangenen und in einem Bauer aus Gold und Elfenbeinstäbchen gefangen gehaltenen Eroten und in den durch Asche und Lava des Vesuvs verschütteten Städten Kampaniens hat man wiederholt Gemälde gefunden, Vogelsteller darstellend, die ihre in Käfigen gefangen gehaltenen Eroten jungen Frauen zum Kaufe anbieten, Bilder, durch die Goethe zu seinem Gedichte: „Wer kauft Liebesgötter?" angeregt wurde. Auf dem einen derselben sieht man einen kleinen Eroten, den der alte Vogelsteller grausam bei den Haaren gepackt und aus dem Käfig herausgezogen hat, um ihn einer jungen Frau zu zeigen, bittend die Händchen ausstreckten, daß sie ihn nicht wieder in den engen Behälter zurückstecken lasse, in dem man noch zwei dieser armen Schelme sieht, während ein paar andere, wie es scheint, den günstigen Augenblick der Thüröffnung zum Entwischen benutzt haben, denn einer von ihnen fliegt davon, und der andere verbirgt sich hinter der jungen Frau.

In einigen anderen Gemälden desselben Ideenkreises, die im Hause des Holconius und in der sogenannten Casa Omerica zu Pompeji aufgedeckt wurden, ist eine junge weibliche Person

*) Nur ganz ausnahmsweise, z. B. als Jupiter Pluvius, sieht man den Götterkönig auf der Marc Aurels-Säule zu Rom mit langen Schwingen dargestellt, wie er im Jahre 174 im Kriege gegen die Quaden das dürstende römische Heer mit Regen erquickt, einen Vorgang, den die im Heere Dienenden Christen als Wunder betrachteten und ihren Gebete zuschrieben.

Digitized by Google

dargestellt, die im Buschwerke ein Vogelnest gefunden hat, aus dem statt der jungen Vögel niedliche Eroten hervorschauen. Sie reicht das Nest einem jungen Manne hin, während mehrere andere Personen den reizenden Fund neugierig betrachten. Als man das erste dieser anmuthigen Gemälde, welches unter anderen Thorwaldsen's schranklose Bewunderung fand, freigelegt, meinte man, es solle wahrscheinlich die Leda darstellen, welche ihrem Gatten Tyndareos die eben aus den Eiern gekrochenen Zwillinge Castor und Pollux, nebst der Helena im gemeinsamen Nestchen bringt. Allein nachdem man noch einige Wiederholungen der allerliebsten Scene gefunden, auf denen die Nesthocker mit deutlichen Flügeln und außerdem, selbst für neugeborene Kinder viel zu winzig dargestellt sind, haben sich die Kunstgelehrten dahin geeinigt, diese Bilder schlechthin als „Auffindung eines Eroten-Nestes“ zu katalogisiren. Den eigentlichen Sinn, falls ein anderer darin zu suchen wäre, als ein Hieb auf die hergebrachte Erotenbildung, hat man noch nicht zu ergründen vermocht, jedenfalls würden wir darin die lieblichste und doch treffende Kritik, die jemals gemalt wurde, zu bewundern haben.

(Schluß folgt.)

Die Eröffnung des neuen Burgtheaters.

Wien, 15. October.

„Leb wohl! O wende Dich zu uns und gib
Ein holdes Wort des Abschieds mit zurück!
Dann schwellt der Wind die Segel sanfter an,
Und Thränen fließen lindernder dem Auge
Des Scheidenden.“

Mit diesen Worten der gottgeweihten Priesterin, die noch lange im Herzen der Zuschauer nachklangen, nahmen die Schauspieler des Burgtheaters Abschied von dem alten „K. k. Hoftheater nächst der Burg“. Nicht mit Unrecht hatte man Goethe's „Iphigenie“ für die letzte Vorstellung im altehrwürdigen Hause gewählt, denn die ideale Aufgabe des Theaters soll ja von einem Hauche wahrhaft göttlicher Weihe erfüllt sein. Es war ein wehmüthiger Abschied! Die Vorstellung ließ bis auf die Titelrolle, welche Charlotte Wolter bewunderungswürdig groß und rein zur Anschauung brachte, gar Manches zu wünschen, aber es war den Schauspielern nicht zu verargen, daß sie an einem solchen Abend nicht die nothwendige Ruhe und Sammlung bewahrten, die dieses Drama der Leidenschaftslosigkeit in so außerordentlichem Maße fordert. Ging es doch dem Zuschauer auch nicht besser, der nur mit halbem Ohre den Dichterworten lauschte und bloß gekommen war, das altehrwürdige Haus noch einmal zu sehen. Im Saale war die ganze kaiserliche Familie anwesend, der König von Sachsen, der Prinz von Wales, der König von Serbien mit dem Kronprinzen und Alles, was in Wien durch Talent oder sociale Stellung hervorragt. Als der Vorhang über dem Weimaraner Prachtstücke fallen war und sich nach einer Weile wieder hob, da sah man in der nämlichen Decoration des Pianatempels die eben mit stürmischem Beifalle ausgezeichneten Darsteller Iphigenia-Wolter, Thoas-Hallenstein, Orest-Kraftel, Pylades-Hartmann und Arkas-Baumeister, umgeben von dem gesammten Künstlerpersonale, die Herren im Fracke, die Damen in Weiß, was zu den taurischen und griechischen Gestalten ein seltsames Widerspiel bot. Sonnenthal, der Director-Stellvertreter, verneigte sich tief vor den hohen und höchsten Herrschaften und sprach thränenden Auges den von Alfred von Berger, dem Directionssecretär, gedichteten Epilog. Wer bei ähnlichen Gelegenheiten gewohnt ist, die wohl gedrechselten patriotischen Prologe eines Friedrich Adami oder das überfeigte Pathos Wildenbruch's zu hören, wird den schlichten Blankverſen Berger's, die sich nur einmal in einer bewegten Stelle den Wollklang eines Reimes gestatten, keinen großen Geschmack abgewinnen. Sicher ist, daß die schlichten Strophen aus dem Munde Sonnenthal's und besonders durch die fein ausgearbeiteten Pointen, wie den Hinweis auf Joseph II. und Lessing, auf den Umstand, daß das Burgtheater bisher „unter einem Dache mit Oesterreichs Kaiserkrone wohnen“ durfte, und das treffende Schlußwort: „Im neuen Haus das alte Burgtheater!“ eine ganz bedeutende Wirkung ausübten. Wir halten sonst von den Thränen auf der Bühne, ob sie nun vom Dichter vorgeschrieben oder eine „Nuance“ des Darstellers sind, nicht eben viel und wissen aus unserem Diderot, daß der größte Schauspieler jener ist, der Empfindungen hervorruft ohne sie zu theilen (emouvoir sans être ému), aber in diesem Falle müssen wir schon eine Ausnahme machen. Die Trauer, die Wehmuth, die Thränen, die beim Abſcheide auf und vor der Burgtheaterbühne in die Erscheinung traten, waren aufrichtig und kamen aus dem Herzen. Verlieren doch die Hofschauspieler die erinnerungsreiche Stätte ihrer Wirksamkeit, die Wiener ihr ältestes und liebstes Theater und alle Freunde deutscher Kunst einen geweihten Musensitz, nach welchem sie nur mit Verehrung zu blicken gewohnt waren.

Aus bescheidenen Anfängen war hier ein Ganzes und Großes erwachsen. Unter Maria Theresia, der großen Kaiserin, entstand der geschmacklose, verschnörkelte, graue Bau zwischen der Hofburg und der Reitschule aus einem Ballhause. Die Stegreifcomödie und der Hanswurst trieben hier noch ihr Unwesen. Erst 1769 unterdrückte ein Verbot das oft zügellose Extemporiren der Schauspieler. Oper und Singspiel drohten das recitirende Schauspiel zu verdrängen. Daneben wurde auch französisch gemimt, und von diesen welschen Comödianten, die ganz Vortreffliches geleistet haben sollen und 1772 verabschiedet wurden, mag sich traditionell manches Leichte, Gefällige und der geschmeidige Conversationston in der Spielweise des Burgtheaters bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Als Kaiser Joseph, von dem sich in Oesterreich alles Hohe und Schöne ableiten läßt, den Thron bestieg, schloß er namentlich dieses sein Hof- und Nationaltheater an's Herz, gab ihm auf Anregung seines aufgeklärten Ministers Sonnenfels eine eigene Verfassung, deren Grundzüge noch immer in Kraft sind, und förderte die Schauspieler wie die Dichter. Hier wurden die ersten Autorentantièmen bezahlt, indem die Schriftsteller als Honorar den Reinertrag der dritten Vorstellung erhielten, und den vorzüglichsten Schauspielern wurde wiederholt die volle Tageseinnahme geschenkt.

Man weiß aus seinen Briefen an Eva König, mit welchem Interesse Lessing die Wiener Bühne verfolgte, und daß er beinahe Director des Burgtheaters geworden wäre. Aus Hamburg verschrieb man sich aber den genialen, vielseitigen Schröder, unter dessen Führung das Nationaltheater die erste deutsche Bühne wurde. Noch heute steht die „Burg“ ganz im Banne seiner Hamburger Schule, der realistischen Spielund namentlich Sprechweise. Die künstliche Art der Mannheimer, die classisch stilvolle der Weimarer Richtung hat sich in Wien nie einbürgern können, trotzdem Beck und La Roche, die am Burgtheater wirkten, als die Schüler Iffland's und Goethe's zu betrachten sind. Und bei der Schröder'schen Tradition ist es denn auch geblieben. Die Thätigkeit späterer Directoren wie Schreyvogel und Holbein, die in allen Sätteln gerecht waren, das derb zugreifende Experimentiren Laube's, die opernhaften Neigungen Dingelstedt's, das ideale Streben Wilbrandt's haben diesen naturalistischen Hang nicht verwischen können. An der Burg geht die Wahrheit noch immer vor der Schönheit.

Und nun spotte man noch über die Rührung, die am Abend des 12. October im alten Burgtheater alle Herzen ergriff! Zumal die Wiener wissen, was sie an dem gemüthlichen, winkeligen alten Hause verlieren. Es war eine Erbschaft des alten Oesterreich und ideal und deutsch durch und durch. Zu einer Zeit, da draußen im Reiche und allerorten die liberale Regung verpönt war, erklang hier das freie Dichterwort und tröstete und ermuthigte die Hörer. Dort und der Hofloge hatte Maria Theresia im überwallenden Gefühle die Nachricht, daß ihr ein Enkel geboren sei, urbi et orbi verkündet: „Der Poldi hat 'n Bub'n.“ Hier wurde Bauernfeld's „Großjährig“ gespielt und erinnerte daran, daß auch das Volk großjährig geworden. So Vieles hatte sich im Laufe der Jahrzehnte geändert, sogar der Name des Reiches, und nur das Burgtheater war das alte geblieben. Und nun heißt es auch von diesem alten Musensitze Abschied nehmen! „Les dieux s'en vont.“

Auf den traurigen Abschied folgte die fröhliche Begrüßung des alten Burgtheaters im neuen Hause. Es steht am Franzensring, unfern der Hofburg, vierzehn Jahre währte der von Baron Hasenauer auf-

Digitized by Google

geführte Bau, sieben Millionen Gulden hat er den kaiserlichen Bauherrn gekostet. Es war für den Architekten keine leichte Aufgabe, auf den beschränkten Platz und in die etwas bunte Nachbarschaft der Ringstraße das neue Theater zu stellen. Man hat die einzig schöne Straße Wiens eine Musterkarte aller Baustile genannt und nicht mit Unrecht. Hier gall es der strengen Gothik des hoch getürmten Rathhauses und den in edelsten Griechenstile ausgeführten Hofmuseen einen heiteren Bühnenbau entgegenzusetzen. Hasenauer wählte die Hochrenaissance vermischt mit Barockmotiven und folgte in der Hauptsache den Vorschlägen des Altmeisters Semper. Das Halbrund der Mittelfassade, dem sich zwei langgestreckte Flügel nicht eben organisch anglieoern, gewährt einen befriedigenden Anblick. Zwischen den Säulen und etwas überladenen Fenstern sind die Büsten von Calderon, Shakespeare und Molière, von Lessing, Goethe und Schiller, von Hebbel, Grillparzer und Halm nicht eben geschickt angebracht. Ein Vorzug des Hauses besteht darin, daß die elegante Loggia und die ganze mit vielen Fenstern versehene Fassade eine starke Beleuchtung von innen zulassen, welche von der Straße aus doch nicht in hinreichender Weise geschehen könnte. Während Semper's Hofoperntheater des Abends wie eine schwarze Steinmasse daliegt, glüht und leuchtet Hasenauer's Werk wie ein schimmernder Feenpalast von innen heraus: die Loggia bildet einen glänzenden Brennpunkt und die lichtüberfluthelen Foyers und Treppenhäuser werfen ihren Schein bis weit über die Straße. Es ist ein festlich heiterer Anblick, mag man im Detail auch noch so Manches auszusetzen haben.

Nicht minder prächtig ist auch das Innere. Durch die halbkreisförmige Eintrittshalle gelangen wir in die zwei Treppenhäuser. Alles ist hell, luftig, voll Ebenmaß und Pracht. Der helle Marmor der Stufen und Geländer, der farbenfrische Bilderschmuck der Decken, die Statuen der berühmtesten Schauspieler, alles spricht weihevoll zu den Sinnen. Die großen Deckengemälde stellen den Entwickelungsgang des Theaters dar. Dort sehen wir die Dionysos-Feier, Scenen aus Antigone und Molière's Eingebildetem Kranken, hier das antike Theater in Taormina, ein mittelalterliches Mysterienspiel und die Jahrmarktsbühne des Hanswurstes. Noch sinnverwirrender Pracht ist im Foyer geboten, das in die ausgedehnte Front des Baues verlegt ist. Charlemont, Karger und Robert Ruß haben diesen Raum mit ihrer Kunst geschmückt. Scenen aus Shakespeare's Wintermärchen und Sommernachtstraum, eine große Gruppe Apoll und die Musen. Die Corridore sind leider etwas gedrückt, doch nicht entfernt solche lasts und lichtlose Martergänge wie in Garnier's Pariser Oper. Die Büsthüte der besten Burgschauspieler grüßen uns von den Wänden des Foyers, ein wahrer Ahnensaal des Burgtheaters. Dort ist Fichtner, Schröder, hier Charlotte Wolter als Maria Stuart, drüben Julie Rettig, der lockenschüttelnde Joseph Wagner, der greise Anschütz als Lear, der heftische Löwe, die gemüthvolle Haizinger. Der talentvolle Bildhauer Nater hat für das künstlerische Bestibule die Colossalstatuen von Lunde im Schauspiele (auf der Probe pflegte er doch eine graue Lodenjoppe zu tragen) und des höfischen Dingelstedt im Pelze geliefert, zwei Meisterwerke in Ausführung, Charakteristik und Portraitireue.

In den für das kaiserliche Haus bestimmten Räumen erreicht die decorative Pracht ihren Höhepunkt. Durch das von rothvioletten Säulen getragene Vestibule gelangt man über Marmortreppen in den Salon des Kaisers, der lichtgelb möblirt ist und wundervolle Smyrnateppiche enthält, und dann in die Privatloge, die bei offener Scene durch einen Beleuchtungseffect in magisch blaues Licht gehüllt wird. Vor der grünumzingten Hofstellage, zu der ein chamoisfarben ausgeschlagener Salon führt, steht als Lichtträgerin auf einem Sockel aus Onyx die prachtvolle Statuia von Johannes Benk, die auf der Wiener Gewerbeausstellung einen großen Erfolg erzielte.

Sind auch die dem Publikum geöffneten Räume vollkommen fertig, so ist in den für die Schauspieler bestimmten noch Manches unvollendet, wie wir uns durch den Augenschein überzeugen konnten. Die bescheidene Bühnenpforte befindet sich auf der Seite neben dem Volksgarten, und durch einen kleinen Gang gelangt man zu den Garderoben, die meist einfach mit leichten hellen Möbeln ausgestattet sind. Sonnenthal's Garderobe hat eine Einrichtung von Birnbaumholz, das Geschenk eines Verehrers. Natürlich sind die Decorationen, Prospecte, Requisiten ganz neu, ebenso die weltbedeutenden Bretter, das Einzige im Hause, was aus Holz hergestellt ist; es fehlt auch der bekannte stickige Coulissengeruch, und der sinnreiche Mechanismus der Decoration spielt so glatt und leicht, daß die Zwischenacte jedenfalls um ein Bedeutendes gekürzt werden können.

Im Vergleiche zu dem Prunke der Nebenräume ist der Bühnensaal selbst weniger reich ausgestattet und mit Recht, denn das Auge soll von den Vorgängen auf dem Theater nicht abgelenkt werden. Der Grundton ist ein gelbliches Eisenbein-Weiß, die Goldornamente sind matt gehalten, die allerdings viel zu klein gerathenen Logen haben bescheidene firschrothe Vorhänge, ihr Fond ist aber ebenfalls weiß. Die vier Galerien sind, wie im alten Burgtheater, ringsum mit Logen versehen nach Art der italienischen Schauspielhäuser, offene Balcons befinden sich nur im obersten Stocke. Das gibt dem Hause etwas Vogelkäfigartiges. In Paris und Berlin hat man schon lange angefangen, wenigstens im ersten Stockwerke einen vorspringenden Balcon zu bauen, le panier, der, zumal wenn er an Premierenabenden mit eleganten Zuschauerinnen besetzt ist, einen viel freundlicheren, weniger gellenhaften Anblick gewährt, obgleich dadurch andererseits wieder ein Theil des Parquets überdacht und in Dunkel gelaucht wird. Zum Glück wird diese Einschachtelung durch die große, schön drapirte Hofloge und die kaiserlichen Prosceniumslogen gemildert und unterbrochen. Auch die andere berechtigte Eigenthümlichkeit des alten Burgtheaters, daß über den zwei Seitenlogen die Schauspieler ihre eigenen Logen haben, ist hier beibehalten und das Publikum der zwei Eröffnungsvorstellungen konnte mit Freude seine Lieblinge Sonnenthal, die Hohenfels u. A. dort oben sehen. Hat erst die Zeit dem noch immer blendenden Weiß den sanften Ton gegeben, welcher z. B. Schinkel's Berliner Schauspielhause bei aller nüchternen Strenge eignet, und auch das Gold der Ornamente blässer gemacht, so wird der Eindruck der jetzt schon ein überaus harmonischer und freundlich heiterer ist, sich noch vermehren. Der eiserne Vorhang zeigt nicht wie in Berlin seine grau gestrichene dde Fläche, sondern erscheint schon dadurch weniger unheimlich, daß er dunt bemalt ist und ein stilvolles Gitter von Schmiedeeisen zeigt, zwischen dessen Stäben und Nanken man einen Ausblick auf die Stadt Wien und den Stephansthurm hat. Wenn diese Sicherheits-Courtine sich langsam hebt, sehen wir den prachtvollen Hauptvorhang von Zug, eine allegorische Scene mit überlebensgroßen Figuren, farbenfroh und prächtig, beste Makart'sche Schule. Auf einem Leoparden sitzt die tragische Muse, welcher der Maler die Züge von Charlotte Wolter gegeben hat. Vor dem Genius des Lichtes, der die Mitte des Bildes einnimmt, entfliehen die Dämonen der Finsternis, was die heitere Muse mit großer Befriedigung zu erfüllen scheint. Ein dritter Vorhang ist der pietätvoll restaurirte des alten Burgtheaters, der über so manchem Meisterwerke deutscher Dicht- und Schauspielkunst aufgegangen ist. Eine Sehenswürdigkeit bildet ferner der Kronleuchter, dessen Glühlichter eine leuchtende aber nicht blendende Fülle von Glanz verbreiten, sowie die mit den schönen Gemälden dreier noch fast unbekannter Wiener Künstler, Marsch und der Gebrüder Klient, versehene Decke. Der Saal faßt über 1200 Personen. Hoffentlich wird nun auch die volksthümliche Aufgabe dieser Hofbühne nicht vergessen werden und die bereits eingeführte Preisherabsetzung wenigstens für gewisse Wochentage wieder abgeschafft. Denn wenn der Wiener sein liebes billiges Theatervergnügen in Kaisers Hause zukünftig nur durch größere Geldopfer erlangen sollte, so hätte seine Trauer um das altehrwürdige Haus allerdings einen sehr tristigen realen Untergrund.

Der eigentlichen Eröffnungsvorstellung ging eine kleinere Vorfeier am 11. October voraus, eine Generalprobe vor geladenen Gästen in Gegenwart des Kaisers, der in Gesellschaft des Königs von Sachsen und des Großherzogs von Toscana der Vorstellung in der sogenannten Zuschauerloge beiwohnte. Es sollte in erster Linie eine Probe der Akustik sein, zu welchem Zwecke eine Programmnummer der Eröffnungsvorstellung: „Wallenstein's Lager" aufgeführt wurde. Es war aber auch eine Generalprobe und ein Debut des Publikums in dem neuen Hause, und der Debutant bestand die Probe zur vollsten Zufriedenheit bis auf einige Befangenheit, wie das bei solchen ersten Auftreten begreiflich ist. Auch er wird sich erst an das neue Haus gewöhnen müssen. Man sah die gewohnte glänzende Gesellschaft der Wiener Premieren, meist in Gesellschaftstoilette und sehr andächtig gestimmt. Publikus kuthete

Digitized by Google

schon eine Stunde vor Beginn der Vorstellung durch die im elektrischen Lichte prangenden Foyers, stand bewundernd vor der märchenhaften Pracht und wähnte sich mehr in einer herrlichen Kunstgalerie als in einem Theater. Er recte sich den Hals aus, um die decorativ wirkungsvollen Deckengemälde zu sehen, und verbrach sich den Kopf über die allegorisch gemalten und ausgeschmückten Allegorien. Erst als er in den Seitengängen die Büsten der Burgtheater-Lieblinge erblickte, fand er sich wieder zurecht. Auch daß er der Vorstellung nur ein gemischtes Interesse entgegenbrachte und darüber sorgen vergaß, den vortrefflichen Eingelleistungen den Beifall zu spenden, sei entschuldigt, denn die Generalprobenstimmung ist immer und überall dem Applaus wenig günstig. Komisch war auch, daß, nachdem der Vorhang gefallen war, das Publikum noch lange gebuldig auf den Plätzen verharrte. Gewöhnlich man noch eine Viertelstunde der Probe, oder konnte man sich einfach von dem Palaste der Musen nicht trennen? Sogar der Kaiser blieb mit seinen Gästen eine Weile in seiner Loge neben den grün verhängten Lampen, und erst als der eiserne Vorhang herniedergerollte, entfernte sich langsam das Haus. Übrigens gelang die Aufstiftprobe vor dem gefüllten Hause zu allgemeiner Zufriedenheit, und es war gar nicht nöthig, daß einige der Herren Hofschauspieler ihr Organ so sehr anstrengten. Nun, mit der Zeit wird sich der richtige Ton finden.

Die eigentliche Eröffnungsfeier fand am Abend des 14. statt und übertraf an Glanz und Weihe alle Erwartungen. Abermals hatte sich fast das ganze kaiserliche Haus mit seinen Gästen, dem Könige Milan von Serbien und dem englischen Thronfolger, eingestellt, in einer Loge sahen die Intendanten von Berlin und München, und die Ministerien, die Armee, die Parlamente, die Finanzkreise, Literatur und Kunst hatten ihre Vertreter entsandt. Die Pracht der Damentoiletten sind in dem unvergleichlichen Salon des Foyers und dem von Licht und Farben erfüllten Bühnenhause einen herrlichen Rahmen. Als die „Weihe des Hauses“ aus dem wohlgeschulten Orchester ertönte und der Vorhang über dem sinnreichen Festspiele aufging, das Joseph Weilen gedichtet und Sonnenthal und die Damen Wolter, Gobillon und Hohenfels darstellten, da ging wirklich jener feierliche Ernst durch die Reihen aller Zuschauer, dessen ein Prologdichter bedarf. Der Präsident der „Concordia“ hat diesmal eine Allegorie gedichtet, die in wortmerzigen und flüssigen Reimen die Bedeutung des Festes hervorhob und in einem prächtigen Schlußbilde sämmtliche Mitglieder des Burgtheaters in einer großartigen Gruppe vereinigte. Wie sahen Lewinski als Franz Moor, Hartmann als Clavigo, Baumeister als Richter von Zalamea und die Damen in den Costümen ihrer beiden Rolle, und die Begeisterung des Hauses stieg noch, als der Dichter auf den kaiserlichen Schauplatz des Burgtheaters hinwies. Ein dreimaliger Jubelsturm und die Nationalhymne, vom Orchester angestimmt und vom Publikum mitgesungen, durchbrausten den weiten Raum.

Die beiden Festspiele: Grillparzer's poesiedurchglühtes Fragment „Esther“ und „Wallenstein's Lager“ folgten. Bei einer solchen Gelegenheit stehen auch die Schauspieler einer Musterbühne unter dem Banne begreiflicher Aufregung, und wir wollen daher dem Burgtheater-Ensemble nicht das Unrecht zufügen, daß wir diese Leistung als Werthmesser annehmen. Das Zusammenspiel ist, wir wissen es wohl, sonst harmonischer, und bis auf Frau Wolter, die verkörperte Muse des Burgtheaters, Fräulein Barsescu als liebreizende Esther, den grundgewaltigen Boß Hollenstein und den engreifenden König Sonnenthal, hätten wir auch an den Einzelleistungen Manches auszusetzen. Der treffliche Bühnenmeister fiel mit dem Kapuziner, einer Glanzrolle des jüngstverstorbenen Meigner, sogar entschieden durch, und es ist kaum zu hoffen, daß er jemals in die kleine Rolle hineinwachsen werde, welche mehr einen Komiker mit sotirischem Zuge, als solch einen reinen Chorakterstiefer verlangt, wie der berühmte Vorsteller des Richters von Zalamea einer ist. Auch der opernhaften Inscenirung fehlte doch wieder der feine moleriche Sinn der Meininger.

Als eigentlicher Epilog sämmtlicher Eröffnungsfeierlichkeiten ist die Soiree zu betrachten, zu welcher der Leiter der k. k. Generolintendanz, Baron Beseczny, einen großen Kreis von Burgtheaterfreunden und fremden Gästen eingeladen hatte. Der Gastgeber und alle die anderen Excellenzen verkörpten hier mit jener Corbialität, welche den österreichischen Cavalier so vortheilhaft vor seinem nordeutschen Collegen auszeichnet, mit den zahlreichen Männern der Feder, der Intendanzdirector Reg.-Rath Blasiat, der treffliche Chronist des Burgtheaters, und der Secretär Baron Berger waren die Zuvorkommenheit selbst, und auch das gesammte Künstlerpersonal der Hofbühnen stieg huldvoll aus den gewöhnlichen Sterblichen nieder. Bis gegen den Morgen wurde in dem großen Saale des Grand Hotel musiciert, gespondert und auf das Heil des vornehmsten deutschen Schauspielhauses getrocht. Möge das Burgtheater, dem pessimistischen Propheten zum Trotze, im neuen Heim den alten Geist finden zum Wohle der deutschen Kunst!

S.

Feuilleton.

Der Sonntag auf dem Lande.

Von Renato Fucini.

Aus dem Italienischen von Oskar Balle.

Alles vergebens, mein Freund! es gibt gewisse Anläße, die es Dir unmöglich machen, nein zu sagen. Mag es bedeutsam Dich, bekümmt Dich, hält Dich mit solchem Eifer fest, daß eine abschlägige Antwort wie eine Grobheit erscheinen würde, die Du Dir gegenüber Leuten zu Schulden kommen ließest, welche nichts Anderes im Sinne haben, als Dir eine Freundlichkeit zu erweisen.

Du schützest Geschäfte vor. „Für einen Tag wird die Welt nicht gleich aus den Angeln gehen,“ antwortet man Dir. „Es ist zu heiß,“ sagst Du. „O, dann kommen Sie eben früh, in der Morgenfrische.“ „Der Weg von der Station nach dem Dorfe ist zu weit.“ „Dann schicke ich Ihnen einen kleinen Wagen.“ „Ich habe mich mit einem Freunde verabredet, den Tag mit ihm zuzubringen.“ „O, den bringen Sie mit“... Kurz, ich sagte schließlich zu und machte mich am Sonntag früh auf die Beine, um der Geschichte einmal ein Ende zu machen.

Kaum war ich im Dorfe angekommen, so sah ich mich umringt von einem Haufen Bauern, welche auch der Frühmesse kamen, und mich anstarrten, als sei ich ein wildes Thier. Ich trug nach dem Hause des Signor Cosimo. Acht oder zehn boten mir auf diese Frage hin sogleich ihre Begleitung an.

„Dort oben! Sehen Sie jenes große Haus mit dem Thürmchen auf dem Dache? Das ist es. Sie kennen also den Signor Cosimo? Es ist ein prächtiger Mann. Oder seinen Bruder, den Priester? Ah, der erst! Oder jene Frau, die Signora Flavia? Eine brave Frau und wie wohlthätig sie ist! Aber auch Fräulein Olympia, die Schwester des Herrn Cosimo... hat wol Geschrten an sich, so zu sagen: d'ist. ois wenn Jemand sagen wollte, daß ihre große Leidenschaft allein die Bücher wären, von denen sie immer eins in der Hand hat und wünschen sie beinahe ein bischen verdreht im Kopfe war; aber sei, sehen Sie, hat sie Alles ausersehen im Gebächtniß, so daß es manchmal kaum zu glauben ist. Ist übrigens ein tüchtiges Mädchen; und besonders in ihrer Familie, wenn's da manchmal etwas zu Putzen zu bringen gibt und sie nicht nicht da, sie wissen wirklich nicht, wie sie damit zu Stande kommen sollten. Früher war noch wenigstens Bistino da, der Aelteste des Signor Cosimo; der ist aber jetzt im Seminar zu Volterro und dort legt er, so sagen sie, so viel Ehre ein, daß sie ihn nicht einmal für die Ferien mehr nach Hause lassen wollen. Er muß wirklich sehr tüchtig sein, dieser Junge. Als er noch da war, half er auch dem Caplan auf dem Vogelherd ..., und da singen sie mehr Vögel in einem Tage, als alle die Uebrigen auf ihren Vogelherden in einer Woche... Sehen Sie, hier biegen Sie ab und gehen da hinaus; Sie rennen dann mit dem Kopf gerade an das Haus an und können nicht mehr fehlgehen.“

Alle diese Nachrichten über meine Gastgeberin, die ich zum Theil schon kannte, wurden mir auf dem Wege von den Bauern mitgetheilt, welche, einer noch dem anderen, um die Wette mich damit beehrten, bis sie endlich bei der Abzweigung eines kurzen Weges, welcher zu dem Hause führte, mich verließen, indem sie abermals höflich grüßten und mir ihre weiteren Dienste anboten.

„Das fängt ja gar nicht übel an,“ sagte ich mit, indem ich mir behaglich die Hände rieb. Ich fühlte schon lange das Bedürfniß, einmal einen Tag völliger Ruhe auf dem Lande zu verleben, so daß ich jetzt unwillkürlich den Schritt beschleunigte, um keine Minute länger von der Behaglichkeit einzubüßen, die ich mir von einer, friedlich innerhalb der patriarchalischen Wände jener guten ländlichen Familie verlebten Stunde versprach. Einer Stunde, in der ich fern wäre von der ermüdenden Etiquette, von den mit dem Ziefel abgemessenen feierlichen Begrüßungen, von der kalten und gemachten Höflichkeit und der kleinlichen Gastlichkeit, welche mir so häufig über und ergehen zu lassen und nur zu oft selbst auszuüben im städtischen Leben gezwungen sind.

Kaum hatte ich die Glocke gezogen, so kam ein junger breiter Bursche in Hemdärmeln und in weißer Leinenschürze, die er aufgekrämpt und in den Hosenbund gesteckt hatte, herausgeschossen, um mir lächelnd zu öffnen.

Digitized by Google

„Wohnt hier Signor Cosimo?"

„Eh! Si signore! Treten Sie ein, treten Sie ein! Sind Sie nicht der Herr aus Florenz, welcher gestern sagen ließ, daß er wahrscheinlich herauskommen würde? Ja?"

„Ja!"

„Dann kommen Sie nur herein, kommen Sie! Der Herr hat mir gesagt, ich sollte Sie einstweilen in die gute Stube führen. Er kommt auch selbst sogleich. Das ist schön von Ihnen, Signore. Das haben Sie gut gemacht, wissen Sie, daß Sie herausgekommen sind. Man hat schon so lange davon gesprochen und Sie erwartet. Ist Alles wohl in Florenz! Hier! Kommen Sie hier herein und machen Sie sich's bequem. — Mit Erlaubniß!"

„Geh' nur, geh' nur!" Ich setzte mich an's Fenster und blätterte in einem alten Photographiealbum. Unterdessen konnte ich bemerken, daß meine Ankunft wirklich einigen Lärm verursacht hatte, denn ich hörte über mir, im ersten Stock, heftiges Thürzuschlagen und ein Hin- und Hergehen von bestiefelten und unbestiefelten Füßen, unter deren Tritten von der Decke ein feiner Regen von Kalkstaub niederrieselte und die Scheiben der Fenster, sowie das Glöckchen eines wächsernen Jesuskindes, welches auf dem Wandbord stand, leise zitterten und ertönten, als wäre ein Erdbeben.

Nach einigen Minuten hörte ich an der Thüre rütteln und darauf einen derben Stoß mit dem Fuß an dieselbe; die Thür öffnete sich und herein trat ein Junge von ungefähr sechs Jahren, der einen schon zur Hälfte angegessenen Apfel in der Hand hielt und sich beobachtend vor mich hinpflanzte. Mit einer höchst verächtlichen Miene frug er nach einer Weile:

„Gehört etwa das Buch Euch? Legt es nur gleich weg, oder ich sag's dem Onkel Priester!"

Ich legte das Buch weg und er fuhr fort mich verachtungsvoll zu mustern.

„Ihr seid wohl der Fremde, welcher kommen sollte?"

„Ja, mein Kleiner!" Indem ich die größte Freundlichkeit erheuchelte, um ihn für mich zu gewinnen, streckte ich die Hand aus und versuchte ihn unter dem Kinn zu fassen. Er flüchtete aber schleunigst zwei Schritte zurück und beeilte sich, mir den Apfel in's Gesicht zu werfen.

„Haltet nur Eure Hände schön ruhig; ganz ruhig. Was wollt Ihr denn überhaupt hier bei uns?"

Ich ärgerte mich und gab ihm keine Antwort.

„Ja, ja; ich weiß es schon; Ihr denkt wohl, weil mein Vater es Euch gesagt hat? Aber meine Mutter wollte gleich nichts davon wissen, weil sie nun alle die Hühner schlachten mußte, welche jetzt der Gostino rupft. Aber am Abend geht Ihr doch wenigstens wieder fort? ... Warum antwortet Ihr denn gar nicht? Ich will aber, daß Ihr mit mir redet, ja! obgleich meine Mutter, als sie Euch auf der Straße sah, Euch so viel Verwünschungen entgegenrief ..."

Da wurde die Thüre aufgerissen und es erschien in schmierigem Anzuge, in der ganzen glanzvollen Massigkeit seines Leibes, Signor Cosimo. Freundlich lächelnd schlug er mit seinen derben Händen auf meine Schultern und rief dreimal: „Das ist schön, das ist schön, das ist schön!"

Dann wandte er sich zum Jungen um: „Und Du, was machst denn Du da?"

„Was ich will."

Mit einem Klaps auf den Kopf schob er ihn zur Thüre hinaus und bat mich, doch Platz zu nehmen.

Mir stachen sofort die Fettflecke und die Wein- und Kaffeespritzer in's Auge, welche Signor Cosimo auf seinen Hosen und seinem Hemde hatte. Und, um die Wahrheit zu gestehen, mich beschlich ein gewisses ärgerliches Gefühl, daß er so wenig Rücksicht auf mich genommen hatte; aber ich wurde sofort beruhigt durch die Entschuldigungen, die er darüber vorbrachte, daß er mich habe warten lassen: er sei, so sagte er, gerade in seinem Zimmer gewesen, um sich ein wenig zu säubern.

„O, aber ... Signor Cosimo!"

„O, es ist ja prächtig, ausgezeichnet. Und was für ein Wetterchen, eh? Aber hören Sie, Sie werden eine Erfrischung nöthig haben, Gostinooo! Was sagt man denn in Florenz dazu, ich meine zu diesem Stande der Saaten? ... Aber in der That, es ist wirklich prächtig von Ihnen, daß Sie uns beehrten, und Sie machen uns wahrhaftig eine Freude mit Ihrem Besuche!"

„Was befehlen Signor Padrone?"

„Geh' hinunter, Gostino, laß Dir von der Padrona die Schlüssel zum Büffet geben und bringe einige Erfrischungen für diesen Herrn!" Und zu dem Jungen, welcher hinter dem Diener mit hereingetreten war: „Und Du gehst sofort hinunter und wäschst Dir das Gesicht und wischst Dir die Nase ab, Du Schmutzfink!" Und mit einem abermaligen Klaps schob er ihn wieder zur Thüre hinaus.

„Und Obst, mein Lieber, gibt's auch dieses Jahr gar keins."

„Ah!"

„Ja, was soll ich Ihnen sagen? Seit drei Jahren ist es, als ob ein Fluch darein gefallen wäre. Stellen Sie sich vor, daß ich früher manchmal so an die 400 Pfund aufspeichern konnte, und jetzt kaum 50 oder 60, je nachdem es kommt. Und was für Zeug! Alles wurmig! Verzeihen Sie, kommen Sie vielleicht mit mir auf den Speicher ... Doch nein, ich höre, daß mein Bruder eben heraufkommt; Sie werden ihn wohl sehen wollen!"

„Ja, wir wollen ihn erwarten!"

„Er ist ein großes Original; wissen Sie, so ein Brummbär; aber im Herzensgrunde ist er wirklich gut. Gestern zum Beispiel ... Sie müssen wissen, er leidet sehr am Magen und, mit Respect zu sagen, an einer schmerzhaften Geschwulst, welche er da hat ..."

Die Vorrede zu der Vorstellung wurde unterbrochen, weil jetzt mit einer tiefen Verbeugung Don Paolo in das Zimmer trat. Ich erhob mich, um ihm entgegenzugehen.

„Nein, nein, das gestatte ich nicht; bleiben Sie sitzen, mein Herr! Wenn Sie erlauben, bleibe ich bedeckt, weil es so meine Gewohnheit ist; aber setzen Sie sich doch, bitte, setzen Sie sich."

Ein Moment des Schweigens trat hierauf ein, bis Signor Cosimo die Unterhaltung wieder aufnahm.

„Sieh, Paolo, das ist der Herr, von dem wir gestern Abend sprachen ..."

„Weiß ich, weiß ich! Es ist wirklich langweilig, daß Du nie ein Ende finden kannst. Wie oft willst Du nur die Sachen wiederholen?"

„Nun, ich wollte Dir nur sagen ..."

„Hast Du ihm denn etwas zum Trinken angeboten?"

„Ich habe es dem Gostino gesagt. Er wird gleich kommen."

„Und Sie sind aus Florenz, ja?" frug mich der Caplan.

„Zu dienen!"

„Schlechtes Jahr, lieber Herr. Wenn es nicht regnet, macht man nicht einmal den ersten Fang. Voriges Jahr, an diesem selben Tage, hatte ich um zehn Uhr sechsundfünfzig gefangen und heute Morgen ... seitdem ich um acht Uhr aus der Messe kam, haben sich nur drei kleine Vögel und ein verwünschter Falke gefangen, welcher mir noch dazu, sehen Sie, die halbe Hand zerrissen hat? Fängt man denn in Florenz welche?"

„Um die Wahrheit zu gestehen, ich habe mich nicht darnach erkundigt."

„Fängt der Prior von San Gaggia etwas in diesem Jahre, fängt er welche?"

„Was weiß ich ... ich kann es Ihnen wirklich nicht sagen."

„Ah, ich meine nur, weil er mir am letzten Freitage sagen ließ, daß er nicht einmal die Käfige hat machen lassen. Sagen Sie doch, was ist das mit dem Padre Lorenzo von der Santissima Annunziata; er soll sich nicht wohl befinden; ist das wahr?"

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll ... ich weiß es nicht."

„O, aber auch! Daß Sie auch gar nichts wissen!"

„Es thut mir leid ... Aber reden wir doch lieber von Ihnen. Mir sagte soeben Signor Cosimo ..."

„Entschuldigen Sie. Ich kehre auf einen Augenblick nach dem Vogelherde zurück. Sag' mir Cosimo, für welche Stunde ist das Essen bestimmt?"

„Sag' Du den Frauen unten die Stunde, welche Dir bequem ist."

„Ah, da kommt ja eine!" sagte Don Paolo, welcher schon in der Thüre war, um wegzugehen. „Zu welcher Zeit wird heute gegessen, Flavia? Um zwölf Uhr?"

Signora Flavia, die Gattin meines Gastfreundes, nickte ihm ein Ja zu und kam in das Zimmer herein, während der Caplan, ohne den Gast zu grüßen, sich nach seinem Vogelherde abschob. Sie kam mir gemessenen Schrittes entgegen, frug mich, wie es mir ginge, und sagte mir, ehe ich nur die Zeit gefunden, ein „Gut!" zu antworten, daß sie sich sehr darüber freue. Darauf pflanzte sie sich auf einem Stuhle mir gegenüber auf und fing an mich zu betrachten. Signor Cosimo, welcher auch hier seine Gewandtheit zeigte, wandte sich zu ihr:

„Sieh', Flavia, das ist der Herr, von dem ich Dir gestern Abend sprach."

Und Signora Flavia hub von Neuem an:

„Was machen Sie? Geht es Ihnen gut?"

„Sissignora!"

„Und Ihrer Gemahlin?"

„Ausgezeichnet; ich danke."

„Grüßen Sie sie!"

Hierauf schaute sie ihren Mann an, als wollte sie ihn fragen, was sie mir weiter sagen sollte, und fuhr dann fort, mich stillschweigend zu betrachten.

Glücklicher Weise enthob mich Signor Cosimo der Schwierigkeit, ein Thema für die Unterhaltung zu finden, indem er dieselbe von Neuem eröffnete, und zwar diesmal auf dem politischen Gebiete. Und bald befanden wir uns auf der höchsten Höhe der tunesischen Frage. Natürlicher Weise fiel er über Tunis her, wurde wüthend, regte sich gewaltig auf und entwickelte in sprudelndem Eifer ganz unverhohlen alle seine Ansichten über die äußere Politik. Er schloß mit der Versicherung, daß, wenn er und sein Bruder, der Priester, im Ministerium gewesen wären, die Franzosen niemals, nicht einmal mit der Hülfe Gottes, nach Tunis gekommen wären, denn ... Hier unterbrach ihn die Signora Flavia, indem sie mich frug, ob in dem Stoffe meines Anzuges auch Baumwolle sei. Ich unterdrückte ein Lächeln und verneinte ihre Frage.

„Dann wird er sehr theuer sein? Nicht wahr?"

„Ja ... ich glaube, sieben Lire der Meter."

„Ah, Sie kaufen nach Metern? Uebrigens muß es ein guter Stoff sein. Sieh' Cosimo, wenn Du Dir einen solchen gekauft hättest."

„Jawohl, jawohl! Eine verflixte Angewohnheit, immer Einem das Wort im Munde abzuschneiden. Als ob man nicht davon nachher reden könnte!"

Dann wandte er sich von Neuem zu mir: „Denn wenn Frankreich ..." Und er war schon daran, sich wiederum auf Tunis zu stürzen, als sich die Thüre öffnete und auf der Schwelle seine Schwester erschien, die Signorina Olympia, eine alte Jungfer von etwa fünfzig Jahren, dieselbe, welche mir die Bauern als eine Gelehrte geschildert hatten.

Sie hatte ein hellblaues verschossenes Kleid mit Crinoline an und trug eine braune Mantille auf dem Arme. Auf dem Haupte prangte ihr ein nicht mehr ganz sauberer gelber Strohhut, der mit einem Zweige von natürlichem Epheu garnirt war, und zwei pomadenfeuchte Haarsträhne schlängelten sich in anmuthiger Krümmung unter ihm hervor beinahe bis hinab auf die glänzend rothen Wangen. In der einen Hand hielt sie

Digitized by Google

einen Sonnenschirm und ein Vanillensträußchen und in der anderen ein Buch, in welches sie als Zeichen den Finger geklemmt hatte. Mit erkünstelter Grazie schritt sie einher und mit zwinkerndem Augenaufschlag sich verbeugend sagte sie:

„O, Signore, seien Sie willkommen in dieser bescheidenen Hütte."

„Eine entzückende Hütte, Signorina, in der ich nicht lästig zu fallen hoffe." Sie schlug von Neuem zwinkernd die Augen auf und lächelte mich an. Und indem sie so graziös, als sie nur konnte, einherschwänzelte, setzte sie sich nieder, den Rücken gegen das Fenster wendend. Die täppische Koketterie eines überreifen Mädchens war ihr wohlbekannt.

Ich beobachtete sie mit der größten Aufmerksamkeit, als ich fühlte, wie eine schwere Hand sich auf meine Schultern legte und Signor Cosimo mir sagte:

„Sie werden wohl noch hören, was für Gedichte dieses Mädchen macht. Olympia, hast Du jenes Sonett etwa hier, welches Du am vergangenen Sonntag gemacht hast?"

„Jene Ode, wolltest Du wohl sagen?"

„Jawohl ... Ode oder Sonett, das ist ja dasselbe ... Wenn Sie sie hören würden ... mit Reimen und Allem, was dazu gehört ... Aber ich sage Ihnen ... Laß es ihm doch hören, mach'!"

„Nachher, Cosimo, nachher!"

Gott schütze mich in seiner Gnade! seufzte ich. Und indem ich mich zur Signora Olympia wandte, welche immer noch den Finger im Buche hielt, frug ich:

„Was lesen Sie denn Schönes, Signorina?"

„Ich werfe nur einen Blick auf Leopardi."

„Ah! Ah!" Und Signor Cosimo rief:

„Ausgezeichnet, ausgezeichnet, ausgezeichnet!"

„Sie kennen das auch, Signor Cosimo?"

„Aber natürlich! Sie las es uns ja am letzten Sonntag beim Nachtisch vor und wir mußten alle darüber weinen wie die Kinder."

„Nein, Cosimo, Du hast nicht richtig verstanden. Der Herr meinte dieses Buch da."

„Ah, was mache ich aber auch! Ich meinte das Sonett ... Aber nachher werden Sie es hören. Und Du mußt ihm auch jenes aufsagen von damals, als sie den Sohn des Calamai zum Geistlichen einkleideten. Jenes erst ... nachher! Und glauben Sie etwa, sie habe nur ein solches Gedicht? Sie hat einen großen Kasten ganz voll und ist eins davon schön, so ist es das andere erst recht ... Aber nachher, später werden Sie sie hören."

Ich dagegen war gespannt, ihr Urtheil über Leopardi zu hören.

„Wie finden Sie diese Lectüre, Signorina?" frug ich daher die Signora Olympia.

„Das will ich Ihnen sagen," antwortete sie. „Um die Wahrheit zu gestehen, bin ich damit noch nicht bis zum Ende gekommen ... aber wenn ich ehrlich sein soll, so scheint mir, daß gerade nicht viel Interessantes darin ist."

„Ah!"

„Scheint es Ihnen nicht auch so?"

„Nun ... in gewisser Weise ... ja!"

„Entschuldigen Sie; da ist niemals eine Episode zu Ende geführt. Sie findet den Consalvo (Sie schon ist übrigens aus Tasso gestohlen ... Die Scene zwischen Clorinda und Tancred). Sie findet Consalvo, gut! Consalvo stirbt; nachher aber, wenigstens soweit ich gekommen bin, erfährt man von ihr auch nicht das Geringste mehr. Und dasselbe ist der Fall mit den Charakteren. Da ist zum Beispiel der der Nerina; wie schön könnte der sein; aber, mein Gott, er ist doch gar zu wenig durchgeführt ... Meinen Sie nicht auch?"

„Nun ja ... aber, um die Wahrheit zu gestehen ..."

„Siehst Du, Cosimo, daß ich doch Recht hatte, als ich neulich Abend hiervon mit Signora Amalia sprach!"

„Bezweifle ich durchaus nicht," sagte Signor Cosimo, indem er durch ein lautes Lachen seine Zustimmung ausdrückte. „Aber wie magst Du Dich auch nur mit jener Hochmüthigen in Vergleich stellen. Sie soll erst sieben Jahre zu den Salesianerinnen gehen, wie Du es gethan hast, dann mag sie kommen und klug sprechen. Aber es ist ja überhaupt unnütz," sagte er darauf mit ärgerlicher Stimme; „sie mögen mir aufzählen, so viel sie wollen; aber einen wie Metastasio ... Oder habe ich etwa Unrecht?"

„Im Gegentheil."

„Da ist ja gar kein Zweifel! Ich wette, daß sie auch, wenn sie sich in hundert Stücke theilen ... wenn sie überhaupt so viel Bücher schreiben können ... nicht einmal die Hälfte aller derer, die er geschrieben hat, bringen sie fertig. Und dann, wie vortrefflich! Wir haben gar nichts Besseres!"

»Es ruft der Bewohner der ewigen Schatten ...«

Doch nein, das ist ja vom unsterblichen Torquato:

»Es träumt der Krieger ...«
»Es träumt der Krieger von ...«

„Ja, ja, das ist wahr," antwortete ihn unterbrechend die Signora Olympia, welche bei der Rede des Bruders immer zustimmend mit dem Kopfe genickt hatte. „Vom Metastasio wollen wir erst gar nicht reden. Aber siehst Du, Cosimo, auch dieser hier ist niedlich, sehr niedlich. Auch dieser hier hat in jenen Versen geschrieben, von denen der eine länger, der andere kürzer ist und die mir so sehr gefallen, weil man bei ihnen den Vortheil hat, so viel Worte bequem in sie hineinzubringen, als man nur will ... Schwer jedoch sind sie; und wie gut dieselben auch Clasio zu behandeln verstand!"

„O, der!" sprang Signor Cosimo auf, „was ist bei dem etwa zu tadeln! Der mit allen seinen Sentenzen! ...

»Nur der weise Mann läßt sich nicht verleiten
Hoffährtig oder verzagt einherzuschreiten.
Sei er arm oder ...«

Oder jenes »Meine Gefängnißjahre«.*)

Mir war's, als ging' mir ein Mühlrad im Kopfe herum.

„Gut, gut, Gostino! Setz' die Gläser dort auf jenen Tisch und schenke dem Herrn ein," sagte Signor Cosimo zu Gostino, welcher in diesem Augenblicke mit einer Flasche und einem Teller voll Gläsern eintrat.

„Passen Sie auf, wie Ihnen das munden wird," sagte Gostino zu mir, indem er mir ein Glas einschenkte. „Lassen Sie bei Ihnen auch die Trauben überreif werden?"

„Geh', geh', Gostino," rief ihm Signora Olympia zu.

„Rasch, Gostino!" fiel Signor Cosimo ihr in's Wort; „hole zwei andere Flaschen; eine 62er, auf dem Tisch im hinteren Keller und eine 59er (aus dem Revolutionsjahre) ... dann sollen Sie sehen," dabei wandte er sich an mich, „dann sollen Sie sehen, daß jener Wein — ich will Ihnen ja nicht zu nahe treten —, aber wie jenen haben Sie noch keinen getrunken."

„Aber ... mir genügt ja dieser, Signor Cosimo!"

„Nein, nein! geh' nur; lassen wir die Complimente. Inzwischen noch ein Tröpfchen von diesem da? Ja?"

„Ich danke, ich würde es nicht trinken können, Signor Cosimo. Ich bin nicht daran gewöhnt ..."

„Sehen Sie, ich nehme mir auch eins: zur Gesellschaft nahm der Mönch sich eine Frau.**) Darf ich Ihnen einschenken? ... Und wenn Sie es auch nicht trinken, ich schenke Ihnen doch ein."

„Nun, wenn Sie es durchaus wollen, will ich noch einen Schluck nehmen, um Ihnen gefällig zu sein ... Genug ... genug!"

„Nein, Herr! Entweder voll oder gar nichts."

Gostino kehrte mit zwei anderen Flaschen zurück und nun stürzten Alle über mich her, Signora Flavia an der Spitze und selbst der Diener nicht ausgeschlossen, damit ich auch diese neuen Flaschen probire. Signor Cosimo hielt mir den Arm, Gostino schenkte ein und die zwei Frauen flehten mich mit ihren Augen an, ihnen doch nicht die Beleidigung anzuthun und diese Höflichkeit zurückzuweisen.

Ich leistete ein wenig Widerstand: aber schließlich mußte ich doch weichen. Und nun beging ich noch den verhängnißvollen Fehler, daß ich die Güte des Weines lobte und bemerkte, sie müßten nicht allein auserlesene Trauben, sondern auch vortreffliche Gefäße und Keller haben. O, hätte ich das nie gesagt!

„Ich werde sie Ihnen zeigen," sagte sofort Signor Cosimo. Er faßte mich unter und zog mich, die Frauen in der guten Stube zurücklassend, unter Vorantritt des Gostino, welcher uns leuchtete, in den Keller hinab, bald hier auf eine weitere Stufe aufmerksam machend, bald dort mir zurufend, daß ich mich bücken möge. Und schließlich zeigte er sich noch viel verwunderter über die Schönheit dieses Raumes, als ich es war, denn dieselbe bestand in nichts Anderem, als in einem Gewölbe voll lauter Spinnweben, in vier Fässern an der einen Wand und in zwei Butten in einem Winkel.

Nothgedrungen mußte aber auch ich in Bewunderung ausbrechen und irgend etwas loben, und ich lobte deshalb, auf die Grundmauern hinweisend, die solide Bauart des Hauses.

„Das will ich Ihnen sogleich zeigen."

Von dem Keller ging's nun wieder in das Erdgeschoß, das ich ganz durchlaufen mußte: das Speisezimmer, das Plättezimmer, die Küche, den Herd, die Speisekammer, die Wandschränke ... dann die neue Treppe — die alte war dort, wo jetzt der Oelkeller ist —, dann das Schreibzimmer, welches sein Bruder, der Priester, dort hatte bauen lassen, wo sie den Stall weggerissen hatten; es war jetzt noch feucht ... dann hinauf in das erste Stockwerk, wo er mich unvermuthet in das Zimmer der Signora Olympia eintreten ließ, welche gerade vor dem Spiegel stand, um die braune Mantille anzuprobiren. Und weiter, alle die anderen Zimmer, den Saal, die guten Stuben und schließlich die beiden Abtritte, von denen der eine nicht benutzt werden konnte, weil er den Brunnen eigenthümlich beeinflußte .... „Sehen Sie diesen schönen Blick! .... und dort ist der Küchengarten. Nachher wollen wir auch dorthin gehen; aber zuerst will ich Ihnen doch auch das zweite Stockwerk zeigen."

Wir stiegen auch hinauf in's zweite Stockwerk, und nachdem er mich 20 Minuten lang umhergeführt hatte, mir in jedem Zimmer die hauptsächlichsten Ereignisse aufzählend, welche darin vorgefallen waren ... von dem großen Zimmer an, in welchem sie die Seidenzucht betrieben, bis zum dunklen Zimmerchen, in welches der Caplan die Sperlinge einschloß, um sie zu blenden ... machte er vor einer Thüre Halt, durch welche er mich nach einigen Zeichen, welche mich auf irgend eine außerordentliche Sache vorbereiten sollten, in eine große, unordentlich aussehende Kammer hineinführte. Ich würde errathen, so sagte er mir, wer hier in der letzten Woche geschlafen habe.

„Aber, mein Lieber, wie kann ich das wissen?"

„Denken Sie sich ... Kein Geringerer als Signor Angiolo!"

*) Von Silvio Pellico.
**) Italienisches Sprichwort.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Zwischen zwei Herzen." Schauspiel in vier Aufzügen von Richard Voß. — „Madame Bonivard." Schwank in drei Acten von Alexander Bisson und Antonie Mars. Deutsch von Emil Neumann. — „Der dritte Kopf." Posse in einem Acte. Mit theilweiser Benutzung einer englischen Idee von Franz Wallner.

Das Thema der Ehescheidung wurde in den beiden größeren Premièren der vorigen Woche, die auch noch in die eben ablaufende ihre Wellen herüberschlagen, erörtert. Aber in welch' verschiedener Weise! Deutsch und französisch, könnte man wohl sagen, wenn man nur nicht damit der deutschen Manier, welche mit großem Ernste an jenes Thema herantritt, zugleich den Vorwurf großer Sentimentalität und künstlerischer Inconsequenz machen, und der französischen, welche in höchst frivoler Laune jedem tieferen Sinne der Ehescheidung ein Schnippchen schlägt, den Vorzug einer brillanten dramatischen Handlung zugestehen müßte. Der Patriotismus, der meines Erachtens auch der Kunst ein Vaterland einräumen muß, sträubt sich fast dagegen; und doch geht es nicht anders: wir müssen den französischen Schwank, der die Ehescheidung nur zum Vorwande nimmt, um alle möglichen lustigen verwandtschaftlichen Folgerungen aus ihr zu ziehen, für ein besseres dramatisches Kunstwerk erklären, als das deutsche Drama, welches uns einen bitteren Herzenskampf schildert, den jener traurige Act im Gefolge hat. Jedes der beiden Stücke muß dabei natürlich in seiner besonderen Eigenart betrachtet werden, und diese Arten können freilich nicht mit einander in Vergleich treten. Da bleibt die deutsche doch immer noch die bessere.

Richard Voß, der sein Schauspiel „Zwischen zwei Herzen" im Lessingtheater zum ersten Male zur Aufführung brachte, regt in demselben einen dramatischen Conflict an, den er doch nicht ernstlich, das heißt nicht tragisch, wie es eigentlich logisch gewesen wäre, zu lösen wagt, und der deshalb auf eine Birch-Pfeiffer'sche Süßlichkeit hinausläuft, die man am allerwenigsten von diesem Dramatiker erwartet hätte. Er schildert uns nämlich im ersten, vortrefflich aufgebauten Acte, ein willensstarkes und sittlich strenges, vielleicht überstrenges Weib, das die Untreue ihres Mannes um ihres Kindes willen nicht verzeihen zu dürfen glaubt, sondern sich von diesem Manne scheiden läßt, und führt dann in den drei folgenden Acten, die dreizehn Jahre später spielen, jenes inzwischen zur Jungfrau herangewachsene Kind als die Hauptfigur ein, auf welcher die tragischen Folgen der Scheidung der Eltern lasten. Nun hätte diese Heldin der drei letzten Acte logischer Weise zweierlei Möglichkeiten gehabt, sich der ihr von Außen her aufgedrängten und die dramatische Spannung erzeugenden Entscheidung, ob sie dem Vater, dessen schuldvolle Vergangenheit sie nicht kennt, oder der Mutter für immer folgen will, zu entziehen: entweder konnte sie die Eltern versöhnen durch irgend welches friedliche Mittel — dann wäre ein recht freundliches Conversationsstück herausgekommen — oder sie konnte sich selbst vernichten und so den Kampf der Eltern um ihre Person für immer endigen. Voß ergreift Anfangs die erstere Möglichkeit, obgleich die letztere, recht dargestellt, von großer dramatischer Wucht gewesen sein würde. Um aber dieses in der letzteren Möglichkeit liegende tragische Moment doch bei seiner Wahl noch mit zu verwerthen, wählt Voß den Umweg, daß er die Heldin zwar die Versöhnung der geliebten Eltern als hauptsächlichstes Ziel ihres Handelns anstreben läßt, daß er aber als einziges Mittel, dieses Ziel zu erreichen, für einen Augenblick die tragische Selbstvernichtung des Kindes hinstellt. Diese Verschmelzung der beiden Möglichkeiten wäre an sich gar nicht so ungeschickt, wenn der Dramatiker nur Ernst damit gemacht hätte. Aber er droht nur; nur für einen Augenblick wird der Zuschauer unter der Wucht der hiernach einzig logischen, tragischen Lösung gefangen gehalten, dann zerstreut sich die dunkle Wolke wieder und ein freundlicher Theaterregenbogen glänzt an ihrer Stelle: das Kind war zwar in's Wasser gesprungen, wurde aber noch rechtzeitig wieder aufgefischt, und das kühle Bad hat ihm nicht einmal eine Erkältung verursacht, sondern ist wirklich der Anlaß zur Versöhnung der Eltern geworden. Ei, ei! Wie schön sich das doch schickt! Ein tüchtiger Schreck — und Alles ist fertig! Ein günstiger Zufall löst so leicht und friedlich alle tragischen Voraussetzungen und Knoten auf, und dem Publikum, das nun ruhig und zufrieden nach Hause geht, bleibt nicht der geringste Anlaß mehr, sich einmal tüchtig von einer großartigen Wahrheit innerlich durchwühlen zu lassen. Diese Wahrheit wäre gewesen: die Sünden der Eltern rächen sich an den Kindern! Die Treulosigkeit des Vaters und der sittliche Dünkel der Mutter haben dieses arme Kind, die holde Ilse, in den Tod getrieben! Aber nein! Sie ist ja gar nicht todt. Solche Dinge muß man nicht gleich so tragisch nehmen! so sagt das freundliche Publikum behaglich schmunzelnd.

Wo bleibt bei solcher Behandlung eines ernsteren Conflictes der sittliche Vorzug, dessen sich unsere Dramatiker gegenüber der offenherzigen Frivolität der Franzosen rühmen? Ich meine, daß die sittliche Schlappheit, mit der solche ernsteren Conflicte gelöst werden, noch schädlicher und frivoler ist, als die Leichtherzigkeit, mit der die Franzosen sich über diesen Ernst hinwegscherzen. Dann sollte man lieber überhaupt auf dem Theater gar nicht ernst sein wollen, wenn man nicht die Energie besitzt, es bis zu Ende zu bleiben, wenn man sich, weil man das Tragische fürchtet, hinter ein bischen Sentimentalität verstecken muß, um wenigstens den Schein zu wahren. Und zu welchen Ungereimtheiten und Widersprüchen in der Führung der Handlung und in manchen Einzelheiten führt außerdem noch jenes Bestreben, sich um alle allzuscharfen Ecken vorsichtig herumzudrücken. Auch in dem Voß'schen Schauspiele ist der schlechte Aufbau der drei letzten Acte lediglich eine Folge dieser Schwächlichkeit der ganzen Idee. Die prächtige Figur der sittlich strengen und dünkelhaften Mutter ist zwar aus dem ersten Acte — der allein in sich consequent ist — mit herübergenommen, aber sie hat dort eigentlich weiter nichts zu thun, als eine fast wahnsinnige Liebe für das Kind möglichst affectirt an den Tag zu legen. Ein einziges Mal zeigt sie sich in ihrer anfänglichen Würde und Größe, als sie zum zweiten Male dem bittenden Manne die Verzeihung versagt. Aber auch da nur halb, denn diese neue Härte wird durch neue Verschuldungen des Mannes, die überdies in allzubreiter Weise erzählt werden, motivirt. Es wäre besser und einheitlicher gewesen, wenn sie immer noch durch den alten Treubruch begründet würde, denn der Kampf des sittlichen Hochmuthes mit der Liebe zum Kinde hat in der Brust dieser Frau eben noch nicht ausgetobt und bedarf keines neuen Brennstoffes. Der Vater Ilse's ist wenigstens in einem Punkte consequent, in dem Reuegefühle, das er stets wegen seiner Vergangenheit hegt, er wird deshalb zu einer sympathischen Figur, obgleich er auch noch allzuviel sich in Sentimentalitäten ergeht. Neben diesen drei Hauptspielern bewegt sich ein Ehepaar, das ursprünglich in gleicher Lage war, wie die Eltern Ilse's; der Mann hatte sich ebenfalls treulos aufgeführt, aber die Frau hatte ihm verziehen und in glücklicher Harmonie mit dem Kinde, das eine Schulgenossin Ilse's ist, führt es nun sein Leben dahin. Diese Gegenüberstellung der sittlichen Gleichgültigkeit, die zum behaglichen Lebensgenusse führt und der strengen Auffassung, die den Kampf und Leiden erzeugt, ist vortrefflich. Warum hat sie der Dichter nicht weiter ausgenutzt, wie das so leicht möglich gewesen wäre? Dafür vergeudete er lieber den Raum im Stücke durch Hereinzerren eines episodenhaften Liebhabers, für den das Backfischchen, das doch wahrlich andere Dinge zu denken und zu thun hat, schwärmen soll. Diese Figur ist absolut unerträglich und dem Dramatiker nicht zu verzeihen. Sie ist in ihrer Läppischkeit der beste Beweis, daß Voß eigentlich nicht wußte, welchen Ton er überhaupt anzuschlagen hätte. Und Scenen, wie jene, in welcher Ilse, nachdem sie soeben den hochherzigen Entschluß gefaßt, ihre Eltern zu versöhnen, sich sofort zu dem süßlichen Liebhaber wendet, um ein Bouquet entgegenzunehmen und mit ihm fade Redensarten zu wechseln, sind ebenso lediglich auf den Geschmack eines ungebildeten Publikums berechnet, wie der sentimentale Aktschluß mit Orgelklang und Kirchengesang. Wenn der Erfolg eines Stückes nur von solchen dramatischen „Ereignissen" abhängt, taugt entweder das Stück oder das Publikum nichts. Und da in der That im „Lessing-Theater" der Beifall, den dieses Stück findet, lediglich nach diesen Sentimentalitäten sich regt, dürfte er wohl nicht sehr werthvoll sein, weder für den Dichter noch für den Theaterdirector.

Dem Letzteren müssen wir übrigens zugestehen, daß sowohl hinsichtlich der Inscenirung als auch hinsichtlich des Zusammenspieles und der schauspielerischen Einzelleistungen ein treffliches Streben sich in seinem Theater geltend macht, welches hoffentlich bald durch wirklich gute Stücke unterstützt wird.

Wenn dem deutschen Ehescheidungs-Schauspiele die Consequenz fehlt, die innere und damit zusammenhängend die des äußeren Aufbaues, so ist an dem französischen Ehescheidungsschwank „Madame Bonivard", der im „Wallnertheater" jetzt auf dem Repertoire steht, diese Consequenz das wirklich Erfreuliche, wenn auch ihr Gegenstand nicht gerade lobenswerth ist. Der Inhalt des Schwankes ist ja im Grunde höchst frivol: Um sich von einer bösen Schwiegermutter zu befreien, giebt es ja kein trefflicheres Mittel als die Ehescheidung, so beginnt die Geschichte. Daß durch eine solche Scheidung auch ernstere Conflicte heraufbeschworen werden können, braucht ja nicht berührt zu werden und wird auch nicht berührt. Nur eine lustige Folgerung wird gezogen: der von seiner Frau und Schwiegermutter geschiedene Mann heirathet flugs eine andere Frau, muß es aber dann erleben, daß der Vater dieser seiner zweiten Frau, nun seine erste heirathet, ihm also die böse Schwiegermutter doppelt wieder in die Familie bringt. Endlose Verwirrung folgt dieser verwandtschaftlichen Verwickelung, die natürlich nicht anders gelöst werden kann, als durch eine abermalige Ehescheidung, der sich diesmal der Schwiegervater unterzieht. Mit ungeheuerer Lustigkeit sind alle diese Folgerungen aus der Leichtigkeit der Eheschließung und Ehescheidung gezogen und das ganze Stück könnte beinahe wie eine Satire auf den geringen Ernst, mit dem man in Frankreich die Ehefrage auffaßt, erscheinen, wenn es eben nicht aus Frankreich käme. Aber, wie gesagt, man kann sich jener Lustigkeit nicht entziehen, trotzdem man die Grundlagen des Schwankes für frivol erklären muß, und zwar deshalb nicht, weil sie aus einer überwältigenden Folgerichtigkeit in der Anlage der Handlung und dem Aufbau der Scenen entspringt. Dazu muß noch das höchst gewandte und leichte, lustige Spiel des Personales des Wallnertheaters — Anna Schramm spielte, zum ersten Male in's Fach der Mütter übergetreten, ganz prächtig die Schwiegermutter — kommen, um es begreiflich zu machen, daß ein Beifallssturm und ein Lachorkan jetzt jeden Abend dieses Theater durchbrausen und wohl noch für längere Zeit durchbrausen werden. Auch der harmlose, auf einer netten Verwechselung dreier gleichartiger Damenhüte beruhende einactige Schwank „Der dritte Kopf" von Franz Wallner — der übrigens ebenfalls aus dem Französischen stammen soll — wird durch jenes vortreffliche Zusammenspiel so wirkungsfähig gemacht, daß er eine gute Einleitung zu dem lustigen Abend bildet. O. B.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Zu den Populären Mißverständnissen.

Hochgeehrte Redaction!

Rudolf Kleinpaul zeigt in Nr. 35 u. 36 der „Gegenwart“ an einzelnen Beispielen, wie durch gelehrte Grübelei der wahre und einfache Sinn von Redensarten oft verdunkelt wird. Es sei mir gestattet noch einen Fall beizufügen, der ein sehr bekanntes Wort betrifft. Christus spricht Matth. 19, 24: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in's Himmelreich eingehe.“ Die gelehrten Erklärer wollten nicht glauben, daß Christus zwei einander so wenig angehende Dinge wie ein Kameel und eine Nadel zusammengebracht haben solle, und nahmen an, κάμηλος sei nur verschrieben für κάμιλος, Schiffstau. Ein Schiffstau und eine Nadel, das paßt ja schon viel besser! Pape spricht in seinem griechischen Lexicon sogar die Vermuthung aus, die spätgriechische Bezeichnung κάμιλος für Ankertau möge erst aus Mißverständniß jener neutestamentlichen Stelle entstanden sein. An derselben sei eben das Kameel gemeint, gerade so wie Matthäus 23, 24, wo mit absichtlicher Uebertreibung gesagt wird: die ihr Kameele verschluckt. Den heutigen Exegeten hat die genauere Kenntniß des Orientes auch in dieser Beziehung ein Licht aufgesteckt. Die sprüchwörtliche Redensart, welche Christus gebraucht, ist nur eine Umschreibung für den nackten prosaischen Satz: Die Reichen **können** nicht in den Himmel kommen. Nun sind in Asien eine Menge Redensarten gebräuchlich, in denen die Unmöglichkeit ausgedrückt wird durch die Gegenüberstellung eines großen Thieres und einer kleinen Oeffnung, durch welche es hindurch soll; in Ostasien wird gewöhnlich der Elephant genannt. Die Nadel ist ganz nebensächlich, nur darauf kam es an, eine recht kleine Oeffnung zu nennen. In einer talmudischen Abhandlung z. B. wird einem Wundergläubigen gesagt: „Du bist wohl aus der Stadt Pumbeditha, wo sie einen Elephanten durch ein Nadelöhr gehen lassen?“ In Westasien, wo das Kameel das größte Lastthier war, trat dieses an die Stelle des Elephanten.

Hochachtungsvoll ergebenst

Karl Jentsch.

Notizen.

Sprache ohne Worte. Idee einer allgemeinen Wissenschaft der Sprache von **Rudolf Kleinpaul**. (Leipzig, Friedrich.) — Ein geistreicherer Versuch einer Weltsprache, als die Urheber von Volapük und Pasilingua gewagt haben. Der Verfasser bringt die Erscheinungen der Sprache ohne Worte, also einer Sprache und Schrift, die sich noch nicht in den Dienst der Lautsprache begeben, in ein System. Es ist eine natürliche bildliche Sprache, die bisher von der Philologie übersehen wurde, das Ausdrucksmittel der Götter und Völker, von großer Bedeutung für das tägliche Leben, ein internationales Verständigungsmittel und ganz in Zeichen, Geberden und Interjectionen. Der Autor berührt das Thema der Weltsprachen, der Symbolik, der Divination, der Träume und Visionen, kommt dann mit ungemein kühl verständigem Sinne auf das so oft von Phantasten ausgebeutete Gebiet der Physiognomik und behandelt eingehend die Sprache der Mienen und Geberden, wie sie sich in Interjectionen, Lachen und Weinen, im Kuß und negativ in der Selbstbeherrschung äußert, dann die internationalen Weckstimmen und Signale, die Flaggensprache, die Beredtsamkeit in der Kunst und Rhetorik, die Sprache der Blumen, Briefmarken, Fächer, Uniformen, Orden, Wappen und Aushängeschilder, die Pantomime des Volkes, der Wilden, Taubstummen und Mönche, die alte Bilderschrift u. s. w. Ein überreiches gelehrtes Material wird hier in gefälliger Plauderform verarbeitet, voller Anecdoten und feiner Bemerkungen, etwa in der Art von Weber's Demokritos, aber viel wissenschaftlicher und weniger ungenirt, ohne der Prüderie anheim zu fallen. Zwei Capitel sind den Lesern der „Gegenwart“ bereits bekannt, aber auch der Rest ist für alle Kreise, Gelehrte wie Laien hochinteressant und durchaus unterhaltend. Zu dem Capitel der Volksmimik hätte sich in De Jorio's italienischem Werke: Il gestire degli antichi e moderni noch reiches Material gefunden. S. 368 findet sich ein kleines Versehen. „Re Bomba“ wurde nicht der noch lebende Exkönig beider Sicilien Franz II. genannt, sondern dessen Vater Ferdinand II., der 1848 das aufständische Neapel bombardiren ließ. Wir hoffen, dem Verfasser noch öfter auf diesem ebenso unbebauten als fesselnden Gebiete, das er wie kein Zweiter beherrscht, zu begegnen.

Doctor Faust's Ende. Tragödie in fünf Aufzügen von **Adolf Müller**. (Blankenburg a. Harz, Ch. Fulda.) — Der Dichter ist Oberförster bei Gießen, in Gemeinschaft mit seinem Bruder Karl Verfasser einiger volksthümlicher naturwissenschaftlichen Schriften über unsere Singvögel und Säugethiere, und nebenbei Novellist, Dramatiker und Lyriker von Talent. In seinem „Faust“ hat er sich ein hohes Ziel gesteckt, und wenn er es auch nicht erreicht hat, so ist doch schon sein ernstes ideales Streben jedes Lob werth. Sein Drama ist als Fortsetzung von Goethe's Erstem Theil gedacht; die Liebschaft des Professors mit Gretchen ist vorüber und Mephisto drängt sich abermals an den Meister heran, um ihn auf „das hohe Podium der Geisterbahn“ zu stellen. Er setzt ihn mit Tetzel und Luther zu Wittenberg und auf der Wartburg in Verbindung und führt ihn hierauf an den Hof des Kaisers Karl V., wo er Gedankenfreiheit zu Gunsten der Protestanten verlangt, einen Augenblick den Kaiser für seine Pläne gewinnt, dann aber von Alba und dem Bischof von Arras, Granvella, gestürzt und in den Kerker geworfen wird. Hier weist er sowohl Mephisto's Gift, als dessen befreiende Hand zurück und stirbt plötzlich, worauf die Erzengel seine Seele retten und seinen Leib dem geprellten Teufel überlassen. Der Höhepunkt des Ganzen ist die Unterredung Faust's mit dem Kaiser, die manches Gute enthält, doch ist zu tadeln, daß das von Faust angeführte Gleichniß mit den nicht in einen Gang zu bringenden Uhren einer allbekannten Anecdote entlehnt ist, deren Held gerade der Pilger von St. Just ist. Mephisto operirt zu sehr mit Hokuspokus; sein Erfolg in Faust's Gestalt ist doch nur eine Variante der Goethe'schen Schülerscene. Faust's Liebe zur nebelhaften Königin von Ungarn tritt nicht genug in den Vordergrund, wie denn überhaupt Concentration und Steigerung durchaus fehlen. Geschickt sind Luther's Kampf mit dem Teufel und Tetzel's Auftreten verwendet. Das Bruchstückartige und Abgerissene würde man sich schon gefallen lassen, wenn die dramatische Wirkung erreicht wäre, wir glauben aber nicht an einen Bühnenerfolg, falls man mit dem als Theaterstück entworfenen Werke einen Versuch wagen wollte. Wer nach Goethe noch einen Faust schreiben will, thut überhaupt gut, sich enger an das Volksbuch zu halten, als Müller dies gethan hat.

Ein Frauenloos. Roman von **Julius Grosse**. (München, G. D. W. Callwey.) — Der rühmlichst bekannte Dichter ist hier an einem vortrefflichen Romanstoffe — vorbeigegangen. Er wollte ein interessantes modernes Problem berühren, aber was er vom Hypnotismus da anbringt, ist nicht tief und einschneidend genug, und die sehr geschickte Lösung hat Hackländer in den „Magnetischen Kuren“ längst vorweggenommen. Auch hat der Verfasser so viel Außergewöhnliches und Wunderbares gehäuft, daß die Spannung in Abspannung umzuschlagen droht. Allzu romantisch und romanhaft, zu wenig wahres Leben. Die einzige Episode, wo wir festen Boden unter den Füßen spüren, spielt in dem Kurort; hier macht Grosse auch Anläufe zu satirischen Schilderungen. Durchaus zu loben sind der feine, durchgebildete Dialog, die knappen und doch stimmungsvollen Beschreibungen und der schöne Schluß des Ganzen. Jedenfalls hätte der Roman in breiterer Ausführung Manches gewonnen, und die nicht bloß erzählte, sondern in lebendiger Gegenständlichkeit entrollte Geschichte der beiden Schwestern würde das Interesse und die Wahrscheinlichkeit der Fabel erhöht haben.

Das Recht des Schadenersatzes vom Standpunkte der Nationalökonomie. Von **Victor Mataja**, Privatdocent für politische Oekonomie an der Wiener Universität. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Der Verfasser ist einer der talentvollsten unter den jüngeren Nationalökonomen Oesterreichs und unseren Lesern als Mitarbeiter bekannt. Er hat sich bereits durch sein Werk über den Unternehmergewinn, und andere Arbeiten einen Namen gemacht und seinem neuesten Werke liegt eine glückliche, in wissenschaftlicher, wie in praktischer Beziehung sehr zeitgemäße Idee zu Grunde. Mataja erörtert unter Anderem den zufälligen und verschuldeten Schaden, die Haftung für Angestellte, das ältere Recht, Spuren einer Rechtsauffassung in der Gegenwart, die Haftung des Unternehmers für seine Gehülfen im Geschäftsverkehre, die Haftpflicht und Arbeiterversicherung, das Vermögen und seine Schätzung, die Bemessung des unmittelbaren, mittelbaren und conjecturalen Schadens und schließlich die Bemessung des Schadenersatzes. Die wissenschaftlich und zugleich gemeinverständlich gehaltene Mataja'sche Schrift ist daher für weite Kreise von großem Interesse. k. w.

Der Kampf um Constantinopel. Von Major a. D. **Wachs**. (Leipzig, Ernst Baldamus.) — Des Verfassers frühere Schriften, namentlich „Eine deutsche Stimme über den projectirten Canaltunnel“ und „Die Weltstellung Englands“ haben im In- und Auslande großes Aufsehen erregt; die erste wurde in England in englischer Uebersetzung in Tausenden von Exemplaren verbreitet und hat, fast nachweislich, zu der ablehnenden Haltung des Parlamentes gegenüber dem Tunnelproject sehr wesentlich beigetragen. Auch die jetzt vorliegende Brochure wird in England unzweifelhaft viel Beachtung finden, nicht minder aber auch in Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Gibt sie doch nicht allein über einzelne militärische Details der Positionen und Befestigungen am Marmarameer Aufschlüsse, die man sonst vergeblich sucht, sondern entwickelt auch ein überaus fesselndes Gesammtbild über die bei einem „Kampf um Constantinopel“ in Frage kommenden militärischen, commerziellen und ethischen Gesichtspunkte. Dabei ist die Behandlung des Stoffes immer klar disponirt und von allem für den Laien unverständlichen technischen Ballast frei.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Ekstasen des Menschen.

Psychologische Studien

von

Paul Mantegazza,

Professor in Florenz u. Senator des Königreiches.

Einzige vom Verfasser autorisirte deutsche Ausgabe.

Aus dem Italienischen

von

Dr. med. R. Teuscher.

Ein starker Band, gross 8°. Geh. 7 M., eleg. geb. 8 M. 50 Pf.

Dieses neueste Werk des in Deutschland durch seine „Physiologie der Liebe", „Hygieine der Liebe", und „Studien über die Geschlechtsverhältnisse des Menschen" wohlbekannten und berühmten Verfassers, ist gewissermassen eine Folgerung oder Fortsetzung der obigen drei Werke in gleichem Verlage.

Neue billige Lieferungs-Ausgabe.

BEETHOVEN'S WERKE.

Gesammtausgabe für Unterricht und praktischen Gebrauch.

(Orchester für Klavier übertragen.)

Vollständig in 20 Bänden binnen zwei Jahren.

Preis jeder Lieferung *M* 1.

Auf Gesang- und Klavierwerke einerseits, Kammermusik andererseits wird besondere Subscription angenommen.

Beginn des Erscheinens 15. September 1888. Verzeichnisse unentgeltlich.

Durch jede Buch- oder Musikalienhandlung zu beziehen.

Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Dr. C. H. Theodor Eimer,

Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie zu Tübingen.

Die Entstehung der Arten

auf Grund von

Vererben erworbener Eigenschaften

nach den

Gesetzen organischer Wachsens.

Ein Beitrag zur einheitlichen Auffassung der Lebewelt.

I. Theil.

Mit 6 Abbildungen im Text.

Preis: 9 Mark.

Roman-Manuscripte

interessanten, spannenden Inhalte werden gesucht. Für gute Arbeiten bewilligt ich hohe Honorare.

Berlin W. Lützowstr. 97. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Katholik oder Protestant?

Eine Frage des Gewissens und der Geschichte. Material zur Beantwortung derselben dargeboten von **Dr. Joh. Frdr.** Preis broch. 75 *₰*.

Eine knappe Gegenüberstellt. d. bedeutsl. Standpunktes in religiöser, sachl. Beziehung. Erörtert alle d. wichtigsten, hierher gehörigen Momente.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von G. M. Alberti's Hofbuchh., Hanau.

CACAO-VERO.

enthält, leicht löslicher

CHOCO.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergiebt sogleich das fertige Getränk) unübertroffn. Cacao.

Preis per ½ ¼ ⅛ ½ ½ Pfd.-Dose 850 500 250 75 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delikatessen- u. Droguengeschäften.

Im Verlage von Gg. Jnkho in Klausenburg a. Harz erschien soeben:

Dr. Faust's Ende.

Tragödie in fünf Aufzügen

von

Adolf Müller.

Ladenpreis *M* 2.—. Eleg. geb. *M* 3.—

Auflage 352,000; das verbreitetste aller deutschen Bilder-Journale; außerdem erscheinen Ueberlegungen in zahlr. fremden Sprachen.

Die Redewelt.

Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.35 = Fr. 1.70 = fl. 1.— = Kr. 1.— Zu Weihnachten und Ostern Zeichnungen und Vorbereitung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zarteste Kindesalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Prämien mit etwa 300 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren etc.

Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postämtern. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 38c; Wien I., Operngasse 5.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio, geb. München, 1881, nen 40 *M*. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 *M*. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M*. — **Goethe's** Italienische Reise, Illustr. v. Kahle, Berlin 1885. Reich ill. neu 40 *M*. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur, Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97. br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 *M*. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umliegd. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 *M*. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 *M*. — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 *M*. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 *M*. — **Reigmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zus. 15 *M*.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXIII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Redaction: Berlin S.W., Wilhelmstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 43. Berlin, den 27. October 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Kaiser Wilhelm's Romfahrt. — Strömungen in Afrika. Von G. Meinecke. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Ferdinand Keller's Kaiser Wilhelm-Bild. Von W. Lübke. — Geschichte einer deutschen Musterbühne. Von Oskar Bulle. — Die Entwickelungsgeschichte der Engelsgestalt. Randglossen zu einem Künstlerstreite der Gegenwart. Von Lanus Sterne. (Schluß.) — **Feuilleton:** Der Sonntag auf dem Lande. Von Renato Fucini. Aus dem Italienischen von Oskar Bulle. (Fortsetzung.) — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Von O. B. — „Fräulein Maus (La Souris)." Lustspiel in drei Acten von Edouard Pailleron. Deutsch von Otto Brandes. (Lessingtheater.) Von M. — Offene Briefe und Antworten: Die Faustfrage und das erste Weib. Von F. W. — Notizen. — Inserate.

Kaiser Wilhelm's Romfahrt.

Die Antrittsbesuche unseres jugendlichen Kaisers bei den benachbarten Höfen haben in der einem Triumphzuge ähnlichen Romfahrt ihren Höhepunkt und vorläufigen Abschluß gefunden. Man kann wohl sagen, daß in so spontan herzlicher Weise von Hof und Volk noch niemals ein fremder Souverän geehrt worden ist, als Kaiser Wilhelm II. in Italien. Es herrschte eine grenzenlose Begeisterung, als der Kaiser in seiner weißen Kürassieruniform und auf dem Haupte den goldenen, aargekrönten Helm durch die Ewige Stadt fuhr, und in Neapel gab sich das heißblütige Volk einem förmlichen Delirium des Jubels hin, jedem Augenzeugen unvergeßlich. Die Evviva's, die Serenaden und Huldigungen, der Blumenregen, der von allen Fenstern auf den ritterlichen Träger der deutschen Kaiserkrone niederfiel, wollten kein Ende nehmen. Das waren keine wohlpräparirten Scenen, prunkvollen Haupt- und Staatsactionen, sondern Volksfeste im erhabensten Sinne des Wortes, wahre Freuden- und Weihetage für die ganze italienische Nation. Und man begreift dieses Wohlgefallen an dem friedlichen Besuche eines deutschen Kaisers in Rom, denn ehedem zu den Zeiten des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation pflegten nur Noth, Zwietracht und Knechtschaft im kaiserlichen Gefolge von den Alpen niederzusteigen, während diese Römerfahrt den Frieden und die Wohlfahrt für das geeinigte Italien bedeutet. Schwer haben die Italiener es empfunden, daß die Rücksichten auf den Papst bisher jeden Besuch eines fremden Souveräns in Rom vereitelt hatten. Kaiser Franz Joseph, der auf seine katholischen Unterthanen Rücksicht üben muß, ist noch heute die Gegenvisite in Rom auf König Humbert's und der Königin Margherita Wiener Besuch schuldig. Auch Kaiser Wilhelm I. begrüßte den italienischen König bloß in Mailand, und Kaiser Friedrich war nur als Kronprinz — mitten im Culturkampf! — der Gast des Quirinals. Erst Kaiser Wilhelm II. war es vorbehalten, den gewagten Schritt zu thun, und mit welchem feinen Tacte und welcher stolzen Sicherheit hat er nicht alle Klippen dabei zu vermeiden gewußt! Indem er bei dem mit dem Kirchenbanne belegten Könige zu Gaste war, hat er auch der geistlichen Autorität des Papstthumes die gebührende Ehrerbietung erwiesen und doch seine volle Freiheit bewahrt. Das ist allerdings etwas ganz anderes, als was man im Vatican erwartet, gehofft hatte. Schon als die Idee der Romfahrt auftauchte, wähnte man diese durch diplomatische Winkelzüge der Curie, durch das wüste Zetern der Kaplansblättchen und die bekannte Resolution des Katholikentages in Freiburg i. B. hintertreiben zu können. Als sich aber die Begegnung der beiden hohen Verbündeten doch nicht hindern ließ, fand man sich mit aller Feinheit und Geschmeidigkeit, die der päpstlichen Diplomatie eigen, in die peinliche Lage. Man brachte nur schüchterne Wünsche und Fingerzeige vor, in welcher Weise etwa dem Besuche des jungen Souveräns in der Ewigen Stadt eine für den Papst möglichst wenig verletzliche Form zu geben sei. Als der Wunsch der Curie, der Kaiser möchte gleich vom Bahnhofe und der flüchtigen Begrüßung des Königs hinweg und nicht etwa vom Quirinal aus den Besuch bei dem „Gefangenen des Vaticans" machen, natürlich keine Folge gegeben werden konnte, da begnügte man sich mit der Concession, daß der deutsche Souverän nicht in einem mit dem savoyischen Wappen gezierten Wagen vorfahren würde. Kaiser Wilhelm I. war einst vor der Peterskirche einem schlichten Miethwagen entstiegen, sein Enkel fuhr in der eigens von Berlin beschickten vierspännigen Prachtcarosse bei dem Träger der breifachen Krone vor. Es sollte bloß ein rein formeller Act souveräner Höflichkeit sein, dem ein Rundgang durch die Museen, die Sixtinische Capelle und die Peterskirche folgen konnte. Der ehrwürdige Greis, der seit 18 Jahren doch Souverän geblieben, und sein Hofstaat bemühten sich, dieser Formalität einen intimeren und zugleich bedeutungsvolleren Charakter zu geben. Man bot in der leoninischen Stadt das ganze mittelalterliche Ceremoniell mit seinem imponirenden Prunke auf, und der heilige Vater mochte sogar hoffen, bei dieser Gelegenheit auch auf das Herz des gottesfürchtigen Monarchen einwirken zu können. Alles war seit Wochen bis in's Kleinste vorbereitet, und es ist klar, daß der Papst nur einem sorgfältig präparirten Programme folgte, als er in seiner Audienz dreimal das Gespräch auf seine eigene Lage und die der preußischen Katholiken zu bringen suchte. Man weiß so ziemlich, was hierauf geschah. Kaiser Wilhelm antwortete ausweichend oder aber — wie uns versichert wird — mit der seinen Wendung, daß auch die besondere Lage Sr. Heiligkeit dieselbe an einer glorreichen und segensvollen Regierung nicht verhindert habe. Als aber der Papst in seinem Lieblingsthema fortfuhr, soll sich der Kaiser erhoben und um den Vorzug gebeten haben, seinen Bruder Heinrich vorstellen zu dürfen. Im gleichen Augenblicke trat dieser selbst, der nur widerwillig der Zumuthung des Kämmerers folgte, im Vorzimmer den Ablauf der Unterredung der „beiden Souveräne" erwarten zu wollen, in den Saal, und damit fand die intime Audienz unter vier Augen ein Ende. Eine Stunde darauf legte der Kaiser einen herrlichen Kranz auf dem Sarge des

Digitized by Google

„Kirchenväters" Victor Emanuel im Pantheon nieder. Nicht minder beredt waren die herzlichen Trinksprüche der beiden Monarchen, womit sie ihre unauflösliche und unverbrüchliche Bundesgenossenschaft besiegelten. Hatte schon Fürst Bismarck in seiner berühmten Depesche an Crispi die Analogie in den Geschicken des deutschen und italienischen Volkes betont und daraus auf ein immerwährendes Zusammengehen beider Nationen geschlossen, so faßte der Trinkspruch König Humbert's, in den sich der unscheinbare Satz: „in meinem Palaste in der Hauptstadt Italiens" befand, den nämlichen Gedanken in wenigen Worten zusammen. Ohne Zweifel lag den beiden Monarchen daran, keine Zweideutigkeit, keinen Zweifel in dieser Beziehung aufkommen zu lassen. Daher denn auch die ungewöhnliche Auszeichnung des italienischen Premiers Crispi durch einen kaiserlichen Trinkspruch, die herzlichen Ausdrücke des Kaisers bei der Parade auf der Haide von Centocelle und nach der Flottenrevue im Golfe von Neapel. Ja sogar die Diplomaten befleißigten sich einer klaren und nicht mißzuverstehenden Sprache. Graf Herbert Bismarck soll in seiner Audienz im Vatican mit trockenen Worten bestätigt haben, daß die deutsche Regierung die römische Frage als abgeschlossen betrachtet.

Leider haben in Rom und Neapel einige bübische Demonstranten den allgemeinen Jubel zu stören versucht. Die rothen und weißen Zettel, die mit Hochrufen auf Frankreich, Elsaß-Lothringen und Triest bedruckt und in den Wagen der beiden Souveräne geschleudert wurden, sind nachgewiesenermaßen aus Frankreich eingeschmuggelt worden, eine Herkunft, die durch ihr französirendes Italienisch bestätigt wird. Es berührt in der That komisch, wenn einige Irredentisten und Radicale noch mit französischen Sympathien hervorzutreten wagen, denn unseres Wissens hat auch die Republik des Herrn Carnot sich weder zur Herausgabe von Nizza, Savoyen und Corsica, die so gut noch „unerlöst" sind wie Triest und Trient, bequemt, noch in Tunis oder den italienischen Arbeitern gegenüber sich zur Nachgiebigkeit bereit finden lassen. Diese sindischen Demonstrationen richten sich selbst und hätten gar nicht durch Maßnahmen aufgebauscht zu werden brauchen. Sie haben denn auch ihre Absicht von vornherein verfehlt, und die Begeisterung, die durch ganz Italien den Gast des Königs Humbert begleitete, nur noch in's Ungeheure gesteigert. Selbst die wenigen Pariser Blätter, die, wie der „Temps", ihre Besonnenheit so weit bewahrten, um gute Miene zum bösen Spiele zu machen, haben anerkennen müssen, daß das deutsch-italienische Bündniß jenseit der Alpen offenbar sehr volksthümlich ist.

Ein Augenzeuge dieser Kaiserfahrt kann freilich nicht umhin, zwischen dem Aufenthalte Wilhelm's II. in Italien und dem in Wien eine nachdenkliche Parallele zu ziehen. Gewiß, Kaiser Franz Joseph und sein ganzer Hof kamen dem hohen Verbündeten und Gaste in voller Herzlichkeit entgegen, wie schon die außergewöhnlich warmen Trinksprüche der beiden Monarchen in der Wiener Hofburg bewiesen. Aber es fehlte die Resonanz, der Jubel des Volkes. Und wie gerne hätten die Wiener dem Gaste ihres Kaisers einen Empfang bereitet, der an Wärme dem italienischen Jubelsturme gewiß nicht zurückgestanden wäre! Aber in Folge der zum Theil tactlosen Agitation der antisemitischen und gewisser „deutsch-nationaler" Kreise, die eine Demonstration nach ihrem Sinne in Scene setzen wollten, zeigte die Polizei einen solchen Uebereifer, daß die Straßen und Bahnhöfe, durch die Kaiser Wilhelm fuhr, durch Schutzleute und Soldaten gesperrt wurden, so daß nur sehr Wenige den deutschen Kaiser zu sehen bekamen. Diese seltsamen Vorkehrungen sollen zwar im Einverständnisse mit dem hohen Gaste im Hinblicke auf signalisirte anarchistische Umtriebe erfolgt sein, aber da von letzteren nichts weiter bekannt geworden, so ist der Eifer wohl etwas zu weit gegangen. Daß die Nichtdecorirung des österreichischen Ministerpräsidenten Grafen Taaffe durch den deutschen Kaiser damit zusammenhängt, kann nur gemuthmaßt werden. In Wiener Hof- und Ministerialkreisen erklärt man sich diese Unterlassung einfach damit, daß Graf Taaffe den rothen Adlerorden bereits besitze(?), auch habe er sich zehn Minuten lang mit dem deutschen Kaiser unterhalten dürfen. Sicher ist der cisleithanische Premier am deutschen Hofe keine persona grata. Ob, wie die von der slavischen Hochfluth bedrängten Deutschösterreicher hoffen, dies eine Folge der sogenannten Versöhnungspolitik Taaffe's ist, oder ob da interne Mißhelligkeiten zwischen dem Grafen Taaffe und dem deutschen Botschafter Prinzen Reuß mitspielen, entzieht sich unserer Kenntniß. Sehr übel vermerkt werden wohl auch die heftigen Angriffe auf Deutschland und den deutsch-österreichischen Bund, in denen sich alttschechische der Herausgeber der „Wiener Sonn- und Montagszeitung" Alexander Scharf gefällt, weil dieser bekannte Publicist intime Beziehungen zu dem Grafen Taaffe unterhält, dessen Politik zugleich bei jedem Anlasse vertheidigt und gepriesen wird. Offenkundiger ist ein anderes symptomatisches Ereigniß. Gerade der Augenblick, da man in Folge seiner Nichtdecorirung von dem baldigen Sturze Taaffe's sprach und sogar die czechischen Blätter schon einen bevorstehenden Umschwung in der inneren Politik signalisirten, da ferner der deutsche Kaiser den Besuch seines auf der Heimfahrt begriffenen Bruders Prinz Heinrich in Wien aufkündigte und die herzlich unpolitischen Wiener bei der Eröffnung des neuen Burgtheaters dem geliebten Landesherrn zujubelten, just dieser Zeitpunkt wurde in Wien für die Stärkung des Cabinettes Taaffe in clericalföderalistischem Sinne beliebt. Mit der Berufung des Grafen Schönborn, des bekannten czechenfreundlichen und ultramontanen Parteimannes, hat sich das leider so langlebige Ministerium Taaffe um einen starken Schritt weiter nach rechts gewendet und noch mehr von den Deutschen entfernt. Der jetzt entlassene, noch aus dem liberalen Ministerium Auersperg stammende Minister Ziemialkowsky, der trotz seiner polnischen Nationalität ein verkappter Deutscher war, wird bei den Deutschen Oesterreichs in guten Andenken bleiben. Wessen sich diese aber von dem Grafen Schönborn zu versehen haben, das wissen sie schon aus seinen Schriften und deutschfeindlichen Hetzreden.

Zwar versichern die Freunde Taaffe's, daß Schönborn seine Ueberzeugungen nicht in's Cabinet mit hinüber nehme, aber dann wäre es ja viel einfacher, einen anderen Minister zu wählen, der solch' ein Sacrifizio dell' intelletto nicht erst zu machen brauchte. Uns will diese Ernennung einfach als Antwort auf den Jubel der deutsch gesinnten Oesterreicher über Taaffe's Nichtbeachtung von Seiten des Kaisers Wilhelm erscheinen. Freilich bedarf es dann noch der Erklärung, wieso diese kleine Kraftprobe so bald nach dem kaiserlichen Besuche geschehen konnte. Die politischen Maßregeln beim Einzuge Kaiser Wilhelm's und die Ernennung Schönborn's, das sind zwei große Fragezeichen. „Schwarzgelb!" pflegte Alfred Meißner auszurufen, wenn er in Oesterreich irgend eine Unbegreiflichkeit sah. Man hat sich in Berlin stets peinlich davor gehütet, sich in die internen Angelegenheiten des verbündeten Nachbarstaates zu mischen, aber die Verwunderung ist doch nur allzu begreiflich, daß wieder einmal Diejenigen Recht behielten, welche trotz all der angedeuteten Vorkommnisse nur eine Stärkung von Taaffe's Stellung vorausgesagt haben. Das ist Wasser auf die Mühle der auch in Berlin noch nicht ausgestorbenen Partei, welche mehr dem Bündnisse mit Rußland das Wort spricht und das im Widerspruche mit seiner auswärtigen Politik gegen die deutschen Unterthanen regierende Oesterreich als „unsicheren Cantonisten" perhorrescirt. Wenn weder die Freundschaft zum deutschen Kaiser noch das deutsch-österreichische Bündniß eine Wandlung der Dinge in Oesterreich zur Folge haben kann, so muß eben der Tag kommen, wo diesen Armee, durch den Nationalitätenhader gelähmt, als Bündnißfactor entwerthet wird. An jenem Tage, wo man — wahrscheinlich zu spät — dies einsehen wird, muß man auch wieder anfangen, mit den Deutschen zu rechnen und zu regieren, als einzig staat- und bündnißerhaltender Kraft in Oesterreich.

Wie man sieht, bietet die fröhliche Romfahrt unseres Kaisers, deren hohe politische Bedeutung und historischer Werth unlengbar sind, zu manchen gar ernsten Bemerkungen Anlaß. An dunklen Punkten fehlt es nicht. In Oesterreich die Herrschaft der Clericalen und Föderalisten, in Italien und leider auch

Digitized by Google

in Deutschland selbst die Unzufriedenheit und die Hysterieen der enttäuschten Clericalen, die dem Treibunde ebensowenig gewogen sind. Die Anzeichen sprechen dafür, daß der Nömerzug Kaiser Wilhelm's eine Wiederaufnahme des ruhmlos beendeten Culturkampfes zur Folge haben wird. Windthorst's Auftreten, der Erlaß der Bischöfe von Köln und Münster an ihre Diöcesanen, sich vollzählig an der Wahlurne einzufinden und ihre Stimmen nur für solche Candidaten abzugeben, die für das Recht der Kirche auf die Schule eingutreten versprechen, der Wahlaufruf der preußischen Centrumspartei und analoge Vorgänge in Oesterreich lassen erwarten, daß der deutsche und österreichische Ultramontanismus den bereits längst angekündigten Kampf um die Schule jetzt mit allem Eifer rücksichtslos aufnehmen wird. Windthorst wird Hand in Hand gehen mit dem Grafen Liechtenstein. Auch der bevorstehende österreichische Katholikentag in Wien dürfte eine großartige Kundgebung zu Gunsten der Wiederherstellung der weltlichen Papstherrschaft bringen. Kurz, der clericale Sturm wird auf der ganzen Linie beginnen. Ohne Zweifel findet Fürst Bismarck an einer Wiedereröffnung des Culturkampfes gar keinen Geschmack und wird die „auf dem Fechtboden niedergelegten" Waffen nur ungern gegen den „friedfertigen" Papst wieder aufnehmen. Die Chancen für die Ultramontanen hüben und drüben stehen jedenfalls nicht so günstig wie vor einem Decennium, dem damals existirte noch kein Bündniß zwischen Deutschland, Italien und Oesterreich-Ungarn, und an diesem prallen die bronce dürfte der clericale Ansturm diesmal zerschellen.

Strömungen in Afrika.

Von G. Meinecke.

(Schluß.)

An und für sich ist es nur in Kriegszeiten üblich, daß eine Macht sich im Hinterlande einer anderen festzusetzen sucht, um ihr zu schaden, aber wer über diesen Schritt der Engländer erstaunen sollte, möge bedenken, daß die englische Politik stets schwächeren Nationen gegenüber eine äußerst rücksichtslose gewesen ist und daß sie die gewöhnlichen Usancen der im Verkehr zwischen befreundeten Nationen üblichen Ueberlieferung nach Belieben über den Haufen wirft. Als im Togogebiete Eroberungen gemacht wurden, welche geographisch zu dem Hinterlande der englischen Küste gehörten, erhob sich sofort in England ein großes Geschrei darüber und das Deutsche Reich hat, soweit uns bekannt, diese Erwerbungen bis jetzt noch nicht anerkannt. Aber bei den Portugiesen liegt die Sache, nach englischer Anschauung, insofern anders, als die Portugiesen ja gar nicht im Stande sein sollen, diese Gebiete jemals der Cultur zu erschließen.

Ein Körnchen Wahrheit ist in dieser Angabe, welche auch in Deutschland ihre Anhänger findet, sofern sie sich auf eine vergangene Zeit bezieht. Aber in der Neuzeit hat sich ein bemerkenswerther Umschwung vollzogen und die Portugiesen haben sich mit einer geradezu staunenswerthen Energie aus ihrem Schlummer emporgerafft. In Afrika und Indien sind Eisenbahnen in einer Länge von 163 km im Betriebe, 65 km im Baue begriffen und 524 km beschlossen, darunter die Mehrzahl in Angola und Mozambique. Die Einnahmen aus den Colonien haben sich von 3 Millionen Mark in 1856 auf 12 Millionen Mark in 1887 erhoben und portugiesische Forscher lassen die Vorbeeren eines Gama und Albuquerque nicht mehr ruhen. Diese Thätigkeit ist nicht zum Mindesten dem Vorgehen der Congoconferenz in Berlin zuzuschreiben, welche überaus befruchtend auf die coloniale Thätigkeit aller Länder gewirkt hat. Mit großer Hartnäckigkeit, welche aus dem Bewußtsein seines guten Rechtes entspringt, hält Portugal an seinen Besitzungen fest und in diesem Gefühle hat es, ziemlich ohne Rücksicht auf das Gut englischer Unterthanen in der Tungiaffaire gehandelt und setzt es den Wünschen des englischen Cabinetes, den Sambesi zu einer vollkommen freien Wasserstraße nach Analogie des Congo und Niger zu machen, jetzt ein taubes Ohr entgegen. Wenn nämlich die Engländer jetzt dabei sind, ihre „Interessensphäre" — ein oft gebrauchtes, völkerrechtlich etwas dunkles Wort — südlich des Sambesi zu begründen, so hatten sie nördlich davon schon früher eine geschaffen, durch Anlegung von Missions- und Handelsstationen am Nyassasee. Der Weg dorthin geht den Sambesi hinauf, über den Schire. Die Portugiesen, welche seit langen Zeiten im Besitze der Mündung des Sambesi sind, an dem sie mehrere Niederlassungen haben, haben nun einen ad valorem soll sür Transitgüter erhoben, unter dem natürlich die englischen Missionen zu leiden hatten. Das Geschrei in England wuchs besonders nach der Beschlagnahme des englischen Dampfers „James Stevenson" durch die Portugiesen, so daß Lord Salisbury im Parlamente wieder den Wunsch aussprach, den Sambesi zu einer freien Wasserstraße zu machen, der früher einmal schon sogar seiner Erfüllung nahe gewesen war. Es versteht sich von selbst, daß die eigentlichen Gründe für diese Anregung, die Macht der Portugiesen zu unterbinden, nicht genannt wurden: es sollte durch den freien Verkehr nur der Sache der Civilisation ein großer Dienst geleistet werden, und da bei den Engländern in einer so eigenthümlichen, nun nicht zu sagen glücklichen, Weise die Interessen des Christenthumes, der Civilisation und des Handels verkünpft sind, so ließ sich auch leicht diesem Vorgehen durch das Betonen der humanitären Beziehungen eine gewisse Rechtfertigung geben. Am Nyassasee nämlich hatten arabische Sclavenhändler die Missionsstation Karonga angegriffen, später war ein englischer Consularbeamter von aufgereizten Eingeborenen gefangen genommen worden, und die Lüge, daß aus portugiesischen Häfen noch immer Sclavenschiffe auslliefen, wurde deshalb mit stets wachsender Erbitterung geglaubt. Denn bewiesen ist in dieser Beziehung Nichts, obwohl es immerhin möglich ist, daß aus kleinen portugiesischen Häfen an der Ostküste arabische Dhaus mit Sclaven auslaufen können, da an Schlupfwinkeln an der östlichen Küste kein Mangel ist.

Die Fragen der Araber und der Sclaverei gaben der englischen Presse auch die erwünschte Gelegenheit, den Beistand Deutschlands, welches am Nyassa bekanntlich participirt und in Ostafrika colonisatorisch energisch vorgeht, anzurufen, was aber, soweit aus den Aeußerungen unserer Presse zu schließen ist, anfänglich nur einen schwachen Widerhall fand. Niemand leugnet die Greuel, welche im Gefolge der Sclaven fangenden Araber begangen werden, Niemand wird einer Regelung dieser schmutzigen Verhältnisse, welche den Flach Centralafrikas bilden, sich widersetzen, aber die Gelegenheit für eine solche Action war augenblicklich schlecht gewählt. Denn es traten in Deutschland Befürchtungen auf, daß die Behandlung dieser schwierigen Frage nur ein Mittel sein solle, um die deutschen Interessen zu schädigen, daß, mit einem Worte, Deutschland wieder einmal England die Kastanien aus dem Feuer holen solle. Es kamen dazu noch Erwägungen mehr handelspolitischer Natur. Zwischen die deutschen ostafrikanischen Gebiete hat sich bekanntlich wie ein Keil der englische Besitz hineingeschoben, für dessen Verwaltung jetzt de Winton, ein früherer Gouverneur des oberen Congo; gewonnen worden ist, und ein Blick auf die Karte lehrt, daß es nicht unwahrscheinlich ist, von Norden und Süden aus das deutsche Gebiet einzuschließen. Es wäre sicher zu weit gegangen, dies als das Ziel der englischen Politik hinzustellen, aber wie mancherlei Gründe dafür sprechen, daß die Expedition Stanley's nur zu dem Zwecke unternommen war, um Emin Pascha zu veranlassen, sich den Engländern in die Arme zu werfen, so sind auch manche andere Anzeichen vorhanden, daß die Engländer in jeder Beziehung großartige Pläne verfolgen. Daß wir auch in Ostafrika ihnen ein Dorn im Auge sind, ist bekannt, aber weniger bekannt ist, daß manche Preßäußerungen darauf schließen lassen, unsere sogenannte „Interessensphäre" werde von den Engländern nicht respectirt werden, wenn es ihre politischen und Handelsinteressen erheischen. Und bei dem „scramble", welcher jetzt in Afrika unter den Nationen herrscht, kann dieser Fall bald genug eintreten, so daß wir auch hier auf der Hut sein müssen,

Digitized by Google

damit und der Zugang zu dem reichen Innern nicht einmal versperrt werde. Denn wenn auch unsere Aufgabe in der Colonisation liegt, so muß doch auch dem Handel eine gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werden. Doch heute brennt es in dem deutschen Ostafrika auch lichterloh, die Araber und Suahelis haben sich gegen den Sultan empört und die Deutschen von der Küste vertrieben, welche mit Hülfe der Kriegsschiffe nur noch einige Plätze halten. Man wird also auch unsererseits nicht umhin können, energisch den Arabern die Wege zu weisen, obwohl die Folgen davon noch nicht zu übersehen sind. Die ganze ostafrikanische Angelegenheit ist jetzt, da wir diese Zeilen schreiben, noch zu wenig geklärt, um ein sicheres Urtheil zu gestatten, doch kann man wohl jetzt schon sagen, daß der Zeitpunkt einer nothwendigen Cooperation der in Afrika interessirten Mächte immer näher rückt. Ob der Erfolg ein durchgreifender sein wird, ist eine andere Frage. Der Sclavenhandel kann nur langsam vernichtet werden, sei es durch eine äußerst vorsichtige Ueberwachung der Küsten, welche große Opfer erfordern würde, oder durch directe folgenschwere Verbote, z. B. der Pulvereinfuhr, zu der sich die Engländer verstehen werden, obwohl raffinirte Händler und die arabischen Kaufleute selbst, wie es deren zur Genüge in den englischen Besitzungen gibt, auch dieses Verbot illusorisch machen können. Wenn die ungeheuren Kosten einer Ueberwachung der afrikanischen Küste nicht gescheut werden, wird eine umfassendere Durchführung des Verbotes der Sclavenausfuhr und Pulver- und Waffeneinfuhr möglich sein und viel Gutes stiften.

Um dem Sclavenhandel ein Ende zu machen, hat nun Cardinal Lavigerie, ein thatkräftiger Missionar, dessen Zöglinge sich am Tanganyika befinden, auf einer Rundreise durch Belgien und England einen neuen Plan entwickelt, eine internationale, etwa 100—150 energische und kühne Männer umfassende Truppe zu schaffen und dieselbe im Herzen Afrikas, da, wo die Karawanenwege nach der Küste zu den Tanganyika schneiden, zu stationiren. Er sucht dafür eine Million Mark zusammenzubringen, scheint aber nach den neuesten Mittheilungen bislang keinen Erfolg gehabt zu haben.

An und für sich ist der Gedanke nicht zu verwerfen, denn eine solche bewaffnete Truppe, welche die Negerstämme gegen die Araber stärken könnte, scheint wohl im Stande, dem Sclavenraube auf gewissen Strecken Einhalt zu thun, doch man kann die schwersten Befürchtungen nicht unterdrücken, daß gerade dann erst der blutigste Kampf in diesen Gegenden entbrennen würde, dessen Opfer nicht im Verhältnisse zu seinen Ergebnissen stehen, da der Sclavenhandel nur andere Wege einschlagen würde.

Eine bessere Grundlage wäre gegeben, wenn die Engländer am Nyassa und die Belgier an der Falls Station energisch zusammen operiren würden, aber die Macht der Europäer ist in diesen entfernten, klimatisch gefährlichen Gegenden noch zu gering. Auch in Deutsch-Ostafrika kann man höchstens die Küste schützen, es sei denn, daß die deutsche Emin Pascha-Expedition auf dem Wege von der Küste nach dem Seengebiete gewisse feste Stützpunkte bildete, welche als Militär- und Handelsstationen von bleibender Wichtigkeit sein würden.

Deutschland wird durch die neuen Ereignisse auch in die Reihe derjenigen Staaten gedrängt werden, welche gegen das Araberthum, soweit es sengend und raubend in's Innere zieht, Front machen müssen, und zwar im Interesse der reinen Menschlichkeit. Es leitet dies auch die Unternehmer der deutschen Expedition zum Entsatze Emin Paschas, welcher bekanntlich im Sudan, in der alten ägyptischen Aequatorprovinz, sich aufhält und sich in einer um so übleren Lage befand, als nach dem Falle Chartums die einzig möglichen Wege, ihm Unterstützung angedeihen zu lassen, vom Congo oder von Osten her waren. Der Versuch Stanley's vom Congo aus, welcher wohl auch handelspolitische Zwecke verfolgte, scheint mißglückt zu sein und es bleibt noch der Weg von Sansibar übrig. Die verhältnißmäßig leicht herzustellende Verbindung wird aber durch die Könige von Unjoro und Uganda gehindert, welche durch arabische Sclavenhändler aufgestachelt sind. Ein anderer Zugang ist, wenn man eine directe Linie von Mombas nach Wadelai zieht, auf diesem in das englische Interessengebiet fallenden Gebiete mit Umgehung der feindlichen Königreiche zu bewerkstelligen, aber dort drohen die wilden Massai, welche sehr kriegerisch gesinnt sind und bis jetzt jedem Vordringen erfolgreichen Widerstand entgegengelegt haben. Die Engländer bereiten natürlich auch eine neue Expedition von dieser Seite aus vor, da die Gelegenheit äußerst günstig ist, dem Begriffe „Interessensphäre" einen gewissen Inhalt zu geben. Auch eine französische Expedition, über deren Ausgangspunkt noch nichts bekannt ist, soll im Juli von mehreren Mitgliedern der früheren „International African Association" geplant und finanziell bereits sicher gestellt sein, während der italienische Versuch wegen Mangels an Geldmitteln wohl als gescheitert betrachtet werden darf. Daß auch der König Leopold sich für diese Bestrebungen in hohem Maße interessirt und unser Kaiser aufmerksam die weitere Entwickelung dieser Lage verfolgt, kann nicht Wunder nehmen, denn ein Erfolg einer Expedition bedeutet den Sieg der Civilisation, welche dagegen nach dem Falle Emin Paschas und der Vereinigung des Mahdi mit Tippu Tipp, dem seltsamer Weise zum Gouverneur der Falls Station des Congoſtaates ernannten arabischen Sclavenhändler, für längere Jahre, vielleicht Jahrzehnte, unmöglich gemacht werden würde. Der Kernpunkt nicht allein der ungeheuer wichtigen Araberfrage, sondern auch der zukünftigen Stellung des immer weiter um sich greifenden Islams liegt, soweit er Afrika betrifft, augenblicklich nicht mehr in Chartum, sondern sehr viel weiter südlich.

In Aegypten, den Staaten am Mittelmeere und in Nordwestafrika sind die herrschenden Strömungen bekannter und gehen in den Bahnen längstam vor sich, welche sie schon seit längerer Zeit gerissen haben. Aber sobald wir wieder an der Westküste in die Tropen zurückkehren, beginnt der politische und wirthschaftliche Kampf auf's Neue. Die Franzosen suchen die Engländer aus Senegambien herauszudrängen, sich im Hinterlande des englischen Lagos festzusetzen, und die Engländer sind am freien Niger thätig, alle anderen Nationen vollständig von dem Wettbewerbe im Handel auszuschließen, indem sie gegen den Wortlaut und Sinn der Nigeracte eine Monopolwirthschaft einrichten, übermäßig hohe Zölle erheben, die eingeborenen Häuptlinge in ihre Gewalt zu bringen suchen und, wie der Fall Hönigsberg, über den die Tagespeitungen ausführlich berichtet haben, beweist, in einer schnöden Weise Recht und Gesetz verletzen. Der Niger und Benuë sind ein paar colonialpolitische Schmerzenskinder der Deutschen, wenn man sich so ausdrücken darf. Der Niger ist von deutschen Reisenden häufig erforscht, der Benuë besonders von Flegel, aber, obwohl Flegel handelspolitisch thätig war, haben doch die Engländer den Rahm abgeschöpft und durch Gründung der heutigen Royal Niger Company eine gewaltige Organisation geschaffen, gegen die der freie Händler nur mit den ungeheuersten Schwierigkeiten ankämpfen kann. Es bleibt ihm nichts anderes übrig, als das Feld zu räumen, wenn er nicht, wie das hoffentlich aus Anlaß des Falles Hönigsberg seitens der deutschen Regierung geschehen wird, eine kräftige Unterstützung findet. Denn was soll uns der Benuë mit seinen reichen Hinterländern nützen, wenn die Engländer durch ein gerade wahnsinniges Zollsystem die Ein- und Ausfuhr lahm legen? Der Benuë hat, da man von Kamerun aus schwer zu ihm gelangen kann, nur eine Bedeutung für den Handel, wenn der Niger frei ist. Im anderen Falle ist er für uns werthlos. Die englische Regierung hat sich bislang um die Klagen der freien Händler nicht viel gekümmert, denn die Niger Company arbeitet vortrefflich ihren Plänen vor, welche, wie die „African Times" es im vorigen Jahre ziemlich deutlich aussprach, sich bis nach dem Tsadsee verstiegen, an dem erst Halt gemacht werden soll. Der Plan ist sicher ebenso großartig in der Conception, als schwierig in der Ausführung, denn mit den dort wohnenden mohammedanischen Fürsten können die Engländer nicht so leicht umspringen als mit den Dorfhäuptlingen schwacher Heidenstämme. Der mohammedanische Fanatismus hat bekanntlich dem Vordringen der Franzosen am Senegal mehr als einmal Schranken gesetzt, und noch heute sind dort, sogar ziemlich nahe an der Küste und den Forts, von fanatischen Muselmännern angestiftete Unruhen nichts Seltenes.

Digitized by Google

Es ist dies in kurzen Umrissen ein Bild der verschiedenen Strömungen, welche mehr, als man gemeiniglich annimmt, in realen Bedürfnissen des wirklichen Lebens ihren Ursprung haben. Dasselbe Streben, wie in England, beherrscht unsere Handelskreise: den Export auszudehnen, neue Absatzgebiete zu gewinnen und Deutschland die Stellung auf dem Weltmarkte zu erringen, welche ihm jetzt zukommt. Die politische Erstarkung Deutschlands, die Ausbildung seiner Seemacht, die Erwerbung eigener Colonien, die Ausdehnung der Dampfschifffahrt u. A. haben entweder schon seiner Exportindustrie einen gewaltigen Aufschwung verschafft oder lassen einen solchen hoffen, dessen Bewahrung in seiner Macht liegt, wenn mit klaren Augen die Situation überblickt wird, wenn der deutsche Handel in dem Sinne, wie es die Engländer thun, die durch deutsche Erforschungen eröffneten, durch eine kräftige deutsche Reichspolitik unterstützten günstigen Bedingungen voll und ganz ausnutzt. Sollte die Reichsregierung aber die Prätensionen der Royal Niger Company, welche dieselbe im Gegensatze zu den von 14 Staaten unterzeichneten Nigeracte aufrecht erhält, nicht vollkommen zu nichte machen, so würde sie dem deutschen Handel eines der zukunftsreichsten Gebiete Afrikas vollkommen verschließen.

Literatur und Kunst.

Ferdinand Keller's Kaiser Wilhelm-Bild.

Von W. Lübke.

Auf der Münchener Jubiläums-Ausstellung hat kaum ein anderes Kunstwerk die allgemeine Aufmerksamkeit so mächtig gefesselt, wie das Riesenbild des Karlsruhers Ferdinand Keller, welcher in einer idealen Vision den Siegeseinzug Kaiser Wilhelm's vor Augen bringt. Sowohl durch die Größe der Conception, die reiche Mannigfaltigkeit und das hohe Schönheitsgefühl, wie durch den leuchtenden und harmonischen Glanz der Färbung und die bis in's Kleinste vollendete naturwahre Durchbildung nimmt diese großartige Schöpfung unter allen modernen Erzeugnissen der deutschen Kunst einen sehr hohen Rang ein. Der Künstler hat, um seinem Gedanken Ausdruck zu geben, von der bloßen Schilderung eines bestimmten Momentes der Wirklichkeit Abstand nehmen müssen und in die Welt der Fabelwesen, der Allegorie hinein gegriffen, wie es von jeher das gute Recht der freien Kunst gewesen ist, wie Rafael und Rubens und viele andere Meister es geübt haben. Die souveräne Beherrschung des Stoffes, die großartige coloristische Kraft, die hohe patriotische Begeisterung haben sich hier zu einem Werke vereinigt, auf welches die deutsche Kunst stolz sein darf. Ich für meinen Theil gestehe gern, daß ich bei jedem neuen Studium des Bildes es tiefer würdigen und neue Schönheiten darin entdecken lernte, ja daß es in meinen Augen den höchsten Rang in der ganzen deutschen Abtheilung einnahm.

Da die trefflichen Hanfstängl'schen Photographien das Werk wohl überall hinlänglich bekannt gemacht haben, so wird eine kurze Schilderung der Composition genügen. Der Siegeszug des Kaisers hat eben das Brandenburger Thor durchschritten, welches im Hintergrunde links die Perspective abschließt. Kaiser Wilhelm, auf einer prächtigen, von feurigen Schimmeln gezogenen Quadriga stehend, vom Hermelinmantel umhüllt, stößt eben zum Zeichen des Friedens das siegreiche Schwert in die Scheide, sein ehrwürdiges Antlitz hat einen Ausdruck von Güte und Huld, daß die Züge davon ganz verklärt sind und man wohl sagen darf, niemals sei dies erlauchte Haupt von der Kunst so edel und eindrucksvoll wiedergegeben worden. Die Rosse der Quadriga werden gelenkt von den beiden prachtvoll gemalten, mit Eichenkränzen geschmückten wilden Männern aus dem preußischen Wappen, typischen Repräsentanten unverwüstlicher Volkskraft. Vor dem Viergespanne schreiten zwei edle weibliche Gestalten, die Gerechtigkeit mit Schwert und Gesetzbuch und die Wahrheit mit dem Spiegel in der Hand. Den Zug eröffnet aber auf feurigem Rosse die ritterliche Gestalt eines Geharnischten, der das Reichsbanner voran trägt.

Unmittelbar neben der Quadriga gewahrt man links, also zur Rechten des Kaisers, die herrliche, in voller Blüthe männlicher Kraft strahlende Gestalt des Kronprinzen, in seiner glänzenden Kürassieruniform, den Marschallstab gegen den Schenkel stemmend, das edle Haupt mit dem Lorbeer umwunden, ein wahrer moderner Siegfried, der sich im Sturme die Herzen des deutschen Volkes gewonnen hatte. Die ruhige Sicherheit, mit welcher er seinen schnaubenden Rappen bändigt, verleiht der Gestalt monumentale Größe. Etwas ungünstiger ist Prinz Friedrich Karl gestellt, der zur Linken des Kaisers durch die perspectivische Anordnung stark in den Hintergrund gedrängt wird, aber doch durch die rothe Husarenuniform wirksam genug hervorleuchtet. In zweiter Linie schließen sich die übrigen Paladine Kaiser Wilhelm's an, die wie aus Eisen gegossenen Züge Bismarck's, der seine Kopf Moltke's und der militärisch stramme Roon. Ein ganzer Fahnenwald mit Siegeskränzen geschmückt, mit den Wappen Bayerns, Württembergs und anderer deutscher Staaten, füllt den Hintergrund, aus dem sich zwei Kriegergestalten als Vertreter des „Deutschen Volkes in Waffen" hervordrängen, der eine mit dem bayerischen Raupenhelme, voll inniger Begeisterung zum Kronprinzen aufschauend. Eine prachtvoll gemalte Marmorbalustrade, mit Trophäen und Guirlanden geschmückt, bildet nach vorn den Abschluß der via triumphalis.

Die reiche Composition erhält nun aber ihre Vervollständigung durch eine Schaar idealer Wesen, welche die Lüfte erfüllen und den Kaiser umschweben, von einem Adel der Formen, einer Lieblichkeit des Ausdrucks und einer vornehm keuschen Anmuth, wie wir sie nur selten im Reiche der modernen Kunst begrüßen. Und zwar ist diese Schönheit nicht etwa eine sinnliche oder conventionelle, sondern vom feinsten individuellen Reize durchpulst. In der Mitte ist es die zarte Gestalt einer Victoria, im Begriffe den Kaiser mit dem Siegeskranze zu krönen. Sie wird zu beiden Seiten begleitet von ihren Schwestern, welche in lebhafter Erregung in Posaune und Tuba stoßen, um der Welt den Ruhm des siegreichen Kaisers zu verkünden. Hoch oben tummeln sich drei köstliche Genien in den Lüften, die Königs- und die Kaiserkrone emporhaltend. Endlich schwebt vor dem Kaiser noch ein allerliebster Putto, welcher das Medaillonbildniß der Königin Luise hält und dem Kaiser Kornblumen streut. Das hohe Schönheitsgefühl und vor Allem die großen Feinheiten der linearen Composition lassen auch hier wieder die künstlerische Vollendung freier Meisterschaft erkennen.

Der außerordentliche Reichthum dieser großartigen Composition wird nun aber durch eine koloristische Behandlung zusammengefaßt und beherrscht, wie sie glänzender nicht gedacht werden kann. Seit Makarts Tode gilt Ferd. Keller mit Recht wohl als der erste deutsche Kolorist, und in diesem Werke hat er den ganzen Reichthum seines Könnens mit strahlendem Glanze entfaltet. Wie er die Hauptgruppe in das hellste Licht gestellt und doch wieder im vollen Lichte Alles auf's Feinste modellirt hat, so namentlich die vier Schimmel, das ist wahrhaft bewundernswerth. Die reichen und tiefen Farbenaccorde der umgebenden Gestalten dienen dann der Mittelgruppe als kräftiger Rahmen. Die Beherrschung der Luftperspective, in einer so reichen Composition besonders schwierig, ist eine so vollkommene, daß die Vision vor unseren Augen Realität zu werden scheint. Besonders schön sind die Ströme von Licht, welche eben aus dem grauen Wolkenhimmel hervorbrechen und für den nächsten Augenblick dem edlen Sieger den vollen Sonnenschein, das wahre Kaiserwetter verheißen. Endlich muß wiederum betont werden, daß man das große Bild bis in die fernsten Theile auf's Schärfste prüfen kann, ohne irgendwo ein Nachlassen der Kraft oder der Sorgfalt in der naturwahren Durchbildung anzutreffen. So muß denn dieses bedeutende, ein ganz künstlerischer und patriotischer Begeisterung entsprungene Werk, das der Meister mit hohem Muthe, ohne Auftrag unternommen

Digitized by Google

hat, als eine Schöpfung bezeichnet werden, die ihren würdigsten Platz in einer öffentlichen Galerie Deutschlands finden würde.

Von einem angesehenen norddeutschen Maler und Schriftsteller las man kürzlich eine überaus scharfe Kritik des Kellerschen Bildes, worin bei aller Verehrung der künstlerischen Leistung der Grundgedanke der Composition als verfehlt bezeichnet wurde. Dies hat uns wunder genommen von einem Künstler, der sonst nicht auf der Seite des extremen Realismus steht. Er behauptet, die siegreiche Heimkehr Kaiser Wilhelm's dürfe genau nur in der Weise geschildert werden, wie sie sich in der Wirklichkeit vollzogen habe. Wer leugnet denn, daß eine solche Darstellung ihre volle Berechtigung haben würde, wer ist nicht hingerissen von der wunderbaren Lebenskraft und Wahrheit, mit welcher Menzel in jenem kleinen Bilde den Auszug des Kaisers zum Kriege unvergleichlich treu und schön geschildert hat. In jenem köstlichen Bilde ist trotz der Kleinheit des Maßstabes mehr monumentaler Gehalt, und ein unvergänglicheres historisches Leben, als in den meisten großen gemalten Staatsactionen. Möge es dem Breuer Kritiker und Maler gefallen, uns in dieser Weise eine reale Schilderung vom Siegeseinzug Kaiser Wilhelm's zu entwerfen, und wir werden sein Werk, sofern es dem Thema gerecht wird, mit Anerkennung begrüßen. Aber warum sollte daneben nicht ein anderer Künstler das Recht haben, auch eine ideale Auffassung dieses Gegenstandes zu bieten und mit der Kraft poetischer Vision die Gestalt Kaiser Wilhelm's in jene Zeitenferne zu rücken, in welcher bald sein Bild, von der Sage verklärt, im deutschen Volksgemüthe für alle Zeiten unsterblich leben wird. Warum gerade Kaiser Wilhelm von einer solchen Anschauung ausgeschlossen sein sollte, ist doch wahrlich nicht zu verstehen.

Wir Deutschen sind recht wunderlich. Da stellt unsere Aesthetik die Forderung, daß „Idealismus und Realismus sich verschmelzen sollen", um dasjenige Kunstwerk hervorzubringen, in welchem sich lebensvolle Gediegenheit der Form mit Gedankentiefe des Inhaltes zur Einheit vermähle. Nun kommt in unseren Tagen des ideenarmen geistlosen Naturalismus ein Künstler, der mit hoher gestaltender Kraft, feinem Schönheitssinn, großem monumentalen Zuge und glänzendem technischen Können jene Forderung in einem Werke verwirklicht, von welchem die erprobtesten Meister der Kunst freudig bekennen, daß kein Zweiter eine solche Schöpfung zu vollbringen im Stande sei — und nun ist es wieder nicht das Rechte, und wir wissen, statt freudig zu bewundern, nur mäkelnd zu verkleinern. Wahrlich ächt deutsch, aber zugleich tief beschämend.

Geschichte einer deutschen Musterbühne.

Von Oskar Bulle.

In einer Zeit, in welcher die verworrensten Begriffe und der rohste Geschmack hinsichtlich aller theatralischen Dinge herrschen, wie es ja leider die heutige ist, muß es als verdienstvolles literarisches Unternehmen erscheinen, die Aufmerksamkeit nicht nur der Theaterleiter und Kritiker, sondern auch des Publikums auf die ernsten, idealen und dabei erfolgreichen Bestrebungen zurückzulenken, die innerhalb der Theatergeschichte jemals Bedeutung erlangten. Denn nur auf diese Weise wird der rechte Maßstab gewonnen für die Beurtheilung des Zustandes, in welchem wir uns eben jetzt befinden, und der, weil er manche blendenden äußerlichen Seiten an sich trägt, vielfach als ein vortrefflicherer angesehen und angepriesen wird, als er in der That ist. Nur auf diese Weise auch gewinnt bedeutsere unsere jetzige Kritik, die sich im Großen und Ganzen leider allzusehr und in den Tagesblättern ganz vorwiegend mit dem prunkvollen Virtuosenmantel befaßt, den sowohl die Schauspielkunst wie die Theatereinrichtungskunst um sich geschlagen haben, eine ernstere Auffassung ihres eigenen Amtes. Denn bei jenen Bestrebungen handelte es sich immer darum, gewisse literarische und künstlerische, das Wesen des Dramas und der Darstellungskunst betreffende Grundsätze dramaturgisch zur Geltung zu bringen, und nur auf die genaue Kenntniß dieser Grundsätze sowie ihrer Geschichte sich gründend, sollte die Kritik sich eigentlich an die Beurtheilung sowohl von Einzelleistungen, als von Gesammterscheinungen auf theatralischem Gebiete heranwagen.

Die Schröder'sche, die Goethe'sche und die Landes'sche Schule sind die maßgebendsten für die dramaturgischen Bestrebungen unseres Jahrhunderts gewesen. Wenn zwischen den breiten Wellenkreisen, die sie im theatralischen Leben erregten, noch einige andere Strömungen auf kurze Zeit sich Geltung und Bedeutung verschaffen, so konnte das gegenüber der genialen Auffassung, mit welcher jene drei Bühnenleiter alle für die dramatische Darstellung maßgebenden Elemente durchdrangen, nur durch einen Effectcismus geschehen sein, welcher entweder aus jenen drei Richtungen den einen oder anderen Grundsatz herausnahm, hervorhob und besonders ausbildete, oder auch das, worin sich jene Richtungen widersprachen, zu einer harmonischen Vereinigung zu bringen versuchte. Selbständige Grundsätze haben die vielen kleineren „Theaterepochen", die in Dresden oder München unter Gutzkow und Marr, oder in Wien unter Dingelstedt und in Leipzig unter Förster etwa eine bleibende Erinnerung beanspruchen könnten, nicht erzeugt und nicht weiter ausgebildet, und selbständig in diesem Sinne kann auch nicht Immermann's kurze aber bedeutungsvolle Thätigkeit als Intendant des Düsseldorfer Stadttheaters genannt werden. Aber trotzdem ist aus den oben angegebenen Gründen das genaue Studium einer jeder dieser „Theaterepochen", die doch auf einem ernsten Streben und einem energischen Willen beruhten, für Theaterleitende wie für Beurtheiler des Theaters von größter Wichtigkeit und von größtem Interesse, und wir müssen Monographien über sie stets als literarische Theaterereignisse freudig begrüßen. Besonders wenn dieselben so sorgsam, so fleißig und mit so großem Verständnisse ausgearbeitet sind, wie die uns eben vorliegende über Karl Immermann's Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf, die von Richard Fellner*) unternommen wurde.

Immermann's „Direction bleibt ein preiswürdiges Unternehmen, ist in der Undüsterung und dem Nebelgrauen der neuen Theaterepoche ein Leuchtthurm für die hoffnungslosen Schiffer .... Gibt doch die Correctheit erst den sicheren Boden ab, auf dem die selbstschöpferische Schauspielkunst beginnen kann. Und von solch einem Einflusse auf die Künstler war seine Direction." So beurtheilt Emil Devrient in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" die dramaturgische Thatigkeit des rheinischen Dichters. Freilich läßt er diesem Allgemeinurtheile manche Einschränkungen nachfolgen, die den Schein des „Leuchtthurmes" etwas zu verdüstern geeignet sind, und die gerade die „Correctheit" der Immermann'schen dramaturgischen Studienmethode als einseitig und deshalb für die Heranbildung einer trefflichen Truppe, sowie für die Herausbildung eines idealen Repertoires ungeeignet hinstellen. Immermann, der als siebzehnjähriger halischer Student in Lauchstädt die Weimar'sche Bühne regelmäßig gesehen und an dem Geiste ihrer Darstellung sich dramaturgisch aufgerankt hatte, hielt nämlich auch im Beginne seiner Düsseldorfer dramaturgischen Thätigkeit theoretisch hauptsächlich an den Principien der Goethe'schen Schule fest, gegen welche Devrient, trotz seiner Verehrung für ihre großen Vertreter, stets eine gewisse Voreingenommenheit hegt. Der Hauptgrundsatz der Weimar'schen Schule ist aber, daß die Darstellung eine Einheit sein müsse, wie die Dichtung es ist, und daß diese Einheit gerade so gut nur einem, nämlich dem literarischen, Haupte der Bühne entspringen müsse, wie die Dichtung nur einem Haupte entstamme. Es liegt in diesem Grundsatze eine Beschränkung der künstlerischen Individualität der Darstellenden eingeschlossen und derselbe wendet sich ganz schroff gegen das schauspielerische Virtuosenthum, wie es gerade heutzutage in üppigster Blüthe steht, gegen jedes „falsche Princip, welches," wie schon Immermann sagt,

*) Geschichte einer deutschen Musterbühne. Karl Immermann's Leitung des Stadttheaters zu Düsseldorf. Von Rich. Fellner. Stuttgart, Cotta.

Digitized by Google

„die Verwilderung und Verlunderung der Bühne herbeigeführt hat". Das einzige und erste Mittel, jenem Grundsatze gemäß eine bildungs- und führungsfähige Künstlerschaft heranzuziehen, sah aber Immermann wie Goethe in „der Schulung künstlerischer Rede, der Grundbedingung jeder höheren Entwickelung". Auf diese Schulung verwandte er den ersinnlichsten Fleiß und legte er schon das Hauptgewicht in den mehr theoretischen Beitrebungen und in der vorbereitenden Thätigkeit, die dem Zeitabschnitte seiner selbständigen Theaterleitung in Düsseldorf vorausgingen. Er hielt schon seine privaten dramatischen Vorlesungen vor den Lehrern und Schülern der Malerakademie Düsseldorfs, als noch keine Spur von dem späteren „Stadttheater" zu finden war, und nur eine wandernde Provinzialbühne mit den dreckhaft schlechtesten Leistungen dafür theatralische Interesse der Bürger rege zu halten verstuchte; und er legte, als nachher ein von ihm gegründeter provisorischer Theaterverein diese Bühne unter seine Aufsicht stellte, das Hauptgewicht seines Einflusses in die „Lese- und Zimmerproben", durch welche er die Schauspieler nicht nur in den Geist der Dichtungen einzuführen, sondern ihnen auch den Geist des Wortes und der Rede zur unmittelbaren Empfindung zu bringen versuchte.

Die „klare, echt poetische Rede der Versdramödie" war es vor Allem, die er meisterhaft anszubilden und aus dem Verfalle zu retten bestrebt war, in welchen sie durch das falsche, gedankenlose Copiren der idealisirenden rhythmischen Vortragsweise von Seiten der Schauspieler geführt worden war. Hierdurch glaubte er, der Goethe'schen Schule bester Zeit nachfolgend, am besten die richtige und zugleich adelige, feine Interpretation des Dichtwerkes erreichen zu können. Gerade dieser Hauptpunkt seiner dramaturgischen Thätigkeit aber ist es auch, durch welchen Devrient in seiner Geschichte zu dem unberechtigten Vorwurfe veranlaßt wird, daß die Düsseldorfer Bühne unter Immermann's Leitung zwar in der That durch eine treffliche Abrundung der poetischen Rede ausgezeichnet gewesen sei, daß aber durch die sorgsame und geistreiche Scenirung und correcte Rede allein ihr noch nicht die künstlerische Wiedererschöpfung der Handlung gelungen sei, die besonders in den Shakespeare'schen Dramen eine größeres schauspielerisches Leben und eine schärfere Hervorhebung der durch den Darsteller allein erreichbaren Charakterisirung erfordere. Devrient stützt sich bei dieser Beurtheilung der Immermann'schen dramaturgischen Grundsätze und der Leistungen der Düsseldorfer Musterbühne vorzüglich auf seinen eigenen Briefwechsel mit Immermann, versäumt aber, diesen Briefwechsel ganz wiederzugeben, und es ist erst Richard Fellner, der auch die Antworten Devrient's an Immermann und damit die Grundlagen für die Meinungsäußerungen des Letzteren zur Begutachtung heranzieht, vorbehalten gewesen, jenes Devrient'sche Urtheil als „einseitig und unrichtig" hinzustellen. Fellner weist in seinem geistreichen Kapitel über „die dramaturgischen Grundsätze Immermanns" und noch mehr durch die vollständige Wiedergabe der dramaturgischen Arbeiten, welche Immermann zur Einrichtung klassischer Stücke für seine Bühne leistete, überzeugend nach, daß der rheinische Dichter im Gegensatze zu dem „rhetorischen Anstriche", welchen die Goethe'sche Schule allmählich den Darstellungen gab, gerade auf einen geläuterten Naturalismus in seinen Reproductionen großer Dichtungen hinstrebte. Er entnahm den Grundsätzen der Weimar'schen Darstellungsweise die Erweckung des seinen Sinnes für die Schönheit der Sprache und den edelen Rhythmus des Verses, weil er wohl einsah, daß das Wort eine Macht sei, welche der Dichter nicht umsonst in die Hand des Darstellers gelegt hat, aber er war weit entfernt davon, die fast steife Würde und Gemessenheit in Gang, Haltung, Miene und Bewegung, welche in Weimar zur Geltung kamen, auch als maßgebend für seine Schauspieler anzupreisen und den letzteren anzuerziehen. Im Gegentheile: er findet „die Güte der Darstellung nur in der vollkommenen Einigung und Durchdringung des Recitirenden mit dem Mimischen" und will seine Künstler nur über die handwerksmäßigen Angewöhnungen in der Anwendung des Letzteren hinausheben, die zur Manieriretheit führen. Er hatte selbst auf dramaturgischen Studienreisen, die er vor Uebernahme seiner Bühnenleitung mehrmals machte, beobachten können, wie sehr sich die Action zu Ungunsten der Recitation auf deutschen Theatern in den Vordergrund gedrängt hatte, er konnte die genialsten Manieristen seiner Zeit, darunter Ludwig Devrient, genau genug, um beurtheilen zu können, wie gerade durch ihre Künstelei, die allerdings beguänstigt wurde durch schlechte Stücke („worin das Wort das Geringste ist") die Kunst der Rede ganz verloren gegangen war, und er hielt es deshalb für an der Zeit, bei der Propädeutik der Schauspielkunst die Technik der Rede wieder mehr in den Vordergrund zu stellen. Aber wohlverstanden, die Technik der Rede allein im Gegensatze zu der damals durch die falsche Nachäfferei der Weimar'schen Schule üblich gewordenen Rhetorik. Die letztere verabscheute er, wie er ausdrücklich Devrient gegenüber betont, und es ist deshalb nicht richtig, wenn der Letztere ihm eine Vorliebe für den „rhetorischen Hang, den Grundfehler der damaligen Schauspielkunst" vindizirt.

Es war überhaupt Immermann's Princip, den Styl des darzustellenden Dichtungswerkes durchaus auch in der Bühnenwiedergabe festzuhalten, und seine Betonung der Richtigkeit und Schönheit der Sprache des Darstellers hängt ebenso eng mit diesem Principe zusammen, wie die geistreiche Art der Scenirung, die ja auch Devrient anerkennt, und die maßvolle, dabei in den Sinn des Kunstwerkes tief eindringende Kunst der Bühnenbearbeitungen, die der Dichter allmählich bis zur Vollendung ausbildete. Deshalb erscheint mir neben der allgemeinen Abhandlung über die dramaturgischen Grundsätze die vollständige Wiedergabe aller, auch der rein technischen dramaturgischen Arbeiten Immermann's der werthvollste Theil des umfangreichen Fellner'schen Werkes zu sein. Denn nur diese beiden Theile gewähren wirklich fruchtbringende und „beispielsmäßige" Ausbeute auch für unsere Zeit, während die vielen, das geschäftliche Wesen und die geschichtliche Entstehung und Fortführung jenes Düsseldorfer Stadttheaters betreffenden Aufzeichnungen nur rein historischen Werth haben und nur als Beiträge zur Biographie des Dichters und interessiren können. So scheint mir zum Beispiel der ganze Handel, den Immermann mit Felix Mendelssohn, dem zeitweiligen Orchesterdirigenten jenes Theaters, durchzukämpfen hatte, nicht der breiten Ausführung werth, die er in diesem Buche findet. Jene Entwickelung über dramaturgische Principien jedoch ist wie für unsere Verhältnisse geschrieben und konnte deshalb nicht ausführlich genug wiedergegeben werden. Auch bei uns treten ja jetzt die Bücherungen des Virtuosenthumes auf der einen Seite und die Vernachlässigung der künstlerischen Grundlage jeder Schauspielkunst, die Vernachlässigung der Deklamation auf der anderen Seite so scharf hervor, daß die klare Einsicht eines Immermann, seine Energie und seine unbeugsame Strenge gegen alle Anmaßungen des sogenannten „Künstlerthumes" wohl überall nothwendige Dinge wären. Die Erscheinung eines „genialen Manieristen", wie Friedrich Hase es ist und die Bedeutung, die er sich in dem Urtheile des Publikums errang, ebenso zum Beispiel die „geniale Leidenschaft" eines Josef Kainz und die unverantwortliche Nachlässigkeit, mit der dieser Künstler dabei die Rede, vor Allem die Deklamation des Verses, behandelt, dann weiter alle die „Mätzchen" und Künsteleien des ganzen anderen Heeres der Schauspieler, dieses Arbeiten mit rein äußerlichen, mimischen oft sogar gymnastischen Mitteln und dieses Sich-Hinausdrängen des Darstellers über den Rahmen der Dichtung durch Steigerung und Betonung der ja oft künstlerisch so mäßigen eigenen Individualität, Alles das würde ebenso rasch verfliegen, gleich einem Haufen Stroh vor dem Sturmwinde, wenn Immermann'scher Geist unsere Bühne beseelte, wie alle anderen „Bucherungen", über die sich unsere Zeit so sehr freut, wie die „Meiningerei" und „Stilgerechtigkeit" und jedes sonstige, künstlerisch nicht zu rechtfertigende Ausstattungs- und Neuerungsfieber.

In jeder dieser Fragen könnte die schauspielerisch doch in der That „verlenderte" Gegenwart viel aus der Art und Weise lernen, mit der dort in der Provinzialstadt am Rheine ein begeisterter, willenskräftiger und dichterisch begabter Mann allein für sich stehend eine Musterbühne aus dem Nichts schuf

Digitized by Google

sich aus unbedeutenden Anfängern eine Schauspielertruppe heranbildete, die den größten Aufgaben gewachsen war, und mit wenigen äußeren Ausstattungsmitteln ein Repertoire von Stücken zusammenstellte, wie es heute höchstens noch das Wiener Burgtheater aufzuweisen hat. Und wirklich — wenn Immermann schließlich auch den geschäftlichen Schwierigkeiten nicht gewachsen war, welche die kleinstädtische, nur auf die winterliche Spielzeit angewiesene Bühne umgaben und nach kaum vierjähriger Blüthezeit zu Boden drückten, in der Ausbildung seines Personales und in der geistreichen, wenn auch nothgedrungener Weise höchst einfachen Einrichtung künstlerischer Bühnenwerke leistete er Wunderbares. Er hatte niemals die Geldmittel zur Verfügung, sich „erste Sterne" zu engagiren und kostbare Scenerien malen zu lassen, dafür zog er sich aber in der kürzesten Zeit eine Reihe tüchtiger Künstler heran, deren Namen jetzt noch in der Geschichte der Schauspielkunst glänzen — ich erwähne nur die geniale Lauber-Versing und die damals noch jugendliche Frieb-Blumauer — und schuf er, allerdings mit der aufopferungsvollen Hülfe der Düsseldorfer Malerfreunde, scenische Bilder, die selbst unsere in dieser Hinsicht verwöhnte Zeit durch ihre Neuheit, seine Auffassung und künstlerische Zusammenstellung überraschen würden. Freilich mußte er der kleinen, aber durch ihn begeisterten Künstlerschaar, die er um sich versammelte, gewaltige Anstrengungen zu, wie auch er selbst, ein Mann von Stahl und Eisen, seine Ermüdung und Abspannung kannte. Verfolgt man den Gang seiner Erziehung der Schauspieler, so ist man erstaunt über die Mühe, die er sich mit jedem Einzelnen gab und geben mußte und über den Fleiß und die Sorgfalt, mit denen er jedes Stück vorbereitete und einstudirte. Specialleseproben und allgemeine Leseproben wurden täglich, oft unabhängig von späteren Aufführungen, auf jedem dramatischen Gebiete veranstaltet, ihnen folgten die Zimmerproben, „damit der Darstellende seine Phantasie in den nackten, nüchternen Bänden um so mehr anspannen lerne, und die falschen Geister, die jetzt durch jeden deutschen Theaterraum flattern, die Dämonen des Gespreizten, Rhetorischen oder der hohlen Handwerksmäßigkeit nicht verwirrend auf ihm einwirkten," und dann erst, wenn das Gedicht „ohne jede illusorische Nothkrücke" in der Anschauung der Darstellenden feststand, folgten die Proben auf dem Theater, die erst ganz zuletzt zu Kostüm- und Dekorationsproben sich umgestalteten. Dabei war der Dichter stets der alleinige Regisseur, der unermüdlich seine Anfänger schulte, ihnen schwierigere Stellen immer und immer wieder vorlas, bis sie den rechten Ausdruck gefunden, der Stellung und Haltung und Geberden auf das Genaueste prüfte und anordnete und der jedes Ding, auch die geringfügigsten Theaterzänkereien bis auf den letzten Koulissennagel hinab, selbst einrichten und bestimmen mußte. Man wird förmlich verwirrt durch die wunderbare Arbeitskraft, die dieser Mann in jenen Jahren entfaltete, wenn man liest, wie er Intendant, Theaterdirector, Regisseur und Dramaturg in einer Person war, wie er daneben eine ganze Zeit lang noch sein Amt als Landesgerichtsrath pünktlich verwaltete und außerdem die Zeit fand, seine geistreichen und tiefgehenden Aufzeichnungen über die Einrichtungen von Stücken zu verfassen. Für Jeden, der die Gelegenheit und die Pflicht hat, über solche Einrichtungen nachzudenken, also besonders für Theaterdirectoren und Kritiker, aber auch für das aufmerksamere Publikum, kann es nichts Anregenderes geben, als die Lectüre dieser Aufzeichnungen, also des gesammten dramaturgischen Materiales, welches Immermann hinterlassen hat. Denn sie umfassen fast den größten Theil des Repertoires, welches wir heute als das „klassische" zu bezeichnen pflegen, also besonders die Hauptdramen Shakespeare's, einige (fünf) der hervorragenderen Stücke Calderon's, Goethe, Schiller und Lessing fast vollständig, Kleist mit seinem „Käthchen von Heilbronn", „Prinz von Homburg" und der „Familie Schroffenstein", und daneben noch die „Brüder" des Terenz und „König Oedipus". Außerdem aber mußte der Dichter, der dieses klassische Repertoire nur als besondere „Festspeise" dem Publikum darbot, um des materiellen Bestandes seiner Bühne willen noch das gesammte weite Gebiet der damaligen bürgerlichen Tragödie und Komödie cultiviren, mußte Iffland, Kotzebue und Raupach aufführen, so sehr ihm das auch widerstrebte und durfte auch die damalige Posse und das Liederspiel, wie sie Raimund und Nestroy vertreten, nicht ganz fehlen lassen. Die Leitung der Oper hatte er nach dem schmählichen Abfalle Felix Mendelssohn's auch noch in der Hand, wenn auch über sie, sowie über die kleineren Stücke weitere Aufzeichnungen, als sie die Souffleurbücher bieten, fehlen. Aber das dramaturgische Material, welches über das klassische Repertoire vorhanden ist, genügt auch, um einen vollständigen Ueberblick über diese, literarisch so überaus wichtige Seite der Immermann'schen Theaterleitung zu gewinnen, und vor Allem sind es die scenischen Einrichtungen, die er für „Hamlet" traf, sowie die geistreiche Interpretation, die er der Aufführung des „Standhaften Prinzen" von Calderon zu Grunde legte, welche uns mit der freudigen Wahrnehmung erfüllen müssen, daß hier einmal ein Mann von künstlerischer genialer Intuition und praktischer Energie mit ganzer Seele und mit der ganzen Stärke seines feinen Geistes der wichtigen Bildungsanstalt für das Volk sich angenommen.

Das Fellner'sche Buch ist, wie schon gesagt, überreich auch an historischem Materiale, welches uns einen klaren Blick in die Gründungsgeschichte und in die Untergangstragödie jener so kurz und doch so trätig-schön blühenden Musterbühne thun läßt. Wir können uns hier nicht auf alle diese Einzelheiten einlassen und leider jetzt auch ebensowenig auf die zuweilen neuen Aufschlüsse, die sie uns über das Wesen Immermann's und mancher zu ihm damals in innigster Beziehung stehender Männer, wie z. B. Schadow's und Grabbe's geben. Uns kam es auch darauf an, in wenigen Zügen die dramaturgischen Grundsätze Immermann's und seine Erziehung der Schauspieler zu skizziren, weil wir hierin eine Beziehung auf unsere Zeit, auf die theatralische Gegenwart, zu finden glauben. Denn dieselben theatralischen Uebelstände, gegen welche der Dichter theoretisch durch die energische Betonung seiner Grundsätze und praktisch durch die erzieherische Thätigkeit an seiner Bühne ankämpfte, heben heute in noch kräftigerer und üppigerer Verwilderung ihr Haupt auf der deutschen Bühne empor. Die Theaterleiter und auch die Kritik erkennen sie oft nicht in ihrer ganzen Gefährlichkeit, oft auch wollen sie sie nicht erkennen und schweigen sie nieder. Man redet höchstens von Theaterreformen, nicht von der einzig noththuenden Theaterreform, die jener Bühnenleiter in Düsseldorf vornahm. Er hat leider, durch äußerliche Umstände gezwungen, nur kurze Zeit das der Welt auch praktisch darlegen können, was er theoretisch erstrebte, aber er hat sich dafür mit einer auch für unsere Zeit beherzigenswerthen Mahnung von dieser praktischen Thätigkeit zurückgezogen. „Und so habe ich mir," schreibt er, „von unseren Versuchen die Grille abstrahirt, daß die Palingenesie der deutschen Bühne, wenn sie noch einmal erfolgen soll, keineswegs von einer zu entdeckenden neuen Weisheit, sondern von Entschließungen moralischer Art abhängig sein möchte. Die Mittel sind ganz einfach, und Intendanzen und Schauspieler führen sie beständig im Munde. Aber die Ausführung ist schwer; denn sie widerspricht dem Leichtsinne, der Eitelkeit, dem Egoismus, der natürlichen Trägheit der Menschen, und darum unterbleibt sie."

Die Entwickelungsgeschichte der Engelsgestalt.

Randglossen zu einem Künstlerstreite der Gegenwart.

Von Carus Sterne.

(Schluß.)

Wir haben im vorigen Aufsatze erwähnt, daß die christliche Kunst die heidnischen Eroten als Engelsgestalten adoptirt habe, aber sie that dies keineswegs in ihren ersten Anfängen, sondern begnügte sich eine Reihe von Jahrhunderten hindurch mit der Darstellung ausgewachsener Engel, vorwiegend weib-

Digitized by Google

lichen Geschlechtes, mit langen Gewändern und hellem, lockigem Haar. Daneben knüpfte sie jedoch früh an die biblischen Schilderungen der Cherubim und Seraphim an und zwar mit Vorliebe statt an die früher beschriebenen, einfachen Formen der mosaischen Schriften, an gewisse spätere, aus Mißverständnissen entsprungene Umformungen. In den ältesten christlichen Kirchen Roms, z. B. in Santa Pudenziana und Santa Prassede, erblickt man in musivischer Darstellung an der Apsiswand oder Tribuna über dem himmlischen Throne die vier heiligen Gestalten aus der Vision des Ezechiel, von denen nur die eine menschliche Bildung zeigt, die anderen aber geflügelte Thiere (Stier, Löwe und Adler), mit oder ohne Heiligenschein, dargestellen, wie sie den vier Evangelisten als Attribut oder Symbol später allgemein beigestellt wurden.

Ezechiel, dem diese Darstellungen entlehnt sind, befand sich bekanntlich unter den in Babylon gefangen gehaltenen Juden und sah daselbst die geflügelten Menschen und Thiere an allen Pforten und Wänden der Tempel und Paläste, so daß sie auch seinem geistigen Auge immer vorschweben mußten. In der That erinnern die Cherubgestalten der im Eingange des ihm zugeschriebenen Buches geschilderten Vision auf das Lebhafteste an gewisse zu Nimrud, Kujjundschik und Ninive ausgegrabene Bildwerke. Während die Bücher Mosis den Cherubim nirgends vier Flügel zuertheilen, sah Ezechiel dieselben mit zwei Flügeln am Rücken und zwei herunterhängenden Flügeln, welche die Beine bedeckten. Unter den von Layard veröffentlichten assyrischen Götterdarstellungen befinden sich in der That solche vierflügelige Gestalten*), die leicht durch ein Mißverständniß der mit einer gewissen Unbeholfenheit arbeitenden assyrischen Künstler entstehen konnten. Wenn dieselben nämlich eine aufrechtstehende geflügelte Gottheit im Profile darzustellen hatten, so meißelten sie, damit nicht der eine Flügel den anderen verdecke und so die Gestalt einflügelig erscheine, den einen Flügel hoch aufgerichtet und den anderen tief herabgezogen **), ebenso wie sie den vierflügligen geflügelten Stieren und Löwen ihrer Thürpfosten drei Vorderbeine gaben, damit man sowohl von vorn als von der Seite zwei Beine sehen konnte. Ein weniger naiver Beschauer konnte dann glauben, er solle in den ersteren Gestalten vierflügelige und in den letzteren fünfbeinige Wesen sehen.

Zu den von Ezechiel der christlichen Kunst zugeführten vierflügeligen Cherubim kamen dann noch die sechsflügeligen Seraphim, von denen Isaias (VI, 2) sagt, sie besäßen zwei Flügel zum Fluge, zwei, um das Antlitz und noch zwei, um die Füße zu bedecken, und diese vier- und sechsflügeligen Gestalten drängten zeitweise die zweiflügeligen Engel in der älteren christlichen Kunst ganz in den Hintergrund. In dem damaligen innigen Buchstabenglauben, der kaum durch einen Blick auf Natur und Wirklichkeit jemals getrübt wurde, erregten diese vier- und sechsflügeligen Gestalten, die in der lebenden Natur höchstens in gewissen Haifischen, den daher sogenannten Meerengeln (Squatina Angelus), ein entferntes Gegenstück fanden, keinerlei Anstoß und Niemandem fiel es ein, zu fragen, wozu diesen überirdischen Wesen vier oder sechs Flügel zuertheilt waren, wenn sie doch nur zwei davon zum Fliegen benutzen sollten. Manchmal sind diese Verkörperungen höchst unbeholfen, wie z. B. auf den Wandgemälden des Nonnenchores im Dome zu Gurk in Kärnthen (um 1214), wo die Seraphim einem nackten Hermes gleichen, dem an jeder Schulter, an jedem Ellenbogen und Kniegelenke ein kleiner Flügel angesetzt ist. Ihre typische Ausgestaltung erhielten diese, meist zu einer Glorie (Mandorla) um die göttlichen Gestalten zusammengefügten Cherubim und Seraphim dann namentlich bei den Malern der älteren Florentiner und Sienefer Schulen, und auf dem berühmten, dem Orcagna zugeschriebenen „Triumph des Todes“ im Campo Santo zu Pisa sehen wir die unteren beiden Flügel, der die Seelen der Seligen in Empfang nehmenden Cherubim bereits ganz an die Stelle der Füße getreten, um auch ihrerseits an den Flugbewegungen betheiligt zu werden.

Der denkende, die Natur im Auge behaltende Maler konnte sich indessen auf die Dauer unmöglich mit diesen naturwidrigen, monströsen Gestalten befreunden, und in der That können wir schon seit dem dreizehnten Jahrhundert eine fortschreitende Neigung der Maler bemerken, den Seraphim und Cherubim ihren in zwei Flügel endigenden Unterkörper gänzlich zu exkamotiren. Schon auf den Gemälden des Giotto in der Capella dell' Arena zu Padua scheint er sich in Luft und Dunst aufzulösen, ebenso im „Jüngsten Gerichte“ des Stephan Lochner im Kölner Museum, in den Reliefs des Ghiberti und namentlich in den Thonbildwerken des Luca della Robbia und seiner Familie. Bei den vorwiegend mit Reliefarbeiten beschäftigten plastischen Künstlern erklärt sich die Vernachlässigung des Hinterkörpers dieser Gestalten, abgesehen von seiner Unnatur und Unschönheit, schon durch das Bestreben, ein ebenso bequemes als ausdrucksvolles En-face-Bild zu gewinnen, während die entsprechende Vertürzung dem Beschauer entgegenschwebender Engelsgestalten für den Plastiker immer eine mißliche Aufgabe blieb.

Indessen gab man mit dem Unterkörper nicht zugleich die vier oder sechs Flügel auf, sondern umkränzte mit denselben den vom gesammten Cherub oder Seraph schließlich allein übriggebliebenen und beibehaltenen Kopf und so entstanden durch eine ganz willkürliche, von keinem Dogma unterstützte Uebereinkunft der Künstler die vierflügeligen Cherubs- und sechsflügeligen Seraphsköpfe, von denen wenigstens die ersteren eine lange Herrschaft in der Kunst behaupten sollten. Die überreichlich geflügelten Seraphsköpfchen, die noch der junge Raphael nach dem Vorbilde seines Meisters Perugino in der Krönung der Himmelskönigin (Vaticanische Pinakothek) anbrachte, fanden fortschreitend sparsamere Verwendung, aber bei den Cherubsköpfchen konnte man die beiden vorderen Flügel so hübsch über die (nicht vorhandene) Brust kreuzen, daß sie einen eleganten Putz, wie mit Halskrug und Kragen erhielten und erst dadurch völlig salonfähig wurden. Ein gesänterter Kunstgeschmack hat indessen mit Recht immer mehr auf diese unnatürlichen, den Arzt an gewisse schreckliche Mißgeburten (die sog. „Engelsköpfe“) erinnernden Abbreviaturen eines Engels verzichtet, und es war ein nicht von allzu gutem Geschmacke zeugender Anachronismus, daß Cornelius in seinen Gemälden der Münchener Ludwigskirche diese ganze Entwickelung wieder rückgängig machte und zu den vier- und sechsflügeligen Engeln zurückkehrte.

Auch gegen die Darstellung der Engel als Cherubaden und Chorjungfrauen in langen Gewändern richtete sich seit dem 15. Jahrhundert eine Reaction der Künstler mit der Frage, ob diese langen, weit über die Fußspitzen reichenden Gewänder nicht ein Hinderniß für die freie Bewegung sein müßten; man begann sie aufzuschürzen, zu verkürzen und zu lüften, um etwas mehr als Kopf, Hände und Flügel vom Körperbau der Engel zu zeigen. Und da man sich mehr und mehr in der Natur umsah, kam man schließlich zu einem ähnlichen Schlusse, wie die Alten in Bezug auf die Amoretten; man fand, daß die Engel von allen lebenden Wesen den Vögeln am nächsten verwandt erschienen und so wagte bereits Herlin (1466) an seinem Hochaltar in der Jakobskirche zu Rothenburg an der Tauber den Brocatmantel eines Engels völlig auseinander zu schlagen und uns darin ein am ganzen Leibe dicht mit Federn bedecktes menschenartiges Wesen zu zeigen.

Ohne an den naheliegenden Vergleich mit Harpyen und Sirenen, welche die Alten als Vögel mit Menschenantlitz gebildet hatten, Anstoß zu nehmen, that der zartempfindende Martin Schongauer dasselbe auf seinen Kupferstichen. Bei einzelnen der allerliebsten Engelsgestalten, die sein „Rauchfaß“ schwücken, öffnet sich das Kleid nach oben und wir erblicken die Arme und Brüste derselben dicht befiedert. In seiner „Geburt Christi“ geht er noch einen Schritt weiter und läßt drei gewandlose, aber dafür dicht befiederte Engel mit langen Vogelschwänzen, die anscheinend wie die Paradiesvögel der Sage fußlos sind, das Gloria in excelsis! singen. Auch für die „gefallenen Engel“ fand dieser phantasievolle Künstler neue Formen,

*) Henry Layard's Bericht über die Ausgrabungen zu Nimrud. Fig. 79a. Leipzig, 1852.

**) A. a. O. Figur 1 und 7.

Digitized by Google

Hatten schon frühere Maler, wie z. B. Orcagna, dieselben mit Fledermausflügeln ausgestattet, und sogar vierflügelige Höllen-Cherubim erfunden, so ersah Schongauer aus dem Fisch-, Reptilien- und Insektenreiche neue phantastische Formen. In seiner „Versuchung des h. Antonius“, die selbst Michel Angelo bewundert und copirt haben soll, gab er den gefallenen Engeln Flügel, die den stachligen Rochen, den Flügelflossen fliegender Fische und Polypenarmen entlehnt, und wie diese mit Augenflecken, Saugnäpfen u. s. w. übersät sind. Und zugleich drängt sich ihm die Erkenntniß auf, daß Fledermaus- und Vogelflügel eigentlich nur verbreiterte Arme sind, und er läßt von der Außenseite der Arme dieser Teufel durch Flughaut verbundene, Stachelflossen ausgehen, die sich nach der Schulter hin zum Flügel erweitern. Auch der „Höllenfahrt Christi“ seiner Kupferstich-Passion verfuhr er ebenso.

Dieser naturalistische Zug scheint den Malern aller Länder sofort eingeleuchtet zu haben, denn er fand alsbald vielseitige Nachahmung. Giovanni Bellini in seiner 1488 vollendeten „Thronenden Madonna“ der Kirche Maria de' Frari in Venedig läßt die Flügelfedern seiner musicirenden Engel schon am Oberarme beginnen, und denselben fast bis zum Ellenbogen bedecken, Dosso Dossi in seiner „Madonna mit den beiden Erzengeln“ (Galerie von Modena) führt den Federwuchs des Rückens über die Arme bis zur Brust, so daß die Schultern des Engels Michael von buschigen Feder-Epauletten beschattet werden. Nach Deutschland brachte Dürer die Neuerung gleich von seiner ersten italienischen Reise. In mehreren seiner ältesten Kupferstiche (wie im „Traum“, der „Hexenfahrt“ und den „Genien“) beginnt die Flügelbildung und Befiederung ebenfalls bereits am Oberarme, und Lukas Cranach folgte diesem Beispiele bei seinem Amor auf dem bekannten Clair-obscur-Holzschnitte der Venus von 1506.

Ein anderer Umwälzungsproceß richtete sich gegen die bedeutende, wenn auch für einen wirklichen Flug so schwerer Gestalten immer noch unzureichende Ausdehnung, welche die älteren christlichen Künstler den Engelsflügeln gegeben hatten. Den ersten Anlaß sie aufzugeben und anschön zu finden, mag den Malern die Schwierigkeit, ihnen eine natürliche Färbung zu verleihen, gegeben haben. Die älteren, nicht auf den Schein der Wirklichkeit ausgehenden Maler hatten einfach die Contouren des Gefieders mit Gold umfahren, und diese glanzvollen Flügel harmonirten, ohne prunkvoll zu erscheinen, mit dem Goldgrunde der Malereien und mit den massiven Heiligenscheinen, welche die zu verehrenden Götter, Menschen und Thiere auf diesen Bildern anszeichneten. Als man aber anfing, den Goldglanz zurückzudrängen, frug es sich, welche Farben man den Engels- und Cherubsflügeln geben sollte. Das Kostlichste schien gerade gut genug und so gab man ihnen die bunten Farben der Papageien-Flügel, grün, roth und blau in drei scharfen Abstufen, oder setzte die Flügel aus den Schwanzfedern der Pfauhähne zusammen, wie z. B. auf der schönen Verkündigung des Pollainolo im Berliner Museum. Daß man nicht einmal einem Amor graue oder weiße Flügelfedern geben kann, ohne den auf den Schwan der Leda gemünzten Ausruf Swift's: „Wie ähnlich sah der Gott einer Gans!“ in's Gedächtniß zu rufen, wird schon Manchem aufgefallen sein und der Engel des heiligen Matthäus von Caravaggio der Berliner Galerie stellt dieselbe Gefahr der Vergleichung deutlich vor's Auge.

Die großen Künstler des Cinquecento, welche sich zum Studium der Antike und Natur zurückgewendet hatten, sahen sich daher bald genöthigt, denselben Gedankengang, wie die römisch-griechischen Künstler nochmals durchzumachen und zu erkennen, daß man die das Ebenmaß der menschlichen Gestalt verunstaltenden Flügel, wenn sie nicht zu entbehren waren, so klein wie möglich bilden und zum bloßen Symbole oder rudimentären Organe zusammenschrumpfen lassen müsse. Vor Allem waren es die mit dem höchsten Natur- und Schönheitsgefühle erfüllten großen italienischen Meister, ein Mantegna, Sodoma, Raphael und Michel Angelo, welche die Anwenden der Alten zu christlichen Engeln umtauften. Fast nur den Engel der Verkündigung sehen wir noch in Jünglings- oder Jungfrauen-Gestalt auftreten, da man seine Botschaft nicht gut einem kindlichen Engel anvertrauen konnte. Die naturalistische Flügelbildung der Bellini und Dürer wird dagegen wieder aufgegeben, die Miniaturflügel von Raphael hoch in den Nacken und fast an den Hals gerückt, wie bei den Engeln der Madonna Sixtina oder der von Foligno, ja sie werden womöglich ganz unterdrückt, wenn es gilt, den Rücken ohne diese Verunzierung zu zeigen. Man sehe den herrlichen Engel-Reigen, welchen Raphael für Marc Anton Raimondi zeichnete, wo bloß die von vorne gesehenen, nicht aber die vom Rücken sichtbaren Engel Flügel tragen. Schließlich ließen Raphael und Michel Angelo die Flügel selbst in solchen Fällen weg, wo sie gewissermaßen am meisten motivirt erscheinen, wenn nämlich Engel an die Stelle der ganz aufgegebenen Cherubim treten, und der Gottheit als Träger dienen, wie in Michel Angelo's Betebung Adams in der Sixtinischen Capelle oder in der Erscheinung bei Noah, die Raphael für den Stich des Marc Anton gezeichnet hat.

Damit ging Hand in Hand die Wiederbelebung der Amoretten-Spiele der Alten. Die Engel beschränken sich fortan nicht mehr darauf, heilige Musik zu machen, und dem Christkinde Datteln, Erdbeeren, Blumen und kleine Vögel zu bringen, sondern sie tummeln sich lustig in den Wolken umher, spielen mit Helm und Waffen des heiligen Georg oder Michael gerade so wie früher mit denen des Mars, ja Dürer, der auch diese Neuerung der Italiener sofort nach Deutschland verpflanzte, läßt sie vollkommen die Rolle der deutschen Heinzelmännchen übernehmen, auf seinem Madonnen-Altare zu Dresden die Stube sprengen, auskehren und mit weißem Sande bestreuen, oder im „Marienleben“ mühsam die Spähne waschen, welche Joseph in eifriger Zimmermannsarbeit abschlägt, oder in ausgelassener Freude über die Verklärung der Maria mit dem Schlüsselbunde auf einem Blechschilde trommeln, und die Katze aus dem Tempel jagen, welche die schöne Musik stört. Wohl am tollsten haben diese künstlerische Freiheit Correggio und Paul Baldung Grün in anzeigt, und die Engel auf den Wolken reiten, in der Luft Purzelbäume schlagen und die Landschaft durch die eigenen Beine betrachten lassen, damit sie die Farben deste schöner sähen.

Bemerkenswerth erscheint eine auffallende Verschiedenheit der Flügelbehandlung, welche die Maler den himmlischen und den gefallenen Engeln widmeten. Während sie, wie erwähnt, die Flügel der ersteren so hoch wie möglich am Nacken in die Höhe rückten, um sie gewissermaßen über die platte Wirklichkeit von Schulteranswüchsen zu erheben, lassen sie diejenigen der gefallenen Engel mitten vom Rücken, tief unter den Schultern entspringen. Man vergleiche die Handzeichnung Raphael's zum heiligen Michael in Paris, wo Engel und Teufel nebeneinander erscheinen, oder die geflügelten Teufel im jüngsten Gericht von Michel Angelo. Das geschah offenbar absichtlich, um die verklärte und die thierische Natur mehr auseinander zu halten; bei den Engeln nähern sich die Flügel dem geistigen Organe, bei den Teufeln mehr dem Unterkörper. Oder waren damals bereits die geflügelten Drachen Ostindiens bekannt geworden, die in der That solche tiefsitzenden, von falschen Rippen gestützte Flügel besitzen? Ein Bestreben, die Flügel zu bloßen Flügelkleinen oder rudimentären Organen zu verkleinern, war bei den gefallenen Engeln ausgeschlossen, denn man hatte keine Veranlassung, ihr Ausstehen zu verschönern; im Gegentheil, die mächtigen Schwingen sollten dazu beitragen, ihre Erscheinung schreckenerregend zu machen.

Von den späteren Metamorphosen der himmlischen, wie der gefallenen Engel ist nicht viel zu sagen, und der Teufelsspuk der Teniers, Höllen-Brueghel und Callot gehört mehr in das Gebiet willkürlicher Phantastik als in dasjenige einer nach inneren Gesetzen schaffenden Kunst. In der niederländischen Malerei folgte Rubens mehr den großen Meistern der classischen Richtung, während Rembrandt sich vorwiegend der befiederten, erwachsenen Engel der vorraphaelischen Zeiten bediente. Vor allem auf Charakteristik und Beleuchtungswunder bedacht, und in der Darstellung des Nackten wenig glücklich, that er nichts um Gestalt und Antlitz seiner Engel anmuthig

Digitized by Google

zu bilden, ja er scheint es sogar fertig gebracht zu haben, sie gelegentlich mit Bärten auszuschmücken. Wenigstens tragen die derben Flügelburschen, die ihre Füße unter Abrahams Gastlich strecken, in der trefflichen Reproduction der Radirung von Amand-Durand in Paris, tüchtige Bärte; letztere mag aber nach einem nachträglich in dieser sonderbaren Manier ausgeschmückten Blatte angefertigt sein. Auch die neuere kirchliche Kunst hat sich seit ihrer Wiedergeburt im Nazarenerthume wieder den altchristlichen Chorengeln mit wallenden Kleidern und bis zu den Füßen herabschleppenden Flügeln zugewandt, wobei freilich das Gefühl maßgebend gewesen sein mag, daß die kleinen Flügel, welche Raphael und seine Zeitgenossen den Engeln gaben, zwar weniger anschön, aber nicht genügend erscheinen, den dazugehörigen Körper in die Lüfte zu erheben. So dürfte es das Schicksal der Engel bleiben, in theilweise lächerlichen Darstellungen entweder unwahr oder anschön zu erscheinen, und die Künstler thäten besser, sich an die Bibel zu halten, und die Engel flügellos als schöne Menschen zu bilden, da Flügel und Arme neben einander nicht bestehen können und kein Künstler wagen kann, einen menschlichen Körper mit so ungeheuren Schwingen zu versehen, wie sie die physikalischen Gesetze fordern würden.

Feuilleton.

Der Sonntag auf dem Lande.

Von Renato Fucini.

Aus dem Italienischen von Oskar Bulle.

(Fortsetzung.)

„Bi gar!“ rief ich aus, um seiner Begeisterung wenigstens einigermaßen genug zu thun. Und er, der meinen Ausruf für ernst nahm, hub nun eine hochtönende Lobpreisung von dem Signor Angiolo an, welcher sein Gewinnerer wäre als der Bruder des Expriesters Doboli und der Neffe des wohlverdienten Herrn Canonicus Giniguglia; der Letztere sei mit ihm gekommen, als Messigner ihn aufgezwungen hatte, die Wirthschaftsrechnungen des Nonnenklosters in's Reine zu bringen. . . . „Haben Sie verstanden?“ Und nun müssen Sie auch noch den Taubenschlag sehen . . . Halt! . . . Den wollen wir nachher ansehen, weil jetzt keine Zeit mehr zu verlieren ist. Es läutet schon zum ersten Male und wir müssen uns beeilen, denn Sie mögen ihn sagen und aussprechen, wie Sie wollen, er weiß Alles. Sprechen Sie nur mit meiner Schwester von ihm . . . hier schickt Gostino!. . . und Sie werden hören, was für ein talentvoller Mensch er ist . . . Und hier, sehen Sie, von früher eine Thüre, welche nach dem Speicher führte: ich habe sie aber zumachen lassen, der Mäuse wegen. Später werde ich Ihnen Alles zeigen; aber jetzt müssen wir gehen, denn sonst ist es möglich, daß wir hinkommen, wenn die Messe schon angefangen hat.“

Unten an der Treppe trafen wir mit dem Caplan zusammen, welcher pustend und keuchend von dem Vogelherde zurückkehrte und über die Eile des Präpositus brummte. „Was er immer für eine Furcht hat, nicht gerig genug zum Essen zu kommen; der Viehfraß! Geh', Cosimo, einstweilen thu' mir den einzigen Gefallen . . . Zum Teufel auch mit diesen Geschäften; sag' ihnen, daß sie sich einstweilen anziehen sollen und daß ich in zehn Minuten komme; wenn nicht, sollen sie von selbst singen und ich werde wohl auch nicht zu kurz kommen . . .“

„Sehen Sie?“ sagte mir Signor Cosimo, „so ist er immer. Wenn er seine Vögel fängt, wird er fleiß so wüthend. Kommen Sie, kommen Sie! Die Frauen werden schon nachkommen.“

„Sie sind bereits vorangegangen,“ sagte Gostino.

„Um so besser! Ausdamo.“

Und ich, der ich es so nöthig hatte, mich ein wenig auszuruhen und zu erholen, trollte nun hinter Signor Cosimo einher, welcher, aus Furcht vor dem Zorne des Bruders, so lange Schritte machte, daß ich Mühe hatte, ihm nachzukommen.

* * *

Durch einen Schleier von Ausdünstungen und Lichterqualm hindurch sah ich mir den Schauplatz an. Im Halbrund des Chores standen die Sänger, unter ihnen Signor Cosimo, welcher sich in die erste Reihe hinter Hand gedrängt hatte, um durch den Hochaltar nicht verdeckt zu werden. Um den Altar herum die knieenden Priester, eingemummt in ihre goldgestickten Chorröcke, welche glänzende Reflexe gaben, sobald sie sich bewegten und sobald sie von dem gelben, den Staub durchdringenden Sonnenstrahle getroffen wurden, der von einer halbdeckbleibenen Lünette aus die Kirche quer durchzog. Vor ihnen ein freier Raum und dahinter zwei Abtheilungen von Bänken für die Frauen; in der Mitte vier oder sechs der letzteren elegant und modisch gekleidet, das weiße Taschentuch auf den Knieen, mit pomadisirten Haaren und die Füße in Schnürstiefeln; und im Hintergrunde die ernsten Männer, die wahren und aufrichtig Gläubigen, die weißhin leuchtenden Kahlköpfe, die gewaltig sich hörbar machenden Räusperer, die Besitzer der blauspeierlichen Sonntagsröcke.

Signora Flavia, welche in einer abgesonderten Bank in der Capelle der sieben Schmerzen saß, bestete inbrünstig, indem sie ihr Gesicht bemalte ganz im Bache verbarg, und Signora Clympia, die ihr zur Rechten saß, hatte Mühe, unmerklich lächelnd, in engelhafter Weise, den Blick hinaus in das geheimnißvolle Halbdunkel der Seitenschiffe gewendet, wo ihn eine liebliche Vision zu fesseln schien.

Der Musikchöre der Orgel schmunzten und aus den vollen Lungen derselben entschlüpfte zuweilen irgend eine einzelne, flüchtige Note oder auch eine ganze Tonleiter, worauf Signor Cosimo sich jedesmal lächelnd nach mir umdrehte, während der Caplan zwei giftige Basstöckenblicke nach der Orgel schoß, so daß man ordentlich erschrak.

Die Berge stehen fest, aber die Menschen kommen zu einander. Als Signor Cosimo, schnell in die Thüre der Probtei hineineilend, mit einem der Portiere der Kirche dotte stehen lassen, sich mit ein bescheiden gekleideter Mann in's Auge, dessen Gesicht mir nicht ganz fremd schien. Und ebenso wenig schien ihm das meine neu zu sein, denn als wir uns begegneten — wir gingen, hin- und herwandelnd, an einander vorbei — bestete er seinen Blick auf mein Gesicht, und mir schien es beinahe, als ob ein freundschaftliches Lächeln über das seine und als wolle er mich anreden. Ich hatte dieselbe Absicht, als er, zum dritten Male in meine Nähe kommend, mit leiser Stimme meinen Namen nannte; mir kam hierauf Urlaub der seine in's Gedächtniß, ich wandte mich um und wir umarmten und mit Händedruck und Kuß, so voller brüderlicher Herzlichkeit, daß, als wir uns in die Augen schauten, mir dieselben feucht von Thränen fanden.

„Noch neunzehn Jahren! Aber wie kommst Du hierher?“

„Ich bin hier Gemeindevogt. Und Du?“

„Ich bin zum Vergnügen hier.“

„Willst Du nicht bei mir essen?“

„Ich bin zu Besuch.“

„Bei wem?“

„Davon später; laß uns jetzt von uns plaudern; erzähle mir von Dir, von unseren Freunden, von Deinen Leben . . . Ah, bei Gott, wie viel habe ich Dich nicht zu fragen, über Dich und über so viele alte Universitätsfreunde . . . und wie viel über mich selbst werde ich Dir erzählen können!“ Und ein wahrer Sturm von Fragen brach hier los: Wie steht's mit Diesem? Was macht Jener? Lebt Tizio noch? Und wo steckt Caio? . . . Und beinahe auf jede der gegenseitigen Fragen erfolgte eine bedauernde Antwort und erklang ein Wort des Mitleides: Der ist todt! . . . Der ist unglücklich geworden! . . . Der ist auf und davongegangen und man hat nichts mehr von ihm erfahren . . . Der ist im Irrsinnhause! Ganz selten nur ein: Es geht ihm gut; er lebt; er ist zufrieden!

„Und Du, wie hast Du Dich durchgeschlagen?“

„Als Landarzt.“

„Und wie steht Du mit den Bauern?“

„Schlecht.“

„Warum?“

„Ich bin eben nicht ein solcher Kerl, wie ihresgleichen: ich bin ein anständiger Mensch.“

„Ich begreife. Und wie kommst Du mit den Vocalbehörden aus?“

„Schlecht. Ich bin dem Syndaco verhaßt, und es wird mir nichts übrig bleiben, als daß auch ich ihn wegjagen.“

„Und die Ursache dieses Hasses?“

„Ich war so unvorsichtig, ihm öffentlich in der Apotheke zu widersprechen, als er als Beispiele für den Galateo*) Monsignor Della Casa und Giacbo Giojo citirte.“

„Und wer ist dieses Monstrum von Gelehrsamkeit?“

„Der begüterste, gelehrteste, geachtetste Mann der Dorfschaft, ein gewisser Signor Cosimo . . .“

„Mein Gastfreund!“

„Du bist bei ihm?“

„Ich bin bei ihm!“

„Aber auf welche Weise . . .“ Doch jetzt, nein! Nach dem Essen, bitte ich Dich, mich zu besuchen, und dann wirst Du mir Alles erzählen und wir werden bis zu Deiner Abreise beisammen bleiben. Ich hab' Dir viel zu berichten; ich werde Dich mit meinem Gaste dann auf den Bahnhof bringen. Aber jetzt laß uns hinein in die Kirche gehen, denn die Messe hat schon begonnen . . . Du lächelst?“

„Weil ich daran denken muß, daß mir vor neunzehn Jahren eine ähnliche Aufforderung schwerlich von Dir zu Theil geworden wäre.“

„Ich habe sechs Kinder!“

Er brach mir Bahn bis in die Kirche hinein, während ich, ihm dicht auf dem Fuße folgend, wehmüthig seine veränderte Gestalt betrachtete. Wie viele Erwartungen waren hier zu Schanden geworden! Wie viele einstigen Hoffnungen lagen nun verwelkt in der Seele dieses hageren Männleins, welches schon halb ergraut war, Ein fatalistischer Egoismus, den die Natur zu auch in bessere Gemüther träufelt, erwachte zu meinem

*) Ein Anstandsbuch, zu vergleichen etwa mit „Knigge's Umgang mit den Menschen“.

Digitized by Google

Troste in mir, und meine melancholischen Reflexionen verwandelten sich in ein wehmüthiges Mitleid, als ich mich mit ihm verglich.

„Sieh' hier meine Gebieter!“ sagte er bitter lächelnd zu mir, nachdem wir in einem Winkel im Hintergrunde der Kirche Fuß gefaßt hatten. „Sie sind alle dort oben versammelt. Kennst Du Keinen von ihnen?“

„Nur die Familie des Signor Cosimo; sonst Niemand.“

„Dann könnte sich Einer ein Verdienst erwerben, wenn er sie Dir vorstellen wollte, denn sie sind würdig Deiner Aufmerksamkeit. Sie würden nicht gerade böswillig sein, wenn ihre hoffährtige Ignoranz sie nicht von Grund aus verdürbe. Alle sind sie berühmt, dabei sind sie alle vortreffliche Menschen; alle sind bewundert, denn die übrige Menge ist noch viel ekelhafter als sie selbst. Siehst Du dort den, der die Messe celebrirt? Das ist ein gewisser Präpositus der Siepolenserinnen. Ein hochgelahrter Theologe, außerdem Handelsmann in Oel, Beichtvater der Nonnen, gewaltiger Esser und Beschützer seiner vielen Nichten. Er liebt mich nicht gerade, aber er duldet mich, nachdem ich ihn einstmals von einer Indigestion curirt habe, die er sich durch gesalzenen Käse und frische Schoten geholt hatte.

Der Präpositus der Siepolenserinnen saß in diesem Augenblicke ganz zerknirscht da und schickte von seinem Ehrenplatze aus Blicke und Seufzer zum Himmel, indem er die Arme in einander schlang und über seine Brust legte.

„Er ist ziemlich alt,“ bemerkte ich.

„In den Sechzigern. Und Jener, der ihm zur Rechten steht,“ fuhr der Arzt fort, „ist sein Caplan, welcher gegen mich einen erbitterten Krieg führt, indem er in der Dorfschaft verbreitet, ich sei ein Ketzer; nur weil ich mich weigerte, ihm ein falsches Krankheitsattest auszustellen. Ich glaube, daß sie sich unter einander auch nicht sonderlich vertragen, des Nepotismus wegen, jedoch es läßt doch einer den anderen nicht im Stiche; und es ist eben die Beschäftigung des Caplans, dem Principal zu folgen, und was er im Großen thut, im Kleinen nachzuthun. Bei jedem gestochenen Trumpfe im Kartenspiele zum Beispiele schreit der Präpositus fein: Gott verdamm' mich! und der Caplan darauf fein: Donnerwetter; und so leben sie getrost weiter und bewahren dabei den Schein und die Seele. Freilich der Präpositus hält das Fluchen des Caplans zuweilen für respectwidrig, nimmt es übel und tadelt ihn; aber im Zorne prasseln ihm selbst dann wieder die Flüche heraus wie die Kugeln eines Rosenkranzes, wenn er zerrissen ist; und der Caplan mit seinem Donnerwetter! Donnerwetter! hält ihm auch dann immer getreulich die Stange, unempfindlich für Drohungen und eher zum Martyrium als zur Nachgiebigkeit bereit. Er ist übrigens der erste Hasenjäger in der ganzen Umgebung und ein Kartenspieler, der den Platz abräumt; die Landleute verehren ihn, weil er die Messe in zehn Minuten spricht, mit weitem Gewissen die Beichte abnimmt und Jedem, der ihm irgend zu nahe tritt, eine gehörige Tracht heiligen Oeles*) ertheilt.

Jener Magere dort, auf der Seite nach uns zu, ist einer von den Priestern, die man die »dürftigen« nennt. Er ist ein guter Kerl, bettelarm und von einer so schwachen Gesundheit, daß man Mitleid mit ihm haben muß. Er schlägt sich mühsam mit einer alten Schwester und zwei kleinen Neffen durch das Leben; die letzteren erzieht er ganz allein, indem er ihnen zugleich Lehrer, Oheim und Vater ist; dabei hilft er sich durch vier oder fünf andere kleine Scholaren etwas auf, welche er sich für eine Lire den Monat zusammensucht; und so lebt er dahin, man weiß eigentlich nicht wie, indem er bei aller seiner Armuth den makellosen Ruf eines anständigen Menschen und eines musterhaften Priesters bewahrt. Und was noch wichtiger ist: er ist insofern ein weißer Rabe unter Seinesgleichen, als er nicht immer den Fluch des Himmels über sein Vaterland herabwünscht. Im Dorfe natürlich beschäftigt man sich entweder gar nicht mit ihm oder sieht ihn sehr über die Achsel an.

Jener Andere ist der Bruder des Cosimo, welchen Du ja kennst. Auch von ihm kann ich Dir Manches erzählen ... aber jetzt müssen wir niederknieen, denn die Monstranz wird gezeigt.“

Das ganze Volk beugte die Kniee zu dem feierlichen Empfange des Allerheiligsten und die Orgel ging, das Tempo beschleunigend, von einem adagio maëstoso zu dem allegro aus dem Trovatore: „Di quella pira l'orrendo fuoco“ über. Bei der Ceremonie der Consacration entstand hinten das gewöhnliche verworrene Geräusch des Scharrens mit den Füßen, des leisen Klingens der Medaillen und der unvermeidlichen Entladung des allgemeinen Hustens. Und die Atmosphäre wurde immer drückender und abscheulicher, als der Arzt halblaut die Unterhaltung wieder aufnahm.

„Der Bruder des Signor Cosimo, der den Spitznamen »die Speckschwarte« hat, das ist ein Kerl, der nicht weniger ...“ Dabei neigte er sich zu meinem Ohre und sagte:

„...............“

„Nicht möglich!“ rief ich verwundert aus. „Alle Tage?“

„Auf mein Ehrenwort!“

Signor Cosimo lächelte mir jetzt vom Hintergrunde der Kirche entgegen und deutete auf die Orgel hin, als wollte er mir sagen: „Haben Sie gehört? Ja, das ist ein Meisterwerk von einem Instrumente und was für einen Organisten wir haben!“

„Und Jener mit dem schwarzseidenen Tuche um den Hals, welcher an der Seite des Signor Cosimo niedergekniet ist,“ fuhr der Doctor fort, „ist der Müller Stellone, Localschulinspector. Signor Cosimo hat ihn für dieses Amt auserlesen, denn da er die Abneigung kannte, welche Stellone von seiner frühesten Kindheit an gegen die Schule hegte, konnte er den Gemeinderath bei dieser Wahl damit beruhigen, daß Jener wohl nie »unnütze« Ausgaben für das Schulwesen anordnen würde. Und der Localschulinspector Stellone hat denn auch, treu seiner Bestallung, niemals einen Fuß in eine Schule gesetzt. Wie er selbst sagt, um sich nicht bloßzustellen, da doch die Dinge nicht nach seinen Ansichten vor sich gingen; die böse Welt aber meint, er scheue sich, die Kinder zu fragen. Er ist übrigens ein guter Kerl und hegt gegen Niemanden Feindschaft, außer gegen den Schulmeister, jenen bleichen jungen Mann dort am Weihbecken, weil dieser in einem Aufsatze seines Sohnes einen orthographischen Fehler, den der Alte dem Jungen dictirt hatte, corrigirt hatte. Stelloni hatte ihn, bis diese orthographische Frage aufgeworfen wurde, immer mit einem gewissen gütigen Mitleiden behandelt, seitdem aber festgestellt wurde, daß der Schulmeister in dieser Frage Recht hatte, verwandelte sich das gütige Mitleiden des Localschulinspectors in einen unversöhnlichen Haß, und jetzt sucht derselbe alle möglichen Vorwände, um Jenen auf die Straße setzen zu können, wo er dann Hungers sterben mag.

Jener hagere alte Mann, in der ersten Reihe rechts, ist einer der reichsten Grundbesitzer im Dorfe, ein alter Gauner und früherer Notar, der vor dem Signor Cosimo Sindaco war. Seine Leidenschaft ist, überall seinen Dickkopf aufzusetzen und im Gemeinderathe systematisch gegen Alles zu stimmen, was Signor Cosimo vorschlägt. Er hat sich durch zwei Inschriften unsterblich gemacht, welche er während seiner Amtsführung mit seinem eigenen Namen und in großen Buchstaben anbringen ließ: die eine am Gemeindebrunnen, als er dort die Pumpe hatte herstellen lassen, und die andere hier, wo Du dort unten den Fleck an der Wand siehst, als er auf eigene Kosten die Monstranz in der Capelle der sieben Schmerzen hatte vergolden lassen. Er nahm das Syndicat nur an, um zu erreichen, daß eine Abzweigung der Gemeindestraße an seiner Villa vorbeigeführt wurde; aber als er das doch nicht hatte erlangen können und ihm auch der Versuch, Cavalier zu werden, mißlang, legte er wüthend sein Amt wieder nieder und macht seinem Aerger jetzt dadurch Luft, daß er im Gemeinderathe stets opponirt, jedes Jahr seinen Pächter davonjagt und über die Regierung bei jeder Gelegenheit schimpft, selbst dann, wenn ihm der Reif einmal im Baumgarten die zeitigen Tomaten verdirbt.“

„Und Du bist in den Händen dieser Leute?“ bemerkte ich.

„Ich bin in den Händen dieser Leute!“

Das Ite missa est unterbrach unser Zwiegespräch. Der Caplan der Siepolenserinnen sang es, die Augen geschlossen, mit quäckiger Kehle und mit schließlich blauroth anlaufenden Backen, indem er den Kopf nach oben reckte, um die stärksten Töne in seiner Stimme zu finden; um ihn herum standen andächtig die anderen Priester. Er tremolirte zwei lange Minuten, bis er endlich nach einem i ... i ... i ..., welches niemals enden zu wollen schien, ganz athemlos das issa est herausbrachte.

Der Sacristan stürzte mit seinem Löschhütchen an die Kerzen heran, die Priester machten sich schleunigst zu ihrem Essen davon und die Leute drängten sich, nachdem sie noch eine kurze Andacht gehalten, an der Thüre zum Hinausgehen zusammen.

Als wir unter dem Porticus waren, verließ mich der Arzt schleunigst, um nicht seinen „Gönnern“ begegnen zu müssen. Vorher hatte er auf das Wärmste mir wiederum gesagt, daß ich nach dem Essen zu ihm kommen möchte, daß er mich zum Bahnhofe begleiten würde und daß er mir die wichtigsten Dinge mitzutheilen hätte.

Signor Cosimo kam eiligst herbei, um mich wieder in Beschlag zu nehmen. Er war von verschiedenen Personen begleitet, welche er mir vorstellte; dabei schlug er mich kräftig auf die Schulter, vermied, mich mit „Sie“ anzureden, und sagte mir eine ganze Menge Albernheiten, um die Anderen glauben zu machen, daß er mit mir ganz vertraulich stände. Wir warteten einen Augenblick auf den Caplan und die Frauen und machten uns dann allesammt auf den Weg, um, wie Signor Cosimo bemerkte und Signora Flavia wiederholte, unsere Fastenzeit anzutreten.

* * *

Als wir zu Tische gingen, sagte Signor Cosimo zu mir, indem er mir einen Puff gab: „Heute müssen wir aber lustig sein! Bravo, bravo, bravo!“ Die Signora Flavia aber wiederholte mir zum sechsten Male, daß ich wohl würde fasten müssen, da sie nicht im Geringsten über den Zuschnitt ihrer gewöhnlichen Sonntagsmahlzeiten hinausgegangen seien.

„O Jammer!“ rief ich aus, indem ich mich stellte, als sei ich niedergeschlagen, in Wirklichkeit aber, weil ich das Geschwätz Beider kaum mehr ertragen konnte. Und mit der Signorina Olympia, welche uns schwänzelnd vorherschritt, nachdem sie mir einen verschämten Blick zugeworfen und ein Jasminsträußchen überreicht hatte, betraten wir das Speisezimmer, das in jeder Hinsicht für einen festlichen Anlaß hergerichtet war und nach der Tischwäsche duftete, die bis kurz vorher zwischen Quitten und Lavendel aufbewahrt gewesen war.

„Bitte, hierher!“ und von Neuem hub Signor Cosimo an: „wir machen durchaus keine Umstände; ein wenig Suppe, ein wenig Rindfleisch und noch zwei oder drei andere Kleinigkeiten, wie immer, dann nichts weiter.“

Er bekreuzte sich und hielt das Tischgebet.

Der Knabe war gleich bei seinem Eintritte in das Speisezimmer verwundert stehen geblieben und schaute sich überall mit offenem Munde um. Als er alle die Vorbereitungen und besonders einen Tisch zur Seite erblickte, der voller Pasteten, Süßigkeiten und Flaschen war, konnte er sich nicht mehr halten und rief, indem er sich nach mir umwandte und mit den Händen auf die Tafel schlug:

„Herrgott, wie schön! Seht nur, was für schöne Sachen es heute gibt, weil Ihr gekommen seid.“

Signor Cosimo ließ ihm unter dem Tische einen Fußtritt zukommen, der ihn glücklicher Weise nicht traf, unter den übrigen Tischgenossen aber herrschte sofort ein eisiges Schweigen.

Die Frauen seufzten und die Männer betrachteten den Knaben mit Blicken, als wollten sie ihn zu Asche verbrennen. Da wandte ich mich

*) d. h. Prügel.

Digitized by Google

scheinbar arglos an Signor Cosimo und frug, was das Kind gesagt habe. Meine Kriegslist gelang vollständig und alle Gesichter hatten sich schon wieder erheitert, als Gostino erschien — in Hemdärmeln — um die Suppenschüssel auf den Tisch zu setzen.

Die Signora Flavia rief ihn sofort und sagte ihm etwas heimlich in's Ohr. Beim zweiten Gerichte kam Gostino alsdann im Jägerrocke und mit dem Hute auf dem Kopfe herein. Die Signora rief ihn abermals und als er dann mit dem Rindfleische zurückkehrte, erschien er ohne Hut, indem er fragend nach seiner Herrin hinsah, als wollte er sagen: „Bin ich nun recht?" Signora Flavia antwortete ihm ein Ja! mit dem Kopfe, aber Signor Cosimo sagte ihm durch einen anderen Blick, daß er diese Dinge ganz von selbst hätte wissen müssen. Gostino ließ ihn durch ein Achselzucken wissen, daß sie ihn geärgert hätten, und wandte sich darauf zu mir, indem er mich aufforderte, doch noch ein Stück Huhn zuzulangen.

Diese Höflichkeit Gostino's war das Zeichen zum Angriffe. Der Wein hatte schon begonnen die Gesellschaft, insbesondere Signor Cosimo, zu erheitern, und als nun ein Bauer kam und dem Caplan meldete, daß sie auf seinem Vogelherde einen Zug mit sieben Staaren gethan hätten, wurde auch dieser Herr heiterer, so daß ich mich bald gänzlich von einem erschrecklichen Schwall von Höflichkeiten Seitens dieser guten Leute überschüttet sah.

Gostino goß, mit einem Schub, die Schüssel mit dem Huhne auf meinen Teller hin, auf dem nun eine solche Last von Fleisch sich häufte, daß man einen Hofhund damit hätte sättigen können; unterstützt wurde er hierbei von der Gabel des Signor Cosimo und von einem tüchtigen Puffe des Caplans an seinen Ellbogen.

„Das zwinge ich aber nicht."

„Ohne Brod . . ."

„Es ist unmöglich."

„Dann ist es eben ein Zeichen, daß Ihnen das Huhn nicht schmeckt." Und dazu noch eine ganze Lage von Rindfleisch. Und dabei immer die Nöthigung, von Allem zu essen, noch doppelt verschärft durch den Gedanken, daß es noch lange nicht zu Ende sei. In der That gelangten wir jetzt sofort auf das saftstrotzende Gebiet der geschmorten Fleischgerichte. Sieben derselben erschienen! Zwei von Huhn, ein Kalbsfricassé, zweierlei gesottenes Rindfleisch, Kalbsnieren und zuletzt Truthahn mit Maccaroni . . . Ich platzte beinahe! . . . Und doch war es nöthig, daß ich von Allem kostete! . . . Von Allem! Jenes mußte ich versuchen, weil es mit Blumenkohl — einer Neuheit — zubereitet war, jenes andere, weil ich anderenfalls die Höflichkeit verletzt haben würde; dieses wieder, weil es als Beilage Spinat hatte, eine Seltenheit in dieser Jahreszeit, und dieses andere, weil Signora Olympia eigenhändig die Sauce dazu gemacht hatte . . . . Herrgott! Ich kann nicht mehr! Ich kam beinahe um vor der Fülle in meinem Magen und vor Hitze und, als ob nicht das schon allein genügt hätte, peinigten mich die zudringlichen Herbstfliegen, welche sich an dem mir in Strömen über die Wangen herabfließenden Schweiße festklebten, bis auf's Blut . . . Signor Cosimo, immer ungestümer werdend, bedrängte mich schon wieder mit einem Löffel voll Salat, weil das eine leichte Speise sei, und der Priester gar mit einem Happen Fleisch, den er mir über den Tisch herüber auf den Teller warf, während zu derselben Zeit Gostino mir von hinten her unaufhörlich predigte, daß ich ja gar nichts äße und Signora Flavia sich in Klagen darüber erging, daß mir das Essen nicht geschmeckt habe.

„Sieh da, der Braten! Jetzt sind wir am Ende; Muth!" Aber mit dem Braten begann die Herrschaft der Flaschen. Der Priester faßte eine mit Vinosanto am Halse, Signor Cosimo eine mit Aleatico und Gostino eine mit mussirendem Wermuth.

„Warte! nein, nein! warte doch, Gostino!" riefen die Frauen, indem sie sich hinter ihre Servietten versteckten. Und Signor Cosimo, den Aleatico bei Seite setzend, rief:

„Ah, Donnerwetter! her damit, ich denke noch daran, wie es neulich zuging! Sehen Sie," wandte er sich an mich, „sehen Sie dort den Flecken an der Decke. Jetzt werden Sie gleich inne werden, was das für Mühe macht. Her damit, Gostino, ich will sie selbst aufziehen!"

Signor Cosimo erhob sich mit der nach oben gerichteten Flasche und suchte einen Platz im Zimmer, wohin er gefahrlos die Mündung richten könnte, aber er fand keinen. Oben war die gemalte Decke, unten die neue Matte auf dem Fußboden, ihm gegenüber die Frauen, welche sich die Servietten über den Kopf gezogen hatten und sich mit den Fingern die Ohren zuhielten, und zur Rechten der Priester und der schöne Credenztisch . . .

„An's Fenster, Padrone!" rief ihm Gostino zu.

„Hast Recht, Gostino!" Und er ging an's Fenster, von wo her man, nachdem er langsam und mit der größten Vorsicht eine Zeit lang sich abgemüht hatte, plötzlich ein lautes: „Aber, zum Donnerwetter, was ist denn das!" hörte. Und um Gewißheit zu erlangen, half er mit dem Daumen dem langsam weichenden Stöpsel nach, welcher schließlich senkrecht herabfiel zu den Füßen des Henkers, wie das Haupt eines Geköpften.

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Frühling im Winter." Lustspiel in einem Aufzuge von Ludwig Fulda. — „Quintus Horatius Flaccus." Lustspiel in einem Aufzuge von Hans Müller. — „Zwei Taube." Schwank in einem Aufzuge nach dem Französischen des J. Moinaux.

(Deutsches Theater.)

Das „Deutsche Theater" hat sich für diesen Winter wieder einen Einacterabend eingerichtet, der, im Gegensatze zu den früheren, die Mischung aus Ernst und Heiterkeit verschmäht und ganz auf einen lustigen und, wie es ja gewöhnlich bei der echten Lustigkeit der Fall ist, völlig harmlosen Ton gestimmt ist. Es mag das der Einrichtung und den Leistungen einer guten Bühne recht wohl entsprechen, denn nicht immer sollen der Ernst und die tragische Würde mit schleppenden Gewändern über die Bretter einherwandeln; auch die kurzgeschürzten Musen des Frohsinnes und des munteren Scherzes dürfen dort heimisch werden. Wenn sie sich nur artig betragen und ihr Lachen nicht in die weihevollere Stimmung, die Jene erregen, störend hereinschallt. Das Letztere vermeidet die Zusammenstellung von solchen lustigen Kleinigkeiten für einen besonderen Abend recht glücklich, und das Erstere thun die diesmal ausgewählten dramatischen Scherze auch zur Genüge.

Der erste derselben, der „Frühling im Winter", von dem talentvollen Ludwig Fulda verfaßt, freilich noch am wenigsten. Derselbe tritt etwas zu prätensiös auf, will sogar, wie es scheint, eine ernste und bedenkliche Krankheit unserer gebildeten Gesellschaft, die Blasirtheit, satirisch geißeln und weiß dabei den rechten Ton des über allen Modethorheiten erhabenen Humors, den es anstrebt, nicht so recht zu treffen. Er will lustig sein, dieser Autor, das merkt man ihm in jedem Worte seines Lustspieles an, er will mit dieser Lustigkeit und Lebensfrische, die im Stücke selbst die glücklichen Sieger bleiben und die ihn bei der Arbeit an denselben beherrscht haben mögen, auch die Zuschauer anstecken, aber sein spröder Stoff verhindert ihn doch, sie voll und ganz zur Wirkung zu entfalten und mit unwiderstehlichem Zwange in unsere Herzen zu übertragen. Ein blasirter und in diese seine Blasirtheit etwas verliebter Mensch hat den Entschluß gefaßt, sich aus Langeweile selbst zu tödten; ein Weib, das ihn liebt, bringt ihn von diesem Entschlusse ab, führt ihn zu einer freudigen Lebensauffassung zurück, weckt in seinem Herzen den erloschenen Liebesfunken wieder. Und das thut sie nicht etwa mit gewichtigem, ernsten Zureden, sondern durch neckisches Plaudern, durch Scherze und kindliche Späße. Das ist die Handlung des Lustspieles. Gewiß ein Stoff für eine Plauderei, der für jeden guten Lustspieldichter unerschöpflich sein muß. Auch Ludwig Fulda hat das Beste herausgenommen und geschickt gruppirt, aber er wird nicht mit einem Theile desselben fertig, nämlich mit der Darstellung des lebensmüden Elementes. Das lustig, und bei aller inneren Angst um den geliebten Mann frisch und munter plaudernde, spielende, neckende Weib ist ihm vortrefflich gelungen und Agnes Sorma fand den besten Text für eine ihrer Musterleistungen vor; der junge, „am Rande des Grabes stehende" Graf aber will uns nicht recht gefallen. Sein hohles Pathos, seine unwahrscheinliche und angekünstelte Lebensphilosophie, sein auf Nichts sich gründender Schwermuth sind allzuernst gezeichnet und man wird das Gefühl des Unbehagens nicht los beim Anblicke des wunderbaren, steifleinenen und unnatürlichen Gesellen. Hier hätte der Autor leise Nüancen einer Caricatur anbringen müssen, dann wäre ein fein abgestimmtes Gesammtbild herausgekommen. Der Zuschauer hätte von Anfang an diesen Lebensmüden schon in seinem Herzen auslachen müssen, den erst ganz am Ende der siegreiche neckische Uebermuth mit leisem Hohngelächter bedenkt. Gerade dem Talente Fulda's, das uns auch diesmal wieder durch einen fein und geistreich ausgearbeiteten Dialog erfreute, würde die Austragung dieser leichten Schattirung von Caricatur wohl keine unlösbare Aufgabe gewesen sein.

Völlig harmloser Art ist der Gegenstand des zweiten Lustspieles „Quintus Horatius Flaccus" aus der Feder Hans Müller's, eines ebenfalls jungen Autors, der schon mehrmals theatralische Lorbeeren geerntet hat. Die Handlung ist eigentlich eine Schulanekdote, die aber ihr dramatischer Erzähler, der seines Berufes ein Schulmann ist, mit großem Geschicke auf die Bretter verpflanzte: Ein junger Lehrer des Horaz nimmt einem Primaner ein Liebesgedicht weg, das dieser eben an seine „Chloe", ein reizendes Backfischchen gedichtet hat, legt es aus Versehen in das Widmungsexemplar seines neuesten Werkes, und überbringt dieses nachher dem Gegenstande seiner bis dahin stummen Liebe, einer jungen Wittwe. Diese liest, nicht das gelehrte Buch, aber das Gedicht, das sie darin findet, und reicht erfreut über diese gereimte Erklärung dem Professor, der immer noch keine Worte zur mündlichen hat finden können, ihre Hand. So wird der Professor durch die Dichtkunst seines Abiturienten ein Ehemann. Daß dieser Abiturient sich zu gleicher Zeit mit jenem Backfischchen verlobt, gibt zwar Gelegenheit zu einigen frischen und lustigen Scenen, in denen sich besonders Bertha Hausner auszeichnete, ist aber nicht recht natürlich. Hier hätte statt der Verlobung eine jener naiven und jugendeselhaften Liebesscenen, wie sie zwischen Primaner und höherer Tochter sich abspielen, wohl genügt, denn die Lustigkeit des ganzen Stückes, das mit Otto Sommerstorff als Professor höchst munter ab-

Digitized by Google

gespielt wurde, beruht doch wohl im Grunde nur auf jener Anekdote, nicht auf dem energischen Liebeswerben des Primaners.

Und ebenso harmlos, wenn auch etwas bunter in der Gestaltung der Handlung ist der französische Schwank „Zwei Taube“ von Moinaux. Der schwerhörige Vater einer reizenden Tochter will nur einen schwerhörigen Schwiegersohn haben aus dem begreiflichen Grunde, weil dann das junge Paar sich in seiner Gegenwart nicht leise unterhalten kann, was ihn mißtrauisch machen würde. Der Geliebte der Tochter stellt sich in Folge dessen schwerhörig und wird mit Freuden als Schwiegersohn angenommen; aber auf einmal wird der Vater durch die Kunst seines Arztes wieder leichthörig und will nun von dem tauben jungen Manne nichts mehr wissen. Einige drollige Scenen beenden den Scherz ohne eigentlichen Schluß zur Zufriedenheit. Das Komische wird hauptsächlich durch die Mißverständnisse erzielt, die die natürliche und erheuchelte Taubheit hervorruft und durch die Figur eines frechen Dieners, der seinen tauben Herrn alle möglichen Grobheiten sagt, ihn bei Vornamen nennt und sonstige Allotria treibt. Es ist dies eine richtige Rolle für Georg Engels, der durch Franz Tewele als Vater trefflich begleitet wurde. Sonst ist über diesen Schwank, der rasch und lustig heruntergespielt wurde, nichts weiter zu sagen. O. B.

„Fräulein Maus (La Souris).“

Lustspiel in drei Acten von Edouard Pailleron. Deutsch von Otto Brandes.

(Lessingtheater.)

Das Lessingtheater scheint seine Specialität in Pensionats- und Klosterdramen gefunden zu haben, deren Mittelpunkt ein Unschuldsengel im weißen Mullkleidchen bildet. „Freund Fritz“, „Zwischen zwei Herzen“, „Fräulein Maus“ bilden eine Trias acceptabler Stückchen, in denen es besagter Unschuld gelingt, durch Aepfelschnitte, lebende Bilder und Skizzenbücher unter die Haube zu kommen. So lange Oscar Blumenthal über zwei Naive, wie Fräulein Petri und Fräulein Kramm gebietet, wird das Experiment nicht ganz mißglücken, aber wir meinen, das neue Theater bedürfe endlich einmal eines durchschlagenden Erfolges, und der läßt sich auch dieses Mal beim besten Willen nicht constatiren.

Edouard Pailleron ist ein eleganter Plauderer, der mit einer Fülle hübscher Einzelheiten über die Bedeutungslosigkeit des Ganzen fortzutäuschen weiß. Der Salonlöwe, der allen Specialitäten der Gattung Weib widerstanden hat, um schließlich der einzigen ihm bisher unbekannten, der Unschuld aus der Pension, rettungslos zu verfallen, ist eins der ältesten und abgebrauchtesten Motive der modernen Schaubühne. Pailleron's Stärke liegt in der scenischen Ornamentirung, im zierlichen Aufbau der Handlung, deren tektonische Glieder, sich symmetrisch wiederholend, fehllos zusammenschließen. Gerade wenn man sich genügend oft gesagt hat: Aha, jetzt kommt Variation des gegebenen Themas, und an seinem eigenen Scharfsinne schon keine rechte Freude mehr hat, weiß er Einem noch immer eine kleine Ueberraschung zu bereiten. Im Augenblicke, wo der Vorhang fällt, versetzt er uns eine Todesnachricht, die einen Schlagschatten auf die Handlung zurückwirft und uns zwingt, bis in die Garderobe hinein über die neue Beleuchtung, in der das Ganze erscheint, nachzudenken, länger allerdings nicht, und das ist im Grunde genommen zu wenig.

Max von Simiers ist, wie uns die Damen seiner Bekanntschaft durch einen Aufschrei bei seinem Anblicke und durch hastiges Hervorholen der Puderquaste glauben machen wollen, ein ganz gefährlicher Mensch. Aber er steht mit seinen 36 Jahren im letzten Stadium seiner Gefährlichkeit, so ungefähr auf dem Punkte, wo ihm vor seiner eigenen Gefährlichkeit bange zu werden anfängt. Man zählt ihn zu den noch immer jungen Männern, man macht ihm Complimente über sein gutes Aussehen, man unterbricht seine Liebeserklärungen mit Freundschaftsversicherungen, kurz, er merkt an einer Reihe unverkennbarer Symptome, daß es für ihn Zeit ist, sich zurückzuziehen. Um sich einen Abgang zu verschaffen, bändelt er zu guter Letzt mit seiner Gutsnachbarin, einer interessanten Halbwittwe an, deren Gatte sich durch seine Ausschweifungen in das Irrenhaus hineingelebt hat. Die Mutter der femme de trente ans und zwei liebevolle Freundinnen — die Letzteren natürlich ohne alles eigene Interesse — versuchen vergeblich, den passionirten Jäger von seiner Fährte abzubringen und schließlich sitzt der verliebte Kater in den Schlingen einer Maus, die sich geräuschlos durch den ganzen ersten Act hindurchgeschlichen hat.

Die Stärke des Stückes liegt im zweiten Aufzuge, wo sich aus dem schüchternen Backfische, der Stiefschwester jener interessanten Halbwittwe, das liebende, in seiner Liebe starke Weib entwickelt. Ueber diesen Scenen liegt ein unwiderstehlicher Hauch der Poesie, eine knospenhafte Anmuth, die den Reiz der Spannung gar nicht vermissen läßt. Wie sich die kleine Maus, das en bagatelle behandelte Kind, plötzlich mit einem: „Ich heiße Martha von Moisand“ geltend zu machen weiß, wie sie dem klugen Frauenkenner ganz neue Räthsel aufgibt und schließlich, noch immer unbewußt, mit dem plötzlich gezähmten Löwen spielt, das ist mit steigender Wirkung meisterhaft herausgearbeitet.

Der letzte Act hält sich nicht auf der Höhe. Er soll den durch seine Liebe furchtsam gewordenen, an sich selbst irre gewordenen Löwen vorführen. An den beiden jagdlustigen Freundinnen, die sich in ihrer eigenen Schlinge gefangen haben, an der interessanten Wittwe, die plötzlich frei geworden, ihn von der Stelle weg heirathen möchte, erprobt er noch einmal seine Unwiderstehlichkeit und legt sie demüthig der kleinen Maus zu Füßen. In der Langathmigkeit der letzten Scenen, in der absichtlich zögernden Auflösung der leichtgeschürzten Knoten der Handlung zeigt sich, daß der Stoff eigentlich nicht zur Füllung eines Theaterabends ausreicht, daß die geschickte Facettirung uns einen Rheinkiesel beinahe als Diamanten aufgetäuscht hätte.

Die Regie des Stückes stand — abgesehen von der geschmackvollen äußeren Inscenirung — offenbar unter dem Einflusse der plumpen deutschen Uebersetzung. Wenn die beiden concurrirenden Pariser Freundinnen sich durch das Verrathen ihrer Toilettengeheimnisse an den männlichen Gegenstand ihres Weltbewerbes den Rang abzulaufen suchen, so ist das schon eine starke Zumuthung, wenn es in so wenig gewählten Ausdrücken geschieht, ist es unerträglich. Fräulein Marie Meyer als Pepa Simbault wurde gerade durch ihr starkes Charakterisirungstalent dazu gedrängt, auf Grund des groben Textes eine französische Künstlertochter zu gestalten, die ihre Erziehung öffentlichen Balllocalen zu verdanken schien. Auch Fräulein Aichsberg ließ sich zu starkem Auftragen verleiten und störte durch Thränenseligkeit den anmuthigen Gesammteindruck. Im Mittelpunkte des Interesses stand Fräulein Kramm, deren frische Natürlichkeit die etwas veralteten Bonvivantmanieren Herrn Stägemann's glücklich in den Schatten stellte. M.

Offene Briefe und Antworten.

Die Faustvision und das erste Weib.

Verehrter Herr!

In Nr. 36 der „Gegenwart“ hat Eugen Reichel die Frage aufgeworfen, was das himmlische Bild, das dem Faust ein Zauberspiegel in der Hexenküche zeigt, zu bedeuten habe. Er bestreitet, daß der Dichter darunter ein wirkliches, mit Fleisch und Blut begabtes Weib verstanden wissen wolle, und möchte vielmehr die Erscheinung auf die „Frau Welt“ beziehen. Wenn er, um die gewöhnliche Annahme zu widerlegen, sich auf das biblische Citat in der Erwiderung des Mephistopheles stützt, so muß ich dieser Beweisführung doch einen Zweifel und Einwand entgegenstellen. R. meint, von dem Weibe selbst könne unmöglich das sarcastische Wort des Mephisto gelten, daß um sie sich unser Herrgott sechs Tage lang geplagt habe, daß er dann aber auch zu seinem Werke habe Bravo sagen dürfen. Denn das Weib sei nicht in sechstägiger Plagearbeit geschaffen, sondern erst nach vollendetem Schöpfungswerke aus einer Rippe des Mannes geformt worden. Darauf hatte schon früher Düntzer aufmerksam gemacht, und gemeint, hier läge eine Vergeßlichkeit des Sprechenden vor, was mir von vornherein ziemlich unwahrscheinlich bei einem Teufel vorkommt, noch dazu in Sachen einer Frau, der er bekanntlich seinerzeit persönlich sehr nahe gestanden hat. — Beiden Forschern scheint es völlig entfallen zu sein, daß ja eine zweimalige Erschaffung des Weibes stattgefunden hat. Sie denken bei ihren Bemerkungen an die letzte davon, durch welche die „Männin“ in's Leben gerufen wurde, die dann Adam kraft seines Rechtes, alles Lebendige zu benennen, mit dem Namen Eva belegte. Aber lange vor ihr war schon ein anderes Weib geschaffen worden, das „Fräulein“, und zwar accurat am sechsten Schöpfungstage, genau an demselben Zeitpunkte wie der Mann. „Er schuf sie, ein Männlein und ein Fräulein“, wird uns erzählet. Demnach hat Adam zwei Frauen gehabt, ob nach einander oder zu gleicher Zeit, darüber geben uns freilich die Quellen keine Auskunft. Ebensowenig berichten sie uns über die Schicksale der ersten von ihnen. Destomehr weiß die Sage davon zu erzählen, wie in G. von Loeper's Fausterklärung nachgelesen werden kann. Daß aber die Worte des Mephistopheles sich sehr wohl auf jenes „Fräulein“ beziehen lassen, so gut wie auf den gleichzeitig mit ihr in's Leben getretenen Mann, kann nicht bezweifelt werden, wenn man bedenkt, daß ja doch das gesammte Weltall um des Menschen willen geschaffen worden ist. Wenn der Schöpfer nun am Schlusse seines Werkes die „sechstägige Plagearbeit“ überblickte und dann sich den betrachtete, um deswillen sie verrichtet war, so bezeugte sein Bravo, daß es thatsächlich ein Ausbund der Vortrefflichkeit gewesen, für den er sich gemüht hatte. Und gar erst die! — Demnach ließe sich erwägen, ob nicht Goethe geradezu unter dem „himmlischen Bilde“ in der Hexenküche jenes erstgeschaffene unter den Weibern („Gott schuf sie ihm zum Bilde“) verstanden habe. Man braucht nur, um das wahrscheinlich zu machen, an eine Stelle in der „Walpurgisnacht“ zu erinnern.

Faust. Wer ist denn das?
Mephist. Betrachte sie genau!
Lilith ist das.
Faust. Wer?
Mephist. Adam's erste Frau.
Nimm dich in Acht vor ihren schönen Haaren,
Vor diesem Schmuck, mit dem sie einzig prangt!
Wenn sie damit den jungen Mann erlangt,
So läßt sie ihn so bald nicht wieder fahren.

Hier läßt also der Dichter wirklich die Genannte den Weg seines Helden kreuzen, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick. Freilich könnte die Warnung des Mephistopheles vor ebenderselben, die er ehedem seinem Jünger als Lockmittel vorgezaubert hatte, stutzig machen: Aber warum sollte nicht auch der Teufel einmal seine Pläne ändern

Digitized by Google

dürfen? Oder könnte diese Unebenheit nicht mit der von Reichel erwähnten und beklagten Veränderung des Grundgedankens der Faustdichtung in den späteren Partien zusammenhängen? Oder liegt vielleicht gar gerade in jenem Umschlag wieder ein besonderer Tiefsinn des tiefsinnigsten aller Gedichte? Das zu ergründen, überlasse ich berufeneren Federn.

Verehrungsvoll
F. W.

Notizen.

Geschichte des Unterganges des griechisch-römischen Heidenthums. Von Victor Schultze. I. Staat und Kirche im Kampfe mit dem Heidenthum. (Jena, H. Costenoble.) — Schultze schildert den Verlauf dieses Kampfes bis herunter auf die Zeiten Justinians. Seine Darstellung ist überall wohl fundirt und zeugt von umfangreicher Belesenheit und genauer Bekanntschaft mit dem Quellenmaterial; nichts desto weniger ist sie fesselnd und macht es durch ihre Verständlichkeit dem Gebildeten ebenso leicht wie dem Gelehrten, sich an ihr zu erfreuen. Auch wo man mit dem Verfasser nicht einverstanden ist, kann man von ihm lernen. Es ist kein Wunder, daß sich der Historiker immer wieder zu dieser Zeit hingezogen fühlt. Denn nur wenige Epochen der Geschichte — man müßte denn etwa das Zeitalter der Reformation ausnehmen — weisen eine solche große Anzahl charakteristischer und gewaltiger Männergestalten auf. Freilich sind es nicht immer angenehme Züge, welche uns diese Persönlichkeiten aufweisen: vielmehr zeigen sich in ihnen nur allzu häufig die schweren moralischen Nachtheile, welche religiöse Krisen mit sich zu bringen pflegen. Wo es sich zwischen zwei religiösen Richtungen um einen Kampf auf Tod und Leben handelt, da werden nicht allein alle geistigen und materiellen Kräfte angespannt, sondern es werden auch alle Mittel angewandt, die dazu dienen können, den Feind im Innersten zu treffen und zu vernichten. Es ist nun klar, daß sich aus solchen Bestrebungen eine Steigerung des Inhaltes des geistigen und materiellen Lebens ergibt, aber es ist ebenso klar, daß daraus jene verhängnißvolle Moral entspringt, die durch den Zweck die Mittel heiligt und deren verderbliche Wirkung im dritten und vierten Jahrhundert sich noch stärker geltend macht, als im Zeitalter der Reformation. Auch der Mann, an dessen Namen sich die entscheidende Wendung dieses Kampfes zu Gunsten der Religion des Kreuzes knüpft, ist ein echtes Kind seiner Zeit. Die Grundauffassung des Charakters Constantins, wie sie bis jetzt in der Geschichtswissenschaft wohl ziemlich allgemein vertreten wurde, hat zuerst Burckhardt in seinem ausgezeichneten Buche mit schneidender Schärfe präcisirt. Gewiß kann man nun zugeben, daß Burckhardt in dem einen oder dem anderen Punkte zu weit gegangen ist; er hatte das von Constantins Hofhistoriographen Eusebius mit allerlei legendarischem Flitter umgebene Bild zu reinigen und uns die wahren Züge Constantins aufzuzeigen. Begreiflich, daß er dabei auch manchen Zug der Ueberlieferung getilgt, den man bei ruhiger Erwägung des Sachverhaltes stehen lassen kann, aber im Großen und Ganzen hat er Constantins Persönlichkeit unzweifelhaft richtig gekennzeichnet, und auch die Angriffe, die Viktor Schultze gegen diese Auffassung gerichtet hat, werden dieselbe kaum erschüttern. Burckhardt hatte angenommen, daß es im Wesen Rücksichten staatsmännischer Natur gewesen seien, die Constantins Stellung zur Religion bestimmt hätten, und daß man bei Constantin an nichts weniger zu denken habe, als an ein wirkliches inneres Erfassen der Religion. Diese Auffassung bekämpft Schultze und er sucht darzuthun, daß Constantins Charakter ein inneres Verhältniß zum Christenthum keineswegs ausschließe. Aber bewiesen hat er das nicht, und sowohl aus psychologischen, als aus historischen Gründen erscheint Burckhardt's Auffassung annehmbarer. Wie kann man an ein wirklich innerliches Verhältniß Constantins zur Religion glauben, wenn man sich die ganze Persönlichkeit des Mannes in ihrer Gewaltthätigkeit und Grausamkeit vergegenwärtigt. Denn wenn Schultze die Bedeutung der gräßlichen Blutthaten, die sich an Constantins Namen knüpfen, für die Beurtheilung des Mannes abzuschwächen sich bemüht, indem er meint, wir seien nicht zuverlässig unterrichtet, was hinter diesen furchtbaren Katastrophen liege — so ist dagegen einzuwenden, daß wir wenigstens aus ihnen erkennen können, daß wir es mit einem außergewöhnlich gewissenlosen und grausamen Menschen zu thun haben. Indessen bei der Beurtheilung derartiger Fragen werden die Meinungen immer weit auseinander gehen. Ist es doch schon nicht leicht, die innersten Gedanken des Lebenden zu erforschen; um wie viel schwerer, dem geheimsten Seelenleben längst entschwundener Gestalten nachzugehen. Etwas weniger Schwierigkeiten wird uns daher die Beantwortung der Frage machen: Welche Stellung hat denn nun Constantin eigentlich dem Christenthum gegenüber eingenommen? Auch hier bekämpft Schultze die bisher ziemlich allgemein angenommene Auffassung der Religionspolitik Constantins — eine Auffassung, die im Wesentlichen ebenfalls auf Burckhardt zurückgeht. Constantin scheint nämlich die Absicht gehabt zu haben, zwischen Heidenthum und Christenthum eine Art neutraler Stellung einzunehmen; für diese Thatsache sprechen namentlich die von ihm geprägten Münzen, die zum großen Theile noch die alten heidnischen Embleme tragen. Es ist Schultze meines Erachtens nicht gelungen, nachzuweisen, daß Constantin sich dem Christenthume entschiedener zugewandt habe, als man bis jetzt allgemein angenommen. Zuzugeben ist ihm nun, daß Constantin den endlichen Sieg des Christenthums voraussah und daß er, nach dieser Erkenntniß seine Maßnahmen einrichtend, den Christen ein größeres Wohlwollen bewies als den Heiden. Während diese Tendenz bei den Constantinssöhnen in eine entschiedene Feindschaft gegen das Heidenthum überging, suchte Julian eine Reaction zu Gunsten des Heidenthums herbeizuführen. Allbekannt sind die äußeren Maßregeln, durch die er eine solche Reaction in's Werk zu setzen suchte; sie sollen hier nicht wiederholt werden. Wohl aber wird es von Interesse sein, auf die Art der Religion einzugehen, die Julian neu zu erwecken suchte. Nicht der alte Götterglaube war es, dem Julian neues Leben einzuhauchen sich bemühte, sondern es war ein aus der neuplatonischen Philosophie heraus neugeborenes Heidenthum. Der Erfolg dieser Restaurationspolitik, der im Einzelnen nachzugehen von hohem Interesse ist, war zunächst ein durchaus nicht unbedeutender. Wenn auch eine große Zahl Stand hielt, so waren es zum Mindesten ebenso Viele, die wieder abtrünnig wurden. Daß aber dieser Erfolg der heidnischen Reaction nur ein scheinbarer war, zeigte sich nur allzu bald, und Julian selbst konnte sich gegen das Ende seines Lebens nicht mehr darüber täuschen. Diese Thatsache findet ihre Erklärung nicht bloß darin, daß sich das künstlich zurechtgestutzte Religionssystem Julians an Lebenskraft entfernt nicht mit dem Christenthume messen konnte, sondern sie erklärt sich auch aus der Persönlichkeit Julians. Julian war keine der großen Herrschergestalten, die dazu im Stande sind, ihr Volk unaufhaltsam mit sich fortzureißen; es überwog in ihm das doctrinäre Element, durch das er auch auf die Heiden einen befremdenden Eindruck machte. Wenn er gegen die Bewohner von Antiochia, seine Unterthanen, eine Spottschrift richtete, so erscheint uns das als ein ebenso lächerliches als verkehrtes Verfahren. Daß er bei der Ausführung der von ihm verordneten religiösen Einrichtungen überall selbst unmittelbar sich betheiligte, können wir begreifen; aber sein Uebereifer, die Altäre mit Blut zu überschütten und zuweilen auf einmal hundert Ochsen hinzuschlachten, mußte auch die Heiden befremden. Dazu kam, daß sein Drang, die Opferhandlung mit eigener Hand zu vollziehen, seinen leidenschaftlichen Gegnern einen willkommenen Anlaß bot, das Bild des kaiserlichen „Opferschlächters" und „Stierbrenners", der das Beil schwingt, höhnisch zu zeichnen. Ein früher Tod hat Julian, wohl zu seinem Glücke, gehindert, einen Kampf weiterzuführen, der für ihn kaum anders als in trostloser Resignation oder Verzweiflung geendet haben würde. Ebenso hastig, wie Julian sein Werk gefördert hatte, ebenso schnell zerfiel es wieder, ein Zeichen, daß es nur auf die Augen eines Mannes gestellt war und keinen Rückhalt in den breiten Schichten des Volkes hatte, die ihm allein wirkliche Dauer hätten sichern können.

G. Ellinger.

Gevatter Tod. Von L. Budde. (Leipzig, Grunow.) — Ein poesievolles Weihnachtsmärchen mit hübscher Stimmungsmalerei und feiner psychologischer Zeichnung, nur da und dort etwas sentimental. Prachtvoll ist das vom Verleger dem liebenswürdigen Büchlein beigelegte Gewand in japanischem Geschmack mit Gold- und Buntpressung auf Juchtencarton. Auch die im gleichen Verlage und in ähnlicher Ausstattung erschienenen **Erzählungen aus dem Wasgau von Hermann Ludwig** sind empfehlenswerth. In freier Gestaltung meist elsässische Sagen behandelnd, bringen diese einfachen Erzählungen das reichsländische Natur- und Menschenleben zu anmuthend poetischem und oft ergreifendem Ausdrucke.

Zur Begründung von Schutzzöllen in Sonderheit für die Landwirthschaft. Neue Gesichtspunkte von Adolf Mayer, Professor und Vorstand der holländischen Reichsversuchsstation in Wageningen. (Heidelberg, Karl Winter.) — Der Verfasser dieser kleinen Broschüre, ein Mitarbeiter der „Gegenwart", war Docent in Heidelberg, und ist eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Bodenstatik, der Fragen der Bodenerschöpfung und Düngung. Die Schutzzolltheorie des Verfassers ist dagegen ziemlich angreifbar, trotz einzelnen treffenden Bemerkungen erinnert sie stark an die Declamationen der extrem agrarischen Presse und Agitation, weniger an die gemäßigten Schutzzolltheorien von J. Conrad u. A. Das Interessanteste an der kleinen Schrift ist ihre etwas verblümte, aber besonnene und kaum mißzuverstehende Empfehlung eines holländisch-deutschen Zollvereins. Es ist natürlich sehr fraglich, ob und wann es zu einem solchen kommen wird, indeß unmöglich ist die Sache nicht. Der mit Holland zur Zeit in Personalunion stehende luxemburgische Staat gehört bereits zum deutschen Zollverbande und befindet sich sehr wohl dabei.

k. w.

Den drei Lutherfestspielen von Herrig, Devrient und Tümpelmann, die großen Anklang gefunden haben, gesellt **August Burgert „Hutten und Sickingen. Ein dramatisches Festspiel für das deutsche Volk"** (Berlin, Friedrich Luckhardt) hinzu. Ueber den dramatischen Werth einer solchen Arbeit zu urtheilen, ist sehr schwer, da sie allein auf die sinnfällige Wirkung berechnet ist und mehr auf Erweckung nationalen und religiösen Enthusiasmus, als auf rein künstlerischen Genuß abzielt. Die Probe kann also bloß die Aufführung machen. Immerhin fehlt es dem Stücke nicht an schwungvollen Partien und poetischen Schönheiten. Burgert will vor Allem für die Erbauung eines Festspielhauses Kreuznach-Münster am Stein, also in der Nähe der Ebernburg, wirken und hat seinem Buche auch drei Zeichnungen beigegeben, von denen zwei die Grundrisse und Schnitte und die dritte eine perspectivische Ansicht des Hauses darstellen. Hoffentlich werden die Schwierigkeiten, die sich bis jetzt dem Plane entgegenstellten, gehoben, und der erfreuliche Gedanke kommt zur Ausführung. Ein wirklich nationales Werk würde damit geschaffen und der deutschen Volksbühne eine Auferstehung zu Theil werden, die den höchsten Hoffnungen Raum gibt.

g.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.
Vorräthig in jeder besseren Buchhandlung und Leihbibliothek.

Hazard.
Neuester Roman
von
Nataly von Eschstruth.
Elegantestes Octavformat. 2 Bände geh. 10 M., geb. 12 M.

Humoresken
von
Nataly von Eschstruth.
2. Auflage.
Hochelegantes Octavformat. Ein Band. Broch. 3 M., eleg. geb. 4 M.

Gänseliesel.
Eine Dorfgeschichte
von
Nataly von Eschstruth.
3. Auflage. Vierte bis fünfte Auflage. Fünftes und sechstes Tausend. Elegantestes Octavformat. 2 Bände. Geh. 6 M., eleg. geb. 8 M.

Der Irrgeist des Schlosses.
Roman
von
Nataly von Eschstruth.
2. Auflage.
Hochelegantes Octavformat. Ein Band. Broch. 5 M., eleg. geb. 6 M.

Wandelbilder.
Von
Nataly von Eschstruth.
Hochelegantes Octavformat. 1 Band broch. 5 M., eleg. geb. 6 M.

„Klatsch"

Ein neuer Berliner Roman von dem Herausgeber der „Gegenwart" Dr. Theophil Zolling, welcher gegenwärtig nur im „Berliner Tageblatt" erscheint, besitzt alle Eigenschaften, um das Interesse eines großen gebildeten Publikums in ungewöhnlichem Maasse zu erregen. Der Verfasser gewährt durch dieses Werk einen tiefen Einblick hinter die Coulissen der heutigen Gesellschaft und lüftet mit unerschrockener Hand die Geheimnisse, mit denen das moderne Streberthum seine Wochenthaten verhüllen trachtet. So giebt er mit einem Wort ein ungeschminktes Bild des sozialen Lebens der Millionenstadt, auf das er von seinem literarischen Standpunkt aus ein grelles elektrisches Licht fallen läßt.

Allen zum 1. November neu hinzutretenden Abonnenten wird der Anfang des Romans **gratis nachgeliefert.** Der Abonnements-Preis auf das täglich zweimal (Morgens und Abends) erscheinende „Berliner Tageblatt" und Handels-Zeitung nebst seinen wertvollen 4 Beilagen „Alt" illustrirtes Witzblatt — „Deutsche Lesehalle" — „Der Zeitgeist" — Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft" beträgt für die Monate November und Dezember zusammen nur 3 Mark 50 Pfennig bei allen Reichspostanstalten.

Probe-Nummer gratis und franco.

„Klatsch"

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Soeben versandten wir:

Attila.
Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 453 n. Chr.)
von **Felix Hahn.**
(A. u. d. T. Kleine Romane aus der Völkerwanderung. VI. Attila.)
478 S. 8°. Geh. 7 M.; fein geb. 8 M.

Der Verfasser hat diesmal nicht nur in gewohnter Weise eine Darstellung der germanischen Kultur- und Lebenszustände jener Zeiten, sondern auch eine Schilderung der weniger bekannten hunnischen gegeben. Die größte Sorgfalt ward darauf gewendet, jenen gewaltigen Herrscher, von dem wir uns auf Grund der geschichtlichen Ueberlieferung allein ein befriedigendes Bild zu gestalten nicht vermögen, innerlich, seelisch aus der angeborenen Eigenart und den Einwirkungen der Zeitverhältnisse zu erklären.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Kleine Geschichten
von
Richard von Volkmann-Leander.
Neue (Miniatur-) Ausgabe.
Inhalt: Die Weiser. — Die Rumpelkammer. — Francesco.
82 S. 12°. In Originalband geh. 2 M. 40 Pf.

Die drei kleinen Geschichten, welche das hervorragende, liebenswürdige Talent des Verfassers der in 6 Auflagen verbreiteten „Träumereien an französischen Kaminen" bekunden, erschienen hier für den Weihnachtstisch in neuer, zierlicher Ausgabe, in der sie sich gewiß neue Freunde zu den alten erwerben werden.

Verlag von **Georg D. W. Callwey** in München.

Ein Frauenloos.
Roman
von
Julius Grosse.
16 Bogen 8. eleg. broch. *M* 3.—.

Dieser neueste Roman des beliebten und gern gelesenen Autors ist eine interessante psychologische Studie, in welcher die Frage des Hypnotismus in ungewein anregender Art behandelt wird. Er ist spannend geschrieben mit geistvollem, feinem Dialog und wird keinen gebildeten Leser unbefriedigt lassen.

Bücher-Ankauf!
Bibliotheken und einzeln zu hohen Preisen.
L. M. Glogau, Hamburg, 23 Burstah.

Im Verlage von **A. Stein** in Potsdam ist soeben erschienen:

Zur
deutschen Sprache und Litteratur.
Vorträge und Aufsätze
von
Karl Bitz.
Preis: 3 Mk.

Die vorliegenden, auf den mannigfachsten Gebieten der deutschen Litteratur sich bewegenden Untersuchungen sind durch die Neuheit und Originalität ihrer Ergebnisse geeignet, vielfach anregend, zum Theil bahnbrechend zu wirken.
Verlag von **Gustav Fock** in Leipzig.

Auflage 552,000; das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; 3 Ausgaben: deutsch-ausländische Ausgaben in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt.
Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Wöchentlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.35 = 85 Kr. 3 Heftin 1 Quartalband mit Toilette- und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zarteste Kinderalter umfassen, ebenso die Leibwäsche für Herren und die Bett- und Tischwäsche etc., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für die Gesammtheit der Garderobe, 52 Gratis-Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Neuheit-Skizzen etc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 38; Wien I., Operngasse 5.

Katholik oder Protestant?
Eine Frage des Gewissens und der Geschichte.
Material zur Beantwortung derselben dargeboten von **Dr. Ch. Kraus.** Preis broch. 75 ₰.
Eine knappe Gegenschrift, d. hieher. Konkurrenz in ruhiger, sachl. Ersört. üb. d. Inh. kirchl. Gegensatz.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung.
Verlag von G. M. Albert's Hofbuchh., Hanau.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland. Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1881, neu 40 *M*. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. Zusammen. 40 *M*. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 *M*. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 *M*. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur. Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift. 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 *M*. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern. Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 *M*. — **Corneille,** Oeuvres. Par. 65. 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 82. 4 vols. maroquin. Zus. 50 *M*.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Hierzu eine Beilage vom „Kunstwart", Dresden.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgeb. Dr. Theophil Zolling in Leipzig. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 44. Berlin, den 3. November 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Jedes alle jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Undank und Ueberzeugung. Eine politische Wahlstudie. Von A. E. — Mackenzie am Pranger. Von Dr. med. Hugo Bernheim. — Ueber die dreißigjährigen Regenverhältnisse. Von M. S. — Literatur und Kunst: Rudolf Clausius und sein Werk. Ein Nachruf. Von Franz Bendt. — Das gewerbliche Schulwesen in Sachsen. Von Cornelius Gurlitt. — Thimmel's Shakespeare-Charaktere. Besprochen von Hermann Conrad. — Feuilleton: Der Sonntag auf dem Lande. Von Renato Fucini. Aus dem Italienischen von Oskar Bulle. (Schluß.) — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Von O. B. — „Mit fremden Federn." Lustspiel in vier Acten von Carl Schönfeld. (Berliner Theater.) Von M. — Offene Briefe und Antworten: Zum letztenmal die Frauenerscheinung in der „Herentüche". Von Eugen Reichel. — Notizen. — Inserate.

Undank und Ueberzeugung.

Eine politische Wahlstudie.

Einen der historisch merkwürdigsten Momente in unserem Staatsleben bildet es jedesmal, wenn der Reichskanzler Fürst Bismarck, seitdem das zunehmende Alter ihn genöthigt hat, den Verhandlungen der Parlamente selbst nur noch bei den dringendsten Veranlassungen beizuwohnen, bei einer solchen Gelegenheit das Wort ergreift und in der ihm eigenen Art und Weise den zur Discussion stehenden Gegenstand bespricht. Nicht selten ereignet es sich dann dabei, daß er nach Art einer Episode etwas abschweift und eine allgemeine oder persönliche Bemerkung mit einflicht. Als solche stellen sich auch seine Klagen dar, die er namentlich bei großen Haupt- und Staatsactionen, wo es sich um große principielle Fragen und Präjudicien handelt, laut werden läßt und in denen er alsdann betont, wie ihm gleichsam mit Undank gelohnt werde und wie man des Vertrauens zu ihm ermangele, auf das er doch ein volles historisches Recht habe.

An und für sich nun wären diese Klage nicht so merkwürdig, denn gesetzt selbst, daß sie in sich voll berechtigt sei, würde der Fürst damit nur das Schicksal aller oder wenigstens der meisten großen Männer, welche dem allgemeinen Wohle auf diese oder jene Art dienen wollten, theilen, wie ja denn überhaupt ganz allgemein derjenige, welcher auf Dank rechnet, meist die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben wird, denn das Dankgefühl lebt nur in der Brust weniger edelster Menschen und selbst die Idealgestalt eines Socrates hat das Gegentheil von Anerkennung erfahren.

Nun aber ist die Sachlage insofern bei dem Kanzler eine andere, als er im Gegensatze zu vielen seiner großen Genossen im Reiche des Geistes bereits bei Lebzeiten die gewollten Ziele vom denkbarsten Erfolge gekrönt sieht und zwar meist in einem Umfange, daß man meinen sollte, die Anerkennung für dieselben seitens der gesammten Volksgenossen sei etwas Selbstverständliches. Daher lohnt es denn wohl, nachzuforschen, welche Gründe die Bethätigung solcher Anerkennung etwa thatsächlich einschränken und in wie weit denn die erwähnten Klagen zu sich, — die, wie gesagt, nebst dem Einwerfen seiner Person und Erfolge durch alle großen Parlamentsreden in den letzten zehn Jahren wie ein rother Faden sich hindurchziehen, — thatsächlich berechtigt erscheinen können. Wir fassen hierbei die äußere Politik selbstverständlich ganz aus dem Spiele, da bezüglich dieser von einer Opposition ja überhaupt nicht die Rede ist und desgleichen die Colonialversuche, da diese unseres Erachtens zu einem Urtheile überhaupt noch nicht reif sind.

Die ersten Erklärungsgründe nun für die Thatsache einer, sei es größeren und dauernden, oder auch nur kleineren und vorübergehenden Disharmonie zwischen Kanzler und Parlamentsparteien, im weiteren Sinne Reichstag und Abgeordnetenhaus, weisen zurück bis auf die Wahlen. Es muß daher zunächst constatirt werden, daß die aus diesen hervorgehende Aeußerung der politischen Ueberzeugung der Unterthanen, sowie ihrer Ansicht über die zukünftig nothwendige Gestaltung der Dinge und die demgemäß sich zusammensetzenden Volksvertretungen vollberechtigte Factoren sind, ohne welche schlechterdings kein modernes Staatsleben mehr würde bestehen können, und daß speciell das constitutionelle System die Ausübung der Wahl ungleich weniger als ein Recht, wie als eine Pflicht für den einzelnen Bürger und Unterthanen erscheinen läßt. Nun haben aber weiter nicht alle Menschen die gleiche politische Ueberzeugung, d. h. dieselbe Anschauung und Auffassung von den Anforderungen, die sie an den Staat stellen und umgekehrt der Staat an sie zu stellen hat, vielmehr sind hierfür maßgebend Stand, Geburt, Bildung, Erziehung, größere oder geringere Veranlagung und — nicht zu vergessen — Besitz und Interessen. Und hiermit ist denn der erste und thatsächlich auch hauptsächlichste Conflictsgrund zwischen Parteien und Regierung, bezw. dem leitenden Staatsmanne, sowie auch den Parteien untereinander gefunden. Da nun aber das Staatswesen auf Zusammenfassung aller seiner Grundlagen, d. i. hier der Krone als Inhaberin und Trägerin der Souveränität und des in Parteien getheilten Volkes bezw. Parlamentes angewiesen ist, so geht naturnothwendig daraus der Zwang zu einer Verständigung hervor und zwar zu einer solchen zwischen zwei oder noch mehr nicht harmonirenden Factoren, entweder auf Grund der Vermittelung und gegenseitigen Nachgebens, oder auf dem Wege der Majorisirung bezw. der Leitung der Geschäfte ohne Zustimmung des Parlamentes. Die daher unter normalen Verhältnissen als nothwendig erfundene Verständigung wird nun aber häufig noch durch ein weiteres Moment wesentlich erschwert und zwar durch die Thatsache, daß die Regierung sich zwar wohl stets über ihre Zwecke klar ist, daß sie jedoch dieselben bisweilen entweder gar nicht oder doch nur bis zu einem gewissen Punkte offenlegen kann, während allerdings die Mittel zur Erreichung dieser Zwecke von der Volksvertretung bewilligt oder, um durch diesen budgetmäßigen Ausdruck nicht mißverstanden zu werden, im weiteren und bisweilen weitesten Sinne gut geheißen werden müssen, und endlich, daß die Parteien auch naturgemäß selbständig ihrerseits Zwecke verfolgen;

Digitized by Google

— mit anderen Worten: die Parteien sind in einem constitutionellen Staate gezwungen, unter Berücksichtigung ihres eigenen Programmes zu den Propositionen der Regierung Stellung zu nehmen. Diese naturgemäß große Schwierigkeit aber wird nicht nur, sondern muß sich bis zu Conflicten steigern, falls die Regierung einmal die innere Politik mehr oder minder in den Dienst der äußeren stellt und wenn sie in weiterer Consequenz dieser Thatsache alsdann diese innere Politik unter dem Gesichtspunkte der Opportunität auffaßt, welch' letztere Thatsache denn auch Fürst Bismarck als für seine gesammte politische Thätigkeit maßgebend zugegeben hat.

Beweis genug hierfür aus der Vergangenheit ist die Zeit der ersten sechziger Jahre, eine Zeit, die man ja auch officiell Conflictszeit zu nennen pflegt; und auch die ganzen Jahre nach Erstehen des Reiches seit Beginn des Culturkampfes sind, die Schutzzollgesetzgebung einbegriffen, eigentlich weiter nichts wie Conflictsjahre im eigensten Sinne des Wortes, denn eine große geschlossene und dabei zugleich dauernde Mehrheit hat der Fürst Kanzler bislang nie gehabt, bezw. er hat sie nie erlangen können, da er bald die eine, bald die andere Partei nach seiner Ansicht bekämpfen mußte oder nicht zufrieden zu stellen vermochte. Die ihm grundsätzlich opponirenden Parteien hat der Fürst bisher glücklicher Weise noch nie ernst zu fürchten gehabt (wir meinen hiermit die äußerste Rechte, äußerste Linke [Socialdemokratie] und in gewissem beschränkteren Sinne auch das Centrum), sondern er hat vielmehr im Gegentheil von jeder dieser Parteien bisher noch etwas gelernt und zum Besten des Allgemeinen anwenden können: von den Socialdemokraten die socialpolitische Gesetzgebung (der Unfallversicherung u. s. w.), vom Centrum die Erfahrung, daß man mit religiösen Gefühlen bei ihrer Verwerthung in der Realpolitik auch noch im 19. Jahrhundert durchaus rechnen muß, und von denen um Kleist-Retzow und Hammerstein noch in jüngster Zeit, daß vor Allem im eigensten Interesse des Thrones selbst der Schein zu vermeiden ist, als könne der Träger der Krone sich mit dieser Partei eins fühlen. Allen diesen also schuldet der Fürst eine gewisse Summe Dankes, die dann ja auch bei passender Gelegenheit in Gestalt einer sich entladenden Unmuthswolke im Parlamente oder Presse abgestattet zu werden pflegt.

Nun aber ist ein weiteres Moment, was den Kanzler den anderen Parteien und auch dem gesammten Parlamente und das Parlament ihmwiederum ihm bisweilen schwierig macht, auch, so kann glaublich es auf den ersten Blick scheinen mag, seine stets vorhandene Offenheit, oder anders ausgedrückt, daß er angeblich stets sagt, was seine Absicht ist, eine Behauptung, die er gelegentlich auch selbst aufstellt und die naturgemäß in der Regel mißverstanden wird und in weiterer Consequenz alsdann zu Spannungen führen muß. Der gewöhnliche Mensch nämlich versteht unter „Offenheit" etwas ganz anderes, als der Diplomat, und Diplomat ist ein Mann wie Fürst Bismarck naturgemäß auch in der inneren Politik dem Parlamente gegenüber, während die Mitglieder des letzteren meist nur Menschen im gewöhnlichen Sinne des Wortes sind und auch nur sein können. Während nun also das gewöhnliche Leben unter „Offenheit" versteht: „keine anderen Ziele haben, als man sie eingesteht", versteht der Diplomat von Beruf, nach Art der juristischen Interpretation des Wortes „Betrug", darunter: „nicht falsch sein wollen", d. h. nicht wissentlich Irrthümer hervorrufen, um durch das Eingehen Anderer auf dieselben selbst Vortheil zu ziehen, während er jedoch nicht damit auch sagen will, daß er vielleicht nach Erreichung der offen ausgesprochenen Zwecke nicht noch andere, fernere hätte, für welche diese nur erst die Mittel abgeben sollten. Trotz des Verlassens Talleyrand'scher Grundsätze in der großen Politik wird daher, so lange diese doppelte Auffassung der „Offenheit" existirt, unter gewissen Umständen diese Mißstimmung und dieses sich nicht verstehen zwischen Parlament und den leitenden Staatsmännern nicht verschwinden, sondern bei gesunder Entwickelung der inneren und äußeren politischen Verhältnisse im Vergleiche zu jetzt höchstens sich vermindern lassen.

Nun ist aber sogar weiter die Frage möglich, ob denn der Fürst Kanzler eine große geschlossene Mehrheit thatsächlich sich wünschen möchte. Hierfür nämlich würde eines wesentlichste Voraussetzung sein, ein Programm; und ein solches hat im gewöhnlichen Sinne des Wortes der Fürst Bismarck nie gehabt, ausgenommen, wenn man den Begriff identificirt mit dem Worte: „Royalismus". Das ist über jeden Zweifel erhaben, daß ihm dieser Begriff über Alles geht und daß er in denselben den Serneren des „Vaterlandes" mit einbegreift. Aber was er unter diesem programmatischen Royalismus für die Politik, d. h. die actuellen Verhältnisse und Zeitläufte versteht, das ist einmal auch bei ihm bereits je nach der allgemeinen Constellation der großen Politik verschieden und deshalb dem nicht in die Geheimnisse derselben Eingeweihten unklar gewesen, und zweitens auch je von dem Parteistandpunkte aus entweder rückhaltlos zu billigen oder aber auch anfechtbar. Royalismus war für ihn die Bekämpfung des deutschen Kaiserthumes z. B. des Bundes, und die Durchführung der Conflictsperiode andererseits zur Herbeiführung ähnlicher Endziele auf anderer Grundlage; Royalismus war in seinen Augen der Beginn des Culturkampfes und Royalismus auch der südwestlichen Friedensschluß nach demselben; Royalismus ferner ist für ihn die oft genug betonte, strengste Beobachtung der Verfassung seitens der Krone auch dem Volke gegenüber und Royalismus desgleichen im Gegensatze hierzu die berühmte Interpretation derjenigen Artikel der Reichsverfassung, welche die Militärverhältnisse regeln, gelegentlich der Septennatsfrage, eine Interpretation, bei der ihm auch sein enragirtester Freund nicht folgen konnte, falls er die sonstige Auffassung des Fürsten von der Verfassung theilte und nicht eben eo ipso mit convertirte. Da wirft sich naturgemäß bei solchen Gegensätzen die Frage auf, ob es denn so durchaus verwunderbar erscheinen kann, wenn der politische Laie, fofern er eben auch vor sich selbst verantwortlich sein will, ihm auch bei dem besten Willen nicht stets und unbedingt zu folgen vermag?

Ein weiteres Moment nun für das Verständniß des Verhältnisses von Mittel und Zweck zu einander und des möglichen, ja nothwendigen Gegensatzes zwischen Regierung und Parteien bildet aber weiter die schon kurz erwähnte Thatsache, daß, selbst dem Laien, freilich nur nachträglich, historisch erkennbar, die innere preußische und selbst deutsche Politik unter dem Fürsten Bismarck oft im Dienste der äußeren gestanden hat. Es sei hier neben der Chrtickzeit an die späteren Darlegungen des Fürsten über den Beginn des Culturkampfes und die augenscheinlich unter dem Drucke der auswärtigen Lage begonnenen, bezw. abgeschlossenen Friedensverhandlungen mit Rom erinnert und weiter noch aus allerletzter Zeit an die jüngsten Drohungen Rußlands aggressiven Gelüsten gegenüber: man sah hier hochpolitische Fragen mindestens beeinflußt, wenn nicht sogar erledigt, durch Zollmaßregeln und Beeinflussungen der europäischen Börsen, sowie der russischen Valuta durch amtliche Maßregeln der inneren Verwaltung und halbamtliche einschlägige Preßerörterungen. Die ersten Anfänge und die Gründe für solche politischen innern und äußeren Actionen sind für den Laien, mag er selbst Parlamentarier sein, und nicht minder auch die letzten Ziele und Zwecke meist in Dunkel gehüllt, und sie werden dies auch, wir gestehen es offen, bis zu einem gewissen Punkte immer bleiben müssen; ob aber nicht bez. der Intensität dieses politisch-diplomatischen Dunkels, resp. seiner opportunistischen Lüftung für den dereinstigen Nachfolger des Fürsten Bismarck andere Gesichtspunkte maßgebend erscheinen werden, ist eine Frage, die man wohl mit ziemlicher Gewißheit bejahend beantworten kann. Der Nachfolger wird selbst nach solcher Veränderung verlangen, schon wegen der durch dieselbe hervorgerufenen Entlastung von der Verantwortlichkeit, die in demselben Umfange auf sich zu nehmen Niemandem nach ihm möglich sein wird; mag der Nachfolger auch dereinst seines Vorgängers würdig sein, eines wird ihm trotz allem fehlen, der Erfolg der Vergangenheit, wie ihn Fürst Bismarck selbst bei Fehlschlägen nach Art des katholischen „Schades guter Werke" noch immer zur Verfügung hat, selbst wenn man den Culturkampf und den noch nicht abschbaren und zweifelhaften Ausgang der Schutzzollgesetzgebung und diese

Digitized by Google

oder jene andere Maßregel, wohin wir beispielsweise die zu bedenklichen Mißverständnissen und Consequenzen führende Wortfassung des bekannten Wahlerlasses vom 4. Januar 1882, sowie aus allerjüngster Zeit die strafrechtliche Verfolgung der Tagebuchveröffentlichung rechnen müssen, hierauf in Anrechnung bringen will.

Je tiefer Schwierigkeit des Parlamentes, resp. der Parteien gegenüber der Regierung kommt nun noch eine weitere: das sind die Programme der Fractionen selbst, in welchen sie klar und fetumgerzt die respectiven eigenen Ziele festlegen, resp. den Wählern gegenüber festgelegt haben.

Es ist klar, daß die oben dargelegten Schwierigkeiten des Einvernehmens zwischen Parlament und Regierung fortfallen, resp. sich mindern, je nachdem die „Mittel" und mehr oder minder zu muthmaßenden „Zwecke", welche den Gegenstand von Regierungsvorlagen bilden, den einzelnen Parteiprincipien, den Programmen näher oder ferner stehen. Aber die hier drohende Gefahr der Friction ist bis zu einem gewissen Grade unvermeidlich: denn, daß irgend eine legislative Proposition, mag sie vom Tische des Hauses oder von der Regierung kommen, unisono bei allen Parteien Anklang finden kann, ist an sich ausgeschlossen und daher eben einzig Niederstimmung der Gegner durch die Majoritäten möglich, oder, falls angängig, ein gegenseitiges Nachgeben, während der Krone als Pendant das Recht der Sanction oder Verweigerung derselben zu Gebote steht. Naturgemäß muß aber eine Majorität, welche im Einklange mit der Regierung eine gesetzgeberische Maßnahme getroffen hat, die Opposition bilden, wenn es sich später um entgegengesetzte oder mit den getroffenen Maßnahmen nicht harmonische anderweite legislative Acte handelt, und falls alsdann die Parteien den früheren Grundsätzen treu bleiben.

Für die hier berührenden Frictionen ein paar thatsächliche Beispiele: diejenigen Parteien, welche den Beginn des Culturkampfes guthießen, konnten unmöglich nach kaum einem Decennium seine Einstellung ebensalls billigen, wenn sie dieselben geblieben waren wie früher oder sich nicht davon überzeugt hatten, daß der Beginn ein Fehler oder Irrthum gewesen sei; der Beginn mußte also nothwendig von Centrum und äußerster Rechter bekämpft, von den damaligen Mittelparteien gebilligt werden, der stattgehabte Friedensschluß aber ebenso nothwendig eine entgegengesetzte Gruppirung herbeiführen. Ferner konnten diejenigen Politiker, welche seiner Zeit unter dem Lösberspruche der reactionären Elemente die Selbstverwaltungsgesetze mit in's Leben gerufen hatten, den Uebergang der einflußreichen Stellung eines Vorsitzenden in den Verwaltungsgerichten an einen an richterliche Unabhängigkeit des Urtheiles nicht gewöhnten Verwaltungsbeamten nimmermehr gutheißen, während bei der sog. Revision dieser Gesetze unter dem Ministerium Puttkamer die erwähnte außerordentlich wichtige Aenderung selbstverständlich von der bei der ursprünglichen Einbringung frondirenden Gruppe mit Jubel willkommen geheißen wurde. Weitere außerordentlich interessante Beiträge hierfür bieten die letzten Getreidezolldebatten: die Regierung mußte hier viele derjenigen Männer, welche der Einführung und auch noch ersten Erhöhung der Kornzölle zugestimmt hatten, bereits auf der Seite der Feinde der Getreidezölle an sich und ihrer ausgesprochenen Gegner überhaupt sehen und es erscheint nichts weniger wie unmöglich, daß in absehbarer Zeit wiederum Fürst Bismarck wird auf dem Plane erscheinen müssen, um umgekehrt das Parlament zu bewegen, einer Herabsetzung, wenn nicht gar Aufhebung der gesammten Getreidezölle die Zustimmung zu geben. Und wir sind auch weiter der Ansicht, daß, könnte der Fürst Kanzler diese oder jene weitere durchgesetzte Maßregel ungeschehen machen, er nicht im Geringsten Bedenken tragen würde, dies gern zu acceptiren, und daß er die verschmähten sibyllinischen Bücher der damaligen Opposition, selbst um den Preis eines Zweiges aus seinem Lorbeerkranze bisweilen wohl gern eingetauscht haben möchte. Ansichten und Gesetze sind allerdings keine Begriffe, welche als solche im Einzelnen ewig bestehen müßten, ewig und stät ist bekanntlich nach dem Dichter nur der Wechsel — und am allerwenigsten sind sie es für eine Regierung; trotzdem aber kann nicht zugegeben werden, daß ein solches Schwanken, wie es unser Staatsschiff in Beziehung auf gegebene und geänderte Gesetze und Ansichten in der inneren Politik überhaupt in den letzten 15 Jahren durchzumachen hat, als ein idealer und vollkommener Zustand gelten könnte, der so bleiben möge, und die Frage, ob sogar bis zu einem gewissen Grade selbst unter vollem Verständnisse für die Opportunitätsbedürfnisse der großen Politik diese Schwankungen und Erschütterungen sich nicht vermeiden ließen, ist unseres Erachtens durchaus nicht zweifellos zu verneinen. Es würde dazu vielleicht nur nöthig sein, etwas weniger intensiv die jenige Art von „Realpolitik" zu verfolgen, welche alle Fragen des Lebens der Individuen und der Nation nach dem einfachen Macht- und Gewaltbegriffe und dem Glanze äußeren Erfolges zu bemessen sich gewöhnt hat, und zwar Macht und Erfolg weniger in höher geistigem als in materiellem Sinne verstanden. Zu denjenigen Zeiten, als der Schwung und hohe Flug deutschen Wesens und deutschen Geistes die Begeisterung und den edlen Neid der Völker der Erde erweckte und die höchsten Ziele oder Menschlichkeit selbst sich steckte, zu jenen Zeiten nannte man jene Factoren der „Realpolitik" für die Fortbildung eines Volkes zwar auch schon, aber sie waren nicht Selbstzweck, sondern nur heißersehnte Mittel für doch noch ungleich höhere Ziele.

Wir wiederholen hier das Dichterwort, daß nur der Wechsel stät ist und die Aenderung von Ueberzeugungen ist kein politisches Verbrechen, gerade so wenig aber auch das Beharren bei den früher gewonnenen. Könnte beispielsweise die Regierung ihre wahren Ziele und die Gründe für die Erstehung derselben stets rückhaltslos darlegen, — event. nur zur Rechtfertigung ihres Stellungswechsels, —so würde das politische Leben viel von seiner gegenwärtigen Bitterkeit verlieren und deshalb sollte man aber auch andererseits auf Seiten der Regierung selbst, bezw. der officiösen Presse vorsichtiger und gerechter mit dem Urtheile sein, denn derselben Nachsicht bedarf auch sie. Sonst fordert man seitens der Regierung blinden, verantwortungslosen Gehorsam oder seitens der Parteien ein Parteiregiment in der Regierung, welch ersteres kein wahrer Staatsmann fordern, welch letzteres ein preußisches Königthum nie zugeben kann; jenes würde zu römischer Infallibilität und absolutem Byzantinerthum, dieses seinerseits zu französisch-englischer Parlamentsmißwirtschaft führen. Deutsch ist die freie Ueberzeugung und die Achtung vor solcher, deutsch ein starkes Königthum in einem freien Volke, und deutsch soll beides auch immerdar verbleiben.

A. E.

Mackenzie am Pranger.

Von Dr. med. Hugo Bernheim.

Quousque tandem abutere, Mackenzie, patientia nostra?! Will denn dieser Ritter von der traurigen Gestalt noch immer nicht merken, daß ihm das erborgte Löwenfell längst von den Schultern gerissen ist und daß bei dieser Gelegenheit statt des Löwen jenes bekannte Thierlein der Fabel in seiner ganzen Jämmerlichkeit sich vor der civilisirten Welt präsentirt hat? Wird denn dieser Mann, dieser Hochmeister der Reclame, dessen Character und wissenschaftlicher Ruf mit Blamage thurmhoch bedeckt ist, sich nicht endlich beschämt in die verdiente Dunkelheit zurückziehen? Wie lange soll die wissenschaftliche Ehre, der ganze Stand der Mediciner noch compromittirt werden durch diesen entlarvten Charlatan, dessen schmutziger Schachergeist, dessen öffentlich constatirte Lügenhaftigkeit, dessen schamlose Reclame längst den Ekel aller anständigen Leute erregt hat? Wahrlich, man thäte am besten, sich achselzuckend abzuwenden und zu denken: „Laßt ihn schwatzen, was er will — okel!" Doch der Ingrimm drückt und die Feder in die Hand, wenn wir lesen, mit welcher bodenlosen Ueberhebung und frechen Arrogans dieser für Männer von Ehre längst todte und abgethane Mensch es wagt, über deutsche Wissenschaft und deutsche

Digitized by Google

Gelehrten abzuurtheilen, über Gelehrte, welche als Menschen und Forscher hoch erhaben über dem einseitigen, intriganten Specialisten stehen. Unsere gediegenen, ernsten Gelehrten, denen gegenüber die Waglichale mit Ritter Schwindelhuber federleicht in die Höhe steigt, wie werden sie behandelt, die Männer, deren Meinung und Urtheil unerschütterlich und richtig dastand von Anfang bis zu Ende! Da ist keiner aus der Schaar dieser verdienten, unantastbar in ihrem Rufe bestehenden Aerzte, dem nicht unwürdige Motive untergelegt werden; da hat Gerhardt den Krebs erzeugt, Bergmann den Hals durch die Canüle zerrissen, Bramann schief operirt; da sind sie alle geschildert als roh, brutal, als gewaltthätige Tölpel! „Oh, damned Dutchmen!“ Und darüber schwebt Mackenzie, der große, geniale Sir Morell in Brillantfeuer als Retter in der Noth, als „Vertrauensarzt“ mit der zarten Hand, der den Patienten von seinen rohen Quälern befreit! Nur schade, daß er ihn nicht auch — geheilt hat! Auf jeden Vorwurf weiß er in seinem Pamphlete zu antworten, auf jede Klage hat er eine Gegenklage, die alte Praxis der Leute mit etwas dicker Epidermis, die stets den Spieß umzudrehen verstehen. Aber auf einige Fragen wird er uns, die wir uns durch einen Schwall von Phrasen und eleganten Wendungen die wahren Thatsachen nicht verdunkeln lassen, doch wohl die Antwort schuldig bleiben und wir wollen denn auch diese Fragen recht hoch annageln an den Schandpfahl, an welchem jetzt Sir Morell vor der civilisirten Welt dasteht. Also

1) Wie soll man den Arzt nennen, der dreizehn Monate braucht, um einzusehen, daß seine Diagnose auf gutartiges Papillom eine total falsche war?

2) Wie soll man den Arzt nennen, der bei von sechs Collegen geforderte lebensrettende frühzeitige Operation hintertreibt, dann aber nach zehn Monaten, als es längst zu spät ist, auch nichts Besseres weiß, als eben dieselbe Operation „als einzige Hoffnung einer Heilung“ vorzuschlagen (Seite 66 und 67 der Mackenzie-Broschüre)?

3) Wie soll man den Arzt nennen, der zu einer Consultation berufen, die Behandlung übernimmt gegen das feierliche, protokollirte Versprechen, bei eintretender Verschlimmerung die Collegen zu benachrichtigen, dieses Versprechen aber bricht und die eingetretene Verschlimmerung durch lügenhafte Berichte vertuscht, nachdem er den einzigen Zeugen (Landgraf) durch Intriguen entfernt hat?

Ich glaube, wer diese Fragen am Schandpfahl liest, wird sich durch den aufgewirbelten Staub nicht verblenden lassen, sondern der gesunde Menschenverstand allein wird schon das Urtheil fällen: „Mangelhaft an Charakter und Leistungen!“

Und nun diese mit allen Kniffen und Künsten der internationalen Reclame angepriesene Broschüre! Nascitur ridiculus mus! Wie sticht sie ab von dem einfachernsten und würdigen, vertrauenerweckenden Tone der deutschen Aerzteschrift! Mit Erstaunen und Abneigung legt man dies neueste Mackenzie'sche Opus aus der Hand, gleich seinem vorletzten Feuilleton, betitelt „Singen und Sprechen“; mit steigendem Mißtrauen gegen den Autor liest man sich durch die unerhörten, unbewiesenen und unbeweisbaren Behauptungen, die gehäuften, dreisten Invectiven gegen die deutschen Collegen; kopfschüttelnd sucht man hier, wie in „Singen und Sprechen“, nach einer Spur wissenschaftlichen Geistes, welche das Werk der Feder eines namhaften Arztes würdig erweise. Vergebens; da finden sich neben den schon charakterisirten Behauptungen und Beschimpfungen nichts als eigene Verherrlichung, reclamehafte Anpofaunirung des dem Autor von Nicht Sachverständigen gespendeten Lobes und jene den deutschen wissenschaftlichen Leser so unangenehm berührende Sucht, das Elaborat „neu, interessant, sensationell, piquant“ zu machen. Dieses sichtliche Bestreben, dem sensationsgierigen, blasirten, modernen Lesepöbel nach dem Geschmacke und „auf den Erfolg“ zu schreiben, sehen wir zu deutlich in jenem Ausschmücken mit Fascimiles hoher Persönlichkeiten, dem Einflechten von gar nicht zur Sache gehörigen Gesprächen und Bemerkungen à la Interviewer, jenen mysteriösen Andeutungen von politischen Geheimnissen, um uns nicht degoutirt abzuwenden. Was soll all der Kram? Wir erwarteten eine ernste, auf wissenschaftlichen Gründen basirende Rechtfertigung Mackenzie's auf die seitens der deutschen Aerzte öffentlich erhobenen Anklagen hinsichtlich falscher Diagnose und Behandlung — und nun dies Zeug, das kein deutscher Arzt ernst nehmen wird! „Caviar für's Volk!“ Oder sollen etwa wir deutschen Aerzte diese seichte belletristische Sensationsmacherei für ernst nehmen, der jeder wissenschaftliche Geist und Inhalt fehlt, mit ihren „piquanten“, auf Effecthascherei berechneten Capitelüberschriften, wie Capitel I. „Gerhardt, der Krebserzeuger“, Capitel II. „Gerhardt spielt die Posse weiter“; Ueberschriften, wie wir sie sonst in jenen schlechten Uebersetzungen englischer Schauer- und Detective-Romane der Unterhaltungsbeilagen unserer Provinzialpresse zu finden gewohnt sind. Schade, daß Sir Morell nicht vorher bei mir anfragte, ich hätte ihm einige noch „packendere“ Reclame-Ueberschriften liefern können; z. B. Capitel I. „Gerhardt der Mordbrenner“; Capitel II. „Bergmann, der Aufschlitzer von Berlin oder die blutige Hand um Mitternacht“ ꝛc.

An dem ganzen Pamphlete erscheint mir nur eine Thatsache interessant, welche auch Mackenzie in seiner ganzen Specialisteneitelkeit immer und wieder herausstreicht und durch „anerkennende Atteste“ seiner Clientel belegt. Nämlich die Thatsache, daß die Kehlkopfspiegeluntersuchungen seitens Mackenzie's in Folge seiner kolossalen Uebung in dieser kleinen Operation entschieden angenehmer und den hohen Patienten weniger belästigend ausgeführt wurden, als seitens der deutschen Collegen und so erklärt sich vielleicht der räthselhafte Vorgang, wie dieser Mann, trotz der steten Mißerfolge und der steten Verschlimmerung der Krankheit bis zum Ende das vollste Vertrauen seines Patienten und seiner Umgebung genoß und sich bewahrte. Man erwartete nämlich sichtlich hinter der größeren Handfertigkeit auch die größere ärztliche Geschicklichkeit, leider mit Unrecht, wie die Section ergab, während doch die leichtere und angenehmere Handhabung des Kehlkopfspiegels nichts ist, als die Folge einseitigster Specialisirung auf Kosten der allgemeinen Ausbildung, gleich dem Arbeiter, der sein Lebelang nur eine Schraube der Maschine zu drehen hat. Dies kann er vorzüglich, die Maschine selbst ist ihm aber fremd. Sapienti sat!

Und nun genug von Sir Morell Mackenzie ein- für allemal! —

Ueber die diesjährigen Regenverhältnisse.

Die anhaltenden Regenfälle dieses Sommers, insbesondere die des Monates Juli, haben vielfach den Glauben erweckt, daß dies eine äußerst abnorme Erscheinung gewesen sei, auch die bekannten „ältesten Leute“ haben wohl erklärt, sich an ein ähnliches Vorkommniß nicht erinnern zu können. Indessen das bloße Gedächtniß ist doch ein ziemlich unzuverlässiges Entscheidungsmittel in solchen Dingen. Man sieht derartige Witterungsvorgänge leicht als besonders abnorm und selten an, wenn man ein wenig mehr oder länger als gewöhnlich unter ihren etwaigen Unbilden zu leiden hat; sind diese überwunden, so verschwindet allmählich auch der Eindruck des Ungewöhnlichen, und kommt später wieder einmal etwas Aehnliches vor, so wird dies dann häufig wieder als die seltene Erscheinung erklärt. Ein sicheres Urtheil in dieser Beziehung kann natürlich nur eine Vergleichung der betreffenden meteorologischen Beobachtungen gewähren. Um ein solches im vorliegenden Falle zu ermöglichen und zugleich die ohne Zweifel bemerkenswerthen Regenverhältnisse dieses Sommers selbst etwas näher zur Anschauung zu bringen, ist nachstehend eine Tabelle zusammengestellt, welche für die deutschen meteorologischen Stationen,

Digitized by Google

die täglich ihre Wetterberichte an die Seewarte senden"), Folgendes enthält: Erstens die aus den Beobachtungen der letzten 10—12 Jahre, d. i. seit Bestehen der Seewarte, berechnete durchschnittlich im Juli gefallene Regenmenge. (Man drückt solche Regenmengen bekanntlich durch die in Millimetern angegebene Höhe aus, welche das herabgefallene Wasser auf der Erdoberfläche erreicht haben würde, wenn nichts davon wieder verdunstet wäre.) Zweitens die Regenmenge des Juli dieses Jahres, drittens die größte überhaupt während jener Zeitraumes im Monat Juli vorgekommene, sowie das Jahr, in dem dies geschehen, und endlich für diejenigen Stationen, für welche außerdem ältere Beobachtungen vorlagen, die größten in diesen angeführten. Die betreffenden Zahlen sind mit Ausnahme der zuletzt erwähnten, sämmtlich dem Beobachtungsmateriale der Seewarte entnommen bezw. daraus berechnet.

Regenmengen im Juli.

Ort	Mittelwerth aus dem Zeitraume 1876 (1878) bis 1887	1888	Maximum in dem Zeitraume 1876 (1878) bis 1887	Jahr	Maximum früherer Beobachtungsjahre	Jahr
	mm	mm	mm		mm	
1. Memel	57	65	115	1883	—	—
Neufahrwasser	74	104	143	1880	—	—
Swinemünde	77	107	115	1883	—	—
Wustrow	72	124	124	1880	130	1867
5. Kiel	86	158	129	1884	161	1867
Hamburg (Altona)	88	130	161	1880	167	1867
Keitum auf Sylt	59	62	97	1881	—	—
Wilhelmshafen	92	148	192	1883	—	—
Borkum	68	96	130	1883	—	—
10. Kassel	82	114	151	1882	—	—
Hannover	70	110	115	1884	161	1858
Magdeburg	72	63	153	1882	—	—
Chemnitz (1883 bis 1887)	90	90	155	1886	—	—
Berlin	74	101	188	1882	236	1858
15. Breslau	73	45	142	1883	166	1829
Königsberg	83	127	186	1885	138	1871
Kaiserslautern	75	131	106	1879	—	—
Wiesbaden	66	107	163	1882	—	—
Karlsruhe	119	144	259	1883	194	1844
20. Friedrichshafen	145	204	200	1884	—	—
Bamberg	77	106	157	1882	—	—
22. München	135	160	214	1877	—	—
Deutschland überhaupt	83	118	120	1883		

Aus dieser Zusammenstellung ersieht man zunächst, daß allerdings in diesem Jahre die Regenmenge des Juli die normale Höhe — wenn man als solche die durchschnittliche aus dem letzten Jahrzehnte bezeichnet — fast überall erheblich überschritten hat. Unter den 22 Beobachtungsorten sind nur zwei, Breslau und Magdeburg, bei denen sie darunter blieb, bei Breslau allerdings ziemlich bedeutend; bei dreien, Chemnitz, Keitum auf Sylt und Memel, war sie derselben ungefähr gleich, bei allen übrigen dagegen ging sie darüber hinaus, bei Berlin z. B. um ein Drittel, bei Hamburg, Königsberg und anderen um etwas mehr oder weniger als die Hälfte, bei Kiel erreichte sie sogar fast das Doppelte derselben. Für Deutschland im Ganzen war sie nahezu um die Hälfte größer als diese normale Höhe.

Wesentlich anders jedoch gestaltet sich das Verhältniß, wenn man das Jahr 1888 mit denjenigen des Zeitraumes 1876—87 einzeln vergleicht. Man sieht dann, daß die größte Juliregenmenge der ganzen Periode 1876—88 nur für drei Beobachtungsorte, nämlich Kiel, Kaiserslautern und Friedrichshafen, in das gegenwärtige Jahr fällt, für alle übrigen dagegen in frühere, zusammen etwa Wustrow, welches zwei Maxima, 1880 und 1888, hat. Besonders häufig tritt dabei das Jahr 1883 auf. Und in der That zeigen die für Deutschland im Ganzen berechneten Zahlen, daß dieses Jahr mehr Regen im Juli hatte als das gegenwärtige. Beiläufig bemerkt, bleibt übrigens auch der Juli 1880, welcher 112 mm Regenhöhe hatte, nicht weit dahinter zurück. — Zieht man schließlich auch noch die älteren Beobachtungen zum Vergleiche heran, so erkennt man, daß die betreffenden Maximawerthe diejenigen des Jahres 1888 überall überschreiten; nur für Kiel und vielleicht auch für Wustrow kann man sagen, daß sie diesen ungefähr gleich sind.

Ebenso wie die Regenmengen des ganzen Monates waren auch diejenigen der einzelnen Tage in diesem Jahre keinesweges abnorm. Die größte, welche im Juli vorgekommen ist, war diejenige von Friedrichshafen am 31.; sie betrug 37 mm.*) Die nächstgrößte hatte Karlsruhe am 25. mit 32 mm; dann folgen zwei Fälle mit 28 mm, zwei mit 25 mm u. s. w. Allein z. B. schon der Juli des vorigen Jahres weist Regentage mit 51 mm, 46 mm, 39 mm, 38 mm, der des Jahres 1886 solche mit 48 mm, 37 mm u. l. w. auf, und vergleicht man gar wirklich abnorme Regenfälle mit den diesjährigen, so erscheinen die letzteren noch weniger bedeutend. So fielen z. B. in Posen am 1. Juli 1854 83 mm Regen, in Gütersloh (Westfalen) am 18./19. Juli 1852 in 12½ Stunden 90 mm, in Clausthal am 11. Juli 1858 in 18 Stunden 104 mm und auf dem Brocken am 31. Juli desselben Jahres 127 mm, also in diesem letzten Falle an einem Tage des Juli mehr wie diesmal durchschnittlich in Deutschland im ganzen Monat.

Man kann also sagen, daß weder in Bezug auf die monatliche Regenmenge noch auch die der einzelnen Tage der Juli dieses Jahres eine besonders ungewöhnliche Erscheinung geboten hat, wenigstens nicht in dem Maße, wie dies wohl meist angenommen worden ist. Immerhin waren die Niederschläge bedeutend; sie würden, wenn sie sich während des ganzen Monates angesammelt hätten, Deutschland mit einer Wasserschicht von etwa 12 cm Höhe bedeckt haben. Der Curiosität halber sei erwähnt, daß dies eine Wassermasse von etwa 648 Milliarden Hektoliter oder einen Wasserwürfel von ungefähr vier Kilometer Kantenlänge ausmachen würde.

Zur Vollständigkeit der Beurtheilung erübrigt aber noch, auch die Anzahl der Regentage in Vergleich zu ziehen. Es ist zu diesem Zwecke nachstehend eine zweite Tabelle zusammengestellt, die im Wesentlichen ebenso eingerichtet ist, wie die erste, nur daß sie etwas weniger Beobachtungsorte enthält, weil nicht für alle die betreffenden Angaben vorhanden waren, und daß die älteren Beobachtungen fehlen.

Anzahl der Regentage im Juli.

Ort	Mittelwerth aus dem Zeitraume 1878—1887	1888	Maximum in dem Zeitraume 1878 bis 1887	Jahr
1. Memel	14	20	17	1879, 1883
Neufahrwasser	16	23	21	1883
Swinemünde	18	19	21	1879, 1880, 1886
Wustrow	14	20	20	1880
5. Kiel	19	24	27	1880
Hamburg	20	30	28	1880
Keitum auf Sylt	15	17	21	1883
Borkum	18	19	24	1880, 1883
Kassel	16	21	22	1883
10. Chemnitz (1883 bis 1887)	17	23	23	1883
Berlin	16	19	22	1879
Breslau	15	18	18	1879
Kaiserslautern (1883—1887)	14	23	23	1883
Karlsruhe	15	24	26	1883
15. Friedrichshafen	16	25	22	1879
Deutschland überhaupt	16	22	20	1879, 1880, 1883

*) Wie man aus der Tabelle ersieht, hatte Friedrichshafen unter allen Beobachtungsorten auch die größte monatliche Regenmenge.

*) Von den im Ganzen 26 Stationen fehlen nur diejenigen vier, für welche erst auf dem Jahre 1886 oder 1887 Beobachtungen vorhanden sind oder auch auf den letzten Jahren fehlen und die deshalb zu dem Vergleiche nicht zu brauchen waren.

Digitized by Google

Hier zeigt nun das Jahr 1888 in der That eine gewisse Ausnahmestellung. Denn einerseits ist die Zahl der Regentage hier durchgängig, d. h. für alle Stationen und natürlich auch für Deutschland überhaupt erheblich größer als die normale — die größte Zahl und zugleich fast das Non plus ultra weist diesmal Hamburg auf mit 30 Regentagen unter 31 Tagen des Monates; dann folgt wieder Friedrichshafen mit 25 — andererseits bleibt dieselbe nur für etwa die Hälfte der Beobachtungsorte hinter der größten in dem Zeitraume 1878—87 vorgekommenen zurück; bei den Regenmengen war dies bekanntlich für die überwiegende Mehrzahl der Stationen der Fall. Genau angegeben, sind unter den 15 Beobachtungsorten vier, nämlich Memel, Neukahrwasser, Hamburg und Friedrichshafen, für welche die Zahl der Regentage in diesem Jahre am größten war, ferner ebenfalls vier, Wustrow, Breslau, Chemnitz und Kaiserslautern, für die sie der größten früher vorgekommenen gleich, und sieben, für die sie kleiner als diese war.

Allein man sieht zugleich, daß es trotzdem auch hier übertrieben sein würde, von einer bedeutenden Abnormität zu sprechen. Denn wenn auch die Zahlen für das Jahr 1888 die betreffenden Normalwerthe überall und zum Theil nicht unbedeutend übertreffen, so gehen sie über die größten früher vorgekommenen da, wo dies überhaupt der Fall ist, doch nur wenig hinaus: Für Deutschland im Ganzen hatte der Juli diesmal 22 Regentage, die größte frühere Zahl ist 20; und dabei ist zugleich zu beachten, daß diese in den 10 Jahren 1878—87 sogar dreimal vorkommt. Also, wie gesagt, die Ausnahmestellung des Jahres 1888 ist auch in dieser Beziehung nicht so sehr bedeutend.

Wirklich abnorm aber war dasselbe, resp. der Juli durch ein anderes Witterungselement, welches in der öffentlichen Besprechung viel weniger hervorgetreten ist, nämlich die Temperatur. Dieselbe lag durchschnittlich während des ganzen Monates und nicht nur in Deutschland, sondern in dem größten Theile Europas erheblich unter der Normalen. Schneefalle, wie sie dabei, insbesondere in England, vorgekommen sind, gehören zu den Abnormitäten. Doch soll hier nicht weiter darauf eingegangen werden.

Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß die vorher angeführten ungewöhnlich großen Regenfälle übrigens nicht die bedeutendsten sind, welche bei uns vorgekommen. Es sind nur einige des Monats Juli ausgewählt worden, um sie mit den anderen einsprechend in Vergleich stellen zu können. Die größte monatliche Regenmenge, welche überhaupt bisher in Deutschland beobachtet worden, war diejenige, welche im Monat März 1860 in Freudenstadt fiel. Sie betrug 666 mm also rund $^2/_3$ m. Außerhalb Deutschlands sind noch größere gemessen worden. Aber selbst die größten der gemäßigten Zone sind bekanntlich klein, ja sogar verschwindend klein gegen die Regenschauer der Tropen. So fielen, nach Capitain Rouffin, auf der Insel Cayenne vom 1. bis 24. Februar 1820 etwa 3990 mm, zu Cherraponje im Juni 1851 ca. 3740 mm Regen. — „Alte Seekente", sagt Manry, „berichten aus der Gegend der Windstillen von so heftigem und ununterbrochenem Regen, daß sie Trinkwasser von der Oberfläche des Meeres geschöpft haben." Und Dampier erzählt von La Gorgonie: „Als wir diese kleine Insel besuchten, machten wir uns Chokolade, die wir stehend im Regen trinken mußten. Damals regnete es so stark in unsere Caleebassen, daß, wenn wir auch noch so viel Chokolade und Regenwasser tranken, unsere Calebassen immer halb voll blieben, ja Einige schworen, es sei unmöglich, so schnell zu trinken als es regnete."*)

M. S.

*) Nach Dove, Klimatologische Beiträge I.

Literatur und Kunst.

Rudolf Clausius und sein Werk.

Ein Nachruf.

Von Franz Bendt.

Am 24. August starb zu Bonn, im Alter von 66 Jahren, einer der bedeutendsten Naturforscher Deutschlands, der Physikprofessor Rudolf Clausius. Sein Name ist innig verknüpft mit der Entwickelung des jüngsten Zweiges physikalischer Wissenschaft, mit der „Mechanischen Wärmetheorie", deren eigentlicher Baumeister er ist.

Die Arbeiten des großen Gelehrten, die sich übrigens auch in der Darstellung durch musterhafte Klarheit auszeichnen, sind streng wissenschaftliche, und wegen ihrer mathematischen Form nur einem engen Leserkreise zugänglich. Das ist denn auch der Grund, daß der Name Clausius nur den Fachgenossen recht vertraut ist und die große Zahl der nicht mathematisch Gebildeten von seinen Thaten fast Nichts weiß.

Wir möchten nun im Nachfolgenden, soweit es an dieser Stelle möglich ist, von dem Streben und den wissenschaftlichen Erfolgen des Verstorbenen Einiges mittheilen; allerdings sind wir, um dieses zu ermöglichen, gezwungen, ziemlich weit auszugreifen. — Zunächst die biographischen Daten.

Rudolf Clausius wurde am 2. Januar 1822 zu Köslin geboren. Nach vollendeten Gymnasialstudien widmete er sich seit 1840 an der Berliner Hochschule den mathematischen und physikalischen Wissenschaften. Er habilitirte sich sodann dortselbst für Physik und wirkte neben seiner Stellung als Privatdocent auch als Lehrer an der Artillerieschule. Seine erste Abhandlung zur mechanischen Wärmetheorie, welche den Namen des jungen Forschers sofort zu einem viel und weit genannten machte, erschien 1851 und vier Jahre hierauf erfolgte auch schon eine Berufung an das Züricher Polytechnikum zum außerordentlichen Professor, der sich bald die Ernennung zum ordentlichen Professor an der dortigen Universität anschloß. 1869 ging Clausius nach Bonn, wo er bis zu seinem Tode wirkte.

Zur Zeit als Clausius seine Universitätsstudien begann, bereitete sich ein tiefgehender Umschwung in den Principien der Physik vor, aus dessen Vollendung sich die Grundlagen unserer heutigen Naturlehre ergaben. Man war nämlich zu dem Erkenntnisse gelangt, daß die Wärme kein Stoff sei, wie die Mehrzahl der Naturkundigen bis dahin annahm, sondern eine eigenthümliche Bewegungsart der kleinsten Theile der Körper. Robert Mayer und gründlicher noch Joule hatten zudem zu zeigen vermocht, daß eine gewisse Wärmemenge einer bestimmten Arbeitsgröße entspräche und umgekehrt; sie hatten das mechanische Wärmeäquivalent entdeckt! — Joule's Messungen ergaben für eine Wärmeeinheit den Arbeitswerth von 425 Kilogrammmeter.*) Auf Grund dieser großen Entdeckung konnten Robert Mayer und Hermann Helmholtz ein Gesetz aus der Fülle der Erscheinungen ausschälen, welches die Constanz der Naturkräfte lehrte: Das Gesetz von der Erhaltung der Energie! Aber zu jener Zeit war die Lehre von der Wärme schon zu einem weiten Wissensgebiete gediehen, welche durch die Dampfmaschine in die Praxis eingriff, und aus welcher die Regeln für die Rechnungen zur Construction der Maschinen entnommen waren.

Durch Wärme wird eine Dampfmaschine zur Arbeitsleistung gezwungen! Es gehörte nicht viel Scharfsinn dazu, um in diesem Satze eine Beziehung zwischen Wärme und Arbeit zu vermuthen, sofern man nicht in jeder Maschine

*) Bei dieser Gelegenheit mögen sich unsere Leser erinnern, daß ein Kilogrammmeter der Arbeit entspricht, welche geleistet wird, wenn sich ein Kilogramm um die Höhe eines Meters erhebt; eine Wärmeeinheit (Calorie) aber die Wärmemenge ist, welche die Temperatur eines Kilogramm Wasser um 1° C. zu erhöhen vermag.

Digitized by Google

ein Perpetuum mobile sehen wollte, dessen Unmöglichkeit längst klar war. Eine Erklärung dieses Verhältnisses gab 1824 Sadi Carnot, ein Onkel des jetzigen Präsidenten der französischen Republik.

Da die Wärme als ein Stoff und daher als unvergänglich erschien, so mußte dieselbe Wärmemenge, welche der Maschine zugeführt wurde, auch dieselbe wieder verlassen. Aber wie entstand die Arbeit?

Carnot machte darauf aufmerksam, daß die Temperatur des Kühlwassers, welches die Maschine verläßt, eine niedere sei, als die im Dampfkessel. Dieser Temperatursturz, welchen der französische Physiker mit dem Falle des Wassers von einer höheren Stelle zur niederen verglich, sollte die Arbeit erzeugen. Die Carnot'sche Vorstellung hatte sich den Ingenieuren und Technikern jener Zeit tief eingeprägt und aus ihr hatte sich eine vollständige Theorie der Dampfmaschine entwickelt. Ja, noch mehr, auch andere Erfahrungsthatsachen, welche durch den Fleiß der Physiker zur Erscheinung gebracht worden waren, ließen sich im obigen Sinne erklären.

Da erfolgte die Entdeckung des mechanischen Wärmeäquivalentes, und das stolze Gebäude der Wärmelehre stürzte zusammen! Alle unglücklich die Sache damals stand, mag die Bemerkung zeigen, welche wir hier einfügen, und welche wir einer Arbeit aus jener Zeit entnehmen, die vom größten der lebenden Physiker Englands, Sir William Thomson, herrührt. Er schreibt: „Es möchte scheinen, daß die Schwierigkeit ganz vermieden werden würde, wenn man Carnot's Fundamentalaxiom verließe. Wenn wir dieses aber thun, so stoßen wir auf ungählige andere Schwierigkeiten, welche ohne fernere experimentelle Untersuchungen und einen vollständigen Neubau der Wärmetheorie von Grund auf, unüberwindlich sind. Es ist in der That das Experiment, auf welches wir ausschauen müssen, entweder für eine Bestätigung des Carnot'schen Axiomes und eine Erklärung der Schwierigkeit, die wir betrachtet haben, oder für eine ganz neue Grundlage der Wärmetheorie." — So stand die Sache, als Clausius, der damals 29 Jahre alt war, eine Abhandlung der Berliner Akademie vorlegte, welche darauf in der Februarsitzung 1851 zum Vortrage gelangte. Clausius schreibt selbst hierüber: „Ich zeigte in der Abhandlung, in welcher Weise die Fundamentalbegriffe und die ganze mathematische Behandlung der Wärme abgeändert werden müßten, wenn man den Satz von der Aequivalenz von Wärme und Arbeit annahm, und wies ferner nach, daß man auch die Carnot'sche Theorie nicht ganz zu verwerfen brauchte, sondern einen von dem Carnot'schen nur wenig abweichenden, aber auf andere Art begründeten Satz annehmen konnte, welcher sich mit dem Satze von der Aequivalenz von Wärme und Arbeit vereinigen ließ, um mit ihm zusammen die Grundlage der neuen Theorie zu bilden ohne fernere Experimente abzuwarten. Diese Theorie entwickelte ich dann speciell für vollkommene Gase und gesättigte Dämpfe und erhielt dadurch eine Reihe von Gleichungen, welche in derselben Form jetzt allgemein angewandt werden." In der Clausius'schen Abhandlung erhielt nun der Carnot'sche Satz, soweit er die Dampfmaschine anging, folgende Fassung: „Die von einer Dampfmaschine geleistete Arbeit ist der übergeführten Wärme und der Temperaturdifferenz zwischen Kessel und Condensator proportional." Bei seinen Entwickelungen bediente sich unser Gelehrter eines Grundsatzes, der, bekannt unter dem Namen des „zweiten Hauptsatzes der mechanischen Wärmetheorie", im Anfange viel umstochten wurde. In seiner ersten Form lautet er: „Die Wärme kann nicht von selbst aus einem kälteren Körper in einen wärmeren übergehen". Später wurde, um Mißverständnisse zu vermeiden, für „von selbst", „ohne Compensation" gesetzt.

Auf Grund dieses Satzes und mit Hülfe einer großen Zahl höchst geschickter mathematischer Entwickelungen, ist sodann die mechanische Wärmetheorie durch Clausius erbaut worden. Der Baumeister selbst hat die neue Theorie auf eine Anzahl physikalischer Erscheinungen in Anwendung gebracht; er entwickelte die Theorie der Dampfmaschine und suchte sodann besonders die elektrischen Phänomene zum Verständnisse zu bringen. Die Abhandlungen über die mechanische Wärmetheorie und ihre Anwendungen füllen zwei starke Bände.

Die junge Wissenschaft hat seitdem ihre Herrschaft über alle Theile der erklärenden Naturkunde erstreckt, kein Gebiet derselben kann ihrer Beihilfe mehr entsagen. Dem Astronomen gibt sie die Mittel um Einsicht in das Entstehen und Vergehen der Weltkörper zu erhalten, der Meteorologe findet mit ihrer Hülfe Aufschluß über das Wesen des Föhns und der Niederschläge und dem Physiologen dient sie als Observationsinstrument, um manchen Vorgang im Inneren des Menschen zum Verständnisse zu bringen!

In späterer Zeit beschäftigte sich Clausius mit Vorliebe mit der Untersuchung der elektrischen Erscheinungen. Wir besitzen von ihm eine vollständige Theorie der elektrodynamischen Vorgänge, der Dynamomaschinen, elektrolytische Untersuchungen und ähnliche der Art.

Clausius war auch einer der Vorkämpfer, welche Klarheit zu erhalten suchten über das Wesen der Elektricität. Gewisse Analogien zwischen Licht, Wärme und Elektricität führten ihn zu Ansichten von großer Tragweite, welchen wir hier mit seinen eigenen Worten Ausdruck geben wollen: „Wenn die Fortpflanzung der strahlenden Wärme und des Lichtes aus elektrischen Kräften erklärt werden soll, so muß man sich den Weltenraum mit Elektricität erfüllt denken und muß daher annehmen, daß derjenige im ganzen Weltenraume und selbst im Inneren der Körper vorhandene Stoff, welchen man bisher Aether nannte, nichts anderes ist als Elektricität. Wie man sich das Verhalten dieses Stoffes zu denken und auf ihn wirkende Kräfte zu erklären hat, das bedarf noch weiter fortgesetzter Untersuchungen." — Um einigermaßen vollständig, wenigstens in der Aufzählung der wichtigsten Arbeiten von Clausius, zu sein, müssen wir hier noch die mechanische Gastheorie anführen, deren Ausbau auch größtentheils sein Verdienst ist.

Alles in Allem ersieht man wohl, selbst aus unseren dürftigen Aufzeichnungen, was für eine Fülle von Arbeit zum Wohle der Menschheit das Leben unseres Forschers umfaßt. Welcher Scharfsinn, welch' ein Reichthum an Talent und Fleiß — deren Summe ja das Genie kennzeichnet — ihm eigen war, läßt sich allerdings erst aus dem Studium seiner Schriften erkennen!

Das gewerbliche Schulwesen in Sachsen.

Von Cornelius Gurlitt.

Die Kunst des Mr. Cumberland, das Gedankenlesen, ist längst kein Geheimniß mehr. So erstaunt man einst war, den Tausendkünstler an der Hand seines Partners schnell dem ihm unbekannten Ziele zueilen zu sehen, so einfach erscheint uns jetzt sein Werk, seit wir wissen, daß sein Verdienst nur in dem seinen Gefühle der Hand lag, welche dem leisesten Drucke folgte und scheinbar führend durch den Willen des Partners geführt wird. An jeder leichten Bewegung erkennt er das unwillkürliche Streben des Geführten nach dem Ziele und er erreicht dasselbe mit Sicherheit, indem er vorsichtig dessen Willen folgt.

Sein System ist das der sächsischen Regierung hinsichtlich des gewerblichen Schulwesens. Nicht sie führt dasselbe nach einer vorher festgestellten Richtung, sondern sie hält sich nur in Berührung mit allen Bestrebungen, um sich von diesen leiten zu lassen.

Sie kennt auch das Ziel nicht mit völliger Klarheit. Wer weiß, wohin die gewerbliche Bewegung in kommenden Jahren drängen wird? Sie fördert nur den Gang der Entwickelung durch eine vermittelnde Thätigkeit. Daß diese Art des Regierens gute Früchte hervorbringt beweist die jetzt in Dresden stattfindende Ausstellung gewerblicher Schulen des Königreichs Sachsen. Nicht weniger als 119 Schulen haben dieselbe beschickt. Gegen 800 Lehrer und 18,000 Schüler

Digitized by Google

sind vertreten. Es ergiebt sich somit ein Bild gewaltigen Schaffens, wie es auf räumlich so engem Gebiete kein Land der Welt aufzuweisen vermag. Die Ausstellung zeigt die Erfolge der sächsischen Gewerbeschulen-Politik in dem glänzendsten Lichte, und erhält hierdurch eine weit über ihre nächsten Ziele hinausgehende Bedeutung.

Das sächsische Gewerbeschulwesen geht schon auf die Zeit der napoleonischen Kriege zurück. Die erzgebirgischen Spitzen-Klöppelschulen entstanden als Staatsanstalten seit 1808. Einen großen Aufschwung nahm das Schulwesen nach der Bewegung von 1830, indem nicht nur die vom Staate erhaltenen Bangewerkeschulen ausgebildet, sondern nun auch von Vereinen Schulen geschaffen wurden, um den Rückgang im Gewerbe entgegen zu wirken. Von den auf der Ausstellung vertretenen Schulen bestanden 1850 schon 24. Zwischen 1850—1869 entstanden 28 weitere Schulen. Die siebziger Jahre brachten deren 34 neue, die achtziger Jahre 33. Bezeichnend ist hierbei, daß der Staat im Ganzen nur 11 von diesen 119 Schulen geschaffen hat und zwar sind dies in neuerer Zeit nur die Hauptlehranstalten, welche dem höheren Unterricht dienen. Die ganze Fülle der Fachschulen, gewerblichen Zeichen- und Fortbildungsschulen entstanden aus der Anregung der betreffenden Kreise selbst. Zwei derselben gründeten Stadtgemeinden, vier zogen aus Stiftungen ihre Mittel, 15 sind Unternehmungen von Privaten und nicht weniger als 52 sind von Gewerbevereinen, Handwerkervereinen, oder besonders für den Zweck der Schulen gebildeten Consortien unternommen worden, wozu noch die 16 Innungsschulen zu rechnen sind.

Es zeigt sich hieraus wie tief in Sachsen die Nothwendigkeit empfunden wird, durch die Schulen auf die Ausbildung des jüngeren Geschlechtes industrieller Arbeiter einzuwirken. Es offenbart sich in jenen Zahlen eine Opferfreudigkeit, welche als ein stolzer Ruhmestitel für das kleine Land gelten muß. Der Regierung wird die Führung im Gewerbeschulwesen dadurch außerordentlich erleichtert.

Es ist Grundsatz derselben, Schulen niederen Lehrzieles selbst nicht zu gründen, wohl aber dort, wo sie aus dem Bedürfnisse und dem Bürgersinne der Gemeinden oder Privaten entstanden sind, mit Geldmitteln zu unterstützen. Bedingungen werden an diese Geldmittel in der Regel nicht geknüpft. Man läßt den Anstalten volle Freiheit, weil man wohl weiß, wie sehr selbst verständiges Dazwischenreden dem guten Willen Eintrag thut. Der Staat hat einen Gewerbeschul-Inspector angestellt, welcher die Schulen besucht, den Schulvorständen und Lehrern gegenüber lediglich die Stelle eines vorsichtigen Berathers einnimmt und dem Ministerium über die Leistungen der Schule berichtet. Lehrplan und Methode richtet sich jede Schule nach eigenem Wunsche ein. Man ist sich eben in Dresden klar, daß die Industrie nicht nach einem Schema glücklich gemacht werden kann, man weiß, daß jedes einzelne Gewerbe seine besonderen Lebens- und Lehrbedingungen hat. Es ist kein Zufall, sondern der Erfolg dieser freien Auffassung, daß mehrere deutsche Gewerbeverbände ihre Schulen in kleine sächsische Städte verlegten. So die Uhrmacher nach Glashütte, die Klempner nach Aue, die Drechsler nach Leisnig. All diese blühenden Institute bilden kleine Centre der Intelligenz, welche Sachsen wieder zu Gute kommen. Ihre Lehrer sind fast durchweg nach dem Grundsatze gewählt, daß dem Gewerbe nur der Praktiker dienen könne, in ihren Lehrplänen macht sich immer mehr das Streben geltend, ohne sich an „allgemein bildenden" Fächern, zu selbst an der „theoretischen Vorbildung" aufzuhalten, auf das praktische Ziel los zu gehen. Man ist eben in Sachsen der Meinung, daß im Lehrgebiete der Volksschule der junge Mann nach seinem Abgange aus der Volksschule und der sich hier gesetzmäßig anschließenden Fortbildungsschule, sobald er in das Gewerbeleben eingetreten ist, nicht mehr wesentlich gefördert werden kann, daß in dem Unterrichte, dessen Kosten er noch zu erschwingen vermag, jede Minute darauf verwendet werden muß, ihn in seinem Fache selbst vorwärts zu bringen und wenn er auch noch so wenig von Geschichte und Naturwissenschaft, Mathematik und selbst Religion wisse. Jedes an seinem Ort!

So giebt es denn in Sachsen ein buntes Gemisch von Schulen, sind hier fast alle Lehrsysteme vertreten. Die Handfertigkeitsschulen in den Städten und in Bezirken mit armer Bevölkerung, die Frauen-Erwerbsschulen, die gewerblichen Fortbildungsschulen mit Abendunterricht, die offenen Zeichensäle nach Pariser Vorbild, die Innungsschulen mit ihrer eigenartigen Fachrichtung wirken oft concurrirend neben einander. Aus Dresden allein haben 15 Schulen mit 140 Lehrern und 3000 Schülern ausgestellt! Hierbei sind die höheren Lehranstalten: Polytechnikum, Kunstgewerbeschule, Handelsakademie und Conservatorium nicht mit vertreten.

Es ist unter solchen Verhältnissen nicht zu vermeiden, daß sich auch Uebelstände herausstellen. Jeder Schulunternehmer wählt sich die Lehrer nach eigenem Ermessen, oft sind dieselben Handwerker, selten lehren in den praktischen Fächern pädagogisch gebildete Männer. Jeder macht sich seine eigene Lehrweise, jeder muß eigene Erfahrungen sammeln und hat wenig Antheil an den Errungenschaften anderer Schulen. Namentlich dort, wo künstlerische Dinge mit in Frage kommen, sind die Lehrer kleinerer Orte meist schlimm daran. Sie sollen Schüler zu tüchtigen Webern, Patroneuren, Musterzeichnern ausbilden, in das Getriebe der Mode eingreifen und stehen doch selbst ganz außerhalb der Modebewegung. Im Kleingetriebe des Fabrikstädtchens verfahren sie, verbeißen sie sich in selbsterfundene Systeme, ihnen und ihren Schülern zum Schaden.

Die Art nun, wie die sächsische Regierung diesen Schäden gegenüber eingreift, ist höchst lehrreich auch für andere Länder. Wir nannten schon als Mittelsperson zwischen den kleineren Provinzschulen und der Regierung den Gewerbeschul-Inspector. Seine Thätigkeit kann, der Natur jedes Menschen entsprechend, immerhin nur eine einseitige sein. Sie wird in der trefflichsten Weise ergänzt durch die Ausstellungen gewerblicher Schulen, deren erste 1883 in Zwickau stattfand und deren zweite jetzt eben in Dresden abgehalten wird. Diese Ausstellungen sind „für die Aufsichtsbehörden, Vorstände und Lehrer der gewerblichen Schulen" bestimmt. Jede Schule bringt in Anzugsmäßig festgestellter Weise durch Schülerarbeiten den Lehrgang und nichts weiter als diesen zur Schau, der aus Arbeiten verschiedener Schüler aber des letzten Schuljahres zusammengestellt werden muß. „Die Ausstellungen der einzelnen Schulen sollen nicht auf decorative Wirkung berechnet sein", sagen die „Grundsätze". Die Ausstellung selbst hat dadurch freilich ein ganz anderes Wesen, wie so viele ähnliche Unternehmungen. Doppelconcerte, Feuerwerke und Panoramen sind mit ihr nicht verbunden. Für den Neugierigen bietet sie wenig, ist sie sogar entschieden langweilig. Um so bedeutender ist sie für den Fachmann, den sie dienen soll.

Die Leiter der Schulen sind in ihrer Mehrzahl in Dresden. Jeder hat einen Bericht über die der seinen verwandten Lehranstalten einzureichen. Diese Berichte kommen in den die Ausstellung begleitenden Sitzungen zur Besprechung. Somit wird das Lehrsystem Gegenstand gründlicher Behandlung, wird der Einzelne durch die Kritik seiner Fachgenossen besser geleitet, als dies durch Regierungsverordnungen geschehen könnte. Die Beamten des Ministeriums sind nur Theilnehmer an der freien Versammlung, welche der Gewerbeschul-Inspector leitet. Der Fabriks-Inspector ist den Verhandlungen beigezogen, ebenso, wenn wohl auch nicht in genügendem Umfange, Vertreter des Gewerbes. Die Regierung lernt die Lehrkräfte, den Gedankeninhalt derselben kennen, wird belehrt, indem sie allgemeine Belehrung fördert.

Ein Vergleich der Zwickauer mit der Dresdner Ausstellung giebt davon Kunde, wie groß der Fortschritt der letzten Jahre ist. Die Hauptfehler im gewerblichen Unterricht, die Neigung, das Ziel der niederen Schulen zu hoch zu stellen, hat in höchst bemerkenswerther Weise nachgelassen. Die Kritik der Fachleute an dem in Webereien hergestellten Bildnisse des Kaisers, den gestickten Landschaften, der Bildhemmalerei im Zeichenunterrichte hat mehr gewirkt, als die Verordnungen der Ministerien mancher Nachbarländer gegen solche Ueberschreitungen eines verständigen Lehrprogrammes. Außerordentlich lehrreich ist zu sehen, wie die Schulen der Mode oder wenn dies

Digitized by Google

dem Lehrer vornehmer klingt, der Stilbewegung zu folgen, ja sie zu leiten bestrebt sind. Denn die Lehrer der wichtigsten sächsischen Anstalten haben den Grundsatz, die Schule müsse, wie die Werkstätte des Meisters, in ihren Arbeiten unmittelbar an das Bedürfnis des Lebens sich anschließen. Ist Rococo Mode, so machen die sächsischen Schulen auch Rococo, ebenso wie beispielsweise der Lehrling eines Ateliers für Musterzeichnen vom ersten Tage an den Stil arbeiten muß, der eben vom Geschäftsbetriebe gefordert wird. Man hat zu üble Erfahrungen mit dem „edlen" Stile, mit der z. B. in Preußen noch spukenden „Grundlage durch die Antike" gemacht, als daß man erst den frischen Sinn des jungen Gewerbekünstlers mit der abstrakten, dem modernen Leben so westernen Kunst von Hellas zu trüben geneigt wäre.

Der Erfolg der zweiten Ausstellung dürfte auch noch eine Klärung nach einer anderen Seite geben; und zwar in der Stellung der Lehrerschaft zu den verschiedenen Zeichensystemen. Immer mehr bildet sich der Kampf gegen das Mechanische derselben aus, die Abneigung gegen die Zeichenvorlagen. Bekanntlich lernen die Kinder in unseren Volksschulen erst gerade Striche, dann Kreise und so fort zeichnen, schreiten also systematisch vom Einfachen zum Schwierigen weiter. Das „Schönheitsgefühl" wird dann durch Zeichnen von klassischen Ornamenten ausgebildet. Nun aber hat man beobachtet, daß durch die Langeweile, welche das Kind bei der öden Linienmalerei empfindet, wenn es auch vielleicht eine gewisse Handfertigkeit erlangt, doch sicher die Lust und das Verständnis von dem erliert, zu welchem Zweck man eigentlich zeichnet, nämlich zur Darstellung körperlicher Dinge. Jedes kleine Kind zeichnet so lange bis es in die Schule kommt. Dort erst treibt ihm das „System" die Freude an seinen Krakeleien aus, die ihm aber immerhin ein Bild des Darzustellenden bieten, statt an diesetben anzuknüpfen und sie fortzubilden, indem das Zeichnen vom ersten Tage an zur Darstellung einfachster, später schwierigerer in greifbaren Formen vorliegender Gegenstände verwendet wird. Dies ist doch so einfach, wie der Grundsatz, daß für die Anfänger im Lesen nicht kunstvoll verschlungene, aber keinen geistigen Inhalt bietende Sätze, sondern alsbald Worte gebildet werden, mit welchen das Kind einen Begriff verbindet.

Heute bildet das Zeichnen von „Palmetten" meist das Ziel des Zeichenunterrichtes selbst höherer Schulen. Diese Palmetten sind Formen, die kein Mensch mehr weder im Kunstgewerbe noch in der Architektur verwendet, weil sie zu langweilig für unser Empfinden sind. Trotzdem sollen gerade sie, als Erzeugnisse des hellenischen Klassicismus vorzugsweise „den Geschmack bilden". Diese Abstraktion, die Abwendung des Kunstunterrichtes von der lebendigen Kunst, dies Vorführen von Dingen als schön, weil sie früher für schön galten, kann nur verwirrend auf das Kindergemüth wirken. Im Kunstunterrichte giebt es keinen klassischen Stil als den, welcher der Ausdruck des Zeitgeistes ist, kann nur das Moderne, das was der Lehrer selbst schafft und erstredt, wirksam sein, hier muß die Schule mit dem Leben gehen. Nur zu lang hat in den Akademien der stets zu dem leersten „Idealismus" führende klassische Geist der deutschen Kunst die Kühnheit im Fortschreiten, die Fähigkeit zu selbständiger Entfaltung genommen. Endlich müssen wir einsehen lernen, daß die Antike und die anderen klassischen Stile zwar sehr schön, aber keine Zuchtmeister für uns sind, deren Gesetze wir uns zu beugen haben. Das „modern Sein" muß aufhören als Makel zu gelten.

In der Dresdner Ausstellung sieht man freilich noch vielerlei „Vorbilder", die mir wenig vorbildlich zu sein scheinen. Selbst das neu erschienene Vorlegewerk, welches den Schulen von der Regierung empfohlen wird, scheint mir ein Mißgriff. Es ist doch weiter nichts als der alte Kohl in neuem Topfe. Auf seinen Wandtafeln findet man die alte Systematik, die alte Palmetten-Seligkeit. Es ist geradezu unerfindlich, warum Formen, die jeder Bauherr als Schmuck an seinem Hause entschieden ablehnen würde, den Geschmack „bilden" sollen, warum das Trockene an sich auch das „Edele" sein soll. Die Schaffung von Vorbildern darf nicht einem Einzelnen überlassen werden. Man nehme dieselben unmittelbar aus der Praxis, man sorge für ihren schnellen Wechsel. Das Schönheitsempfinden schwankt im gewerblichen Leben alljährlich. Dieses Schwanken ist sein Lebensnerv. Daher giebt es auch nicht unbedingt schöne, unbedingt vorbildliche Formen. Jede neue Tapete, die den Zeitgeschmack gut getroffen hat, ist als Vorlage für Musterzeichner besser geeignet, als eine Akroterie des Parthenons. Die Meister des Mittelalters, der Renaissance suchten so auch nicht in der correcten Auffassung fremder Stile das beste Lehrmittel, sondern waren so bewußt modern, daß sie selbst das Alte, nach dem sie studierten, alsbald nach ihrem Sinne ummodelten, so daß es ein Neues wurde.

An einer Reihe von Schulen sieht man denn auch das Eingreifen eines frischen, minder akademisch vertrockenden Sinnes. Die Dresdner Kunstgewerbeschule, jene zu Plauen i./V. sind schon längst dafür bekannt, bei Vielen freilich auch dafür berüchtigt, frisch in das Tagesleben, in den Kampf der Moden oder Stile mit einzugreifen.

Die großen Erfolge der sächsischen Textilindustrie in künstlerischer Beziehung beruhen auf diesem Lehrsysteme. Geradezu überraschende Fortschritte zeigen die erzgebirgischen Spitzenklöppelschulen, seit ihr Centralort Schneeberg eine staatliche Gewerbezeichenschule erhielt. Beide Lehranstalten verdienen in ihrem Zusammenarbeiten unbedingte Anerkennung. Die Stickschulen der Frauenvereine sind auf einer Höhe der Leistung angelangt, die vor 15 Jahren noch nicht erträumt wurde, die kleineren Webeschulen des Landes, an denen früher viel Unnützes mit behäbigem Selbstgefühle betrieben wurde, schreiten tüchtig vorwärts, die Handwerkerschulen werden vielfach von Lehrern geleitet, die mit den leitenden Staatsanstalten in geistigem Zusammenhange stehen. Merkwürdiger Weise zeigt sich das regsame Leipzig als selbst hinter kleinen Städten im Stande der Entwicklung als zurückstehend.

Immer mehr schrumpft das mechanische Kopiren von Vorlagen zu Gunsten des Darstellens körperhafter Dinge ein. Alle Gegenstände kann man die Methoden der Dresdner Baugewerkschulen und des Technikums Mittweida hinstellen. In ersterer werden die Constructionen in Holz, Stein, Eisen nur nach den dem Schüler vorgelegten Modellen gezeichnet, so daß dieser erst das Object und dann die zeichnerische Darstellbesselben kennen lernt. So wird erreicht, daß die Zeichnung für ihn, wie sie soll, ein von ihm selbst geschaffenes und deshalb lebendiges Bild der dargestellten Körper wird. In Mittweida kopirt der Schüler noch große Maschinen nach Vorbildern, zeichnet er Dinge, welche er nie sah, vielleicht auch nie sehen wird, sicher aber ihrem innersten Wesen nach nicht versteht.

Die Ausbildung des Vorbilderwesens, namentlich auch die Beschaffung von Modellen für die verschiedenartigen Schulen wird die Aufgabe der Zukunft des sächsischen Gewerbeunterrichtes sein. Es ist zu hoffen, daß die Regierung auch hierin jene vorsichtig leitende Art beibehält, welcher sie ihre Erfolge verdankt und lediglich durch Anregung und Unterstützung aus der Menge ihrer tüchtigen und praktischen Lehrer sich das Material für den Vorbilderunterricht herbeibringen läßt, aus welchen die Schulen selbst dann die Wahl treffen können.

Wie hinsichtlich der Fabriks-Inspectionen Sachsen das Musterland des Reiches geworden ist, so auch im gewerblichen Schulwesen. Der Vortheil auch in social-politischer Hinsicht, welcher aus letzerem erwächst, liegt zu Tage. Der Staat hat seine Aufgabe hier richtig erfaßt, indem er seine Organe zu Förderern, nicht zu Herren in dem betreffenden Gebiete des Gewerbelebens machte! Diese Stellung erfordert viel Geduld, viel guten Willen und viel Nachsicht. Aber der Erfolg ist im Begriff zu beweisen, daß sie die allein wirksame ist. Das Reglement und die bevormundende Voraussicht des grünen Tisches verwögen in einer so vielfach komplicirte Maschine, wie es das Leben der Industrie ist, nur Unheil anzurichten. Die Dresdener Ausstellung würde einen doppelten Erfolg haben, wenn durch sie diese Erkenntniß auch über die sächsischen Grenzen hinaus verbreitet würde.

Digitized by Google

Thümmel's Shakespeare-Charaktere.

Besprochen von Hermann Conrad.

Mit dem zweiten Bande von Thümmel's Shakespeare-Charakteren*) hat ein Werk seinen Abschluß erhalten, welches — das Produnet der mehr als zwanzigjährigen Arbeit eines tief gebildeten, geistvollen Mannes — zu dem Besten gehört, was Deutschland zu Ehren des großen Briten hervorgebracht hat. Wenn wir uns die Gegenstände der in den beiden Bänden vereinigten Abhandlungen vergegenwärtigen — Kinder- und Frauengestalten, Geistlichkeit, Narren und Clowns, Liebhaber, Helden, Greise, Repräsentanten des Gemeinen, Niedrigen und Bösen — so zeigt sich, daß der Verfasser den ganzen umgebenen Kreis Shakespeare'scher Charaktererschöpfungen an uns vorüberziehen läßt und die Vollständigkeit der Werke von Ulrici, Gervinus und Kreyßig, wenn wir von dem in den letzteren zusammengetragenen literarhistorischen Materiale absehen, erreicht. Thümmel's Werk unterscheidet sich vortheilhaft von dem Gervinus'schen dadurch, daß es nicht von einem im Voraus construirten Systeme der Lebensdarstellung ausgeht, das der freien Dichterarbeit als ein machtloser Vergewaltigungsversuch gegenübersteht; seine juristische Gewissenhaftigkeit ist unfähig, die Charaktere unter das Joch vorgefaßter Ideen zu beugen, was Gervinus nicht selten thut: er stellt jeden Charakter, losgelöst aus dem Organismus des Kunstwerkes, in seinem eigenthümlichen Lebensrechte vor uns hin in hellem, scharf umrissenem Abbilde. Auch Thümmel's Stil hat — ebenfalls zu seinem Vortheile — nichts mit dem von Gervinus gemein, der nur zu oft die durchsichtigsten Gegenstände mit einem Nebel philosophisch vollthönender Redewendungen uns und — sich selbst verdichteirt: er erfüllt vielmehr vollkommen die moderne Forderung der Einfachheit und Klarheit, ohne darum rhetorischen Schmuckes und geistreicher Pointen zu entbehren. Und wenn wir bei Thümmel das Feuer Kreyßig'scher Beredtsamkeit vermissen, so fühlen wir uns doch sicher vor der Gefahr, auf Irrpfade hingerissen zu werden, und folgen vertrauend seiner Führung, die selten vom rechten Wege abweicht.

Thümmel hat die Figuren der Shakespeare'schen Dichtungen nicht dramenweise, wie bisher üblich, sondern gruppenweise geschildert, indem er die sämmtlichen Vertreter einer bestimmten Charakterrichtung in seinen Abhandlungen zusammenstellt. Aus dieser Einrichtung ergab sich von selbst, daß er innerhalb der Charaktergattungen Arten unterscheiden mußte, daß er z. B. die Helden Shakespeare's in Helden „des Aufganges, der Höhe, des Niederganges" eintheilte. Die Schwierigkeiten, welche ein solches Schematisiren mit sich brachte, scheinen mit nicht überall hinlänglich überwunden zu sein; besonders erregt das Capitel „Die Repräsentanten des Gemeinen, Niedrigen und Bösen" nach dieser Seite hin Anstoß.

Schiller, und mit ihm Thümmel, trennt die Begriffe des Gemeinen und des Niedrigen: in dem ersteren erkennt er nur eine negative Seite, das Fehlen von Vorzügen, den Mangel großer Eigenschaften; während das Niedrige einen positiven Charakter hat und sich in schlechten Sitten, in verächtlicher Gesinnung zeigt. Nach dieser Desinition ist der Schritt vom Niedrigen zum Bösen ein sehr kurzer, und es dürfte schwer sein, zwischen beiden Begriffen eine klar erkennbare Grenzlinie zu ziehen; und auch die ersteu beiden Begriffe lassen sich consequent nur dann aus einander halten, wenn man das Gemeine als das Triviale, Mittelmäßige ohne den im Niedrigen liegenden tadelnden Nebensinn faßt. Das hat Thümmel nicht streng genug gethan: er hat das Gemeine nicht bloß nicht vom Niedrigen, sondern mitunter auch nicht einmal vom Bösen gesondert. Dadurch erhalten eine Reihe von Charakteren, selbst wenn ihre Zeichnung im Einzelnen treffend ist, ein schiefes Ansehen. Als „gemeine" Seelen finden wir unter Anderen zusammengestellt die Tribunen Sicinius und Brutus, die Könige Johann, Heinrich IV., Heinrich VI. und Jacques. Jene Tribunen, welche die Absicht aussprechen, Coriolan „den Hals zu brechen", zeigen doch wohl mehr eine niedrige Gesinnung. Jacques, ein Weiser einzig in seiner Art unter den Geschöpfen Shakespeare's, ist weder gemein noch niedrig, noch böse, sondern bei aller geistiger Bedeutung krank. Ebenso wenig paßt Heinrich VI. in eine dieser Kategorien: seine Schwäche steht zwar weit unter dem Niveau des Mittelmäßigen; aber „einen geistig und sittlich hochstehenden Menschen, der gerecht, liebreich, menschenfreundlich, stets hülfsbereit — mit seinem Gefühle für das Schöne und Gute begabt ist — einen sinnigen Heiligen" werden wir unmöglich als gemein bezeichnen können. Dagegen müssen wir einen Charakter wie Johann, diesen verrätherischen und mörderischen König, als entschieden böse bezeichnen. Heinrich IV. ist neben so vielen gelungenen Portraits total verzeichnet; Thümmel schildert uns den historischen Bolingbroke, was Shakespeare durchaus nicht thut: dieser sieht vielmehr einen Theil von dem Glanze, mit dem er das Idol seines Herzens, Heinrich V., umgibt, auf dessen Vater überstrahlen; er zeichnet ihn als einen Mann, der von einem so großen Sohne geliebt und verehrt wird.

Unter den Bösewichten scheint mir die Reihe derer, welche das Böse thun ohne jedes andere Motiv als die reine Lust am Bösen, zu zahlreich. Ueberall, wo solches Ungeheuer in Menschengestalt gezeichnet worden sind, sind sie das Product einer zugendlich zügellosen Phantasie in Verbindung mit einer jugendlichen Lebenserfahrung; das reifende Kunstverständniß erkennt leicht, daß solche krankhafte Abnormitäten überhaupt kein Gegenstand für poetische Darstellung sein können. Shakespeare hat nur einen derartigen Charakter in seinem ersten Drama und in einem Alter von etwa 23 Jahren gestaltet: es ist Aaron in „Titus Andronicus". Don Juan in „Viel Lärmen um Nichts" ist ein Misanthrop, der in seiner tiefinneren Unzufriedenheit den Anblick glücklicher Menschen nicht ertragen kann, und gleichzeitig ein Intrigant: man kann diesen Heimlich gehässigen Menschen unmöglich auf eine Stufe mit Aaron stellen. Was Jago anbetrifft, so ist Thümmel nicht der einzige, der in ihm den eingefleischten Teufel sieht und damit Shakespeare noch in reiferen Jahren einer solchen ästhetischen Mißschöpfung für schuldig erklärt; und allerdings ist die Leichtigkeit, mit der er zur bösen That schreitet, eine besondere große. Eine Lust am Bösen in Jago voranzusetzen verbietet der Dichter uns dadurch, daß er ihn selbst die Motive seines Verbrechens anführen läßt. Geht man nun so weit zu sagen: die Gründe, die er anführt, sind in Wirklichkeit keine, sie sollen sein Verbrechen nur vor ihm selbst beschönigen — so muthet man sich zu, die Absichten des Dichters besser zu kennen als er selbst, und entzieht dem Verständnisse der Dichtung jeden solden Boden. Um die Motive der Handelnden eines Dramas zu beurtheilen, dafür haben wir eben nichts anderes als die Worte, die sie selbst sprechen und die Andere über sie sprechen. Denselben Fehler hat man bei der Beurtheilung Hamlet's begangen, indem man sich nicht klar gemacht hat, daß die Worte Ophelia's über ihn zweifellos denjenigen Charakter zeichnen, welchen Shakespeare im Hamlet darstellen wollte — zweifellos darum, weil es keinen verständigen Grund geben kann, weshalb der Dichter den Leser so hätte in die Irre führen sollen. Wenn uns also Shakespeare durch den Mund Jago's, und zwar in seiner allerersten Rede, verkünden läßt, daß gefränkte Eigenliebe das Motiv seines Handelns ist, so müssen wir das einfach glauben, ganz abgesehen davon, daß es in diesem Falle zugleich ein sehr plausibles Motiv ist. Es ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung, daß jene einseitig verstandesbegabten, niederen Naturen, die ihren Vortheil im Alltagsleben so klar zu erkennen und zu gewandt zu erreichen wissen, sich zu Höherem berufen glauben, als die Welt aus ihnen zu machen pflegt. Und doch thut Othello durchaus recht, wenn er Jago von höheren Commandostellen fernhält: vor irgend eine folgenschwere Entschließung gestellt, die einen Blick über den nächstliegenden Vortheil hinaus, irgend welches Maß von Ge-

*) Halle, Max Niemeyer. Der erste Band war bereits 1881 erschienen. Die meisten der Aufsätze sind zum Theil schon lange vorher in den „Jahrbüchern der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft" veröffentlicht worden.

Digitized by Google

sinnungsgröße erforderte, würde der anstellige Kopf das schmählichste Fiasko machen; er ist eben nicht bloß so schlau, er ist auch so unfähig wie ein Fuchs.

Die Eintheilung der Liebhaber in solche, die lore (wahre Liebe), und in solche, die fancy (eingebildete Liebe) fühlen, ist insofern anschaulich, als fancy gar nicht das ist, wofür die meisten Erklärer es halten: eine besondere Art von Liebe, „das phantastische Gebilde der Neigung und Einbildung zugleich, welches sich den Thatsachen assimilirt," d. h. sich ihnen unterordnet. Fancy ist vielmehr eine der beiden Vorstufen zur love, der dauernden, tiefen Liebe, die jeder Liebhaber zu überwinden hat. Die Liebestheorien der Renaissance unterscheiden drei Phasen der Liebe: die erste ist die Augenliebe, das plötzliche Ergriffensein bei dem Anblick einer schönen Erscheinung; die zweite ist das liebende Gedenken an den abwesenden Gegenstand oder fancy; dies ist der Zustand der allgemeinen Liebessehnsucht, der Liebesbethätigtheit, die leicht den Gegenstand wechselt. Bleibt die fancy allen Versuchungen zum Trotze an dem Gegenstande, der sie erregte, haften, dann wird sie zur love. Die Zeitgenossen Shakespeare's fanden keinen verwerflichen Wankelmuth in dem plötzlichen Uebergange Romeo's von Rosalinde zu Julia: wenn er Rosalindens gedachte, so liebte er sie darum noch nicht; der Anblick des schönen Weibes hatte ihn nur liebesfähig gemacht, den Boden seines Herzens für die Aufnahme der wahren Liebe bereitet; so geht der Zustand der fancy, in welchem er sich Rosalinden gegenüber befindet, beim Anblick Juliens in love über. Unter diesem Gesichtspunkte darf man Bassanio nicht als einen fancy-lover bezeichnen; und wenn man Hamlet's Verhältniß zu Ophelia für eine leichtfertige Liebelei hält (mit Rücksicht auf den äußerlichen Wortlaut der 1. Scene des 3. Actes), so schließt das eine vollkommene Verkennung seines Gemüthszustandes in sich.

Ueberhaupt kann die Darstellung Hamlet's, wie sie in dem Kapitel „Helden" gegeben wird, heute nur noch auf getheilten Beifall rechnen. Es ist die bekannte Goethe'sche Auffassung, der sich Schlegel anschloß und die Tieck in's Niedrige verzerrte. Ihnen erstand ein geistesstarker Gegner in Hermes (1827), der meines Wissens zuerst in Deutschland für die Heldenhaftigkeit Hamlet's eine Lanze brach. Börne gab sich dann die größte Mühe, die Goethe'sche Auffassung zu Tode zu hetzen, indem er in einem seiner souverän geistreichelnden Essays ihre Consequenzen bis zum Unsinn zog und aus dem schwachen, zarten Hamlet Goethe's einen verächtlichen Burschen, aus dem Könige aber einen „vornehmen Geist — einen großen, königlichen, ehrfurchtgebietenden" Menschen, also den Helden machte. Sie erstand dennoch wieder bei Gervinus in dem reineren Goethe'schen, bei Kreyßig in dem unreineren Tieck-Börne'schen Sinne. Dem Letzteren — und vielleicht ihm nicht allein — kam es darauf an, in Hamlet eine der deutschen Nation schuldgegebene Willensschwäche energisch zu züchtigen. Neben ihnen vertrat Ulrici eine edlere Auffassung des Hamletcharakters, und die Anhänger dieser Richtung mehrten sich: die Werke von Tschischwitz und Werder erschienen. Dann versetzte Hermann Baumgart der alten Auffassung in einem Büchlein*), zugleich fein und mächtig, einen Streich, von dem sie sich schwerlich jemals wieder ganz erholen kann. Und seit dieser Zeit haben sich die Stimmen zu Gunsten Hamlet's — hier wie jenseits des Canals — bedeutend gemehrt.

Thümmel geht nicht so weit, wie eine Reihe seiner Vorgänger, einen tragischen Helden Shakespeare's zum Feigling zu stempeln; er weist vielmehr an den bekannten Vorgängen des Stückes nach, daß die Furcht Hamlet unbekannt ist. Dadurch aber wird der Widerspruch, der in seiner Auffassung liegt, um so augenfälliger. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß Shakespeare den für den Verlauf der Handlung durchaus entbehrlichen Kampf mit den Seeräubern, bei dem Hamlet sich so rühmlich benimmt, absichtlich eingefügt hat, um dem Hörer oder Leser jedes Bedenken hinsichtlich der heldenhaften Eigenschaften des Dänenprinzen zu nehmen. Wenn also Hamlet hier und bei anderen Gelegenheiten eine heldenhafte Initiative zeigt und „des Kriegers Arm" dem Mörder seines Vaters gegenüber dennoch unthätig bleibt, so werden wir den Grund dafür wohl schwerlich in seinem Mangel an Heldenhafter Initiative suchen dürfen, sondern wir legitimiren in dem unausgesprochenen Absehen vor der Erfüllung eines Gebotes, das so wenig Heldenhaftes ihm auferlegt, wie einen Mord und die Entehrung der eigenen, geliebten Mutter. Wir werden dann auch nicht in der unhaltbaren Lage sein, einem Shakespeare die ästhetische Ungeheuerlichkeit zuzutrauen, daß er einen dramatischen Helden an seiner Schlafheit zu Grunde gehen läßt. Und wir werden dann schließlich die tragische Stimmung, die uns beim Anblick dieser Tragödie mit elementarer Gewalt ergreift, nicht zu erklären haben als ein absolut untragisches Mitleid mit der Schwäche eines Menschen, sondern als eine tiefe Trauer über die Unvollkommenheit unseres Erdendaseins, wo die reinste, vornehmste Menschlichkeit gerade durch ihre Reinheit und Vornehmheit dem Untergange geweiht werden kann in einer unmenschlichen Zeit.

Shakespeare sah solche hamletische Conflicte öfter vor Augen in einer Zeit, wo die einzelnen Blumen höchster Geistes- und Gemüthsbildung, auch eine Art „schöner Menschlichkeit", emporblühten mitten unter den barbarischen Traditionen des Mittelalters. Er kannte z. B. einen Menschen — und nach meiner (anderweitig begründeten) Ueberzeugung war es sein Freund — der, ein Liebling aller Götter, ein trauriges Ende nahm an einem Hofe, wo die Kraft der Verschlagenheit viel mächtiger war als Heldensinn oder irgend eine Geisteskraft. Und zwischen diesem Manne und seinem Hamlet hat man eine Reihe von Charakterähnlichkeiten nachgewiesen — vielleicht mehr als vorhanden waren. Was aber zweifellos, ist die Thatsache, daß er die Zusätze, welche die alte Hamletsage erst zu einem tragischen Stoffe machten — die Verführung der Mutter des Helden und die Ermordung des Vaters durch den Verführer*), aus der Familiengeschichte dieses Mannes entnahm. Esser tödtete seinen Stiefvater Leicester nicht; denn auch er liebte seine ungetreue Mutter — und Niemand zweifelt an seiner Heldenhaftigkeit.

Indem ich nun nochmals das Thümmel'sche Buch allen Shakespearefreunden angelegentlichst empfehle, möchte ich zum Schluß an den Herrn Herausgeber — der Verfasser weilt nicht mehr unter den Lebenden — die Bitte richten, in einer zweiten Ausgabe die zahlreichen störenden Druckfehler, die sich besonders in englischen Namen und Worten finden, verschwinden zu lassen.

*) Die Hamlettragödie und ihre Kritik. 1877.

*) In der amtlichen Untersuchung über den durch Gift veranlaßten Tod des alten Grafen Essex wurde die Schuld des Leicester's nicht erwiesen; aber Alles glaubte daran, da jener außer dem Verführer seiner Frau keinen Feind besaß.

Feuilleton.

Der Sonntag auf dem Lande.

Von Renato Fucini.

Aus dem Italienischen von Oskar Balle.

(Schluß.)

„Eine andere, Gostino! rasch!" Diese andere kam; aber kaum war bei ihr der Binsbaden durchschnitten, so ereignete sich die Katastrophe: der Wein spritzte hinweg, plumschend wie ein wüthender Kater, und Signor Cosimo, welcher im Kreise herumging, um nirgends Unheil anzurichten, durchnäßte im Gegenthteile Alles, unter den Flüchen des Caplans, welcher einen Spritzer in den Aaalen bekommen hatte, und den Aufschreien der Frauen, welche sich mit dem Kopfe unter die Serviette versteckt hatten.

„Eine andere, Gostino!"

„Nein, nein! nun ist es genug, Signor Cosimo!"

„Cosimo, um Himmelswillen . . .!" riefen die Frauen.

„Du scheinst mir etwas lustich geworden zu sein!" brummte Don Paolo. Aber Signor Cosimo, welcher den Preis als Weinkenner, den er

Digitized by Google

sich auf der zur vorjährigen Messe veranstalteten Ausstellung selbst zuertheilt hatte, arg compromittirt sah, wollte nun erst recht die Sache zu Ende führen, und das gelang ihm denn auch schließlich in allen Ehren. Gostino brachte die dritte Flasche, welche ganz ausgezeichnet ihre Aufgabe erfüllte, und der Frieden war damit wieder hergestellt. Aber der Sturm der Höflichkeiten umbrauste mich nun um so wüthender, nachdem durch den Erfolg der letzten Flasche in meinen Bedrängern die gute Laune geweckt worden war. Ich sah bald auf meinem Teller die Vögel, welche auf denselben von allen Seiten her niederregneten, zu einem Berge gehäuft, und eines dieser Thierchen warf mir der kleine Bengel sogar in's Gesicht unter dem lauten Lachen seiner Anverwandten, welche ganz entzückt über das geistreiche Wesen des Jungen waren. Und auch dieses Alles mußte ich essen.

„Ohne Brod."

„Siisignora! Nieder mit den Bäckern!" rief ich, indem ich ein Lachen erhob, welches so unnatürlich herauskam, als wollte ich lieber wüthend um mich beißen. Signora Olympia wünschte hierauf, daß ich von ihr einen gebratenen Sperling annähme.

„Ein Vögelchen mit feinem Schnäbelchen," sagte sie mir, „und er ist so delicat."

„Da es von Ihnen kommt, Signorina, kann ich es nicht zurückweisen."

„Es ist der letzte!" seufzte ich auf im Innersten meiner Brust; „ich will mich opfern, um ein Ende zu machen."

„Ich danke, Signorina; seien Sie aber versichert, daß es mir ein großes Opfer ist."

„Ich werde Ihnen für dasselbe mein ganzes Leben dankbar sein." Dabei schaute sie lächelnd über meine Schultern hinweg. Ich wandte mich um und sah den Caplan, welcher, starr wie eine Bildsäule des Fatums, zwei Lerchen an den Händen hin- und herschwenkend sich meinem Gesichte zuneigte und mir feierlich und drohend zurief:

„Diese werden Sie doch sicher nicht zurückweisen? Ich selbst habe sie an diesem Morgen gefangen, sie sind frisch und fett, wie Sie sie in Florenz nirgends bekommen; und wenn Sie sie auch dort fänden, so würde man sie Ihnen unter acht Soldi das Stück nicht hergeben."

Er legte mir sie auf den Teller und starrte mich dabei fortwährend an, indem er in einer Anwandlung von Wohlwollen, welches durch das letzte, wie mir es schien, überaus rasch wirkende Glas Aleatico noch stark vermehrt war, gräulich die Augen verdrehte.

Dann kam der Salat mit harten Eiern, dann die Früchte, dann das Dessert, dann noch andere Flaschen auf den Tisch und dann endlich — Gott Lob und Dank! — war das Mahl zu Ende. Aber ich glaube, daß auch meine Sieger wenig Veranlassung hatten, über ihren Sieg zu jubiliren. Man mußte die Hosen, die Westen und die Gürtel lüften, es war ein Schnaufen und Pusten auf allen Seiten; überall sah man fettglänzende Lippen und geröthete Augen; nur Signorina Olympia, welche nur geistige Nahrung zu lieben schien, war unverändert geblieben und trug immer eine anmuthige Haltung zur Schau, ja sie zeigte sogar einige Male in ernsteren Augenblicken ein freundliches Mitleiden mit meiner Lage.

Und unsere Unterhaltung während des Mahles? Sie war gleich Null. Sie bestand in einem fortwährenden, inhaltsleeren Wettstreite von Anbieten, Zurückweisen und neuem Anbieten; von: „nehmen Sie" und von: „ich danke", von: „Sie essen ja nicht, Sie trinken ja nicht", und in einem nervenerregenden Gelächter, das sich jedes Mal erhob, wenn sie ein neues Mittel, mich zum Platzen zu bringen, entdeckt hatten.

„Die Gedichte, Olympia, die Gedichte!" rief Signor Cosimo jetzt seiner Schwester zu. „Das Sonett des Calamai."

Ich wandte mich rasch nach Signora Olympia um, um in ihren Augen die ganze Schwere dessen, was mir drohte, zu lesen, und ich sah ihr Gesicht einen Ausdruck annehmen, der mir Pein verursachte. Signora Flavia erweckte in mir dasselbe Gefühl, und schließlich glaubte ich selbst auf dem Gesichte des Knaben etwas lesen zu können, das wie Furcht aussah. Sie schauten alle auf Signor Cosimo mit einer andachtsvoll fragenden Miene, plötzlich aber wandten sie sich alle auf einmal gegen das Ende der Tafel nach einer Stelle hin.

In demselben Augenblicke rief Signor Cosimo in aufgeregtem Tone nach Gostino und dieser erschien mit zwei Bauern, welche den Don Paolo unter den Armen faßten und ihn, wie einen Mehlsack, aus dem Zimmer schleiften. Ich erhob mich erschreckt und wollte helfen, aber Signor Cosimo hielt mich zurück, indem er mir mit einer halb schmerzlichen, halb beschämten Miene sagte, ich solle mich nicht dadurch erschrecken lassen, denn das sei ein gewöhnliches Vorkommniß.

„Vor ein paar Stunden wird es nicht anders. Herzkrämpfe! Wenn er sich nur ein Bischen mit Speisen beschwert ..."

„Aber warum sucht er nicht, sich zu mäßigen?" Signor Cosimo zuckte die Achseln.

„Und befällt es ihn oft?" frug ich.

„Alle Tage! Der arme Onkel!" antwortete mir Signora Olympia. „Ach, es ist eine große Beschwerde für ihn!"

„Und was sagt der Arzt dazu?"

„Ach!" rief Signor Cosimo. „Das ist es gerade! Sie kennen ihn, diesen ... diesen ... Der Arzt lacht; das sagt der Arzt, wenn Sie es wissen wollen; er lacht. Und als man ihn das zweite Mal wegen eines dieser gewöhnlichen Anfälle holen ließ, hatte er, dem ich erst überhaupt die Stellung hier geschaffen habe — verstehen Sie, ich habe sie ihm erst geschaffen —, hatte er die Frechheit, diesem meinem armen Bruder zu sagen: »Herr Caplan, ein anderes Mal müssen Sie den Wein mit Wasser mischen.« Haben Sie nun begriffen, was der Arzt dazu sagt? Aber in mein Haus hat er nie wieder den Fuß gesetzt und ich hoffe ... nicht wahr, Flavia?"

Gostino kam und sagte seinem Herrn irgend etwas in's Ohr, worauf dieser ärgerlich antwortete, man solle einige Sägespähne hinwerfen, es gleich aufwischen und die Geschichte rasch beseitigen."

„O, o! Jetzt aber lustig; es hat ja weiter nichts auf sich! Flavia, wo wirst Du uns den Kaffee reichen; hier oder im Garten?"

„Lassen wir den Herrn entscheiden!"

„Im Garten, im Garten!" sagte ich rasch, denn ich sehnte mich aus dieser Bedrängniß hinaus und nach einem Athemzuge in der Herbstluft, um so mehr, als im schärfsten Gegensatze zu meinem bemitleidenswerthen Gefangensein draußen ein entzückender Tag war. Und seit zwei Stunden beneidete ich die Vögel in dem Vogelherde, die man von dem Hügel her, der gegenüber lag, ihre anmuthigen Weisen singen hörte, und die Zuglerchen, welche trillernd sich in den Dunstkreis verloren, der auf der Ebene nach Süden hin lagerte.

Signor Cosimo entfernte sich, indem er mir sagte, er würde bald zurückkehren. Signora Flavia lief dem Gostino nach, welcher sie nach den Schlüsseln zum Holzstalle gefragt hatte; der Knabe lag eingeschlummert quer über zwei Sesseln hin und Signora Olympia sogar verließ mich eilig, indem sie mir sagte, daß „eine dringende Nöthigung sie zwänge, hinwegzugehen."

Ich selbst war kaum noch bei Besinnung. Geschwollen wie ein aufgeblasener Frosch und mit dem Gefühle, als ob ich einen eisernen Ring um den Kopf trüge, zündete ich mir eine Cigarre an, streckte die Beine unter den Tisch lang aus und ließ den Kopf auf die Lehne des Sessels zurücksinken. So hätte ich gerne ein Schläfchen gemacht, denn ich war gerade dazu aufgelegt, da hörte ich ein starkes Läuten an der Klingel, welche ich bei meiner Ankunft am Morgen gezogen hatte, und meine Gastgeber, mit Ausnahme des Don Paolo, kehrten eiligst in das Zimmer zurück und kündigten mir an, daß einige Herren am Gitter des Gartens seien und daß man ihnen entgegengehen müsse.

„Ich komme; ich komme sofort," sagte ich halb im Traume und bewegte mich automatisch hinter meinen Gastfreunden her. Gostino eilte voraus, um zu öffnen, und ich sah auf dem Wege bummelig eine Gruppe von fünf Personen daherkommen, drei Priester und zwei Laien, roth wie die Truthähne, welche schrieen und aufgeregt thaten, gesticulirend wie die armen Seelen der Verdammten, während draußen ein Schwarm von Kindern und Bauern standen, die theils auf das Gitter geklettert waren, theils ihre Köpfe durch die Eisenstangen desselben zwängten und mit offenem Munde beobachteten, was drinnen vorging.

Signor Cosimo nahm mich am Arme, schleifte mich vorwärts und stellte mich dem Präpositus der Sienpolenserinnen, dann dem Caplan desselben, dann dem Probst und zuletzt dem Localschulinspector Stelloni und dem Gemeindeschreiber vor.

Wir wurden rasch in die Weinlaube geführt, wo die Bauern Sessel um einen Steintisch herumgestellt hatten, und bald nachher erschien Gostino mit aufgestrüffelten Hemdärmeln — denn er hatte schon mit dem Aufwaschen des Geschirres begonnen — und brachte uns den Kaffee. Man hätte meinen sollen, daß nun eine äußerst lebhafte Unterhaltung sich angesponnen hätte, aber im Gegentheile — das Gespräch blieb höchst dürftig, sicherlich weil der Fremde diesen Herren ein Gefühl der Ehrfurcht einflößte. Es war ein mühseliger Austausch von kurzen Fragen und einsilbigen Antworten, bis endlich der Secretär Gemeindeangelegenheiten zur Sprache brachte. Zuerst wurde ein wenig Klatsch getrieben, dann zog der Secretär zwei Schriftstücke heraus, um sie von Signor Cosimo unterzeichnen zu lassen, worauf denn dieser auch rasch den Gostino nach dem Schreibzeuge schickte. Er unterzeichnete, indem er gewichtig seine Brille auf die Nase setzte, und nachher betrachtete er noch eine Weile seine eigene Unterschrift mit höchst befriedigter Miene, als wollte er Jedem, der es hören wollte, sagen: seht, was für eine Ordnung in diesem Jahre in den Geschäften herrscht.

„Und wie sieht es mit den Pocken aus, Stelloni?"

„Es scheint, lieber Signor Cosimo, daß sie eine immer größere »Extraction« annehmen; und was das Ueble dabei ist, sie sind bösartig ..." antwortete Stelloni, indem er die Nase in die Höhe zog und die Beine übereinanderschlug. Von da an begann das Gespräch sich zu beleben. Und es war, als hätte Stelloni mit seinem »Extraction« den Grundstein zu einem großen Gebäude gelegt, denn der Präpositus der Sinpolenserinnen begann sogleich von seinen „ekstatischen" Blumen zu reden, welche er schon in das Haus gestellt habe aus Furcht vor dem Reif. Sein Caplan aber sagte mir, daß er kein „Agrarier" sei, denn er habe nie Limonen in seinem Garten in die Höhe bringen können; und Stelloni ließ mich wissen, daß er vor Jahren viel auf die Jagd gegangen sei, aber jetzt habe er sich „resservirt", ein wenig seiner Beine wegen, die nicht mehr recht mitkommen wollten, hauptsächlich aber, weil sein sehr tüchtiger Hund „sich des Augenlichtes entschlagen" habe; wie es scheine, sei das durch die in den Sümpfen geholte Feuchtigkeit verursacht. Hinsichtlich der gemischten Schulen bemerkte er, daß sie sehr wenig Kosten verursachten, daß ihm aber der „Communismus" des männlichen und weiblichen Geschlechtes durchaus nicht gefiele. Und Signor Cosimo endlich, um nicht zurückzustehen, beklagte, daß er mir nicht die „Fontänen"-Künste zeigen könnte, welche sie um den Teich herum angebracht hätten, weil die Schlüssel zu dem „Maschinismus" in der Schublade des Caplans lägen.

Signora Flavia schaute uns etwas geistesabwesend zu; sie hatte die Augen voll Schlaf und riß sie immer wieder gewaltsam auf, besonders wenn aus der Küche, wo Gostino am Aufwaschen war, das Klappern des Geschirres etwas allzu lebhaft herausscholl. Signora Olympia aber, welche wohl keinen Gefallen an der ihrer unwürdigen Unterhaltung fand, ging im Garten auf und ab und ließ ihre Blicke zärtlich über ihre Blumen hinschweifen, bis sie schließlich vor einer Monatsrose Halt machte, zwischen deren Blättern zwei Bienen summten. Hold flötete sie: „O, ihr lieben Thierchen!"

Digitized by Google

»Die ihr nippt bald dort, bald hier,
Jede Blum' nur flüchtig streifend,
Ekel schafft euch solche Gier
Und ich sag . . .«

„Immer ist sie poetisch, die Signora Olympia," rief der Präpositus der Sinpolenserinnen, „immer poetisch. Sind diese Verse von Ihnen, Signora Olympia, sind sie von Ihnen?"

„Jetzt, Olympia," fuhr Signor Cosimo in die Höhe, „wenn es jetzt nicht kommt, wird es dann zu spät. Das Sonett des Calamai! aber rasch! denn es ist wirklich schön!"

„Es ist wundervoll," bemerkte der Präpositus. „Ich selbst, sehen Sie, habe es ganz im Kopfe, so daß ich es aufsagen könnte, als hätte ich es gedruckt vor mir. . . . Ich habe noch nie etwas Aehnliches gehört!"

»Du freust dich, junges Kind und doch erwartet
Dich schon der heil'ge Geist . . .«

„Ah, bei Gott!"

„Verflucht schön!"

Der Präpositus warf einen zürnenden Seitenblick auf den Caplan und Signora Olympia schickte sich eben an, das so ersehnte Sonett zu declamiren, als unter der Thüre des Hauses Don Paolo sichtbar wurde. Seine Kleider, seine Arme, sein Mund, die Augen, die Haare, kurz Alles schlotterte an ihm und er stand auf der Schwelle, die Blicke fest auf den Boden geheftet.

Alle gingen ihm entgegen, um ihn zu beglückwünschen und zu fragen, wie es ihm ginge.

„Das Herz, meine Herren, das Herz!" Dabei drückte er seine Hände auf die linke Seite der Brust, verdrehte die Augen und verzerrte den Mund, als hätte ihm ein Krampf den Athem benommen. Dann aber frug er:

„Cosimo! hat sich auf dem Vogelherd noch etwas gefangen?"

„Noch fünf, Don Paolo!" rief Gostino aus der Küche heraus.

„Fünf! Dann haben wir es heute auf fünfzehn gebracht!" rief Don Paolo, sich wie durch ein Wunder wieder belebend. „Gostino! den Stock und den Hut!"

Signor Cosimo winkte uns mit den Augen, daß auch wir nach dem Vogelherd gehen sollten, um dem Bruder eine besonders angenehme Aufmerksamkeit zu erweisen, aber die drei Priester waren so kühn, sich unter dem Hinweis, daß es bald zur Vesper läuten würde, loszumachen und so gingen denn wir vier: Signor Cosimo, der Secretär, der Localschulinspector Stelloni und ich, allein, zur großen Genugthuung des Don Paolo, welcher mit großen Schritten vorausging und mir dabei erzählte daß er einen schönen männlichen Gimpel für den Prior von San Gaggio aufbewahrt hätte und daß ich ihm einen Gefallen erweisen würde, wenn ich denselben Jenem brächte.

Jedoch die Zeit verstrich. Es hatte schon drei geschlagen; um sechs Uhr ging der Zug, vom Dorfe zu der Station brauchte man dreiviertel Stunde und ich wollte auf jeden Fall doch noch ein wenig mit meinem Freunde, dem Doctor, zusammensein, wollte hören, was er mir zu sagen habe, wollte meine Seele durch die Erinnerungen unserer Jugendzeit erfrischen und wollte, vor Allem, mich von der Peinigung befreien, welche nun bald alle Grenzen zu überschreiten begann.

„Ich . . . Signor Cosimo, entschuldigen Sie mich, aber ich muß einmal in's Dorf gehen."

„Brauchen Sie irgend etwas?"

„Ja! . . . ich habe keine Cigarren mehr!"

„Hier ist noch eine halbe . . ."*) schrie der Localschulinspector Stelloni gleich heraus.

„Ich möchte auch eine Postkarte schreiben."

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen," sagte der Secretär, „daß Sie jetzt wohl den Verkauf verschlossen finden würden."

„Ich gebe Ihnen eine und Sie schreiben sie, wenn wir nach dem Hause zurückkehren," sagte mir Signor Cosimo.

Unnützes Bemühen! Es wäre gerade so viel gewesen, als hätte ich dem Hausherrn eine Ohrfeige gegeben, wenn ich ihm von meiner Verabredung mit dem Arzte geredet hätte.

„Jetzt zum Vogelherde! Aber ich möchte die Herren bitten, ein wenig schnell, wenn es Ihnen nicht unangenehm ist."

„In einer halben Stunde geht man hin, hält sich dort auf und kehrt wieder zurück," sagte Don Paolo.

Und wie Schafe zogen wir hinter ihm hinauf. Er hatte, belebt durch seine Leidenschaft, im Handumdrehen seinen Herzkrampf überwunden und führte uns auf einem ganz steinigen Fußwege den Hügel, der so steil war wie der Calvarienberg, hinan, so daß wir nicht wenig außer Athem kamen.

Auf der Vogelhütte gab es zunächst eine heftige Scene, weil wir den Wächter schlafend vorfanden. Man hielt sich dort eine halbe Stunde auf, fing aber nichts in der ganzen Zeit, während welcher Don Paolo, der unverwandt durch das kleine Fenster schaute, uns jeden Augenblick zurief: „Still! — es zeigt sich etwas!" Er selbst jedoch war durchaus nicht still, sondern zählte uns mit halblauter Stimme die überaus wichtigen und vervollkommneten Einrichtungen auf, die er in seinem Vogelherde angebracht hatte. Endlich, endlich hatte Gott mit uns Erbarmen und wir gingen wieder weg.

Aber wir kehrten nicht direct nach dem Hause zurück, denn Signor Cosimo wünschte mir seine neue Anpflanzung und dann das ausgerodete Wäldchen zu zeigen; von da wünschte Don Paolo nach dem alten Vogelherde zu gehen, um mich den Vergleich mit seinem neuen anstellen zu lassen; und Stelloni bat, vier Schritte weiter, daß wir mit ihm auf den Hügel stiegen, von wo aus er mir sein Haus drunten zeigen wollte. Und wer weiß, wo mich das Unglück noch hingeführt hätte, wenn nicht die Glocken, die ich diesmal segnete, zur Vesper zu läuten begonnen hätten.

Nun stürzten wieder Alle in großer Eile den Hügel hinab, weil ohne den Signor Cosimo und ohne den Stellani man um keinen Preis auf dem Chore begonnen haben würde. Im Hause mußte man erst noch einen Trunk nehmen; die Frauen erwarteten uns schon zum Kirchgang gerüstet; Gostino frug, um welche Zeit er anspannen solle und wir gingen dann in die Vesper, eiligen Schrittes, denn es war schon spät geworden.

Als ich, an dem Arme der Signora Olympia, in der Mitte meiner Schergen, den Platz überschritt, sah ich von Weitem den Arzt vor der Apotheke sitzen und mir zuwinken, als wollte er fragen:

„Nun?"

Ich erwiderte sein Winken durch ein Achselzucken.

„Ich kann mir nicht helfen."

Er schüttelte lächelnd das Haupt und nahm die unterbrochene Unterhaltung mit einem Bauern wieder auf, der ihm zur Seite saß.

Auf dem Chore pflanzten sie mich auf dem Ehrenplatze inmitten der Sängergruppe auf und dort stand ich nun inmitten eines erstickenden Haufens, gepeinigt von Knoblauchdüften und von einem Gebrüll, welches wie Schläge auf die Ohren wirkte. Auch ich begann inmitten dieser Besessenen meinen Mund weit aufzureißen, schon um den Bauern ein wenig Genugthuung zu geben, welche mit hervorquellenden Augen hinter ihre Pulte gereiht standen und mich unverwandt anstarrten, wohl weil sie von mir irgend eine Aufsehen erregende That erwarteten, wie sie bei solcher Gelegenheit ein Fremder eigentlich loslassen müßte. Aber in Wirklichkeit sang ich nur schwach mit, so daß auch Signor Cosimo, als ich mich weigerte, mit ihm und dem Stelloni zusammen in das Trio für die Antiphonie einzutreten, nicht weiter in mich drang.

Und meine Bewunderer, welche auch nachdem Alles beendigt war, mich weiter unverwandt anstarrten, würden ernstlich enttäuscht gewesen sein, hätten sie mich mit den Anderen in die Probstei eilen sehen, wo der Probst mit Gewalt und unter der Drohung, böse zu werden, wenn wir es nicht annähmen, einen Schluck Aleatico aufnöthigte.

Der Präpositus der Siepolenserinnen fing dann mit drei Bauern eine Briscola*) zu spielen an und wir schickten uns an, heim zu gehen . . .

„Wollen Sie denn nicht einmal eine einzige Nacht bleiben?" frug mich Signor Cosimo, indem er sich vor mir aufpflanzte und mich mit flehenden Augen musterte.

„Unmöglich!" Das rief ich mit solcher Schärfe, daß es mir selbst nachher leid that, denn auf diese meine Zurückweisung hin, die ich ihm wie eine Beleidigung in's Gesicht schleuderte, stand er ganz verdutzt und verdonnert da.

„Ich glaubte nicht . . . daß ich Sie beleidigt habe . . . Entschuldigen Sie nur!"

Der arme Teufel! Er hatte Recht. Ich sagte ihm einige scherzhafte Liebenswürdigkeiten und sein Gemüth beruhigte sich bald wieder. Ja, er blieb sogar, nachdem wir kaum auf den Kirchhof herausgetreten waren, bei einem Waffelverkauf stehen und füllte mir mit Gewalt die Taschen, indem er selbst gleich ganze Hände voll hinein pfropfte.

Es wurde spät. Als wir wieder über den Markt gingen, grüßte mich der Doctor, mich bedeutend, daß wir uns nun wohl erst in Florenz wiedersehen würden und ich schritt wie ein Hochverräther weiter, der, von der Gewalt umringt, sieht, wie seine Verwandten und Freunde zärtlich ihm die Arme entgegenstrecken und ihnen doch weder einen Kuß, noch eine Umarmung spenden darf, bevor er von ihnen, vielleicht auf immer, scheidet. Ich wandte mich zurück und sah von Weitem den Freund, welcher mir ein „Lebewohl!" sagte.

Gostino hatte schon angespannt, und bei diesem Anblick schickte ich einen Freudenseufzer zum Himmel, der so tief aus dem Herzen kam, daß ich sogleich auch seine gute Wirkung auf meinen physischen Zustand verspürte. Ich hatte eine Erleichterung in der That nöthig, denn ich war in einer bedauernswerthen Verfassung. Ich konnte mich kaum noch aufrecht erhalten nach der abspannenden und fortwährenden Bewegung dieses Tages; mein Magen war nicht in Ordnung — man begreift den Grund — das Haupt brannte mir und es war mir, als hätte ich Blei in den Gliedern. O, wär' ich doch daheim geblieben!

Aber der Seufzer blieb mir halb in der Kehle stecken, denn es kam, während ich mich im Wagen zurechtsetzte, Signora Flavia gemessenen Schrittes auf mich zu und hub, während die anderen Hausbewohner unbeweglich zuhörten, folgendermaßen zu sprechen an:

„Da Sie die Höflichkeit selbst sind, thun Sie uns vielleicht auch einen Gefallen. Sehen Sie, ich habe Ihnen hier auch schon eine Liste gemacht, damit Sie nichts vergessen." Und sie las im Dämmerlichte:

1. Zu dem Brillenmacher an der Ecke vom Kornmarkt, die Brille der Signora Amalia, damit er das zerbrochene Glas herstelle . . . Gostino hat sie in der Tasche und wird sie Ihnen auf dem Bahnhof geben.

2. Fünf Meter — oder auch sechs Ellen, wenn Sie es für besser halten — von jenem Stoffe von Ihrem Anzuge und er soll es am Donnerstag durch den Landboten . . ."

„Hast Du ihm auch wegen des Vogelleimes aufgeschrieben, Flavia?"

„Ich habe Alles aufgeschrieben; sei jetzt ruhig, . . . durch den Landboten schicken, welcher außerhalb der Porta Frediano, dort, wo das Schild ist: »Remise und Stallung«, gewöhnlich einstellt."

„Und wegen des Weines?" frug Signor Cosimo.

„Das kommt jetzt."

„3. Dem Weinhändler Scatizzi im Borgo Ognissanti — Sie werde

---

*) In Italien werden die Regiecigarren gewöhnlich in zwei Hälften geschnitten und so von beiden Seiten geraucht.

*) Italienisches Kartenspiel.

Digitized by Google

ihn gewiß kennen — auszurichten, daß, wenn er noch eine Ladung von jenem Weine wolle, jetzt eine da sei."

„Aber Du hast es also doch wegen des Vogelleimes und wegen des Staaren vergessen?" sagte Don Paolo ungeduldig.

„Jetzt kommt Deine Sache daran:

4. Drei Pfund Vogelleim von dem in jenem Durchgange, welcher von der Via Calzaioli nach dem Ghetto geht … Hast Du den Topf in den Kasten gethan, Gostino?"

„Sissignora; aber beeilen Sie sich etwas, sonst wird es zu spät."

„5. Einen Gimpel zu dem Prior von San Gaggio zu tragen."

„Hast Du ihn genommen, Gostino?"

„Ja, Herr Paolo! Er ist unten an die Radachse gebunden."

„Und grüßen Sie mir ihn! Ja?" sagte mir Don Paolo, „und sagen Sie ihm, daß ich heute fünfzehn gefangen hätte und er soll mir doch sagen lassen, was für den Vogelherden dort unten machen."

„Und hier," sagte die Signora Flavia, indem sie auf ein großes Bündel wies, welches hinten auf die Kalesche gebunden war, „hier habe ich Ihnen ein wenig von dem Feldsalat mitgegeben, welcher Ihnen, wie Sie vorher gesagt haben, auch zu Hause immer so gut geschmeckt hat."

„Aber …. in der That …. meinen Dank, Signora Flavia, besten Dank, meine Herren."

„Und das," sagte Signora Olympia, an meine Seite tretend, das mögen Sie zum Andenken an mich nehmen." Und sie reichte mir ein vierfach zusammengefaltetes Blatt, indem sie mir dreimal fest die Hand schüttelte: „Glückliche Reise".

„Leben Sie wohl, leben Sie wohl, meine Herrschaften."

„Auf Wiedersehen."

„Glückliche Reise!"

„Nichts für ungut wegen der Bewirthung."

„Denken Sie an uns."

„Kehren Sie recht bald wieder."

„Adieu, meine Herrschaften, Adieu!"

Gostino gab dem Pferde einen leichten Schmitz mit der Peitsche und es ging in Galopp davon.

„Aaaah! … Wie geht es, Gostino!"

„Wie soll es gehen? Zehn Lire im Monate und dabei schinden sie Einem auch noch das Fell ab. Herrgott im Himmel!"

„Ein schöner Abend!"

„Ja, Herr! Schönes Wetter!"

Kaum war ich außerhalb des Dorfes angelangt, so warf ich einen Blick auf die Erinnerungsgabe der Signora Olympia und mochte meiner Brust durch eines jener Gelächter Luft, die einen ehrlichen Christenmenschen wieder gesund machen können. Es war das Autograph des Sonettes von damals, als sie den Sohn des Calamai zum Geistlichen einkleideten.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Bürgerlicher Tod." Drama in fünf Acten von Max Kretzer. — „Der Pfarrer von Kirchfeld." Volksstück in fünf Aufzügen von L. Anzengruber.

„Echte Volksstücke" zu schaffen, gehört mit zu den ganz besonderen Aufgaben der „Dichtung der Zukunft", und wie man in den jugendlichen Kreisen, welche von derselben singen und weissagen, mit frommer Sehnsucht nach dem Messias der Romandichtung ausschaut, wobei wohl Mancher, der ein recht unreifes aber „ungestümes und wuchtiges" Werk verbrochen hat, sich schon als solcher fühlt, so glaubt man auch für das Drama schon die Vorboten einer neuen Zeit unter sich zu haben und jubelt jedem Versuche, auf diesem Gebiete absonderliche Wege einzuschlagen und absonderliche Gedanken vorzubringen, enthusiastisch zu. Auch wenn diese Versuche vollständig mißlungen sind, auch wenn sie, anstatt das realistische Drama der Zukunft, das „echte Volksstück" anzubahnen, lediglich die alten Untugenden verschollener Rührdramatik auf's Neue auf die Bretter bringen. Es ist in der That nur ein tendenziöser Enthusiasmus, mit dem solche dramatischen Ereignisse von der lauten Anhängerschaar der „Zukunftsdichtung" entgegen genommen werden, und man darf sich nicht von ihm blenden lassen, auch wenn man selbst die Ueberzeugung hegt, daß mit der jetzigen dramatischen Schablone gebrochen werden muß. Bis jetzt hat man es lediglich zu dieser negativen Ueberzeugung gebracht; positive Anfänge für das „Drama der Zukunft" sind noch nirgends in der deutschen Literatur, auch in der jüngsten nicht, bisher gelungen und der Einzige, der für die Zukunft als Dramatiker hindeutend wirkt, ist ein Ausländer: Ibsen.

So hat sich auch die Erwartung, mit der man dem ersten Drama des Volksdichters Max Kretzer entgegenschaute, nicht befriedigt gefunden, und der Beifall, den es trotzdem fand, ist ein gemachter gewesen. Es ist traurig genug, daß auch in den Kreisen, die ihn spendeten, gemachter Beifall möglich ist, denn gerade sie sind es, die auf kritische Wahrheit und Offenheit und auf Beseitigung des literarischen Cliquenwesens in jeder der zahlreichen Broschüren, mit denen sie die Literatur zu reformiren hoffen, hinweisen. Und scharfblickend genug müssen sie doch sein, um einzusehen, daß nicht nur die Voraussetzungen, auf denen das Kretzer'sche Drama beruht, unmögliche und gekünstelte sind, sondern daß auch abgesehen von einigen geschickt gemachten Episoden die ganze Führung der dramatischen Handlung der Folgerichtigkeit und des Zusammenhanges entbehrt. Mancher gut gelungener Einzelheiten wegen darf man aber ein in der Anlage verfehltes dramatisches Werk nicht loben wollen.

Max Kretzer hat in seinem „Bürgerlichen Tod" dafür plädirt, daß auch dem gemeinen Verbrecher, wenn er seine Strafe abgebüßt und seine Schuld wirklich bereut hat, die bürgerliche Gesellschaft nicht verschlossen bleiben dürfe und hat zur Begründung hierfür die Thatsache dramatisch illustrirt, daß neben diesen Unglücklichen ja so viele Schuldige, die niemals ihr Verbrechen durch Erduldung einer Strafe sühnten, in der Gesellschaft Geltung und Ansehen behalten. Er stellt uns einen jugendlichen Fälscher und einen alten Gewohnheitsdieb vor die Augen, die beide eben aus dem Zuchthause entlassen sind und trotz der edlen Gesinnung, die sie in ihrem ganzen Thun und Reden nun an den Tag legen, doch von einem wegen seiner Menschenfreundlichkeit berühmten Biedermanne in die gesellschaftliche Acht gethan werden. Dieser Biedermann selbst hat dabei eine ungesühnte Todesünde auf dem Gewissen. Mit dieser für eine dramatische Handlung schon vollständig und überreichlichen Gegenüberstellung verknüpft er außerdem noch den Kampf um ein Mädchen, den der entlassene Sträfling und ein bürgerlich unbescholtener Gegner zum Austrage bringen. Das Stück endet tragisch, mit einem allgemeinen Selbstmorden, was bei der Ueberfülle von schweren Conflicten allerdings nicht anders möglich war, aber dieser tragische Ausgang bewirkt doch durchaus nicht eine wirkliche dramatische Lösung der allerdings etwas plump gestellten Fragen, sondern läßt dem Zuschauer nachher so gut wie vorher das unentschiedene Dilemma in der Seele. Denn der Dichter hat von vornherein den Hauptgrundsatz vernachlässigt, daß ein gemeiner Verbrecher nie ein dramatischer Held werden kann. Die Reue, die er später zeigt, kann wohl das Mitleid der Zuschauer erwecken, nie aber ihre seelische Erhebung herbeiführen und ohne diese ist keine dramatische Spannung und keine dramatische Wirkung möglich. Selbst wenn die weibliche Liebe, wie der Dichter es ausgeführt hat, sich über die frühere Schuld erheben und hinwegsetzen kann, wird doch nie das moralische Bewußtsein des Zuschauers dadurch befriedigt, und auch die vielleicht geschickt durchgeführte Vertheidigung des Verbrechers und der geschickt motivirte Antrag, daß die bürgerliche Gesellschaft ihn nicht für immer ausstoßen darf, sind keine dramatischen Elemente. Der tragische Held muß das moralische Recht für sich haben, muß mit dem Bewußtsein kämpfen, daß er Recht gethan hat und wenn er Forderungen stellt, diese mit Recht stellen darf; das kann aber ein gemeiner Verbrecher nie, denn der Grundsatz, daß mit der Abbüßung seiner Strafzeit jeder Vorwurf von ihm abgewälzt sei und er dastehe, wie früher, ist so äußerlich und beruht so sehr lediglich auf Gesetzesparagraphen, daß er nie zu einer innerlichen dramatischen Motivirung werden kann.

Dazu kommt noch, daß der Kretzer'sche Held diesen Grundsatz nicht einmal offen vertritt, sondern er will sich wie ein Dieb in der Nacht wieder in die bürgerliche Gesellschaft einschleichen; er verbirgt sein Verbrechen und seine Strafzeit sehr vorsichtig und ist entrüstet über das Entsetzen, mit dem man ihn betrachtet, als Alles zu Tage kommt. Kretzer hat also nicht einmal selbst sein Problem kühn und unerschrocken aufzustellen gewagt, sondern huldigt einem so verschämten Realismus, daß man nicht weiß, ob er wirklich neue dramatische Gedanken einführen will oder nicht. Auf jeden Fall ist er in der Ausführung der Handlung, besonders in ihrer Beendigung — Lösung kann man nicht sagen — so rührselig, daß er in dieser Hinsicht sicherlich nicht neue Bahnen beschritten hat, sondern im Gegentheile in glücklicher Weise überwundene Stimmungen zurückfällt. Das Volkstheater, auf dem wir nun schon so manche „neue" Versuche zu bewundern Gelegenheit hatten, kann sich also auch diesmal nicht schmeicheln, zur Eröffnung einer reicheren und reineren dramatischen Zukunft gedient zu haben.

Das „Deutsche Theater" hat dafür in derselben Zeit einem echten, wenn auch nicht mehr neuen Volksstücke Aufnahme gewährt, dem Anzengruber'schen „Pfarrer von Kirchfeld." Wie ein dramatischer Weihegesang berührt dieses herrliche Drama des österreichischen Volksdichters unsere Seele nach den verworrenen Declamationen, die wir aus dem Munde des Berliners hören mußten. Auch dieser Pfarrer ist ja ein Verbrecher, der voll und ganz seine Missethat abbüßen und den Becher des Leides bis auf den Grund leeren muß. Auch er wird aus der Gemeinschaft ausgestoßen um der Schuld willen, die er gegen Satzungen und Verordnungen beging. Aber er bleibt Sieger, wenn auch nur in moralischem Sinne, weil er mit seinem Gewissen für seine Thaten einstehen will und einstehen muß.

Wir haben schon Anzengruber's „G'wissenswurm" auf dieser Bühne in vortrefflicher Aufführung gesehen und seiner Zeit ausführlich hier besprochen. Der „Pfarrer von Kirchfeld", in Berlin schon öfter, wenn auch an weniger ausgezeichneter Stelle und mit geringerer Sorgfalt aufgeführt, ist noch mehr als jenes Stück ein Culturkampfsdrama, weil es den verordneten Diener der Kirche öffentlich in dem Kampfe begriffen darstellt, den dort der Privatmann, der einfache Bauer, in seiner Seele zum Austrage bringt, aber es ist nicht weniger als jenes zugleich ein Lebensbild von ergreifender Innigkeit und dabei bewunderungswürdigem Realismus. Das Thema ist so klar und einfach gestellt, die Handlung so folgerichtig und zusammenhängend geführt. Der Pfarrer, ein Hirte seiner Gemeinde in edelstem Sinne des Wortes, wird nur einen Augenblick irre an sich selbst, um sofort, nachdem er mit sich selbst in mannhafter Weise gerungen, sein Gewissen als alleinigen Führer wieder in die alte Stelle eintreten zu lassen. Und dabei schmiegt sich die äußerliche Handlung so schön und wahr um diesen inneren Kampf des Helden. Das Bauermädchen, das einen Augenblick in dem jungen Pfarrer die Sehnsucht nach irdischem Glücke wachrief, findet so einfach und naiv von selbst den richtigen Weg,

Digitized by Google

um alle Seelenwirrnis zu vermeiden wie der Burgelsepp, diese realistische Figur des Stücks, ihn vorher verbannen wollte.

Der Enthusiasmus, mit dem die Berliner jetzt dieses Stück aufnahmen, hatte seinen Grund durchaus nicht mehr in jener Kulturstampfstimmung, der es wohl seine Entstehung verdankt, sondern lediglich in der dramatischen Wahrheit und Einfachheit des Kunstwerkes. Und als solches wird Anzengruber's Drama stets wirkungsvoll bleiben, so wirkungsvoll und eindringlich, wie die allgemeinen Wahrheiten, die es predigt. Daß die vortreffliche Aufführung im „Deutschen Theater" jenen Enthusiasmus mit erzeugte, ist nicht zu bestreiten.

O. B.

„Mit fremden Federn."

Lustspiel in vier Akten von Carl Schönfeld.

(Berliner Theater.)

Ludwig Barnay hat einmal sehen wollen, ob zu welcher Grenze die Borliebe des Publikums für sein Theater reicht. Er hat ein langweiliges Stück so langweilig als möglich spielen lassen, und das gelangweilte Publikum mußte am Schlusse des vierten Aktes noch nicht, ob es ruhig weiter gähnen oder durch diskretes Zischen sein Erwachen bemerkbar machen sollte. Ludwig Barnay kann mit seinem Erfolge zufrieden, er kann sogar „glücklich" sein, denn die Probe hat erwiesen, daß der durch frühere Leistungen erworbene Kredit doch für manche unverbergreifende Unfälle ausreicht.

Da es dem Dichter Schönfeld offenbar zum gefallen hat, ein dramatisches Kunstwerk zu schaffen, so wird es genügen, dem Schauspieler Schönfeld dazu, und kündig zu sagen, daß er dem ersten Anfangsgähnen der Bühnentechnik keine Ahnung hat. Sobald sich auf der Szene eine Thüre öffnet, bekommt man einen Todesschreck, weil die am wenigsten erwarteten Personen stets im dringendsten Momente ohne irgend einen anderen Grund oft den, daß sie herr Schönfeld gerade auf der Bühne braucht, zum Vorscheine kommen. Günstiger steht es schon mit dem Abgange der Leute, die ihre Schuldigkeit getban haben. Das Zimmer, in dem sich die ganze Handlung abspielt, ist nämlich außerordentlich schön eingerichtet. Es hat zunächst eine Veranda mit Gartenstuhl, Stühlen und Zeitungen. Sobald sich nun ein paar Menschen im Vordergrunde irgend etwas Unverbindliches zu sagen haben, verschwinden die Übrigen pflichtschuldigst im Hintergrunde, um frische Luft zu schöpfen oder Zeitungen zu lesen. Handelt es sich aber um etwas ganz Geheimes, so ist durch ein Blattspalierarrangement um einen Divan herum für ein Lauschersplätzchen gesorgt, wie es hübscher und zweckmäßiger gar nicht gedacht werden kann. Der Zuschauer weiß nicht, ob er sich mehr über seine Klugheit freuen, oder über die Dummheit der agierenden Personen ärgern soll, die Fräulein Baussicke's niedliches Gesichchen, über einen Cameliendust hinwegzuseh, durchaus nicht riechen wollen. Es ist überhaupt geradezu erstaunlich, was die Leute Alles nicht sehen, nicht hören und nicht thun müssen, damit das Stück zu Stande kommt. Der eine Vetter schickt dem anderen als Ersatzmann eines gemeinschaftlich nachgeeilten Patentes eine Million, und der zu begliickende Empfänger glaubt bis in den vierten Akt hinein, es werde von ihm, als unbefugten Nutznießer besagten Patentes eine Abrechnung verlangt, die ihn ruinieren muß. Ein auftralischer Naturbursche mit stark gebräunten Teinte, ungeschobenen Manieren und kolossen Muskelkraft verbirgt bei der Rückkehr in die ältere Schwester mit der jüngeren und ist drauf und dran, sich für das ganze Leben unglücklich zu machen, bis ihm endlich am Rande des Abgrundes, d. h. am Schlusse des vierten Aktes einfällt, daß er doch eigentlich nur zu sagen brauch: „Ich meine nicht die Hebwig, sondern die Theffa", um einer der beneidenswertheften Sterblichen zu werden, und nebenbei noch das Glück eines aus angenommen Onkels zu machen, der die verwechselte Hedwig bisher nothwendig zum Heirathen brauchte, wie er sich geschmackvoll auszudrücken liebt. Damit bleiem starken Aufgebote guter und ungeschickter Menschen das Gegenbild nicht fehle, schleicht von Zeit zu Zeit ein schwarzer Italiener und Componist über die Bühne, der eigentlich gar kein Italiener, nicht aus Messina, sondern aus Weslern, und auch kein Componist, sondern ein Musikalienfälscher ist, sich um eine der beiden Töchter, gleichviel welche, bewirbt und schließlich entlarvt und hinausgeschmissen wird. Damit ist der poetischen Gerechtigkeit Genüge geschehen und der Vorhang verhüllt mitleidig die mißhrauchte Bramdine.

Da wir nicht über den künstlerischen Credit Barnay's verfügen, haben wir es abschlich vermieden, einen geordneten Ueberblick der Handlung zu geben und so eine ähnliche Probe mit der Langmuth des Lesers vorzunehmen. Daß die schauspielerischen Kräfte des Berliner Theaters nicht ausreichten, um aus Drahtpuppen Menschen zu machen, ist selbstverständlich. Jedenfalls gab der erste Unglücksabend des neuen Theaters Gelegenheit, in der Schwester der Sorma, Fräulein Hedwig Bassinsicke, ein frisches Talent kennen zu lernen, dem wir wünschen wollen, daß ihm der Stil der Schwester nicht zur Manier werde.

M.

Offene Briefe und Antworten.

Zum letztenmal die Frauenerscheinung in der „Hexenküche".

In Nr. 43 der „Gegenwart" versucht ein Herr F. W. in jedenfalls dankenswerther Weise die von mir gegebene Erklärung der Frauenerscheinung in der „Hexenküche" zu widerlegen, indem er auf die sagenhafte Lilith hinweist und behauptet, Goethe könne in jenem Bilde sehr wohl dieses „Fräulein" habe darstellen wollen. Zunächst sei Herrn F. W. die Versicherung gegeben, daß mir die Lilith keine unbekannte Persönlichkeit gewesen, daß ich auch nicht erst durch Loeper's „Fausterklärungen" die Bekanntschaft dieser Dame gemacht habe; wenn ich diese Lilith gar nicht erwähnt, so geschah es deshalb, weil diejenige niemals für diese Frauenerscheinung herbeigezogen worden, und weil sie für die vorliegende Frage ebenso bedeutungslos ist wie Evo, auf die von früheren Erklärern hingewiesen war. Was nun die Meinung des Herrn F. W. anbetrifft, daß das „dämonische Bild" sehr wohl Lilith sein könnte, so will ich nur darauf hinweisen, daß auch Lilith nicht in selbständiger Biographie geschrieben wurde, sondern am seltsten Tage noch vollbrachter Schöpfung. Im Übrigen verweise ich auf meinen Aufsatz, dem ich nichts hinzuzufügen habe. Wenn Herrn F. W. die hohe symbolische Bedeutung der Frauenerscheinung nicht einleuchtet, so liegt das weiterhin an der Mangelhaftigkeit meiner Darstellung; aber wenn er jenen Punkt meiner Beweisführung erwogen hätte, so wäre ihm der Einfall gar nicht gekommen, Lilith in dem „Übergriff von allen Himmeln" zu erblicken. Denn mindestens hätte er den Versuch machen sollen, all' die verschiedenen Vorgänge, welche an die Erscheinung anknüpfen, in eine begreifliche Beziehung zu Lilith zu setzen; denn es wird doch wohl nicht annehmen, daß Goethe sich bei all' den Einzelheiten nichts gedacht habe.

Aber schon zu viel hierüber.

Eugen Reichel.

Notizen.

Ueber die Wiedervereinigung der christlichen Kirchen Sieben Vorträge, gehalten zu München im Jahre 1872 von J. v. Döllinger. (Nördlingen, C. F. Beck.) — Dem Verfasser geht es ähnlich, wie es den tüchtigsten Astrologen und Alchymisten und Columbus ging, der nicht Amerika, sondern den Seeweg nach Ostindien suchte, d. h. Döllinger's Unionsvorschläge sind unhaltbar, aber seine kleine Schrift ist trotzdem sehr lesenswerth und verdienstlich. Wenn Döllinger's Vorschläge realisirt wären, so würde zugleich jener unnatürliche Zustand herausgekommen, der nur der Unfehlbarkeitserklärung und unter günstigen Umständen bei den sog. Griechisch-Unirten bestand. Es bedarf für Leser dieser Zeitschrift keiner Auseinandersetzung, daß ein solcher Zustand nicht das Entwickelungsziel der protestantischen Kirche und der übrigen Kirchen sein kann. Trotzdem werden Gebildete aller Confessionen den geschmackvoll geschriebenen Essay des berühmten humanen und tolerant gesinnten Verfassers mit Genuß lesen. Derselbe gibt eine Fülle interessanter politischer Daten aus der Geschichte Deutschlands, Oesterreich, Russlands, Italiens, Frankreichs, Spaniens, Englands und anderer Länder. Döllinger ist einer der besten Essayisten auf dem Gebiete der heutzutage mit Recht so populären Culturgeschichte.

k. w.

Eisenbahnrecht. Von Eduard Engel. (Jena, H. Costenoble.) — Der Verfasser plädirt hauptsächlich für die Herabsetzung der Personentarife und für die Reform verschiedener Einrichtungen der Bahnhöfe und des Betriebes; von den Gütertarifen ist nur wenig die Rede. Engel ist ein frisches, strebendes Talent, aber er geht der seiner bedeutigen Agitation in sachlicher und sprachlicher Beziehung noch selten zu weit. Er vergißt z. B. bei seinen Ausfällen gegen Männer wie Gustav Cohn, A. Wagner u. A. die Talleyrand'sche Mahnung: pas trop de zèle. Die Herabsetzung der Personentarife dürfte nützlich sein; die Zunahme des Personenverkehres hat indeß ihre Grenze. Selbst „mäßige" und leicht Rentirete haben gewöhnlich im größten Theile des Jahres gar keine Lust zu verreisen. Der Verfasser geht immer zu weit, wenn er als Folgen der Herabsetzung der Personentarife zahlreiche Neubauten ganzer großstädtischer Fabriken nach unterbölkerten Gegenden erwartet. Bei dieser Reformfrage ist die Gestaltung der Gütertarife die Hauptsache. Trotz solchen und ähnlichen Mängeln enthält das Engel'sche Werk eine Fülle interessanter und verdienstlicher, treffender aber mindestens diskutabler Reformvorschläge. Da dasselbe von vielgelesenen deutschfreisinnigen Organen nicht mit Unrecht warm empfohlen wurde, so mag hier schließlich noch darauf hingewiesen werden, daß Engel's Plaidoyer für Preisherabsetzungen und gegen die großstädtische Uebervölkerung Ideen enthält, die zwar von ausgezeichneten Nationalökonomen und Conservativen vertreten, aber von den meisten Fortschrittlern zur Zeit noch als reaktionär, aber wenigstens als unpraktisch und aussichtslos verketzert werden.

k. w.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Erlebtes und Geschautes.

Bilder aus Italien

von

Richard Voß.

Ein starker Band. Hocheleganter Ausstattung. 7 M. Geb. in Ganzl. 8,20 M.

Ein neues Werk von Richard Voß, dem beliebten und gediegenen Autor, wird von unserem **vornehmen Publikum** mit Jubel **begrüßt** werden. Des wahrhaft originellen Inhaltes und der hocheleganten Ausstattung wegen eignet sich das Werk vorzüglich auch zu Geschenkzwecken.

„Klatsch"

Ein neuer **Berliner Roman** von dem **Herausgeber der „Gegenwart"** Dr. **Theophil Zolling**, welcher gegenwärtig nur im **„Berliner Tageblatt"** erscheint, besitzt alle Eigenschaften, um das Interesse eines **großen gebildeten Publikums** in ungewöhnlichem Maße zu erregen. Der Verfasser gewährt durch dieses Werk einen tiefen Einblick hinter die Coulissen der heutigen Gesellschaft und lüftet mit unerschrockener Hand die Geheimnisse, mit denen das moderne Streberthum seine Machenschaften zu verhüllen trachtet. So giebt er mit einem Wort ein ungeschminktes Bild des sozialen Lebens der Millionenstadt, auf das er von seinem literarischen Standpunkt aus ein grelles elektrisches Licht fallen läßt.

Allen zum 1. November neu hinzutretenden Abonnenten wird der Anfang des Romans **gratis nachgeliefert.** Der Abonnements-Preis auf das täglich zweimal (Morgens und Abends) erscheinende **„Berliner Tageblatt"** und **Handels-Zeitung** nebst seinen werthvollen 4 Beilagen **„Ulk"** illustrirtes Wochblatt — **„Deutsche Lesehalle"** — **„Der Zeitgeist"** — „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft"** beträgt für die Monate November und Dezember zusammen nur 3 Mark 50 Pfennig bei allen Reichspostanstalten.

„Klatsch"

Probe-Nummer gratis und franco.

Verleger gesucht

von einem bewährten Autor für eine Reihe interessant geschriebener, origineller

Shakespeare-Studien.

Titel noch vorbehalten. Adressen sub S. W. 333 an **Rudolf Mosse, Bremen.**

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Aus dem Nachlaß

von

Heinrich von Stein.

Dramatische Bilder und Erzählungen.

VIII, 219 S. gr. 8°. Geh. 6 M.; fein geb. 7 M. 25 Pf.

Heinrich von Stein, durch sein Buch über die „Entstehung der neueren Aesthetik" weiteren Kreisen bekannt, ist 1887 als Privatdocent der Philosophie an der Universität Berlin, dreißig Jahre alt, gestorben. Die aus seinem Nachlaß veröffentlichten dramatischen Bilder und Erzählungen sind der poetische Ausdruck einer von ihm erstrebten Neugestaltung des sittlichen und geistigen Lebens, welche mit der von Richard Wagner angebahnten künstlerischen Kultur in innigem Zusammenhange steht.

Eine renommirte Verlagsbuchhandlung sucht für die Abfassung mehrerer gediegener populärwissenschaftlicher Bücher aus dem Gebiete der deutschen und dem der englischen Literatur geeignete Kräfte zu gewinnen. Herren, welche event. bereit wären, die in Aussicht genommenen Arbeiten zu übernehmen, wollen ihre Adressen gefl. unter Q. 226 an Rudolf Mosse in Leipzig einsenden.

Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen.

Violinen,

sowie alle sonstigen Streichinstrumente. **Stumme Violine** zum Studiren (Patent). **Zithern** in allen Formen. **Guitarren** und Blasinstrumente. Schulen zu allen Instrumenten. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empfohlen von Wilhelmj, Sarasate, Léonard u. A. Ausführliche Preiscourante werden grat. u. franco zugesandt.

Gebrüder Wolff,

Instrumenten-Fabrik, **Kreuznach.**

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland,** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1861, nen 40 M. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 M. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 M. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk geb. neu 40 M. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur. Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 M. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern. Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 M. — **Corneille,** Oeuvres. Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poétiques. Par. 32, 4 vols. maroquin. Zus. 50 M. — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hlf. 40 M. — **Uhlich,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hlf. 10 M. — **Reinsius,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. Lw.; ferner: Derselbe, Glück's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zus. 15 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart"**, Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Im Verlage der **Dyk'schen Buchhandlung** in **Leipzig** ist erschienen:

Düntzer, Goethe und Karl August.

3 Thle. in einem Bande. 2. Aufl. Brosch. 18.—. Geb. 20.—.

Dieses längst erwartete Werk von der Hand des vertrautesten Kenners des Weimarischen Hof- und Dichterlebens stellt die Beziehungen Goethes zu seinem Fürsten, dem bedeutendsten seiner Zeit, in eingehendster Weise dar und wird jedem Goetheverehrer sowie allen Freunden unserer neueren patriotischen Geschichte höchst willkommen sein.

Im Verlage der **Ed. Juncker** in **Blankenburg a. Harz** erschien soeben:

Dr. Faust's Ende.

Tragödie in fünf Aufzügen

von

Adolf Müller.

Ladenpreis 2.—. Eleg. geb. 3.—

Russisch.

Praktisches Lehr- und Lesebuch.

Von F. Booch-Arkossy.

2 Kurse zu 3 M. Schlüssel 2 M.

Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Bestellungen auf die

Einbanddecke

zum XXXIII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden oder Jahrgängen (letztere zwei Bände umfassend), elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung zum Preise von à 1 Mark 50 Pf., werden in allen Buchhandlungen entgegen genommen.

Hierzu eine Beilage von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67.

Verleger unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Pörger & Pittig in Leipzig.

Expedition: Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 45. Berlin, den 10. November 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltener Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Aus Bulgarien und Makedonien. Von Spiridion Gopčević. — Zur preußischen Beamtenfrage. Von Judex. — **Literatur und Kunst:** Der Koran. Von Gustav Karpeles. — Ein tugendhafter Roman von Zola. Von Z. — Ein neues Talent. Von H. Bretinger. — **Feuilleton:** Im Laufe der Zeit. Von K. Rinhart. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Antoinette Rigaud." Schauspiel in drei Acten von Raimond Deslandes. — Offene Briefe und Antworten: Nochmals Darwin's Selbstbiographie. Von Dr. Ernst Krause. (Carus Sterne.) — Notizen. — Inserate.

Aus Bulgarien und Makedonien.

Von Spiridion Gopčević.

Seit einiger Zeit ist unter den Balkanstaaten Makedonien wieder in den Vordergrund getreten. Bulgarien war es, welches die makedonische Frage aufgerührt hat und sich noch immer bemüht, sie auf der Tagesordnung zu erhalten. Makedonien war ja von jeher das sehnlichste Ziel der Bulgaren, und schon vor Errichtung des souzeränen Fürstenthums Bulgarien stand in Makedonien die bulgarische Propaganda in voller Blüthe. Unter der Regierung des Battenbergers begann man offen die Augen auf Makedonien zu werfen. Es bildeten sich Ausschüsse, Vereine, Gesellschaften, Geheimbünde u. dergl., welche alle nur auf ein Ziel lossteuerten: Makedonien mit Bulgarien zu vereinigen, bezw. diesem letzteren die Grenzen des Friedens von San Stefano zu verschaffen.

Die Gelegenheit war aber nicht günstig; Europa wollte den Frieden, die Türken waren auf ihrer Hut und Rußland bereits mit dem Battenberger in Zwiespalt. In Folge dessen mußte jeder Anschlag auf Makedonien aussichtslos erscheinen. Trotzdem machte der dreifache Verräther Karavelov (Verräther an seiner eigenen Partei, an seinem Fürsten Alexander und an Rußland) einen Versuch, Makedonien aufzuwiegeln. Er ließ am 30. April 1885 in Köstendil eine von Kalmikov beschlagnahmte Freischaar bewaffnen und in Makedonien einbrechen. Die diplomatischen Agenten in Sofia erhielten davon Kunde und beeilten sich, eine drohende Collectivnote zu überreichen, in welcher Karavelov persönlich verantwortlich gemacht wurde. Um sich am Ruder zu erhalten, bezog Karavelov bekanntlich die Schandthat, die Freischaar den Türken zu verrathen, welche jene umzingelten und größtentheils niedermetzelten. Um dann von den Entkommenen nicht compromittirt zu werden, ließ er sie durch seine Gendarmen erschießen. Das Schweigen der Letzteren glaubte er sich durch Vertheilung von je 500 Leva und einer Medaille erkaufen zu können,*) doch kam dieses trotzdem in die Oeffentlichkeit und rief einen Sturm der Entrüstung hervor. Um diesen abzuwenden, inscenirte dann Karavelov den Staatsstreich von Plovdiv.

Nach diesem Staatsstreiche sprach man in Bulgarien abermals von einer Aufwiegelung Makedoniens. Rizov, Vorsitzender des makedonischen Ausschusses, berieth damals mit Stojanov, Karavelov und Stransti darüber und hatte mich ebenfalls zur Berathung zugezogen. Man war geneigt, durch Aufwiegelung Makedoniens die Pforte vom Einmarsch in Ostrumelien abzuhalten, doch gelang es mir, Rizov zu überzeugen, daß es viel vortheilhafter wäre, die Türkei nicht zu reizen und dafür die Drohung mit dem Aufstande in Makedonien als Pressionsmittel zu gebrauchen.

Die Ereignisse in Bulgarien, der Krieg mit Serbien, die Entthronung des Battenbergers und die Wirren nachher rückten Makedonien wieder in den Hintergrund. Dies änderte sich aber mit der Thronbesteigung des Coburgers. So lange der neue Fürst Geld in Hülle und Fülle vertheilen konnte und vertheilte, ging ja Alles ganz gut; aber die Bulgaren sind unersättlich und der Coburger muß trotz seines großen Reichthums daran denken, seiner Freigebigkeit einen Zügel anzulegen, wenn er nicht verarmen will. Nun ist es ihm — oder vielmehr seinem thatsächlichen Herrn, Stambulov — klar, daß die Zahl seiner Anhänger in dem Maße schwinden wird, in welchem seine Geldmittel abnehmen; es muß daher daran gedacht werden, den Coburger dadurch volksthümlich zu machen, daß er die nationale Lieblingsidee seines Volkes auf den Schild hebt und verficht. Man befolgt dabei nur das Vorgehen des Battenbergers und Karavelov's, welche beide im Sommer 1885 so unbeliebt waren, daß jeden Tag ihr Sturz zu erwarten war, und die sich dadurch mit einem Schlage beliebt machten, daß sie so geschickt den Staatsstreich von Plovdiv in Scene setzten.

Das Bestreben des Coburgers und Stambulov's ist daher sehr staatsklug und vom bulgarischen Standpunkte aus als löblich und anerkennenswerth. Ob auch vom europäischen? Europa braucht den Frieden. Die Schmerzen bulgarischer Staatsmänner können ihm gleichgiltig sein. Wenn es im Interesse desselben liegt, den Frieden zu stören, so streitet dies wider das Interesse Europas, und man darf sich daher nicht wundern, wenn Europa sich gegebenen Falles in's Mittel legen wird. Ich glaube aber nicht, daß es überhaupt dazu kommen wird, denn — ein Aufstand in Makedonien ist ein Ding der Unmöglichkeit!

Zu Beginn dieses Jahres erfuhr ich aus bulgarischen Quellen, daß heuer oder nächsten Jahres ein Aufstand in Makedonien losbrechen würde. Ich wartete vergeblich bis Juli, und als bis dahin in Makedonien Alles ruhig blieb, nahm ich den Antrag eines Bulgaren an, mit ihm gemeinschaftlich Makedonien studienhalber zu bereisen. Die merkwürdigste Entdeckung, welche wir während der Reise machten, betrifft den Umstand, daß die vermeintlich bulgarische Bevölkerung, von Albanien bis an die Perimplanina und von Salonik bis Serbien und Bulgarien

*) Siehe mein „Bulgarien und Ostrumelien" (Leipzig, Elischer) Seite 301.

Digitized by Google

serbisch spricht (bulgarisch überhaupt nur schlecht versteht) und auch durch Sitten, Gebräuche, Volkslieder ꝛc. unzweifelhaft ihre serbische Nationalität verräth. Besonders ist es die Feier der „Slava“. Unter allen Völkern der Erde sind es nämlich ausschließlich die Serben, bei denen jede Familie ihren eigenen Schutzpatron besitzt, den sie alljährlich unter besonderen Ceremonien feiert. Dieses Fest heißt „Krsno ime“ oder „Slava“ und ist durch tausendjährige Ueberlieferung in den Herzen aller Serben festgewurzelt und geradezu unausrottbar. Daher auch das serbische Sprüchwort: „gdje je Slava, tu je Srbin“ (wo die Slava, dort ist der Serbe). Nun feiern aber alle slawischen Makedonier die Slava, welche den Bulgaren unbekannt ist. In Kürze sei auch darauf hingewiesen, daß von allen Reisenden, welche Makedonien besuchten und bereisten (Hahn, Barth, Lejean, Ami Boué, Grisebach, Viquesnel, Irby, Mackenzie ꝛc.), nicht einer der serbischen oder bulgarischen Sprache mächtig war und daher beurtheilen konnte, was die Makedonier sprechen. Nachdem letztere selbst sich „Bulgari“ nennen die Bulgaren selbst nennen sich „Bolgari“), werden sie von den Reisenden für Bulgaren gehalten. Eine weitere Entdeckung, welche die Diplomatie und die politische Welt interessiren dürfte, besteht darin, daß ein Aufstand in Makedonien unmöglich ist, alle bulgarischen Drohungen somit nichts als Spiegelfechterei und leere Schreckschüsse sind.

Nicht als ob die Bevölkerung Makedoniens mit der türkischen Herrschaft zufrieden wäre — im Gegentheil, die Unzufriedenheit ist eine sehr große; aber die Lage ist derartig, daß vom militärischen Standpunkte jeder Aufstandsversuch ein todtgeborenes Kind ist, und das wissen die Bewohner sehr gut.

Zunächst habe ich mich überzeugt, daß die christlichen Makedonier sehr friedfertig sind und nichts weniger als kriegerische Neigungen verspüren. Zweitens sind dieselben gänzlich waffenlos und wären auch, wenn bewaffnet, wegen ihrer vollständigen Unvertrautheit mit Waffen wenig gefährlich. Drittens sind Mohammedaner (Albanesen, Osmanli und Serben) über das ganze Land vertheut, und zwar alle kriegerisch, gut bewaffnet und im Gebrauche der Waffen erfahren und geübt. Sie allein würden genügen, jede locale Bewegung niederzuhalten und aufständische Dörfer zu vertilgen. Viertens haben die Türken eine mehr als genügende Truppenmacht im Lande. Ihre Besatzungen belaufen sich auf 40,000 Mann mit ungefähr 84 Geschützen, können jedoch in kürzester Zeit auf 70,000 Mann mit 120 Geschützen vermehrt werden. Rechnet man noch hinzu, daß sich etwa 100,000 waffenfähige Mohammedaner im Lande befinden, so wird jeder Militär mit beipflichten, wenn ich einen Aufstand für unmöglich erkläre.

Wer wollte übrigens einen solchen anzetteln? Die Makedonier selbst werden sich niemals aus eigenem Antriebe erheben; und selbst wenn sie wollten, könnten sie es nicht. Rußland und Oesterreich sind den Makedoniern zu fremd, als daß sie letztere durch Ränke und Geld dieser Mächte zu zwecklosen und verhängnißvollen Aufständen verleiten ließen. Griechenland hätte nur auf die griechischen Theile Makedoniens Einfluß, und diese sind nicht bedeutend: Petra, Berria, Riansta, Chalkidike und die Gegend um den Tachino-See ist Alles, was in Makedonien von Griechen bewohnt ist. Serbien ist unter allen Staaten am wenigsten im Stande, auch nur ein einziges makedonisches Dorf aufzuwiegeln. Einmal selbst ihm dazu das Geld, dann jeder politische oder moralische Einfluß auf die Bevölkerung, und endlich ist es durch einen Gürtel albanesischer Dörfer von Makedonien getrennt, so daß ein dortiger Aufstand sich niemals auf Serbien stützen könnte; denn die serbische Grenze könnte nicht als Operationsbasis dienen.

Am günstigsten liegen noch die Sachen für Bulgarien. Erstens ist dieses den Makedoniern am bekanntesten, indem schon seit Jahrzehnten die bulgarische Propaganda in Makedonien alle Schulen und Kirchen der dortigen Serben unterhält und mit bewundernswerthem Fleiße und Ausdauer wühlt. Zweitens kann die bulgarische Grenze etwaigen Aufständischen als Operationsbasis und Rückzugslinie dienen. Drittens haben die Bulgaren alle jene Makedonier für sich gewonnen, welche die Schulen und Gymnasien der bulgarischen Propaganda besucht haben und dadurch bulgarisirt worden sind. Die sonst so schlaue und gewandte türkische Regierung hat nämlich bisher in unbegreiflicher Verblendung, und nicht gewitzigt durch das Schicksal Ostrumeliens, jene bulgarischen Schulen nach Kräften unterstützt und gefördert. Die einzige Erklärung für diese seltsame Politik läge darin, daß man früher die Serben fürchtete und die Bulgaren geringschätzte, und daher trachtete, die serbischen Makedonier zu bulgarisiren. Nun, heute werden die türkischen Staatsmänner schon einsehen, welchen Fehler sie gemacht, denn jetzt hat ihnen Bulgarien eine „makedonische Frage“ auf den Hals gehetzt und bietet Alles auf, auch Europa dafür zu interessiren.

Ob ihnen dies gelingt, dürfte hauptsächlich von der Haltung Rußlands abhängen. So lange der „Usurpator“ regiert, wird letzteres vermuthlich die bulgarischen Ränke in Makedonien nicht unterstützen. Sollte aber eine Aussöhnung zwischen Rußland und Bulgarien zu Stande kommen, so kann man überzeugt sein, daß jenes trachten wird, letzterem Makedonien zu verschaffen, schon um Serbien für seine antirussische Politik zu strafen und Oesterreich zu ärgern. Im letzteren Falle dürfte jedoch ein Krieg unvermeidlich sein. Ob Rußland und Oesterreich dann in Streit gerathen werden, ist nicht sicher; wohl aber glaube ich, daß Serbien keinesfalls zugeben wird, daß sich die Bulgaren Makedonien nehmen. Ich folgere dies aus einer Unterredung, die ich nach meiner Rückkehr mit einer der höchstgestellten Persönlichkeiten Serbiens hatte, und die ich hier in Kürze mittheilen will.

Ich hatte geglaubt, meine Entdeckung wäre in Serbien unbekannt, überzeugte mich aber, daß man dort ganz gut wußte, daß die Makedonier dem serbischen Volksstamme angehören. Auf meine bezügliche Frage erwiderte mein Gewährsmann: „Wie es kommt, daß Serbien sich bisher um Makedonien so ganz und gar nicht bekümmert hat und ruhig geschehen ließ, daß die bulgarische Propaganda das ganze Land unterwühlte? Was konnten wir denn ohne Geld machen? Unser Dispositionsfonds belänft sich auf 100,000 Dinar (Francs), wovon für eine Propaganda in Makedonien nicht ein Para verwendbar ist. Unser ganzes Budget des Ministeriums des Aeußeren mit seinen zehn Gesandtschaften und drei Generalconsulaten beläuft sich auf 800,000 Dinar, jenes des bulgarischen Ministeriums des Aeußeren, welches weder Gesandtschaften noch Consulate zu unterhalten hat, auf 23 Millionen Leva (Francs), also zwei Millionen mehr! Diese zwei Millionen dienen zum Unterhalte der Propaganda und zur Bestechung der europäischen Presse sowie fremder Schriftsteller. Uns stehen solche Mittel nicht zu Gebote! Wir können nicht hindern, daß Makedonien nach und nach bulgarisirt wird, aber daß es den Bulgaren zufällt, wird Serbien unter keiner Bedingung jemals zugeben! Eher werden wir bis auf die letzte Patrone gegen Bulgarien einen Vernichtungskampf führen. Dann aber werden wir nicht so thöricht sein wie vor drei Jahren, da wir gegen Bulgarien nur 43,366 Mann aufboten. Jetzt kennen wir dessen Stärke; es hat 135,000 Mann gegen uns gestellt, wir aber können laut unserer Organisation über 215,000 in's Feld führen. Der Besitz Makedoniens und seines Hafens Salonik ist für uns Lebensfrage und was immer für eine Regierung dann am Ruder sein wird — verlassen Sie sich darauf, daß sie um Makedonien va banque spielen wird!“

Eine so entschiedene Erklärung aus solchem Munde überzeugte mich vollständig von der traurigen Gewißheit, daß die beiden Brudervölker bei der dereinstigen Theilung der Türkei gegen einander einen Vernichtungskrieg führen werden, der mit ihrem beiderseitigen Untergange enden dürfte.

Digitized by Google

Zur preußischen Beamtenfrage.

Wie wohl auch außerhalb der engeren Berufskreise schon hinreichend bekannt, haben sich in den Verhältnissen der preußischen Beamten, der richterlichen wie denjenigen der Verwaltung, seit etwa einem Jahrzehnte Veränderungen vollzogen, welche in ihrer Entwickelung sowohl die Ansmerksamkeit der betreffenden Kreise selbst und der vorgesetzten Behörden, wie auch diejenige der Presse und selbst des Parlamentes schon auf sich gezogen haben. Hervorgerufen sind diese Wandlungen durch die denkbar verschiedenartigsten Motive. Einmal hat dazu beigetragen der allgemein centralisirende Zug der Zeit, der seit der Zusammenfassung der verschiedenen Stämme unseres Volkes überhaupt durch die Ereignisse von 1870/71 sich kundgegeben hat, von welcher Epoche an der sogenannte Nationalitätsgedanke, von Deutschland ausgehend, Europa beherrscht; sodann die einschlägigen Gesetzgebungen: auf der einen Seite die Selbstverwaltung, auf der anderen das — selbst mutatis mutandis den Gerichtsbehörden, namentlich den Staatsanwaltschaften, theilweise aufgezwpfte — centralistisch-romanische Präfectensystem der Regierungspräsidenten im Gegensatze zur collegialen Behandlung der eigentlichen Regierungsgeschäfte schon in den Provinzialinstanzen; desgleichen die künstliche und bis dahin dem deutschen Wesen durchaus antipathisch gewesene Steigerung des Einflusses der abhängigen sogenannten „unteren politischen Beamten", wie der Landräthe, Polizeiorgane u. s. w.; ferner das Gesetz vom 9. März 1879 über die Trennung von Justiz und Verwaltung auch bezüglich der Vorbildung der betreffenden Beamten, und daran anschliessend verschiedene allerhöchste Kundgebungen: so der Erlaß vom 11. April 1879 betreffend die Rangstellung der richterlichen Beamten, der Januarerlaß von 1882 über die Wahlen u. s. w. Endlich aber — und zwar last not least — war auch der persönliche Einfluß der in dieser Periode namentlich leitend gewesenen Staatsmänner von größter Wichtigkeit in dieser Beziehung: der socialistische des Fürsten Reichskanzlers nicht minder, wie der individualistische des früheren Ministers von Puttkamer, beide verbunden durch einen gemeinsamen bureaukratischen Ausgangs- und Endpunkt nach Stahl'scher Art und Absicht.

Um nun unsere Betrachtung mit einem anscheinend unbedeutenderen und trotzdem ungemein tiefgreifenden Wandlungsgrunde, der richterlichen Stellungs- und Rangfrage, zu beginnen, so mag es genügen, zu constatiren, daß in den weitesten Kreisen der preußischen Richter die Ansicht herrscht, daß ihnen, was die einschlägigen Verhältnisse angeht, zur Zeit eine Stellung angewiesen ist, welche weder ihren Persönlichkeiten und den an dieselben gestellten socialen Anforderungen, noch auch vor Allem dem wichtigen staatlichen Amte, das sie bekleiden, angemessen erscheinen kann. Nicht uninteressant ist in dieser Beziehung noch Folgendes: Wie verlautet, hatte auch Kaiser Friedrich mit dem ihm eigenen scharfen Blicke, trotzdem er während seiner Thronfolgerzeit dem öffentlichen Leben sich anscheinend fast zu fern hielt, die hier allmählich zu Tage gekommenen Mißstände voll erkannt und dementsprechend eine völlig durchgreifende Aenderung in der officiellen Stellung des richterlichen Standes überhaupt beabsichtigt, in der weisen und oft auch ausgesprochenen Erkenntniß, daß die Thätigkeit der betreffenden Beamten thatsächlich den Boden bilde für die gesammten übrigen Staatszwecke. Der Umfang und die Ausführlichkeit der von ihm geplanten Reformen, mit welchen der Richterstand alle Ursache gehabt hätte, wohl zufrieden zu sein, war der Grund, weshalb die betreffende Rangveränderung nicht gleich mit in den sogenannten Hulderlaß aufgenommen wurde, in welchem unter Anderem auch die Oberpräsidenten der Verwaltung in den Provinzen das Prädicat Excellenz erhielten; wie allgemein verlautet, war dieselbe Auszeichnung unter entsprechender Rangerhöhung auch den Oberpräsidenten der Justiz — den Oberlandesgerichtspräsidenten — zugedacht und zwar unter entsprechender Abstufung auch der denselben nachgeordneten Beamten. Und diese Absicht erscheint wohl glaublich, da sie einmal die bis dahin an höchster Stelle wohl seit des großen Friedrich Zeit nicht wieder geübte allgemeine Kuriosität — kleineren — Vorgänge des öffentlichen Lebens seitens dieses unvergeßlichen Fürsten documentirt und andererseits das besondere Interesse desselben für Justiz und Rechtspflege notorisch war, ein Interesse, das sich auch in der Wahl seiner Umgebung und nächsten persönlichen Rathgeber, nicht minder wie in einzelnen Handlungen auf das Unzweideutigste kundgab. Diese Hinterlassenschaft seines heimgegangenen unvergleichlichen Vaters hat denn auch unser jetziger Kaiser sich zu eigen gemacht und derselben Auffassung Ausdruck gegeben, indem er in dem Dankschreiben an das Reichsgericht auf eine Adresse ebenfalls anerkannte, welche Verantwortlichkeit für die Entwickelung unseres nationalen Lebens auf dem Richterstande thatsächlich ruhe.

Wenn nun so von der ersten Stelle im Staate darauf hingewiesen ist, daß die Thätigkeit der richterlichen Beamten von außerordentlichster Wichtigkeit ist, so muß aber auch dementsprechend auf das Ernstlichste dafür Sorge getragen werden, daß die Persönlichkeiten, welchen diese Thätigkeit anvertraut ist, ihre Qualificationen angehend, ebenfalls auf möglichst hoher Stufe stehen. In dieser Beziehung ist nun bekannt, daß aus den Gerichtsassessoren einmal der ehemalige Richterstand sich ergänzt und erhält und sodann die Zahl derselben in Kürze das zweite Tausend erreichen wird; wohin die noch zu erwartende Ueberproduction führen wird, wenn dieselbe auch allmählich geringer werden zu wollen scheint, soll hier unerörtert bleiben; wohl aber ist die Frage zu prüfen, ob nicht, abgesehen von der Art der Ausbildung — was eine Specialfrage für sich bildet — die Qualität der so herangebildeten zukünftigen preußischen Richter unter den gegenwärtigen Verhältnissen in sofern ungemein leidet, als fast die gesammten besseren Kräfte die Richtercarriere verlassen, um in andere Ressorts überzugehen und so gleichsam nur der ausgesichte Rest — von Ausnahmen selbstverständlich abgesehen — für die spätere Anstellung als etatmäßige Richter auf Lebenszeit im Justizressort zurückbleibt. In diesen wenigen Worten liegt eine der inhaltreichsten Seiten des Staatslebens und die damit zugleich aufgeworfene Frage ist leider in ihren überwiegenden Theile zu bejahen.

In dieser Beziehung steht nämlich zunächst unstreitig fest, daß das Gesetz vom 11. März 1879 über die Trennung von Justiz und Verwaltung auch in Bezug auf die Vorbereitung und Ausbildung der resp. Beamten Wirkungen gehabt hat, welche man bei Erlaß desselben in keiner Weise erwartet oder erwarten konnte. Die täglich zahlreicher werdenden Klagen der älteren höheren Verwaltungsbeamten über die außerordentlich dürftigen Leistungen desjenigen Nachwuchses, welcher auf Grund jenes Gesetzes und des entsprechenden Regulatives vom 30. November 1883 ausgebildet worden ist, wären schon Beweis genug hierfür, ohne daß es des Hinweises auf die Erscheinungen im praktischen Leben seitens der Laien bedurfte, welche in den Augen der betreffenden jüngeren Herren meistens nur die „Regierten" zu sein haben; es sind ja denn auch thatsächlich bereits vielfach Stimmen laut geworden, und zwar solche von reiferen Männern, welche die ganze vorerwähnte Trennung wieder aufgehoben und Justiz und Verwaltung zu der alten gemeinsamen juristischen Vorbereitung ihrer Beamten zurückgekehrt wissen wollen. Wir unserseits stimmen dem aus vollem Herzen bei. In dieser Beziehung ist nämlich doch nie zu vergessen, daß die Periode bis zur Ablegung der großen Staatsprüfung in erster Linie nicht rein der praktischen Dressur, wenn das Wort nicht zu hart klingt, dienen soll, sondern vor Allem auch der Durchbildung des Geistes nach einer einheitlichen, systematischen, gewissermaßen auch ethischen Richtung hin, welche den also Durchgebildeten befähigen soll, später als selbständiger Arbeiter unter steter Beobachtung der großen allgemeinen Gesichtspunkte auch im engen Kreise zu wirken, ohne daß der Sinn sich ebenfalls verengert. Mit Recht heißt die Zeit zwischen erster und zweiter Staatsprüfung Vorbereitungsdienst, d. h. es sollen nicht schon Früchte geerntet, sondern erst die auf der Universität gelegten

Digitized by Google

Keime so entwickelt werden, daß sie später Früchte bringen. Diese Periode ist nicht in erster Linie und allein dazu da, im Gegensatze zur theoretischen Arbeit, welche auf eine allgemeine Erfassung der Prinzipien für die spätere selbständige Praxis abzielt, nur den Drill in den Referendar hineinzubringen, sondern sie soll auch die Universalität, die Einheitlichkeit und Größe der Auffassung des Amtes, des Staates und des öffentlichen Lebens als solche in erster Linie pflegen und ausbilden. Diese — wohl selbst von den entschiedensten Realpolitikern nicht bestrittene und bis vor Kurzem auch gerade in Preußen nach dem Regime des alten Beamtengeistes besonders hochgehaltene Wahrheit — muß aber nach der Natur der Verhältnisse dem jungen Verwaltungsbeamten noch ungleich näher gelegt werden, als dem angehenden Richter, denn der Rechtsfindung ist einmal durch das Gesetz also solches die Richtung angewiesen, nicht durch Anweisungen von Vorgesetzten und sie erfordert an sich ein ungleich größeres Quantum selbständiger Geistesthätigkeit auch für den kleinsten Fall als die Verwaltung, und andererseits ist die Verwaltungsthätigkeit der unteren Provinzialbehörden, wie z. B. des Landrathes, eine zwar in gewissem Sinne umfassendere, aber auch ungleich oberflächlichere und abhängigere. Auf jenen, bei solcher Sachlage deshalb sehr gefährlichen Drill aber kommt es naturgemäß für die Mehrzahl der Regierungsreferendare fast einzig hinaus, wie Schreiber dieses und mit ihm wohl manches Hundert von Collegen nach eigener Erfahrung und fremder Benachrichtung wissen werden, so lange die jetzige halb juristische, halb administrative Art der Ausbildung beibehalten wird. Was nämlich ein Referendar nach zweijähriger Beschäftigung bei den Gerichten, wo er vor die Wahl des Uebertrittes gestellt wird, von juristischer Durchbildung fort hat, ist und kann nur, wie mir jeder Kundige ohne Weiteres zugeben wird, durchschnittlich herzlich wenig sein; in dieser Zeit wird der junge Jurist so fast allein schon durch die Bewältigung der praktischen Formschwierigkeiten und Gewinnung einer Uebersicht über die äußeren Bedürfnisse des Dienstes an sich vollauf in Anspruch genommen und für die höhere Auffassung des Wortes „Rechtsprechung" fehlt ihm, wenn auch nicht der Begriff, so doch Erfahrung und Wissen; der folgende gleiche Zeitraum, und hier vor Allem die Schlußbeschäftigung am Oberlandesgerichte, die unseres Erachtens nach intensiver ausgenutzt und auch verlängert werden sollte, ist in dieser Beziehung notorisch der wirksamste und naturgemäß der hauptsächlichste. Hiervon aber hat der zur Verwaltung gehende junge Jurist fast niemals eine Ahnung; seine juristische Aus- und Durchbildung ist mit der zumeist auch nur recht dürftigen Erreichung jenes ersten Zieles heute so gut wie völlig abgeschlossen, denn seine Thätigkeit bei den richterlichen Behörden ist neben der Kürze auch noch meist eine außerordentlich oberflächliche, ja oft genug auch — weil „überflüssig" ! — fast unwillig geleistete, und die weitere juristische Beschäftigung bei den rechtsprechenden Bezirksausschüssen ist einmal eine an sich minimale, wie die Inanspruchnahme dieses Gerichtshofes dieß unvermeidlich mit sich bringt, und sodann auch die Art der Rechtsfindung bei diesen Behörden selbst doch eine eigentlich juristisch ungleich weniger prägnante und präcise, als dieß, abgesehen von der Urtheilsfällung, gerade für die hier in Frage stehenden Punkte, die Ausbildung geistiger Schärfe und Urtheilskraft, durchaus wünschenswerth erscheinen muß. Dieser Mangel der Ausbildung und diese Seite des Verwaltungsstreitverfahrens ist auch noch ungleich heller zu Tage getreten, seit anstatt des richterlich qualificirten Verwaltungsgerichtsdirectors der Vorsitz in diesen Behörden auf nur im Regierungssache einseitig ausgebildete Beamte übergegangen ist, bekanntlich eine „Revision" der ursprünglichen Selbstverwaltungsgesetze, die auch von den gemäßigsten Politikern als eine „klaffende Wunde" des inaugurirten Systemes bezeichnet worden ist, und die allerdings in das System des Rechtsstaates nur sehr schwer sich einfügen läßt, wofür die Urtheile der betreffenden Gerichtshöfe fast täglich drastische Beweise liefern. Die übrige Thätigkeit des Regierungsreferendars, der in zwei Jahren außerdem auch die Geschäfte der Landrathsämter, der Bürgermeistereien, der verschiedenen Abtheilungen in den Regierungscollegien als: Domänen-, Forst-, Polizei-, Kirchen-, Schulsachen und all' die anderen außerordentlich mannigfachen Zweige der Verwaltung kennen lernen soll, ist naturgemäß eine gleichsam nur cursorische: im günstigsten Falle kann er, da selbst Kenntniß der Verwaltungstheorie, d. h. der Gesetze, Verordnungen u. s. w. bei seinem Uebertritte zur Verwaltung in nicht weitergehendem Maße verlangt wird, als sie auch seine bisherigen Gerichtscollegen besaßen, sich eine allgemeine flüchtige Uebersicht aneignen.

Nun hat aber die gedachte Trennung weiter für die Verwaltung den ungeheuren Nachtheil, daß sie solche Elemente, welche — Assessor geworden — sich für die Praxis auch noch so unbrauchbar erweisen mögen, nicht mehr auszustoßen kann, da im Gegensatze zu dem großen Gerichtsexamen, welches alle Aemter ausnahmslos eröffnet, die Prüfung für den Verwaltungsdienst einzig für diesen qualificirt. Die Referendarien, welche vielleicht vorzügliche Juristen — Richter, Staatsanwälte und Sachwalter — geworden wären, jedoch aus diesem oder jenem Grunde — meist wohl dem der gegenwärtigen glänzenderen Außenseite — von der Justiz zur Verwaltung übergegangen sind, ohne auch nur eine Ahnung von den Anforderungen derselben in Bezug auf Personen und Thätigkeit zu haben, finden sich später, wenn reifer und vorurtheilsfreier geworden, nicht nur, was sie selbst angeht, oft außerordentlich unbefriedigt und enttäuscht, sondern sie sind auch gleichsam nur Ballast für das Amt und unbrauchbares Material, das kaum dürftig den gestellten Anforderungen genügen kann und gleichsam aus Rücksicht auf eine verfehlte Carriere mitgeschleppt wird, da der Rücktritt in die Justiz durch die einseitige und außerordentlich dürftige Verwaltungsausbildung ihnen verwehrt ist.

Es steht aber auch noch eines fest: daß nämlich durch die getrennte Vorbildung beide Ressorts, das der Justiz und das des Inneren, auch noch gleichmäßig nach einer anderen Richtung hin verloren haben: die Verwaltung hat mehr rein repräsentativ und äußerlich verantagte Anwärter gewonnen, und ist dafür innerlich werthvollerer verlustig gegangen und die Justiz hat das Gegentheil zu erleiden. Der Grund dieser Erscheinung liegt, wie schon angedeutet, zum guten Theile in der Zurücksetzung der richterlichen Beamten in den Rang- und sonstigen Verhältnissen, in welche der Stand derselben zur Zeit eingewiesen worden ist, außerdem auch weiter noch in dem ungemeinen Einflusse, welchen, wohl nicht zum Vortheile des allgemeinen Besten, der letzte Minister des Inneren, v. Puttkamer, wie schon erwähnt, den Beamten seines Ressortes nach jeder Richtung hin zu verschaffen suchte.

Dennoch aber erfährt die rein richterliche Carriere seit längerer Zeit doch noch größeren Schaden. Von den nämlich etwa rund 18 Procent Gerichtsassessoren, welche, nachdem sie zwar als Referendarien bei der Justiz verblieben waren, in der sogenannten großen Staatsprüfung das Prädicat „gut" erhalten haben und danach wenigstens präsumtiv als fähigere Köpfe zu betrachten sind, geht die überwiegende Mehrzahl danach trotzdem noch in andere Ressorts über, welche in Würdigung der ungleich besseren Ausbildung der Gerichtsassessoren zur Ergänzung ihres Personales naturlich fast einzig auf die also prädicatirten derselben reflectiren. Beispielsweise sind allein zur Vorbereitung für Dienste im Auswärtigen Amte gegenwärtig einige zwanzig derselben einberufen und fungiren manche von diesen schon als Assessoren selbständig im Auslande in theilweise sehr schwierigen Stellungen.

Der gesammte Durchschnittssatz — und hierunter allein wieder fast rund 20 Proc. ein oder zwei Mal „Durchgefallene" — verbleibt nothgedrungen ganz und gar bei der Justiz, da nur im Ausnahmefalle es einem derselben gelingt, in andere Staatsstellungen übernommen zu werden. Daß also hier das videant consules durchaus geboten ist, ist an sich wohl klar, soll aber auch, was die Gründe hierfür angeht, noch näher dargelegt werden.

Ein Grund liegt in den oben erwähnten fast unbilligen gegenwärtigen Rangverhältnissen der Richter. — So lange der

Digitized by Google

Staat eine Rangordnung seiner Beamten für geboten erachtet, wird es auch nur einfach natürlich sein, wenn derjenige, welcher dem Staate als Beamter dient, auch durch Leistungen zu einer möglichst hohen Rangstellung zu gelangen hofft, da ja der Staat dadurch, wie er die Stellung des Beamten einrangirt, bekundet, wie hoch er dieselbe auch sich schätzt. Das Ausführlicheren auf diese für die justitia als fundamentum regnorum im hohen Grade deprimirenden Thatsachen einzugehen, ist hier nicht beabsichtigt, und soll nur kurz Folgendes erwähnt werden: von den rund 4200 richterlichen und staatsanwaltschaftlichen Beamten des preußischen Staates kann die Stufe der patentirten Räthe, selbst nur der vierten Klasse, kaum der Achtzehnte erreichen, während bei der Verwaltung jeder sie erhalten muß, sobald er die betreffende Anciennität hat; diejenige der dritten Klasse nur der Dreißigste, — und die zweite Klasse nur die einmalige Zahl von 18 überhaupt; Rath erster Klasse und gar Excellenz aber kann nur je einer werden, nämlich der Unterstaatssecretär, Director und der Minister; jene 13 aber sind: die Chefs der Justiz einer ganzen Provinz — die Oberlandesgerichts-Präsidenten. Mit diesen wahrhaft traurigen Perspectiven sind nun die Aussichten der Regierungsbeamten allerdings nicht zu vergleichen: ganz abgesehen davon, daß die bedeutendsten Posten anderer Ressorts sich zum guten Theile ebenfalls aus ihnen recrutiren, und ihre Gesammtanzahl kaum ein Tiertel derjenigen der Richter erreicht, stehen ihnen allein 38 Regierungspräsidenten-Stellen mit dem Range der zweiten Klasse und 12 Oberpräsidenten-Posten mit dem Range der ersten Klasse offen, mit welch letzteren Aemtern ja sogar durch Kaiser Friedrich jetzt officiell und von Amtswegen das Prädicat „Excellenz" verbunden ist. Mag man noch so philosophisch über Rangverhältnisse denken, so wäre es doch um den Staat schlecht bestellt, wenn nicht seine Diener danach trachteten, in demselben vorwärts zu kommen; das gilt auch von der Justiz, und daß dieser Satz nur positive Wahrheit ist, lehrt die Fahnenflucht von der Justiz alle Tage. Weshalb z. B. zwei Assessoren, die vielleicht das Examen an ein und demselben Tage seiner Zeit zusammen gemacht haben und nach langer ehrenvoller Laufbahn der eine der Chef der Justiz, der andere derjenige der Verwaltung in einer Provinz geworden, sich auch alsdann nicht coordinirt sein sollen, obwohl sie demselben Staate gedient haben, ist schlechterdings nicht einzusehen, außer wenn man die Justiz, d. h. die Pflege des Rechtes, als an sich um volle zwei Rangstufen niedriger stehend wie die Verwaltung klassificiren will. Und dabei sitzt eventuell der jüngste Gerichtsassessor über der Verordnung eines Regierungs- oder gar eines Oberpräsidenten zu Gericht und ist erforderlichen Falls berechtigt, dieselbe für unwirksam zu erklären und somit der Autorität desselben den Boden unter den Füßen fortzuziehen.

Was nun aber die Assessoren angeht, also diejenigen patentirten Richter, welche, obwohl zwar voll qualificirt und bereits unversetzlich und unabsetzlich, jedoch noch nicht in fortem angestellt, als sie eine Besoldung nicht erhalten, bereits trotzdem richterliche Thätigkeit ausüben und allmählich zu Amtsrichtern u. s. w. ernannt werden, so liegen deren Verhältnisse bisher folgendermaßen:

Nach Bestehen der großen Staatsprüfung werden sie einem der Amtsgerichte der Monarchie zur unentgeltlichen Beschäftigung überwiesen und gelten als an diesem domicilirt. Selbstverständlich müssen sie an diesem auch thatsächlich arbeiten und zwar richterlich, indem das Präsidium des übergeordneten Landgerichtes ihnen ein gewisses Decernat zuweist. Diese unbesoldete und meist nicht grade geringe Beschäftigung währt nun so lange, bis man der Arbeitskraft des Assessors thatsächlich bedarf, sei es zur Vertretung eines erkrankten Richters, sei es zu sonstigen Geschäften. Bis zu dieser Berufung und Verwendung vergehen jedoch heute mindestens durchschnittlich 1—2 Jahre, und außerdem ist dieselbe dann fast stets naturgemäß nur eine vorübergehende, gewöhnlich auf Wochen, bisweilen auf Monate; nie fast auf länger; und sie wird honorirt mit 180 Mk. pro Monat, richtiger 6 Mk. pro Tag, resp. 5,80 Mk. in Monaten mit 31 Tagen, da nur von dem Tage an gezahlt wird, von welchem an der Betreffende arbeitet, nicht etwa der begonnene Monat für voll gerechnet. Daß die Vocation meist völlig unerwartet kommt, da sie vom Ministerium aus verfügt wird, ist natürlich, und ebenso liegt es in der Sache selbst, daß der also Beodachte aufgefordert wird, meist „sofort" oder „Angesichts dieses" sich an den Ort seiner Bestimmung zu begeben; dabei weiß der betreffende Hülfsrichter fast nie, wann seine besoldete Beschäftigung aufhören wird, und ferner findet er in der Regel eine Arbeitsunenge vor, zu deren neben den regelmäßigen Geschäften herlaufender nachträglicher Bewältigung allerdings eine jugendliche Kraft gehört, da meist die gewöhnlich krankheitshalber zu vertretenden Richter bereits seit Wochen, ja Monaten nur die dringendsten Geschäfte erledigt haben. Doch betrachten wir nur die wirthschaftliche Seite der Sache.

Naturgemäß muß der von seinem Domicile fortcommittirte Assessor seine an demselben bis dahin benutzte Wohnung weiterbehalten und weiterbezahlen, mindestens bis zum Ablaufe der Kündigungsfrist; ebenso naturgemäß muß er aber auch an seinem neuen Thätigkeitsorte gleichfalls eine Wohnung haben, die er ebenso naturgemäß bezahlen muß. Er hat also mit 6 Mk. Diäten eine doppelte Residenz zu unterhalten. Es werden überdies bei solchen Gelegenheiten nur die einfachen Tagereisegelder gezahlt, wie bei irgend einer Dienstreise für einen oder zwei Tage, und mögen dieselben auch auskömmlich bemessen sein für gewöhnliche Reisen ohne begleitenden Umzug, so reichen sie für derartige Domicilwechsel doch fast niemals aus. Nun aber kommt hierzu noch ein weiteres Moment: sehr häufig wird der Assessor an kleine und kleinste Orte gesandt, an welchen möblirte Wohnungen überhaupt gar nicht vorhanden sind; es sei in dieser Beziehung an die Städtchen Posens, Westpreußens und auf den Gebirgen der Eifel, des Westerwaldes, der hohen Rhön u. s. w. erinnert; was bleibt ihm also übrig, als sich dauernd im Gasthofe einzuquartiren, mag auch das Unbehagen fast bis zur Unerträglichkeit gesteigert werden.

Aus all den oben erwähnten Gründen ist es daher wahrlich kein Wunder, wenn der also „besoldete" Assessor auf seine Diäten mit einem leicht ironischen Lächeln herabsieht, falls er zu den besser situirten Sterblichen gehört, wenn ihm wäre dieß nicht der Fall und er müßte so auskommen, allerdings eine Diät an sich sehr nahe gelegt wäre; anders aber der Unbemittelte. Diesem fehlt der Zuschuß, die Diät ist für ihn Nothwendigkeit und er wird sich in dieser Hinsicht eines deprimirenden Gefühles nicht erwehren können. Um so mehr, als er die Stellung eines etatmäßigen Richters sonst nach jeder Richtung voll und ganz auszufüllen verpflichtet ist. Nun aber kann, und unseres Erachtens entschuldbarer Weise, dieses Bitterkeitsgefühl sich nach Ertragen bis zum Gefühle des exlistenten Unrechts, wenn ein solcher „besoldeter Gerichtsassessor" auf seine Collegen in anderen Branchen sieht.

Hier liegen nämlich die Verhältnisse folgendermaßen: Was ersteus die Regierungsassessoren, welche von vorn herein die Verwaltungslaufbahn schon als Referendare gewählt haben, angeht, so hat es bis ganz vor Kurzem unbesoldete Arbeiter dieser Art bei denselben überhaupt nicht gegeben und auch jetzt noch handelt es sich bei ihnen bis zur definitiven dauernden Besoldung hier immer nur noch um kaum so viele Monate, wie bei der Justiz um Jahre. Dann aber beträgt das Anfangsminimum 1500 Mk. pro Jahr und steigt schon in 5 bis 9 Jahren bis zu 4200 Mk., d. h. der Klasse, wo der Assessor Regierungsrath wird. — Wie aber steht der Gerichtsassessor diesen Verhältnissen gegenüber da? Notorisch (die Anciennitätslisten beweisen es auf's Klarste) hat heute ein Assessor bis zu seiner richterlichen Anstellung von seiner Patentirung an durchschnittlich mindestens 4—5 Jahre in einer wahrlich nicht beneidenswerthen Lage auszuharren, und wenn er von diesem Zeitraume im Ganzen 1—2 Jahre mit den erwähnten 6 Mk. täglich besoldet war, kann er noch von Glück sagen, mit anderen Worten: er muß auch nach Bestehen der großen Staatsprüfung noch mindestens 3—4 Jahre ganz und 1—2 Jahre, obwohl voll beschäftigt, weiter aus eigener Tasche sich unterhalten.

Digitized by Google

Noch wesentlich anders aber stellt sich die Besoldung derjenigen Gerichtsassessoren, welche die Richtercarriere aufgeben und als Regierungsassessoren in andere Ressorts übergehen. Meist sofort diätarisch bezahlt, erhalten sie durchgängig alsbald nach kürzester Frist im auswärtigen Amte in der Eisenbiech-, Steuer-, landwirthschaftlichten ꝛc. Verwaltung, Besoldungen, welche den Amtsrichtergehältern allermindestens gleichkommen, was die schnelle Steigerung angeht, aber dieselben sogar weit hinter sich lassen. Hier ist es z. B. eine Thatsache, daß von Assessoren gleichen Patentes der eine, richterliche, nach vier Jahren noch nichts, der andere ein dauerndes Gehalt von 3, 4, ja 5000 Mk. erhält, und wurde jener wirklich einmal bezahlt, so sah er sich mit 6 Mk. pro Tag abgefunden.

Das sind Zustände, die allerdings ohne Uebertreibung der Abhülfe dringendst bedürfen. Man entgegne nicht, daß diese Mißstände nur dadurch hervorgerufen seien, weil wegen Ueberfüllung nicht gleich die definitive Anstellung der Assessoren erfolgen könne. Denn dem ist Folgendes entgegenzusetzen: Zur Vertretung von Richtern und Erledigung sonstiger Geschäfte bedarf der preußische Staat wenigstens rund durchschnittlich 500 Assessoren und hätte er diese nicht, so wäre die Justizverwaltung und Rechtsprechung gar übel daran, resp. es würde für viele Orte ein institutum currens, wie es in den 70er Jahren an der Tagesordnung war, in welcher Zeit Hunderte von Richterämtern durch Referendare verwaltet wurden, ein Umstand, der seiner Zeit den rechtsuchenden Bürger nicht gerade mit übergroßem Vertrauen erfüllte und der Rechtsprechung selbst gleichfalls nichts weniger wie förderlich war. Es sei deshalb, um Mißverständnissen vorzubeugen, noch ausdrücklich hervorgehoben, daß nur die benöthigten Hülfskräfte entsprechend besoldet werden sollen, nicht aber alle vorhandenen Assessoren.

Nun ist es aber weiter eine Thatsache, daß die unbesoldeten Assessoren weiter dem Staate alljährlich Hunderttausende von Mark ersparen, und zwar dadurch, daß ihre Arbeit die älteren und ältesten Herren, welche sonst den bei bisweilen sehr gering bemessenen etatsmäßigen Kräften oft außerordentlichen Anforderungen kaum noch zu genügen im Stande sein würden, mitunter fast völlig entlastet und so die Pensionirung derselben und gleichzeitige Anstellung und Besoldung jüngerer Kräfte überflüssigmacht. Dies ist ein Nutzen für den Etat, der nicht zu unterschätzen ist und thatsächlich in die Hunderttausende von Mark geht.

Deshalb sind wir überzeugt, daß die Anregung, welche nach dieser Richtung vor einiger Zeit schon aus dem Schooße der Volksvertretung trat, daß das richterliche Personenmaterial beginne nicht mehr seine frühere Höhe zu behaupten und zwar wegen zu schlechter Besoldung der Assessoren, nunmehr ihre volle Würdigung finde, nachdem in den seither verflossenen Jahren sich die damit zusammenhängenden Mißstände auf das Deutlichste als schon vorhanden und für die Zukunft noch bedenklicher drohend ergeben haben. Thatsächlich erhalten auch die älteren Assessoren der Staatsanwaltschaften bereits höhere Diäten, desgleichen die bei dem Justizministerium beschäftigten, nur die als Richter verwendeten müssen zurückstehen, obwohl im Ganzen nur wenige Tausend Mark genügen, um welche der Diätensatz zu erhöhen ist, daß dieser Calamität abgeholfen werde.

Dieser Sachlage entsprechend ist denn auch in den weitesten Kreisen der gesammten zukünftigen etatsmäßigen Richtergeneration ein mehr wie peinliches Gefühl des Mißmuthes verbreitet und zwar ein um so berechtigteres, als schon vor einigen Jahren diese Mißstände als bevorstehend, bezw. schon damals vorhanden erkannt wurden und das Abgeordnetenhaus eine entsprechende Anfrage an die Regierung stellte. Die damals gegebene Antwort, daß die maßgebenden Behörden die gehegten Befürchtungen nicht theilten, wird heute nicht mehr als zufriedenstellend angesehen werden können, da die Thatsachen derselben zu sehr widersprechen würden, und dieselben außerdem von Tage zu Tage drastischer sich gestalten. Eine Besoldung von der gleichen Höhe, wie die Baumeister im Falle ihrer Verwendung im Staatsdienste sie erhalten, dürfte als mindestens nothwendig erscheinen, zumal deren Verhältnisse noch in sofern ungleich günstiger liegen, als dieselben nicht wie die Assessoren nur vorübergehend für kürzeste Zeiten, sondern dauernd und fast ununterbrochen auf Jahre an demselben Orte beschäftigt werden, nicht aber von Monat zu Monat ihr Domicil zu wechseln haben. Selbst falls ein solcher Diätar dadurch um wenige Thaler besser gestellt sein sollte, als der jüngste etatsmäßige Richter, so dürfte dieß nicht der Nothwendigkeit einer auskömmlichen Besoldung hindernd im Wege stehen können, da einmal dieser die Annehmlichkeit einer dauernden Stellung und eines sicheren Gehaltszulages genießt, jener aber fast unstät zu nennen ist und jedem tüchtigen Bauarbeiter an Sicherheit der Existenz fast nachsteht. Diesem Unterschiede trägt auch die Verwaltung schon thatsächlich Rechnung, indem sie ihre dauernd angestellten Assessoren niedriger besoldet als selbst ihre Referendarien, falls diese nur vorübergehend als Diätarien beschäftigt werden.

Ziehen wir nun das Facit aus den bisherigen Erörterungen, so wird sich dreierlei ergeben: Es wird einmal eine andere Ausbildung der Verwaltungsbeamten einzuführen sein, am besten durch Rückkehr zur Ablegung des richterlichen großen Staatsexamens, alsdann möge Jeder wählen, wozu er überzugehen beabsichtigt, ob zur Rechtsprechung, ob zur Verwaltung. Auf diese Weise wird auch der beklagenswerthe Antagonismus, der zwischen den jüngeren angehenden Richtern und Verwaltungsbeamten an vielen Orten herrscht, gemindert, wenn nicht sogar aus der Welt geschafft werden. In erster Linie wird aber dem Bitterkeitsgefühle, das jetzt, wie erwähnt, in den breitesten Kreisen der preußischen Richter wegen der ihnen angethanen Rangzurücksetzung herrscht, ein Ende gemacht werden. Und hiermit ist es thatsächlich hohe Zeit, da sonst diese Mißstimmung eventuell doch recht bedenkliche Folgen haben kann. Sodann aber werden auch jene besten Kräfte, welche jetzt zum größten Theile der Justizlaufbahn als zu undankbar und zurückgesetzt, schon aus Ehrgefühl gewissermaßen den Rücken kehren, dem Richterstande und der Rechtsprechung erhalten bleiben. Mag auch der verwaltende Charakter des Staates in unserer Zeit mehr in den Vordergrund treten, als es früher der Fall war, das unabhängige Richteramt und die weitblickende Rechtsprechung werden doch stets das Fundament sein und bleiben, auf welchem Thron und Staat, Freiheit und Entwickelung beruhen.

Judex.

Literatur und Kunst.

Der Koran.

Von Gustav Karpeles.

Ohne Zweifel wird die Mehrzahl der geschätzten Leser, welche meinen vor einiger Zeit an dieser Stelle veröffentlichten Aufsatz über den Talmud gelesen haben, von selbst eine Parallele zwischen diesem Werke und dem Koran anzustellen geneigt sein. In der That scheint ja eine gewisse Beziehung und eine gewisse Aehnlichkeit zwischen beiden Werken zu existiren; aber dieselbe ist nur rein äußerlich. Tritt man beiden Werken näher, so hört jede Parallele von selbst auf. Allerdings bedeutet Koran im Arabischen ungefähr dasselbe, was Talmud im Hebräischen, nämlich „Vortrag“ oder Lesung. Auch die Entstehungsgeschichte des Koran hat einige Aehnlichkeit mit der des Talmud. Damit hören aber auch alle Vergleichspunkte auf. Wie eher kann man, wenn denn einmal verglichen werden soll, den Koran mit der Bibel vergleichen, denn er ist in Wahrheit die Bibel des Islam und ein Werk, welches auf Mohammed zurückgeführt wird, wie die jüdische Tradition die Bibel auf Moses zurückführt. Aber wie hier schon die Kritik den Inhalt verschiedenen Autoren und verschiedenen Zeiten zuzuschreiben versucht, so auch beim Koran. Einzelne

Digitized by Google

Theile des Werkes rühren unzweifelhaft von Mohammed her; das Ganze und die Zusammenstellung desselben ist aber keineswegs sein Werk. Ja, er hat wohl nicht einmal die Sammlung befohlen.

Wenig oder vielmehr gar nicht ist der Koran der gebildeten Welt bekannt. Allerdings existiren einige gute, selbst vortreffliche Uebersetzungen desselben in deutscher Sprache, und die gelehrte deutsche Kritik hat sich um das Werk vielfach verdient gemacht. Die eingehendsten, exegetischen Untersuchungen über den Koran und die beste Geschichte desselben stammen von deutschen Gelehrten her. Wenn derselbe gleichwohl nur wenig bekannt ist, so rührt dies daher, weil eine lesbare Uebertragung des sonst allerdings ziemlich ungenießbaren Buches bisher noch nicht vorhanden gewesen. Dem ist nun abgeholfen, und zwar durch ein posthumes Werk von Friedrich Rückert, dem großen Dichter und noch größeren Uebersetzer, das vor Kurzem von einem hervorragenden Orientalisten, Professor August Müller in Königsberg, herausgegeben worden ist.*)

An der Hand dieser Uebertragung wollen wir es nun versuchen, unseren Lesern ein kurzes Bild des Koran, dessen Urschrift nach dem Glauben der Moslemim vom Urbeginne der Welt an im siebenten Himmel vorhanden gewesen ist, zu geben.

Wie er jetzt vorliegt und wie er für 200 Millionen Menschen die heilige Religionsurkunde geworden ist, umfaßt der Koran bekanntlich 114 Suren (etwa Schichten) von sehr ungleicher Länge. Jede einzelne Sure ist aber so ziemlich ein abgeschlossenes Ganzes, welches aus einer Anzahl Sätze oder Verse besteht, die zwischen 3 bis 286 schwanken. Die Enden der Verse sind im arabischen Originale überall durch Reimworte angezeigt. Alle diese Suren und Verse werden natürlich als eine göttliche Offenbarung bezeichnet, die ein Engel, der jedenfalls ein ausgezeichnetes Gedächtniß gehabt hat, dem Propheten Mohammed überbracht habe und die dieser genau in derselben Ordnung seinen Landsleuten vorgetragen haben soll. Unzweifelhaft steht jedoch fest, daß die Sammlung unmittelbar nach dem im Jahre 632 erfolgten Tode Mohammeds von seiner Umgebung auf Geheiß des Kalifen Abubekr vorgenommen wurde. Ist nun der Koran echt oder nicht? Eine schwierige Frage. Unzweifelhaft trägt die Sammlung im Wesentlichen den Charakter der Echtheit, d. h. es hat Nichts oder doch wahrscheinlich nur Nebensächliches in dieselbe Aufnahme gefunden, das nicht nach der Ueberzeugung Mohammeds göttliche Offenbarung gewesen wäre. Diese Thatsache hat die Wissenschaft durch ihre Forschungen verbürgt. Natürlich entspricht es dem Charakter dieser Offenbarungen, daß Gott in dem ganzen Buche als der Redende auftritt, der sich entweder an den Propheten oder unmittelbar an die Gläubigen selbst wendet. —

So wenig aber die Echtheit des Koran nunmehr bezweifelt werden kann, ebenso schwer ist es, zu glauben, daß die einzelnen Suren in der Ordnung, in welcher sie gegenwärtig vorliegen, abgefaßt wurden. Früher pflegte man sie in solche einzutheilen, welche während des Aufenthaltes des Propheten in Mekka und in solche, welche während seines Aufenthaltes in Medina „geoffenbart" oder verfaßt wurden. Thatsächlich aber herrscht in dem Koran ein solcher Wirrwar in Bezug auf Eintheilung und Zeitbestimmung, eine solche wilde Unordnung, daß August Müller mit Recht behauptet: der ganze Koran gleiche viel mehr einem Schutthaufen, als einem wohlgefügten Lehrgebäude. Jeder Versuch, in dieses Chaos eine Ordnung zu bringen, die ungleichen Theile von einander zu scheiden und eine symmetrische Aufeinanderfolge hineinzubringen, würde auf die erheblichsten Schwierigkeiten stoßen. Hier muß also die Ueberlieferung der mohammedanischen Glaubensgemeinde den Ausschlag geben. An der Hand dieser Tradition läßt sich dann doch eine vernünftige Entwickelung des mohammedanischen Glaubenssystemes, wie es im Koran aufbewahrt, darstellen. Wir folgen dabei der ausgezeichneten Einleitung August Müller's, der die verschiedenen Suren ohne Rücksicht auf ihre Aufeinanderfolge im Koran zu einem planmäßigen Lebensbilde Mohammeds und des Mohammedanismus zusammengefügt hat.

Der Prophet von Mekka fühlt sich natürlich in erster Reihe als der auserkorene Bote Gottes; er ist berufen, seinen Landsleuten eine neue Heilsbotschaft zu verkünden. Aber es ist ein verhärtetes Geschlecht, dem er predigt, Leute, die nur nach irdischem Gute begehren, geizige, schlechte Menschen, Bedrücker der Waisen. So findet seine Lehre nur bei den unteren Volksklassen, bei Sklaven und Armen, willigen Eingang, die Lehre: „Einen Gott nur darf man verehren; man muß glauben, daß dieser den Menschen nach dem Tode zu jenseitigem Leben erwecke und von ihm für sein diesseitiges Rechenschaft fordern werde, daß man daher schon in diesem Leben Arme und Waisen speisen und durch Gebet und gute Thaten Gott zu nähern sich bestreben müsse."

Den Vorwürfen der Großen und Mächtigen und ihren Verfolgungen gegenüber stützt sich der Prophet auf den Trost Gottes. Wer dürfte es wagen, die Zukunft des Menschen, die Auferstehung des Fleisches zu leugnen, wenn die geheimnißvolle Geburt, die Wunder der Schöpfung so laut und vernehmlich die Allmacht Gottes preisen! Auch aus dem Geschichtsleben weiß der Prophet diese Allmacht Gottes herzuleiten; er erzählt, wie der Herr in grauer Heidenzeit die Gottlosen vertilgt, wie er sich Pharao und Jona mächtig erwiesen, wie er über kurz oder lang ein furchtbares Strafgericht hereinbrechen lassen werde, ähnlich dem von Sodom und Gomorrha. Mohammed hat die Bibel gekannt und auch von der talmudischen Tradition ist ihm manches durch seine jüdischen Freunde bekannt geworden. Vielerlei Hindeutungen auf beide befinden sich im Koran, dessen Volumen, nebenbei gesagt, kaum die Hälfte des Umfanges der Bibel ausmacht. Mit glühenden Farben schildert Mohammed dieses Strafgericht, die Höllenqualen der Gottlosen, die Paradiesesfreuden der Bekenner des wahren Glaubens. Mit behaglicher Ausführlichkeit erzählt er die Geschichte seiner Vorgänger im wahren Glauben, der Männer des alten wie des neuen Bundes und der Gottesboten, die unter den Arabern der Wüste selbst in der alten Zeit aufgestanden waren. Auf naturgemäßem Wege gelangt er so zu dem Glaubenssatze der absoluten Vorherbestimmung, welcher mit dem von dem zukünftigen Gerichte die Stützpunkte seines Systemes bildet. Die zehn Gebote gestaltet er für das Bedürfniß der Araber in besonderer Weise um. Scharfe Worte richtet er an die Götzendiener, an Juden und Christen. Soweit gehen die ziemlich sicher als mekkanischen Ursprunges zu bezeichnenden Suren.

Harten Kämpfen ist nun aber der Prophet ausgesetzt, da er nach Medina zieht. „Zwei Parteien sind es dort, welche ihm Widerstand entgegensetzen, einmal die Juden, das „Volk der Schrift", mit denen er sich nun scharf auseinandersetzt, sodann aber die Gegner in seinem eigenen Volke. Im Gegensatze zu dem jüdischen Glauben verleiht Mohammed nun seinem Religionssystem eine andere Färbung; er befehdet die Juden, mit denen er sich vorher zu befreunden suchte, auf das Aeußerste; nicht minder die Parteien seiner Gegner in der Stadt selbst, welche noch Anhänger des alten Wüstenglaubens waren. Gegen sie richtet er seine schärfsten Angriffe. Daneben erweitert er aber immermehr seine neue Glaubenslehre und richtet die Blicke der Seinigen auf die Gewinnung des alten Nationalheiligthumes, der Kaaba. Mächtig feuert er diejenigen zum heiligen Kriege an, dessen Ziel die Gewinnung dieses Heiligthumes sein sollte. Wie der Prophet, von Mekka nach Medina gehend, aus einem Religionsstifter ein Feldherr wird, so ist der Koran aus einem Religionsbuche zu einer Gesetzsammlung und einem Historienbuche geworden; denn was nun folgt, ist nichts als eine Reihe von Kämpfen und Siegen, welche der Prophet über seine Feinde errungen hat, bis er auf den Gipfel seiner Macht gelangte. Kurz darauf starb er, am 8. Juni 632, und den Seinen hinterließ er die Anwartschaft auf ein Weltreich, ja, auf eine Weltreligion, und auch das Buch seines Gottes, den Koran.

*) Der Koran, im Auszuge übersetzt von Friedrich Rückert, herausgegeben von August Müller (Frankfurt a. M., Sauerländer).

Digitized by Google

August Müller, dessen gediegener Einleitung wir gefolgt sind, behauptet nach genauer Kenntniß, daß das merkwürdige Buch, wie es uns vorliegt, wenn man sich auf dem Wege gelehrter Forschung in dasselbe einarbeitet, einfach ungenießbar erscheint. Hier muß nun Rückert's Uebersetzung wirksam eintreten. Zunächst schon durch die Art der Anordnung. Rückert hat den Koran in einem Auszuge übersetzt und hat glücklich die Weitschweifigkeit des Ganzen, die Breite der Wiederholungen, die öden Steppen der gesetzlichen Partien fortgelassen und nur das Anziehende, aber doch auch wieder alles Wichtige aufgenommen. Dann aber auch, und hauptsächlich, hat er es meisterhaft verstanden, die unerhörten Schwierigkeiten zu überwinden, welche Sprache und Stil des alten Propheten ihm in den Weg legten. Der Koran zerfiel ihm in drei Bestandtheile: in einen prosaischen, in einen poetischen und in eine Mischung beider Töne. Mancherlei Abstufungen und auch eine leidliche Ordnung suchte er in den verschiedenen Suren herzustellen, und es erscheint uns fast als eine Vollendung seines großen Lebenswerkes, daß wir nun aus der Hand Rückert's auch eine fertige Uebersetzung des Koran besitzen. Gerade die Eigenthümlichkeit seines Wesens und seiner Begabung mußte ihn für die Uebersetzung dieses Werkes, das ja vorwiegend in einer poetischen Prosa geschrieben, besonders befähigen. Die rhythmische Prosa des Koran eignet sich ganz besonders für die Weise der Uebertragung, wie sie Rückert beliebt und wie sie ihm vor allem am besten glückte. Die Anschauungen glühender Phantasie, der echt dichterisch hinreißende Schwung, die Energie des Zornes, die behagliche Ausmalung jenseitiger Lebensfreuden, liebliche Historien- und kranse Wundergeschichten, alles das mußte einen Dichter, wie Rückert, mächtig fesseln, und so ist es denn erklärlich, daß er einen großen Theil seiner Lebensarbeit diesem wichtigen Literaturdenkmale des Morgenlandes gewidmet hat. Wir aber sind seinen Erben und dem Herausgeber zu innigem Danke verpflichtet, daß sie nun, nachdem die Arbeit fast ein halbes Jahrhundert liegen geblieben, dieselbe der Oeffentlichkeit geschenkt haben. Welcher moderne Mensch konnte sich wohl bisher rühmen, den Koran in einem Zuge durchgelesen zu haben? Diejenigen, welche ihn als Meisterwerk arabischer Dichtkunst priesen, haben gewaltig übertrieben; diejenigen, welche ihm vollendete Rhetorik zugeschrieben, haben ihn wohl auch über Gebühr gelobt. Alle diejenigen aber, welche ihn nun in der Uebersetzung Rückert's lesen, werden in ihm ein bedeutsames Werk erkennen, voll erhabener Visionen, prophetischer Ermahnungen und trefflicher Vorschriften, in welchen Anmuth und Feierlichkeit, Liebe und Haß, Gluth und Zorn in bunter Reihe abwechseln und durch welches der Sumum der Wüste mächtig dahin braust.

Gern möchte ich nun auch einige Beispiele zur Bestätigung dieses Urtheils anführen, aber es ist in der That schwer, Einzelnes aus diesem bedeutsamen Werke herauszugreifen. Gleichwohl will ich es doch nicht unterlassen, Einzelnes aus den merkwürdigen Suren hier anzuführen, um die Kraft der Poesie des Originales und die nicht geringere Kraft der poetischen Uebertragung Rückert's einigermaßen zu charakterisiren. So z. B. die 93. Sure:

Der Tag der steigt.

Beim Tag, der steigt!
Und bei der Nacht, die schweigt!
Verlassen hat Dich nicht Dein Herr,
Noch Dir sich abgeneigt.
Das Dort ist besser, als was hier sich zeigt.
Es gibt Dir, was zu Deiner Lust gereicht.
Fand er Dich nicht als Waise und ernährte Dich?
Als Irrenden und führte Dich?
Als Dürftigen und wehrte Dich?
Darum die Waisen plage nicht
Und Deines Herren Huld erwarte!

In der That, diese Sure klingt fast an den Ton der Psalmen und des Kirchenliedes an. Nicht minder erhaben und feierlich ist die 97. Sure:

Die Nacht der Macht!

Wer sandte ihn hernieder in der Nacht der Macht!
Weißt Du, was ist die Nacht der Macht?
Die Nacht der Macht ist mehr als was
In tausend Monden wird vollbracht!
Die Engel steigen nieder
Und der Geist in ihr,
Auf ihres Herrn Geheiß, daß Alles sei bedacht,
Heil ist sie ganz und Friede, bis der Tag erwacht!

Ein Kunstwerk in der deutschen Uebertragung ist auch die 100. Sure:

Die Jagende!

Die Schnaubenden, die Jagenden,
Mit Hufschlag Funken Schlagenden
Den Morgenangriff Wagenden,
Die Staub aufwühlen mit dem Tritte
Und ringen in des Heeres Mitte!
Ja, der Mensch ist gegen Gott voll Trutz,
Wie er sich selbst bezeugen muß,
Und liebet heftig seinen Nutz.
Und weiß er nicht, wann das im Grab wird aufgewekt,
Und das im Busen aufgedeckt?
Daß nichts von ihnen ihrem Herrn dann bleibt verdeckt?

Mit dem Bekenntnisse der Einheit Gottes, welches der Halbmond auf seinen Bahnen durch die Wüste getragen hat, in der Parole: „Allah ist groß!“, mit diesem Bekenntnisse der Einheit, wie es in der 112. Sure enthalten ist, sei diese flüchtige Umschau auf dem Gebiete des Koran abgeschlossen:

Sprich: Gott ist Einer,
Ein ewiger Reiner,
Hat nicht gezeugt und
Ihn erzeugt hat Keiner,
Und nicht ihm gleich ist Einer!

Ein jugendhafter Roman von Zola.

Es war einmal ein engelhaftes Mädchen, das natürlich Angelica hieß. In einer grimmigen Schneesturmnacht wurde es von einem Meßgewandsticker und seiner Frau unter einem Kirchenportale aufgelesen und in deren Haus gebracht. Das brave Ehepaar hatte keine Kinder, worüber es unröstlich war, und daher nahm es die kleine Angelica an Kindesstatt an. Im Frieden der altehrwürdigen Kirche wuchs sie auf und wurde eine überaus gewandte Stickerin, aber in ihren Gedanken lebte sie immerfort in einem schönen Traume. Sie kannte alle Heiligengeschichten, glaubte an die freundliche Welt der Wunder und war fest überzeugt, daß ein Prinz sie einmal heirathen würde. Eines Tages, als sie im ehemaligen Klostergarten Wäsche aufhing, näherte sich ihr ein junger, schöner Glasmaler, und sie liebte ihn gleich, denn er sah einem heiligen Georg im Kirchenfenster ähnlich. Er war jedoch kein gewöhnlicher Arbeiter, sondern der Sohn des ehedem verheiratheten Bischofes, reich wie ein König und schön wie ein Gott und hieß Felix XIV. von Hochherz. Sie liebten sich und sahen sich öfter im Garten, bei den Armen und sogar des Nachts in aller Unschuld. Sie wollten auch ihren Traum Wirklichkeit werden lassen und Mann und Frau werden, aber der Bischof unterfagte es seinem Sohne. Angelica hoffte das Herz des harten Priesters zu rühren und warf sich eines Tages im Dome zu seinen Füßen nieder, doch ihre Bitten und Thränen waren vergebens. Als ihre Eltern ihren verzehrenden Kummer bemerkten, sagten sie ihr, daß Felix sie nicht mehr liebe und eine Andere heirathen werde, und den jungen Mann baten sie, ihr Pflegekind nicht mehr zu besuchen, denn er sei bereits vergessen. Angelica wurde auf den Tod krank, und der Bischof selbst kam an ihr Siechenbett, um ihr die letzte Oelung zu geben. Diese wirkte so wunderthätig, daß sie gesund wurde

Digitized by Google

und ihren Felix heirathete. Aber als er sie vom Traualtare hinwegführte, verschied sie plötzlich im seinen Armen.

Es ist kein Märchen, keine Legende, keine Kleinkindergeschichte, die wir hier erzählen, sondern der Inhalt von „Le Rêve“*), des neuesten Bandes von Zola's Naturlichen und socialen Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreiche, angeblich geschehen zu Beaumont in Frankreich, worunter wohl Beauvais, die Hauptstadt des Oise-Departements, gemeint ist, im Jahre des Heils 1860. Die Zeitungen, welche schon vor vielen Monaten verkündeten, daß der nächste Romanbes großen Naturalisten durchaus anständig, familienfähig und sogar ein Lieblingsbuch aller braven jungen Mädchen werden würde, waren also wohl unterrichtet. Ja, der unerbittliche Wahrmaler und Schwarzseher hat diesmal seinen Pinsel in eitel Rosenroth und Himmelblau getaucht, und zumal seine Fabel ist so keusch, daß sie den Tugendpreis der Französischen Akademie verdiente. An diesem soll indessen dem Verfasser nichts gelegen sein, wie Fama berichtet, sondern vielmehr an einem Sitze in der Körperschaft der Unsterblichen. Vielleicht daß er jetzt auf Grund des neuen Werkes das Ziel seines Ehrgeizes erreicht. Der Verleger Charpentier, der diese Weihnachtsliteratur à la Ebers & Wolff jedenfalls in hunderttausenden von Exemplaren verkauft, und sein deutscher College werden sich befriedigt die Hände reiben. Die französische Clerisei, über die Befürung des arg ràudigen Schäfchens erfreut, darf für das fromme Buch von allen Kanzeln und in allen Beichtstühlen Propaganda machen, so wie es bei uns für Janssen's Geschichte des deutschen Volkes und F. W. Weber's Dreizehnlinden (87. Auflage!) geschehen soll. Und die Akademie mag süglich mit dem Chore der Mediciner und Apotheker in Molière's Zwischenspiel das Loblied des Doctoranden singen:

„Dignus, dignus est intrare
In nostro docto corpore.“

Der Verehrer von Zola's Meisterwerken: L'Assommoir, Germinal, L'Oeuvre wird in diesen Zubel nicht einstimmen und von feiger Schwäche oder Schlimmerem reden. Genuß, das mit dem Priesterthum zusammenhängende und von demselben lebende Kleinbürgerthum durfte in einem vollständigen Unterbilde Frankreichs nicht fehlen, diese ganz eigene Welt der Stolaschneider, Monstranzenpolirschmiede, Herrgottschnitzer und Küster mußte geschildert werden, aber man kann dem Dichter nur Glück dazu wünschen, daß er sein Pensum erledigt hat und nun aus den Weihrauchwolken in die klare, herbe Sphäre der bürgerlichen Wirklichkeit wieder hinunter steigen darf.

„Der Traum“ ist ein schwaches Buch und gewährt den wenig erquicklichen Anblick, wie der realistische Hercules sich mit seinen Windeln zu drapiren sucht und Jugend, Naivetät, Frömmigkeit heuchelt. Seine Personen sind alle so gut und edel, daß sogar die im Stiche gelassene Braut Felicien's an der „Wunderhochzeit“ ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin so eifrig im Kirchenchore singt, daß ihre herrliche Stimme alle anderen übertönt. Darum sieht man auch gar nicht ein, warum der Marquis-Bischof die Vereinigung der Liebenden hintertreibt. Bloß weil sein Wort an die Voincourts verpfändet ist? Und warum läßt er sich ebenso unvermittelt und räthselhaft erweichen? Von Angelique heißt es einmal, daß sie stets im Traume lebt, „in jenem Lande guter Geister, wo das Wunder weilet und die leichte Verwirklichung aller Freuden blüht“, und Aehnliches muß der Verfasser ebenfalls empfunden haben, sonst würde er wohl das unwahrscheinlich lange dauernde Incognito des zu seinem Vergnügen (!) glasmalenden Märchenprinzen besser motivirt haben. Das ist eben Alles mystisch und nebelhaft. In Zola's großen, starken Fingern zerkrümelt sich der überzarte Stoff und verliert Anmuth und Lebendigkeit. Sein künstlerisches Naturell ist zu stark und sprengt die selbst auferlegten Fesseln. Er will für kleine Mädchen schreiben und doch Naturalist bleiben. Ein unlösbarer Widerspruch. Darum ist es erheiternd zu beobachten, wie er an der Motivirung des romantischen Vorwurfes umsonst sich abmüht, und wie grell sich die Rückfälle in seine Vergangenheit hier ausnehmen. Störend wirkt schon das Band, womit die lichte Idylle in die dunkle Romanreihe der südfranzösischen Familie eingefügt wird. Wie kommt Angelique hierher, der liebliche, duftige Zweig an den morschen, verfaulten Stammbaum, die Lilie in die Kloake, das engelhafte Geschöpf in die Familie der verruchten, lumpenhaften, verthierten Rougon-Macquart? Obendrein gibt Zola ihr die abscheuliche Kupplerin Sidonie aus „La Curée“ zur Mutter, was die Schwierigkeiten nur unnütz vermehrt. Es ist ein Fehler, eine Anomalie, und das sieht der Verfasser auch selbst ein, denn er bemüht sich gleich Anfangs, seine Heldin etwas schwarz anzutuschen. Sie ist bei Beginn der Geschichte nichts weniger als ein Engel, sondern ein wildes, jähzorniges, ungezogenes, leidenschaftliches Geschöpf und erst im Hause der braven Sticker, im mystischen Banne der heiligen Bischofskirche wird sie statt einer Nana ein braves, frommes, wunderglaubiges, seraphisches Wesen, die „Stickerin mit der Seele einer Königin“, fast eine Heilige. Diese Ausflucht hat zugleich den Vortheil, daß Zola der Buckle-Taine'schen Theorie von der Einwirkung der Umgebung auf den Menschen als dem Producte seines Bodens, auch in diesem Buche treu bleibt. Im Mittelpunkte steht Alles überragend die prachtvolle gothische Kathedrale und erhebt und heiligt die sie umgebenden Menschen und Dinge, mit denen sie ein eigenes individuelles Leben zu führen scheint.

Unten lag die Kirche auf den Knieen, wie vom Gebet erdrückt, mit ihren romanischen Kapellen der Umwandung, ihren nackten Bollbogenfenstern, deren einzigen Schmuck die dünnen Säulchen unter dem Schwibbogengesims bildeten. Weiter oben erhob sie sich, Gesicht und Arme dem Himmel zugekehrt, mit den nach innen gewölbten Fenstern des Schiffes, die achtzig Jahre später gebaut worden waren, und den hohen, leichten kreuzförmig getheilten Fenstern, mit ihren durchbrochenen Bogen und Rosetten. Und immer weiter strebte sie entzückt und hochgemuth vom Erdboden empor mit ihren Gegen- und Strebepfeilern des Chores, die zwei Jahrhunderte später aufgebaut und ornamentirt, mit ihren Glöckchen, Pyramiden und Spitzen im Glanze der Gothik schimmerten. Traufröhren leiteten am Fuße der Strebepfeiler das Wasser von den Beobachungen ab. Eine mit Kleeblattornament geschmückte*) Brustwehr gegenzie die Terrasse über den Kapellen der Apsis ein. Und die Spitze zeigte gleichfalls Blumenschmuck. Das ganze Gebäude blühte, jemehr es sich dem Himmel näherte, in immerwährendem Aufschwunge**) auf; befreit von den Schreckmissen mittelalterlicher Priesterherrschaft versenkte es sich im Schooße des Gottes der Vergebung und der Liebe. Das physische Gefühl hiervon erfüllte es mit Leichtigkeit und Glück, als hätte es einen Kirchengesang angestimmt, der sich rein und klar hoch oben verlor. Im Uebrigen lebte die Kathedrale wirklich. Hunderte von Schwalben hatten ihre Nester unter dem Gürtel von Akanthenblatt gebaut, ja selbst in die Ausschnitzungen der Glöckleins und Spitzen. Ihr Flug streifte unaufhörlich die von ihnen bewohnten Strebe- und Sperrpfeiler. Auch die Ringeltauben in den Ulmen des bischöflichen Gartens drängten sich mit gesträubten Federn und kleinen Scheitan nach Art von Spaziergängern an den Rand der Terrassen.***) Oefter pupte sich ein Rabe, verloren im Blauen und kaum so groß wie eine Fliege, auf der Spitze eines Thürmchens das Gefieder. Eine ganze Flora von Pflanzen, Flechten, Grasarten sproßten aus den Spalten der Mauern und hauchten dem alten Gestein durch die heimliche Arbeit ihrer Bluegeist†) Leben ein. An den Regentagen erwachte die ganze Apsis und murrte unter dem Geplätscher des auf die Bleitagen des Daches herniederprasselnden Regens, der sich durch die Rinnen der Galerien von Stockwerk zu Stockwerk mit dem Lärme eines entfesselten Stromes ergoß. Selbst die schreckliche Windsbraut der Monate Oktober und März befeelte die Kathedrale und verlieh ihr eine Stimme des Zornes und der Klage, wenn sie durch ihren Wald von Giebeln und Bögen,

*) Paris, Charpentier & Co. Fast gleichzeitig mit der französischen Buchausgabe erschien eine deutsche Uebersetzung von A. Ruhemann: „Der Traum“ (Berlin, S. Fischer). Wer die außerordentlichen Schwierigkeiten einer Uebertragung Zola's kennt, wird den Fleiß dieser Arbeit trotz mannigfacher Mißverständnisse und Härten anerkennen müssen.

*) Die deutsche Uebersetzung hat: „mit Geißblatt umrankt“!

**) Ebenda: „in ununterbrochener Verjüngung“.

***) „Die Zwige der Ulmen . . . drängten sich mit langsamen Schritten nach Art von Spaziergängern“ . . .!!

†) „Durch die schwerfällige Art ihrer Entwickelung.“

Digitized by Google

von Rosetten und kleinen Säulen pfiff. Schließlich ließ auch die Sonne im Spiele ihres Lichtes sie aufleben, vom frühen Morgen an, wenn sie die Kirche in goldiger Heiterkeit verjüngt erscheinen ließ, bis zum Abend, wenn sie mit den langsam sich verlängernden Schatten sie in eine geheimnißumwobene Welt tauchte. Und ihr innerer Leben, den Pulsschlag ihrer Adern bildeten die kirchlichen Feiern, von denen sie durch und durch erzittert, mit dem Gesumm der Glocken, der Musik der Orgel und dem Gesange der Priester. Ein stetes Leben durchbebte sie: verlorene Geräusche, das Gemurmel einer stillen Messe, das leichte Niederknien eines Weibes, eine kaum gehörte Beichte, ja selbst die gottergebene Glut eines Liebestodes, das geschlossenen Mundes wortlos abgelegt wurde.

So gehen Engel und Boten Gottes unsichtbar aus von dem heiligen Hause, und sie beschirmen und behüten das Kind eines entarteten Geschlechtes. Aber auch der Verkehr mit ihren edlen Eltern und ihr Kunsthandwerk, die tägliche Beschäftigung mit schönen, goldenen, bunten Prunkgewändern reinigen Angélique. Das zeigt sich namentlich in dem Höhepunkte der Geschichte, jener großartigen Liebesscene, wo Felicien seine Geliebte entführen will. Sie ist bereit ihm zu folgen, die Todtkranke (!), und erhebt sich von ihrem Stuhle, aber plötzlich fühlt sie sich von tausend unsichtbaren Händen gehalten und gefesselt. Sie kann nicht weiter, sie muß bleiben.

„Das ganze Marienfest ermuthigt mich, nicht Ihr und mein Leben durch meine Hingabe gegen den Willen Gottes Vaters zu zerstören. Diese singende Stimme dort, das ist die Stimme, die klingt so klar und rein, daß es mir scheint, sie sei mit ihrer krystallenen Reinheit in mein Innerstes eingezogen. Dieser laute, tiefe Chor wie aus einem Volksbuche, erstammt dem gesammten Stück Erde dort, die Gräser, die Bäume, das ganze friedhertige Leben in diesem geheiligten Winkel arbeitet mit an dem Frieden meiner eigenen Seele. Und von weiter her klingen die Stimmen, von den Ulmen des bischöflichen Gartens, von dem gesammten Horizonte von Zweigen, deren kleinster einen Antheil nimmt an meinem Siege ... Hören Sie diese mächtige, gebietende Stimme! Sie gehört meiner alten Freundin, der Kathedrale, die mich aufgezogen und des Nachts ewig Wache hält. Ein Jeder ihrer Steine, die Säulchen ihrer Fenster, die Glockenthürmchen ihrer den Gegensplessiens, die Schnitzbilder der Apsis haben ihre Stimme, die ich unterscheide, eine mir verständliche Sprache. Sie sagen, daß selbst im Tode die Hoffnung nicht erlischt. Hat man sich gedemüthigt, so bleibt und siegt die Liebe ... Und horch! Muß den Lüften selbst dringt ein Geflüster von Geistern zu mir. Das sind meine unsichtbaren Genossinnen, die heiligen Jungfrauen.

Noch kein Buch hat Zola geschrieben, worin der oft vom ihm beklagte Einfluß der französischen Romantiker und zumal Victor Hugo's so deutlich in die Erscheinung tritt. Die Kirche Notre Dame de Paris, der eigentliche Held des Hugo'schen Romans, und dessen grotesquhafte Verkörperung Quasimodo, sie haben den Traum, der im Schatten der Kirche von Beaumont geträumt wird, ebenfalls stark beeinflußt. Auch Zola's pessimistische Lebensanschauung hat sich darunter etwas aufgeheitert, doch nicht genug, um den gewiß von allen jugendlichen Lesern ersehnten „glücklichen Ausgang" herbeizuführen. Hierin ist der Verfasser sich selber treu geblieben. Zwar scheint er einen Augenblick zu schwanken, und noch der wunderbaren Heilung Angélique's kommt ihr sah folgender Tod ziemlich unerwartet. Ueberhaupt eine seltsame Krankheit, ein rührseliges Sterben. Der sonst in pathologischen Schilderungen so accurate Verfasser, welcher Coupeau's Delirium tremens, Nana's Blattern, Claude's Gehirnerweichung und die ganze erbliche Nevrose der Familie Rougon-Macquart mit der Treue eines medicinischen Gutachtens erzählt und uns keine Convulsion, keine Pulsel, keine Vision schenkt, unterschlägt in diesem interessanten Falle jede Diagnose und alle näheren Angaben. Extrank Angélique lediglich an unglücklicher Liebe und stirbt sie an gebrochenem Herzen oder bloß an der mystischen Nothwendigkeit, weil die Hauteceours von jenem Stamme sind, wo die Frauen jung im vollen Glücke sterben, wie uns ausführlich nach der Familienchronik gemeldet wird. In diesem Punkt ist der Verfasser so knapp mit seinen Andeutungen, während er sonst mit seinen „menschlichen Documenten" wahrlich nicht kargt. Diese seitenlangen Aufzählungen der Heiligen und ihrer Wunder, der Ahnen derer von Hauteceour und ihrer Wappen und Grabmäler, die umständlichen Beschreibungen der Technik des Stickens und Glasmalens u. s. w. verrathen das kokette Bestreben zu deutlich, alle aus der „Goldenen Legende" von 1549, der „Vie des Saints", aus dem „Manuel du chasublier" und anderen nützlichen Hand- und Nachschlagebüchern mühsam zusammengelesenen Kenntnisse und Excerpte noch an den Mann zu bringen. Die Notizen finden kein Ende, und auf solche Weise wird aus der kurzathmigen Novelle ein dickleibiger Roman.

Zum naturosistischen Programm gehören auch gewisse Leitmotive. Die heilige Agnes ist die Schutzpatronin des ganzen Buches. Die dominirende Farbe ist die der Unschuld, und sie gibt dem Romane die charakteristische Tönung. Alles ist weiß, die Kathedrale, die Wäsche, die Stickerei, das Mondlicht, die Mädchen bei der Processsion, die Statuen im Schnee, die erste Erscheinung Felicien's, Angélique's Gesicht, Füße, Seele. Es ist der Neidlin Lieblingscouleur.

„Das Weiß ist immer schön, nicht wahr? An manchen Tagen sind mir blau und roth und alle übrigen Farben zuwider, weiß dagegen erfreut mich stets und wird mir nie überdrüssig. Nichts beleidigt an dieser Farbe, man möchte sich am liebsten darin verlieren ... Wir hatten einen weißen Kater mit gelben Flecken — ich übermahle diese gelben Flecke. Er sah sehr gut aus, leider hielt die Farbe nicht ... Meine Mutter weiß nicht, daß ich mir alle Abfälle von weißer Seide aufbewahre — ich habe einen ganzen Kasten voll — nur des Vergnügens halber, sie von Zeit zu Zeit betrachten und berühren zu können ... Und dann habe ich noch ein Geheimniß, das ist aber ein großes! Wenn ich des Morgens aufwache, steht dicht an meinem Bette Jemand, ja, etwas Weißes, das dann davonfliegt." Er lächelte nicht einmal und schien ihr vollständig Glauben zu schenken. War das nicht ganz selbstverständlich und in der Ordnung? Eine junge Prinzessin würde ihn inmitten ihrer prunkvollen Hofstaaten nicht so schnell erobert haben. Inmitten all dieses weißen Leinens auf dem grünen Rasen schaute Angélique unbeschreiblich reizend, fröhlich und stolz aus. Ein jäher Windstoß pfiff plötzlich daher, und eine Wolke von Feinwäsche erhob sich vom Boden, Kragen und Handkrausen von Perkal, Battisttaschentücher und Schleier flatterten empor und wieder zu Boden wie ein Flug vom Sturm aufgewirbelter weißer Vögel.

Nach diesem bezeichnenden Muster sprechen die zwei Liebenden durchgehends. Es ist ein unpersönlicher, farbloser, rührseliger, pathetischer Stil, so ganz nach dem Herzen träumerischer Backfische, und dieser Eindruck verstärkt sich bei der Lectüre der deutschen Uebersetzung, deren Sprache zu so viel Ueberschwenglichkeit nicht recht herhalten will. Das immer wiederkehrende „theurer Herr" („mon cher seigneur") im Munde der liebenden Angélique wirkt geradezu komisch. Dahin gehört auch die durch keine Wallungen des Blutes getrübte Idylle der nächtlichen Stelldichein in dem Schlafzimmer des Engels. Alles ist unmateriell und unwirklich und so ganz unmodern. Die Geschichte sollte 1860—1878 spielen, aber sie könnte noch viel besser und ohne jede Aenderung etwa im Mittelalter geschehen. Die eben durch die Blätter gehende Nachricht, daß ein Pariser Librettist aus dem Romane einen Opernext schneidert, hat daher nichts Verwunderliches. Die durchsichtige, stark theatralische Handlung muß allerdings den Opernexpressionen reizen, und da das neumodische Costüm ein Hinderniß wäre, so können Zola's Puppen ohne Weiteres in jede beliebige Zeit verlegt und in historische Kleider gesteckt werden. Der Decorationsmaler und der Schneider haben die freie Wahl.

Aber auch in dieser tagebuchartigen Geschichte kommt der Bocksfuß zum Vorscheine. Das Erwachen der Weiblichkeit in dem jungen Mädchen wird voll meisterhafter Züge geschildert, aber für eine jungfräuliche Lectüre ist vielleicht ein wenig zu viel die Rede von „unbewußten Gelüsten", von „einer feinschmeckerischen Leidenschaft, den Apfel des Lebens anzubeißen", von „gänzlicher Hingabe", von „sich die Hände lassen" und anderen Euphemismen der Beichtstuhlsprache. Auch die öftere Erwähnung der verrufenen Häuser in der Legende der heiligen Agnes, die immer wieder aufgewärmte Geschichte von der Kinderlosigkeit der Huberts in Folge eines Mutterfluches und die Schilderungen ihrer stets fruchtlosen Zärtlichkeit, sowie die

Digitized by Google

vergeblich bekämpfte Sehnsucht des Bischofes nach seiner frühgestorbenen Frau und der Eindruck von Angelica's „Jugendduft“ und ihres „frischen Nackens“ auf denselben passen nicht so recht in ein keusches Buch. Nun, Zola's jugendliche Leser, seine priesterlichen Gönner, die von dieser wunderfrommen Legende erbaut sein mögen, und die Herren Akademiker, die einer pikanten Beigabe sonst nicht abgeneigt sind, werden wohl von alledem nichts merken.

Den Teufel spürt das Mädchen nie,
Und wenn er sie beim Kragen hätte.

Zola ist ein Fuchs und sein Buch vielleicht nur eine schlaue Falle, um den dummen Publicus und die neunmalweise Akademie zu prellen. Wir würden jedenfalls diesem bekehrten Sünder nicht trauen. Ist es doch nicht das erste Mal, daß er solche Anwandlungen von Wohlanständigkeit und Langerweile zeigt. Aber auf „La Conquête de Plassans“ folgte „La Faute de l'abbé Mouret“ nach der lyrischen „Page d'Amour“ kamen „Nana“ und „Pot-Bouille“, „La Joie de vivre“ ließ „Germinal“ nicht erwarten und auf den Künstlerroman „L'Oeuvre“ folgten die Knalleffecte von „La Terre“. Wenn er dieser Uebung, mit Gegensätzen zu wirken, auch in Zukunft treu bleibt, so mögen sich die jugendlichen, priesterlichen und akademischen Verehrer von „Le Rêve“ darauf gefaßt machen, daß nach diesem von Sacristeigeruch und Weihrauch erfüllten Buche wieder eine gepfefferte Speise vorgesetzt wird. Wie gesagt, wir würden mißtrauisch sein. Z.

Ein neues Talent.

Von H. Breitinger.

Unter dem nom de guerre Hermann Gosseck trat vor Kurzem ein weiterer Dichter in die Reihe unserer neuesten Lyriker. Das in Hamburg bei Richter erschienene Bändchen führt den Titel „Ein Liebeleben“ und enthält die Geschichte einer Leidenschaft mit tragischem Ausgange. Der Dichter liebt und wird geliebt, aber die Geliebte kann sein Weib nicht werden, denn es gebricht an den Mitteln den Hausstand zu gründen; noch mehr: sie fällt einem reichen verlebten Freier zu und stirbt an gebrochenem Herzen. An diesem epischen Faden reihen sich die lyrischen Perlen auf, die der Liebende am öden Strande seines Lebens sich gesammelt hat. Der kecke realistische Ton stimmt zur leidenschaftlichen Haltung des Ganzen und man vergißt über dem unverkennbaren Talente des jungen Dichters gewisse Mängel der poetischen Form.

Heute liegt von Hermann Gosseck der zweibändige Roman „Heißes Blut“ (Zürich, Verlagsmagazin) auf dem Büchertische und auf Ende des Jahres kündet er eine neue Arbeit an: „Aus guter Gesellschaft, Bukarester Roman“; von dessen Inhalte sagt die Anzeige des Verlegers: „Dieser St. Excellenz dem Grafen Zichy gewidmete Roman stützt sich auf Begebenheiten der neuesten Zeit.“

Ein neuer Autor ist ein Räthsel, das gelöst, ein Geheimniß, das ergründet sein will. Der naive Leser mag sich am Inhalte des Buches allein ergötzen oder langweilen, der reflectirende stellt allerlei naseweise Fragen: Wer ist der Mann? steht sein Leben zu seinem Buche in Beziehung? Welche Kraft repräsentirt er? Von welcher Bildung wird sein Schaffen getragen? Schablone oder Ursprünglichkeit? So betrachtet erschließlich das arme Buch wie der Gendarm den entgegenkommenden Vagabunden. Aber auch die Vagabunden sind zuweilen schlau genug, dem Gendarmen ein F für ein U zu zeigen und ihm die medicinste aller Nasen zu drehen.

Es war vor zwei Jahren im rauhen Monat März. Eine Gesellschaft literarischer Rheumatiker hatte sich an einer Therme niedergelassen, welche schon von Tacitus „locus amoenus salubrium aquarum usu frequens“, d. h. ein beliebter und lieblicher Badeort genannt wird. Die loci amoenitas wurde für jene Herren durch die Gegenwart einer schönen Frau, deren Sprache und Auftreten die Pariserin verrieth, beträchtlich gehoben. Anmuth und Geist schmückten ihre Unterhaltung und man entdeckte obendrein, daß nicht das Französische, sondern das Deutsche die Muttersprache der Unbekannten sei. Frau Herma G., seit mehreren Jahren schon verwittwet, mochte damals kaum 26 Jahre zählen. Ihre Jugend hatte sie größtentheils in Bregenz verlebt; die Schule machte ihr weniger zu schaffen, als allerlei gewagte Huderstücklein in der bunten Gondel, wo es sich so behaglich träumen und dichten ließ. In der Schweiz, ihrem Stammlande, vollendete sie ihre Bildung, verheirathete sich bald darauf und lebte nach dem Tode ihres Gatten bei Freunden und Verwandten bald in England, Italien und Frankreich, bald in Ungarn und Rumänien. Aus eigener Anschauung kennt sie also die Sitten dieser Länder und ihre gesellschaftlichen Beziehungen sind derart, daß die Schriftstellerin nicht vom Hörensagen zu borgen braucht.

Mit diesen Thatsachen vertraut, griff ich mit einiger Neugier zu den literarischen Versuchen dieser Dame. Der dünne Schleier ihres Schriftstellernamens war gleich nach dem Erscheinen ihrer Gedichte gelüftet worden: Victor Widmann hatte den teckeu Realismus dieses falschen Demetrius mit einer witzigen Anspielung auf die Fingerübungen angehender Taschendiebe an der Gliederpuppe erklärt und damit, so scheint mir, den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich stoße hier auf eine allgemeine ästhetische Frage, die Frage nämlich, ob denn der Lyriker, Dramatiker und Schauspieler, um gewaltig zu wirken, Alles was er singt, sagen läßt oder vorträgt, selber leidenschaftlich empfunden haben muß, oder ob nicht ganz im Gegentheile der Künstler allein alles das zu besorgen im Stande ist.

Wenn Shakespeare's grenzenlose Objectivität, die ihn hinter seinen Gestalten ganz verschwinden läßt, das Hauptmerkmal seiner dramatischen Gestaltungskraft ist, so scheint mir damit auch unsere Frage im Sinne des künstlerischen Schaffens, im Gegensatze zur elementaren Kraft naiver Inspiration entschieden, und ich glaube, Diderot hat richtig gesehen, wenn er vom Schauspieler sagt:

„Le grand comédien est essentiellement froid. Il est toujours maître de lui-même, attentif aux moindres détails de son jeu, il a tous ses effets préparés d'avance. Rien n'est laissé à l'impréyu, à l'inspiration, qui est essentiellement capricieuse et traitresse et qui s'use d'ailleurs.“ (Paradoxe sur le comédien.)

Es gibt Dichter, die ihre Verse mit ihrem Herzblute schreiben. Goethe macht es Schiller zum Vorwurfe, daß er seine ganze Seele dem Publikum ausliefere, während er, Goethe, ihm nur die Kunstobjecte seines Ateliers überlasse. Und doch stört uns heute Schiller's gelegentliche Rhetorik mehr, als Goethe's mitunter künstliche Naturlichkeit. In Zendrini's Briefen an Paul Heyse lese ich, daß Ersterer hartnäckig Heine's Naivität vertheidigt, während Letzterer von einem naiven Heine nichts wissen will. Wenn ich nun vollends beim Auftauchen eines neuen Lyrikers die gerührten Gendarmen der Kritik so leichtsinnig von echter Inspiration und tieferlebtem Liebesglücke und Liebesleide predigen höre, so frage ich mich, wo denn in dem raffinirten Milieu unseres Culturlebens der Himmelstrich für diese Blumen liegen mag. Kurz, die Erfahrung macht ungläubig und vorsichtig.

Die Vorrede zu Bulwer's „Pelham“ sagt uns, daß die Jünger Byron's ihre heimliche Brauheit mit einer wahren Angst vor Entlarvung ihrem Publikum zu entziehen bemüht waren, und nicht anders geht es heute zu in der gegenwärtigen Aera des Naturalismus. So halte ich denn auch den Herrn Gosseck für einen heimlichen Idealisten, der seine Muse vorläufig realistisch dressirt und sich den Scherz gestattet hat, den gestrengen Matronen zu zeigen, daß ein Künstler Alles kann und Alles darf. Aber diese Herren gleich beim Worte zu nehmen, ist ein Tactfehler jenes andächtigen Publikums und man hält ihnen am Besten den lustigen Vergleich von den Sünderfingern entgegen, die sich an der Glockenpuppe üben.

Der Roman „Heißes Blut“ scheint mir im Vergleiche zu jenem Anfange eine interessantere und bedeutendere Leistung.

Digitized by Google

Er ist glatt geschrieben und enthält Reflexionen, die durch ihre Form den Leser packen und den Stempel des Erlebten tragen. „Das weibliche Herz," so heißt es am Schlusse, „ist ein eigenthümliches Ding; wenn es ausgeleert hat, so wird es leicht stumpfsinnig und gibt sich zufrieden. Ueberdies — eine Mutter kann ihres Kindes wegen Vieles ertragen, und da, wo längst die Strahlengluth der Liebe erstarb, brennt noch lange die solide Oellampe der ehelichen Pflichten und verklärt mit einem moralischen Schimmer vergangene Jugendsünden und zerstörte Existenzen."

Die Widmung des Romanes, datiert: Fontainebleau im Herbst 1884, erklärt uns der Umstände desselben: „Roman aus der französischen Provinz." Der Verfasser lebte damals unweit des Canales, der die Seine mit der Loire verbindet, und so ist denn das Leben und Treiben der Canalschiffer und der Arbeiter das Erste, was uns vorgeführt wird. Auf dieser Folie entwickelt sich die Erzählung einfach und fesselnd. Wir brauchen hier nicht zu fragen: Où est la femme? Denn das Weib waltet überall in diesem Buche, besonders in der Villa des Gutsbesitzers Thilo Hiller, eines „halben Preußen", wie die Canalleute ihn nennen; Thilo ist in der That der Sohn eines Deutschen, wenn auch in Frankreich von einer französischen Mutter geboren. Seine großen Renten verzehrt er auf seinem Gute und in Paris. Thilo Hiller ist ein schwacher Mann, ein rechter Tropf, der dem äußeren Scheine, seiner Laune und seinem Hochmuthe das Glück zweier Frauen opfert. Von seiner Gattin geschieden, wirft er sich in die Arme einer Geliebten, die er bald verläßt, um schließlich zur Wiedervereheirathung mit der Geschiedenen zu schreiten. Die zurückerobrte Schwiegermutter Mme. Bergnot ist eines Schlages mit dem wandelbaren Manne, den jeder, der ihn durchschaut hat, verachten muß. „Mme. Bergnot überströmte von Lob. »Mein lieber Sohn«, war das mindeste, mit dem sie von ihm sprach, wogegen er sie »seine liebe gute Mama« nannte. Die Beiden hatten sich erkannt, nahmen sich gegen Rußen in Schutz und gestatteten sich nach Innen gegenseitig die unumschränkteste Freiheit."

Wenn man auch zugeben kann, daß die Erzählung aus dem Leben genommen, die Scenen aus dem Volke auf unmittelbarer Anschauung beruhen, und manche der vorgeführten Gestalten den Reiz der Porträtähnlichkeit besitzt, so kann man sie gleichwohl und trotz des herausfordernden Titels nicht der naturalistischen Schule zuweisen; und das ist nach unserem Standpunkte durchaus kein Tadel. Die Erzählung ist Hauptsache, die Schilderung tritt sehr zurück, das realistische Moment zeigt keine Spur von jener Brutalität, auf die man im Lager der neuen Schule so stolz ist, und die Reflexion des Erzählers durchbricht nicht selten die Erzählung — lauter Capitalsünden gegen den Codex Zola. Um so besser. Die Leute mehren sich wieder, denen jener Codex verleidet ist, die jene richtige Mitte lieben, die z. B. George Sand in ihren späteren Romanen festgehalten und die unser Schiller mit einem Seitenblicke auf die blutlosen Schöpfungen der deutschen Romantiker so meisterhaft in dem Satze umschrieben hat: „Zweierlei gehört zum Poeten und Künstler: daß er sich über das Wirkliche erhebt, und daß er innerhalb des Sinnlichen stehen bleibt. Wo beides verbunden ist, da ist ästhetische Kunst. Aber in einer ungünstigen, formlosen Natur verläßt es mit dem Wirklichen nur zu leicht auch das Sinnliche und wird idealistisch, und wenn sein Verstand schwach ist, gar phantastisch, oder will er und muß er, durch seine Natur genöthigt, in der Sinnlichkeit bleiben, so bleibt er gern auch bei dem Wirklichen stehen und wird in beschränkter Bedeutung des Wortes realistisch, und wenn es ihm ganz an Phantasie fehlt, knechtisch und gemein. In beiden Fällen also ist er nicht ästhetisch."

Feuilleton.

Im Laufe der Zeit.

Von R. Rinhart.

Da stand er wieder in dem alten Hause, das er seit fünfzehn Jahren nicht mehr betreten hatte. Zoghaft zog er die Klingel.

„Ist Fräulein Margarethe zu Hause?"

Das Mädchen bejahte und ging ihn zu melden in das gegenüberliegende Zimmer, die Thür, durch welche ein breiter Lichtstrom in den dämmernden Corridor fiel, halb geöffnet lassend. Das hastige Rücken eines Stuhles, ein leichter Schritt — und schon stand sie auf der Schwelle, die Hände ihm entgegenstreckend, und zog ihn mit sich in das Gemach, indem sie in ihrer großen Freude unter Thränen lachend rief: „Sie, Bernhard, Sie! Sind Sie es wirklich? Welch' eine liebe Ueberraschung!"

So wird empfangen, wer in's Vaterhaus zurückkehrt.

Sie nöthigte ihn abzulegen, und als sie vernahm, daß er nach langer Reise geradeswegs von der Bahn komme, hörte sie nicht auf seine Einwendungen, sondern entenlte, um einen Imbiß für ihn herbeizuschaffen. Er blieb allein.

Wie wohnlich und traut es in diesem Stübchen war! Ruhe und Heiterkeit athmete Alles, von dem blumengeschmückten Fenster an, durch welches die Sonne goldene Lichter auf den Fußboden warf, bis zu dem Nähtischchen, auf dem neben dem Arbeitskorbe das aufgeschlagene Buch lag, in dem sie eben gelesen haben mochte. Und dort auf dem Schreibtische — war das nicht sein Bild? Wirklich! zwischen den Photographien ihrer Eltern und Geschwister die seine! Und hier — der Briefbeschwerer, da das Kästchen — kleine Andenken, die er ihr einst geschenkt! Welch' ein treues Gedenken!

Sie trat wieder ein und bald summte der Theekessel auf dem einladend gedeckten Tische. Hausfraulich sorgte sie für den Gast, und während er ihren schlanken Händen zusah, die ihm zu segnen schienen, was sie berührten, überkam es ihn mit voller Macht, daß hier der Friede sei, nach dem er so lange vergeblich gesucht hatte. Wie spurlos die Zeit hingegangen war über ihr stilles Gesicht! Kein paar Fältchen um den Mund, ein paar helle Fäden im dunklen Haar, aber der Ausdruck derselbe wie einst, wo sein Tritt ihr Ohr aufhorchen machte, wo er ihr Auge aufleuchten sah, wenn er sich nahte. Seltsam, daß er sie früher niemals hübsch gefunden! Jetzt fand er sie plötzlich mehr als das — das Auge des gereiften Mannes sieht eben anders, als das des jungen! Welch' ein Thor er gewesen war!

Kinderstimmen schallten herein; die Thür öffnete sich ein wenig und ein krauskopfiger Knabenkopf erschien in der Spalte.

„Tante! Max und ich, wir sind mit den Arbeiten fertig, dürfen wir in den Garten gehen?"

„Komm' herein, Fritz!" rief sie, und Bernhard's erstaunt fragenden Blick beantwortend, sagte sie: „Mein kleiner Neffe. Wollen Sie auch die anderen Knaben sehen? Ich habe sechs Pensionäre."

Er war überrascht. „Ist dies Rudolf's Sohn?" fragte er, dem Kleinen die Hand reichend.

Margarethe bejahte. „Mein Bruder kann auf dem Lande die Kinder nicht gut erziehen; so nahm ich die beiden Söhne zu mir, damit sie hier das Gymnasium besuchen."

„Aber Sie sprachen von sechs Zöglingen!"

„Anfangs waren es nur zwei; die anderen fanden sich allmählich erst dazu." Sie lächelte. „Meine Erziehungsmethode erweckt Vertrauen, wie Sie sehen! Ich bin jetzt eine Pensionsmutter von Ruf."

„Welch' eine Last haben Sie sich aufgebürdet!" rief er bedauernd.

„Keine Last! Mein Glück, meine Freude ist's!" erwiderte sie eifrig. „Was sollte ich denn auch allein beginnen? Die Hände in den Schooß legen? — Müßig kann ich nicht sein."

Er folgte ihr währenddeß in eins der entfernteren Zimmer, wo die Knaben bei ihren Schularbeiten saßen, die der eine, der seine Hefte eben

Digitized by Google

zusammenklappte, bereits beendet zu haben schien. Sie sahen frisch und blühend aus, begrüßten den Fremden mit Anstand und wandten sich alsbald mit allerlei Fragen und Bitten an Margarethe. Sogar über die Lage einer auf der Karte nicht aufzufindenden Stadt mußte sie Aufschluß geben. Dann sah sie die fertigen Arbeiten der beiden „Kleinen" noch und verurtheilte den einen, ein Exempel noch einmal zu rechnen, während sie den anderen in den Garten entließ. Mit freundlicher Sicherheit wußte sie allen Anforderungen zu genügen.

„Auch die geräumige Wohnung ist so auf das Beste verwendet!" bemerkte sie, als sie mit Bernhard durch den Speisesaal zurückschritt. „Es wäre mir schwer geworden mein Elternhaus zu verlassen. Auch Sie sind hier manches Mal fröhlich mit uns gewesen, nicht wahr?"

„Es waren die besten Stunden meines Lebens!" entgegnete er, in dem Raume umher blickend. „Ganz wie einst!" fügte er dann hinzu, „nein, der Schrank dort ist neu, dessen erinnere ich mich nicht."

Das dankbare Lächeln wich von ihren Lippen, als sie ihn ansah. Hier, wo Alles war wie einst, empfand sie plötzlich, wie sehr er selbst sich verändert hatte.

„Nun lassen Sie mich endlich auch von Ihnen hören!" sagte sie, als sie wieder bei einander in ihrem Zimmer saßen. „Es ist ja eine Ewigkeit, seit ich Sie zuletzt gesehen."

Indessen wollte das Gespräch, wie es häufig nach langen Trennungen geschieht, Anfangs nicht recht in Gang kommen. Das Unwesentliche ward zuerst erörtert, das Wichtige wagten sie nicht zu berühren. Als Margarethe aber erfuhr, daß ihm nur noch eine kurze Stunde Zeit vergönnt sei, da er Abends dringender Geschäfte halber weiter müsse und nur, um sie zu besuchen, einen Zug hier übergeschlagen habe, überwand sie ihre innere Schüchternheit und begann nach seinem Leben und Treiben zu fragen. Doch er blieb einsilbig und gereizt. Er konnte die Gedanken nicht losmachen von der übersprochenen Wendung, die sie ihrem Leben gegeben. Sie war nicht wohlhabend, mußte ihren Unterhalt sauer verdienen — und doch schien sie befriedigt! Wie hätte sie zur Gattin und Hausfrau sich geeignet — und trotzdem war sie frei geblieben.

„Wo sind Ihre Kinder?" fragte sie plötzlich in seine Träume hinein.

Das Roth stieg ihm in die Stirn. Hatte sie seine Gedanken errathen?

„Zu Hause, in der Obhut von Dienstmädchen," entgegnete er. „Sie wissen von meinen Schicksalen?"

Sie neigte bejahend den Kopf.

„Woher? Durch wen?"

„Ich weiß nicht, bald hier, bald dort erfuhr ich Etwas —" sie brach verlegen ab.

„Sie werden viel Unrichtiges gehört haben," meinte er mit harter Stimme. „Die Leute haben sich's stets angelegen sein lassen, mich zu verdächtigen und herabzusetzen."

„Wir gegenüber nicht," antwortete sie, ihm voll in's Gesicht blickend. Seine Worte und noch mehr die Art, wie er sie sprach, verletzten sie und mißfielen ihr.

„Ich habe weder Glück noch Stern gehabt!" fuhr er in rauhem Tone fort. „Mein Leben ist nichts gewesen als ein Kampf mit widrigen Verhältnissen, mit Noth und Mißgeschick und Neid und Schlechtigkeit. Alles ist mir fehlgeschlagen —" er hielt einen Augenblick inne, „Margarethe, wissen Sie auch, wie unglücklich meine Ehe war?"

Kaum merklich neigte sie den Kopf. Unendliches Mitleid lag in den Augen, mit denen sie ihn anblickte und die sich, ihr selbst unbewußt, mit Thränen füllten.

Ihn aber durchströmte es wie Sonnenwärme, denn er fühlte in seiner Verbitterung, daß diese Augen aus der Ferne auf ihn gerichtet gewesen waren alle die Zeit, daß eine tiefe herzliche Theilnahme ihn umgeben hatte, während er sich allein geglaubt hatte, verlassen von aller Welt. Wenn sie neben ihm gestanden hätte — es wäre Alles anders gekommen.

Und zum ersten Male seit vielen Jahren, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben, zwang ihn eine Macht, die stärker war als er selbst, sein verschlossenes, vereinsamtes Herz zu öffnen. Umsonst versuchte Margarethe ihm Einhalt zu thun — er mußte einmal allen Gram und Groll von der Seele reden!

Welch' ein Mißlingen überall! Welche innere und äußere Disharmonie! Seine ehrgeizigen Hoffnungen waren unerfüllt geblieben, seine Verdienste nicht anerkannt worden. Geringere waren ihm vorgezogen, Freunde, denen er vertraut, hatten ihn im Stiche gelassen. Und endlich sprach er auch von dem jungen, schönen Weibe, das er mit so viel Mühe errungen, wie er statt des Glückes an ihrer Seite Zwietracht und Streit gewonnen, so daß er sich entsinnlich von ihr gewandt habe. Seine Liebe hatte sich in Haß verwandelt, und der Tod, der seine Ehe trennte, war ihm als ein Erlöser erschienen, da er die Ketten zerriß, die schwer auf ihm gelastet. Nun war er wieder frei, ein Mann auf der Höhe des Lebens, gealtert vor der Zeit, heimatlos, verarmt an Hoffnung, Muth und Glauben.

„Sie haben noch Kinder!" tröstete Margarethe, als er nun schwieg.

„Eine Sorge mehr für mich," entgegnete er — und kein Strahl der Liebe erhellte sein Gesicht.

Da sah sie ihn an — und er schlug die Augen nieder. Lauter und deutlicher als Worte es vermocht hätten, sprach ihr Blick: Was hast Du aus Dir gemacht!

Und nun drängte es sich ihm auf die Lippen: „Hätten Sie neben mir gestanden, es wäre Alles anders gekommen!"

Sie hatte das längst gedacht, nun er es aber aussprach, lauschte sie fast athemlos auf das Wort, als enthalte es die Lösung ihres Lebensräthsels.

Tiefes Schweigen lag zwischen ihnen. Aber während er, umsonst auf eine Antwort wartend, verlegen vor sich niedersah, schaute sie gespannt und mit immer schmerzlicherem Ausdrucke in sein gealtertes Gesicht. Wußte sie, die einst jede Regung desselben zu deuten verstanden, auch jetzt die fremde Schrift zu entziffern, die sich darauf gegraben? Sie fühlte, daß was einst Kraft gewesen in ihm zur schonungslosen Härte gesteigert, daß die männliche Festigkeit und Energie, zu der sie einst bewundernd aufgeblickt, zu Trotz und Eigensinn ausgeartet war, die zarte Pflanze seines Gemüthes überwuchernd und erstickend. Schade, schade um ihn! Hier war mehr verloren gegangen, als ihr und sein Lebensglück.

Und er wußte das auch?

Sie war gerächt!

Pfui über das häßliche Wort! Nicht nach Rache hatte ihr Herz verlangt alle die Jahre — nur danach, daß er erkennen solle, was er verschmäht, nur danach, einst zu erfahren, warum er ihre Liebe für nichts geachtet. Ihr Leben hätte sie damals dahin gegeben, es zu ergründen. Nun wußte sie es plötzlich? Er hatte stets begehrlich die Hände ausgestreckt nur nach dem, was ihm unerreichbar schien; einzig was ihn Kampf kostete, das hatte Werth für ihn, um doch denselben zu verlieren, sobald er es besaß. Was hatte ihn die Blume gekümmert, die an seinem Wege blühte, — was war ihm ihre große Liebe gewesen? — Nun klagte er das Schicksal an — und war doch selbst allein schuld an all' seinem Elend!

Und während sich ihr so der Inhalt ihres Lebens in diesen Gedanken concentrierte, kam er zum Entschlusse. Er wollte nachholen, was er damals versäumt. Zwar hatte er ihr nicht viel anderes zu bieten als sich selbst — war er aber nicht für sie immer das Höchste gewesen? Sie fragte nichts nach äußerem Rang und Besitz; sie hatte stets nur ihn gewollt. Er konnte sie glücklich machen in letzter Stunde noch — sich ein Heim schaffen, seinen Kindern eine Mutter geben.

„Margarethe", begann er jetzt, sich zu ihr vorneigend und ihre beiden Hände ergreifend, „mir ist wie einem Schiffbrüchigen, der plötzlich den Hafen vor sich sieht. Er hat zwar nicht viel gerettet von der kostbaren Fracht, mit der er auszog, aber wenn Sie ihm helfen wollten, würde er bald zurückgewinnen, was er verloren. Margarethe, wollen Sie mein werden?"

Sie ward blaß wie das Tuch, das den Tisch bedeckte, und versuchte ihre Hände aus den seinen zu lösen. Aber er hielt sie fest. „Antworten Sie mir!" bat er, indem er seine Lippen auf ihre Hand preßte. „Was ich in Ihren Augen gelesen — es täuscht mich nicht! Sie lieben mich noch heute wie damals schon. O, wie glücklich macht mich das!"

Er schloß sie in seine Arme und willenlos ruhte sie einen Augenblick an seiner Brust. Dann richtete sie sich empor und machte sich frei. Sie verstand sich selbst nicht mehr! Was sie ersehnt hatte ihr Lebenlang,

Digitized by Google

worauf sie geharrt und gehofft hatte in unendlichen Schmerzen, worauf sie endlich verzichtet mit zahllosen Thränen — nun plötzlich war es da, war gekommen wie der Lenz über Nacht, und doch jubelte ihr Herz nicht, sondern ein Etwas in ihr lehnte sich auf und empörte sich gegen das Geschenk, das ihr geboten worden.

„Es ist zu schnell, zu plötzlich gekommen! Lassen Sie mir Zeit zu überlegen," bat sie tonlos.

Das klang nicht wie Glück!

„Margarethe, lieben Sie mich denn nicht?" fragte er überrascht, ein klein wenig verstimmt.

Sie faßte sich. „Ich liebte Sie, o wie lieb' ich Sie!" rief sie. „Und Sie wußten das?"

Ein wenig verlegen senkte er die Augen. „Vom Wissen kann da keine Rede sein — ich ahnte es zuweilen."

„Sie wußten es und doch verschmähten Sie mich! Was ich begehrte, wonach meine Seele gedürstet hat, das war ein wenig Liebe von Ihnen. Sie kannten sie mir damals nicht geben, Sie können es auch heute nicht!" Sie sieben ja Ihre Kinder nicht einmal, fügte sie in ihrem Herzen hinzu.

„Ich verstehe Sie nicht!" entgegnete er, sich zur Ruhe zwingend. „Ich sagte Ihnen schon, ich war ein Thor damals. Lassen Sie mich nicht jetzt entgelten, was ich vor langer Zeit verschuldet habe."

„Sie verkennen mich!" erwiderte sie lebhaft. „Von Entgelten und Verschulden ist hier keine Rede! Ich bin nicht arm gewesen durch Sie, sondern reich! Meine Liebe war meines Herzens höchster Schatz —"

„Und nun ich Ihnen meine Hand biete — nun sollte es mit der Liebe plötzlich zu Ende sein?" fragte er lächelnd, seiner Sache wieder sicher.

„O hätten Sie es damals gethan — oder hätte ich Sie niemals wieder gesehen!" rief sie schmerzvoll. „Sind Sie denn derselbe, den ich einst gekannt, zu dem ich liebend und bewundernd aufgeblickt? Nein, Sie sind das nicht mehr — oder —" sie verstummte; sie konnte doch dem Gedanken, der sie plötzlich erfaßt hatte und der sich nicht mehr zurückdrängen ließ, keinen Ausdruck geben: Sie waren nie der, für den ich Sie gehalten.

„Auch Sie haben sich verändert, Margarethe — das ist so der Lauf der Welt," antwortete er gereizt. „Und bedenken Sie, ich habe Ihnen doch wenigstens eine äußerlich gesicherte Lebensstellung, eine sorgenfreie Existenz zu bieten, während Sie sich quälen müssen —"

„Um ein paar Kinder, denen ich gern eine Mutter wäre!" fiel sie ihm in's Wort. „Und dennoch — ich kann nicht, Bernhard! Um einer gesicherten Lebensstellung, einer sorgenfreien Existenz wegen ist meine Hand nicht feil, heute nicht, wie sie es früher nicht war. Ich bin alt geworden und habe gelernt in der Schule des Lebens — und heute habe ich erkannt, daß Sie nicht der Mann sind, um mich glücklich zu machen."

„So war auch Ihre Treue nur ein Wahn — auch in Ihnen habe ich mich getäuscht!" rief er erbittert, indem er sich erhob.

„Ein Anrecht an meine Treue haben Sie sich nie erworben!" entgegnete sie stolz.

Ihn durchzuckte plötzlich der Verdacht, daß sie ihn nur abweise, um ihn zu strafen für das Leid, das er ihr früher bereitet — daß sie ihn dennoch liebe und sich nur so theuer als möglich verkaufen wolle, aber als er in ihre ehrlichen Augen sah, die stets der Spiegel ihrer Seele gewesen, da schämte er sich seines häßlichen Mißtrauens.

„So haben wir wohl nichts mehr mit einander zu reden!" sagte er, das Schweigen brechend. „Leben Sie wohl!"

„Nicht so lassen Sie uns scheiden," sprach sie, seine Hand ergreifend. „Vergessen Sie, daß Sie eine Stunde lang mehr in mir gesehen als eine alte Freundin. Und zum Zeichen des Vergessens erbitte ich eine Gunst von Ihnen. Schicken Sie mir Ihre Kinder! Ich will sie hegen und pflegen, als wenn sie die meinen wären."

Er antwortete nicht — vor seinem Geiste tauchten die beiden blassen, kümmerlichen Gesichtchen auf, die kleinen zarten Gestalten, die sich scheu vor ihm, der sie so selten und immer nur auf Minuten sah, in die Ecken drückten — und daneben traten die fetschen, blühenden, zutraulichen Knabenköpfe, die er vorher gesehen.

„Nicht wahr?" bat Margarethe, „um unserer alten Freundschaft willen — ich lasse Sie nicht, bis Sie versprechen, sie mir anzuvertrauen."

Da neigte er zustimmend den Kopf und verließ sie.

Und während sie am Fenster stand und ihm nachschaute, wie er auf der herbstlichen Straße seinen einsamen Weg ging, um bald ihr wieder ganz entrückt zu sein, kam ihr ein Vers von Geibel in den Sinn und leise sprach sie:

„Was ich gewünscht vor manchem Jahr,
Hat das Leben mir nicht gewährt,
Aber es hat mich dafür gelehrt,
Daß mein Wunsch ein thörichter war."

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Antoinette Rigaud."

Schauspiel in drei Acten von Raimond Deslandes.

Die Liebenden auf der Bühne sind Pechvögel. Wenn einer bei seiner Liebeserklärung vor dem theuren Gegenstande auf den Knieen liegt, so ist jeden Gegen eins zu wetten, daß er vom irgend Jemand überrascht wird, zum mindesten wird er gesehen, wenn er von seinem Rendezvous kommt. Daraus entwickeln sich dann für ihn und seine Flamme sehr unangenehme Folgen und mehr oder minder theatralische Situationen. Auf der Bühne gibt es in diesem Punkte keinen Welt- und Lebenston, um ihn zu haben, das beweist zumal das ganze französische Theater der Gegenwart. Für jede mögliche oder unmögliche Ursache und Wirkung eines solchen unterbrochenen Liebesfestes können wir auch der jüngsten dramatischen Literatur eine ganze Reihe von Beispielen aufzählen, und auch das neue Stück des Residenztheaters behandelt das beliebte Thema vom gestörten Galan. Theobald springt er zu einem Fenster hinaus und entkommt zwar glücklich, wird aber von nicht weniger als drei Personen gesehen. Der Ehemann bemerkt den Fliehenden ohne ihn zu erkennen, ein halbschlafender junges Mädchen sieht ebensalls den entweichenden dunklen Schatten, und ein Diener liefert die Beweise der Flucht, ein entsalleues Medaillon mit dem Bilde der Geliebten und das zerbrochene Stiefer eines Hühnerstalles, auf den der Flüchtling hinunterspraug. Hier aber verwickelt sich die Sache. Wohl hat keiner der Zeugen den Thäter erkannt, aber durch ihn ist offenbar die Dame compromittirt, und deren Zimmer er entsprang, und außerordentlicher Eifer ist dies nicht die Wohnung der Geliebten, sondern die Remenate eines ganz unbetheiligten jungen Mädchens, das die Kammerthüre nicht zu verriegeln pflegt! Es war dem kühnen Springer nämlich jeder andere Ausweg versperrt. Wie werden sich nun die Liebenden, die man selbstverständlich entdecken muß, aus der fatalen Lage befreien?

Der junge Maler Jacques Saunoy und die Titelheldin sind die Delinquenten. Um das Publikum nicht zu verlegen, handelt es sich bei ihrem Stelldichein, das natürlich bes Nachts stattfindet, um eine längst ziemlich verrauchte Liebe und eine ganz harmlose Rückgabe von Briefen, die einst das junge Mädchen geschrieben und die nunmehrige junge Frau dringend wieder zu erhalten und zu vernichten wünschte. Raum ein Handkuß, kaum ein bewegtered Wort, sie weiß, was sie ihrer Ehre schuldig ist. Trotzdem schenkt sie ihm statt der alten Liebesbriefe „zum ewigen Abschied" ein viel verfänglicheres Souvenir ihrer Person, das sie ihrem Gatten stets verweigerte — eben jenes Medaillon, das der unbesonnene Flüchtling gleich darauf bertiert. Aber was wiegt dieses Mißgeschick im Vergleich zu der compromittirten Ehre des jungen Mädchens, dessen Schlafstube zufällig auf der Rückgasselite des siebenden Galans gelegen ist? Hier tritt eine neue Figur ein: der Vater jener jungen Genevoise, die so rein ist, daß nicht einmal ein Verdacht auf sie fallen kann. Der General Presond ist wie Jedermann im Stück und im Publikum von der Ehre seiner Tochter überzeugt, aber er beschigt der schwarzen That einen jungen Offizier, seinen Adjutanten Olivier de Kerbec, welcher weiß seine Werbung um Genevidve's Hand am Abend zuvor abgewiesen worden, offenbar das junge Mädchen bloßstellen wollte. Der nächtliche Spaziergang in ihrer Remenate, der Sprung aus ihrem Fenster, ein öffentliches Aergerniß, dadurch gedachte er die Hand der Compromittirten zu erzwingen. Weshalb er dann jedoch das Bild einer Anderen fallen ließ, ist Niemand im Stücke schlau genug zu fragen. Nur der falschlich Beschuldigte, der zugleich Antoinettens Bruder ist, erkennt mit seinem Spürsinn die wahren Schuldigen. Aber er ist Offizier, ein Mann von Ehre, er kann seine Schwester unmöglich belasten. Er gibt also zu, daß der General mit seiner Vermuthung des Nichtige getroffen, und opfert seine Ehre und seinen Offiziersrang für die Unbescholtenheit seiner Schwester.

Es kann platterdings mit dieser falschen Selbstbeschuldigung nicht sein Bewenden haben. Die Wahrheit muß an den Tag kommen. Antoinette selbst gesteht dem General ihre Unvorsichtigkeit ernsthend ein, und der alte Haudegen ist von dem brüderlichen Edelmuthe so sehr gerührt, daß er dem braven Menschen seine Tochter gibt. Aber hatte er nicht seiner sterbenden Frau geschworen, ihr Kind niemals mit einem Militär zu vermählen? Gewiß, doch Olivier hat ja eben seinen Abschied genommen. Merkwürdig, daß er das nicht schon im ersten Acte gethan, denn da hätte ja der Heirath nichts mehr im Wege gestanden und die Fortsetzung eines

Digitized by Google

zweifelhaften Conflictes und eine dreiactige Mittelmäßigkeit wären verhindert worden.

Der erste Aufzug mit seinen langen und meist überflüssigen Conversationsscenen wirkte nicht recht. Besser erging es dem zweiten, der in dem gestörten Schäferstündchen gipfelt. Durchaus spannend war es, wie der heimkehrende Rigaud (von Herrn v. Hoxar wieder einmal viel zu jugendlich und nicht behäbig genug dargestellt) seiner zum Tode erschrockenen Frau von der Gerichtsverhandlung erzählt, der er eben als Geschworener beiwohnte, und wie er da einen Ehemann, der seine Frau in flagranti überraschte und tödtete, mit seinen Collegen einstimmig freisprach. Auf der Geschworenenbank saßen nämlich lauter Ehemänner! Dabei schwingt der gemüthlich essende Erzähler nicht nur Messer und Gabel, sondern höchst unmotivirt auch noch einen geladenen Revolver, so daß man schon eine Katastrophe voraussieht, deren Opfer gewiß der im Nebenzimmer verborgene Liebhaber sein wird. Wir haben oben gesehen, daß Alles gut vorübergeht und keine Marithat geschieht, aber dies peinliche Spielen mit dem Schießgewehr ist eine unnöthige Aengstigung des Publikums, die sich gerächt hat. Denn als im Schlußact das nicht minder unangenehme Verhör folgt, wobei ein Unschuldiger sich selbst anklagt und seine Carrière opfert, da wollte das schon einmal in blinden Schrecken versetzte Publikum nicht mehr an den Ernst der Sache glauben und verharrte bis zum Schlusse in seiner gleichgültigen Stimmung, so daß auch nach dem Sinken des Vorhanges der Beifall sehr schwach erklang.

Dennoch ist das Stück nicht schlecht und von einem offenbaren Bühnenpraktiker verfaßt, der zwar überall nach bewährten Vorgängern arbeitet und ein allzu gutes Gedächtniß besitzt, aber die schon tausendmal viel besser ausgeführten Situationen doch nicht ohne Geschick neu anwendet. Darum hörte man ihm mit Höflichkeit zu, wie einem routinirten Manne, der eine oft erzählte Geschichte in angemessener Weise wieder auftischt und sich weder durch versagende Effecte, noch durch übernaive Wendungen Blößen gibt. Und da auch die Darstellung vortrefflich war, so kann man einen angenehmen Abend und einen hübschen Erfolg registriren, wovon freilich der Löwenantheil auf — das Vorspiel von Labiche fällt, den lustigen Einacter: Das Blaubuch. Die reichen drastischen Situationen entstehen hier daraus, daß die Ehefrau und die Geliebte eines Mannes ihre Ränke und Lügen aus einem und demselben Lehrbuche schöpfen, wodurch der Edle verwirrt, entlarvt und vielleicht gebessert wird. Diese Voraussetzung ist freilich viel weniger sicher, als jene, daß in jedem französischen Stück ein ertappter Liebhaber vorkommt.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals Darwin's Selbstbiographie.

Hochgeehrter Herr!

In dem Artikel „Charles Darwin's Selbstbiographie", welchen Sie in Ihrer Nr. 37 veröffentlichten, wird der Großvater Darwin's als der nämliche Gelehrte bezeichnet, „der in seiner „Zoonomia" zuerst für Lamarck und dessen Entwickelungslehre auftrat". Das ist nicht bloß unrichtig, sondern eine förmliche Umkehrung des wahren Sachverhaltes. Darwin's „Zoonomia" erschien 1794, während Lamarck die ersten Andeutungen seiner einschlägigen Ansichten 1801 und sein eigentliches System der Descendenztheorie erst 1809 in seiner „Philosophie zoologique" veröffentlichte, zu einer Zeit also, in welcher Darwin seit sieben Jahren unter der Erde ruhte. Es scheint nur sehr wenigen bekannt geworden zu sein, daß ich 1879 in einer Abhandlung, die Charles Darwin in's Englische übersetzen ließ und mit einer ausführlichen biographischen Einleitung aus seiner Feder in Buchform herausgab*), gezeigt habe, daß nicht Lamarck, wie es gewöhnlich heißt, sondern vielmehr Erasmus Darwin das Verdienst zukommt, zuerst ein vollständiges System der Descendenztheorie aufgestellt zu haben. Er begann damit in seinem „Botanic Garden", dessen zweiter Band bereits 1790 in zweiter Auflage erschien und seine Theorie war ungleich umfassender, tiefer und mehr durchgearbeitet als diejenige Lamarck's. Dasjenige, was letzterer zur fast alleinigen Grundlage seiner Abstammungstheorie erhoben hat, die Stärkung der Organe durch die Uebung (sog. Gebrauchswirkung) bildet nur einen kleinen Theil dessen, was schon der ältere Darwin richtig als die Grundpfeiler der Abstammungslehre erkannt hatte. Lamarck's zoologische und botanische Kenntnisse waren viel ausgebreiteter als diejenigen Darwin's, aber als Denker war er bedeutend einseitiger als sein Vorgänger und das sollte nicht immer von Neuem vergessen werden. Der ältere Darwin entwickelte unter anderem bereits ausführlich eine Theorie der geschlechtlichen Zuchtwahl und zwar in einer Form, die von Wallace — wenn auch mit Unrecht — derjenigen des Enkels vorgezogen wird, während Lamarck alles dies vernachlässigte. Darwin gab ferner eine Erklärung der schützenden Färbungen, mittelst deren sich lebende Thiere besser vor ihren Verfolgern verbergen, und dehnte dieselbe sogar bis auf die Farben der Vogeleier aus, indem er Beziehungen nachwies, die Wallace und andere Forscher in unseren Tagen neu entdeckt zu haben glaubten. Er erläuterte ferner die natürlichen Schutzwaffen der Pflanzen und deutete z. B. die Wasserbecken und Leimringe, mit denen sich die Stengel gewisser Pflanzen umgeben, als Schutzmittel, welche zerstörenden Insecten das Emporkriechen erschweren, wie dies vor zwölf Jahren Kerner in Wien von Neuem dargethan hat, ja er sah noch weiter und erklärte die scharfriechenden und scharfgiftigen Stoffe, welche viele Pflanzen in ihren Blättern und Rinden absondern, ebenfalls als Schutzmittel gegen das Gefressenwerden, die sich allmählich in den Pflanzen ausgebildet hätten, ein Gedanke, der erst in den letzten Jahren mehr und mehr die verdiente Anerkennung gefunden hat. Alle solche Einrichtungen, wie auch die innere Vollkommenheit aller Organe der Thiere und Pflanzen erklärte er sich als immer fortschreitende Errungenschaften einer allmählichen Entwickelung der Naturwesen von niederer zu höherer Ausgestaltung. Das eigentlich treibende Motiv der natürlichen Zuchtwahl hat er freilich ebenso wenig wie Lamarck erkannt, obwohl er in einzelnen Fällen von dem Ueberleben der stärkeren Rasse spricht, und an vielen Stellen seines „Tempels der Natur", der erst nach seinem Tode erschien (1804), den Kampf um's Dasein schilderte, und selbst unter den Pflanzen verfolgt hatte. Erasmus Darwin und nicht Lamarck muß daher als der wirkliche Begründer der Descendenztheorie betrachtet werden, so groß Lamarck's Verdienste um den Nachweis der Nothwendigkeit einer solchen Weltanschauung auch angeschlagen werden mögen.

Berlin, den 16. October 1888.

Dr. Ernst Krause.
(Carus Sterne.)

*) Erasmus Darwin by Ernst Krause with a preliminary notice by Charles Darwin. London, 1879. 2 Ed. 1887.

Notizen.

Das Recht der modernen Verkehrs- und Transportanstalten. Ein Grundriß von Advocat F. Meili, Professor an der Universität Zürich. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — Der Verfasser ist Specialist auf diesen Gebieten. Er hat bereits früher über die Haftpflicht der Postanstalten, das Pfand- und Concursrecht der Eisenbahnen und das Telephonrecht geschrieben. Der nur 130 Seiten umfassende „Grundriß" ist sehr reichhaltig und brauchbar. Er legt die Hauptpunkte des Eisenbahn-, Post-, Telegraphen- und Telephonrechtes dar und berücksichtigt die Gesetzgebungen, sowie die bezügliche Literatur Deutschlands, Oesterreichs, Frankreichs, Belgiens, Italiens, Englands, der Vereinigten Staaten, der Schweiz, die einschlägigen internationalen Reformbestrebungen und Verträge. Kurz, der Meili'sche Grundriß, die erste Schrift dieser Art, ist eine dankenswerthe Arbeit. k. w.

Hoch oben. Novellen von J. Dery. (Stuttgart, A. Bonz & Co.) — Den Inhalt des Bandes bilden zwei kurze Erzählungen: Meine Braut und Variatio delectat. Die zweite trägt noch den Nebentitel „Eine französische Komödie aus dem Wiener Leben", während wohl der Gesammttitel gewählt ist, weil die erzählten Ereignisse in den höchsten Gesellschaftskreisen spielen. Beiden Novellen fehlt der versöhnende Abschluß; ja, man kann fast sagen, es bleibt am Schluß, wie es am Anfange war, und die Treulosigkeit geht unbestraft, siegreich hervor. Am unangenehmsten wirkt es übrigens, daß die unerlaubten Verhältnisse jeder der beiden Heldinnen nicht aus starker Leidenschaft, sondern rein aus Langeweile, aus Oberflächlichkeit entstehen. So ist die Empfindung, welche die Lectüre der sonst hübsch geschriebenen Novellen hinterläßt, eine unbefriedigende; schlimm stände es mit der Wiener Gesellschaft, wenn die Charaktere und Ereignisse auf Wahrheit Anspruch machten. g.

Von Césaire Villatte's Parisismen, Supplement zu allen französisch-deutschen Ausdrucksweisen des Pariser Argot, ist soeben in Langenscheidt's Verlag (Berlin) eine zweite, reich vermehrte Auflage erschienen. Das Buch ist ein unentbehrliches Hülfsmittel für Alle, die sich für neuere französische Literatur interessiren, denn auch die Romane von Zola, Maupassant, Goncourt und sogar Daudet sind voller Neologismen, über die sich in den gewöhnlichen Wörterbüchern keinerlei Auskunft findet. Auch sprachgeschichtlich ist dieses Handbuch der langue verte fesselnd. Die Wichtigkeit und Bedeutung des Argot wird nachgerade von den meisten welschen Autoren anerkannt. So nennt Sardou in seiner „Famille Benoiton" die Pariser Volks- und Künstlersprache das „Französisch der Zukunft" und Francisque Michel meint mit offenbarer Uebertreibung, daß das Argot das „immer mehr in Vergessenheit gerathende Französisch" ersetzen werde. Nun, bis dahin hat es wohl noch gute Wege, aber daß die classische Sprache der Herren Akademiker aus der Mundart des Volkes neue Kräfte gewinnt, kann ihr gar nichts schaden.

Von der Wiege bis zum Grabe. Liederhort für das deutsche Haus. Gesammelt von Otto Rensch. (Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn.) — Eine sehr umfangreiche und doch übersichtlich und sinnig geordnete Sammlung der besten Volkslieder, wobei besonders anzuerkennen ist, daß die Texte sorgfältig nach den Quellen hergestellt sind. Auch neue und neueste Dichter haben Vertretung gefunden. Die Ausstattung ist geschmackvoll.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Verdauungsstörungen.

Diätetischer, hygieinischer und prophylaktischer Rathgeber für

Magenkranke

von

Dr. med. Michaelis,

Praktischer Arzt und Spezialarzt.

Ein Band. Elegante Ausstattung. 3 Mark.

Der bekannte Verfasser, Autorität auf diesem Gebiete, legt in diesem wissenschaftlichen, aber allgemein verständlich gehaltenen Werke seine reichen Erfahrungen nieder.

Neuigkeit von Rudolf Baumbach.

Soeben erschien im Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig:

Kaiser Max und seine Jäger.

Dichtung

von

Rudolf Baumbach.

Preis brosch. 2,50 Mark, in Leinwand mit Goldschnitt gebunden 3,25 Mark.

Verlag von Ferdinand Enke in Stuttgart.

Lehrbuch

des deutschen litterarischen, künstlerischen und gewerblichen

Urheberrechts.

Von Dr. F. Dambe,

Geh. Regierungsrath, Universitätsrichter bei der kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin.

8. gch. 6,60 Mark, elegant in Leinw. geb. 7,60 Mark.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben versandten wir:

Attila.

Historischer Roman aus der Völkerwanderung (a. 453 n. Chr.)

von **Felix Dahn.**

(K. u. d. T. Kleine Romane aus der Völkerwanderung. VI. Attila.)

478 S. 8°. Geh. 7 M.; fein geb. 8 M.

Der Verfasser hat diesmal nicht nur in gewohnter Weise eine Darstellung der germanischen Kultur- und Lebenszustände jener Zeiten, sondern auch eine Schilderung der weniger bekannten hunnischen gegeben. Die größte Sorgfalt ward darauf gewendet, jenen gewaltigen Herrscher, von dem wir uns auf Grund der geschichtlichen Ueberlieferung allein ein befriedigendes Bild zu gestalten nicht vermögen, innerlich, seelisch aus der angeborenen Eigenart und den Einwirkungen der Zeitverhältnisse zu erklären.

Neue Erscheinungen

aus dem Verlage von

Carl Reissner in Leipzig.

Nero. Roman in 3 Bänden von **Ernst Eckstein.** Geh. 12 Mark.

Aus eigener Schuld. Roman von **B. M. Kapri.** Geh. 6 Mark.

Ein verschlossener Mensch. Roman von **Max Kretzer.** 2 Bde. Geh. 7 Mk.

Seine Frau. Roman von **Moritz von Reichenbach.** Geh. 3 Mark.

Die Falzgräfin. Roman von **Paul von Szczepański.** Geh. 3 Mark.

Im Klementenhof. Roman von **Konrad Telmann.** 2 Bände. Geh. 6 Mk.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Aus dem Nachlaß

von

Heinrich von Stein.

Dramatische Bilder und Erzählungen.

VIII, 219 S. gr. 8°. Geh. 6 M.; fein geb. 7 M. 25 Pf.

Heinrich von Stein, durch sein Buch über die „Entstehung der neueren Reitlehre" weiteren Kreisen bekannt, ist 1887 als Privatdocent der Philosophie an der Universität Berlin, dreißig Jahre alt, gestorben. Die aus seinem Nachlaß veröffentlichten dramatischen Bilder und Erzählungen sind der poetische Ausdruck einer von ihm erstrebten Neugestaltung des sittlichen und geistigen Lebens, welche mit der von Richard Wagner angebahnten künstlerischen Kultur in innigem Zusammenhange steht.

Für Verleger!

Ein Verleger wird zur Publikation eines grossen sozial-historischen Dramas sowie einer Sammlung Gedichte von hohem Wert unter vorteilhaften Bedingungen gesucht.

Diesbezügliche Anfragen richte man an **H. Müller, Zürich, Friedenstr. 26.**

S. Fischer Verlag, Berlin SW.

Soeben erschien:

Emile Zola's

neuester Roman

„Der Traum".

Preis eleg. geh. 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk.

Der durchaus keusche Inhalt des Romans bildet die Hexengeschichte eines Findelkindes, einer armen Stickerin, deren grosser mystischer Lebenstraum eine Welt eigenartiger Gedanken mit vor die Seele führt. Der Gegensatz zwischen den Gesetzen und Anschauungen der modernen Gesellschaft, zwischen den Anforderungen des realen Lebens und den reinen himmlischen Traumbildern eines jungfräulichen Herzens zeitigen den Konflikt.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Kleine Geschichten

von

Richard von Volkmann-Leander.

Neue (Miniatur-) Ausgabe.

Inhalt: Die Besser. — Die Rumpelkammer. — Francesco.

82 S. 12°. In Originalband geb. 2 M. 40 Pf.

Die drei kleinen Geschichten, welche das hervorragende, liebenswürdige Talent des Verfassers der in 16 Auflagen verbreiteten „Träumereien am französischen Kamine" bekunden, erscheinen hier für den Taschenbedarfsfall in neuer, zierlicher Ausgabe, in der sie sich gewiß neue Freunde zu den alten erwerben werden.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio, geb. München, 1861, bei 40 M. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 40 M. — **Ambras,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 M. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich Ill. Prachtwerk geb. neu 40 M. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur. Leipz. 75. 3 Bände. Lw., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 M. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umliegr. Ländern, Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 M. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 32, 4 vols. marquin. Enz. 50 M. — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 40 M. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 M. — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 92. Lw.; ferner: **Derselbe,** Gluck's Leben und Werke. Eleg. Lw. und **Nohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, Lw. zus. 15 M.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „**Gegenwart**", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Hierzu eine Beilage von A. G. Liebeskind in Leipzig.

Redaction: Berlin S.W., Wilhelmstr. 67. Verlagsort unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 46. Berlin, den 17. November 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause. Von Fritz Oltzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses. — Die Rechtsfragen im Proceß Geffcken. Von A. F. — Literatur und Kunst: Algernon Charles Swinburne. Von Wilhelm Weigand. — Heinrich von Kleist als dramatischer Held. Von Z. — Neue Radirungen. Besprochen von Wilhelm Lübke. — Feuilleton: Der Zeuge eines Schiffbruchs. Von Holger Drachmann. Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen. — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. Von O. B. — „Unkraut.“ Lustspiel in vier Acten von Gustav von Moser. (Lessingtheater.) — Das Werk Fritz Werner's in Gurlitt's Kunstsalon. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

Die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause.

Von Fritz Oltzem, Mitglied des Abgeordnetenhauses.

Die preußischen Urwähler haben am 30. Oktober und die Wahlmänner am 6. November ihren politischen Anschauungen durch die Wahl ihrer Vertreter zum Abgeordnetenhaus Ausdruck gegeben. Die Wahlen haben entfernt nicht solche Erregung hervorgerufen, wie sie die Reichstagswahlen zu veranlassen pflegen. Wollte man aber von dem Maße der hervorgerufenen Erregung auf die Wichtigkeit der Wahlen selbst schließen, dann würde man doch fehlgehen, denn die stattgehabten Wahlen waren für Preußen von ganz besonderer Bedeutung. Abgesehen von der Wichtigkeit der Gebiete — innere Verwaltung und Gesetzgebung, Kirche, Schule, Steuern und Eisenbahnen —, auf welchen das preußische Abgeordnetenhaus überhaupt zuständig ist, und den gerade in der nächsten Legislaturperiode demselben gestellten Aufgaben — Steuerumgestaltung in Staat und Gemeinde, theilweise Umgestaltung der Gemeindeeinrichtungen auf dem platten Lande, weitere Ausbildung des Staatsbahnwesens, Verbilligung der Tarife, Förderung der Landwirthschaft, des Genossenschafts- und des ländlichen Creditwesens, Pflege der Schule, Besserstellung der Lehrer, Ausstattung der evangelischen Kirche —, abgesehen auch von dem Umstande, daß die Wahlen zum ersten Male für fünf Jahre, anstatt wie bisher für drei Jahre stattfanden, liegt die Bedeutung der Wahlen vor Allem darin, daß der neue Landtag der erste unter Kaiser Wilhelm II. ist und die Stellung dieses Landtages zur Krone voraussichtlich auf eine lange Reihe von Jahren für das Verhältniß zwischen Krone und Landesvertretung bestimmend sein wird. Der jugendliche Kaiser hat gleich in seiner ersten Thronrede seine Meinung ausgesprochen, daß die preußische Verfassung eine gerechte und nützliche Vertheilung der Mitwirkung der verschiedenen Gewalten (Krone und Volksvertretung) im Staatsleben enthalte und erklärt, daß er sie auch deßhalb und nicht nur seines Gelöbnisses wegen halten und schützen werde. Das preußische Volk hat durch die Wahlen seine Antwort auf die Thronrede ertheilt. Der junge Monarch, dessen erste Regierungsjahre die entscheidungsvollsten sein werden, hat zum ersten Male die Stimme seines Volkes vernommen und weiß jetzt, welches die Grundstimmung des Volkes ist und was das Volk will.

Was von den Wahlen zum Abgeordnetenhause zu erwarten war, stand im Allgemeinen bei allen nicht durch Parteileidenschaft verblendeten Politikern schon vorher fest. Die Erwartungen sind vollständig in Erfüllung gegangen. Eine wesentliche Veränderung in der Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses hat nicht stattgefunden, nur hat die Grundzusammensetzung eine günstige Verschiebung für die gemäßigten Parteien erlitten. Die bisherige conservativ-nationalliberale Mehrheit, gegen früher etwas verstärkt, wird auch in Zukunft maßgebend sein. Die Verstärkung ist auf Kosten der deutschfreisinnigen Partei erfolgt. Eine Mehrheit der conservativen und freiconservativen Fraction ist nicht vorhanden. Eine conservativ-ultramontane Mehrheit bleibt nach dem bloßen Zahlenverhältniß auch in Zukunft möglich. Centrum, Deutschfreisinn und Polen befinden sich in schwacher Minderheit. Zur Beurtheilung des Wahlergebnisses muß man die bisherige und frühere Stärke der Parteien in's Auge fassen. In der 15. Legislaturperiode 1882—85 hatten die Deutschconservativen 114, die Freiconservativen 58, die Nationalliberalen 65, die Fortschrittler 38, das Centrum 97 und die Polen 18 Stimmen, in der 16. Legislaturperiode 1885—88 die Deutschconservativen 136, die Freiconservativen 65, die Nationalliberalen 74, die Deutschfreisinnigen 42, das Centrum mit den Welfen 98, die Polen 15 Stimmen, in der neuen Legislaturperiode 1888—93 werden die Deutschconservativen 130, die Freiconservativen 68, die Nationalliberalen 89, die Deutschfreisinnigen 29, das Centrum 99, die Polen 15 Stimmen haben. Während also in dem Abgeordnetenhause zusammen 433 Mitglieder die conservativ-nationalliberale Mehrheit bis zum Jahre 1885: 237, bis zum Jahre 1888: 276 Stimmen zählte, wird sie in dem neuen Hause über 287 Stimmen, mithin über 72 mehr als die absolute Mehrheit (217) beträgt, verfügen.

Betrachten wir die Ergebnisse der Wahlen für die einzelnen Parteien, so erscheint es angemessen, nicht mit der stärksten Partei, der deutschconservativen, sondern mit der Siegerin bei den Wahlen, der nationalliberalen zu beginnen. Die nationalliberale Partei ist die einzige Partei, welche einen nennenswerthen Zuwachs erhalten hat. Dieselbe hat nicht weniger als 16 Sitze gewonnen und zwar auf Kosten der Deutschfreisinnigen in den Wahlkreisen Königsberg, Altona, Süderdithmarschen, Hamm-Soest, Frankfurt a. M., Wiesbaden-Land, Ober-Taunus, Unter-Salm, Breslau, Samter auf Kosten der Deutschconservativen in den Wahlkreisen Gardelegen, Jerichow, auf Kosten der Freiconservativen in den Wahlkreisen Ober-Westerwald und Stummerbach auf Kosten der Welfen in Linden. Am erfreulichsten sind die gegen die Deutschfreisinnigen und die Welfen errungenen Siege, die gegen die Deutschconservativen haben nur insofern Bedeutung, als

Digitized by Google

dadurch Hochconservative beseitigt worden sind, die Verdrängung der Freiconservativen aus zwei Wahlkreisen wird seitens der Nationalliberalen nicht als Sieg, sondern als Ausgleich der beiden Parteien in diesen einzelnen Wahlkreisen betrachtet. Verluste der Nationalliberalen sind zu verzeichnen in den Wahlkreisen Liegnitz, wo dieselben bei einer Nachwahl während der letzten Tagung mit einigen Stimmen gesiegt hatten und in Konitz, wo durch eine Vereinbarung zwischen Deutschfreisinnigen, Polen und Ultramontanen der deutschfreisinnige Candidat durchkam. Für die nationalliberale Partei sind also die Ergebnisse der Wahlen der erfreulichsten Natur. Soweit sich die Zahlenangaben vom 30. October übersehen lassen, ist die Zahl der Wahlmänner der nationalliberalen Partei fast nirgendwo zurückgegangen, hat aber an vielen Stellen zugenommen, die Zunahme der nationalliberalen Stimmen bei den Urwahlen darf sogar an vielen Stellen als sehr bedeutend bezeichnet werden. Das Erstarken der nationalliberalen Fraction schlägt viele Hoffnungen des Centrums nieder, stärkt dagegen die Hoffnung auf eine gesunde Entwicklung des politischen Lebens in Preußen und im Reiche.

Die der nationalliberalen zunächst stehende freiconservative Partei war bei den Wahlen vom Glücke nicht besonders begünstigt. Sie hat acht Sitze gewonnen und fünf verloren. Die Partei hat aber bisher ihre Aufgabe erfüllt und wird sie unter der anspruchsvolleren Leitung, deren sie sich im Abgeordnetenhause erfreut, weiter erfüllen, gleichgültig, ob sie einige Mandate mehr oder weniger besitzt. Jedenfalls steht durch die Wahlen fest, daß auch diese Partei sich in aufsteigender Richtung befindet. Der Haß der vereinigten Gegner der freiconservativen und nationalliberalen Partei hat nichts genutzt, beide zusammen zählen jetzt 157 Mitglieder. Der erhaltene Zuwachs wird zweifellos den Einfluß dieser gemäßigten Parteien in der conservativ-nationalliberalen Mehrheit stärken und die Deutschconservativen zu größerer Rücksicht gegenüber diesen Parteien verpflichten, der Zuwachs genügt aber leider nicht, um denselben die Mehrheit im Hause zu verschaffen.

Die deutschconservative Partei hat einen Verlust von sechs Sitzen zu verzeichnen. Dieser Verlust ist für eine Fraction von 136 Mitgliedern unbedeutend, wichtiger aber ist die Thatsache, daß in Folge der Wahlen innerhalb der Partei die gemäßigtere Richtung mehr zur Geltung kommen wird. Die Art der Conservativen ist verändert, die Staatsregierung wird in allen ernsten Fragen auf dieselben rechnen können, und Bockcommissionen wie beim Volksschullastengesetz in der letzten Tagung werden so bald nicht mehr möglich sein. Den Mittelparteien ist es zwar nicht gelungen, so viel Sitze zu erlangen, daß keine Mehrheitsbildung von Deutschconservativen mit Centrum mehr möglich wäre, aber diese ziffermäßige Mehrheit ist so gering, daß bei den Erfahrungen, welche die Deutschconservativen mit dem Centrum gemacht haben und bei dem Widerstand, den ein großer Theil der Deutschconservativen gegen ein Zusammengehen mit dem Centrum zweifellos leisten wird, eine solche Mehrheitsbildung nicht mehr zu befürchten ist. Wenn die Conservativen sich die beim Volksschullastengesetz und bei den Wahlen erhaltenen Lehren zur Warnung dienen lassen, wird die ganz unbedeutend geschwächte Partei innerlich kräftiger und stärker und das gedeihliche Zusammenwirken der drei nationalen Parteien leichter und sicherer werden, der kleine Verlust wird also nicht Nachtheil, sondern Vortheil bedeuten. Daß von nationalliberaler Seite an einzelnen Stellen die hochconservativen Candidaten bekämpft worden sind, ist ganz natürlich, da dieselbe unmöglich für diejenigen Mitglieder der conservativen Partei stimmen konnte, welche die Mittelparteien und namentlich die nationalliberale Partei fortwährend befehden und immer bereit sind, sich mit dem Centrum einzulassen. Die nationalliberale Partei hat diese Richtung innerhalb der deutschconservativen Partei nothgedrungen bekämpft und wäre an einigen Stellen nicht abgeneigt gewesen, gemäßigte Conservative zu unterstützen, da sie die Ansicht hatte, daß die Verstärkung der gemäßigten Richtung in der conservativen Fraction fast die gleiche Bedeutung habe wie der Gewinn von Mandaten für die Mittelparteien. Die deutschconservative Fraction hat noch immer 132 Sitze und bleibt damit die stärkste Partei im Hause.

Das Centrum hat seinen alten Standpunkt behauptet. Der Thurm des Centrums steht noch immer aufrecht, der Baugrund scheint aber nachzugeben. Trotz der bischöflichen Wahlerlasse, welche einen groben Eingriff in die Rechte der Katholiken bedeuten, trotz der Wühlarbeit der Capläne ist die Zahl der ultramontanen Wähler hinter der Erwartung zurückgeblieben. Die Zurückhaltung der ultramontanen Wähler war sehr bezeichnend und hat bewiesen, daß nicht einmal alle Ultramontanen, noch viel weniger alle Katholiken damit einverstanden sind, einen neuen Culturkampf zu eröffnen. Die Freunde des Centrums, die Polen, haben dieselbe Anzahl Abgeordnete wie früher. Erfreulich ist die durch die Urwahlen festgestellte Thatsache, daß das Deutschthum in der Provinz Posen in zahlreichen Kreisen bedeutende Fortschritte gemacht hat.

Die Macht der Deutschfreisinnigen erscheint vollständig gebrochen. Verloren ist Breslau, Frankfurt a. M., Altona, Soest-Hamm, Halle und noch eine ganze Reihe von Wahlkreisen, gewonnen ist nur Liegnitz, welches kurz vorher mit wenigen Stimmen verloren gegangen war, Nordhausen durch den „Nordhäuser“ und Konitz durch die Polen. Der vierte Theil der schwachen Fraction ist in der Wahlschlacht geblieben, der Rest verdankt zum Theil der Gnade des Centrums seinen Einzug in's Abgeordnetenhaus. Eigenen Halt und Bedeutung hat dieser Rest nicht mehr und ist ohne Unterstützung anderer Fractionen nicht einmal mehr in der Lage, selbständig Abänderungsvorschläge in der dritten Berathung über Gesetzentwürfe und in der einmaligen Berathung über Anträge, welche keine Gesetzentwürfe enthalten, einzubringen, sowie Interpellationen an die Minister zu richten, da dieselben nach der Geschäftsordnung für das Haus der Abgeordneten der Unterstützung von 30 Mitgliedern bedürfen. Ob der dem Schiffbruche entronnene Rest zur Einsicht kommen und die Kraft haben wird, andere Wege als bisher einzuschlagen und sich dem unheilvollen Einflusse des bisherigen Führers zu entziehen, ist höchst fraglich, jedenfalls einstweilen noch nicht zu erwarten. Trostgründe für die Niederlage sind nicht vorhanden und es wäre eine wehmüthige, traurige Stimmung höchst angebracht. Aber anstatt zu fragen, weshalb die Wähler von der deutschfreisinnigen Partei nichts mehr wissen wollen, sucht man nach faulen Trostgründen und will sich auf diese Weise über die wirklichen Ursachen der Wahlniederlage hinwegtäuschen. Leider kann man das System Puttkamer nicht mehr verantwortlich machen, Puttkamer ist gestürzt und unter dem neuen Minister des Innern herrscht vollständige Wahlfreiheit. Ein Sündenbock mußte aber gefunden werden und fand sich wirklich in „dem elendesten aller Wahlsysteme“. Als ob nicht unter diesem selben Wahlsystem zur Zeit des Verfassungsstreites trotz starkem und rücksichtslosem Wahldruck fortschrittliche Mehrheiten gewählt worden und als ob nicht unter dem allgemeinen direkten Wahlrecht die deutschfreisinnige Partei noch vor kurzer Zeit die vernichtendsten Schläge erhalten! Der Mißerfolg muß also andere Ursachen haben. Die Hauptursache ist zweifellos die, daß der Deutschfreisinn lediglich in Erinnerungen an die Vergangenheit lebt und für die Aufgaben der Gegenwart kein Verständniß hat. Deshalb dauert die Abwendung von dem Deutschfreisinn, die bei den Wahlen im Februar 1887 so machtvoll zu Tage trat, noch immer fort, die allmähliche Abbröckelung des Bodens, welchen die deutschfreisinnige Partei noch heute im Volke hat, geht noch immer voran. Die deutschfreisinnige Partei hat jetzt fast nur noch Sitze in den großen Städten, die ländlichen und kleinstädtischen Wahlkreise sind verloren. Vom kennzeichnendsten Standpunkte aus fällt besonders in's Gewicht, daß es gerade die geistig höherstehenden Schichten der Bevölkerung sind, welche sich immer mehr und mehr von dem Deutschfreisinn abwenden. Auch ist es nicht ohne Bedeutung, daß die abfallenden Wähler nicht zu den Hochconservativen, sondern zu den gemäßigten Parteien übergehen. Die Niederlage der Deutschfreisinnigen

Digitized by Google

ist augenfällig und durchschlagend und in ihr liegt die Hauptbedeutung der Wahlen.

Von Einzelheiten wäre noch zu erwähnen, daß in mehreren Wahlkreisen sehr verworrene Verhältnisse herrschten und in anderen die Entscheidung so spitz stand, daß nur wenige Wahlmämmer den Ausschlag gaben. In Posen hatten die Deutschfreisinnigen sieben Stimmen weniger als die Nationalliberalen, durch die Hülfe der Polen wurde aber doch ein Deutschfreisinniger gewählt. Der glänzende nationalliberale Sieg in Hamm-Soest beweist, daß manchem Katholiken die Bedeutung des unnatürlichen Bündnisses zwischen Centrum und Deutschfreisinn klar wurde. Der Bischof von Münster sagte in seinem Wahlerlaß: „Wählet christliche Männer, die Religion und Gottesfurcht als das tiefste Fundament und das festeste Bollwerk des Staates erkennen," woraufhin die Ultramontanen sofort Herrn Eugen Richter wählten. Dem Durchfall von Hänel in Altona werden weder Eugen Richter, noch Dr. Windthorst eine Thräne nachweinen, umangenehmer dürfte aber für Richter die Niederlage seiner getreuen Gehülfen, des lyrisch angehauchten Träger und des Komikers Alexander Meyer sein. Einen glänzenden Durchfall erlebte der deutschfreisinnige Demokrat Lenzmann, der „Führer einer unbekannten Schaar" zu Lüdenscheid. Der Erfolg des Deutschfreisinns in der freisinnigen Hochburg in Berlin ist ein höchst fragwürdiger, die Minderheiten wachsen in Berlin immer mehr an und auf die Dauer kann deren Erfolg nicht ausbleiben. Allzu viele Leute werden es nicht sein, die den Sieg des Hofpredigers Stöcker als einen Gewinn für das neue Abgeordnetenhaus betrachten werden. Dasselbe wird den langjährigen Führer der Deutschconservativen, v. Minnigerode, welcher eine Wiederwahl ablehnte, nicht zu seinen Mitgliedern zählen, dagegen wohl einen anderen Führer der Deutschfreiconservativen, v. Rauchhaupt, welcher bei Beginn der Wahlen eine Wiederwahl ebenfalls abzulehnen schien. Hoffentlich wird derselbe das Mänöverspiel und Ansitzen von Zettelungen gegen die gemäßigteren Parteien in der neuen Legislaturperiode verlernt haben! Die einzige Doppelwahl ist die des Führers der Freiconservativen, v. Zedlitz, in Osthavelland und in Mühlhausen-Langensalza.

Das Ergebniß der Wahlen ist also eine starke nationale Mehrheit. Eine starke deutschconservative und eine starke gemäßigt konservativ-liberale Partei werden zusammen im neuen Abgeordnetenhause eine beherrschende parlamentarische Stellung einnehmen. Auf dieser vereinigten Mehrheit beruht die Hoffnung auf eine ersprießliche und fruchtbare Thätigkeit unserer Volksvertretung. Erhaltung guter bestehender Einrichtungen, besonnener Fortschritt auf der Bahn zeitgemäßer Um- und Neugestaltungen, Bekämpfung aller radicalen Bestrebungen von rechts und links ist die Tagesordnung, mit welcher diese Mehrheit dem neuen Herrscher entgegentritt und den Beginn der neuen Herrschaft zu einer wethestimmungsreichen macht. Unzufrieden und erbittert über den Ausfall der Wahlen sind nur die Herren v. Hammerstein, Dr. Windthorst und Eugen Richter, welche als trauernde Brüder bei Seite stehen, der großen Mehrheit des Volkes aber gerechten dieselben zur hohen Freude und Genugthuung. Mit Vertrauen sieht das Volk dem Wirken der neuen Volksvertretung entgegen und erwartet einen steten und gesicherten Gang des Staatslebens. Möge die Hoffnungen des Volkes in Erfüllung gehen und mögen die stattgehabten Wahlen ein frohes und sicheres Anzeichen eines gleichen Erfolges bei den Reichstagswahlen im Frühjahre 1890 sein!

Die Rechtsfragen im Proceß Geffcken.

Wenn wir es unternehmen, die Rechtsfragen im Proceß Geffcken zu besprechen, so sagt schon der Wortlaut dieser Ankündigung, daß uns jede politische Behandlung fern liegt und daß selbstverständlich auch jede Parteiauffassung der Fragen ausgeschlossen sein soll. Die Besprechung soll gleichsam ein kühles juristisches Rechenexempel sein, in welchem wir das Verhältniß der Veröffentlichung des Tagebuchs zum Strafgesetzbuch festzustellen versuchen wollen. Also wird auch jedes Eingehen auf den Strafproceß, seinen gegenwärtigen Stand und künftigen Verlauf vermieden und nur die Frage jenes Verhältnisses erörtert werden. Deshalb müssen wir zunächst den § 92 des St.G.B. in's Auge fassen und seinen Inhalt prüfen, umsomehr als er zu denjenigen Stellen des Gesetzbuches gehört, welche zum Glück sehr selten zur Anwendung kommen und deshalb nur wenige Aeußerungen praktischer Natur in der Literatur hervorgerufen hat. Die Stelle lautet wörtlich:

1. Wer vorsätzlich Staatsgeheimnisse oder Festungspläne, oder solche Urkunden, Aeußerstücke oder Nachrichten, von denen er weiß, daß ihre Geheimhaltung einer anderen Regierung gegenüber für das Wohl des Deutschen Reiches oder eines Bundesstaates erforderlich ist, dieser Regierung mittheilt oder öffentlich bekannt macht, wird . . . . bestraft."

Davon, daß die Verfolgung nur auf Antrag oder mit Ermächtigung stattfinden solle, wie dies so oft und bezüglich der Ermächtigung in § 101 (Beleidigung des Landesherrn) vorkommt, steht in der Stelle nichts. Sie hat im „Ersten Abschnitt" des Strafgesetzbuchs Platz gefunden, der den Hochverrath und Landesverrath behandelt. Unter diesen Begriff fallen also auch die Reate des § 92 und sie müssen von Amtswegen verfolgt und zur strafrechtlichen Untersuchung gezogen werden, d. h. die Wächter des Gesetzes haben einzuschreiten kraft ihres Amtes, ohne irgend eine Veranlassung, Anregung, Anzeige u. dergl. von außen abwarten zu müssen, sobald sie selbst, auf welchem Weg es auch sei, von einer Veröffentlichung oder Mittheilung im Sinne des § 92 Kenntniß erhalten und Verdacht vorliegt, daß ein Verstoß gegen das Gesetz verschuldet worden ist. Ob sich der Verdacht dann bestätigt oder in welcher Richtung der Verstoß begangen worden ist — hat die Untersuchung aufzuklären und dann erst entsteht die Frage nach dem Schuldig oder Nichtschuldig.

Hält man dies fest, so mußte sofort auffallen, daß die Wächter des Gesetzes, also die Staatsanwaltschaft bezw. die Gerichte, thatsächlich nicht eingeschritten sind, als die Veröffentlichung des Tagebuchs in der „Deutschen Rundschau" geschehen war, sondern erst, als der Reichskanzler durch seinen Immediatbericht dies Einschreiten verlangte und veranlaßte. Man muß also annehmen, daß jene Organe ihrer rechtlichen Ueberzeugung nach in der Veröffentlichung an und für sich noch nichts Antastbares, daß sie den Verdacht, es möge dadurch gegen § 92 gefehlt worden sein, gar nicht für angezeigt, noch weniger für begründet fanden. Es mußte und muß erst recht jetzt umsomehr auffallen, als für die Frage, ob eine Untersuchung geboten sei oder nicht, darauf, ob das Tagebuch echt oder gefälscht sei, gar nichts ankam. § 92 Nr. 1 spricht noch gar nicht von Fälschung, sondern nur von gesetzwidrigen Veröffentlichungen. Der Fall der Fälschung wird erst unter Nr. 2 des § 92 erörtert und wir werden nachher davon zu reden haben. Wenn nun die betreffenden Organe wirklich eingeschritten, als die Weisung hierzu durch den Immediatbericht veranlaßt worden war, so müssen sie das Vorhandensein des Verdachtes einer vorliegenden Gesetzesübertretung erst später erkannt haben. Durch die Ausführungen des Berichtes über Echtheit oder Unechtheit des Tagebuchs und durch dessen Behauptung der Unechtheit können sie nicht zu dieser Erkenntniß gelangt sein, weil, wie gesagt, nach Nr. 1 des § 92 zunächst gar nichts hierauf ankam. Und wären sie durch den Bericht, abgesehen von der Fälschungsfrage, nicht zu dieser

Digitized by Google

Erkenntniß gelangt, so hätten sie trotz seiner Ausführung und trotz der Weisung des Justizministers nicht gegen ihre Ueberzeugung einschreiten dürfen. Man kommt also zu der Annahme, daß die Frage: einschreiten oder nicht? diesmal eine sehr zweifelhafte, eine recht schwierige war und daß ihre Beantwortung eine keineswegs nahe liegende gewesen sein kann. Eine andere Erklärung jener Unterlassung dürfte es kaum geben, und daß es der Fälle genug gibt, in welchen jene Frage sehr zweifelhaft und das Nichteinschreiten vorzuziehen ist, braucht nicht erst ausgeführt zu werden. Wir kommen aber noch einmal hierauf zurück.

Was lag denn nun eigentlich vor, als die Veröffentlichung erschien? Daß eine „Veröffentlichung“ und zwar eine „vorsätzliche“, wie sie das Gesetz verlangt, vorlag, kann nicht bezweifelt werden. Zweifelhafter ist: was veröffentlicht wurde? „Festungspläne“ und „Actenstücke“ waren es nicht. Also fragt es sich, ob es „Staatsgeheimnisse“ oder „Nachrichten“ waren? Das Gesetz gibt für Beides keine Begriffsbestimmungen, also muß der sprachliche Sinn, der Sprachgebrauch entscheiden. Eine „Nachricht“ setzt voraus, daß sie Jemandem gegeben wird. Wer also eine Thatsache niederschreibt, welche Jemand lesen soll oder lesen wird, so gibt er dem Leser eine Nachricht. Der Geschichtschreiber benachrichtigt seine Leser von den Thatsachen, die er erzählt. Wer aber eine Thatsache in sein Tagebuch schreibt, thut dies zunächst für sich, zu seiner Erinnerung und aus einem in erster Linie nur ihm eigenen Interesse. An Leser, also an Personen, die er von dieser oder jener Thatsache benachrichtigen will, denkt der Verfasser eines Tagebuchs zunächst nicht. Aber von dem Augenblick an, wo er das Tagebuch Dritten mittheilt oder gar veröffentlicht oder Dritten die Veröffentlichung gestattet, werden seine thatsächlichen Niederschriften „Nachrichten“ und sollen es nach seinem eigenen Willen werden, jetzt werden die Leser von demjenigen benachrichtigt, was im Tagebuch geschrieben steht. Wenn aber auch von dem Allen nichts geschehen, also der Wille des Tagebuchverfassers, daß es von Dritten gelesen werde, nicht kund gegeben worden ist, so weiß jeder Gebildete und vollends jeder Gelehrte, daß der Inhalt der von hochgestellten Personen geführten Tagebücher die beste Quelle der Historiographie sind und daß sie nie ungelesen bleiben, gerade weil sie Nachrichten enthalten. Und wer, ohne den Willen des Tagebuchverfassers zu kennen, dessen Tagebuch veröffentlicht, macht hierdurch selbst den Inhalt des Tagebuches zu „Nachrichten“. Mag nun in unserem Fall Geffken vom damaligen Kronprinzen ermächtigt worden sein oder nicht, das Tagebuch zu veröffentlichen — gewiß ist, daß er, indem er es veröffentlichte, „Nachrichten“ veröffentlicht hat und hat veröffentlichen wollen. Sollten wir in diesen Anschauungen irren, so erwächst uns die Pflicht, zu untersuchen, ob es „Staatsgeheimnisse“ waren, welche durch das Tagebuch des Kronprinzen veröffentlicht worden sind und also aufgehört haben, Geheimnisse zu sein.

Der Immediatbericht des Reichskanzlers braucht die Wendung: „Wenn es überhaupt Staatsgeheimnisse gibt“, u. s. w. Hierdurch ist die Frage, ob von Geffken Staatsgeheimnisse veröffentlicht worden sind, besonders schwierig geworden, und hierauf mag das Märchen (oder der Witz) entstanden sein, das Reichsgericht erwäge, ob es nicht geboten sei, den Herrn Reichskanzler als Sachverständigen darüber zu vernehmen, was man unter Staatsgeheimnissen zu verstehen habe. Jene Wendung kann nur in dem dem Reichskanzler innewohnenden Streben nach aufrichtiger Politik ihre Erklärung finden. Da aber das unter seiner Aegide erlassene Strafgesetzbuch von Staatsgeheimnissen spricht, so müssen wir doch auch annehmen, daß es deren gibt und daß der Richter zu prüfen hat, was ein Staatsgeheimniß sei. Das Gesetz selbst führt ihn darauf hin, wenn es auch keine Definition des Wortes gibt. Die Worte: „von denen er weiß, daß ihre Geheimhaltung einer anderen Regierung gegenüber für das Wohl des Reiches ... erforderlich ist“ lassen kaum einen Zweifel aufkommen. Alles, was zum Wohl des Reiches geheim gehalten werden muß, ist Staatsgeheimniß, und wer diese Geheimhaltung nicht nur „einer anderen Regierung“ gegenüber, sondern überhaupt nicht achtet, indem er das Geheimniß durch die Presse veröffentlicht, der begeht Hoch- oder Landesverrath im Sinne des § 92, 1, wenn er weiß, daß jene Geheimhaltung zum Wohl des Reiches erforderlich ist.

Nach den bisherigen Erörterungen liegt also hierin der eine, der subjective Schwerpunkt der ganzen Frage, denn daß eine vorsätzliche Veröffentlichung von Staatsgeheimnissen und geheim zu haltenden Nachrichten stattgefunden hat, läßt sich nicht mehr bezweifeln. Der andere, der objective Schwerpunkt liegt darin, festzustellen, ob die Geheimhaltung wirklich zum Wohl des Reiches erforderlich war. Beides zu beurtheilen halten wir für so schwierig und so abhängig von individueller Auffassung, daß wir hierin die vollgenügende Erklärung und auch die Rechtfertigung der eingangs erwähnten Unterlassung gerichtlichen Einschreitens finden. Wir wollen aber nachher auch über diese beiden Schwerpunkte uns klar zu werden versuchen, wenn wir wegen dieser Unterlassung oder vielmehr wegen des erst vom Reichskanzler veranlaßten Einschreitens noch einige Worte beigefügt haben werden. Vor dieser Veranlassung lag für jeden in die Politik der Zeit von 1870/71 nicht Eingeweihten — und hierzu dürften alle Staatsanwälte und Richter gehören — der Verdacht einer Fälschung des Tagebuches ganz fern. Erst der Reichskanzler hat ihn im Immediatbericht officiell ausgesprochen und mit Gründen belegt, deren Mittheilung nur ihm möglich war. In wie weit diese Gründe den Verdacht zur Gewißheit erheben, ist eine Frage, die im Anfang die Richter und Staatsanwälte gar nicht tangirte, weil es für sie zum Einschreiten genügte, jenen Verdacht von der competentesten Seite ausgesprochen zu hören und mit einer Reihe von Gründen belegt zu sehen. Ob nun wirklich eine Fälschung vorliegt, ist eine Beweisfrage, auf die wir natürlich nicht eingehen können. Jener Verdacht der Fälschung war also das leitende Motiv für das spätere Einschreiten der Behörden und nicht etwa die dem § 92, 1 im Immediatbericht gegebene Auslegung. Hiermit erscheint jeder hier und da laut gewordene Vorwurf, daß die Behörden sich erst durch diese Auslegung zum Einschreiten hätten bestimmen lassen, grundlos und nichtig.

Den objectiven Schwerpunkt deutet schon der Immediatbericht an, wenn er hervorhebt, daß Bestand und Zukunft des Deutschen Reiches wesentlich auf der Einigkeit seiner Fürsten beruhe. Werden nun Thatsachen veröffentlicht, welche diese Einigkeit gefährden, so gefährdet die Veröffentlichung das „Wohl des Reiches“. Hätte bei der Herstellung des Deutschen Reiches der Kronprinz und nachherige Kaiser die Absicht vertreten, wie die Veröffentlichung sagt, den süddeutschen Bundesgenossen die Treue und die Verträge zu brechen und sie zu vergewaltigen, so würde kein Mensch zweifeln können, daß hierin damals eine Gefährdung jener Einigkeit, also auch des Wohles des Reiches, hätte erblickt werden müssen. Dasselbe gilt von den veröffentlichten angeblichen Urtheilen des Tagebuchverfassers über die Könige von Bayern und Württemberg und von der angeblichen Entstehung des berühmten Briefes König Ludwigs II. an den König Wilhelm von Preußen. Weiter kann man aber den juristischen Gedanken nicht verfolgen, weil er aufhört, ein juristischer zu sein, und anfängt, ein politischer zu werden.

Dann ob objectiv zur Zeit der Veröffentlichung, also nach dem Tod des Tagebuchverfassers, jene Gefahr für das Reich, obgleich die angebliche Vergewaltigungsabsicht des Kaisers mit diesem gestorben war, ist keine Rechtsfrage mehr und es wird Sache der Reichsanwaltschaft sein, die Beweise hierfür aus denjenigen Kreisen herbeizuschaffen, wo sie einzig und allein gefunden werden können, um dem Gerichtshof die zu einer Verurtheilung erforderliche Ueberzeugung vom Vorhandensein jener Gefahr beizubringen. Erst wenn dies geschehen sein wird, kommt die subjective Frage zur Berathung und Entscheidung, ob Geffken gewußt hat, daß diese Gefahr bestehe, als er das Tagebuch veröffentlichte. Auf dieses Wort kommt viel an. Das St.G.B. verlangt nicht, wie an anderen Stellen, z. B. § 259, daß der Beschuldigte nach den Umständen annehmen mußte ꝛc., sondern, daß er wußte. Während es dort den

Digitized by Google

Leichtsinn mangelnder Ueberlegung ahndet, straft es hier den bewußten Willen zur That.

Es ist eine der schwierigsten Stellen des Strafgesetzbuchs, mit der wir es hier zu thun haben, und ohne sie in ihre einzelnen Gedanken auszulösen und zu zerlegen, ist ein sicheres Ergebniß der Subsumtion der That unter das Gesetz unmöglich. „Wohl des Reiches“ und „Wissen, daß Geheimhaltung einer Sache für dies Wohl erforderlich sei“, sind so weite, dehnbare, der gewöhnlichen juristischen Reflexion entzogene Begriffe, daß jeder Richter sich mehr wie je zur Vorsicht bei der Urtheilsfindung verpflichtet fühlen wird. Im Proceß wird der Angeklagte natürlich jenes Wissen in Abrede stellen. Aber kann es, oder muß es ihm bewiesen werden? Ist es etwa selbstverständlich, daß eine Absicht des Vertragsbruches und der Vergewaltigung seiner Bundesgenossen, wenn sie dem künftigen Kaiser innegewohnt hätte, die Einigkeit der Reichsfürsten hätte stören, also dem Wohl des Reiches gefährlich hätte sein müssen, da jene Absicht nur Absicht gewesen, nicht zur That geworden und auch noch mit ihrem angeblichen Träger gestorben ist? Gewiß nicht. Ob und wie jedoch der Beweis dieses Wissens geführt werden kann und geführt werden wird, und ob und wie der Gerichtshof sich eine Ueberzeugung darüber bilden kann, ist jetzt unmöglich abzusehen. Feststehend scheint uns bloß, daß diese Ueberzeugung sich bilden muß, daß sie aber ohne eine Beweiserhebung sich nicht bilden kann. Das „Wissen“ gehört zum Thatbestand des Verbrechens, und wenn sich die richterliche Ueberzeugung nur soweit würde befestigen können, daß der Beschuldigte bei pflichtmäßiger Ueberlegung jene Gefährdung hätte wissen müssen, so ist nicht bewiesen, daß er sie thatsächlich gewußt hat.

Wenn das Tagebuch in der Form, wie es vorliegt, nicht echt, also gefälscht ist, eine Frage, die das Beweisverfahren im Proceß klären wird, so ist zu untersuchen, ob § 92, 2 in Anwendung kommen kann. Die Stelle lautet:

„Wer vorsätzlich zur Gefährdung des Rechts des Deutschen Reichs oder eines Bundesstaats im Verhältniß zu einer anderen Regierung die über solche Rechte sprechenden Urkunden oder Beweismittel . . . . . verfälscht . . . . wird . . . . gestraft.“

Daß es im Allgemeinen unter den Begriff der Fälschung fällt, wenn Jemand eine Originalhandschrift ihrem Inhalt nach verändert und dann in ihrer veränderten Form durch den Druck veröffentlicht, unterliegt keinem Zweifel; wohl aber, ob das Original des Tagebuches eine „Urkunde“ oder „ein Beweismittel“ ist, oder beides zugleich im Sinn des Gesetzes oder keins von beiden. Eine Urkunde ist gewöhnlich auch ein Beweismittel, aber nicht jedes Beweismittel ist eine Urkunde. Wir sagen: „im Sinn des Gesetzes“; im Allgemeinen ist allerdings das Tagebuch des Kronprinzen sowohl Urkunde, wie Beweismittel. Das Gesetz verlangt aber eine Urkunde, oder ein Beweismittel, welche von Rechten des Deutschen Reichs oder eines Bundesstaats im Verhältniß zu einer anderen Regierung spricht. Ist nun das Tagebuch eine solche Urkunde? Von welchen Rechten des Reichs oder eines Bundesstaats spricht es denn? Als das Tagebuch geschrieben wurde, gab es noch gar kein Reich. Spricht es also etwa von Rechten des Bundesstaates Preußen? und von welchen? So wie es in der Deutschen Rundschau im Auszug „mit Discretion“ abgedruckt, vorliegt, haben wir davon nichts entdecken können. Darauf kommt es aber auch nicht an, sondern auf die Prüfung des Originaltagebuchs selbst, die das Reichsgericht im Lauf des Processes beschäftigen wird. Man kann also jetzt zu dieser Frage keine andere Stellung nehmen, als das Ergebniß jener Prüfung abwarten und ermägen, daß, wenn eine Fälschung stattgefunden hat, sie erst dann strafbar ist, wenn sie vorsätzlich zur Gefährdung jener Rechte geschehen ist. Darauf, ob eine Gefährdung wirklich eingetreten ist, kommt es dann nicht mehr an. Schuldig ist derjenige, welcher sie gewollt, wenn er sie auch nicht erreicht hat.

In Verbindung mit den bisherigen Ausführungen kommt auch der § 189 des St.G.B. in Betracht, wie es der Immediatbericht andeutet. Für sich allein würde er deshalb nicht zu einem Einschreiten genügt haben, weil die Verfolgung der Uebertretung desselben nur auf Antrag geschehen darf. Wäre ein solcher vor dem Immediatbericht gestellt worden, so würde sofort eingeschritten worden sein. Die Stelle lautet:

„Wer das Andenken eines Verstorbenen dadurch beschimpft, daß er wider besseres Wissen eine unwahre Thatsache behauptet oder verbreitet, welche denselben bei seinen Lebzeiten . . . . in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen geeignet gewesen wäre, wird . . . . bestraft.

Die Verfolgung tritt nur auf Antrag der Eltern, der Kinder oder der Ehegatten des Verstorbenen ein.“

Der Verdacht, daß gegen diese Vorschrift durch die Veröffentlichung des Tagebuchs gehandelt worden sei, war z. B. durch die Erzählung von der Entstehung jenes Briefes Königs Ludwig II. v. Bayern sofort entstanden. Denn wenn sie wahr wäre, so hätte zwar nicht die Gesinnung, wohl aber die staatsmännische Befähigung dieses Monarchen in der öffentlichen Meinung herabgewürdigt werden müssen. In welchem Grad dies geschehen wäre, ist für die juristische Beurtheilung ebenso gleichgültig, als die Untersuchung, ob diese öffentliche Meinung eine absolut berechtigte gewesen wäre, ihr thatsächliches Vorhandensein macht sie noch nicht zu einer berechtigten. Thatsächlich hätte sie aber ohne Zweifel sich gebildet. Ist jene Entstehungsgeschichte aber nicht wahr, so ist es, wenn auch noch kein Strafantrag vorliegt, Sache der jetzt schwebenden Untersuchung, zu ermitteln, ob und wie weit sie gefälscht ist. Denn die Fälschungsfrage muß ja, wie wir sub II gesehen haben, ohnehin untersucht werden. Tritt dann der Fall ein, daß die verwittwete Königin von Bayern, die Mutter des unverheirathet verstorbenen Königs Ludwig II., Strafantrag stellt, so wird es weiterer Aufgabe der Untersuchung sein, festzustellen, ob der Beschuldigte „wider besseres Wissen“ die fragliche Thatsache verbreitet, d. h. ob er gewußt hat, daß sie unwahr ist. Wie leicht oder wie schwer dies sein wird, hängt davon ab, ob das Vorhandensein einer Fälschung und wie weit es nachgewiesen werden kann. Sie kann auch darin liegen, daß jene Entstehungsgeschichte aus dem Zusammenhang gerissen, oder daß gewisse sie in einem anderen Lichte zeigende Thatsachen weggelassen worden sind, während sie im richtigen Zusammenhange und bei Berücksichtigung dieser Thatsachen das Andenken des Königs in der oben angedeuteten Richtung nicht verletzt haben würde.

Bei dieser Zergliederung der im Proceß Geführten in Betracht kommenden Rechtsfragen dürfte es einerseits in die Augen springen, wie richtig und nothwendig es war, gegen die Veröffentlichung des Tagebuchs gerichtlich einzuschreiten, selbst wenn weiter kein Interesse dabei vorwaltete, als dasjenige der künftigen Geschichtschreibung. Der Proceß liegt nur in den Händen von Berufsrichtern. Beim Reichsgericht gibt es keine Jury. Ein Geschworenengericht wäre unseres Erachtens der Aufgabe nicht gewachsen gewesen, da sie ihrer Natur nach eine Trennung der soq. Rechts- und Thatfrage gar nicht zuläßt. Wer es versuchen will, die Fragen zu formuliren, wie sie etwa einer Jury hätten vorgelegt werden müssen, wird sich sofort hiervon überzeugen können.

Die Commentatoren des Strafgesetzbuchs weichen in ihren Erläuterungen des § 189 von den soeben gegebenen Rechtsausführungen nicht ab. Nur nehmen sie an, daß dem „Wissen“ das „sich bewußt sein“ gleichstehe, eine Annahme, die aber von anderer Seite wieder bestritten wird. Unseres Erachtens kommt für den vorliegenden Fall auf diese Unterscheidung nicht viel an, denn wer sich der Folgen einer Veröffentlichung, wie der hier in Rede stehenden, bewußt ist, der weiß auch, welche diese Folgen sind. Für die Beweisfrage, auf welche ja in diesem Punkt alles ankommt, dürfte „Wissen“ und „sich bewußt sein“ wohl kaum unterschieden werden können. A. F.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Algernon Charles Swinburne.

Von Wilhelm Weigand.

Als Swinburne im Alter von 26 Jahren sein berühmtes Buch „Poems and Ballads“ veröffentlichte, ging ein Sturm des Unwillens durch das englische Publikum über den Dichter, aus deſſen Versen eine solche glühende sinnliche Leidenschaft loderte, daß die englische Ehrbarkeit offen gegen ein literarisches Aergerniß dieser Sorte protestiren mußte. Seitdem ist ein Vierteljahrhundert verflossen, die Kritik, welche anfangs rathlos vor der neuen Erscheinung stand, hat sich oft und angelegentlich mit dem fleißigen Dichter beschäftigt, eine ganze schöngeistige Bewegung ist in England erstanden und hat den Dichter als einen der Verkünder des neuen ästhetischen Evangeliums gefeiert, mit einem Worte, der Dichter hat seine Stelle gefunden im Pantheon der britischen Sänger, und die englische Nation, welche eine ausgezeichnete Anlage zur Heroenverehrung besitzt, weiß, welchen Ruhm sie dem sinnlichsten aller britischen Dichter zuerkennen darf. Zu den großen Heroen der Dichtkunst gehört Swinburne ebensowenig wie sein Freund, der Dichter-Maler Rossetti, das eigentliche Haupt der sog. ästhetischen Schule. Aber er ist eine typische Erscheinung dieses endigenden Jahrhunderts, und der Beobachter betrachtet ihn ungefähr mit demselben Genusse, wie den satanischen Lyriker Baudelaire, auch wenn er durch seine eigenste Natur verhindert sein sollte, die formvervollendeten Dichtungen Swinburne's zu genießen. Wäre der historische Sinn der englischen Kritik entwickelter gewesen, so hätte sie gleich einsehen müssen, daß eine solche Erscheinung nach der Phantasieschwelgerei eines Tennyson durchaus kein Wunder war. Neben den großen Dichtern, welche England am Anfange dieses Jahrhunderts hervorgebracht, ist der poeta laureatus und officielle Hofdichter nur eine kleine Erscheinung, einer jener Gefühlsschwelger und Stimmungsdilettanten aller Literaturen, die sich nie dem stürmischen Schöpferdrange überlassen, weil sie absolut etwas Neues bringen müssen und das gewollte Kunstwerk nur durch Berechnung aller stilistischen und sentimentalen Effecte zu Stande bringen können. Aus den Dichtungen Tennyson's weht uns eine Atmosphäre an, die durchaus nicht an die frischen Düfte eines klaren, sonnigen Frühlingsmorgens gemahnt. Als er auftrat, war das englische Publikum der literarischen Genüsse müde. Swinburne fand es noch übersättigter. War der Sturm der Entrüstung über seine Dichtungen groß, so war es die Bewunderung nicht minder. Alle Feinschmecker gestanden feurig zu, daß noch kein Dichter, selbst nicht Milton, einen solch' marmornen Vers zu meißeln verstanden habe. Der Dichter erschien mit einem Male, in der reichen, eindrucksfähigen Jugend, als der unvergleichliche Virtuose, der die Ohren durch den vollsten Wohllaut bezauberte, ja in dem wenig geschmeidigen englischen Idiom die prächtigsten Dactylen zu bilden verstand. Reich entwickelte Civilisationen bringen ja immer Naturen hervor, die mehr Sinn für die Werke des menschlichen Geistes besitzen, als für die schlichte Natur. Es wäre Unrecht, wollte man ihren Geschmack verdorben nennen.

Swinburne stammt aus einer aristokratischen Familie; er hat jene englische Erziehung genossen, welche Schüler wohl in das Alterthum einführt, ihn auch griechische und lateinische Verse schmieden lehrt, aber nur zu oft den eigentlichen Geist der antiken Welt verhüllt. Es gibt junge Engländer, welche einen lateinischen Dichter in- und auswendig kennen, aber nichts über dessen Zeit und Entwickelung wissen. Swinburne gehört allerdings nicht zu diesen Sprossen Albions. Aber von der englischen Erziehung ist ihm die Fähigkeit geblieben, in griechischer und lateinischer Sprache Verse machen zu können; ich sage nicht, dichten. Als Sproß eines vornehmen Hauses und geistiger Kosmopolit lernte er auch die französische Sprache kennen und macht auch französische Verse. Diese Neigungen sind bezeichnend für seine gewaltsame, kräftige und doch nicht mächtige Natur, welche von gar mannigfaltiger Zusammensetzung ist und durchaus jener beherrschenden Einheit entbehrt, welche allen wirklich großen Schöpfern eigen. Ich habe Swinburne einen geistigen Kosmopoliten genannt; in der That, er hat die ganze Geschichte durchwandert, er hat sich lange in Hellas aufgehalten und in sein Vaterland die Bewunderung des einstigen Schönheitslandes mitgebracht; er hat sich im zerfallenden Rom in alle Laster und raffinirten Geistesgenüsse ohnmächtiger, aber höchst civilisirter Römer einweihen lassen; er ist bei den Propheten in die Schule gegangen; er ist in der Frührenaissance und ihrer Gefühlswelt daheim; er hat alle Gefühle der verschiedensten Geisteswelten ausgekostet und in seinen Dichtungen wie in wundervoll ciselirten Bechern dem Publikum vorgesetzt. Er ist ein glühender Verehrer des Heidenthumes und seines Naturcultus, und doch angekrankt vom modernsten überreizten Gedanken; er haßt das Christenthum und eignet sich die Ausdrucksweise der katholischen Liturgie an, um seine socialen Hoffnungen zu verkünden; er haßt Gott und eignet sich die Bilder, den lyrischen Schwung der alttestamentlichen Psalmen an, um die sociale Revolution in übermäßig bilderreichen Versen zu verkünden. Er ist voller Widersprüche, mehr als es der reizbarsten Dichternatur erlaubt ist; er haßt Gott mit einem Hasse, der einfach lächerlich ist und von keiner tiefen philosophischen Bildung zeugt.

Sehen wir uns diese Natur einmal genauer an. Swinburne gehört zu jenen Menschen, die, mit außerordentlich feinen Sinnen ausgestattet, mit einem bedeutenden Geiste begabt, vor allem einem Cultus ihrer Gefühle verfallen, vielleicht weil sie zu reich, zu sehr durch eine Uebercultur geschwächt sind, um ein einfaches thatkräftiges Leben zu führen. Sie bedürfen starker Emotionen; aber sie haben einen vorzüglichen, wenn auch oft einseitigen Geschmack; sie sind nur in gewissen Gesellschaftsschichten möglich, wo behagliche Verhältnisse die Pflege ästhetischer Neigungen gestatten. Solcher Geister gibt es viele im modernen England und in Frankreich, wo sie in dem erwähnten bedeutenden Dichter Baudelaire einen classischen Repräsentanten als ein Vorbild besitzen. Sie sind seltener bei uns, weil unsere Civilisation jünger und kräftiger ist. Man könnte sie geistige Lebemänner nennen. Swinburne ist ein großer Bewunderer Baudelaire's, unter dessen Einflusse eine ganze Generation von ästhetischen Genüßlingen in Frankreich herangereift ist. Er bewundert Theophile Gautier, weil dieser ein olympischer Heide war und vor allem die Gedanken aus der Poesie verbannen wollte; er nennt dessen bekanntes Buch: „Mademoiselle Maupin“, in dem viele Schilderungen und wenig Ideen zu finden, „the golden book of beauty“, was nicht allen Kennern genehm sein dürfte. Er bewundert Victor Hugo, weil dieser es verstand, das Metall der Sprache zu schmieden, mitten in des abstruseste Gebiete die herrlichsten Verse zu verweben; so diese Bewunderung ist so blind für die namenlosen Schwächen des französischen Poeten, für seine Geschmacklosigkeiten, für seine philosophische Mittelmäßigkeit, seine Senilitäten, seine Unfähigkeit, einen lebenden Charakter zu zeichnen, daß sie uns in Erstaunen setzt bei einem Manne, der über Byron so streng zu Gericht gesessen hat, weil dieser kein tadelloser Versifex war, was ich übrigens bestreiten möchte. Oder besteht die Poesie für Swinburne auch nur in Gold, Glanz, Marmor, Farben, die vor dem Auge des Lesers emporgezaubert werden? Ist auch ihm ein Gedicht nur ein musikalisches Stück, dessen Abstimmen bald weich, bald stürmisch dahinströmen? Wie Baudelaire, wie Poe, wie alle sog. Dichter einer Verfallzeit, liebt Swinburne nicht die einfachen Gefühle. Da lesen wir gleich beim Eingange seines berühmten Buches ein Gedicht: Laus Veneris. Es ist unser alter Bekannter, der Ritter Tannhäuser, welchem diese durchaus modernen Strophen in den Mund gelegt sind. Der Dichter hat dem Gedichte eine französische Version der Sage vorausgeschickt, die „Maistre Antoine Cagot im Jahre 1530“ in gar lieblichem, naivem Französisch veröffentlicht hat. (Livre des grandes merveilles d'amour, escript

Digitized by Google

en latin et en français.) Eine glühende, erbitterte, kranke Sinnlichkeit spricht aus diesen vierzeiligen Strophen, die in langer Folge einförmig klagend steigen und fallen. Alle Metaphern, wie sie die Weltliteratur erzeugt, blühen in dieser Dichtung, wie in einer heißen phantastischen Wildniß. Das ist eine grausame Venus, nicht die lockige Göttin Homer's, die Geliebte des Mars; das ist eine Venus, die im Exile der Götter gelebt hat und mit zerrissenem, blutdürstigem, verbittertem Herzen liebt, nachdem sie zuvor das kaiserliche Rom kennen gelernt hatte. Der Ausdruck des Sängers ist gewollt alterthümlich, wie ja auch Rossetti mit der alten Gefühlswelt Dante's dessen Ausdrucksformen erneuert hat. Der Dichter schwelgt in seinen Bildern, berauscht, ein trunkener Rhetor eigenster Sorte. Die Wellen des Grases brechen aus in Schaum von Blumen, des Windes Füße schnumern länge der See; wie Blume auf Blume liegen die Augenlider der Venus auf einander, wie Feuer auf Feuer die Lider des Ritters auf seinen Augen: mit den Füßen stampft die Göttin die Weinkelter des Todes, ihr Lager ist voll Duft und traurigen Getöns; ihre Thüren geformt aus Musik und ringsum begrenzt mit Seufzer und mit Lachen und mit Thränen, mit Thränen daran die starken Seelen von Männern gefesselt. Und in solchen Bildern geht die ungeheure Klage weiter über die Grausamkeit der geliebten Göttin, in dem Munde des Tannhäuser, der gar wohl seine Liebe kennt, die mit tiefstem Haß vermischt, süße Höllenqual:

I seal myself upon thee with my might
Abiding alway out of all men's sight
Until God loosen over sea and land
The thunder of the trumpets of the night.

Noch glühender ist das Gedicht: „Anactoria", eine Paraphrase der berühmten Sapphischen Ode:

Φαίνεταί μοι κῆνος ἴσος θέοισιν.

Hochgleich scheint mir selige Götter däucht mir,
Wem Dir tief in's Auge zu schau'n und lauschend
An dem Wohllaut Deines Gespräches zu hangen
Täglich vergönnt ist.

(Uebersetzung von Geibel.)

Die lodernde, aber gesunde Gluth des Originales wird bei dem modernen Dichter zu krankhafter, verzehrender Gier, aus der die Flüche und Verwünschungen, vermischt mit dem Preise der siegreich bedrückenden Schönheit brechen, in endloser Stimmung. Nur in der Vernichtung des geliebten Gegenstandes kann sich diese hysterische Leidenschaft sättigen. Wieder ist es ein gottentzücktes Schweigen in den herrlichsten, oft primitivsten Bildern, das uns hinreißt. Es ist ein ganz eigenes Schauspiel: die modernsten Dichter, welche nichts von der Gesundheit alter Zeiten an sich haben, greifen zu den alten Bildern, etwa wie die schönen Damen und Herren des 18. Jahrhunderts sich aus der Hypercultur in die Natur flüchteten und da Schäferin und Schäfer spielten. Die Formvollendung des Gedichtes ist unerhört. Die Verse stürmen bald daher wie ein sprühender Wildbach, bald flüstern sie wie weiche Musik, schmelzend geheimnißvoll. Da gibt es Verse, die fast nur aus Vocalen bestehen:

And eyes insatiable of amorous hours
Fervent as fire and delicate as flowers.

Der Dichter hat sich gleichsam an der Phantasie aller Dichter berauscht; bald zuckt es aus einem Verse auf, wie ein Blitz aus dem Haupte eines alten hebräischen Propheten; bald entzückt uns ein Bild wie bei Lucrez, wenn er vom Sommer und der Blüthe der Frauen und der Jahre singt. Wie eine phantastische Welt von Blüthen voller berauschenden Duftes und Schlingpflanzen klettern die Bilder um den einfachen Stamm des Liedes, in unermeßliche Höhe, und zuletzt bricht der Dichter in die trunkenste Begeisterung des Pantheismus aus, in herrlichste Verse, voll göttlicher Vollendung. An eine Uebersetzung läßt sich nicht denken; ich gebe diese pantheistische Prophezeihung im Originale:

Blossom of branches and on each high hill
Clear air and wind, and under in clamorous vales
Fierce noises of the fiery nightingales,
Buds burning in the sudden spring like fire,
The wan washed sand and the waves vain desire,
Sails seen like blown white flowers at sea, and words
That brings tears swiftest, and long notes of birds
Violently singing till the whole world sings —
I Sappho shall be one with all these things,
With all high things for ever; and my face
Seen once, my songs once heard in a strange place,
Cleave to men's lives, and waste the days thereof
With gladness and much sadness and long love.

Anactoria (V. 268—280).

Aehnliche Verse hat noch kein englischer Dichter geschrieben. Swinburne ist ein ausgezeichneter Meister der Alliteration, die wir fast in jedem seiner Verse finden. In Anactoria hat der Dichter den Gipfel der lyrischen Kunst erreicht; alle seine anderen Dichtungen, die Dramen natürlich ausgenommen, geben immer das gleiche Bild von ihm: das eines bewußten Orgiasten einer künstlich erregten Phantasie. Zahllose Beispiele ließen sich aus den lyrischen Dichtungen desselben anführen, aus: „A Song of Italy", „Litany of Nations", „Super flumina Babylonis". Immer formeller ist der Dichter mit den Jahren geworden und hat zuletzt „Studies in Song" geschrieben, als eine Art Liszt der Dichtung, der über eine ganze Gefühls- und Bilderreihe gebietet.

Unter seinen dramatischen Dichtungen finden sich einige Nachahmungen der griechischen Tragiker, die gar oft täuschend sind, wie Erechtheus. Daß einen Dichter wie Swinburne die Gestalt der Maria Stuart reizen mußte, ist natürlich. Die Dramen, in denen er die schöne Schottenkönigin erweckt, „Chastelard", „Rothwell", „Mary Stuart", sind für seine ganze Weltanschauung von Bedeutung. Auch hier ist der dramatische Vers von prächtiger Plastik; er ist von künstlicher Schönheit und hat durchaus von der Naturschönheit des Shakespeare'schen Verses, der in seiner Art so vollendet ist, daß er nicht übertroffen werden kann.

Swinburne hat in seiner pessimistischen Auffassung des Ewig-Weiblichen nie geschwankt. Wie aus den Sonetten seines Freundes Rossetti das gleiche himmlische Antlitz einer Beatrix lächelt, wie unter den Frauengestalten großer Maler gar oft verwandte Züge aus den wechselnden Gesichtern lauschen, so tragen auch die Frauengestalten Swinburne's alle eine bestimmte Familienähnlichkeit. Es sind schöne, prachtvolle Gestalten, voll grausam überlegener, allbezwingender Schönheit, Römerinnen aus der Verfallzeit, mit modernen Herzen und glänzendem Geiste, aber ohne Herz, Schwestern Messalinens, mögen sie nun Sappho, Phädra, Faustine, Maria Stuart heißen. Ja, diese Schottenkönigin des Dichters gleicht weder dem historischen Urbilde, noch der Maria unseres Schiller. Sie ist grausam, wie nur die Schönheit grausam sein kann, eine Vernichterin des Glückes und der Männer, sinnlich, unbewußt, naiv in ihrer verderblichen Natur, eine Naturgewalt, die an die allmächtige Bosheit erinnert, welche nach Grabbe das All leiten soll. Wie das Weib, so die Liebe!

Swinburne gehört zu jenen modernen Geistern, welche nur eine Schönheit anerkennen, die materielle. Er ist in seinem Hasse durchaus Engländer, eine starke, nordische Natur; in seinem plastischen Formvermögen durchaus Lateiner, dem die Form über Alles geht. Daher die Begeisterung für Victor Hugo und Baudelaire, von dem er vielleicht die satanische Auffassung des Weibes herübergenommen. Als moderner Geist ist er voller Widersprüche; er, der Schönheitsenthusiast und Formpoet, preist die sociale Revolution im Stile des alten Testamentes; sein Pantheismus, der nur den Unfundigen an den Shelley'schen erinnern kann, ist nicht mild und heiter; Swinburne ist ein guter Hasser, ein englischer Radicaler von echtem Schrot und Korn. Seine ausschließlich ästhetische Bildung bekundet er auch in seinen Prosaschriften; die Prosa ist reich an Bildern und von schönster Glätte; auch hier wenig

Digitized by Google

Natur und Gedanken und viel Bilderschwelgerei. Man ist durch eine solche Lectüre äußerst angenehm erregt, ein behagliches Gefühl des Schönen regt sich in der Brust, das innere Auge sieht schöne plastische Bilder; aber man fragt sich oft nach einer Weile, was man eigentlich behalten habe von all' dem schönen Gerede. Goethe's Maßstab, der auch von einer Dichtung Gedankengehalt fordert, darf nicht an diese blühende Lyrik angelegt werden, an diese heidnisch-römische Poetik, welche ausschließlich nur den Leuten ganz behagen kann, die durch literarische Genüsse längst verwöhnt sind. Die Franzosen, welche der fremden Poesie im Allgemeinen noch kühler gegenüberstehen als den fremden Gedanken, wissen die Swinburne'sche Dichtung zu genießen, einfach deshalb, weil die Söhne des ansterbenden Romantismus auch zu ästhetischen Phantasieschwelgern herabgesunken sind und sich dessen rühmen. Die englische Phantasie scheint ermüdet oder übererregt zu sein, sonst könnte die ästhetische Richtung nicht so allgemein die jugendlichen Geister ergriffen haben. In dem Protest des Publikums gegen einen Theil der Swinburne'schen Dichtung äußert sich der durchaus gesunde nationale Geist, der das romanische Wesen so vollständig bezwungen, wenn auch nicht vernichtet hat, und dunkel fühlt, daß der Dichter eine durchaus anormale Erscheinung, wie Rossetti, der allerdings aus einer italienischen Familie stammte und nur ein Phänomen des Atavismus bildet. Die ganze Swinburne'sche Geistesrichtung, mag sie auch nur einer Elite von Geistern eigen sein, ist immer eine hoch beachtenswerthe Erscheinung in einer Zeit und in einem Lande, wo gerade der Prophet Carlyle seinen gewaltigen Einfluß auf die denkenden Köpfe ausübte und noch ausübt. Englands Literatur ist alt und überreich; wer weiß, wann sie wieder eine Erscheinung aufweisen wird, die nur durch reine Natur wirkt. Wenn Swinburne einen Dichter beurtheilt, so sagt er immer, was für ein „workman", ein Sprachmeißler, dieser gewesen. Legen wir auch diesen Maßstab an ihn selber, und sagen wir, er ist der größte Sprachkünstler der englischen Literatur und oft ein großer Dichter.

Heinrich von Kleist als dramatischer Held.

Als wir jüngst die Nachricht erhielten, daß ein kühner deutscher Dichter Heinrich von Kleist zum Helden eines Trauerspiels gewählt hatte, da malten wir uns in Gedanken aus, wie der Vorwurf wohl behandelt sein mochte, und fragten uns, ob in dem kurzen Leben eines unserer größten Dramatiker überhaupt der Stoff zu einem Bühnenstücke vorhanden sei. Die Rückschichten der Poesie, zumal gegenüber den in diesen Punkte empfindlichen Nachkommen eines Dichters, dessen Familie durch engherzige Bedenken seinen freiwilligen Tod mitverschuldet, ließen wir nun so eher bei Seite, als der letzte Ueberlebende, der den Poeten noch gekannt hat, vor wenigen Jahren gestorben ist. Aber im Wesen und in der Lebensführung des Dichters selbst bieten sich dem modernen Dramatiker, der aus Kleist nicht nur den herkömmlichen Theaterliebhaber mit tragischem Ausgang machen will, die größten Schwierigkeiten. Eine geschichtlich treue Auffassung müßte die Züge von Tasso, Hamlet und Marcis, einen neuen Savoge oder Marlowe, eine problematische Natur zeigen. Ernst und schweigsam, stolz ohne Eitelkeit, selbst in der fröhlichen Gemüthsstimmung ein feinliches inneres Leiden verrathend, überspannt, aber liebenswürdig, gemüthlich, schwärmerisch, träumerisch, verschlossen, wunderlich und geheimnißvoll, so wird er uns von seinen Zeitgenossen geschildert. „Mir erregte er," äußert Goethe, dem er als 24jähriger Mann persönlich gegenübertrat, „bei dem reinsten Vorsatz einer aufrichtigen Theilnahme, immer Schauder und Abscheu, wie ein von der Natur schön intentionirter Körper, der von einer unheilbaren Krankheit ergriffen wäre." Nun, so angelegte Naturen haben uns auf dem Theater auch schon zu fesseln gewußt. Wenn es dem Dichter gelungen wäre, in seinem Kleist die geistige Bedeutung und dichterische Größe wahrscheinlich zu machen, so könnte auch dieses unselige Genie auf der Bühne uns sehr wohl interessiren. Nur müßte der Dichter des Kleist ohne Zweifel etwas seinem Vorbilde Congeniales besitzen und uns nicht bloß durch einen Hinweis auf unsere literargeschichtlichen Kenntnisse und die Erinnerung an etwa im „Homburg" oder „Käthchen von Heilbronn" empfundenen Genüsse absprießen. Wir müßten glauben, daß seine Bühnenfigur im Stande war, solche unsterbliche Werke zu schaffen. Bekanntlich ist das nicht leicht. Laube's Karlsschüler Friedrich Schiller wollen wir noch Gnade gewähren, aber Gutzkow's vorlauter Junge im „Königslieutenant" ist doch auch für einen jungen Goethe zu sehr — Hohnrolle.

Wie könnte die Handlung eines Kleistdramas beschaffen sein? Sie würde naturgemäß sehr ernst ausfallen, denn der Lichtblicke im Leben des Dichters waren nur wenige. Sein Erdendasein war ein ewiger Kampf gegen die verständnißlose Welt, gegen seine Familie und gegen sich selbst. Das Alles ist traurig und gewiß auch tragisch, zumal sein Tod, aber dramatisch eigentlich nicht, noch viel weniger theatralisch wirksam. Der geniale Himmelstürmer, der vom Leben angeekelt, arm, verschuldet, hoffnungslos, von seinen Angehörigen als unnützes Glied der menschlichen Gesellschaft aufgegeben, in seinem Dichterberufe verspottet und verkannt, in den Tod geht und den letzten Gang nicht allein, sondern nur in Gesellschaft mit einer gleichgestimmten Seele wagen will, und dann der lächelnde Wahnsinn der letzten Stunden und die unheimlich sichere Kraft, womit er die beiden Todesfugen lenkt — nur ein vermandter Dichter vermöchte aus diesen tragischen Motiven ein Drama aufzubauen. Soll etwa Kleist's verzweifeltes Ringen um den Dichterlorbeer auf der Bühne geschildert werden? Wie er sich vermißt, mit dem todtgeborenen „Guiskard" Goethe den Kranz von der Stirne zu reißen, wie er zweimal als Redacteur Schiffbruch leidet, wie der „Zerbrochene Krug" in Weimar ausgepfiffen, das „Käthchen von Heilbronn" in Wien kühl aufgenommen wird, wie „Prinz von Homburg" seinen hochgestellten Gönnern mißfällt, „Penthesilea" zu lebenden Bildern mit begleitendem Text herhalten muß, und wie seine übrigen Schöpfungen dem großen Theater- wie dem Lesepublikum fremd bleiben? An Conflicten in seiner äußeren Lebensstellung fehlt es wahrlich nicht. Als Junker und Offizier liegt er im Zwiespalt mit sich selbst, ob er als Mensch oder als Soldat handeln soll, dann der ewige Kampf mit seiner Familie, die ihn gern in einem Amt sehen möchte, während er ein freies Dichterdasein, ganz seinen Inspirationen hingegeben, und nur schlimmstenfalls nebenbei als Redacteur und Tagesschriftsteller leben will. Und ein noch unerquicklicheres Bild gewährt uns Kleist als Liebender. Die nebelhafte Schwärmerei des Potsdamer Lieutenants für Louise von Linkersdorf; der rücksichtslose Bruch des Frankfurter Studenten und Berliner Reservevolontärs mit seiner Braut Wilhelmine von Zenge; das wohl nur vom Klatsch erfundene Verhältniß des über dem „Robert Guiskard" sich verzehrenden Dichters mit dem Schweizer Fischermädchen Magdalena Stettler (Mädeli), die ihm ein Kind geboren und ihn um eines französischen Offiziers willen verlassen haben soll; seine Flucht vor der kaum fünfzehnjährigen Tochter Wieland's in Weimar, die man ihm zur Frau gehen wollte; die Bräutigamszeit des Dresdener Redacteurs mit Julie Kunze, dem Urbilde des Käthchens von Heilbronn; seine spätere Liebe zur Cousine Marie von Kleist und zu seiner kranken Todesgefährtin Henriette Vogel — fast all diese zum Theil nicht einmal verbürgten Herzensbande haben jenes Fragwürdige und Peinliche an sich, das in Kleist's ganzem Wesen steckt. Er liebte leidenschaftlich, tyrannisch, voller Launen und Schrullen, und die Rücksicht auf seinen Dichtertraum, ein versagter Wunsch oder der gelöste Zauber des Geheimnißvollen, der diesen, wie er sich selbst nennt, „mausesprechlichen" Menschen dabei am meisten reizen mochte, verleideten und entfremdeten ihm bald jedes Weib. Auch in seinen mehr freundschaftlichen Verhältnissen zu Louise von Zenge, Frau von Haza (Müller), den Schwestern von Schlieben (Lohse), der Rahel und der Schauspielerin Hendel-Schütz forschen wir vergeblich nach einem wahrhaften Drama.

Digitized by Google

Doch da wäre ja noch die bewährte patriotische Seite, die jeder Theaterschriftsteller mit Aussicht auf einen sympathischen Widerhall anschlagen darf. Hier liegt aber die Sache ebenfalls ungünstig. Gewiß, Kleist war ein guter Patriot, ein glühender Preuße und Großdeutscher, ein wilder Franzosenfeind, und der politische Jammer und Ruin seines Vaterlandes haben knapp vor dem Losbruch der Befreiungskriege dazu beigetragen, ihn in den Tod zu treiben, allein die dramatisch wirkende That vermissen wir. Im Gegentheil thut der Unbegreifliche alles Mögliche, um die Sympathien eines modernen Theaterpublikums zu verscherzen. Während das deutsche Reich zusammenbricht, vergräbt er sich in einer Schweizer Idylle, aus der ihn nur eine Krankheit emporscheucht. Als Königsberger Diätar wird er in Folge einer offenbaren Unvorsichtigkeit als Kriegsgefangener nach Frankreich abgeführt, worauf er heimabe im Wahnsinn verkommt. Später treffen wir ihn auf den Schlachtfeldern in Böhmen, allein zum Unglück für unseren Dramatiker abermals nicht mit dem Degen in der Faust, sondern nur als Schlachtenbummler, halb Spion, halb Agitator. Er schreibt mörderische Satiren und Gedichte, die nicht gedruckt werden dürfen, spielt mit seinen Freunden beim Kanonendonner das damals beliebte Kriegsspiel, verfaßt seine Prager Bekannten mit Berichten, Proclamationen u. s. w. und entschwindet dann in mehrmonatlicher Verschollenheit, während welcher er sinn- und ziellose Reisen zu unternehmen scheint. Doch da sind zwei Momente, die sich vielleicht dramatisch fassen ließen. Seine keineswegs sicheren Attentatspläne auf Napoleon (Herbst 1809), die er nach dem mißlungenen Versuche von Friedrich Stapß aufgab, und seine Verhaftung als Spion auf dem Schlachtfelde von Aspern durch die — Oesterreicher! Alles disparate Motive, die in historischer Treue kaum zu verwenden sind, aber mit denen ein echter Dramatiker vielleicht noch etwas machen könnte, wenn Heinrich von Kleist als Mensch denn doch auf die Bühne gelangen soll.

Nun liegt der Versuch jenes kühnen Mannes vor uns. Er führt den ganz unbekannten Namen Carl Liebrich und sein Stück heißt: Heinrich von Kleist, Trauerspiel in fünf Acten.*) Schon das Personenverzeichniß belehrt uns über den Gang der Handlung, und daß der Verfasser die neuesten Forschungen über seinen Helden wohl durchstudirt hat, wie der Umstand beweist, daß die kleine Fischerin aus Thun — „ein freundlich liebliches Mädchen, das sich ausnimmt wie ihr Nahname Mädeli", schreibt Kleist an seine Schwester Ulrike — unter ihrem wahrscheinlichen Namen Magdalena Stettler aufgeführt wird. Die Handlung beginnt im Frühjahr 1806 (damals lebte Kleist, nur im Geheimen dichtend, als Beamter in Königsberg), indessen fagt uns schon die Erwähnung seiner Braut Wilhelmine, mit der er 1802 brach, und seines Freundes Louis von Brockes, von dem er sich im Januar 1801 trennte, daß der Verfasser von dem Vorrecht des Dramatikers, die geschichtlichen Thatsachen frei zu verwerthen, den weitestgehenden Gebrauch macht. Was sich im Leben Kleist's in den Jahren 1799 (Abschied aus der Armee) bis zu seinem Tode 1811 zuträgt, das ist hier Alles ganz einfach in das Jahr 1806 verlegt, wo Kleist seine Hauptwerke noch gar nicht geschrieben hatte. Sehen wir, wie Liebrich seine keck zusammengezogene Handlung entwickelt.

Wenn der Vorhang aufgeht, sind wir in Kleist's Arbeitszimmer. Er sitzt am Schreibtische zwischen den Büsten von Sophokles und Shakespeare und den Bildnissen Goethe's und Schiller's und dichtet am „Robert Guiskard", jenem unseligen Trauerspiel, das in einem herrlichen Fragment auf uns gekommen ist. Er wird von seinem Freunde Brockes — hier Franz von Brokes genannt — unterbrochen, der ihm ein eigenhändiges Schreiben des Königs überbringt, das dem Lieutenant Kleist, „da dem Vaterland Gefahren drohen", in ziemlich ungnädiger Weise den erbetenen Abschied gewährt. Ja, die ersehnte Freiheit heißt fast Verbannung, aber gleichviel, er ist des verhaßten Kasernendienstes ledig, alle Schranken sind gefallen, Freiheit und Dichtung ist jetzt seine Losung.

„Und hab' ich meinen König schwer gekränkt,
Den Degen seinem Dienste zu entziehen —
Ich will fortan mit einem edlern Werkzeug,
Zu größerem Ruhm des deutschen Namens wirken."

Weder seiner sorgenvollen Braut Wilhelmine, noch ihrem Vater, dem Vormunde Kleist's(!), gelingt es, ihn in seinem Entschlusse wankend zu machen. Vergeblich erinnert der Oberst von Zenge den jungen Brausekopf an seine Ahnen, die nur einen Zweck hatten: „des Vaterlandes Größe, wofür sie Kopf und Arm dem König weihten", vergeblich bittet er ihm zu sagen, für welche „höheren Pflichten" er die Fahne fliehe, und ebenso vergeblich schimpft er ihn „Bube!" Er reißt ihm sogar des Königs Rock auf, daß die Knöpfe klirrend zu Boden fliegen, aber Kleist wirft seinen Degen hin und erklärt:

„Wenn selbst der König bittend zu mir käme,
Ich sagte nein, ich sagte zehnmal nein!"

Im zweiten Acte freut sich der Dichter mit seinem treuen Brockes über einen eben erhaltenen Brief, worin ihm Goethe die demnächstige Aufführung des „Zerbrochenen Kruges" in Weimar anzeigt, und der Nachricht seiner lieben Schwester, daß sein Gedicht an die Königin Luise diese vor den Augen des ganzen Hofes zu Thränen gerührt habe. Der historische Vorgang fällt in's Frühjahr 1810, und das Gedicht ist uns sogar in drei Fassungen erhalten. Warum Liebrich es nicht einfach als schönste Perle seinem Drama einfügt, sondern eigene Verse uns als kleistisch bietet, ist unerfindlich. Ulrike meldet, daß die Wirkung fast überwältigend war, was wir nach folgender Probe begreifen möchten:

„Und mag dich, Vaterland, ein Wetter schlagen
Mit Sturm, der Reste deinem Stamm entreißt,
Des Volkes Herzen werden nicht verzagen;
Wir seh'n Luisens Bild, uns stählt ihr Geist.
Der Himmel, der uns diese Königin sandte,
Er duldet nicht, daß Preußen fällt in Schande."

Für diese Leistung soll der Dichter sogar mit einem Amte belohnt und die Erziehung der Prinzen übernehmen! Kleist, der sich in diesem Stück immer, wie ganz richtig bemerkt wird, als ein „ungezogener Knabe" aufführt, Prinzenerzieher und Lehrer des nachmaligen Kaisers Wilhelm! . . . Mit weiser Selbsterkenntniß wendet er bescheiden ein: „Ich fürchte, ich bin nicht tauglich für das Amt", und in einem langen Monolog kommt er zu dem Entschluß:

„Die heilige Pflicht ruft mich zum Dienst des Schönen;
Kein anderer Dienst entwürdige mein Herz."

Darüber wieder große Aufregung, und der Act, der uns um keinen Schritt weiter gebracht hat, endet wie der erste mit abermaligem Fluch. Ulrike schilt ihn undankbar, Wilhelmine variirt das bekannte: „Du hast mich nie geliebt", und Oberst Zenge nennt ihn nicht mehr einen Buben, sondern zur Abwechselung etwas höflicher einen Knaben. „Nun, die Welt", erwidert Kleist stolz,

„Soll einen Mann in mir erkennen. Knabe!
Der Knabe wird zum Ziele kommen, mit
Und ohne deinen Willen!"

Trotzdem der würdige Oberst erklärt hat, daß er „einem Knaben die Tochter weigert" und Wilhelmine spricht: „Uns scheidet jetzt Dein Wille!" ausgerufen hat, finden wir im dritten Acte noch die ganze Gesellschaft anvereinbart beisammen, als wäre Alles in schönster Ordnung. Kleist verläßt die Armee — der Bube! Er will nicht Prinzenerzieher sein der Knabe! „Tout est rompu, mon gendre!" wie die künftigen Schwiegereltern im französischen Lustspiele zu rufen pflegen. Jetzt findet Kleist ein neues Mittel, um beim Aeußerſten zum dritten Male versucht zu werden. „Du weißt," sagt er zu seiner Braut,

„Du weißt, daß ich des Landmanns Loos beneide;
. . . Und wir wird wohl im Herzen, wenn ich hoffe,
Daß mir auch eine Stätte sich eröffne
In einem stillen That, das ich bebaue.

*) Neudnitz-Leipzig, Max Hoffmann.

Digitized by Google

. . . Da tauschen wir des Geistes Reichthum aus,
Du hilfst mir täglich meinen Schatz vermehren
Und wirst in Deinem Arm mich wachsen sehen
Weit über das Maß hinaus, das Du mir gibst, hinaus.
Ja, wart' ein halb Jahrzehnt, so darfst Du mich
Mit allen großen Namen kühn vergleichen
Und wirst mit Stolz an diesen Busen sinken."

Der Leser lache nicht. Hier folgt der Verfasser — nur allzu sehr für einen weisen Dramatiker! — der Biographie Kleist's ziemlich genau. Der zweiundzwanzigjährige Dichter trug sich wirklich mit dem Plane, Bauer zu werden, und verlangte im Ernste von seiner Geliebten das Opfer, in einem fernen Lande mit ihm in einer Hütte zu leben. Nur daß er seiner Braut verschwieg, daß es ihm zuwörderst darum zu thun war, recht weit von seinen verwandtschaftlichen Quälgeistern zu sein und ungestört in einer idyllischen Umgebung dichten zu können. Erschienen schon der Braut und den Verwandten des Dichters diese Pläne überspannt, um wie viel unsinniger müssen sie heut einem Theaterpublikum vorkommen? Dieser neue Kleist geht indeß noch weiter und umthut der wohlerzogenen Wilhelmine zu, mit ihm zu entfliehen. Sie sucht ihn mit Vernunftgründen zu überreden: keins von beiden verstehe etwas von Landwirthschaft, das vom Feind b.drängte Vaterland dürfe er nicht verlassen, ebensowenig wie sie ihre Lieben, die ihr fluchen würden. Er aber denkt nur an seine unvollendete Dichtung, nur an seinen Ehrgeiz und stößt sie von sich, „wie Unkraut von dem Acker". Als sie aber gar behauptet, seine Selbstsucht opfere ihre Liebe nur einem Wahn, da kennt sein Zorn darüber, daß sein Heiligstes, Höchstes in ihren Augen nur ein Wahn sei, keine Grenzen mehr, und nochmals, und diesmal für immer, stößt er sie von sich: „Da liege — todt auf ewig diesem Herzen!"

Im vierten Aufzuge finden wir den Dichter auf der Aarinsel bei Thun. Die Scenerie des einstöckigen Häuschens mit der Terrasse an der reißenden Aare wird vorgeschrieben, so wie es noch immer unverändert daliegt und in der Schrift: „Kleist in der Schweiz" abgebildet ist. Mehrere Monate sind seit dem vorigen Acte vergangen, und der Dichter siecht schon acht Wochen dahin, von dem treuen Mädeli und ihren Eltern gepflegt. Da naht ein lieber Besuch. Ulrike und Brockes fragen nach ihm, allein er ist nur als Herr Robert bekannt. Dieser Name sagt genug wohl schon.

„So ist noch immer der Normanne,
Ist Robert Guiskard noch sein Held; die Dichtung,
Worin er des Normannenherzogs Schicksal
Zum ungeheuern Trauerspiel zu weben,
Sich kühn vermaß — hier hat er sie vollendet."

Nicht doch, die Krankheit hat die Meisterarbeit verhindert, und jetzt erscheinen die Freunde, um den Genesenden in die Heimath zurückzuführen. Mit Erstaunen und Schmerz vernimmt er die Kunde, was Ungehemes sich in diesem Unglücksjahr in der Heimath zugetragen: Jena, Auerstädt, die Flucht des Königs. „Wir müssen," sagt Ulrike bedeutungsvoll,

„Des Vaterlandes Kraft auf's Höchste spannen;
Kein Männerarm darf unbewaffnet bleiben,
Ein Heldenvolk von Tausenden muß aufsteh'n."

Ihr Bruder ist freilich dieses Aufschwungs unfähig. Seine Zukunft, meint er, ist dahin, denn er war vom eigenen lügnerischen, tollen Herzen betrogen. Er zerreißt sein Manuscript und wirft die Blätter in den Strom.

„Ein halbes Tausend Tage ward daran,
Ein halbes Tausend Nächte dran gesetzt,
Das Werk zu formen, dessen Bild die Seele
So manches Jahr in ihrem Spiegel sah —
Nun ist's genug; — jetzt vielgeschmähter Geist,
Den ich gepreßt, wie man der Traube thut,
Daß Köstlichste vom Edlen zu gewinnen —
Du bist erlöst, du bist erlöst für ewig.
. . . Wie diese Schnigel, die zur Tiefe fingen,
So — wollt' ich — flöße mein zerrissenes Ich
Dem Weltmeer zu und sünke dort sein Grab."

Der Kenner Kleist's findet hier fast wörtlich — bis auf die Schnitzel! — die verzweiflungsvollen Accente aus des Dichters Brief an Ulrike vom 5. October 1803 (Genf) wieder, der die zweite Schweizerreise und den zweiten Aufenthalt auf der Aarinsel mit einem erschütternden Wehruf schloß. In der vorliegenden Verwässerung ergreift er etwas weniger.

Im letzten Acte sind wir wieder in Frankfurt. Eine Zeitbestimmung ist vermieden, aber wenn wir unseren Dichter recht verstehen, so sind nur wenige Wochen seit Kleist's Abschied aus der Schweiz vergangen. Jetzt soll auf dem Marktplatze die Post aus Dresden und von Berlin seit Monaten endlich wieder einmal erscheinen. Der erfteren entsteigt Kleist mit Brockes und Ulrike. Mit dem Berliner Wagen kommt der Bürgermeister an, und er berichtet gleich dem aufgeregt harrenden Volke, daß soeben der schmachvolle Frieden von Tilsit (1807) geschlossen und die Königin Luise gestorben sei (1810). Ulrike harangurirt das Volk und spricht ihm und dem bestürzten Bruder Muth zu: „Die Sonne Preußens tagt einst wieder golden." Die Menge wiederholt den erbaulichen Spruch, nur Kleist nicht, der sich bei Seite stiehlt und mit dem biederen Waffenschmied Friedmann verdächtige Worte wechselt. „Kommt," sagt er zu ihm, „ich habe einen Kauf bei Euch zu thun." Aha, denken wir, jetzt kommt wohl das Attentat auf Napoleon, aber weit gefehlt, jetzt folgt schon das traurige Ende. Kleist sieht noch einmal Wilhelminens vergeihend Auge und sucht „Versöhnung mit dem Schicksal," indem er sich im Nebenzimmer erschießt. Ueber seine tragische Schuld spricht er sich selbst mit aller Klarheit aus:

„Dich stieß ich von mir, Dich und Deine Liebe,
Das Vaterland verließ ich treulos —
Hinüber schritt ich über schwere Schuld,
Nur vorwärts schauend nach dem einen Ziel.
Ich wollte, wie Prometheus, Göttliches
Einfügen in mein menschlich Werk . . . von Bergen
Ein neu Gesetz der Menschheit überreichen,
Gesetz der höchsten Kunst — und dann am Busen
Des Vaterlandes wollt' ich ein treuer Sohn,
Die Leier voll zu seinem Ruhme schlagen.
Es ward mir nicht gewährt. Ich war ein König.
Die Krone ist von meinem Haupt gefallen
In's Meer — ich stürze mich der Krone nach."

Es ist schwer, bei diesem gutgemeinten Versuch eines unverkennbaren Anfängers den Ernst zu bewahren. Sein Kleist ist nur ein bunmer Junge und ein Phrasendrescher, aber nicht der wunderliche geniale Mann, der zwar sein Leben nicht zu führen verstand, aber in seinem kurzen Erdenwallen rastlos nach dem Höchsten gestrebt und unsterbliche Werke hinterlassen hat, denen bloß die Weihe eines harmonischen Gemüthes fehlt. Mit dem Ungeschick des Dilettanten wurde hier gerade die am wenigsten taugliche Epoche in seinem Leben ausgewählt, breitgeschlagen und ohne Steigerung entwickelt, und ganz unvermittelt daran der viel später erfolgte Selbstmord gehängt. Auch ein besserer Poet als Carl Liebrich hätte sich nicht unterfangen dürfen, uns den jugendlichen Bräutigam Wilhelminens und unreifen Schwärmer, der immerhin damals doch bereits die „Familie Schroffenstein" geschrieben hatte, als den von uns Allen immer mehr anerkannten und geliebten Dichterfürsten vorzustellen. Hoffentlich zerrt man nach diesem jämmerlichen Versuche den blutigen Schatten nicht wieder in den Moder eines Buchdramendaseins und noch weniger vor die Bühnenrampe. Heinrich von Kleist ist kein dramatischer Held.

Z.

Digitized by Google

Neue Radirungen.

Besprochen von Wilhelm Lübke.

Vor längerer Zeit habe ich in diesen Blättern auf das vornehm und groß angelegte Werk hingewiesen, welches die P. Kaiser'sche Kunstverlagshandlung in München der dortigen Gemäldegalerie gewidmet hat, indem sie fünfzig erlesene Bilder derselben in trefflichen Radirungen von J. L. Raab veröffentlichte und mit erläuternden Texte von Reber herausgab. Diese schöne Publikation, das Werk hoher künstlerischer Begabung und muthigen verlegerischen Unternehmungsgeistes, ist vor Kurzem zum Abschlusse gelangt, und es gierut sich wohl, des harmonisch Vollendeten vor den weiteren Kreisen kunstsinniger Leser zu gedenken. Hat die echt künstlerische Arbeit der Radirnadel doch immerhin einen schweren Stand gegenüber der glänzend entwickelten Photographie und ihren verwandten Techniken, welche durch ihre blendenden und bestechenden Leistungen die große Masse zu fesseln wissen. Auch wir wollen keineswegs unbankbar sein gegen den unabsehbaren Reichthum an Anschauungsmaterial, welches die jüngste der vervielfältigenden Künste uns aus allen Epochen der Kunstgeschichte übermittelt. Dennoch bleibt stets ein natürlicher Abstand zwischen dem Erzeugnisse mechanischer Reproductionen und der selbständigen geistvollen Uebersetzung, welche der nachschaffende Künstler uns von den Meisterwerken zu bieten vermag, indem er alle Feinheiten der Kunst der Radirnadel ausbietet, um die Sprache der alten großen Meister zu reden. Seit unsere gesammte Kunst, nach der langen Fastenzeit der Nässe und Kaltheit, wieder malerisch geworden ist, seit namentlich die Malerei das frohe Spiel mit Farben und Licht wieder auf's Panier geschrieben hat, ist auch der köstlichen Kunst der Radirung wieder eine neue Blüthe gekommen. Das unscheinbare Instrument der Nadel weiß einen wunderbaren Zauber zu entfalten, indem es in die Tiefe undurchdringlicher Nächte eindringt und daraus in magischen Lichtblitzen glanzumflossene Gestalten aufwuchen läßt, indem es mit dem duftigsten Schmelz die zartesten Uebergangen der Form, Licht in Licht, belauscht und wiedergibt, dann wieder mit wuchtiger Energie die mächtigsten Inspirationen groß gearteter Kunstgeister in markigen Umrissen hinsetzt. All' dies reiche Leben, diese protensartige Schmiegsamkeit, dieser duftige Schmelz und dann wieder diese gewaltige Kraft lassen die Radirnadel nicht bloß als geeignetstes Ausdrucksmittel für die Eingebungen subjectivster künstlerischer Stimmungen, sondern namentlich auch als vornehmste Technik für die Wiedergabe der verschiedenartigsten alten Meisterwerke erscheinen. Letzterer Umstand hat dann zuerst einer thatkräftigen Wiener Firma (Wiethe) den Gedanken nahe gelegt, jene praktivolle Publikation aus den Belvedere in Radirungen W. Unger's herauszugeben, die vor nicht langer Zeit ihren Abschluß gefunden hat und einen hohen Rang unter allen ähnlichen Veröffentlichungen einnimmt. Eine schöne Nachfolge, wenngleich in engerem Rahmen, fand dies Vorgehen dann durch das jetzt ebenfalls vollendet vorliegende Unternehmen von P. Kaiser in München, für welches die hervorragende Kraft J. L. Raab's gewonnen wurde. Dieser treffliche Künstler ist der Welt seit genummer Zeit durch seine vorzüglichen Stiche nach klassischen Meistern wohlbekannt, und man hat stets in seinen Blättern die Treue der Auffassung, die liebevolle Hingebung, die Feinheit der Durchführung doch gehalten. Als er nun zu den Radirungen nach den Meisterwerken der Pinakothek überging, kam ihm auch der Grobsticheltechnik die Gewohnheit nach präciserer Betonung des zeichnerischen Gehaltes der Kunstwerke zu statten und, ohne auf die lebendigeren, mehr malerischen Wirkungen der Radirnadel zu verzichten, suchte er damit die Rücksicht auf schärfere Formgebung, auf die mannigfache Bewegung der Linien und Flächen, kurz, auf die zeichnerischen Elemente zu verbinden. Gehen wir nun die Reihe dieser prächtigen Blätter durch, so finden wir, daß ihm seine Absicht in hohem Grade gelungen ist, und daß er, anstatt wie mancher andere ausschließlich mit der Nadel arbeitende Künstler, den Charakter der verschiedenen Meister einer etwas gleichartigen rein malerischen, auf Effekte hinzielenden Behandlung zu unterwerfen, mit einer unendlich fein abgestuften und wohlabgewogenen, bald mehr zeichnenden, bald mehr malenden, bald duftig verklärten, seelenvoll hingehauchten, bald energisch in's Auge der malerischen Wirkung greifenden Darstellungsweise jedem Werke und jedem Meister sein volles Recht zu wahren wußte. Es versteht sich, daß die großen Farbenzauberer und Helldunkler in erster Linie die Domäne der Radirnadel bilden. Voran steht hier Rembrandt mit seiner erschütternd dramatischen Kreuzabnahme und jenem Selbstportrait, das mit der dämonischen Düsterkeit der Auffassung so eindrucksvoll wirkt. Daran reiht sich das sonnige Künstlergemach von Pieter de Hooch mit seiner ganzen anheimelnden Abgeschlossenheit, die goldweiße Waldlandschaft von J. Ruisdael, die felsenden Genrebilder von Brouwer, A. v. Ostade, D. Teniers und Jan Steen, die köstlichen Cabinetstücke von Mesfu, F. v. Mieris, Gerard Dow, so daß nach diesen Seiten hin das Erlesenste zur Charakteristik der Hauptmeister ausgewählt ist. Daran schließen sich eine ländliche Scene von P. Potter, eine sonnig klare Pferdetränke von Ph. Wouwerman, eine fein gestimmte Landschaft von Wynants und endlich das prächtige Stillleben von Weenig. Nun aber kommen die großen Flandrer, der Stolz und die Pracht der Münchener Sammlung, und hier ist allein Rubens mit sechs Meisterwerken durchweg ersten Ranges vertreten. Wir lernen ihn nach allen Seiten, in jeder Stufe der Entwickelung seines großartigen Genius, in allen seinen Lebensäußerungen kennen. Der Früchtekranz mit den entzückenden nackten Kindern zeigt ihn als einen der Frischesten und Freiesten in Auffassung und Wiedergabe des natürlichen Kinderlebens; die Amazonenschlacht mit ihrer überströmenden Kühnheit und Kraft stellt ihn uns als einen der gewaltigsten Dramatiker aller Zeiten, einen Shakespeare der Palette, vor Augen; Christus und die vier Sünder bietet im kirchlichen Bilde die Vereinigung großer Formen und Charaktere mit leuchtender Herrlichkeit des Colorites; Castor und Pollux, welche die Töchter des Leukippos rauben, ist eines jener wundervollen Bilder, in welchen der große Meister die ganze Herrlichkeit der Menschengestalt in kraftvoll bewegten, heroisch angelegten Männern und blühend schönen Weibern wie in einem Brennpunkte vereinigt hat; es folgt dann noch die schöne Helene Fourmeu, die ihren nackten Knaben voll Mutterglück auf dem Schooße hält, ein Bild herzlichster Familienfreude, und endlich die gewaltige Löwenjagd, wo die große dramatische Energie des Meisters sich im wilden Kampfe zwischen Mensch und Thier auf ihrer Höhe zeigt. Diese Rubensgalerie allein in so vorzüglichen Wiedergaben ist ein erlesenstes Prachtstück. An Rubens reiht sich sein herrlicher Schüler van Dyck. Von ihm haben wir zunächst eine ganze Reihe jener großartigen, in ganzer Figur und in Lebensgröße ausgeführten Bildnisse, welche dem v. Dyck-Saal der Münchener Pinakothek ein so unvergleichlich vornehmes Gepräg verleihen. Es sind der Herzog Wolfgang Wilhelm von Pfalz-Neuburg, der Herzog von Urol und seine Gemahlin, der sogenannte Bürgermeister und die Bürgermeisterin und noch ein unbekanntes männliches Bildniß. Alle diese Werke in ihrer hochpsychologischen Erfindung, in der schlichten Noblesse der Auffassung, der feinen, man möchte fast sagen stimmungsvollen Geschlossenheit der Erscheinung haben sich in der meisterlichen Wiedergabe Raab's zu wahren Triumphen seiner Radirnadel gestaltet. Man vermißt kaum die Farbe, wenn man die leuchtende Klarheit des Fleisches sich von dem tiefen Schwarz der Gewänder abheben sieht. Dazu kommt endlich noch eine jener früheren Madonnen des Meisters, bei denen er noch stark unter dem Einflusse der vornehmen Anmuth und der tief gesättigten Farbenpracht eines Tizian steht und doch zugleich schon Züge seines flandrischen Empfindens einmischt. Lauter Werke ersten Ranges! Zu den Flandern gehört endlich auch Fr. Snyders mit seinem Stillleben, das hier im großen Stile und breiter Behandlung an die Nachbarschaft von Rubens mahnt. Weiterhin schließt sich der colossalfigurigen Gruppe selbstverständlich Murillo an. Zunächst sind seine glückseligen Betteljungen, und zwar die Melonenesser, die Geldzähler, die Würfler und die Vesperbrödler, in herrlichen Nachbildungen aufgenommen. Wie behaglich ergeht sich hier der schlichte Naturalismus des großen Meisters in farbensatter Schilderung niederer Wirklichkeit, deren Vertreter die höchste Kunst adelt wahrlich zu den richtigen Königen der Erde stempelt! Welch' ein Gegensatz zu der schmutzigen, gemeinen Proletariermalerei unserer Tage! Außerdem gibt das großartige Bild des S. Franciscus de Paula und einen vollen Begriff von der erdvergessenen Extase, der weltentrückten Hingerissenheit der Heiligengestalten des großen Spa-

Digitized by Google

niers. Daran schließt sich das mächtige Bild von Ribera, Martyrium des heiligen Andreas, aus welchem uns peinliche Gluth entgegenlodert. Gehen wir weiter unter den Colonisten, so begegnet uns vor Allem Tizian mit dem großartigen Bildniß Karl's V., in welchem man den Einfieder von S. Just vorzuahnen meint, und Vorwendung Christi, einem der seltenen Werke des Meisters, in denen er statt der farbenstrahlenden Pracht des Lebens die Schauer des Leidens und des Todes entfesselt. Den letzten Ausgang der venezianischen Kunst schildert und Tiepolo's Bild der heil. drei Könige, während die huldvoll schöne Madonna Andrea del Sarto's den einzigen eigentlichen Colonisten der florentiner Schule vorführt. Nun bleibt noch eine etwas kleinere, aber nicht minder gehaltvolle Schaar aus jener künstlerischen Richtung, die mehr in linearem Ausdruck, plastischer Durchbildung, zeichnerischer Bestimmtheit ihre Aufgaben zu lösen sucht. Wenn wir in diese Reihe auch Roger von der Weyden aufnehmen, dessen heiliger Lukas die Madonna malend nachgebildet ist, so geschieht es, weil jene alten flandrischen Meister, obwohl sie zuerst die Macht der malerischen Erscheinung in ihrem vollen Zauber erkannt und niedergegeben haben, doch als Grundlage der Darstellung die scharfe, bestimmte, bis in die zartesten Nüancen der Form eindringende Zeichnung festgehalten haben. Raab's Wiedergabe dieses Zuzweiß von einem Bilde ist von vollendeter Schönheit. Bei Aufgaben dieser Art hat die Nadel des Rubiers sich der zartesten Nüancen zu bedienen und auf alle jene schlagenden Effecte einer breiteren Behandlung zu verzichten, welche die emsseltste Kunst in ihr verlangt. In diese Reihe gehören dann nun vor Allem Decke wie Perugino's obel aufgebautes und tief empfundenes Bild der Vision des h. Bernhard, Francesco Francia's innig bewegte Madonna im Rosengarten, die ihr Kind anbetet, endlich Botticelli's gewaltige Pieta, ein Werk, welches unter den Meisterwerken des Cinattrocento durch dramatische Wucht und ergreifende Tiefe der Charakteristik eine der ersten Stellen einnimmt. Vor Allem aber — Platz für den großen Rafael! — der göttliche Meister von Urbino mit seiner Madonna Tempi, dieser noch kaum erschlossenen Knospe höchster Lieblichkeit, der Madonna della Tenda, die sich in reifer Schönheit als eine der schönsten Blüthen seines späteren Ideales erkennen läßt, und endlich die Madonna Canigiani, wo wir ihn mitten in den florentinischen Einflüssen und im freundschaftlichen Wettkampfe mit Fra Bartolommeo begrüßen. Bei Wiedergabe dieser drei Bilder hat Raab, so möchte man sagen, alles Irdische abgestreift, seine Nadel in den reinsten Aether getaucht und eine Verklärung der Formen, einen Duft und eine Innigkeit erreicht, die dem nachforschenden Auge nichts als die Bewunderung übrig läßt. Welchen Gegensatz dazu bilden unsere Altdeutschen, vor Allem unser großer, strenger Dürer! Von ihm haben wir zunächst jenes blipende Selbstbildniß, das man als wunderbares Resultat tiefster Selbstforschung, als eine Beichte mit dem Pinsel bezeichnen kann. Wie hier jeder Zug, sogar bis auf die unschönen Hände, voll Mark, voll unbestechlicher Wahrheit, voll liebgründigen Charakters, voll Lebendigbeigenheit ist! Sodann die vier Apostel, Charaktertypen, man möchte sagen urweltlicher Größe, flammend und zündend, dabei in jener nie wieder erreichten Wucht der Formen, die in den Gewändern zum plastisch bestimmten Ausdrucke kommt. Das gediegene, fein durchgebildete Portrait des Sir Bryan Tuke von Holbein macht den Abschluß dieser Reihe. Eine willkommene Zugabe ist der Text von Fr. Reber, der, wie von diesem tüchtigen Kenner nicht anders zu erwarten war, in sichtvoller Bündigkeit alles zum Verständniß Erforderliche bietet. So sei denn diese schöne Publikation, das Werk künstlerischer Meisterschaft und verlegerischen Opfermuthes, der Gemeinde der wahren Kunstfreunde bestens empfohlen.

Feuilleton.

Der Zeuge eines Schiffbruchs.

Von Holger Drachmann.

Autorisirte Uebersetzung aus dem Dänischen.

Hat jemals die Hoffnungslosigkeit irgendwo das Heimathsrecht erworben, so war es an diesem Strande. Trostlose Dünen, endlos und einförmig wie die Sorge; aufgewühlte Wogen am Meer; Schiffstrümmer als Wegweiser, wo kein Weg ist; eine in tiefer Unruhe hin und her fliegende Möve als Belebungsmittel; zwei Regenschauer eines unbeständigen Himmels, der den Tag über eben so oft weint, wie ein krankes Kind; zerstreut zwischen den Dünen einige Häuser und kleine Höfe von sehr gedrücktem Aussehen; Spuren von Grasbuschs und darauf eine Kuh und zwei Schafe, mager wie Windhunde, Sumpfgetruck von dem stehenden Wasser zwischen den Sandbergen — und kam man von diesen hinunter an den flachen Strand, so war dort die Brandung, die über die Sandbänke den Ufern hin und her fuhrte und brauste, athemlos, wie Jemand, der zu rasch gegangen ist und etwas erzählen will, etwas sehr Ernstes, eine traurige Geschichte, aber nicht heut kommen kann, es ist etwas da, das ihn daran hindert. Und er verdreht die Augen im Kopfe und seufzt und flüstert: o — o — Gott steh mir bei — steh mir bei!

Der Wagen war ohne Federn — natürlich; aber der breite Wagenstuhl hing in Lederriemen, es war genügend Platz darin für den Landarzt und mich. Wir hatten zuviel Platz, denn unsere Schultern und Hüfte kamen öfter in nähere Berührung mit einander, als eine Fahrt unter gewöhnlichen Umständen zu veranlassen pflegt.

„Entschuldigen Sie . . . entschuldigen Sie . . . das ist doch — —!“ Wir mußten lachen, wurden aber gleich wieder ernst. Unsere Pfeifen mußten oft von Neuem angezündet werden.

Da, wir kamen gerade auf den Strand zu, vergaß ich die meinige anzuzünden, der Doctor ließ sich nicht stören.

„Sie sind es nicht gewohnt!“ sagte er und machte den Pfeifendeckel wieder zu. „Ich muß zugeben, daß es hier trist, verlassen traurig ist, besonders an einem Spätherbsttage. Wenn man aber erst täglich hier ist — und die Nächte auch — pst, pst, pst — so — Sie verstehen — Gewohnheit ist die halbe Natur — und außerdem — wogegen wird man mit der Zeit nicht abgestumpft?“

„Haben Sie jemals einen Schiffbruch gesehen — mit eigenen Augen?“ fragte ich.

„Viele! das heißt — nun! eigentlich — bin ich fast immer nach denselben gekommen, zur Leichenschau oder dergleichen.“

„Ja, ich auch!“ antwortete ich.

Wir fuhren schweigend weiter. Der Wagen wurde von den armen Pferden durch den Sand geschleift, unser Kutscher lief auf sie ein, ohne etwas zu sagen; wir sie ein, daß er es mit demselben Thiere hätte unterlassen können, die Peitsche zu gebrauchen, aber ich konnte die nöthigen Worte nicht herausbringen, wir war gebrückt, dumpf, ärgerlich, leidend zu Muthe, ich war verstimmt, wortkarg. Und ewig spülte diese Brandung uns entgegen mit demselben dumpfen Laut, der sich in der Oerdesstille zwischen den Sandbergen verlor. Wir fuhren wie an halb umgedeckten Kirchhofshügeln vorbei, und an der anderen Seite bob Meer mit seinem unablässigen, unverständlichen: o, Gott steh' mir bei!

„Nun sitzen Sie und beobachten den Stoff?“ fragte mein Nebenmann.

„Welchen Stoff?“

„Schiffbrüche!“

„Ich habe keinen gesehen, sagte ich Ihnen schon und Sie auch nicht. Sie können mir wenigstens von einem erzählen.“

„Nichts leichter als das. Ich habe genug davon in diesen vier Jahren hier gehört — man hört ja nur davon. Man spielt seinen L'hombre hier bei uns und spricht von Schiffbrüchen. Warten Sie, der legte .“

Die Pferde waren stehen geblieben, sie mußten etwas verschnaufen. Der letzte Regenschauer war über uns fortgezogen, wir hatten Beide unsere Pfeifen eingesteckt. Das Meer war unruhig geworden; es flüsterte nicht länger, es rief mir etwas laut zu; aber ich verstand es nicht.

Aus den Sandber.en, von den Gräbern her, gerade dicht vor dem Wagen, kam eine Gestalt mit einer offenen Rolle Tau über den Schultern. Die Pferde standen still und die Gestalt auch. Es war ein großer, magerer, kräftig aussehender Mann, etwas vornüber gebeugt, wie die Küstenbewohner es an diesem Strande fast immer werden. Er machte das Tau bereit; als er hart an den Strand gereten war, schaute er nach der See hinaus, als wenn er sie etwas zu sagen hätte — oder es er dem lauschte, was sie rief. Dann warf er das Tau weit von sich hinaus in das schäumende Wasser, holte es wieder ein, schien zu stutzen, lief etwas nach rückwärts, warf es wieder und gab bei diesem eigenthümlichen Spiele einen Laut von sich, der im Grunde wenig Menschliches an sich hatte. Er benahm sich dabei wie ein Kind. Ich sah ihn an, sein Haar war eher weiß als grau und doch ließ sonst nichts an ihm auf den Greis schließen. Er starrte uns an, ziemlich gleichgültig gegen unsere Gegenwart, und fing sein Spiel von Neuem an.

„Da haben wir ja Mads!“ sagte der Doctor und sagte direct an mich gerichtet hinzu: „Sehen Sie Mads, das wäre so der richtige Mann für Sie. Er war eines Abends allein hier auf diesem den Küstenstriche

Digitized by Google

in den Sandbergen, als ein großes Schiff unterging. Er wohnte der Vorstellung von Anfang bis zu Ende bei. Das war gewiß ein ganz besonderer Schiffbruch. Er hätte Ihnen davon erzählen können. Leider —"

„Leider?" fragte ich.

Der Doctor sah mich von der Seite an und klopfte seine Pfeife aus.

„Sie sehen, er ist blödsinnig, er wurde das nach der Nacht. Und, eigenthümlicher Weise, verlor er auch die Sprache. Gar nicht zu reden von der Farbe des Haares, es war früher feuerroth."

„Er wurde wahnsinnig?" fragte ich leise.

„Ja — und stumm. Er hat vielleicht Anlagen dazu gehabt," sagte der Landarzt.

Und wir fuhren weiter.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Die beiden Leonoren." Lustspiel in vier Aufzügen von Paul Lindau. (Deutsches Theater.) — „Die Quitzow's." Vaterländisches Drama in vier Acten von Ernst von Wildenbruch. (Königliches Hoftheater.)

Ein neues Stück von Lindau, ein neues von Wildenbruch! — wer möchte da bestreiten, daß die vorige Woche in theatralischer Hinsicht für die Berliner wirklich anregend war. Und beide Stücke so ganz „echt", so ganz im bekannten Stil der beiden Meister; das erste leichte feuilletonistische Waare, das andere in schwerer klappernder Ritterrüstung einherschreitend, prophetisch-patriotischer Declamationen voll, von Fehderuf und starkem Manneswort wiederhallend, mit tragischem Brudermorde endend. So verschieden aber sind die beiden dramatischen Bilder, sind die beiden Stoffe, sind ja auch ihre beiden Schöpfer, daß man sie eigentlich kaum in demselben Raume zur kritischen Musterung aufhängen darf.

Nur vorübergehend dachte Lindau an Goethe's „Tasso", als er sein neues Stück „Die beiden Leonoren" benannte, so flüchtig und lediglich einem raschen Einfalle nachgebend etwa, wie das Liebespaar im ersten Acte dieses Stückes daran denkt, welches rasch ein Gespräch über jenes Werk des großen Dichters improvisirt, als sich ein Dritter zu ihrem heimlich-zärtlichen Geflüster hinzudrängt. Das Liebespaar erweist sich durch diese Ausflucht, zu der es in seiner Verlegenheit greifen muß, als illegitim: der weibliche Theil ist die aus allen modernen Conversationsdramen so wohl bekannte gelangweilte elegante Dame, die sich von ihrem braven Manne „verkannt" fühlt und deshalb nach der verbotenen „wahren" Liebe sich sehnt und er — nun er ist der uns ebenfalls so wohlbekannte und schon unzählige Male vorgestellte junge, flotte Assessor. Die jungen Juristen scheinen ja nachgerade nur noch dazu auf der Welt zu sein, um in Lustspielen die Cicisbei abzugeben. Er bildet sich ein, sie zu lieben und weiß, obgleich er schon ein halbes Jahr in ihrem Hause verkehrt, noch nicht einmal, daß sie schon eine heranwachsende Tochter hat. Und dieses Backfischchen stellt, aus der Schweizer Pension heimkehrend, gerade zu rechter Zeit sich ein, um ihre Mutter — zu retten, d. h. den thatendurstigen Assessor vor allerlei kühnen und dummen Streichen, Entführung der verheiratheten Geliebten oder so etwas Aehnlichem, zu bewahren. Er verliebt sich in das Backfischchen prima vista und schon im zweiten Acte. Alles Illegitime und alles Dramatische ist damit geendet — schon im zweiten Acte!

Eine eigenthümliche Art von Spannung ergreift nach diesem zweiten Acte den Zuschauer. Er fragt sich nämlich, mit einem Blicke auf den Zettel, der ja vier Acte anzeigt; was wird, da ja die Geschichte eigentlich schon zu Ende, was wird nun wohl der Autor ersonnen haben, um uns weiter zu amüsiren? Nun, man muß es diesem lassen, daß er sich auf gute Art herausgewickelt hat: lustig, flott und leichtfüßig nimmt er alle Hindernisse, die ihm die Stofflosigkeit in den Weg baut, plaudert er über ein Nichts noch mit Grazie und Geschick zwei volle Acte weiter, beschäftigt er seine Personen noch eine Stunde lang in dem muntersten dramatischen Müßiggange. Soll man da noch weiter die Art kritisiren, in der dies geschieht? Wenn auch einmal ein fader Kalauer neben manchem wirklich geistreichen Bonmot dem gewandten Toastredner von den Lippen purzelt, das nimmt ja eine Tischgesellschaft, die gerne angeregt sein und gerne lachen möchte, nicht so genau, und wenn manch derbes Possenkunststücklein oder auch manche verbrauchte Sentimentalität sich in das leichte dramatische Weiterplaudern mischen, sie stören nicht gleich das Behagen, das trotz der Gegenstandslosigkeit der beiden letzten Acte sich verbreitet. Der Verfasser hat kein gutes Lustspiel geschaffen, keine neuen dramatischen Gedanken, keine neuen Figuren, keine neuen Kunstmittel uns vorgeführt — aber er ist trotzdem nicht banal geworden, und das schon ist heutzutage ein Verdienst. Nur wer von ihm ein wirkliches Kunstwerk erwartete, darf sich deshalb durch dieses neue Lustspiel enttäuscht fühlen.

Ein „Vaterländisches Drama" von großer Originalität und von kühnem Griff hat Wildenbruch in seinen „Quitzow's" geschaffen. Zugleich ein echtes Volksstück, auf das man ja so lange sehnlichst wartete. Nicht aber eine Tragödie von unzweifelhaftem, künstlerischem Werthe und von genügender Correctheit im Aufbaue. Aber wer fragt nach schematischen, ästhetischen Forderungen, wenn er wirklich einmal von dem Windshauche einer elementaren Kraft sich berührt fühlt? Und so sind auch die Einzelbilder aus der märkischen Geschichte, die Wildenbruch in diesem Drama aneinanderfügt, wenn sie gleich nur lose verknüpft erscheinen, und wenn sie auch erst ganz am Schlusse zu einem dramatischen Conflicte sich zusammenballen, unstreitig von großem Leben erfüllt und erzeugen eine tiefgehende unmittelbare Wirkung. Die einzige Figur, in deren Seele der Dichter einen tragischen Kampf sich austoben läßt, der Kampf zwischen Bruderliebe und höherer Verpflichtung gegen das Vaterland, ist sentimental und künstlich in diesem Stücke: es ist die Gestalt des Konrad Quitzow. Das Tragische in dem Drama läßt uns deshalb auch sehr kühl. Aber was uns packt und uns mit Begeisterung, mit Freude erfüllt, ist die realistische Kraft, mit welcher der Dichter alle anderen Figuren in ihrer Einheitlichkeit und Lebensfülle vor uns hinstellt. Da ist vor allen der andere Quitzow, Dietrich, der ältere der Brüder. Welch' ein ganzer Kerl! ruft man unwillkürlich aus, wenn man ihn so trotzig und wild über die Bretter schreiten sieht. An dieser Figur ist nichts Tragisches anzubringen; diese Seele ist aus einem Gusse und kommt nicht das Hin- und Herschwanken in dramatischen Conflicten. Und solche Charakterköpfe braucht ein lebendiges Volksstück.

Dieser Dietrich Quitzow hat als wilder, rauher Kriegsmann die Mark Brandenburg in seine Botmäßigkeit gebracht, hat die pommerschen Herzöge daraus verjagt und will in seinem trotzigen Freiheitsgefühle dem neuen Markgrafen, dem Hohenzoller Friedrich, nicht huldigen. Ein grausamer Act der Willkür hat die Städte, sowie die „Schloßgesessenen" aber von ihm abwendig gemacht und bringt ihn selbst zu seinem Bruder Konrad, der von edlerer Menschlichkeit und daneben von der Liebe zu einem blassen Bürgermädchen angehaucht ist, in einen so schroffen Gegensatz, daß nur das Schwert denselben lösen kann. Dietrich fällt von seines Bruders Hand, worauf dieser selbst sich von seinem Knappen erstechen läßt. So endet das Geschlecht der Quitzow's und damit der energischste Widerstand, den der Burggraf Friedrich bei seinem Einzuge in die Mark fand.

Wildenbruch hat geschickt darin gehandelt, daß er diese kriegerische Episode nicht zu einer Haupt- und Staatsaction mit großen Declamationen aufbauschte. Der Raubritter will nicht mehr sein und nicht mehr werden, als er ist: freier Herr auf seiner Scholle. Nicht große staatsumwälzende oder thronengierige Pläne reifen in seinem Haupte, seine Reichsunmittelbarkeit ist sein einziges politisches Ziel. Und auch die Bürger der guten Stadt Berlin, die sich unter ihrem schlauen und doch so ritterlichen Bürgermeister Henning Pannewitz eine Weile mit ihm verbünden, um die Pommern los zu werden, sind nichts weiter als kluge Realpolitiker, die die Umstände ausnützen, ohne viel von der fernen Zukunft zu träumen — oder, wie das so oft in solchen Dramen vorkommt, gar davon zu prophezeien. Sie trinken im ersten Acte dem guten, aber schwachen Markgrafen Jobst von Mähren den Wein aus; recht kleinbürgerlich scherzen und plaudern sie dabei über die politische Lage; der wilde Quitzow drückt sie mehr als der ferne Markgraf: das ist ein echt realistisches Bild. Und dann kommen die flüchtigen Straußberger, deren Stadt der Quitzow soeben eingeäschert, zu ihnen herein; sie schreien und fluchen dem Ritter, sie stürzen halbverhungert auf das Brot, das ihnen gereicht wird, sie erzählen von den Schandthaten, die der Wüthrich verübt — wieder ein Bild voll Leben und Kraft. Aber der kluge Henning Pannewitz läßt sich nicht durch die ja gewohnten Schrecknisse verwirren: er schließt das Bündniß mit dem Quitzow.

Der zweite Act gehört dem Letzteren ganz. Seine Heldenschaft, mit der er sich der Pommern erledigt, in der ersten Hälfte, seine Willkür, mit der er die Bundesgenossen behandelt in der zweiten sind fesselnd und in scharfen Umrissen skizzirt. Dieser Mann lebt vor unseren Augen. Schwächer erscheint er im dritten Acte, wo er allzuviel spricht — freilich durch den sprechseligen Burggrafen dazu verlockt — und erst im vierten tritt er wieder groß und ganz vor uns auf. In seiner von dem Burggrafen umschlossenen Burg, deren Mauern unter den Kugeln der faulen Grethe einfallen, trotzig und hart, kein Hülfsmittel, wäre es auch „unpatriotisch", verschmähend, stark in seinem Haß und in seiner Kampfeswuth, unbeugsam auch gegen den weichen Bruder, so steht und fällt er als ein ganzes Mannesbild.

Derselbe Realismus, mit dem Wildenbruch die Hauptfigur zeichnete, schmückt auch alle Scenen, in denen nicht Konrad Quitzow oder der Burggraf hauptsächlich beschäftigt sind. Diese beiden Figuren sind den gewöhnlichen Ritterdramen entnommen und deshalb schwächlich. Aber wie trefflich sind dafür die Städter geschildert, diese gemüthlichen, einfachen, derben, ihr Berliner Platt und ihren nur etwas allzu modernen Berliner Witz verwendenden Krämer. Diese mit echter Kleinmeisterkunst gezeichneten Scenen geben dem Stücke eine derbe Frische und versöhnen uns mit der hohlen Rhetorik des Burggrafen, mit der Sentimentalität Konrads und mit der blutleeren Gestalt des Bürgertöchterchens, welches dieser Junker liebt. Merkwürdig, daß in diesem Drama nur das echt dramatisch ist, was sich mit dem dramatischen Inhalt des Ganzen, dem Bruderzwist, nicht weiter berührt. Der Dichter hat sich eben als ein Meister nur dort bewiesen, wo er nicht über die tragische Entwickelung sinnt und brütet. Keck greift er in die Geschichte hinein und hebt uns einige Scenen heraus voll Kraft, Feuer und Leben; aber wie er sie zu einem ausgesonnenen Kunstwerk verknüpfen will, führt wieder seine alte Genossin, die bombastische Phrase, seine Hand und umwebt jenes frische Leben mit sentimentalem Spinngewebe. Zum Glück diesmal nicht so dicht, daß die kräftigen Umrisse sich unter dem Schleier verlören. Das Stück, vortrefflich aufgeführt und in Scene gesetzt, wird ohne Zweifel um seines preußischen Patriotismus und Berliner Localtons willen noch oft dargestellt werden. Außerhalb der schwarzweißen Grenzpfähle wird es weniger gefallen.

O. B.

Digitized by Google

„Unkraut."

Lustspiel in vier Acten von Gustav von Moser.

(Lessingtheater.)

Wenn Herr von Moser mit seinem neuesten Lustspiel wirklich einen Erfolg errungen hat — die referirende Tagespresse behauptet es — so gehört er zu jenen räthselhaften Erfolgen, deren geheimnißvolle Gründe dem weniger naiven Theaterbesucher verborgen bleiben. Er gilt einem Taschenspielerstückchen, einer Reihe geschickt cachirter Tricks. Jeder einzelne ist bekannt, in ihrem Zusammenwirken sind sie überraschend. Herr von Moser spielt mit seiner eigenen literarischen Persönlichkeit Versteckens. Er macht ein überaus ernsthaftes Gesicht und versichert mit allem Aplomb, er wolle uns einmal moralisch-tendenziös kommen, dann huscht hier und da ein Lächeln um seine Lippen, schließlich bricht er in ein schallendes Gelächter aus und versichert, daß Alles nur Spaß gewesen, sintemalen es doch ganz unmöglich sei, daß ein Bühnendichter von seinen Qualitäten aus seiner eigenen Haut herauskönne. Er hat sich nur verstellt und beschließt die Repräsentation symbolisch bezeichnend mit einem Maskenballe.

In den ersten beiden Acten gibt sich Herr von Moser alle erdenkliche Mühe, den Titel seines Stückes zu rechtfertigen. Es ist da in mannigfachen Variationen von gesellschaftlichem Unkraut die Rede, das nach den Regeln der gärtnerischen Kunst ausgejätet werden müsse. Der eine Repräsentant besagten Unkrauts, ein Herr von Rodenstein, Baron und Roué z. D., müßte eigentlich die Procedur des Ausjätens zunächst an sich selbst vornehmen, zieht es aber vor, sich seiner Sünden von ehemals gelegentlich zu rühmen und seine Unkrautvertilgungskunst an Anderen zu üben. Leicht genug wird ihm die Sache gemacht. Die Species des in den Waizen der Ehe gesäten Junggesellenunkrauts ist nämlich durch die denkbar ungefährlichsten Exemplare vertreten. Es handelt sich um einen Herrn von Melinski, der als schwarzer Mann durch das Stück schleicht, aber gerade wegen seiner Pechrabenschwärze weniger schrecklich, als komisch wirkt, und um einen Cousin, dessen Jugendeselei für eine jung verheirathete Base absolut nicht ernst zu nehmen ist.

Es ist überhaupt eine der charakteristischen Eigenschaften des Moser'schen Bühnenproducts, daß man Nichts in ihm ernsthaft nehmen darf. Die beiden Ehen, um deren Glück sich so viel kluge Personen, die geschäftige Schwiegermama, der oben erwähnte Onkel und ci-devant Roué und ein superkluges Backfischchen sorgen und mühen, sind eigentlich gar nicht bedroht. Die an ihrem Himmel aufziehenden Wolken sind Lämmerwölkchen, zu deren Zerstreuung sich ein ganz unnöthiger dramatischer Sturm erheben zu wollen scheint. Herr von Moser besinnt sich noch zur rechten Zeit auf die Schwerfälligkeit des Gewitterapparates und kommt mit ein wenig Windmachen auch zum ersehnten Ziel.

Gräfin Lucie langweilt sich, weil ihr Gatte schlecht Walzer tanzt und in ihrer Gegenwart mit Vorliebe lateinische Classiker citirt. Da ihr von einer Reise um die Welt zurückgekehrter Vetter besser tanzt und weniger Latein versteht, erscheint er als ein Wucherpflänzchen, das die Saat der jungen Ehe zu ersticken droht. Nun könnte eigentlich das Ausjäten losgehen, aber das angebliche Unkraut entpuppt sich als ein ganz unschuldiges Blümchen, das sich, ohne Schaden zu thun, selbst in den Gemüsegarten der Ehe verpflanzen läßt. So bleibt denn dem klugen Gärtner, dem mehrfach erwähnten Onkel mit der stürmischen Vergangenheit, nichts anderes übrig, als dem jungen Gelehrten den Cicero zu verleiden und das Tanzen anzugewöhnen. Beides gelingt ihm hinter den Coulissen, ohne daß wir von seiner Methode etwas erfahren. Die junge Frau stellt auf einem weniger als zweifelhaften Maskenballe incognito die Tanzkunst ihres Ehegesponses auf die Probe, freut sich, daß er sie für eine Cocotte hält und fährt, nachdem sie sich demaskirt, befriedigt mit ihm nach Hause.

Wozu eigentlich der Verfasser ein zweites dem Mittelstande angehöriges Ehepaar gebraucht, um seine dramatischen Kunststückchen zu demonstriren, bleibt bis zum Ende des dritten Actes im Unklaren. Maler Leukart's sind die glücklichsten Leute von der Welt, und wenn Elsbeth, um ihren phlegmatischen Mann ein wenig eifersüchtig zu machen, mit dem schwarzen Mann des Stückes, Herrn von Melinski, kokettirt, so ist das einer jener liebenswürdigen consequenzlosen Scherze, durch die Herr von Moser sein Publikum zu bezaubern pflegt. Daß ein superkluges Backfischchen die Sache ernsthaft nimmt, und sich eine ganze Weile als Schutzengel des gefährdeten Eheglücks aufspielt, ist seine eigene Schuld, für die es schwer büßen muß, indem es Herr von Moser Knall auf Fall mit dem harmlosen Cousin, dem vermeintlichen Unkraut der zuerst erwähnten Ehe, verkuppelt. Besagtes freudiges Ereigniß findet natürlich auch auf dem bewußten Maskenball statt, den wir stark im Verdacht haben, mit seinen blau beleuchteten Fontänen den „Erfolg" des Abends verschuldet zu haben.

Der Sieg Herrn von Mosers ist ein glänzender, weil er mit den denkbar geringfügigsten Mitteln errungen wurde. Die Handlung ist schleppend, der Dialog selbst nach Einfügung einiger Kalauer langweilig und witzlos, die Charaktere verbraucht und schablonenmäßig. Sollte die Bescheidenheit des Verfassers ausreichen, ihn die Gründe für seinen Erfolg außerhalb seines Kunstwerks suchen zu lassen, so wird er sich zunächst an die beiden Naiven des Lessingtheaters zu wenden haben, die allerdings reizend spielten.

Das Werk Fritz Werner's in Gurlitt's Kunstsalon.

Wer sich mit so eifrigem Streben, mit so ernster Arbeit zum Realismus durchgerungen hat wie Fritz Werner, der hat ein Recht darauf, daß man mit Aufmerksamkeit den von ihm eingeschlagenen Weg verfolgt und andere Mitstrebende auf ihn verweist. Unsere malerischen Stürmer und Dränger sind so leicht fertig mit dem Pinsel, daß es ihnen gar nicht schaden kann, wenn man ihnen einmal ein wirkliches Stück ehrlicher Arbeit zeigt. Die bei Gurlitt ausgestellten 57 Bilder Fritz Werner's umfassen so ziemlich seine ganze Thätigkeit als Maler und geben ein anschauliches Bild der verschiedenen Seiten seiner Begabung.

Der Berliner Meister hat bezeichnend genug als Kupferstecher begonnen und erst verhältnißmäßig spät mit Farben zu schaffen gelernt. In dem liebevollen Eingehen auf die Individualität Anderer, besonders Adolf Menzel's, ist ihm die Achtung vor der eigenen Individualität aufgegangen, die er sich durch das Studium der Niederländer und Franzosen in so ausgeprägter Form hindurchgerettet hat, daß seine Bilder, wie die der holländischen Kleinmeister, sofort ihren Schöpfer verrathen. Das Arbeiten in Bonnat's Atelier hat ihn nicht zum Naturalisten, die Bekanntschaft mit Manet nicht zum Impressionisten, der intime Verkehr mit Meissonier nicht zum ängstlich detaillirenden Miniaturmaler gemacht. Seine kräftige Eigenart hat Alles in sich aufgenommen und verarbeitet, bis Fritz Werner eben Fritz Werner geworden ist. Ist es doch eine charakteristische Eigenschaft der Berliner Schule, wenn man überhaupt von einer solchen sprechen kann, daß sie den Schulzwang nicht anerkennt und einem Eklekticismus huldigt, der sich aus dem Guten das Beste herauszusuchen strebt.

Man hat Fritz Werner oft den einzigen Schüler Adolf Menzels genannt, nach unserer Meinung mit Unrecht. Die Verwandtschaft der beiden Meister beschränkt sich auf die unterschiedslose Liebe für jede mit Farben darstellbare Wirklichkeit und auf die ausgesprochene Vorliebe für die Friedericianische Epoche. Aber auch hier gehen sie in der malerischen Auffassung weit auseinander. Die Begabung Adolf Menzel's ist concentrirter. Sein künstlerisches Auge erfaßt die Gesammterscheinung und arbeitet das Charakteristische in ihr nach einer bestimmten Richtung hin heraus. Fritz Werner sieht sofort eine Reihe von Einzelnheiten, die er in eine möglichst gleichmäßige Beleuchtung setzt und, jeder gerecht werdend, zu einem anschaulichen Specimen componirt. So ist es denn auch begreiflich, daß der Erstere sich besonders für die militärisch-politische Seite, für den großen historischen Zug des preußischen Rococo-Zeitalters interessirt, während der Letztere das Kleinbürgerliche, die Idylle in der Wachtstube und am häuslichen Heerde abschildert. Bei Menzel steht die objective geschichtliche Charakteristik im Vordergrunde, Fritz Werner faßt den Friedericianismus subjectiver, durch seine Bildchen geht ein leiser satirischer Zug, der besonders am Zopf seine Freude hat. Coloristisch steht der Schüler weit unter dem Meister. Licht und Luft sind ihm nur Darstellungsobjecte, nicht Darstellungsmittel. Von den Localtönen ausgehend, reicht sein Farbensinn gerade hin, um bei aller Achtung vor der unkünstlerischen Wirklichkeit jede schreiende Dissonanz zu vermeiden. Damit ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß er gelegentlich, besonders in seinen Interieurs, Bildchen von intimster Tonwirkung schafft.

Fritz Werner ist zunächst und vor Allem Menschenmaler. Er disponirt über eine große Zahl von Typen, die ihm die Modellstudien in jedem einzelnen Falle erspart. Eine Ausnahme bilden beispielsweise seine lachenden Grenadiere in Sanssouci und sein Präparator im naturhistorischen Cabinet. In beiden Fällen scheint uns das Modell nicht genügend in der künstlerischen Gesammtintention aufgegangen zu sein. Dagegen wirken der Trompeter, der Zietenhusar und die beiden Einzelfiguren wachthabender Grenadiere durchaus wie unmittelbar angeschaute Wirklichkeit. Das sind keine künstlichen Reconstructionen, sondern lebendig gewordene Vergangenheit.

Jedes malerische Können hat seine Schranken. Bei Fritz Werner sind sie rein äußerlich durch eine gewisse Bildgröße gezogen. Als Beweis mag sein Page und seine Begegnung bei der Ruine dienen. Besonders das letztere Bild, ein Reiter, der sich zu einer spazierengehenden Dame herabbeugt, leidet an einer gewissen Leere. Man hat das unabweisbare Gefühl, als würde die ganze Schilderei gewinnen, wenn man sie durch ein umgekehrtes Opernglas ansähe. Der etwa ein Drittel lebensgroßen Figur des Pagen guckt die Langeweile aus allen Sammetflächen der Kleidung. Dem modernen Leben scheint uns Fritz Werner nicht objectiv genug gegenüberzustehen. Seine künstlerische Eigenart zwingt ihn, vor Allem das Charakteristische zu sehen, und in der Absicht, diesem gerecht zu werden, verfällt er nicht selten in die Carricatur. Seine viel bewunderte Dresdener Galerie — die treue Wiedergabe der Bilder an den Wänden können wir unmöglich so hoch anschlagen, wie es meist geschieht — zeugt von einem derben Naturalismus, der in dem Streben, nur wahr zu sein, über das Ziel hinausschießt. Wenn man seine Augen absichtlich dem Schönen verschließt, geht die Wahrheit ebenso in die Brüche, wie auf dem umgekehrten idealistischen Holzwege. Für Adolf Menzel wie für Fritz Werner ist es charakteristisch, daß Beide nicht einen einzigen anmuthigen Frauentypus geschaffen haben.

Als Landschafter ist unser Meister ein getreuer Abschilderer des Gesehenen. Das Studium der Meister von Fontainebleau ist nicht im Stande gewesen, ihm den Sinn für landschaftliche Stimmung einzuhauchen. Dagegen ist Fritz Werner ein Architekturmaler ersten Ranges. Ist es ihm doch gelungen, die rothen Backsteinflächen der Thürme und Thore Tangermündes malerisch zu beleben und aus Ziegelfarbe und Laubgrün ein interessantes Bild zusammenzusetzen. Das schmucklose Wohnhaus Lessing's in Wolfenbüttel gestaltet sich durch Hinzufügung von ein paar Charakter-

Digitized by Google

figuren zu einer überzeugenden Zeitschilderei. Ja, der Künstler weiß gelegentlich auch der localen Luftstimmung zu ihrem Recht zu verhelfen, wie ein wunderbar duftiges Straßenbild von Amsterdam beweist.

Fritz Werner ist eine durchaus norddeutsche, specifisch preußische Natur, die Niemandem entgegenkommt, die sich in ihrer spröden Eigenart suchen läßt, aber einmal gefunden, für immer fesselt. G. M.

Notizen.

Profils et Types de la Littérature allemande. Par **Ernest Combes.** (Paris, Fischbacher.) — Wer nach einer so langen und eingehenden Beschäftigung mit deutschen Dichtererzeugnissen, wie der Verfasser getrieben haben soll, über das Nibelungenlied nicht ein Wort weiter zu sagen weiß, als: „es verdient die Bewunderung der Deutschen", und ziemlich klar zu verstehen gibt, daß es vom allgemeinen Literaturstandpunkte nichts werth sei, der kann über deutsche Literatur überhaupt nicht urtheilen. Und wie soll das Urtheil desjenigen über die Geistesproducte eines anderen Volkes objectiv sein, der so tief in den nationalen Einbildungen und Vorurtheilen steckt, daß er keine Seite schreiben kann, ohne diesem Volke einen moralischen Fußtritt zu geben und dasselbe zu verhöhnen und zu verspotten in Beziehungen, die mit der Literatur nichts zu schaffen haben. Hier macht er sich über „das Gehenl der alten Cimbern und Teutonen", dort über „die Geckenhaftigkeit der Deutschen", dann über die „Stimmen der deutschen Frauen und ihre Dickheit" lustig; an anderer Stelle läßt er durchblicken, daß das deutsche Ideal eine Frau wäre, „die trinkt, raucht, Furcht vor Gespenstern und kein Verständniß für Poesie hat, die lügt ꝛc." Ist das glaublich bei einem Manne, der Goethe's Gretchen und Schiller's Lob der Frauen kennt? Kurz, wer so einseitig, so von Nationalhaß erfüllt ist, thut besser, sich eines Urtheiles über die Geisteswerke des anderen Volkes zu enthalten. Aber Herr Combes hat sich auch nicht einmal bemüht, vorurtheilsfrei zu urtheilen, seine Literaturgeschichte zu einem ernsten, wissenschaftlichen Werke zu gestalten, er hat im Gegentheile die Maxime befolgt: alle diejenigen Schriftsteller und Werke, die irgend jemals bei der Menge oder einzelnen verblendeten Zeitgenossen Beifall gefunden haben, hervorzuzerren und ausführlich zu zergliedern resp. seine Glossen darüber zu machen. Die Dichter und Werke aber, die wirklich Deutschlands Ruhm sind, die heute einstimmig anerkannt werden, die läßt er unerwähnt oder thut sie mit wenig Worten ab. Einem Kotzebue widmet er fünf Seiten, Schulze drei, Voß' „Luise" gar sieben, H. v. Kleist und Grillparzer aber nur je eine. Und diese Manier ist durchgängig festgehalten. Wenn er citirt, sucht er die schlechtesten Verse und Stellen aus, wenn er auf eine Dichtung ausführlicher eingeht, ist es das schwächste Werk des Dichters. So sucht er sich z. B. aus Logau's 3500 Epigrammen die schlechtesten aus, um zu beweisen, daß er nur „Albernheiten" geschrieben habe. Bei Gleim bespricht er nur „Die Milchfrau", an der er eine geradezu kindliche Kritik ausübt. Bei Jean Paul spricht er nur über die stilistische und compositionelle Verworrenheit, dem köstlichen, echt deutschen Humor widmet er kein Wort, Kleist's Hermannsschlacht bleibt unerwähnt. Tiedge's Werke dagegen bespricht er sehr eingehend und benutzt sie zu der ironischen Bemerkung: „Man sieht, daß die Preußen im Allgemeinen Grund haben, auf ihre Schriftsteller stolz zu sein." Gelegentlich Arndt's „Wo ist des Deutschen Vaterland" kann er sich solch' fauler Witze, wie „der Dichter hat noch viel andere Gegenden vergessen, z. B. wo nach About „l'exportation des blondes" stattfindet und wo gewisse Gewerbe ausgeübt werden, „qui répugneraient même aux coolies" nicht enthalten. Oehlenschläger's Correggio stellt er als ein heute noch sehr bewundertes Drama dar, in dessen letztem Acte viel geweint werde. Wo wird es denn noch gegeben? Ein Hebbel und Ludwig wird nicht mit einem Worte erwähnt, Gutzkow und Laube ganz gelegentlich abgethan, einem Dichter Karl Candidus, „der gestorben sei (1872), weil er seine Poesien wieder durchlas", widmet er dagegen fast eine Seite. Alle neueren Dichter werden mit einem Citate aus M. B. Levy abgethan, das Herr Combes völlig unterschreibt: „Die Siege Preußens über Oesterreich, diejenigen Deutschlands über Frankreich sind weder den Wissenschaften, noch den Künsten günstig. Sie haben Historiker und Gelehrte in Pamphletisten verwandelt, die ehemals die gefeierten Gäste der Besiegten waren; sie haben nur »Straßeneckentyrtäusse« und plastische Werke erzeugt, an denen die Deutschen selbst nur die gute Absicht gelobt haben. Man tritt die beiden modernen Musen: Gerechtigkeit und Humanität nicht ungestraft mit Füßen." Natürlich kann er es auch nicht unterlassen Deutschland des Chauvinismus zu zeihen und zwar auf Grund Fichte'scher Tiraden. Aber schon wenige Seiten später sagt er selbst: „die napoleonische Herrschaft erklärt, rechtfertigt diese sprachlichen Uebertreibungen!" Auch Elsaß-Lothringen wird mit wuchtigen Worten als französisches Eigenthum zurückgefordert, und kann Herr Combes nicht umhin, beißenden Hohn über die Deutschen zu ergießen, da sie behaupten, Rechte auf diese Länder zu haben, und alle jene Dichter, die bezügliche Aeußerungen gethan haben, mit einem derben Fußtritte abzuthun. Kurz, Herrn Combes Werk ist ein Pamphlet, nichts als ein Pamphlet, und seine Behauptung, er urtheile „sans préjugés" ist Heuchelei. Daran ändert es nichts, daß er sich den Verdiensten eines Lessing, Schiller und Herder nicht völlig verschließt und sogar zu den Goethe-Verehrern gehört und ihm Jeder, der gegen das eine oder andere Werk desselben nur den leisesten Tadel zu richten wagt, ein „Ungebildeter" ist und kein Verständniß für Poesie hat. Schiller's Werke böten „reifen Geistern keinerlei geistige Nahrung", er würde immer „der Dichter für zwanzigjährige Jünglinge bleiben"! Das einzige Lob, das wir dem Buche des Herrn Combes lassen können, ist, daß es nirgend langweilig ist. Es erregt von der ersten bis zur letzten Zeile Heiterkeit, bald beabsichtigte, bald auch durch jene unfreiwillige Komik, die durch unsinnige, aber mit unverschämter Sicherheit vorgebrachte Aussprüche hervorgerufen wird, wie z. B. daß Frau Staël an Frankreichs Niederlage 1870/71 schuld sei, daß sie Schiller in der Philosophie geschlagen habe, daß Kleist's Käthchen von Heilbronn nur noch als Oper gegeben werde (er meint wohl als Ausstattungsstück), daß Lessing zum Schlusse Voltaire immer Recht gegeben habe, daß Schiller's „Jungfrau" eine Beleidigung für Frankreich sei. Uebrigens steht Herr Combes mit dieser letzten ungeheuerlichen Behauptung nicht allein da, man kann sie auch in Lefranc's „Etudes sur le théâtre contemporain" lesen. Daß ein Weib sich einen Moment als Weib zeigt, soll eine Beleidigung für die Nation sein! Ernst Brausewetter.

Jenseits des Gotthard. Menschen, Städte und Landschaften in Ober- und Mittelitalien. Von **J. V. Widmann.** (Frauenfeld, J. Huber.) — Unter den Dichtern, welche die Schweiz der deutschen Literatur geschenkt hat, nimmt der Dramatiker, Novellist und Epiker Joseph Victor Widmann neben Keller und C. F. Meyer unstreitig die erste Stelle ein. Seine Vielseitigkeit und Rührigkeit werden von einem starken Talent unterstützt, das z. B. im Drama und im komischen Epos hervorragende Werke zeitigte, und auch in seiner novellistischen Thätigkeit, die dem journalistischen Tagewerk abgerungen wurde, hat er Schönes geleistet. Sein Drama „Iphigenie in Delphi" ist bei einer der letzten Berathungen der Schillerpreis-Commission in ernsthafte Erwägung gezogen worden, eine dem „Fasse der Danaiden" (wie er seine Redacteurthätigkeit ironisch nennt) entnommene Novelle fand in Heyse's Novellenschatz Aufnahme, und seine von Goetz und Frank componirten Libretti „Der Widerspenstigen Zähmung" und „Sappho", die über viele deutsche Bühnen gingen, sind wahre Muster freisinniger und formschöner Operntexte. Auch als Feuilletonist gehört Widmann zu den Besten, und zumal als Reiseschriftsteller glänzt er durch flotten Stil und unverwüstlichen Humor, wie seine vor 7 Jahren herausgegebene „Rector Müslin's italienische Reise" auf jeder Seite beweist. Auch das neue Buch über Italien zeigt alle liebenswürdigen Eigenschaften seines wanderlustigen Autors. Er schildert und sieht nicht nur das Land als ein echter Dichter, sondern hat auch ein scharfes Auge für alles Zuständliche, Menschliche und allzu Menschliche. Der Satiriker und Humorist tadelt und lächelt, straft und verhöhnt, und es gewährt einen Genuß, in diesen leicht hingeworfenen Schilderungen dem Sittenmaler zu folgen. Wir wandern mit ihm durch elf lombardische Städte, durch das alte Etrurien und südwärts bis in's selige Campanien und hören ihm gerne zu, wie er über Neues und Altes, Geschichte und Kunst, Gelehrtes und Ungelehrtes zu plaudern weiß und dabei immer anregend und geistvoll ist. Auch der wohl ausgeprägte Sinn für die Actualität, die der Feuilletonredacteur des Berner „Bund" ex officio in sich ausbilden mußte, macht diese Skizzen noch interessanter. Was er von Mommsen in Rom und Verdi in Busseto erzählt, hat allgemeinstes Interesse, und seine Bemerkungen über die neueste italienische Kunst sind ebenso zutreffend als originell.

Grundzüge der staatlichen und geistigen Entwickelung der europäischen Völker. Von **Richard Mahrenholtz** und **August Wünsche.** (Oppeln, Eugen Franck [Georg Maske].) — Mahrenholtz, dem wir einige Voltaire- und Molièrestudien verdanken, sucht hier mit seinem Mitarbeiter die wichtigsten Thatsachen des europäischen Staaten- und Culturlebens in einzelnen abgerundeten Bildern vorzuführen, wobei naturgemäß nur das Bleibende im Wechsel berücksichtigt werden kann. Während das Alterthum nur kurz behandelt ist, liegt das Hauptgewicht auf der Schilderung der germanischen und romanischen Welt bis zur französischen Revolution. Wir können dem nützlichen Werke nachrühmen, daß die wesentlichen Erscheinungen, der ursächliche Zusammenhang und die philosophischen Leitmotive sehr gut herausgehoben sind. Die Darstellung geht in die Tiefe und doch nicht in die Breite und ist überall anschaulich und fesselnd. Besonders schwierig war die cursorische Zusammenfassung der neuesten Strömungen im Geistesleben der Gegenwart, doch sind auch diese Capitel als gelungen zu bezeichnen. Wer sich im Einzelnen unterrichten will, der findet für das französische staatliche und sociale Leben in der im nämlichen Verlage erschienenen **H. J. Heller'schen Realencyclopädie des französischen Staats- und Gesellschaftslebens**, dessen zweite Hälfte soeben herausgekommen ist und das Werk completirt hat, ein überaus praktisches und nützliches Compendium, das jede Art langwieriger Quellenforschungen auf diesem Gebiet erleichtert und fördert. Die Quellennachweise sind zum Theil vollinhaltlich im Original gegeben oder deutsch im Auszug. Es ist ein praktisches Nachschlagebuch, das sich nicht nur den Lehrern des Französischen und der Geschichte empfiehlt, sondern überhaupt in keinem Lesesaal einer öffentlichen Bibliothek fehlen sollte.

Auf den Tod Kaiser Friedrichs. Eine Dichtung von **Johann Friedrich Lahmann.** (Bremen, H. W. Silomon.) — In freien Rhythmen, die wirklich etwas von pindarischem Schwung haben, feiert der Dichter das Andenken unseres Frühlingskaisers. Patriotische Begeisterung, hoher Geistesschwung und philosophische Tiefe klingen aus diesen ernsten Manneswörten heraus, die voller Wohllaut und Innigkeit sind.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Coeur As.

Geschichte einer Leidenschaft
von
Karl Niemann.

Ein starker Band hocheleganten 8.-Formates geheftet 4 Mk. 50 Pf.

Durch dieses Werk führe ich nach dem Urtheil literarischer Autoritäten einen jungen Autor von hervorragender Begabung in die deutsche Literatur ein.

Das Buch enthält den psychologischen Entwicklungsgang eines jungen Mannes, in dem die Leidenschaft für Waffen und Waffensport einst in tadelnswerthe Theile geweckt, allmählich zum Kern seines Lebens, zum öffentlichen Berufe, endlich zum Verderben wird.

Im Verlage der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Schatten.

Erzählung von
K. E. Franzos.

25 Bogen gr. 8°. Geheftet 6 Mk., eleg. geb. 7 Mk. 20 Pf.

Gedichte aus dem Nachlaß von J. V. von Scheffel.

Inhalt: Humoristische Gedichte. — Vermischte Gedichte und Uebertragungen. — Gelegenheitsgedichte. — Sprüche.

11 Bogen 8°. Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 Mk.

Stuttgart. **Ad. Bonz & Comp.**, Verlagsbuchhandlung.

Die unterzeichnete Kunsthandlung bringt hiermit zur gefälligen Kenntnisnahme, daß mit der jetzt erfolgten Ausgabe der XII. Lieferung (6 Blätter) das Werk:

Die königl. Gemälde-Galerie

PINAKOTHEK IN MÜNCHEN.

50 Radirungen von Professor **J. L. Raab.** — Text von Galerie-Director **Fr. v. Reber** (Format 68—52 cm)

nun complet erschienen ist.

Preis des completten Werkes:

Épreuves de remarque . M. 1000.— Épreuves d'artiste M. 750.—
„ avant la lettre M. 500.— Mit Schrift . . . M. 300.—

Elegante Einband-Mappen zur Aufnahme des completten Werkes à M. 15.—

München, October 1888. **P. Kaeser's Kunstverlag.**
5 Briennerstrasse 5.

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** k. engl. Hofl.

Entöltes Maisproduct. Zu **Puddings-Fruchtspeisen, Sandtorten** etc. und zur **Verdickung** von **Suppen, Saucen, Cacao** etc. vortrefflich. In Colonial- u. Droguenhandlungen ½ und ¼ Pfund engl. à 60 und 30 Pfennig. **Central-Geschäft Berlin C.**

Bei **Adelbert Polich, Augsburg** erschien:

Schiller's lyrische Gedankendichtung

in ihrem ideellen Zusammenhange beleuchtet von

Dr. E. Philippi.

Eleg. geh. 2 Mk.

Kein trockener Kommentar, sondern eine tief eindringende Studie in anziehender gemeinverständlicher Darstellung.

Commanditär.

Ein geachteter deutscher Verlagsbuchhändler, welcher seit neun Jahren in **Paris** etablirt ist, sucht einen stillen Theilhaber mit einer Einlage von **60,000 Mark.**

Der Suchende hat es sich zur Hauptaufgabe gemacht, gediegene deutsche Werke in Frankreich durch mustergültige Uebersetzungs-Ausgaben einzuführen und kann gute Erfolge auf diesem Gebiete nachweisen. Eine reichliche Verzinsung des eingelegten Kapitals ist gesichert.

Dem Suchenden stehen **erste** Referenzen zur Seite. Gefällige Offerten durch **Rudolf Mosse, Berlin SW.** sub **J. S. 5406** erbeten.

Hierzu eine Beilage von Richard Sattler in Braunschweig.

Soeben erschienen folgende wichtige Werke:

Real-Encyclopädie
des
französischen Staats- u. Gesellschaftslebens
von
H. J. Heller.
gr. 8. XXVI. 621 S. Preis 10 Mark.

Grundzüge
der
staatlichen und geistigen Entwicklung der europäischen Völker
von
R. Mahrenholtz und **A. Wünsche.**
gr. 8. IV. 427 S. Preis 8 Mark.

Verlag von Eugen Franck's Buchhandlung (Georg Maske) in Oppeln.

Verlag von C. Kiesler in Warzen u. Leipzig.

Vergeblich gerungen.

Erzählung
von
Joh. Flach.

14 Bog. 8. Eleg. brosch. 3 M., fein geb. 4 M.

Prof. Dr. Joh. Flach, einer der hervorragendsten Kenner des heutigen academischen Lebens, schildert in diesem spannenden, zumeist in Universitätskreisen spielenden Roman die Schicksale einiger Gelehrten, welche das academische Endziel nicht erreicht haben. Besonders ist es der an einigen Hochschulen herrschende gesellschaftliche Strudel mit allen seinen Nachtseiten für Persönlichkeiten und die Wissenschaft, der in treffender und pikanter Weise zur Darstellung gelangt ist. Das Buch ist ein überaus wichtiges Blatt in der Kulturgeschichte der Gegenwart.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Auf den Tod Kaiser Friedrichs.
Eine Dichtung
von
Johann Friedrich Lahmann.

Den Ertrag bestimmt der Verfasser dem Kaiser Friedrich-Denkmal auf dem Schlachtfelde von Wörth.

Preis 1 Mark.

Bremen. **H. W. Hiemann.**

Das Kasernenblümchen.
Von
Carl Hecker.
Illustrirt von **H. Schlittgen** u. A.
Preis 2 Mk.

Memoiren eines Lieutenants.
Von
Carl Hecker.
Mit 100 Illustrationen von **H. Albrecht.**
Preis geh. 3 Mk., geb. 4 Mk.

Manöver- und Kriegsbilder.
Von
Johannes v. Dewall.
Mit 80 Illustrationen von **H. Albrecht.**
Preis geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.

In Reih' und Glied.
Soldatenbilder von
H. Zerschke.
Mit 100 Illustrationen von **H. Albrecht.**
Preis geh. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

Redaction: Berlin S.W., Wilhelmstr. 67. — Verlagsort unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. — **Expedition:** Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 47. Berlin, den 24. November 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art von Agatzahlter Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Reconstruction der deutschfreisinnigen Partei. Von P. Asmussen. — Das englische „Sweating-System“. Von H. Zimmern. — **Literatur und Kunst:** An Schubert's Ehrengrab. Von Paul Marsop. — Mein Verhältniß zu früheren Philosophen. Von Eduard von Hartmann. — Ein tyroler Dichter. (Hermann von Gilm.) Von Z. — **Feuilleton:** Wiedergeboren. Novelle von Alexander Baumeister. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Papa Gustave.“ Schwank in drei Acten von Alfred Duru. — Notizen. — Inserate.

Die Reconstruction der deutschfreisinnigen Partei.

Von P. Asmussen.

Bekanntlich ist das Resultat der letzten Landtagswahlen für die Partei der Deutschfreisinnigen ein niederschmetterndes gewesen. Nur 29 Mitglieder stark, kommt die Partei wieder. Und um so schlimmer, um so demüthigender ist diese Niederlage, als ein Theil der Parteipresse auf einen Wahlsieg rechnen zu können glaubte und daraufhin die Nachricht von einem solchen voreilig in die Welt hinausposaunte. An Wahlagitation hat es die Partei auch diesmal nicht fehlen lassen, wie sie es darin denn überhaupt den anderen Parteien zuvor zu thun pflegt. Aber es ist schlimm, wenn solche Agitation immer mit den alten Phrasen betrieben werden muß. Das Volk glaubt zuletzt nicht mehr daran. Diesmal hatte die Parteipresse freilich einen neuen Trumpf auszuspielen: die kühne Versicherung, Kaiser Friedrich sei im Grunde seines Herzens deutschfreisinnig gewesen. Sonst wurde von deutschfreisinniger Seite der Wahlkampf mit den alten Waffen geführt, die aber auch das Volk nach und nach als stumpfe kennen lernt. Eine mißbilligende Kritik der Thätigkeit des Landtages in der letzten Legislaturperiode stand von vornherein zu erwarten und kam denn auch richtig. Aber die Wähler sind zu der Einsicht gekommen, daß es besser ist, wenn etwas gethan, als wenn bloß geredet und verworfen wird. Das Bessere ist zwar immer der größte Feind des Guten. Aber wo das Bessere einstweilen nicht zu haben ist, muß man mit dem Guten, und wenn auch das einmal nicht zu haben sein sollte, mit dem minder Guten zufrieden sein. Nur das Schlechte wird rein wegzuwerfen. Das ist der Standpunkt der nationalen Parteien. Sie prüfen jeden Vorschlag, ob er nun von der Regierung oder vom Hause ausgeht, prüfen alles und behalten das Beste, während der Freisinn mehr und mehr in die Praxis hineingerathen ist, nur das anzunehmen, was nach seiner Meinung wirklich gut ist. Daß er über den Begriff des Guten hin und wieder mit dem Volke in Collision geräth, ist eine bekannte Thatsache.

Da ist, um ein in die Augen springendes Beispiel zu wählen, gleich das jetzt herrschende indirecte Steuersystem, das jedoch gegen den Willen des Fortschritts und der jetzigen freisinnigen Partei zur Durchführung gelangt ist. Wir geben gerne zu, daß das System seine Mängel hat und im Verhältniß den log. kleinen Mann härter trifft als den Begüterten. Aber in gewissem Sinne ist es doch auch berechtigt, indem es einerseits Genußmittel, wie Tabak und Branntwein bluten läßt, Artikel, die ja jeder entbehren kann, der nicht so viel Geld für sie übrig hat; indem es aber andererseits dem deutschen Product den deutschen Markt zu sichern sucht, ein Bestreben, das freilich in erster Linie dem Producenten, also dem wohlhabenden Theil der deutschen Bevölkerung zu Gute kommt. Aber es ist doch Thatsache, daß der Producent nur dann producirt und dadurch dem Arbeiter Verdienst gibt, wenn er seine Producte zu guten Preisen absetzen kann. Was nützen dem Arbeiter billige Brodpreise, wenn er kein Geld hat, das billige Brod zu kaufen? Anfangs waren im Volke die indirecten Steuern nicht beliebt; im Gegentheil, man fürchtete Uebersteuerung der nothwendigsten Lebensmittel und den Ruin des Arbeiterstandes. Fortschrittliche Zeitungen nährten noch Kräften die Unzufriedenheit. Heute sieht der kleine Mann, daß er sich bei den indirecten Steuern gut steht, daß seine Arbeit mehr begehrt und besser bezahlt wird, als vor zehn Jahren. Und wenn heute noch die Freisinnigen in der Opposition gegen das indirecte Steuersystem beharren, so zieht das Volk daraus den Schluß, daß die Ansicht der Partei über das Volkswohl eine irrige ist. Freilich singt heute ein großer Theil der Parteipresse aus einer etwas anderen Tonart. Man sagt, es seien keine weiteren Steuern mehr nöthig, es seien vielmehr schon Ueberschüsse da, es sei also an der Zeit, eine Reduction der Steuern eintreten zu lassen. Aber wozu werden denn die Ueberschüsse verwendet? Es mag ja wahr sein, wenn Geld in Bänken ist, werden auch leichter allerlei Forderungen bewilligt. Aber den Vorwurf der Verschwendung darf man doch weder unserer Regierung noch unserer Volksvertretung machen. Es ist von jeher ein Lieblingsplan des Fürsten Bismarck gewesen, das Reich zu einer Einnahmequelle für die Einzelstaaten zu machen, und heute werden in der That von den Reichssteuern nicht nur die Reichsausgaben gedeckt, sondern es kommen Ueberschüsse zur Vertheilung. In Folge der günstigen Finanzlage konnten schon vor längerer Zeit die unteren Klassensteuerstufen aufgehoben werden. Dadurch erhielt freilich der kleine Mann nicht völlig soviel wieder, als ihm an indirecten Steuern entzogen wurde. Aber der Steuererlaß betrug eine runde Summe, die, wenn sie auch nicht groß war, doch nicht immer zur Verfügung stand, wenn sie fällig war, und deren Beitreibung oft genug auf dem Wege der Exekution geschehen mußte. Die indirecte Steuer aber wird schon aus dem Grunde leichter ertragen, weil sie dem Steuerpflichtigen pfennigweise, also in denkbar kleinsten Werthen abgezogen wird. Daß jede Art der indirecten Besteuerung eine Höhe erreichen kann, über die hinaus sie nicht gehen kann, ohne drückend zu werden, bedarf seiner Erwähnung, aber diese Höhe ist in unserem Steuersystem noch nirgends erreicht. Wenn nun die Regierung die vorhandenen Ueber-

Digitized by Google

schüsse zur Entlastung der Gemeinden verwenden will, so ist das Volk damit gut zufrieden und sieht eine solche Entlastung lieber, als eine Herabminderung der indirecten Steuern, wie sie der Freisinn will. Ueber die Höhe der Staatssteuern hört man wenig, über die Höhe der Communalabgaben dagegen allgemeine und berechtigte Klagen. Und als zum ersten Male die Kunde in das Volk drang, die Regierung wolle bei fortgesetzter günstiger Finanzlage den Communalverbänden die Grund- und Gebäudesteuer ganz oder doch zum Theil überlassen, da war die Freude im Lande weit größer, als wenn eine Herabsetzung der indirecten Steuern stattgefunden hätte. Uebrigens kann heute auch der Freisinn die directen Steuern nicht entbehren. Sollte alles das Geld, welches der Staat nothwendig brauchen muß, als directe Staatssteuer aufgebracht werden, dann hätten wir Ursache, über unerschwingliche Lasten Klage zu führen, jetzt nicht.

Wenn aber das Volk dem alten Märchen nicht mehr glaubt, als wolle die Regierung den gemeinen Mann durch Steuern ruiniren, so findet auch die andere Angabe keinen Glauben mehr, die Angabe, die Regierung wolle die Rechte und Freiheiten des Volkes und seiner Vertreter schädigen und werde in diesem Bestreben von der sogenannten nationalen Mehrheit der gesetzgebenden Körperschaften unterstützt. Man sieht, es ist die alte Anschauung vom Gegensatz zwischen Regierung und Volk, die alte Anschauung, die ja in der Conflictszeit ihre Berechtigung haben mochte, die aber jetzt keinen Boden mehr unter den Füßen hat. An ein einmüthiges Zusammengehen der Regierung mit dem Volke, wie es von beiden Seiten erstrebt wird und zum Wohle des Vaterlandes so nöthig ist, kann der Freisinn nicht glauben. Was seine Presse über die hereinbrechende, ja bereits hereingebrochene Reaction fabelt, ist dem Volke um so unverständlicher, als es sich bei dieser Art von Reaction ungemein wohl fühlt. Da macht die freisinnige Presse ein gewaltiges Geschrei über die Verlängerung der Legislaturperioden, als sei es damit um die Freiheit des Volkes eigentlich geschehen. Und doch hat durch solche Verlängerung das Haus in jeder Periode zwei Jahre ungestörter Arbeitszeit gewonnen, ungestört durch Wahlumtriebe und Wahlprüfungen, wie sie eben vor und eben nach der Wahl gar nicht zu umgehen sind. Und doch hat der Deutsche, und er empfindet das im Allgemeinen angenehm, jetzt weniger oft eine Wahl mit den unausbleiblichen Aufregungen durchzumachen. Es muß ja schon eine wichtige Frage auf der Tagesordnung stehen, um eine rege Betheiligung an der Wahl wachzurufen, ein sicheres Zeichen, daß der Deutsche gar nicht so wahllustig ist als die Freisinnigen annehmen. Was nun die von ihnen in sichere Aussicht gestellten weiteren Beschränkungen der Volksrechte anbetrifft, so wissen sie offenbar keine Rechte zu nennen, die demnächst angetastet werden sollen. Sie hätten ja sonst klug daran gethan, die Festung zu nennen, um die demnächst der Kampf beginnen soll. In seiner Allgemeinheit klingt der Satz von den Antastungsgelüsten der Regierung beängstigend, läßt den Freisinnigen aber immer noch die Möglichkeit offen, hinterher, wenn wirklich etwas vorkommen sollte, was sich als Beschränkung der Volksrechte deuten lassen könnte, zu sagen: Seht ihr's, das haben wir euch ja gesagt! Die Freisinnigen können aber in Wirklichkeit gar nicht den Nachweis liefern, daß die Regierung so stark hinter den Volksrechten her ist. Und wenn sie es wäre, welche Partei würde ihr da wohl beistehen, höchstens sind dem äußersten rechten Flügel der Deutschconservativen doch Aeußerungen laut geworden, die im reactionären Sinne gedeutet werden können und müssen. Das Zusammengehen der drei Parteien erfolgte indessen bis dahin immer nur in einzelnen Fragen, und es ist gar nicht anzunehmen, ja es ist sogar widersinnig, zu denken, die drei Cartellparteien würden die reactionären Gelüste, die sich auf einem Flügel der einen Partei vielleicht regen werden, ohne weiteres unterstützen. Viel näher liegt die Annahme, daß solche Gelüste nicht einmal von der deutschconservativen Partei als solcher gebilligt und unterstützt werden. Und sogar die Regierung, von der man immer glaubte, sie stände jenem Flügel nahe, hat neuerdings unzweideutige Beweise davon gegeben, daß zwischen ihr und der Kreuzzeitungspartei das Tischtuch zerschnitten ist. Was will also der Freisinn mit seinen Drohungen einer bereits hereingebrochenen oder demnächst hereinbrechenden Reaction?

Noch vor zehn Jahren hätte der Fortschritt das Ansinnen, es mit Polen und Clericalen zu halten, als etwas Entehrendes weit von sich gewiesen, und auch heute noch gibt es innerhalb der Partei Männer, die mit solchem Wahlmanövern nicht einverstanden sind. Aber leider liegt ja die Parteileitung ganz in den Händen des radicalen Elementes. Zu Anfang unseres Jahrzehntes war es damit noch anders bestellt. Die Leiter der alten Fortschrittspartei waren entweder gestorben oder von der politischen Bühne abgetreten, und immer mehr riß Eugen Richter die Zügel der Parteileitung an sich. Von nun an gewann das radicale Element rasch die Ueberhand, aber innerhalb der Partei gab es doch noch Leute, denen ein Anschluß an die übrigen liberalen Gruppen dienlicher erschien, als eine weitere Schwenkung nach links. An der Spitze dieser gemäßigten Richtung stand der Professor Hänel, ein Mann, der vor Zeiten die Fortschrittspartei hatte mitbegründen helfen. Eine Zeit lang konnte es überhaupt fraglich erscheinen, ob Richter oder Hänel Parteileiter werden würde, ob überhaupt die Partei bestehen bleiben oder ob sie sich in eine gemäßigte und eine radicale Gruppe theilen würde. Aber statt der Spaltung gab es neuen Zuwachs, in dem, wieder hauptsächlich unter dem Einfluß Hänel's, eine Verbrüderung der Secessionisten mit der Fortschrittspartei zu Stande kam. Wenn aber Hänel gehofft hatte, durch den Eintritt neuer gemäßigter Elemente in die Partei dem Einfluß Eugen Richter's die Spitze bieten zu können, so irrte er sich. Eugen Richter riß auch die Secession mit sich nach links und Hänel fügte sich, wenn er auch den Gedanken an eine Vereinigung aller liberalen Parteien wohl nie ganz aufgegeben hat. In seinen letzten Reden freilich spielt Hänel lediglich den Schildknappen Eugen Richter's, und das hat ihm diesmal sein Mandat gekostet.

Es muß aber doch auch erwähnt werden, daß es auch deutschfreisinnige Preßorgane gibt, die vor dem Resultate der Wahlen nicht hartnäckig die Augen verschließen, sondern den Dingen auf den Grund zu kommen trachten. Da das nun aber durchaus nicht schwer ist, haben sie die rechte Ursache der Wahlniederlage bald und richtig in der mangelhaften Parteileitung erkannt. Bittere Dinge hat sich Herr Eugen Richter sagen lassen müssen und muß sie sich noch heute sagen lassen, bitter besonders, weil sie zum Theil Kreisen entstammen, die er zu seinem unbedingten Anhang rechnen zu müssen glaubte. Was wollen alle die Vorwürfe sagen, die er von Mitgliedern anderer Parteien hören und hinnehmen muß, wenn ihm aus den Reihen der eigenen Partei die Worte zugerufen werden, er habe dieselbe schlecht geleitet, habe nicht verstanden, mit der Zeit fortzuschreiten, habe ganz allein die Schuld an der Niederlage der Partei auch in diesen Wahlen. Natürlich bleiben Eugen Richter und seine Apostel seine Antwort schuldig, und so haben wir augenblicklich in der deutschfreisinnigen Presse den schönsten Streit über die Fähigkeit oder Unfähigkeit Eugen Richter's und über die Schuld oder Unschuld der Parteileitung an dem Niedergang der Partei in den letzten Jahren. Während von der einen Seite gefordert wird, der Führer solle die Leitung anderen Händen anvertrauen, da es ja zur Evidenz erwiesen sei, daß er sich für den Posten nicht eigne und die Partei in's Verderben bringe, wenn er auf demselben verharre, sucht man ihn von anderer Seite nach Kräften weiß zu brennen und ist energisch auf der Suche nach Gründen für die Mißerfolge der letzten Jahre. Wenn wir auch in erster Linie den Radicalismus eines Mannes, der mit der Zeit und ihren Anforderungen nicht zu rechnen versteht, für die Wahlniederlagen der Partei glauben verantwortlich machen zu müssen, so trifft andererseits doch auch seine Gegner innerhalb der Partei die Schuld, den Führer nicht früher energisch auf seine Fehler in der Leitung aufmerksam gemacht zu haben. Selbst wenn heute der Freisinn in gemäßigtere Bahnen einlenken wollte, würde er schwerlich seine Popularität wiedergewinnen. So etwas kommt schwer wieder, wenn man es einmal verscherzt hat.

In dem Augenblick, wo wir dieses schreiben, ist der Kampf

Digitized by Google

zwar nicht auf allen Punkten zur Ruhe gekommen, aber die erste Hitze hat doch nachgelassen. Ob der Wasserruhe ein dauernder Friede folgen, oder ob der Kampf über lang und kurz einmal wieder losgehen wird, läßt sich schwer voraussagen. Soviel aber erscheint sicher, daß es mit der Dictatur Eugen Richter's innerhalb seiner Partei vorbei ist. Fortan wird sich die Richter'sche Gruppe also wahrscheinlich nicht ganz mehr mit der deutschfreisinnigen Partei decken, bis entweder Herr Richter die Bahn des Maßhaltens gefunden haben wird, woran aber von vornherein kaum zu denken ist, oder bis Herr Richter wieder die Partei völlig in sein Fahrwasser hineinbugsirt hat. Wohlverstanden, an ein Auseinanderfallen der deutschfreisinnigen Partei glauben wir nicht, wenn wir auch einräumen müssen, daß die Möglichkeit dazu vorhanden ist, sondern an ein vorläufiges gespanntes Verhältniß innerhalb der Partei, das sich leicht bei einer und der anderen Gelegenheit in grollenden Schlägen entladen kann. Würde die Partei auseinanderfallen oder Eugen Richter aus derselben ausscheiden, wie man ihm gerathen hat, so wäre ja die Partei führerlos. Als Führer aber könnten augenblicklich nur noch Rickert, Virchow und Hänel in Betracht kommen. Von allen dreien darf augenommen werden, daß sie, wenn sie gleich Jahre lang mit Eugen Richter Hand in Hand gingen, doch im Grunde verschlnächter angelegt sind, als der Parteiführer. Namentlich weiß man von Rickert, dem früheren Secessionisten, daß er nur durch die Partei-disciplin gebändert worden ist, hier und da für die Regierung einzutreten. Aber Rickert ist kein Redner, der die Aufmerksamkeit des Hauses aufzuregen und festzuhalten versteht. Virchow hat zu viel Berufsgeschäfte, als daß man ihm auch noch die Leitung einer Partei aufhalsen könnte. Hänel aber sitzt nicht mehr im Landtage und kann schon deshalb die Rolle eines Parteiführers nicht übernehmen. Man hat nun freilich nachträglich den Versuch gemacht, den Professor Hänel doch noch in das Abgeordnetenhaus zu bringen. Einer der in Berlin gewählten Candidaten sollte auf sein Mandat verzichten und Hänel sollte dann in dem Kreise candidiren und natürlich auch wählt werden. Aber für solche Plänchen ist Hänel doch zu vornehm. Er hat erklären lassen, nachdem der Wahlkreis Altona ihn habe fallen lassen, sei er überhaupt nicht geneigt, einen Sitz im Abgeordnetenhause einzunehmen. Der Plan, gegen die Wahl Knauer's in Altona zu protestiren, weil angeblich etwa 50 Nichtpreußen an den Wahlmännerwahlen theilgenommen haben, wird von den Freisinnigen selbst wohl kaum ernstlich erwogen. Die Wählerlisten haben vorschriftsmäßig ausgelegen und es ist kein Einwand erhoben worden, demnach wird auch wohl der Protest nichts nützen. So muß wohl in den Parteien, soweit sie den Parlamenten angehört, äußerlich Alles beim Alten bleiben, weil eine Neuordnung thatsächlich nicht zu haben ist.

Ob aber die parlamentarische Partei sich den Forderungen des Volkes und eines Theiles der Parteipresse fügen wird? Das vermag heute ja keiner zu sagen, wenn man auch geneigt sein möchte, die Frage zu verneinen. Wir kennen ja eben Eugen Richter nur als einen Radicalen, wer kann sich ihn als einen Gemäßigten vorstellen? Wer kann sich denken, daß die Männer, die bis dahin die Nationalliberalen mit dem bittersten Haß verfolgt haben, sich nun dieser Partei nähern müssen? Freilich, für die Partei selbst, für ihren Anhang im Volke und für ihre politische Rührigkeit könnte eine solche Annäherung nur gute Folgen haben. Es wäre dann nicht nur zu hoffen, daß die alten Männer vom gemäßigten Fortschritt, die sich jetzt von der politischen Bühne fernhalten, weil das Gebahren ihrer Fractionsnachfolger ihnen unbehaglich geworden ist, daß diese Herren dann ihre parlamentarische Thätigkeit wieder aufnehmen, und daß der Fortschritt zu neuem Leben erwachte, es wäre dann auch zu hoffen, daß der Freisinn, seinen Namen Ehre machend, nicht seinen Ruhm in fruchtloser Opposition suchen und sich lediglich auf dem Gebiete der Phrase hervorthun würde, sondern daß er thatkräftig mitwirken würde an dem, wovon er gerne redet, an dem freisinnigen Ausbau des Deutschen Reiches.

Das englische „Sweating-System".

Von H. Zimmern.

Selbst die verblendetsten Optimisten werden nicht in Abrede stellen können, daß die unerfüllte Forderung niedriger Preise als ein Fluch auf unserem modernen industriellen Leben lastet. Und ebenso wenig ist zu leugnen, daß der deshalb zu erhebende Vorwurf das ganze Publikum trifft, das, unbekümmert um die Art der Befriedigung seines Begehrens, die Arbeitgeber dazu antreibt, ihre Arbeiter auszubeuten.

Schon vor langer Zeit, im Winter 1847/48, zu welcher Periode unter der arbeitenden Bevölkerung Englands ein heftiger Nothstand herrschte und die Gemüther dort sowohl, wie auf dem europäischen Festlande in ernster Weise von revolutionären Ideen beunruhigt waren, ließ die Londoner Zeitung „Morning Chronicle" Erhebungen über die Lage der industriellen Klassen Londons anstellen. Der hiernach von der genannten Zeitung veröffentlichte Bericht lenkte die Aufmerksamkeit des Publikums zum ersten Male auf ein Arbeitsystem, welches damals noch neu war und die treffende Benennung „Sweating System" (Schwitzsystem) erhalten hatte. Der nun erhobene Entrüstungsschrei fand zunächst eine nachhaltige Verstärkung durch eine Broschüre des Predigers und Schriftstellers Charles Kingsley „Cheap clothes and hasty", und sodann durch diesen berühmten Roman „Alton Locke".

Das „Sweating", wie die Engländer in ihrer Vorliebe für kurze treffende Bezeichnungen es nennen, ist also ein System, wonach ein sogenannter „Sweater", ein Arbeitsunternehmer, von den durch ihn beschäftigten und unter seiner unmittelbaren Aufsicht arbeitenden Leuten übertriebene Arbeitsleistung für unverhältnißmäßig niedrige Bezahlung erzielt. Die allgemeine Entrüstung über dieses Ausbeutungssystem hat nun vor einiger Zeit einen solchen Grad erreicht, daß vom englischen Oberhause eine königliche Commission mit der Erforschung des Uebelstandes und seiner Folgen beauftragt worden ist. Vorläufig ist diese Untersuchung auf London beschränkt geblieben, aber das „System" blüht in sämmtlichen großen und vielen kleinen Städten Englands.

Alle Welt ist zur Zeit empört über den „Sweater", der mit Haß und Abscheu überhäuft wird. Ist indessen dieser Haß auch wohl ganz gerechtfertigt? Leute, welche die „Schwitzhöhlen" genau kennen, sagen aus, daß der Schweißtreiber oft nicht minder zu beklagen sei, als die Unglücklichen, die er beschäftigt. In den meisten Fällen ist er auch von dieselben überfüllten und ungesunden Wohnräume angewiesen, wie seine Arbeiter; er hält die gleiche Anzahl Arbeitsstunden inne, wie sie, und sein Verdienst genügt nur, ihm das Leben zu fristen. Er ist in Wirklichkeit nicht mehr, als ein Werkführer, der anstatt des Lohnes einen keineswegs glänzenden Verdienst erhält. Freilich kommt es vor, daß einzelne Sweater es etwas weiter bringen, im Ganzen aber sind sie auch nur Opfer des Concurrenzsystems und des Accord-Lieferantenthums mit seinen Sub-Sub-Sub-Lieferanten. Die in Wirklichkeit Schuldigen sind die reichen Firmen, die großen Auftraggeber, das Publikum und selbst die Regierung. Denn sogar die Regierung nimmt, wie die privaten Magazine, die Thätigkeit der Sweaters in Anspruch.

Anfänglich war das Sweating nur auf einige Geschäftszweige beschränkt, vornehmlich auf das Schneiderhandwerk. Jetzt ist es bei jeder Art von Gewerbe üblich. Irgend ein großes Geschäftshaus oder die Regierung hat einen Auftrag zu ertheilen — nehmen wir an, es handle sich um Beschaffung von hundert Soldatenröcken; der Auftrag wird einer wahrscheinlich wohlbekannten Firma ertheilt; die Firma überweist denselben einem Vermittler und dieser wiederum einem Sweater. Zuweilen geht die Arbeit in diesem höllischen Treiben von Sweater zu Sweater und hat, bevor sie in die Hände der Arbeiter gelangt ist, ein halbes Dutzend Lieferantenwerkstätten durchwandert.

Digitized by Google

Ehemals waren es fast ausschließlich arme jüdische Emigranten, welche dem Sweating-System zum Opfer fielen. Diese aus ihren Heimathländern vertriebenen Leute kamen zumeist ohne einen Pfennig in der Tasche nach England und waren froh, Arbeit um jeden Preis zu erhalten. So fielen sie denn irgend einem Sweater in die Hände und geriethen in eine Sclaverei, wie sie in Amerika vor dem Bürgerkriege nicht schlimmer war. In den letzten Jahren hat das System jedoch in einem solchen Maße überhand genommen, daß auch englische Handwerker — und zwar oft sehr tüchtige — sich auf den Arbeitshöhen der armen, vertriebenen Juden herabgedrückt sehen. Sie Alle arbeiten und hungern jetzt miteinander.

Einer der von der königlichen Commission befragten Zeugen machte folgende Angabe: „Das Sweating-System bewirkt eine Herabsetzung der Arbeitslöhne in Folge der Einrichtung, daß der Arbeitsauftrag von Hand zu Hand geht und erst an dritter oder vierter Stelle erledigt wird. So kommt untergeordnete Arbeit fälschlich anstatt guter an den Markt." Das heißt also, daß der Consument unter der Voraussetzung Waaren kauft, daß sie in den Verkäufers eigenen Arbeitsräumen gefertigt sind, während dieselben thatsächlich in irgend einer erbärmlichen Höhle des östlichen Londons und unter Umständen produciert wurden, deren Widerwärtigkeit aller Beschreibung spottet. Gar manche große Dame, welche ein fertiges Kostüm oder einen prächtigen Pelzmantel kauft, erhält diese Artikel keineswegs aus dem renommirten Magazin, dessen Firmenstempel daran angebracht sind; die Sachen sind vielmehr direct aus der dunstgeschwängerten Atmosphäre einer schmutzigen Arbeitsstube des Ostend hervorgegangen, direct aus den Händen irgend eines kranken, verhungernden Weibes gekommen. So mancher jugendliche Stutzer, der auf den elegantesten Schnitt seiner von der Firma *** bezogenen Anzüge nicht wenig stolz ist, trägt das Werk eines unfauberen, im Sweating-System arbeitenden Schneiders, dessen Werkstatt (wenn wir die Dachkammer oder den Keller, wo er haust, so nennen können) von allen möglichen Krankheitskeimen erfüllt ist.

„Gelangen die durch solche kleinen Handwerker des Ostens ausgeführten Artikel auch nach dem Westend?" fragte der Vorsitzende der Commission. „Ja, Mylord", lautete die Antwort, „zuweilen auf directem Wege, mitunter durch die dritte Hand."

Das große Geheimniß des Sweating-Systems besteht in der Theilung der Arbeit. Nie bleibt ein Stück von Anfang bis zu Ende in desselben Arbeiters Hand, und da jeder der beschäftigten Arbeiter nur seinen Theil verstehen kann, hat ihn der Sweater gänzlich in den Klauen, und meistens befindet sich dieser wiederum willenlos in den Klauen eines größeren Unternehmers.

Von dem Schmutze und den Krankheitsstoffen, welche die Sweating-Höhlen beherbergen, kann Niemand, der sich nicht persönlich davon überzeugt hat, eine Vorstellung gewinnen. Selbst nervenstarke Leute, welche sich im Dienste der Humanität mit der armen Bevölkerung des östlichen London bekannt gemacht haben und gegen die Eindrücke der Armuth und des Elendes abgehärtet sind, werden hier von Uebelkeit und Ohnmachtsanfällen ergriffen. Man stelle sich ein kleines Zimmer (zuweilen in einem tiefliegenden Keller) vor, ganz ohne Tageslicht, nur durch Gas oder Petroleum beleuchtet. In solch' einem Raume wird jedes Plätzchen von zuweilen halbnackten Männern und Frauen eingenommen; die Stätte wimmelt von Ungeziefer; ist es ein Schneiderzimmer, so wird darin ein großes Feuer zum Erhitzen der schweren Bügeleisen unterhalten. Mitunter liegt auch ein oder das andere fieber- oder pockenkranke Kind in einer Ecke auf Stroh gebettet. Und hier werden Kleidungsstücke hergestellt, welche die vornehmen Leute tragen. Schon aus Gründen der Nothwehr sollten sie versuchen, solchen Zuständen ein Ende zu machen.

Wie steht es nun mit den in solchen Arbeitshöhlen für Schneiderei oder Weißnäherei durchschnittlich erzielten Löhnungen? Aus dem von der Commission gesammelten Material entnehmen wir nur zwei Beispiele für Viele:

„Elisabeth Killing, eine ärmlich gekleidete Frau, sagte aus, daß ihr Mann, ein Kesselschmied, seit drei Jahren gelähmt im Krankenhause liege. Sie sei eine Fertigstellerin von Männerhosen und müsse sich bei einer Arbeitszeit von sechs Uhr Morgens bis acht Uhr Abends auf 14 Pence pro Tag bringen, doch müsse sie aus diesem Ertrag noch Zubehör — Garn ꝛc. — bestreiten, und so bleibe ihr nur ein ungefährer Reingewinn von einem Shilling täglich; Miethe habe sie 2 Shilling die Woche zu zahlen, und so könne sie nur 5 Shilling die Woche für Nahrungsmittel, Feuerung, Beleuchtung und Bekleidung für sich und ihre drei Kinder ausgeben, von denen das jüngste drei, das älteste zehn Jahre zähle. Als Lord Aberdeen fragte, ob das von ihr verdiente Geld zu ihrer Ernährung ausreiche, erwiderte sie, es sei nicht genug, sie müsse sich aber damit einrichten. Auf die Frage, was sie zu essen bekomme, erwiderte sie, daß sie meistens einen Häring und eine Tasse Thee genösse, und was Fleisch betreffe, so erinnere sie sich nicht, seit sechs Monaten solches gekostet zu haben.

Mrs. Casey sagte aus, daß sie Hemden anfertige und für das Dutzend 1 sh. 2 d. erhalte. Sie sei für vier Wochen Miethe 2 sh. 9 d. schuldig und mit der wöchentlich für ihre Nähmaschine zu entrichtenden Zahlung von 2 sh. 6 d. im Rückstande."

Diese Frauen hatten, wie der Berichterstatter hinzufügt, sämmtlich eine gute Ausdrucksweise und ein intelligentes Wesen. Die Männer sind keineswegs besser daran, als die Frauen. Ein anderer Zeuge, ein Mann, der von seiner Kindheit an in solchen Höhlen gearbeitet hat, und der wegen seines thätigen Antheils an den Bestrebungen, die Aufmerksamkeit auf die in Rede stehenden Zustände zu lenken, innerhalb zweier Jahre achtzehn Mal entlassen worden ist, erklärt, daß bei den Schneider-Sweatern manche Leute ein 9—11 Kilo schweres Bügeleisen dreißig- bis sechsundbreißigtausend Mal den Tag aufheben und die ganze Zeit stehen müssen, und zwar für einen Lohn von 2 sh. 6 d.

Für ein Dutzend Paar Frauenstiefel zu machen bekommt ein Sweater 1 sh. 6 d. und zahlt dafür 9 d. das Dutzend. Und nicht allein Schneider, Hemden- und Mäntelnäherinnen und Schuhmacher leiden unter dem Sweating-System. Selbst auf kunstvolle Arbeiten, wie die der Möbeltischler und Tapezirer findet es seine Anwendung. Ja, ohne Uebertreibung darf behauptet werden, daß es kein Handwerk in England giebt, das nicht in den Händen von Vermittlern, folglich von Sweatern ist. Wenn möglich hat auf dem Gebiete des Möbeltischler- und Tapezirerhandwerks der Schwindel noch mehr überhand genommen, als auf den übrigen. Hier ein Beispiel. Eine große Möbelfabrik giebt einem kleinen Handwerker eine Bestellung auf. Die Arbeit wird geliefert, und nun weigert sich die große Firma, den vereinbarten Preis dafür zu zahlen. Die Leute wissen natürlich, daß ein armer Arbeiter für eine theure Garnitur Stühle, Tische oder Bücherschränke keinen Absatz hat. Darauf hin stellen sie ihre Bedingungen, und der Arbeiter muß auf dieselben eingehen.

Für manchen seinen Seiden- oder Sammetmantel, der eine reiche, verwöhnte Dame umhüllt, beträgt der Lohn, den die Verfertiger bekommen, 7½ d. pro Stück, während die gleiche Zahl Guineen von den Käuferinnen gezahlt wird. Ist es da zu verwundern, wenn — um Mr. Arnold White, einen Herrn, der diesen Zuständen ein reifliches Studium gewidmet hat, zu citiren — „wenn die Frauen und Mädchen sich der Prostitution ergeben müssen, um ihre Einnahmen zu verbessern?"

Hat sich nun auch die königliche Commission mit ihren Erhebungen bisher auf London beschränkt, so ist doch von den Zeitungen auch anderswo Material gesammelt worden, und werthvolle Artikel über den Sweating-Betrieb in der Provinz wurden veröffentlicht, aus denen erhellt, daß die traurigen Zustände im ganzen britischen Inselreiche herrschen und die Schuld daran nicht, wie manche fanatische Patrioten annehmen, dem Zuzuge von ein paar Tausend fremden Juden nach London beizumessen ist. Nein, die Wurzel des Uebels ist in einer Angelegenheit zu suchen, welche von der englischen, wie auch von mancher anderen europäischen Nation über kurz oder lang

Digitized by Google

ernstlich in Erwägung zu ziehen sein wird; ich meine die Uebervölkerung, wodurch das Land von einer Unmasse erbärmlicher Creaturen überschwemmt wird, welche in Folge erblicher Verkommenheit, ungenügender Ernährung und mangelhafter oder schlechter Erziehung nur zu minderwerthigen und untergeordneten Arbeiten taugen, und denen der Sinn für Ordnung und Disciplin nicht beizubringen ist; die daher nur unter dem Joche der Sclaverei zur Arbeit anzuhalten sind. Diese Leute, welche um jeden Preis arbeiten müssen, sind eben auf Hungerlöhne herabzudrücken, und keine Regierung, keine Gesetzgebung ist im Stande, ihnen dagegen Schutz zu gewähren. Denn weder die Regierungen, noch die Gesetze der Menschen vermögen dem sicheren Walten der ewigen Naturgesetze entgegen zu wirken. Vergeblich, daß das englische Parlament Commissionen zur Ergründung der Angelegenheit einsetzt. Diese können nur dafür sorgen, daß die Uebelstände in die Oeffentlichkeit kommen; sie zu heilen, besitzt keine Regierung die Macht. Dafür, daß wir mit unserer Schlußfolgerung nicht ganz fehlgehen, sprechen die wiederholt in der Sache abgegebenen Zeugnisse, wonach die schlimmen Folgen des Accordsystems überall da in modificirter Weise auftreten, wo für die davon betroffene Industrie eine gewisse Geschicklichkeit erforderlich ist. Aus der Verschlechterung der Generation ergibt sich eine Abnahme der Fähigkeit, kunstvolle Arbeiten zu erlernen. Und die Uebervölkerung erzeugt Massenconcurrenz. Die ganze Frage ist eine ernste und traurige. Selbst wenn ein Heilmittel entdeckt werden sollte, würde die Anwendung lange Zeit erfordern. Inzwischen aber sind öffentliche Meinung und Publikum nicht ganz machtlos; sollten nicht diejenigen, welche fertige Sachen kaufen, schon aus egoistischen Erwägungen darauf bestehen, daß dieselben unter gesünderen und humaneren Bedingungen hergestellt werden? Selbst wenn wir alle höheren Beweggründe bei Seite lassen — ist es nicht genug, daß wir durch die Waaren, welche wir kaufen, stets in Gefahr sind, uns Keime von Krankheiten und Unrath zuzuführen? Gewiß gebietet die Rücksicht auf die eigene Wohlfahrt den Reichen und Starken, sich der Armen und Schwachen anzunehmen. Wir Alle, Starke und Schwache, sind Sclaven des ganzen Systems, Opfer der gleichen socialen Sünden. Wenn alle diese sich ihrer Fesseln bewußten und nicht bewußten Sclaven einander die Hände reichen, dann wird für Alle die Erlösung da sein. Dies ist das wahre Utopien, der wahre Staatssocialismus.

Literatur und Kunst.

An Schubert's Ehrengrab.

Von Paul Marsop.

Franz Schubert ist den Tonderoen beizuzählen, deren Wirken nicht sowohl ihren Zeitgenossen als vielmehr späteren Geschlechtern zu Gute kam. In Einzelnem hat er ein halbes Jahrhundert überflügelt. Ihm selbst lag indessen der Gedanke, daß er für eine reformatorische Mission auserkoren sei, völlig fern: niemals schlug ihn ein bewußter Künstlerstolz in den Nacken. Er sorgte sich nicht darum, seine Mitwelt auf ihre künstlerische Aufnahmefähigkeit hin zu prüfen. In der unangetasteten Herzenseinfalt des weltunkundigen Genies, das wenigstens die Mehrheit der Menschen für Geistesbrüder hält — des letzten naiven Genies — wandelte er seine Bahnen. Man hat im Hinblick darauf, daß Schubert nicht sehr viel frohe Stunden beschieden waren, daß das Geschick es ihm nicht vergönnte, eine über die Vertrauensgruppe der engeren Freunde und etlicher hellsichtiger und selbstloser Berufsgenossen hinausgehende Gemeinde zu finden, auch ihm hinlänglich oft den Jammer- und Entsühnungspsalm von der Undankbarkeit der Mitlebenden nachgesungen; man hat dabei nur dem Umstande nicht Rechnung getragen, daß seine engeren Landsleute ihr Dasein zu gemächlich hinbrachten und sich in allzu wohlringedämmten Gefühlskreisen bewegten, als daß sie zur warmblütigen Lyrik des Liederkönigs absbald hätten ein Verhältniß finden, als daß sie seinem Idealfluge selbst nur mit den Augen hätten folgen können. Der Prophet gilt wohl, aller Spruchweisheit der Verkannten ungeachtet, etwas in seinem Vaterlande und dazu nicht selten herzlich wenig für die Fremde — denn wer möchte bei dem Zerrbilde eines französirten „Doppelgänger" lange verweilen? — aber er erlangt diese Geltung gemeiniglich erst dann, wenn sein Leib in Staub zerfallen. Wäre es anders, so wäre er eben kein Prophet. Wer hätte von den vergnügsichen Wienern Metternich'scher Dressur und Wenzel Müller'scher Geschmacksbildung billigerweise verlangen dürfen, daß eine „Neunte Symphonie", eine „Missa Solemnis" in ihrem Gemüth mit ganzer, furchtbarer Vollkraft wiederhalle? Und sie sollten vorbereitet gewesen sein, Schubert's „Prometheus" in sich aufzunehmen, ein unbegreiflich hohes Werk, das in seinen gigantisch wuchtvollen Tonaccenten wie in den himmelanstürmenden Worten der Goethe'schen Verse mit flammendem Eifer das Recht der Selbstbestimmung des Individuums predigt? Es verschlug nichts, daß Schubert dergleichen nicht wie Beethoven aus einer freiheitsdürstenden Seele heraus, getragen von einer über Unermeßliches hinweg jauchzenden Begeisterung schuf, sondern niederschrieb, weil es ihm der Gott in die Feder legte — ohne die Binde zu lüften, mit der er die Augen all' der Erdenkinder deckt, die seine Beethoven sind. Konnten da die Anderen, die Kleinen, die Mitlebenden auch nur ahnen, daß wieder einmal der Geist der Schöpfung unter ihnen weilte?

Sie verstanden sich nicht einmal darauf, seiner Begleitungsmusik äußerlich gerecht zu werden; sie fanden, daß der Clavierpart seiner Lieder zu schwierig sei. Mit der wohlabgemessenen grammatikalischen Anschlagskunst der Czerny, mit der gefälligen Beheudigkeit der Kalkbrenner war diesen harmonischen Wagnissen, dieser in freiem Wechselspiel stets neue Formen gebärenden Rhythmik, diesem romantischen Klanggespinnst, das sich mit der Sangstimme zu symphonischer Stimmungsmalerei von unerhörter Pracht, Fülle und Großheit verschmolz, allerdings nicht beizukommen. Und ebensowenig dem lyrischen Recitativstil, der declamatorischen Cantilene mit dem freundwilligen Unschuldston der braven, alten Singschauspieler oder gar mit dem Coloratur-Gesumser der großen und kleinen deutschen Rossini's jener Epoche.

Wie lange hat es gedauert, bis Schubert selbst nur die echten und rechten Vorkämpfer, wie lange alsdann noch, bis er die Interpreten fand, die im Stande waren, die Schuld zu begleichen, welche die Musikgeschichte an seinen Genius abzutragen hatte! Es war zuerst der Arion des Flügels, Franz Liszt, der, wie er denn eben so sehr für die Poetik der Tonbildung als für die Bravour der Mechanik neue Grundlagen schuf, auf den schäpbaren Gedanken kam, Gesangsetuden für Clavier mit freier Benutzung Schubert'scher Liedmotive zu schreiben. Er wußte sie so einschmeichelnd vorzutragen wie kein Zweiter; er besaß dazu die Gabe, sich für Alles, was er spielte, Aufmerksamkeit zu erzwingen; so erfuhr denn das größere Publikum vorderhand durch seine Uebertragungen etwas von dem Vorhandensein einer Melodik von solch' reifer melancholischer Süße, von solch' feinem Ebenmaß der aufund niederbeigenden Melismen, wie man sie bis dahin noch nie vernommen hatte. Damit wurde ihm jedoch erst ein ormseliger Theil des Themenschatzes vertraut, den der größte aller Minnesänger aufgehäuft hatte; damit kannte es keineswegs — das Schubert'sche Lied. Was ist der in weichster und schmiegsamster Berührung den Tasten entlockte Ton gegen den beseelten Klang der Menschenstimme, was sind die Ausempfindungen des genialsten Pianisten gegen die überirdischen Harmonien, welche entstehen, wenn Goethe und Schubert sich vereinen!

In dankenswerther Weise trat Liszt fernerhin auch mit der Feder für Schubert und zwar für den ganzen, unheilbaren Gesangspoeten ein; seine Aufsätze lasen indessen anfier den Musikern meist nur seine artistokratischen, vielseitig interessirten Freundinnen. Bald schrieb jedoch noch ein Anderer, dem jeder

Digitized by Google

Kunstfreund willig sein Ohr lieh, wärmer, wahrer und hinreißender über das Schaffen des so früh heimgegangenen, begnadeten Wiener Schulmeisterssohnes: Robert Schumann. Er konnte ihn noch besser verstehen wie Liszt, denn er war, was jener so gar gern werden wollte und doch nicht werden konnte, auch seinerseits ein Tonmeister, dem in strotzender, drängender Fülle eigene Gedanken zuwuchsen. Dazu war er, im Gegensatz zu jenem ungarischen Liebling der Grazien und Gräfinnen und Allerweltsromantiker, gleich Schubert ein deutscher Romantiker und fernerhin, ebenfalls wie Schubert — und wie auch Chopin und Mendelssohn — eine durchaus lyrisch geartete Natur. Endlich konnte er für ihn mit einer Hingebung eintreten, wie sie allein aufrichtige Zuneigung zu bewähren vermag; denn er war, ohne daß er ihn noch vor Augesicht zu Angesicht sehen gekonnt hatte, sein getreuer und ihm herzlich verpflichteter Schüler. Die Geschichte der Tonkunst kennt kaum ein zweites Beispiel eines solch' engen Anschlusses; noch inniger als Mozart an Haydn lehnte sich Schumann an Schubert an. Als Vorkämpfer für seinen Meister wurden ihm nun seine eigenen Werke zu den besten Bundesgenossen. Wieder ein wunderliches Zickzack der Historie: die Schumann'schen „Phantasiestücke" haben den Schubert'schen „Impromptus — Clavierauszügen ungeschriebener Lieder —, die „Dichterliebe" hat der „Winterreise" erst die breite Straße geöffnet. Wie seltsam, wenn man bedenkt, daß Schubert Schumann die Goethe'sche Lyrik erschloß, daß er ihn in den geheimnißvoll flüsternden Zauberwald Eichendorff's geleitete, daß er ihn sogar zu dem sich am Schmerz berauschenden Heine und damit zur Modernität hinüberführte! Könnte „Ihr Bild" nicht mit gutem Recht vor Schumann's „Ich hab' im Traum geweinet" einen Platz einnehmen?

Als Schumann seine Erstlinge, seine „Papillons" in die Welt hinausflattern ließ, wehte in Deutschland bereits eine andere Luft als in den Jahren nach dem Abschluß der Wiener Bundesacte: der Völker- und Künstlerfrühling bereitete sich vor. Die Schaffenden und die Empfangenden waren selbstständiger, straffer und freier denkende, vielseitigere Individuen geworden. Man fing an, den „Wilhelm Meister" nicht nur zu lesen, sondern auch zu verstehen; man gewöhnte sich allgemach daran, den Sänger, welchen Schiller neben die Könige auf der Menschheit Höhen gestellt hatte, als eine Zierde der Nation zu betrachten; man sah in Beethoven nicht mehr, wie vergangene Zeiten, den Jacobiner, welcher die Herrlichkeit des liebenswürdigen musikalischen Rococo, der zartesten und graziösesten compositorischen Stilblüthen des achtzehnten Jahrhunderts, in den Winkel kehren wollte, sondern den Priester eines neuen Bundes, der das seither Gewonnene nur in seine Theile zerlegte, um aus ihnen wiederum einen classischen Bau, aber von größeren Verhältnissen und phantastisch-subjectiveren Charakter aufzuführen. Man witterte in Schumann, dem die veränderten socialen Verhältnisse, als er seine ersten Hefte veröffentlicht hatte, sogleich die Sonne der Oeffentlichkeit und die Theilnahme der Gesellschaft zuwendeten, etwas von Beethoven'schen Geiste, wenn auch weniger von dem des männlichen, constructiven, als von dem des romantischen, des unendlichen Beethoven; man hatte auch bereits soviel historisches Taktgefühl, um zu vermuthen, daß jener Geist sich nicht unmittelbar auf Schumann übertragen habe, sondern zuvörderst durch ein Medium hindurchgegangen sei. Als man demselben nachspürte, fand man es in der musikalischen Persönlichkeit Franz Schubert's. Nicht weniger günstig erwies es sich für das späte, aber nachhaltige Aufleben des Schubertismus, daß in dieser außerordentlichen Kunstwendezeit jenseits des Rheines Hector Berlioz, der sich zuerst und der nennten Symphonie herauszudeuten vermaß, daß die absolute Musik abgewirthschaftet habe, und hüben, an der Ilm, für jenen und für sich Franz Liszt die Kesselpauke der Programmatiker zu rühren begann; durch das grimme Tosen erschreckt, suchten die Musikfreunde, in welchen der Geschmack an freier Lyrik nun einmal erwacht war, denen jedoch die Formlosigkeit der Ueberfreien gerechte Bedenken einflößen mußte, die weniger anspruchsvollen und trotz des bescheidneren Aufwandes von Darstellungsmitteln mannigfacher Farbenreize nicht entbehrenden, unconventionirten, aber poesiegesättigten Tongebilde Schubert's und Schumann's auf.

Inzwischen hatte sich auf der Bühne die deutsche Oper eingebürgert. Die Stimmungselemente, mit welchen die Partituren der Spohr, Weber und Marschner gesättigt waren, erschienen als die ähnlichen, um nicht zu sagen die gleichen wie diejenigen, von denen sich die überwiegende Zahl der Schubert'schen Gesänge erfüllt zeigte. Die Componisten des „Freischütz", der „Jessonda" waren, im Gegensatze zu denen der „Armide", des „Don Juan" ungleich mehr Lyriker als Dramatiker; was ihr Gemüth erfüllte und was sie vorwiegend in Tönen aussprachen, war unbedingte Hingabe an die Natur — oft ein träumerisches Versenken in die Idylle, seltener ein stolzes Aufbäumen des Geistes gegenüber der heroischen Landschaft — liebenswürdige passive Schwärmerei für Freundschaft und züchtige Weiblichkeit, Ahnung des Unaussprechlichen, Ueberirdischen. In diesem Empfindungskreise begegneten sie sich vielfach mit Schubert; nur war die Lyrik des Letzteren universeller und abgeklärter. Der fromme Jagdgesell Max, im Grunde so gefühlsschwelgerisch, sangesfroh und marklos wie der Jüngling mit dem grünen Bande und der Laute am Mühlbach, laßt seine Wonne und Wehmuth nicht in solch' abgerundeten durchsichtigen Formen ausklingen, als jener. Das feelisch so nah Verwandte dieser beiden Arten von Stimmungsmusik mußten nun die deutschen Bühnenkünstler, als die ihrerseits einmal „in die Traum- und Zaubersphäre eingegangen" waren, unfehlbar herausfühlen; begierig griffen sie zum Schubert'schen Lied. Aber es ergab sich bald, daß sie, die dazu verurtheilt waren, heute aus dem Französischen und morgen aus dem Italienischen in's Opernteutsche übersetzte Partien vorzutragen, weder dazu fähig waren, Uhland'sche Verse zu sprechen, noch dazu, Schubert'sche Noten zu verstehen.

Neben den in der Oper thätigen Kräften hatten sich jedoch von der Zeit an, in welcher unter dem alten Zelter die Singakademie in Berlin aufgeblüht und nach deren Vorgang ähnliche Institute anderwärts entstanden und emporgewachsen waren, eine andere Gattung von Gesangsbeflissenen in Deutschland herangebildet: die Oratoriensänger. Mit dem breit ausladenden, aber gefunden Pathos Händel's, mit der immerhin sauberen Technik seiner werthvolleren und harmloseren, älteren und jüngeren Nachahmer waren sie genährt worden; als später Mendelssohn die Hinterlassenschaft Sebastian Bach's wieder an die Oberwelt gezogen hatte, erweiterte sich ihr Horizont und vertiefte sich ihre Auffassung zusehends. In gewissem Sinne sich von ihnen abzuwiegend, gingen alsdann aus ihren Reihen Künstler hervor, die sich mit Vorliebe und Erfolg einer forgsamen Pflege des deutschen Liedes zuwendeten. Der Bedeutendste und Vorehrteste unter ihnen war und ist Julius Stockhausen. In seiner Wiedergabe trat das Schubert'sche Lied zum ersten Male als ein in seiner Eigennatur schlechthin vollkommenes Kunstwerk heraus. Wer hätte es vor ihm für möglich gehalten, daß man in unserem consonantenüberreichen Idiom mit unanfechtbarer Deutlichkeit der Aussprache und mustergültiger Plastik der Declamation edlen, glockenklaren Wohllaut der Tonbildung verbinden könne? Stockhausen verstand es, den Text in der Melodie, die Melodie im Text vollständig aufgehen zu lassen; er hat, indem er den Liedermeister zu den ihm gebührenden Ehren brachte, die ersten tragfähigen Fundamente für eine deutsche Gesangsschule gelegt, welche nunmehr auch im Bereiche des musikalischen Dramas zielbewußt ausgebaut werden — soll. Er hat die „Müllerlieder" noch einmal componirt. Er ist die erste Schubert-Specialität — wie Bülow die erste Beethoven- und Rubinstein die erste und einzige Rubinstein-Specialität.

Stockhausen hatte Schüler, die ihm Ehre machten, hatte Nachfolger, die seine Arbeit ergänzend weiterführten. „Winterreise" und „Schwanengesang" gewannen sich jenen Grad von Volksthümlichkeit, den eine über das Musikbedürfniß des Alltages erhabene Kunst sich überhaupt erringen kann und darf. Wunderherrliche Stücke, großer, ernster Gedanken überwoll und von Blitzen einer neuen Offenbarung durchzuckt, welche, da sie sich nicht so überaus abgefällig anließen wie das den

Digitized by Google

Dilettanten mühelos Eingängliche, von den Verlegern in ferne, schon halbmythische Bände der Liedersammlungen verbannt waren, wagten sich einen nach dem anderen an das Licht des Concertsaales, verblüfften die Unkundigen, entzückten die Wissenden und erkämpften dem Andenken ihres Schöpfers zur Liebe die Bewunderung. Vor allen Schubert-Pionieren ist Amalie Joachim mit besonderer Verehrung zu nennen, in ihrem Vortrage die Vertreterin einer selbstlosen, keuschen, von allem Uebermaß der Leidenschaft geläuterten Classicität; sie förderte aus dem bei jedem neuen Funde uns tiefer und ergiebiger bedünkenden Schachte das Ungemünzte, Ueberraschendste zu Tage. Tongedichte von weltverlorenem, müdem Zug, in welche die Sonne der Melodie nur verschleiert hineinscheint, in denen der Naive sich mit dem Philosophen begegnet, in denen Franz Schubert und Johannes Brahms sich die Hand reichen. An die Seite jener nimmer rastenden Dolmetscherin idealer Lyrik aber traten aus dem Helldunkel der Coulissen heraus Künstler, welche auf den Brettern, die Bayreuth bedeuten, darnach gerungen hatten, sich und ihrem Meister den Stil einer neuen freien musikalischen Tragödie zu erarbeiten und, in diesem Mühen begriffen, zuverderst als schneller gereifte Vorfrucht den Gewinn eines kräftig getönten und doch zugleich sich in abgemessensten, ebenmäßigen Rhythmen bewegenden, epischen Vortrages einernteten. Sie, die auch dem lebensprudelnden, allfrescо weite Flächen mit kühn geschwungenen Umrissen erfüllenden Karl Loewe einen Vorrangsplatz unter den Hochmeistern der Erfindung erstritten, haben insgleichen den Balladencomponisten Schubert in sein Recht eingesetzt. Damit ist nun das letzte bis vor Kurzem noch fehlende Glied in die Kette des von der Fülle seines Wirkens seither Gekannten und Gewürdigten eingereiht und so erst jetzt das Vermächtniß des fruchtbarsten, des gewaltigsten und zartesten Gesangsmeisters, des größten Lyrikers der Deutschen neben Goethe, voll und ganz der Nation erschlossen. Es ist eben darum nicht einmal im Ungefähren abzusehen, welchen Einfluß auf die Weiterentwickelung der Musik, insbesondere des Liedes, Schubert noch für manche Epoche späterer Geschlechter auszuüben vorbehalten ist. Seit einem Decennium darf man sich schon der ungehemmten Uebersicht über den Lebens- und Thätigkeitskreis seines Nachfolgers Schumann erfreuen, und heute kann es wohl ausgesprochen werden, daß die Anregungen, welche von diesem ausgingen, bereits in ihrer ganzen Ausdehnung nutzbar gemacht worden sind. Ja, selbst die Blüte eines Robert Franz, des zweiten zu edler Eigenart erwachsenen Schubertschülers, der noch als Rüstiger unter den Lebenden weilt, ist mit ihrer schlichten, trauten Innigkeit seit Jahr und Tag zum Parnaß heimgekehrt, ohne daß sich Jemand gefunden hat, der das köstliche Geschenk, welches sie zu bieten vermochte: seine sinnigschmuckvolle Fassung und künstlerisch vornehme Umwerthung der Volksweise, weiter zu hegen gesonnen war. Schubert's Reich ist dagegen noch nicht abgegrenzt. Wer wünscht nicht, daß Johannes Brahms sobald noch nicht sein letztes Wort zu sprechen habe? Wer wird ihn beerben? Und wer wird an den Schubert von kühnster und mächtigster Haltung, an den des „Prometheus", der „Grenzen der Menschheit", des Fragmentes aus den „Enmenden" anknüpfen?

Es ist symbolisch bedeutsam, daß sie gerade in unseren Tagen das, was von ihm sterblich war, in ein Ehrengrab gelegt haben. Sie betteten ihn neben Beethoven. Sie mußten ihn dort bestatten. Untereinander hatten zwar die Beiden wenig gemein; sie waren nichts weniger als verwandte Naturen. Eine Elegie wie die im holden Frühlingston der ersten knospenden Neigung gesungene „Adelaide" ist eine Episode im Beethoven; Momente aufjubernder Willensenergie wie die in der C-dur-Symphonie sind Episoden im Schubert. Bei Beethoven verräth Alles die ehern zähe Arbeit; bei Schubert deuten wir stets an klingende Blumen, wie mit einem Zauberstabe aus der Erde emporgelockt. Beethoven griff nach Titanenstoffen, rang mit ihnen in den härtesten inneren Kämpfen auf Leben und Tod, um sie, als er sie bezwungen, harmonisch erhaben zu gliedern; Schubert fuhr über alles, was die Wellen des Lebens an ihm vorüber führten, nur leichthin, wie mit spielender Hand, und unter seiner Berührung wandelte sich alles zu tönendem Golde. Beethoven war herb, groß, dramatisch; Schubert versöhnend, liebenswerth, lyrisch. Beethoven entrückte ein scheinbar grausames und doch weises Geschick den Menschen, die er überragte und die ihn, wäre er in unausgesetztem Zusammenleben mit ihnen geblieben, zu sich heruntergezogen oder ihn zu einem Timon von Wien gemacht haben würden; nicht zu fern von ihnen, um sie aus den Augen zu verlieren, und ihnen nicht zu nahe stehend, um sich vom Gewimmel der Köpfe die weltbewegenden in den Morgenröthe des neunzehnten Jahrhunderts auftauchenden Ideen verdecken zu lassen, gewann er sich unter tausend neuen Schmerzen das Pathos des deutschen Symphonikers. Schubert hinwiederum hing an seinen Mitgeschöpfen, weil er ein Mensch mit Menschen war, ihre Freuden, ihre Schwächen theilte; er brauchte nur zu singen, wie es ihm um's Herz war — und hatte ein Stück ewig alten, ewig neuen Seelenlebens wiedergespiegelt. So verschieden waren die Wege, auf denen Beethoven und Schubert dahinzogen. Und dennoch gehören sie zusammen. Beide haben, indem sie ihre Schaffenskraft mit den Gedanken und Gefühlen der Großen von Weimar befruchteten, zwischen Musik und Poesie die starke Brücke geschlagen, welche fähig war, die Last der Kunstentwickelung der Neuzeit zu tragen. Beide führen eine neue Schöpfungsperiode herauf: die des Subjectivismus. Von Bach bis Mozart reicht die Epoche der in ungetrübter Klarheit in sich abgeschlossenen Composition; im Vollendungsproceß der Bach'schen Cantate, des Haydn'schen Streichquartettes, der Mozart'schen Oper geht auch der letzte Rest von persönlichem Lust- und Leidempfinden des Tondichters auf. Diese Meister, wie sie uns in ihren Gestaltungen von antiker Linienreinheit entgegentreten, sind die „in seligem Frieden dahinlebenden Götter". Mit Beethoven und Schubert vermenschlichen sich die Götter; das große Ach tritt in die Tonkunst ein. Beethoven und Schubert sind zugleich die Herolde der neuen Aera und Herrscher in derselben. Beide schöpften aus gleich unversieglichen Bronnen — nur daß die Quellen, welche diese nährten, aus weit von einander abgelegenen Thalgründen heraufsprießen. Beide sind Pfadfinder. Beethoven gehört zu den Befreiern, Schubert zu den Wohlthätern der Menschheit. Es ist herrlich, den Geist zu erheben; aber es ist nicht minder herrlich, Zähren fließen zu lassen, die die Brust von bitterem Weh befreien, die jeden dumpfen Herzdruck lösen. Das thut Franz Schubert: solche Wunder wirkt er Tag für Tag. Darum gebührt ihm ein Platz neben Beethoven. Weh' dem, der ihren Frieden stören wollte!

Mein Verhältniß zu früheren Philosophen.

Von Eduard von Hartmann.

Ueber den allgemeinen Standpunkt eines philosophischen Systems wird man am leichtesten, schnellsten und sichersten orientirt, wenn derselbe mit den Standpunkten anderer Systeme verglichen wird und seine Aehnlichkeiten und Unterschiede aufgezeigt werden. Es sei deshalb gestattet, ein solches Verfahren auch zur Kennzeichnung meines eigenen Standpunktes einzuschlagen, wobei ich mich schon aus räumlichen Rücksichten auf die neuere Philosophie beschränken will.

Mit Spinoza verbindet mich der streng monistische Charakter meines Systems, insofern Spinoza zum ersten Mal den metaphysischen Monismus in streng philosophischer Form durchführt. Aber ich unterscheide mich von ihm dadurch, daß ich im Gegensatz zu seinem abstracten Monismus einen concreten aufstelle, welcher einen relativen Individualismus und real-phänomenalen Pluralismus Raum gönnt. Indem Leibniz diesem pluralistischen Individualismus zu seinem Rechte verhelfen wollte, überspannte er denselben in seiner Monadenlehre aus einem relativen, phänomenalen in einen absoluten, ontologischen, substantiellen Pluralismus und zerstörte damit den Monismus, zu dem er vergeblich den Rückweg suchte.

Digitized by Google

Gegenüber der antiteleologischen Nothwendigkeitslehre Spinoza's setzte Leibniz die Teleologie wieder in ihre Rechte ein und suchte das zweite Attribut der Substanz neben dem Denken oder Vorstellen nicht in der todten Ausdehnung, sondern in der lebendigen Kraft, bez. im Willen. Die Aufgabe, den Monismus Spinoza's mit dem teleologischen Individualismus des Leibniz zur Einheit zu verschmelzen, wurde zwar von Lessing und Herder erfaßt, aber nicht in systematischer Form gelöst, und erst in diesem Jahrhundert von Denkern wie Krause und Lotze verpflanzt wieder aufgenommen, nachdem dieselbe bereits eine neue Gestalt angenommen und sich mit neuen Problemen bereichert und vertieft hatte. Sowohl das vorige Jahrhundert als auch die anachronistischen Nachklänge desselben in diesem Jahrhundert hatten die Synthese von Spinoza und Leibniz auf dem Boden des jüdisch-christlichen Theismus, nicht auf denjenigen eines unbewußten und unpersönlichen absoluten Geistes, angestrebt und waren eben damit hinter die philosophischen Errungenschaften der speculativen Epoche des 19. Jahrhunderts zurückgesunken.

Kant steht noch auf der Grenzscheide beider Jahrhunderte. Einerseits bleibt er mit seinem Herzen in der Ideentrias der Aufklärungszeit, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, stecken; andererseits schaut er mit seinem klaren Kopfe voraus in das gelobte Land einer von religiösen Ueberlieferungen unabhängigen Metaphysik, das er selbst noch nicht zu betreten wagt. Seine Bedeutung liegt deshalb nicht sowohl auf dem Gebiete der Metaphysik, als auf den bis dahin wenig angebauten der Erkenntnißtheorie, Naturphilosophie, Ethik Religionsphilosophie und Aesthetik, auf denen er gleichmäßig bahnbrechend und grundlegend, wenn auch nirgends abschließend, gewirkt hat. Ueberall streut er fruchtbare Keime aus, oft ohne sie zu beachten; aber überall verbirgt er sie unter scholastischem Gestrüpp, dem er seine Pflege mit Vorliebe zuwendet. Meistens sucht er den verschiedenen Seiten der Probleme gerecht zu werden, aber ohne die speculative Kraft, die scheinbaren Widersprüche in richtigen Synthesen zu überwinden, und so sind es größtentheils künstliche und werthlose Scheinlösungen, denen er selbst den größten Werth beimißt.

In der Erkenntnißtheorie verschärft sich der schon bei Leibniz hervortretende Widerstreit einer realistischen und einer idealistischen Strömung bei Kant zu einem Gewebe von Widersprüchen, aus denen er vergeblich den Ausweg in idealistischer Richtung sucht, während er in seiner Naturphilosophie, Metaphysik und praktischen Philosophie unvermerkt die realistische Auffassung zu Grunde legt, die er in seinen erkenntnißtheoretischen Grundsätzen perhorrescirt. Dieses Schwanken zwischen erkenntnißtheoretischem Idealismus und Realismus dauert auch bei seinen Nachfolgern fort, in dem Sinne, daß der erkenntnißtheoretische Idealismus als durch Kant erwiesen vorausgesetzt wird, in der Ausführung der Systeme aber thatsächlich verleugnet wird. In der Literatur des Neukantianismus sind die in Kant's Erkenntnißtheorie liegenden Widersprüche offenbar geworden, insofern das Entgegengesetzteste als die ächte Lehre Kant's dargeboten und vertheidigt wird. Aber schon im Anfang dieser neukantischen Literaturbewegung hatte ich die Aufgabe erfaßt, die entgegengesetzten Strömungen in Kant's Erkenntnißtheorie bloß zu legen und jede derselben auf das Maß ihrer Bedeutung und ihrer Berechtigung als Hypothese zu prüfen; dies führte zu dem Ergebniß, daß die realistischen Instincte Kant's und der nachfolgenden Systematiker richtig, die idealistische Formulirung der erkenntnißtheoretischen Grundsätze aber einseitig und unhaltbar und nur als geschichtliche Uebergangsstufe zwischen naivem und transcendentalem Realismus berechtigt sei.

In der Ethik Kant's erkenne ich die Voranstellung der Vernunftmoral bereitwillig an, nicht aber die formalistische Fassung seiner Vernunftmoral, welche erst durch Hegel ihre inhaltliche Erfüllung erhielt, und nicht die gänzliche Mißachtung der Gefühls- und Geschmacksmoral, welche durch Schopenhauer und Herbart in ebenso einseitiger Weise restituirt wurden. Von besonderer Wichtigkeit erscheint mir, daß Kant die Ethik grundsätzlich aller egoistischen Pseudomoral entgegensetzte und damit den Pessimismus, welchen er auch aus empiristischen Gründen in weiterem Umfang vertrat, als ein Postulat des sittlichen Bewußtseins hinstellte. Nicht in der besonderen Formulirung seines Moralprincips, sondern in der Bekämpfung alles Eudämonismus zu Gunsten der pflichtmäßigen Sittlichkeit sehe ich den entscheidenden Punkt in der Kant'schen Reform der Moral und gerade in diesem bisher zu wenig beachteten Punkte habe ich unmittelbar an Kant angeknüpft.*)

Was mich mit Schelling's erstem System verbindet, ist wesentlich der hier am deutlichsten zu Tage tretende Begriff des Unbewußten, der den Angelpunkt sowohl seiner „Naturphilosophie" als auch seines „transcendentalen Idealismus" bildet, und zugleich das unvermerkte Band abgibt, durch welches beide erst fähig werden, zur „Identitätsphilosophie" verschmolzen zu werden. In der Naturphilosophie ist es wesentlich die an Leibniz erinnernde Construction der Materie aus Kraftlosungen Kraftpunkten, die ich von ihm übernommen und nach Anleitung der modernen mathematischen Mechanik näher durchgeführt habe; dagegen habe ich zu dem übrigen Inhalt seiner völlig veralteten Naturphilosophie gar keine Beziehung. In der Aesthetik habe ich die Bedeutung des Unbewußten, welche Jean Paul, Vischer und Carrière von Schelling übernommen und in die ästhetische Literatur eingeführt hatten, näher ausgebildet; im Uebrigen aber stehe ich der abstract-idealistischen Aesthetik, welche von Schelling begründet worden ist als auf concreter Idealist gegenüber. Daß das Princip des all-einen Unbewußten einer inductiven Begründung fähig sei, hatte Schelling zwar anerkannt, aber selbst diese Begründung nicht unternommen; im Gegentheil zu der deductiven und dialektisch-constructiven Methode Schelling's habe ich mich deshalb in methodologischer Hinsicht an die Induction der modernen Natur- und Geschichtswissenschaften so eng angeschlossen, als der Inhalt der philosophischen Wissenschaften dies gestattet.

In seinem letzten System sucht Schelling die einseitigen Principien einer vernünftigen Idee und eines blinden Willens zu einer höheren Einheit zu verbinden und dadurch sowohl der aus der Identitätsphilosophie entwickelten Standpunkt Hegel's als auch den aus seiner Freiheitslehre hervorgegangenen Standpunkt Schopenhauer's principiell zu überwinden und zu aufgehobenen Momenten herabzusetzen. Indem ich ihm hierin nachfolge, schließt die letzte Stufe meiner Metaphysik sich enger als an irgend ein anderes System an Schelling's positive Philosophie an. Aber ich lehne die theogonischen und mythologischen Künstleien und Spielereien seines Alters ebenso entschieden ab wie die naturphilosophischen Phantasien seiner Jugend und verharre auch seiner letzten Phase gegenüber in methodologischer Gegnerschaft. Der Geist, welcher in Schelling's positiver Philosophie weht, steht mir unendlich viel ferner als der Geist der Hegel'schen Philosophie, und die Uebereinstimmung erstreckt sich nicht über jene metaphysische Spitze hinaus.**)

Im Anschluß an Schelling seien hier gleich noch meine Beziehungen zu drei Denkern erwähnt, die man wohl im weiteren Sinne zur Schelling'schen Schule rechnen kann, Oersted, Burdach und Carus. Der dänische Physiker Oersted, dessen metaphysische und ästhetische Ansichten ich anderwärts im Zu-

*) Vergl. „Gesammelte Studien und Aufsätze", 3. Aufl. D. I, 2: „Kant und seine Nachfolger", S. 553—559; „Philosophische Fragen der Gegenwart" Nr. XI: „Kant und die heutige Erkenntnißtheorie"; „Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus", 1. Aufl. (1. Aufl. 1871); „Das sittliche Bewußtsein", 2. Aufl., siehe Namenregister; „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus" Nr. I: „Kant als Vater des Pessimismus"; „Philosophische Fragen der Gegenwart" Nr. V, 4: „In welchem Sinne war Kant ein Pessimist?" S. 112—120; „Die deutsche Aesthetik seit Kant" siehe Namenregister; „Gesammelte Studien und Aufsätze" C. VII, S. 526—529.

**) Vergl. „Gesammelte Studien und Aufsätze" 3. Aufl. D. I, 7: „Schelling", II: „Schelling's Identitätsphilosophie", IV: „Schelling's positive Philosophie" und VI: „Schlußwort"; „Die deutsche Aesthetik seit Kant" siehe Namenregister.

Digitized by Google

sammenhange dargestellt habe*), ist ein philosophischer Autodidakt, der mehr noch an Leibniz als an Schelling erinnert, aber von der speculativen Philosophie im Anfang dieses Jahrhunderts doch zweifellos beeinflußt ist. Sein Werk „Der Geist in der Natur" regte mich in meinem 17. Lebensjahre sehr an, und es ist wohl möglich, daß einzelne Reminiscenzen aus dieser Lectüre auf meine Entwickelung von einem Einfluß geworden sind, der sich allerdings der Controle meines Bewußtseins entzog. Der Physiolog Burdach liebt der Schelling'schen Naturphilosophie schon etwas näher; seine „Blicke in's Leben", die heut noch eine empfehlenswerthe Lectüre sind, und seine „Physiologie" haben mir für die naturphilosophischen Abschnitte der Philosophie des Unbewußten einen großen Theil der Beispiele geliefert. Der Dritte der Genannten, der Dresdener Arzt Carus, steht Schelling von den Dreien entschieden am nächsten und seine „Psyche" wird mit Recht als ein Vorläufer der Philosophie des Unbewußten betrachtet.**) Zufällig habe ich jedoch diesen Autor erst kennen gelernt, als der Abschmitt A der Philosophie des Unbewußten vollendet war und die Disposition des ganzen Buches in der Hauptsache schon feststand, so daß ich mehr Bestätigung als Anregung und Förderung aus seinen Schriften schöpfen konnte.

Mein Verhältniß zu Schopenhauer ist im Beginn meiner literarischen Laufbahn als ein engeres aufgefaßt worden, als es thatsächlich ist. Der Anlaß dazu war der Umstand, daß das Urtheil über die Philosophie des Unbewußten mehr als durch ihren philosophischen Gehalt durch die beiden am meisten und nur zu oft ausschließlich gelesenen Capitel über Pessimismus und Geschlechtsliebe bestimmt wurde, und daß diese Ansicht durch meine Polemik gegen die dialektische Methode Hegel's bestärkt wurde. Daß diese Auffassung irrig war, und daß dieser Irrthum nicht von mir verschuldet war, ist heute wohl von allen Urtheilsfähigen eingesehen, was natürlich nicht hindert, daß die unphilosophische öffentliche Meinung, die wesentlich von den ersten Eindrücken abhängt, mich nach wie vor als Schopenhauerianer behandelt, und daß dieser Irrthum noch jetzt häufig genug in philosophische und theologische Schriften Eingang findet. Nun bin ich aber ein Gegner des von Schopenhauer vertretenen subjectiven Idealismus in der Erkenntnißtheorie, seines abstracten Monismus in der Metaphysik, seines abstracten Idealismus in der Aesthetik, seiner ungeschichtlichen Weltanschauung, seiner schwankenden und widerspruchsvollen Stellungnahme zur Teleologie, seiner Lehren vom intelligiblen Charakter, von der transcendentalen Freiheit und von der Unveränderlichkeit des Charakters, seiner exoterischen Mitleidsmoral und seiner esoterischen Moral der individuellen Willensverneinung durch Quietismus und Askese, seiner einseitigen und ausschließlichen Bestimmung des Wesens als Wille und seiner Bevorzugung des quietistisch-asketischen Inderthums und Urchristenthums vor dem weltthätigen Protestantismus. Mein Pessimismus endlich, welcher zu der Vermengung so entgegengesetzter Standpunkte Anlaß gegeben hat, ist dem Kant'schen Pessimismus viel näher verwandt als dem Schopenhauer'schen, weil er durch die Verschmelzung mit dem teleologischen Evolutionismus und durch eine Ethik der werkthätigen Hingabe an die objectiven Zwecke des Weltprocesses eine ganz entgegengesetzte Physiognomie bekommt, wie der Schopenhauer'sche Pessimismus mit seinem weltflüchtigen Quietismus, seiner schmollenden Misanthropie und seinem in geistigen Genüssen schwelgenden Epikureismus.***)

Am meisten Einfluß von allen Schopenhauer'schen Werken hat auf den naturphilosophischen Theil der Philosophie des Unbewußten die Schrift „Ueber den Willen in der Natur" gehabt, in welcher Schopenhauer sein eignes System realistischer als in anderen Werken interpretirt, und der Leibniz'schen Naturphilosophie näher tritt.

Umgekehrt wie mit Schopenhauer ist es mir mit Hegel ergangen. Meine Trennung zwischen Form und Inhalt im Hegel'schen System war den meisten Hegelianern unverständlich, und meine Bekämpfung der dialektischen Form der Hegel'schen Philosophie genügte ihnen, um mich von vornherein als Gegner Hegel's schlechtweg zu kennzeichnen. Nach meiner Ueberzeugung hatte aber der Geist der Hegel'schen Philosophie nur deshalb seine Wirksamkeit eingebüßt, weil er in eine unhaltbare und nachgerade allgemein als unhaltbar verworfene Form eingezwängt und mit ihr verquickt war. Es bedurfte nur der Befreiung von dieser Form und der Wiedergeburt dieses Geistes in einer ihm sachlich angemessenen und zeitgemäßen Form, um ihn von Neuem lebendig zu machen. Den bleibenden Werth der Hegel'schen Leistung sah ich in seiner Geistesphilosophie, d. h. in seiner Ethik, Religionsphilosophie, Aesthetik und Geschichtsphilosophie, die von den Fesseln der Methode nicht allzusehr entstellt sind, während die Logik als die abstracteste Disciplin dies im höchsten Maße ist, und die Naturphilosophie nur einen werthlosen Lückenbüßer des Hegel'schen Systems darstellt. Die historische Weltanschauung Hegel's, die großartige Anwendung, die er überall von dem Princip der Entwickelung im Sinne des teleologischen Evolutionismus macht, die unbewußte Immanenz der Weltvernunft als treibender Factor der Entwickelung und bestimmende Macht in Natur und Geschichte, die Anerkennung eines relativen Rechts in allen Parteistandpunkten und einer relativen Wahrheit in allen wissenschaftlichen Formulirungen der Wahrheit, die Forderung speculativer Synthesen zur Gewinnung der höheren umfassenderen Wahrheit aus den relativen einseitigen Wahrheiten, das alles waren ebensoviel Anziehungspunkte für mich, welche Leitsterne meines Denkens von Anfang an geworden und geblieben sind.

(Schluß folgt.)

Ein tyroler Dichter.

(Hermann von Gilm.)

In der schönsten Straße von Innsbruck steht an der Schauseite eines Bürgerhauses über dem Laden eines ehrsamen Schneiders eine Marmorbüste, die uns die Züge eines ernsten Mannes mit Cotelettenbart und rasirtem Kinne zeigt. Der Fremde, der wohl vom Goldenen Dachl oder dem Hofgebäude mal in der Kapuzinerkirche, den größten Sehenswürdigkeiten der tyroler Landeshauptstadt, kommt, liest die in Goldbuchstaben glänzende Unterschrift: Hermann von Gilm — ein Name so fremd seinem Ohr wie seinem Herzen, und er wettet darauf, daß irgend ein schätzbarer k. k. Beamter von seinen dankbaren Mitbürgern in so sinniger Weise ausgezeichnet wurde. Der Mann da oben ist in der That ein Staatsbeamter gewesen und als k. k. Statthaltereisecretär gestorben, aber er ist daneben noch etwas mehr: der größte Dichter Tyrols.

Eine Localberühmtheit! Gewiß, aber Hermann Gilm Ritter von Rosenegg verdient als Dichter und Mensch auch jenseit der weißrothen Grenzpfähle bekannt und geliebt zu werden, denn er ist unstreitig einer der beachtenswerthesten nachgoethe'schen Lyriker, die unsere Literatur besitzt. In Oesterreich ist er noch immer nicht genug, in Deutschland ist er überhaupt nicht bekannt, trotzdem ihn Heinrich Kurz in seiner Geschichte der Nationalliteratur gewürdigt hat. Und zwar im letzten Bande, der die Dichter bis zum deutsch-französischen Kriege behandelt, und wenn der Verfasser auch in der Auswahl der durch eigene Kapitel geehrten Schriftsteller nicht selten eine unglückliche Hand und wenig Kritik bewies,

*) „Die deutsche Aesthetik seit Kant" S. 198—211.

**) Vergl. Volkelt: „Das Unbewußte und der Pessimismus" S. 78 bis 86; Kapp: „Philosophie der Technik" S. 155—159; „Philosophie des Unbewußten" 4. Aufl. Bd. I, S. 32—33.

***) Vergl. „Philosophische Fragen der Gegenwart" Nr. II: „Mein Verhältniß zu Schopenhauer"; „Gesammelte Studien und Aufsätze" D. IV: „Schopenhauer's Pessimismus"; „Das sittliche Bewußtsein" 2. Aufl. siehe Register; „Die deutsche Aesthetik seit Kant" desgl.; „Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus" 3. Aufl. S. 35—36, 49—52, 84—90; „Philosophische Fragen der Gegenwart" Nr. III, „Neukantianismus" 2c. Abschn. B: „Schopenhauerianismus".

Digitized by Google

so kann doch der Umstand, daß er den trefflichen Innsbrucker auf ein eigenes Postament gestellt, uns mit der Nachbarschaft meist mit Recht verschollener und vergessener Mittelmäßigkeiten aussöhnen. Gilm verdient nicht nur ein besseres Denkmal als die Büste in der Maria-Theresienstraße und das zweifelhafte Piedestal in Kurz' Handbuch, sondern sogar einen Ehrensalm in unserer Nationalliteratur überhaupt, denn er war einer der besten Dichter Oesterreichs, ein edler Mensch und ein guter Patriot.

Vierundzwanzig Jahre nach seinem Tode feiert nun der Vielverfolgte und Verkannte seine literarische Auferstehung in zwei schmucken Bänden, welche in dem Verlage von A. G. Liebeskind in Leipzig erscheinen. Feines Papier, herrlicher Druckin'scher Druck, beide Bücher (leider nicht im nämlichen Format) in Inhalt und Gewand durchaus würdige Erscheinungen aus unserem vornehmsten Poeten-Verlag. Schon darin liegt für den Dichter eine Auszeichnung, eine späte Anerkennung und Gerechtigkeit, und unter der Aegide des deutschen Lemerre wird der tiroler Dichter hoffentlich in Salons und Bürgerstuben heimisch werden und sich auch in die Herzen unseres Volkes hineinsingen. Die Bände enthalten seine „Ausgewählten Dichtungen" und seine Lebensgeschichte. Seltsamer Weise ist es sein eugerer Landsmann, der ihm diesen doppelten Freundesdienst vor der Nachwelt erweist. Theils hat der Tod die Geführten an dem Liebeswerk verhindert, theils gewiß auch Rücksichten auf die noch immer mächtigen Feinde des Poeten. Ein Dresdener Baumeister vielmehr, welcher in Obermais bei Meran eine Villa besitzt, die er poetisch „Bismhof" getauft hat, und der unter dem Namen Arnold von der Passer sich literarisch bethätigt, hat diese Aufgabe übernommen und mit Eifer und Geschick gelöst. Die Biographie enthält die knappe und doch warmherzige Schilderung von Gilm's einfachem Lebenslauf, und die Ausgewählten Dichtungen bieten wirklich die gelungensten seiner Werke: die innig feurigen Liebeslieder des Jünglings, die wilden Zeit- und Streitgedichte des Mannes, die abgeklärten Schöpfungen seiner letzten zwei Jahrzehnte.

Hermann von Gilm's Leben ist das eines österreichischen liberalen Beamten vor und nach dem tollen Jahre 1848, also ein langes Martyrium. Zudem war er ein Tyroler, und im Lande der Glaubenseinheit ein Liebhaber der Freiheit und Pfaffenfeind zu sein, ist auch heute noch ein Wagnitzen. Nicht umsonst mußte er am 1. November 1812 zu Innsbruck geborene Sprößling einer geadelten Beamtenfamilie fast 35 Jahre alt werden, ehe er eine ordentliche Anstellung erhielt, doch hatten diese an Zurücksetzungen und Bitternissen reichen Jahre das Gute, daß sie seinen Dichtergeist befruchteten und ihn mit gleichgestimmten Freunden zusammenbrachten. Es war damals eine merkwürdige Zeit in Tyrol, eine Art verspäteter kurzer Renaissance. Viele ideale Bestrebungen regten sich, die jetzt zum guten Theil verkümmert sind, denn die von Gilm bekämpfte Priesterschaft hat ihre Früchte getragen. Es schaarten sich da um den jungen Rechtsbeflissenen eine Anzahl für die Freiheit begeisterter Männer, die wie Schuler, Steub, Streiter, Beda Weber poetisch veranlagt waren und durch Lentner und den jüngst verstorbenen Ludwig Steub aus Bayern Succurs erhielten. Steub selbst hat in seinem Buch „Ein Sängerkrieger in Tyrol", das wir hier besprochen haben, jene Tage mit ihrem idealen Flug und ihren mitunter recht unerquicklichen Kämpfen den Eingehenden geschildert. Der „ewige Praktikant" Gilm hatte damals, wie seine Freunde scherzten, seine „liedervolle und liederkolle" Zeit, trotz gedrückter Verhältnisse, unglücklicher Liebschaften und ewiger Reibereien mit den Zelotten. In seinen Liedern spiegelt sich das Alles wieder. Als er endlich 1847 für einige Jahre nach Wien versetzt wurde, war sein dichterischer Höhepunkt schon vorüber. Er starb als Statthaltereisecretär in Linz am 31. Mai 1864, ein Opfer des Metternich'schen Systems.

Gilm ist ein ursprünglicher Dichter, obwohl er als Lyriker nur die alten Themata besingt, und es nicht schwer hält, die verschiedenen Vorbilder zu erkennen, die auf seine Poesie eingewirkt haben: Goethe, zumal im Westöstlichen Divan, Freiligrath — Beweis die Reminiscenz: „Ein Fluch ist Poesie, denn wer ihr Zeichen auf seiner Stirne trägt, der ist verfehmt" —, Geibel in seiner Liebes-Lyrik und vor Allem Herwegh, die „eiserne Lerche," und Anastasius Grün. Diesem letztern hat er offenbar den Bilderreichthum und das feurige Colorit abgelernt, aber er bleibt doch immer selbständig und übertrifft an Gluth der Empfindung seinen Meister. Er ist ein Colorist ersten Ranges. Alle Dinge bei ihm haben ihre realistische Farbe und Tönung. Dabei wird er nie prosaisch, denn davor bewahrt ihn sein Reichthum an poetischen Gleichnissen und Tropen. Er ist unerschöpflich und immer originell in seinen Bildern. Die Propaganda der Himmelslichter geht in die Lande, nur die Berge zweifeln noch, indeß der Dichter dem Frühlingstag als Johannes vorangeht. Oder die Sonne liegt im Sterben; den weißen Wolken vermacht sie ein feuerrothes Band, aber als die Sterne kommen, vergeht es. Die Zeitlose hat den Leib einer Linie, von der Rose die Farbe, jedoch im Kelche Gift, denn die letzte Blume und die letzte Liebe sind beide tödtlich. Die Veilchen sind ihm Gedichte, die Gott mit seinem Himmelsstift in's Grün hineingeschrieben u. s. w. Und all diese weist der Natur entnommenen Gleichnisse haben nichts Gesuchtes, sondern scheinen ihm in unerschöpflicher Fülle mühelos zuzuströmen. Seine Naturschilderungen sind nicht allein schön, sondern auch wahr und voller Stimmung.

Durch Felsenlücke, reich behängt mit dem Damaste
Des Epheus, führt der Weg. Von einem Birkenaste
Zum andern hüpft und fliegt die gelbe Zeisigbrut.
Hoch steht der Himmelbrand im Bug der Heidelbeere,
Indeß am Weg mit eingelegtem Speere
Die Distel ihren Wachtdienst thut.
Dicht steht nun Baum an Baum; die Nahnenrawone
Ruht aus auf eines Asts weitblickender Altane,
Und drunten liegt der See, so selig blau und still
Ein Stück vom Himmel, das entsündigt und begnadet,
Ein heiliges Frauenauge, das in der Thräne badet
Und sich nicht selbst sehen lassen will.

Die Tannenwälder und „Rosengärten" des Pusterthals, die Orangenhaine und Rebenlauben Südtyrols spiegelt sein Lied. Es ist tyroler Erdgeruch darin. Wir haben das Gefühl, daß man solche Lieder nur in Tyrol, daß sie nur ein Tyroler singen kann, denn sie sind voller Localfarbe. Diese Bedeuten und Einbrücke sind erlebt, nicht nach Heine's Recept „hinterm Ofen" ausgeklügelt und anempfunden. Dazu kommt eine Farbenpracht der Sprache und ein Feuer der Empfindung, die für den kühlen Nordländer etwas Berauschendes haben. So ist es bezeichnend, daß Gilm zwar in seinem frühesten Liedercyclus das Veilchen feiert, aber schon in seinem ersten Gedichte vergleicht er es mit der stolz prangenden Rose, und diese ist und bleibt denn auch die Lieblingsblume seiner Poesie. Wie die Tulpe bei Platen, so kehrt bei Gilm die farbenprächtige, balsamische Blume fast in allen Gedichten wieder, die sie mit ihrem Schmelz und Hauche durchglüht und durchduftet. Das rothe Gestein der Dolomiten, das Frühlicht, die Wangen der Geliebten, der Schaum des Bergbachs, überall sieht er Rosen, rothe und weiße, immer voll aufgeblüht und reich an Wohlgerüchen. Die Natur ist ihm innig vertraut, ewig schön, eine Trösterin, und an ihrem Busen vergißt er allen Haß der Menschen und genießt sie in vollen Zügen.

Es blüht die Welt, ich bin allein im Zimmer,
Das junge Saatfeld schwimmt im Sonnenlicht,
Die Lerche singt, berauscht von all' dem Schimmer,
Der rings aus tausend Blumenangen bricht.

Sein farbendurstiges Auge trinkt gierig alle Gluth des Tages und die Nacht, die der Herrlichkeit ein Ende bereitet, ist ihm verhaßt.

Aus dem Walde tritt die Nacht
An den Bäumen schleicht sie leise,
Schaut sich um im weiten Kreise —
Nun gib Acht!

Digitized by Google

Alle Lichter dieser Welt,
Alle Blumen, alle Farben
Löscht sie aus und pflückt die Garben
Weg vom Feld.
Alles nimmt sie, was nur hold;
Nimmt das Silber weg des Stromes,
Nimmt vom Kupferdach des Domes
Weg das Gold.
Ausgeplündert steht der Strauch —
Rücke näher! Seel' an Seele,
O die Nacht, mir bangt, sie stehle
Dich mir auch.

Als Liebesliederdichter gebührt Gilm eine erste Stelle. Er ist wahr und tief, innig und heiß. Jedes Lied von ihm ist ein Gelegenheitsgedicht im Goethe'schen Sinne. Zwar könnte ein gewisser rhetorischer Zug, der ja allen Dichtern des revolutionären Vormärz eignet und noch eine Gewohnheit vom politischen Pathos ist, irre leiten, aber man braucht nur schärfer hinzuhorchen, um den Naturlaut, den Herzensschrei herauszuhören. Am liebsten knüpft er auch in seiner erotischen Lyrik an die Natur an. Eine Blume, ein Stern erinnert an die Geliebte, oder er schildert eine Volkssitte, und im Nu hat er die Beziehung zu seiner Geliebten ganz ungesucht gefunden. Hier können die folgenden zwei Gedichte als Muster seiner Dichterweise gelten.

Die Georgine.

Warum so spät erst, Georgine?
Das Rosenmärchen ist erzählt,
Und honiglaut hat sich die Biene
Ihr Bett zum Schlummer schon gewählt.
Sind nicht zu kalt die diese Tage hin?
Wenn ich dir jetzt den Frühling brächte,
Du feuergelbe Träumerin!
Wenn ich mit Maithau dich benetzte,
Begösse dich mit Junilicht?
Doch ach, dann wärst du nicht die Letzte,
Die stolze Einzige auch nicht.
Wie, Träumerin, seelk ich vergebens?
So reich' mir schmeichelnd die Hand.
Ich hab' den Frühling dieses Lebens,
Wie du den Maitag nicht gekannt.
Und spät, wie dir, du feuergelbe,
Stahl sich die Liebe mir in's Herz,
Ob spät, ob früh, es ist dasselbe
Entzücken und derselbe Schmerz.

Allerseelen.

Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden,
Die letzten rothen Astern trag' herbei
Und laß uns wieder von der Liebe reden,
Wie einst im Mai.
Gib mir die Hand, daß ich sie heimlich drücke,
Und wenn man's sieht, mir ist es einerlei,
Gib mir nur einen deiner süßen Blicke,
Wie einst im Mai.
Es blüht und funkelt heut' auf jedem Grabe,
Ein Tag im Jahre ist den Todten frei —
Komm on mein Herz, daß ich dich wieder habe,
Wie einst im Mai.

Uebrigens ist das letztere Gedicht viel bekannter, als der Herausgeber denkt. Nicht nur findet es sich in einigen Antologien, es nimmt sogar auf Flügeln des Gesanges den Weg durch die Welt. Gerade gegenwärtig macht es in der weihmüthig schönen Composition von Lassen die Runde durch die Berliner Salons und läßt manches junge und alte Herz stärker schlagen. Ein anderes Naturbild lautet:

Die Sonne sinkt; an ihrem letzten Blitze
Verglühen die Wälder; mehr und mehr verblassen
Des Himmels Rosen, nur die Bergesspitze
Kann von dem glüh'nden Scheidekuß nicht lassen.

Die Dunkelmänner rümpfen ihre Nasen —
Ja, meine Herrn, was nützen alle Klagen?
Die Lichter sind einmal nicht auszublasen
Und diese Leuchter sind nicht wegzutragen.

Diese satirische Spitze führt uns zu Gilm's patriotischen Tendenzpoesie, die noch stärker vertreten ist, als das reine Lied. In der Zuneigung zu den Liedern eines Verschollenen spricht er die Liebste an und erinnert sie an den wilden Junggesellen Inn, an die Berge, die sich wie Mutterbrüste an des Kindes Wiege in die Thäler neigen, das goldgesäumte Thal, die prangende Kunst in den Kirchen . . .

Doch einem Dichter bist du nicht begegnet,
Dem Waldbach gleich im Stürzen und im Tosen,
Der Ketten bricht und Diamanten regnet
Als Brautgeschmeid' für seine jungen Rosen.
Sieh dich nur um! Erkennst du die Standarten?
Die schwarzen Mäntel und die breiten Hüte,
Die buhlen auf der Erde keinen Garten
Und an dem Baum des Lebens feine Blüthe.
Doch wie sie fruchtlos den Gesang verbieten,
Zu dem im Wald die Vögel sich vereinen,
Und ihre Wächter nimmer es verhüten,
Daß Nachts die Blumen um die Sonne weinen —
So hat mein Leid sich auch zu dir gestohlen,
Durch all die Späher und die Seelenschergen,
Und wittern sie's und wollen sie mich holen,
Wird eines Engels Fittich mich verbergen.

Der streitlustige Zorn gegen die Pfaffen überwiegt in Gilm's Liedern seiner besten Zeit immer mehr. Der Dichter der Liebe entwickelt auch als politischer Sänger eine nie in hohlen Phrasen sich austobende Leidenschaft, die noch jetzt aus seinen wohlgefügten Versen flammt. Für seine anticlericale Poesie ist zumal in Tyrol die Zeit noch nicht vorüber, denn noch lastet der schwarze Jesuitenhut über dem schönen Lande, und da auch bei uns der Ultramontanismus nach Beendigung des Culturkampfes wieder auflebt, so haben diese Pfaffenlieder auch für den reichstreuen Leser ein Interesse. Der Kampf um die Schule, der in Tyrol, wo noch immer das Lesen und Schreiben als protestantische Erfindung gilt, schon lange zu Gunsten der Schwarzen entschieden ist, droht gerade jetzt bei uns wieder zu entbrennen, und es ist gar nicht lange her, daß wir durch den zum Glück noch blinden Lärm einer Zurückberufung der Jesuiten aufgeschreckt wurden. Jene Lauen und Halben, die der clerikalen Gefahr gleichgültig gegenüberstehen, mögen zu ihrer Belehrung nach Gilm's Ausgewählten Gedichten greifen. Sie erkennen dann, was die Priesterherrschaft bedeutet, und wie sie im Stand ist, ein Land zu verwüsten und ein Volk zu verdummen. Die schneidigsten Nummern wird man freilich in dem Sammelbändchen nicht finden, denn trotz des Protestes von Verleger und Herausgeber hat die Wittwe des Dichters, gezwungtigt durch den von gewisser Seite auf sie ausgeübten Druck, ihre schon ertheilte Erlaubniß zur Veröffentlichung der neuen Ausgabe nur unter der Bedingung gewährt, daß die drei sogenannten „Jesuitenlieder" aus der neuen Ausgabe wegbleiben würden. Böse Dinger sind es allerdings, und wir begreifen wohl den Zorn der Clerisei, welcher noch nach 45 Jahren diese Verse verfolgt. Der Herausgeber hat sie seiner Biographie einverleibt, und der Leser findet da zuvörderst das berühmte erste Lied: Der Jesuit.

Es geht ein finstres Wesen um,
Das nennt sich Jesuit.
Es redet nicht, ist still und stumm
Und schleichend ist sein Tritt.
Es trägt ein langes Trau'rgewand
Und durch geschornes Haar
Und bringt die Nacht zurück in's Land,
Wo schon die Dämm'rung war.
. . . Drum seh ich solchen Finsterling,
So füllt mir immer ein,
Wie kann man doch solch' wüstem Ding
So schönen Namen leih'n.

Digitized by Google

Dieses Gedicht circulirte in Tyrol in unzähligen Abschriften und war so volksthümlich, daß man es sogar aus dem Mund einfacher Handwerksburschen hören konnte. Auch die anderen beiden gehören zum Frischesten, was der Dichter geschrieben. Und wahrlich, er hatte allen Grund, die Clericalen mit seinem glühenden Hasse zu verfolgen, denn er hatte sie in der Nähe bei der Arbeit gesehen. An dem Volke des schönen Alpenlandes und an sich selbst. Das entsetzliche Erziehungssystem, das richtig bewirkt hatte, daß er „schon als halbes Kind den Katholicismus über Bord geworfen", wie er erzählt, und dessen Früchte er alltäglich in seiner Umgebung sehen konnte, z. B. in der Austreibung der 500 protestantischen Zillerthaler. Und wie blutig rächten sich an dem Sänger die Pfaffen und die mit ihnen verbündeten Schergen Metternich's! Sie entzweiten ihn mit seinem Vater, sie hingen ihm den Brodkorb unerreichbar hoch, sie verdammten ihn Jahre lang zum unbesoldeten Beamten, der für seine Liebe kein Nest erbauen durfte, und trennten ihn von seiner Braut, deren Herz sie ihm entfremdeten. Ist es da zu verwundern, daß der Sänger im Uebermaße der Qualen immer bitterer wurde, daß sich ungewohnte Heine'sche Ironie in seine Verse stahl, ja daß er auch seine schwachen Stunden hatte, wo er um seiner Liebe willen seinem Hasse Schweigen gebot?

Geht sie zum Weibe mir! Was dir verschuldet,
Ich will's nicht mehr in Liedern niederschreiben.
Thut, was ihr wollt, so lang's der Frühling duldet,
Und diese Berge unbrennzlich bleiben.
Geht sie zum Weibe mir, und ungeändert
Könnt ihr die Nacht in alle Thäler tragen.
Der Gott, der jedes Volkes Schmerzen lindert,
Kann plötzlich Licht aus einem Kiesel schlagen.

Trotz diesem Schmerzensschrei und was auch seine Feinde sagen mögen, Gilm ist bis zu seinem Tode ein Freund der Freiheit und Feind des Clericalismus geblieben. Das ist Lüge, daß er für sein Jesuitenlied beim Rector der Innsbrucker Jesuiten Abbitte geleistet, daß er seine „kirchenstürmerischen" Lieder verleugnete und bereute, daß er auf dem Todtbette sich bekehrt habe. Sein Biograph beweist das Gegentheil von alledem. Aber daß er Stunden der Verschüchterung hatte, daß er ängstlich wurde, daß er zuletzt nicht den Muth fand, seine Gedichte zu sammeln, wer kann es ihm verargen? In seinen letzten Lebensjahren war er überhaupt ruhiger und stummer, ängstlich und verdrossen. Es sind fast nur Gelegenheitsgedichte für gesellige Zwecke, die noch aus seiner Leyer kommen. Der Herausgeber hat aus dem Nachlasse und der ersten Ausgabe das Beste herübergenommen, doch leider das interessante „Schützenlied" übersehen, das für Gilm's grossdeutsche Denkweise zeugt. Unter diesen letzten Gedichten sind auch einige schöne Balladen, in denen er sich früher selten versuchte. „Das Adoptivkind" hat einen dramatischen Zug, der stark an den „Erlkönig" gemahnt. Hier singt er zu Ehren der bei Oeverse gefallenen Oesterreicher und versteht es meisterlich, dem Stoffe den Gelegenheitscharakter zu nehmen und ihn sub specie aeterni zu gestalten. Ueberhaupt ist er schöpferisch in der Form, obwohl es ihm zuweilen auf einen unreinen Reim nicht ankommt. Erstennlich ist namentlich, wie er das spröde Sonett meistert und den auf ihn einströmenden Reichthum an Gedanken und Bildern in das knappe Bett zu drängen und zu verdichten weiß.

Der Kampf sei ehrlich, ehrlich sei die Wehr,
Wozu ich kühnen Muthes mich erdreiste!
Sie sind nicht frei, gefesselt in dem Geiste,
Ich fessle mich freiwillig im Sonette.
Das Waß der Silben bändigt meine Fäuste,
Der Reim legt um die Arme mir die Kette,
Doch wissen wir von manchen Kampfesstätte,
Daß auch gefesselt viel der Freie leiste.
Wenn ich den Reim aus hartem Stoffe schaffe,
So kann die Kette werden eine Waffe,
Drum leg' ich an die Lieder keine Feile.
Hat wohl Akiel geglättet seine Krute?
Ein Andrer mag auch süße Lieder sagen,
Ich muß den Feind mit meinem Reim erschlagen.

Nun, das hat Hermann von Gilm besonders in seinen geharnischten Sonetten tapfer besorgt, aber der ternäischen Schlange wuchsen immer wieder neue Köpfe, die ihn und sein freies Lied noch heute begeifern. Möge das deutsche Volk und tyroler Sänger nicht vergessen!

Z.

Feuilleton.

Wiedergeboren.

Novelle von Alexander Römer.

Eine dichte Versammlung füllte den Saal, Männer aus allen Ständen, Arbeiter, Kaufleute, Gewerbtreibende, auch Beamte. Altona, die Nachbarin der großen Hansestadt, war in außergewöhnlicher Erregung, die augenblicklich nicht durch tausmännische Interessen hervorgerufen war. Man schrieb Mai des Jahres 1848, und das Volksrecht war in Gährung, die nationale Erhebung hatte alle Gemüther ergriffen. Die deutsche Jugend strömte aus allen Gauen herbei, den Bruderstamm zu befreien. Nach der Niederlage bei Bau hatte der Sieg bei Schleswig die Herzen wieder zu den größten Hoffnungen ermuthigt. Die Dänen waren aus dem Land vertrieben. Diese Dinge hatten alle sonst den öffentlichen Leben hier beherrschenden Interessen in den Hintergrund gedrängt, eine Bürgerwehr war errichtet, man trug schwarz-roth-goldne Kokarden, sammelte und warb für eine deutsche Flotte, und in allen öffentlichen Localen wurden Brandreden gehalten.

Es war ein lautes Gesumme und Geschrei in dem großen Saale, wo hier gewöhnlich der kaufmännische Verein tagte. Man unterschied auch Uniformen in dem Gedränge, lebhaft wogte die Einzeldiscussion unter den Massen. Da trat plötzlich Stille ein, ein Redner bestieg die Tribüne. Auch der Niederlage bei Bau hatte der Sieg bei Schleswig die Herzen wieder zu den größten Hoffnungen ermuthigt. Die Dänen waren aus dem Land vertrieben. Diese Dinge hatten alle sonst den öffentlichen Leben hier beherrschenden Interessen in den Hintergrund gedrängt, eine Bürgerwehr war errichtet, man trug schwarz-roth-goldne Kokarden, sammelte und warb für eine deutsche Flotte, und in allen öffentlichen Localen wurden Brandreden gehalten.

Es war ein lautes Gesumme und Geschrei in dem großen Saale, wo hier gewöhnlich der kaufmännische Verein tagte. Man unterschied auch Uniformen in dem Gedränge, lebhaft wogte die Einzeldiscussion unter den Massen. Da trat plötzlich Stille ein, ein Redner bestieg die Tribüne. Auch der Niederlage bei Bau hatte der Sieg bei Schleswig die Herzen wieder zu den größten Hoffnungen ermuthigt. Die Dänen waren aus dem Land vertrieben. Diese Dinge hatten alle sonst den öffentlichen Leben hier beherrschenden Interessen in den Hintergrund gedrängt, eine Bürgerwehr war errichtet, man trug schwarz-roth-goldne Kokarden, sammelte und warb für eine deutsche Flotte, und in allen öffentlichen Localen wurden Brandreden gehalten.

Es war ein lautes Gesumme und Geschrei in dem großen Saale, wo hier gewöhnlich der kaufmännische Verein tagte. Man unterschied auch Uniformen in dem Gedränge, lebhaft wogte die Einzeldiscussion unter den Massen. Da trat plötzlich Stille ein, ein Redner bestieg die Tribüne.

Nach der Niederlage bei Bau hatte der Sieg bei Schleswig die Herzen wieder zu den größten Hoffnungen ermuthigt. Die Dänen waren aus dem Land vertrieben. Diese Dinge hatten alle sonst den öffentlichen Leben hier beherrschenden Interessen in den Hintergrund gedrängt, eine Bürgerwehr war errichtet, man trug schwarz-roth-goldne Kokarden, sammelte und warb für eine deutsche Flotte, und in allen öffentlichen Localen wurden Brandreden gehalten.

Es war ein lautes Gesumme und Geschrei in dem großen Saale, wo hier gewöhnlich der kaufmännische Verein tagte. Man unterschied auch Uniformen in dem Gedränge, lebhaft wogte die Einzeldiscussion unter den Massen. Da trat plötzlich Stille ein, ein Redner bestieg die Tribüne. Auch der Niederlage bei Bau hatte der Sieg bei Schleswig die Herzen wieder zu den größten Hoffnungen ermuthigt. Die Dänen waren aus dem Land vertrieben. Diese Dinge hatten alle sonst den öffentlichen Leben hier beherrschenden Interessen in den Hintergrund gedrängt, eine Bürgerwehr war errichtet, man trug schwarz-roth-goldne Kokarden, sammelte und warb für eine deutsche Flotte, und in allen öffentlichen Localen wurden Brandreden gehalten.

Es war ein lautes Gesumme und Geschrei in dem großen Saale, wo hier gewöhnlich der kaufmännische Verein tagte. Man unterschied auch Uniformen in dem Gedränge, lebhaft wogte die Einzeldiscussion unter den Massen. Da trat plötzlich Stille ein, ein Redner bestieg die Tribüne.

Digitized by Google

Die Menge verlief sich allmählich, die Beiden schoben sich langsam durch das Gewühl.

„Wir müssen den Abend mit einander verbringen,“ sagte Rothhart, „wo wollen wir einander treffen? Wo wohnst Du? was treibst Du? mein Gott! wir wissen ja gar nichts von einander.“

Sie standen auf der Straße, es war ein herrlicher Maiabend. „Es ist noch schwül,“ sagte Wolters, „meine Wohnung liegt im Herzen der Stadt, auf schöne Luft muß der Geschäftsmann verzichten, das sind Luxusartikel für unser Einen, und meine Frau — ich weiß nicht, ob sie für einen solchen Gast, wie Du bist, eingerichtet ist. Laß uns nach Teufelsbrück hinauswandern und dort in der Abendkühle einen Schoppen trinken. Nach einer Stunde kann ich mich frei machen.“

„Also Geschäftsmann bist Du? und verheirathet?“ fragte der Offizier.

„Ich bin Inhaber eines kleinen Colonialwaarengeschäftes,“ erwiderte Wolters, „wir wollen später Austausch halten, ich weiß ja auch nichts von Dir.“

Sie trennten sich. „Auf Wiedersehen!“ hieß es, und der Offizier wandelte langsam der Palmaille zu, wo sein Quartier lag; er schüttelte mehrmals den Kopf und murmelte Worte vor sich hin.

Eine Stunde später wandelten die Beiden in rüstigem Schritte an dem schönen Elbufer entlang. Es wimmelte dort noch von Spaziergängern, von aufgeregtem jungen Volke, das das „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ sang. Still und ernst schritten Wolters und sein Begleiter dazwischen durch.

„Also Deine Schwester Gertrud ist auch hier,“ sagte Wolters.

„Ja — sie ist zum Besuche bei unseren Verwandten, Du weißt, unsere Mutter war eine Altonaerin, die Commerzienräthin Roodt — Palmaille 15 — ist ihre Schwester. Erinnerst Du Dich Gertrud's noch?“

„Wie sollte ich nicht — wir waren viel zusammen — und stimmten gut — damals.“ Das blasse Gesicht zeigte noch schärfere Linien jetzt im Mondlichte. „Sie ist also noch nicht verheirathet?“

„Nein — sie will nicht, absolut nicht. Man hat sich schon viel darüber gewundert, denn, wenn Du sie siehst — und natürlich mußt Du sie sehen — wirst auch Du unwillkürlich sagen: wie kommt es, daß die noch ledig ist?“

„Hm — hm — — und Du hast die militärische Carrière gewählt — nun, sie saß Dir schon im Blute — artest ganz dem Vater nach, siehst ihm auch ähnlich.“

„Daß unsere Eltern beide gestorben, erfuhrst Du? Gertrud und ich stehen auch ganz allein in der Welt.“

„Habt ja auch recht feste Füße dazu, könnt es allenfalls aushalten,“ meinte Wolters wehmüthig lächelnd.

„Freilich — wenn man Euer Loos damit vergleicht, Rudolf — wir nahmen sämmtlich damals den tiefsten Herzensantheil daran — die Eltern, Gertrud und ich. Es gab da nur nichts zu helfen und zu ändern.“

Wolters schritt rascher vorwärts, er erhob das Haupt, das er sonst, wohl aus Gewöhnung, stets gesenkt und zwischen den Schultern vergraben trug. „Nein, es gab da nichts zu ändern,“ sagte er. „Nun, den jüngeren Geschwistern ist es im Durchschnitte ziemlich gut ergangen, bis auf die Schwestern. Für die zarten Dingerchen war das Schicksal zu rauh, sie sind unterlegen.“

„Gestorben?“ fragte der Andere.

„Gestorben — ja — nachdem sie verkümmert waren. Ich mühte mich noch eine kurze Weile, etwas für sie zu thun — aber — lassen wir das — es geht Vieles unter in dem großen Weltganzen, wonach Keiner mehr fragt. Auch sie sind spurlos versunken, Niemand hatte Zeit an sie zu denken — oder die Macht ihnen zu helfen.“

„Rudolf! Du scheinst das Leben sehr schwarz anzusehen — früher —“

„Ja — du lieber Gott! früher — hast Du es je erprobt, Ernst, was es heißt, wenn Einem die Wasser an den Hals gehen, wenn es gilt, nur alle seine Kräfte anzuspannen, um nicht selber zu versinken? Da bleibt nichts am Leben, als der thierische Selbsterhaltungstrieb.“

Ernst sah den Gefährten scheu und mitleidig von der Seite an. „Ja — es war damals furchtbar hart,“ sagte er, „Dich, als den Aeltesten, traf noch das schwerste Loos. Ich erinnere mich jetzt, wie Gertrud schluchzte, herzbrechend, das kleine vierzehnjährige Ding, als es hieß, Du seiest bei einem Krämer in die Lehre gegeben. Das Bild, Dich zwischen Syrups- und Heringstonnen hantirend, brachte sie zur Verzweiflung.“

Wieder lächelte Wolters in seiner besonderen Weise und nickte ein paar Mal vor sich hin. „Der sechzehnjährige Junge, welcher damals von Deiner Gertrud herzbrechenden Abschied nahm — an einem Maiabend war es ebenfalls und in Eurem Garten — der gute Junge existirt lange nicht mehr. Der ist auch so spurlos versunken, langsam, unmerklich — und der Mann, der jetzt neben Dir geht, trägt nur noch seinen Namen. Was willst Du — die centnerschweren Säcke auf den schwanken sechzehnjährigen Schultern sollten diese wohl beugen, und ihnen das freie, stolze sich Emporheben verleiden, die Plackerei von früh bis spät, die Entbehrungen aller Art — da verlernt man das Denken und Alles, was freie Menschen in die Höhe zieht.“

„Wir hörten es derzeit, Du hattest einen grausam strengen Lehrherrn bekommen — später drang nie wieder eine Kunde von Dir an unser Ohr. Dein jüngerer Bruder Gustav traf es besser.“

„Er ist ein großer Herr geworden, ein Dandy — die reichen alten Leute, welche ihn adoptirten, haben ihn zu ihrem Schooßkinde gemacht. Ja — wir Geschwister sind verschiedene Wege gegangen. Es war ein schlimmer Fall — die Eltern beide todt — an einem Tage — und sieben Waisen zu versorgen, das Jüngste noch an der Brust der Amme.“

„Wo sind Deine übrigen Brüder?“

„Drei haben studirt, sind bald in Amt und Würden. Die Verwandten theilten sich damals in die drei Jüngsten und haben sie gut erziehen lassen. Es war auch das Aeußerste, was sie mit ihren bescheidenen Mitteln thun konnten. Gustav ward von dem kinderlosen alten Ehepaare adoptirt — er gehört eigentlich nicht mehr zu uns —, die Schwestern sind gestorben, und ich ward mit meinen 16 Jahren auf die eigenen Füße gestellt. Es ging nicht anders, es war natürlich und nothwendig so, und meine Schultern haben ja ihre Lasten getragen bis heute.“

Sie waren bei Teufelsbrück angelangt und hatten sich im Garten an der Elbe niedergelassen und ihren Schoppen bestellt. Sie klangen mit den Krügen an.

„Prosit! auf unser fröhliches Wiedersehen!“ sagte Rothhart. „Du hast ja augenscheinlich jetzt überwunden, bist ehrsamer Bürger und eine geachtete Persönlichkeit geworden, das sah ich an der Wirkung Deiner Rede vorhin.“

Wolters hatte sich in seinen Stuhl zurückgelehnt, er klopfte die Asche von seiner Cigarre, und es zuckte über sein Gesicht. „Ich bin ein Kleinkrämer, mühsamer Anfänger,“ sagte er, „schaufle so eben weiter. Bis zu einer gewissen Unabhängigkeit habe ich es gebracht und stehe auf ziemlich festen Füßen. Meine Rede vorhin — bah! — es war ein besonderer Anlaß, der mich heute zu sprechen trieb. Ich habe mich mit mancherlei Dingen beschäftigt — so nebenbei —, mein Kopf wollte das Denken und Arbeiten nicht ganz verlernen, so führe ich viele Droguenartikel und brüte manchmal über chemischen Versuchen. Da drüben in Othmarschen zu setze ich eine Fabrik für Farben in's Werk. Es ist noch nichts Großes — Alles erst im Werden —, aber es hat mich in vielfachen Verkehr mit den Arbeitern gebracht, dem Handwerkerstande stehe ich ohnehin nahe, meine Frau stammt aus demselben, ihre Familie bildet unseren Umgangskreis.“

Wolters redete ruhig vor sich hin. Rothhart blickte bei den letzten Sätzen verwundert auf und nahm hastig sein Glas vom Tische, es an die Lippen setzend, im Grunde um eine verrätherische Röthe, welche ihm in die Wangen stieg, zu verbergen.

„Da wußte ich,“ fuhr sein Gegenüber fort, „daß in diesen Kreisen Vieles gährte, was nicht gut und nicht vernünftig war. Daß so viel kernig Deutschthum in ihnen steckt, freut mich, aber ich setze leider weit weniger Hoffnung in diese ganze Erhebung, als alle diese opferfreudigen Menschen. Ich bin ein alter Unheil krächzender Rabe. Alles Gute, auf wirklichen Rechtsboden sich Gründende kommt gewiß einmal zurecht, aber selten, oder niemals auf den ersten Wurf, wie auch der einzelne Mensch mit seinem Streben nie an's Ziel kommt, wenigstens nicht in seiner kurzen Daseinsphase, er muß das dem überlassen, der seine Seele mit all' der Arbeit, die daran gethan ist, erbt. Und so ist es auch mit den Zielen eines Volkes. Eine spätere Generation wird vielleicht ernten, was diese Erhebung gesäet, so wollte ich diese guten gläubigen Vorwärtsstürmer ein wenig hemmen, weil sie gar zu blind in die Flamme laufen. Es war eigentlich nur für meine Art Leute bestimmt, es hatten sich mehr Zuhörer gefunden, als ich vermuthet.“

Er schwieg, und Rothhart sah ebenfalls schweigend vor sich hin. „Verzeih' mir,“ begann er endlich, „wenn ich mich heute Abend schwer in Dich finden kann. Du lebst in meiner Erinnerung als ein ganz Anderer. Ich bin ja ein Jahr jünger als Du, und sah einst, zur Zeit unserer Knabenspiele in den heimathlichen Nachbargärten, zu Dir wie zu einem Helden empor. Es gab keinen feurigeren, begeisterteren Vorkämpfer für alles Große, Ideale, als Dich. Ruhe gehörte nicht zu Deinen Bürgertugenden. Du wolltest studiren, es war bestimmt so, und Du schienst ja auch vollkommen damit einverstanden. Ich aber sah Dich im Geiste immer als Krieger, als Sieger mit wehender Fahne. Du warst eigentlich für Alles interessirt, schienst für Alles zu taugen — und nun diese Beschränkung, diese nüchterne Ruhe.“

Es war dunkler geworden, man hatte im Garten die Gasflammen angezündet, die Beiden saßen in tiefem Schatten.

„Das Leben, Du vergißt die Katastrophe, welche mein Leben umgestaltete,“ sagte Wolters nach einer Weile.

„Hm, freilich, es muß sehr schwer gewesen sein, aber Du hast Dich ja tüchtig genug hindurchgearbeitet, und nun — seit wann bist Du verheirathet?“

„Seit drei Jahren.“

„Da hast Du Dich früh in's Ehejoch begeben, Du zählst jetzt dreißig. Wo lerntest Du Deine Frau kennen?“

„Hier, wo ich als Commis arbeitete. Die Jahre waren nicht eben leichter, als die Lehrjahre. Im sauren Frohndienste von früh bis spät. Den Kreisen, in denen ich vor der Eltern Tod gelebt, war ich entrückt, der Hunger nach geistiger Nahrung schwand immer mehr, was außer Thätigkeit gesetzt wird, schwindet, da war ich dankbar, wenn ich bei biederen Menschen, die Anhänglichkeit für meine Person faßten, ein Stündchen ruhen durfte. Zu solchen biederen Menschen gehörten meine Wirthe, denen ich ein Dachzimmerchen abgemiethet hatte, die Familie des ehrsamen Hutmachers Brömel. Sie besaßen nur ein einzig Kind, meine Marie. Als ich dort einzog zählte sie 17 Jahre und war ein frisches, rothwangiges Ding, das mich stets lustig anlachte. Ein fröhliches, lachendes Gesicht war für mich ein außergewöhnlicher Luxusartikel, wenn ich nicht die unter den Kunden im Laden als solche zählen wollte, von denen ich aber nichts hatte, nicht einmal die Zeit sie anzusehen, und deren Lachen mir nicht galt. Mariens Augen aber lachten mich an, mich ganz besonders. Nun, romantisch oder irgendwie interessant ist die Geschichte unserer Liebe nicht, mein guter Ernst, wie überhaupt in meinem Leben nichts romantisch und interessant ist; Alles hausbacken, naturnothwendig, folgerichtig, von jenem Augenblicke an, als ich — in meiner Kammer oben im verödeten, grabesstillen Elternhause meinen letzten verzweifelten Kampf gekämpft.“

Es entstand eine Pause, die Nachtigallen schlugen. Lachende Stimmen klangen von den Nebentischen herüber, auf der Elbe sangen Fischer

Digitized by Google

im Vorüberfahren ein Lied. Der junge Offizier rauchte schweigend, er vermochte kein Wort einzuschalten.

„Vater Brömel hatte ein kleines Capital gesammelt, das er mir zur Errichtung meines Geschäftes überließ, ich meinte damals noch etwas für die jüngste Schwester thun zu können, wenn ich selbständig war, es war aber schon zu spät. Marie, sie hatte sich in mich simpeln, gedrückten Patron verliebt, ja wir kommt es denn so, eines Tages lag sie an meinem Halse, und mir war gar seltsam zu Muthe. Ich hatte nie daran gedacht, daß ein Mensch noch einmal wieder fest zu mir gehören könne, ich war mir so absolut einsam vorgekommen — und jetzt ist Marie mein treues, braves Weib. Nun, Du mußt einmal in mein Haus kommen —“

„Und Du zu Gertrud,“ sagte Ernst Rothhart, „wie wird die unsere Begegnung interessiren.“

„Die hat mich längst vergessen, Du alter Schwärmer. Bedenke, das sind an die 15 Jahre, seit wir uns trennten.“

„Ich glaube nicht, daß sie uns vergessen hat. Sie hat freilich lange nicht von Dir gesprochen, wie auch mir Dein Bild im Laufe der Zeiten verdrängt worden, aber dennoch, — Ihr Beiden jagtet damals wie ein paar geflügelte Sonnenrosse den Wolken zu.“

„Sonnenrosse!“ wiederholte der Andere, es klang wunderlich, verächtlich, schneidend, und doch wie tief verhaltenes Weh, das herausquoll.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Papa Gustave.“

Schwank in drei Acten von Alfred Duru.

Ein weit verbreitetes Vorurtheil denkt sich den französischen Humor als eine leichte, pikante Fröhlichkeit, ganz Geist und Verstand und voll scharf gewürztem Witz, und doch geht durch die Literatur unseres Nachbarvolkes neben dem feinen Lächeln des Weltmanns und Philosophen, dem Witz eines Diderot und Voltaire, ein lautes, breites Lachen, das am herzlichsten aus dem Munde des prächtigen Rabelais ertönte, der damit seinen congenialen deutschen Uebersetzer, den lustigen Bürgermeister von Renchen, Fischart, ansteckte, worauf diese behäbige Fröhlichkeit mitten zwischen den Schrecken und Nachwehen des 30jährigen Krieges wie ein befreiendes Gewitter über Europa fuhr und noch Jahrhunderte lang nachhallte. Und Rabelais' Lachen weckte auch den gallischen Humor Molière's und in unseren Tagen die „ungeheure Heiterkeit“ von Duvert und Lauzanne und zumal des Meisters Labiche, durch deren viel hundert Possen, Schwänke und Lustspiele das echte zwerchfellerschütternde „rire gaulois“ schallt. Duvert-Lauzanne und Labiche schufen mit ihren zahlreichen Mitarbeitern das Genre des Palais Royal-Theaters. Es ist die Posse, der Schwank ohne andere Tendenz, als die Zeitgenossen zu erheitern, ohne moralische Absichten und Bedenken, ungeziert und ungenirt, ausgelassen und mit einem starken Stich in die Caricatur. Einzelne dieser Stücke, wie die tolle Hetzposse: „Der florentiner Strohhut“, „Gavaut Minard & Co.“ haben auch bei uns große Erfolge errungen, aber im Allgemeinen kann man sagen, daß das Genre des Palais Royal auf unseren Bühnen keinen rechten Boden gefunden hat. Wir sind zu verständig, zu gebildet, zu prüde, und unsere ewige Frage nach der Möglichkeit einer dargestellten Handlung bricht den meisten dieser Stücke den Hals. Wer der ersten Aufführung des neuen Schwankes von Duru im Residenztheater beiwohnte und dabei nicht nur für das Stück, sondern auch für das Publikum Augen und Ohren hatte, konnte sehen, daß bei dem nüchternen, gemessenen norddeutschen Zuschauer für diese ungebundene Heiterkeit wenig Verständniß zu finden ist. Zwar freute man sich über viele lustige Wendungen im Dialog und die reichen komischen Situationen, man lachte unwillkürlich, aber niemals ohne jenes kritische Schütteln des Kopfes, das der Candidat Jobses — auch noch so ein Nachkomme von Rabelais und Fischart! — bei seinen Examinatoren hervorgerufen hat. „Eine unmögliche Handlung!“ rief entrüstet ein Jüngstdeutscher, der seine Droschkenkutscher und Kellnerinnen mit Schiller'schem Pathos reden läßt. „Das gehört in den Circus!“ meinte eine Dame, als eine Ofenröhre als Rockärmel verwendet wurde. Unser Nachbar, ein Ibsenschwärmer, lachte überhaupt nie und wurde ob diesem „Faschingsscherz“ immer ernster und verdrießlicher, während einige Possendichter und Witzblätterredacteure sich so königlich unterhielten, als wär's ein Stück von ihnen. Beim Nachhausegehen aber fragte ein blondgelockter Jüngling ärgerlich: „Was nimmt man nun von so einem Stück nach Hause mit!“ Nichts, offenbar nichts, aber genügt es nicht schon vollauf, drei Stunden lang mit offenbarem Talent, wenn auch ohne wählerische Mittel, alle Geister des Humors entfesselt zu haben? Die Schaubühne als moralische Anstalt! Diese Vellität spukt noch immer in vielen jugendlichen und gravitätischen Köpfen, trotzdem der unwiderstehliche Zug der Zeit aus dem modernen Theater längst nur eine Stätte der Erholung und Zerstreuung nach des Tages Arbeit gemacht hat. Das ist nun einmal so, und kein Idealist wird es ändern.

Auch die Kritik darf seufzen, daß sie aus einem solchen Stücke nichts nach Hause mitnimmt, denn die Handlung läßt sich nicht erzählen, nicht zergliedern, und die Situationen folgen sich in kaleidoskopischem Durcheinander, daß kaum ein Eindruck haften bleibt. Es ist ein Lügenstück, wobei eine Lüge, meist eine Nothlüge, einen ganzen Rattenschwanz von neuen Vorspiegelungen, Irrungen und Wirrungen nach sich zieht. Aber hier ist die erste Lüge entschuldigt. Notar Pulverin hat eine uneheliche Tochter, deren Existenz er mit Zittern und Zagen seiner Braut am Hochzeitstage beichten will, doch sein Brief mit diesem Geständniß kommt in Folge verwickelter Umstände nicht in die Hand der jungen Frau. Als sich der Sünder schon über die frivole Leichtigkeit, womit die Gemahlin über diesen Punkt hinweg kommt, freuen will, erfährt er zu seinem Entsetzen, daß sie noch gar nichts weiß. Nebenbei gesagt, hat diese vereitelte und vermeintliche Beichte schon so oft gute Dienste auf der Bühne geleistet, daß man nachgerade etwas Besseres erfinden könnte. Wie nun Papa Gustave, so nennt sich der illegitime Vater, den lebendigen Beweis seines Junggesellenleichtsinns versteckt, verleugnet und nach einer Menge von Ausflüchten und Intriguen eingesteht, das bildet eben den Inhalt dieser drei tollen Acte, in denen eine Ente quakt, ein Mordversuch auf den Schwiegervater ausgeübt und ein Selbstmord erdichtet wird, und wo noch viele andere, wenig wählerische Effecte und Motive in Anwendung kommen. Am Ende nehmen Schwiegervater und Gattin die Jugendsünde des Ehemanns mit so vernünftiger Gelassenheit auf, daß wir fragen: wozu der Lärm und wozu die unnöthige Aufregung und alle die Lügen durch drei Acte? Aber da verfallen wir auch in den Fehler der überkritischen Zuschauer, während wir doch auf einem ganz andern Standpunkte stehen und dies harmlos tolle Product des gallischen Humors gern gelten lassen und belachen wollen. „Vous avez ri? Vous voilà désarmé.“

Darum haben wir auch für die starken Uebertreibungen des Verfassers und der vier Komiker Witte, Pansa, Wallner und Pagay, die nun einmal zu dem Possengenre des Palais Royal durchaus gehören, ein verzeihendes Lachen. Das Stück, in der gewandten Uebersetzung von Fritz Brentano und wie immer sorgfältigen Inscenirung von Director Lautenburg, hat uns erheitert. Wir sind wirklich entwaffnet.

Notizen.

Polikuschka. Erzählung von Graf Leo Tolstoi. Uebersetzt von Ida Brendel. (Neu-Brandenburg, C. Brünslow'sche Hofbuchhandlung.) — Unseren Lesern ist diese meisterhafte Erzählung des berühmten russischen Dichters bekannt, denn sie wurde zuerst in anderer Uebertragung in diesen Blättern veröffentlicht, wenn auch in einer durch unsere Raumverhältnisse bedingten Kürzung. Niemals, so können wir sagen, ist das Loos der Armen und Elenden ergreifender geschildert und die russische Volksseele so bloßgelegt worden, wie in der rührenden und zugleich empörenden Geschichte von dem armen, verachteten Dieb Polikei, der einmal jede Versuchung niederkämpft und an einem falschen Verdachte zu Grunde geht. Die Charakteristik und die Treue in der Schilderung des Kleinlebens sind das Erstaunlichste, was die russische Literatur hervorgebracht hat. Dieser unerbittliche, wahrhaft dichterische Realismus verdient auch bei uns Nachahmer zu finden.

Novellen. Von L. Herzog. Mit einem Vorwort von Geheimrath Professor Felix Dahn in Königsberg. (Hannover, W. Otto.) — Die vier kleineren Novellen dieser Sammlung entsprechen den Anforderungen, die man an die in einer Nummer abschließenden Erzählungen großer Tagesblätter zu stellen gewohnt ist. Gut und amüsant geschrieben, halten sie sich von ernsteren Problemen und Conflicten wohlweislich fern. Prätensiöser tritt eine vierte größere Novelle, mit dem Titel Meister Hulfft, auf. Hier versucht der Verfasser das Leben in Kreisen zu schildern, die er offenbar nur vom Hörensagen kennt, und verfällt naturgemäß in unhaltbare idealistische Phantastereien. Eine Dame, die in Gesellschaft einen Schuh auszieht und ihn sich von einem in andere Verhältnisse gekommenen Schuhmacher repariren läßt, um ihn zu verhöhnen, ist ebenso unmöglich, wie der ehrliche Meister selbst, der den Schlag dadurch parirt, daß er die Ausbesserung örtlich coram publico vornimmt. Das hübsche Erzählungstalent des Verfassers wird mit seiner Bethätigung warten müssen, bis ihm durch die Erfahrung mehr selbsterlebter Stoff zugetragen wird. m.

Hannoversche Schriftsteller der Gegenwart. Serie I. (Hannover, W. Otto.) — Das Titelblatt zeigt uns die Bilder der Mitarbeiter an dieser ersten Serie, in der die Damen die Majorität haben; 18 Damen und nur 7 Herren! Auch in Bezug auf die Qualität ihrer Gaben gebührt hier den Damen die Palme. Was die meist jugendlichen Herren beigesteuert haben, ist entschieden nicht von der Güte der übrigen Beiträge. Am höchsten steht jedenfalls die anmuthige Erzählung „Auf Stubbenkammer“ von Alexander Römer, von dem „Die Gegenwart“ soeben eine Novelle beginnt. Wir können das unterhaltende Buch empfehlen.

Stiefkinder der Gesellschaft. Von Hans Land. (Berlin, A. F. Fried & Co.) — Der augenscheinlich noch jugendliche Verfasser hat offenbar Talent. Seine fünf Geschichten, die sämmtlich traurig ausklingen, sind frisch und gut erzählt, obwohl uns sonst das Pathos, womit gegen die Gesellschaft gedonnert wird, vielfach hohl und überheizt vorkommt. Wenn der Autor erst älter und welterfahrener sein wird, dürfte er minder pessimistisch die Welt betrachten, die auch ihre lichten Seiten hat. Aber freilich der an den Gittern rüttelnde Gefangene und seine Declamationen — damit erregt man mehr Aufsehen, als durch die unmoderne künstlerische Ruhe und Objectivität. In jeder Hinsicht ein aufregendes Büchlein.

Digitized by Google

Volk und Staat. Eine Studie von Fr. J. Neumann. (Leipzig, Duncker & Humblot.) — In Deutschland wird der früher üblich gewesene Ausdruck politische Oekonomie im Allgemeinen mehr und mehr durch den Ausdruck Nationalökonomie verdrängt. Schon aus diesem Grunde lag dem verdienstvollen Verfasser, dem bekannten Tübinger Professor der Staatswissenschaften, d. h. der Nationalökonomie, die Wahl seines Themas nahe. Reicher polemischer in seiner Zinsanzweifelsucht mit Recht gegen ein allzu günstiges Urtheil, welches Neumann über den ultramontanistischen (Pseudo-)Nationalrath fällt, bezeichnet indeß die bezüglichen, 1886 erschienenen Abhandlung Neumann's als „höchst gründlich und scharfsinnig". Die leider Anerkennung müssen auch wir, trotz mancher Meinens Differenzen hinsichtlich praktischer Nationalitätsfragen, dem neuen, bei aller Gründlichkeit gemeinverständlich und geschmackvoll geschriebenen Werke Neumann's zollen, welches viele anregende Ideen und Daten enthält.

k. w.

Friedrich Theodor Vischer. Ein Charakterbild. Von Julius Ernst von Grimburt. (Stuttgart, Ad. Bong & Co.) — Der durch sein Epos „Barbablanca" bekannt gewordene dramatische und lyrische Dichter und Oberst a. D. erzählt hier seine von 1861 an dauernden Beziehungen zu dem großen Aesthetiker, indem er ihn zuvörderst selbst in seinen Briefen zu Worte kommen läßt und die Lücken durch kurze erläuternde Einfassungen und bezeichnende Anekdoten ausfüllt. Ja, das ist der herrliche Mann, wie er leibt und lebt! Daß er zu seinem Lieblund in „Auch Einer" selbst Modell gestanden, erkennt man hier deutlich; der „Pfriselei" und alle Lücken des Theorie finden sich hier im Kampfe gegen die theure Originalgenie sammt seinen Schrullen und Lichtblicken. Interessant sind die Bemerkungen zur großen Tagesgeschichte, zu Schiller und Shakespeare, die Urtheile, ob er zum Tübingen nach Zürich übersiedeln soll, ein Thema das selbst. Leider brechen die Mittheilungen mit Mörike's Tod, der als Einlage geschildert wird, ab. Möge die Fortführung der Tagebuch- und Correspondenzmittheilungen das zu Vischer's Hinscheiden nachsehen!

Grundzüge der physikalischen Geographie. Von Franz Wendt. (Berlin, Bohne.) — Der Verfasser ist Mitarbeiter der „Gegenwart" und durch seine technischen und meteorologischen Beiträge wohl bekannt. Hier bietet er ein kurzes Repertorium und Nachschlagebuch für Orographie und Meteorologie, Erdmagnetismus und geologische Erscheinungen, wobei die neuesten Forschungen berücksichtigt sind. Die Schrift ist nicht nur für Fachleute, sondern auch für weitere Kreise klar und verständlich geschrieben und wird in allen Fragen der physikalischen Geographie gute Dienste leisten.

Kunst und Kritik. Aesthetische Schriften. Von Ludwig Pfau. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) — Nach den von uns bereits angezeigten zwei ersten Bänden erscheinen jetzt Band 4 und 6 dieser Ausgabe, was dazwischen liegt, soll, wie die Verlagshandlung verspricht, bald gedruckt erscheinen und die gesammelten ästhetischen Schriften des schwäbischen Volksmannes vervollständigen. Diese Bände enthalten zum großen Theil einen Wiederabdruck der „Freien Studien", doch mit zahlreichen Ergänzungen und Veränderungen. In martiger Sprache wird da das Verhältniß der Kunst zur Moral, Philosophie, Volkswirthschaft und zum Staat erörtert, wobei es an genialen Einfällen, tiefsinnigen Ausführungen und fruchtbaren Anregungen fehlt. Etwas anders radicale Bemerkungen z. B. über die Religion und der Umstand, daß der Verfasser sich stellt, als fände der freie deutsche Gedanke bei uns kaum noch eine Zuflucht, mag man dem alten Achtundvierziger zu Gute halten. Vorzüglichkeit findet man im literarischen Band, z. B. die wortmerzige Einleitung zu Pfau's Meisterübertragung von Claude Tillier's „Onkel Benjamin" und die Aufsätze über Zola und Erckmann-Chatrian, doch ist hier zu bedauern, daß die kritische Betrachtung die neueren Werke derselben nicht mehr berücksichtigt. Wir kommen nach der Lesen dieser Gesammtausgabe auf Pfau und seine Bedeutung als Aesthetiker noch eingehend zurück.

Das moderne Holland. Von M. L. P. Wehr. (Berlin, Rosenbaum & Hart.) — Diese gefälligen feuilletonistischen Schilderungen aus dem Lande der Bajazethaben verbreiten sich in ziemlich erschöpfender und immer lachkundiger Weise über das geistige, künstlerische, sociale und politische Leben. Auch durchweg lobend, aber mit gerechter Milde wird der Volkscharakter beurtheilt, und der Kenner muß der Verfasserin beistimmen, daß die Holländer Gemüthsmenschen sind. Interessant ist namentlich das Kapitel über die Bühne, die heutige Literatur wird gewürdigt, aber nicht überschätzt (Keller und Cremer werden neben auch um ihrer Dorfgeschichten willen viele Anerkennung), doch vermissen wir unsern ein kräftig Wörtlein über die holländische Piraterie auf buchhändlerischem und theatralischem Gebiete. Sie bleibt da bei der von der Verfasserin gepriesene Rechtsstan unseres Nachbarvolkes?

Inserate.

S. Fischer Verlag, Berlin SW.

Soeben erschien:

Emile Zola's

neuester Roman

„Der Traum".

Preis eleg. geh. 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk.

Der durchaus keusche Inhalt des Romans bildet die Herzensgeschichte eines Findelkindes, einer armen Stickerin, deren grosser mystischer Lebenstraum eine Welt eigenartiger Gedanken uns vor die Seele führt. Der Gegensatz zwischen den Gesetzen und Anschauungen der modernen Gesellschaft, zwischen den Anforderungen des realen Lebens und den reinen himmlischen Traumbildern eines jungfräulichen Herzens zeitigen den Konflikt.

In allen Buchhandlungen vorrätig.

Soeben ist erschienen:

Der neue Merlin.

Ein Gedicht aus dem nächsten Jahrtausend

von **Eduard Paulus.**

Preis geh. 1,50 Mk., geb. 2 Mk.

Der geistvolle, längst als Lyriker und Humorist anerkannte Dichter entrollt hier in kühnen und knappen Zügen prophetische Bilder aus der fernen Zukunft unseres Volkes, grosfartig düster und wieder wunderbar seelenerhebend; neu und gläugend in der Form, zu tiefen und edlen Gedanken jeden Leser, der noch Sinn bei für edle, aus dem innersten Mark des Lebens sprossende Poesie, anregend.

Verlag von Carl Krabbe in Stuttgart.

CACAO-VERO

entölter, leicht löslicher

Cacao.

Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit der Zubereitung (ein Aufkoch genügt) Wasser ergiebig durch das fortgeschrittene Entölverfahren, Cacao.

Preis per ½ ¼ ⅛ ½ Pfd.-Dose
350 180 100 55 Pfennige.

HARTWIG & VOGEL
Dresden

Auflage 552,000, bes verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt; außerdem erscheinen Ausgaben in zwölf fremden Sprachen.

Die Illustrirte Weltpost.

Illustrirte Zeitung für Familie und Handwerkerhaus. Reichhaltig und interessant. Preis vierteljährlich M. 1,25 = Fl. 2,25 = 1,10 = Kr. 1,40 erscheinend: 26 Nummern mit Zeitbilder und Handwerkerhaus, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche für jeden Gebildeten von Werth sind.

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- u. Droguengeschäften.

der Gartenwelt und vielbesuchte Spiele für Mädchen und Knaben, wie für das zartere Knabenalter anfassen, Preisräthsel, Briefkasten für Herren und die Welt- und Lichtwächter u., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 600 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Kommel-Stickerei ꝛc.

Phonenmarkt werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 38; Wien I., Operngasse 4.

Commandität.

Ein geachteter deutscher Verlagsbuchhändler, welcher seit neun Jahren in Paris etablirt ist, sucht einen stillen Theilhaber mit einer Einlage von 50,000 Mark.

Der Suchende hat es sich zur Hauptaufgabe gemacht, gediegene deutsche Werke in Frankreich durch mustergültige Uebersetzung-Ausgaben einzuführen und kann gute Erfolge auf diesem Gebiete nachweisen. Eine reichliche Verzinsung des eingelegten Kapitals ist gesichert.

Den Suchenden stehen **erste** Referenzen zur Seite. Gefällige Offerten durch **Rudolf Mosse, Berlin SW.** sub **J. S 5406** erbeten.

Im Verlage der **Stahel**'schen Universitäts-Buch- u. Kunsthandlung, in Würzburg ist soeben erschienen und allerorts zu beziehen:

Die Welt

oder Darstellung sämmtlicher Naturwissenschaften mit den sich ergebenden allgemeinen Schlußfolgerungen zum Verständnisse für Gebildete jeden Berufes

von Dr. **Carl Jacob** in **Zweibrücken**, correct. praktischer Arzt in Zweibrücken.

Zweiter Band: **Physik.**

Preis Mk. 10.80.

Königin Luise von Preußen von Dr. **Cane** u. **Karl Fr. Pfau.** In Prachtband M. 8.—

Die beste Lebensschilderung dieser edelsten aller Fürstinnen. Vorräthig in jeder Buchhandlung. Auch direct zu beziehen von der Verlagshandlung

Karl Fr. Pfau in Leipzig.

Weihnachts-Kataloge der
deutschen Gesenbuch-Litteratur
ihres Verlages liefert gratis und franco
Oldenburg. Schulzesche Hof Buchdlg.

Digitized by Google

Verlag von Rosenbaum & Hart, Berlin W.

Soeben erschien:

Das moderne Holland.

Skizzen und Umrisse aus dem Lande der Wasserbauten.

Von **Marie L. F. Mohr.**

8°. 210 Seiten. Preis geheftet 4 Mark. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Im Verlage der Unterzeichneten sind soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Schatten.

Erzählung von

K. E. Franzos.

25 Bogen gr. 8°. Geheftet 6 Mk., eleg. geb. 7 Mk. 20 Pf.

Gedichte aus dem Nachlaß von J. V. von Scheffel.

Inhalt: Humoristische Gedichte. — Vermischte Gedichte und Uebertragungen. — Gelegenheitsgedichte. — Sprüche.

11 Bogen 8°. Elegant gebunden mit Goldschnitt 4 Mk.

Stuttgart. **Ad. Bonz & Comp.**, Verlagsbuchhandlung.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Kometenbriefe

von

Turifer.

Ein Band Min.-Format, eleg. Ausstattung 2 Mk., geb. in originellen Einband 3 Mk.

Das Werk ist eine geistvolle und witzige Satire auf unsere gegenwärtigen Zeitverhältnisse.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Baumgarten, Hermann, **Geschichte Karls V.** Zweiter Band. Zweite Hälfte. Oktav. VIII u. 335 S. Mk. 5. —

Davidson, Dr. Robert, **Philipp II. August von Frankreich und Ingeburg.** Oktav. VI u. 337 S. Mk. 4. —

Almann, Dr. Heinrich, Professor der Geschichte, **Kaiser Maximilians I. Absichten auf das Papsttum in den Jahren 1507—1511.** Oktav. 74 S. Mk. 1. 50.

Haus von Zwiedineck-Südenhorst, Die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter Ludwigs XIV. 1650—1700. Ein Beitrag zur Kenntnis der deutschen Flugschriften-Litteratur. Oktav. VI u. 117 S. Mk. 2. —

Wasserrab, Karl, Dr. jur. et cam., **Preise und Krisen.** Volkswirtschaftliches aus unseren Tagen. Eine von der staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität München gekrönte Preisschrift. Oktav. VIII u. 221 S. M. 4. —

Graf Bibthum von Eckstädt, K. S., Shakespeare und Shakspere. Zur Genesis der Shakespeare-Dramen. Oktav. 264 S. Mk. 4. —

Grillparzers Sämtliche Werke. Sechs Ergänzungsbände aus der Gesamtausgabe in vierter Auflage. Oktav. XIX u. 1453 S. Mk. 7. —

Für die Besitzer der älteren Ausgaben von Grillparzers Werken, besonders der zweiten und dritten in Kleinoktav.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Auf den Tod Kaiser Friedrichs.

Eine Dichtung

von

Johann Friedrich Lahmann.

Den Ertrag bestimmt der Verfasser dem Kaiser-Friedrich-Denkmal auf dem Schlachtfelde von Wörth.

Preis 1 Mark.

Bremen. **H. W. Filomon.**

Soeben erschien:

Polikuschka.

Von

Graf Leo Tolstoj.

Eleg. brosch. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.

Eine der vort. effektsten Erzählungen Tolstoi's und als Weihnachtsgeschenk sehr geeignet; zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Brünslow'sche Hofbuchhdlg.

Neubrandenburg.

Im Verlage von **W. Hitz** in **Hannover** erschienen:

Herzog, L., Novellen. Bevorwortet von Geheimrath Prof. Felix Dahn. 8. 18 Bog. Preis 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk. 50 Pf.

Hannov. Schriftsteller der Gegenwart in Wort und Bild. gr. 8. 25 Bogen.

Enthält Beiträge — meistens novellistische — von 18 in Hannover lebenden Schriftstellern — A. v. d. Elbe, L. Haldheim, L. Herzog, A. Kestner, Alex. Römer, A. Schroeder, L. Wechlein — und außerdem biogr. Notizen und ein Lichtdrucktableau. Preis 5 Mk. 60 Pf., eleg. geb. 7 Mk.

Obige Bücher führt jede gute **Leihbibliothek** und jedes gute **Bücherlesekränzchen.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Philosophie des Unbewussten.
13. Auflage. 2 Bde. in gr. 8°. Preis M. 12.—

Das sittliche Bewusstsein.
11. durchgesehene Auflage in gr. 8°. Preis M. 6.—

Aesthetik.
2 Bände in gr. 8°. Preis M. 13.—

Religionsphilosophie.
11. Auflage. 2 Bände in gr. 8°. Preis M. 8.—

Ausgewählte Werke.
6 Bände in gr. 8°, in 3 Halbfranzbände gebunden. Mark 36.—

Gesammelte Studien und Aufsätze.
III. Auflage in gr. 8°. Preis M. 12.—

Moderne Probleme.
II. Auflage in gr. 8°. Preis M. 5.—

Das Unbewusste.
II. Auflage in gr. 8°. Preis M. 8.—

Philosophische Fragen d. Gegenwart.
in gr. 8°. Preis M. 6.—

Eduard v. Hartmann.

Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig.

(Ein ausführlicher Prospekt über sämmtliche Werke Eduard v. Hartmann's wird auf Verlangen gratis u. franko zugesandt.)

Hans Land, Stiefkinder der Gesellschaft. Preis 2 Mk.

soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Alfred H. Fried & Cie.

Soeben erschien der neueste Roman von

August Niemann

Eulen & Krebse.

24 Bogen 8° in solidester Ausstattung. Preis broch. 6 M., eleg. geb. 7.50 M.

Gotha. C. F. Windaus' Bh. (J. Goetsch).

Hierzu eine Beilage von Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) in Leipzig.

Redaction: Berlin S.W., Möckernstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 48. Berlin, den 1. December 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Theophil Zolling in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltener Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Ueberwindung der Socialdemokratie. Von Karl Walcker. — Literatur und Kunst: Brahmanenprobe. Von Martin Greif. — Auch ein Schiller-Biograph. (Otto Brahm.) Von H. Düntzer. — Die Allegorie im modernen Romane. Von Oskar Bulle. — Mein Verhältniß zu früheren Philosophen. Von Eduard von Hartmann. (Schluß.) — Feuilleton: Wiedergeborten. Novelle von Alexander Römer. (Fortsetzung.) — Aus der Hauptstadt: Dramatische Aufführungen. „Eva." Schauspiel in fünf Acten von Richard Voß. — Notizen. — Inserate.

Die Ueberwindung der Socialdemokratie.

Von Karl Walcker.

In London tagte Anfang November 1888 ein sogenannter Internationaler Gewerkvereins-Congreß, an dem 69 englische und schottische, 19 französische, 10 belgische, 9 holländische, 2 dänische Delegirte und 1 italienischer Delegirter Theil nahmen. Wie bei früheren Gelegenheiten, so traten auch diesmal die tiefen principiellen Gegensätze, die Interessengegensätze und die Temperamentsverschiedenheiten der aristokratisch-zünftlerischen, nur die besseren Arbeiter aufnehmenden englischen Gewerkvereine und der demokratischen Socialisten des Festlandes zu Tage. Der Belgier Anseele griff z. B. die Engländer unter dem lebhaften Beifall der Socialisten in sehr scharfer Weise an. Trotzdem erklärten die Belgier, sie wollten, nach dem Vorbilde Englands, ihre verschiedenen Gewerkvereine zu einem Verbande vereinigen und sich dabei von den englischen Gewerkvereinen belehren lassen. Solche naive Selbstwidersprüche waren und sind bei den Socialisten verschiedener Länder, Zeiten und Richtungen keineswegs selten.

Der Socialdemokratismus ist die wichtigste, aber keineswegs die einzige Erscheinungsform des proteusartigen Socialismus. Unter dem Letzteren versteht man jede starke Uebertreibung des wirthschaftlichen Gemeinschaftsprincipes des Staates, der Commune, oder einer ähnlichen Gemeinschaft. Als bespotische Socialisten wären der spartanische Tyrann Nabis, der Münsterische Wiedertäuferkönig Johann von Leyden und Mehemed Ali von Aegypten, als oligarchische die Jesuiten in Paraguay anzuführen. Es kann ferner einen extrem schutzzöllnerischen, feudalen, zünftlerischen oder bureaukratischen Socialismus geben. Man denke z. B. an den 1878 von Stöcker und Anderen begründeten und 1882 eingegangenen „Staatssocialist" und an die Stöcker'schen „Christlich-Socialen". Einige Manchestermänner gehen zu weit, wenn sie die auch in den skandinavischen Staaten, in Holland und Belgien bestehenden Staatsbahnen als ein socialistisches Institut bezeichnen. Die von einzelnen deutschen und ausländischen, z. B. deutschböhmischen, Stimmen geforderte, in Wirklichkeit übrigens schwerlich zu befürchtende Verstaatlichung des gesammten Versicherungswesens wäre dagegen entschieden socialistisch, obgleich nicht specifisch socialdemokratisch.

Eine so verwickelte Frage, wie die Socialistenfrage, kann natürlich mit Rücksicht auf den Raum an dieser Stelle nicht eingehend untersucht werden. Im Nachfolgenden sollen nur die Hauptmittel zur Ueberwindung der Socialdemokratie kurz erörtert werden.

Zunächst müssen die Antisocialisten alles das vermeiden was unmittelbar oder mittelbar geeignet ist, die Verbreitung socialdemokratischer Tendenzen zu befördern. Dazu gehören sehr zahlreiche und verschiedenartige politische Begehungs- und Unterlassungssünden. Wenn extreme Schutzzöllner z. B. die ewigen, großen, staatserhaltenden Grundsätze der Sparsamkeit, der Selbstverantwortlichkeit, der individuellen, genossenschaftlichen und actiengesellschaftlichen Selbsthülfe in einer noch über Lassalle hinausgehenden Weise systematisch schmähen, der öffentlichen Meinung als übermundene, manchesterliche Standpunkte denunciren, — so können sie sich nicht wundern, wenn junge Socialdemokraten ähnlich zwischern, wie jene Unbelonnenen singen, im Namen der angeblich allein glücklich machenden Staatshülfe den socialdemokratischen Staat fordern. Bereits Lasker warnte mit Recht vor socialaristokratischen (richtiger: socialologarchischen) Tendenzen, welche die Verbreitung socialdemokratischer Tendenzen beförderu; und gemäßigte Schutzzöllner, Männer wie J. Conrad u. A., warnen ebenfalls vor solchen Extravaganzen, die sogar von extremen Schutzzöllnern vermieden werden können.

Viele Kannegießer leisten dem Socialismus wider Willen Vorschub, indem sie mit volkswirthschaftlicher Unwissenheit, in ungerechter, übertreibender Weise, ja, sogar mit schlecht, oder gar nicht verhehlter Furcht öffentlich über den Socialismus reden und schreiben. Fürst Bismarck hob dagegen mit staatsmännischer Objectivität hervor, daß einem Theile der Pariser Communeglieder von 1871 ein ähnliches Ideal wie die Stein'sche Städteordnung vorschwebte. Roscher ist ebenfalls unparteiisch genug, bei seinem Plaidoyer für eine communistische, germanistische Auswanderung nach den nichtdeutschen Gegenden Oesterreich-Ungarns nicht bloß an F. List und Dieterici, sondern auch an Rodbertus und Lassalle zu erinnern, die in dieser Beziehung wirklich patriotisch, deutschnational fühlten. Nicht jeder Socialist ist ferner ein neidischer Mensch, ein egoistischer Demagoge oder ein Taugenichts. Es hat reiche, wohlhabende, gebildete, von ihrem Mitleide irre geführte Socialisten mit aufrichtig friedlichen, antirevolutionären Absichten gegeben. Dahin gehörte z. B. der reiche Fabrikant R. Owen, der Vater des englischen Genossenschaftswesens, dessen Verdienste, trotz seinen Ideologien, auch von getrönten Häuptern anerkannt wurden.

Der alte Satz divide et impera muß beim Kampfe gegen den Socialismus wohl beachtet werden. Man muß die gutgläubigsten und gemäßigtsten Socialisten von ihren schlechteren Genossen trennen. Dann wird man mit den Letzteren leichter

Digitized by Google

fertig. Eine allmählliche und völlige Bekehrung aller Socialisten dürfte schwerlich möglich sein. Für praktische Zwecke würde es indeß genügen, wenn die Socialdemokratie zu einer kleinen, einflußlosen Secte gemacht würde; und das ist sehr wohl möglich.

Die gemäßigsten Socialisten gehen von der thatsächlich unrichtigen Voraussetzung aus, daß im sog. heutigen Staate oder, besser gesagt, im antisocialistischen Staate der Gegenwart und Zukunft durchgreifende, organische, die volks- und weltwirthschaftlichen Zusammenhänge gebührend berücksichtigende Reformen nicht möglich seien. Jene Socialisten haben leider Recht, wenn sie darüber klagen, daß systematische Be- und Entwässerungen ganzer Stromgebiete im Deutschen Reiche und anderswo bis jetzt unterlassen worden sind; aber sie haben Unrecht, wenn sie wähnen, der heutige Staat könne, oder wolle solche Reformen grundsätzlich nicht durchführen. Die ganze Idee ist überhaupt gar keine Erfindung der Socialdemokratie, sondern sie ist socialistischer Seits von irgend einem antisocialistischen Sachverständigen, vermuthlich von Perels, entlehnt, so zu sagen abgeschrieben worden. Der Wiener Professor Perels plaidirte wenigstens 1880 in den halbamtlichen Berliner „Landwirthschaftlichen Jahrbüchern" für die große Reform, die schon 1871 und 1872 von Reuleaux und Toussaint vertreten worden ist. Zu den zahlreichen Reformen, welche zur Ueberwindung der Socialdemokratie und aus sonstigen Gründen nothwendig sind, gehören die energische Unfallverhütung in industriellen und landwirthschaftlichen Betrieben, die freie Bewegung für gemäßigte, antisocialistische Gewerkvereine und für freie Hülfscassen auf dem Gebiete der Kranken-, Alters- und Invalidenversicherung, die Verleihung von Corporationsrechten an die erwähnten Gewerkvereine, eine gleichmäßigere locale Vertheilung der Industrie, des Handels und der Bevölkerung über das Reichsgebiet und verschiedene andere Dinge. Die vom Münchener Nationalökonomen und Statistiker Prof. M. Haushofer treffend sog. „großstädtische Krankheit", d. h. die Uebervölkerung der Großstädte und Industriebezirke und die Untervölkerung der Ackerbaugegenden, ist ein ernster Gegenstand von der größten socialpolitischen Bedeutung. Wenn große Arbeitermassen in künstlicher, naturwidriger Weise in gewissen Gegenden zusammengedrängt werden, so entstehen dadurch mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit eine demoralisirende Wohnungsnoth, Krankheiten, Epidemien, ultrademokratische und socialdemokratische Bestrebungen; wie hervorragende Männer verschiedener wirthschaftlicher und politischer Richtungen, aller Ordnungsparteien, wiederholt hervorgehoben haben. Eine Canalcommission des preußischen Abgeordnetenhauses wies 1886 in ihrem Berichte über das Dortmund-Ems-Canalproject auf die gefährliche Anhäufung großer Arbeitermassen in Westphalen hin und betonte mit Recht, daß der Canal zu einer gleichmäßigeren localen Vertheilung der westphälischen Industrie führen werde (weit nämlich Canäle überall, Eisenbahnen nur an verhältnißmäßig wenigen Punkten zum Auf- und Abladen benutzt werden können). Wenn die Bevölkerung Berlins und anderer Großstädte nach den Vorschlägen H. B. Oppenheim's u. A. gleichmäßiger über das Staatsgebiet vertheilt wird, wenn ein Theil der großstädtischen Fabrik- und Handelsgeschäfte nach untervölkerten Ackerbaugegenden verlegt wird, wenn die Industrie und der Handel dieser Gegenden durch die unvoreingenommene Wucht von Eisenbahndifferentialtarifen energisch und großartig gehoben werden, — so ist auch die Socialdemokratie im Wesentlichen matt gesetzt. Durch solche Reformen wird es eben zahllosen fleißigen und sparsamen, gewerblichen und ländlichen Arbeitern möglich gemacht, sich ein Häuschen und Gärtchen zu erwerben, zum Theil selbst etwas Landwirthschaft zu treiben. Der Besitz, namentlich der Grundbesitz, macht bekanntlich conservatio, antisocialistisch. Die deutschen Bauern sind geschworene Gegner der Socialdemokratie, so zu sagen Eigenthumsfanatiker, und die Hebung der Industrie und der Bevölkerungszahl der armen Ackerbaugegenden ist zugleich das wirksamste Mittel zur Verbesserung der Lage der Bauern und Rittergutsbesitzer.

Im Vaterlande Luther's, Kant's und der allgemeinen Schulpflicht ist ferner die wissenschaftliche und populäre, aber sachgemäße Kritik eine mächtige Waffe gegen den gewaltigen, von der Socialdemokratie erstrebten Culturrückschritt. Gemäßigte schlagende Gründe gegen den Socialismus pflegen zu wenig oder gar nicht berücksichtigt zu werden. Dazu gehören namentlich folgende Punkte. Es war sehr inconsequent, sehr undemokratisch, daß manche deutsche und ausländische Socialisten sich sog. Sitzredacteure hielten. Es ist ebenso inconsequent, daß die socialistischen Reichstags-, Landtags- und Gemeinderathscandidaten in ofsgarchischer Weise ernannt und nicht in demokratischer Weise durch's Loos bestimmt werden. Das Loos würde fast immer auf Nullen fallen, welche mit den durch ihre Zungenfertigkeit und ihren Ehrgeiz emporgekommenen Führern der Partei zu streiten beginnen würden, wobei der Antisocialismus der sich freuende Dritte wäre. Ebenso würden sich im geträumten Socialstaatsstaate die Führer und die aristokratischen Arbeiterklassen der Buchdrucker, Maschinenbauer, Kunstdrechsler ꝛc. weigern, reihenm mit den demokratischen Arbeiterklassen oder auf dem Wege des Looses die schmutzigsten Arbeiten zu übernehmen. Man muß ferner die Socialistenführer moralisch zwingen, über die Grundsätze der Lohnvertheilung des socialistischen Staates reinen Wein einzuschenken. Sie würden dabei stets in ein Wespennest greifen, mögen sie sich nun für eine völlig gleiche Bezahlung aller höheren, mittleren und niederen Berufe aussprechen oder irgend eine Lohnscala aufstellen. Der schlagendste Grund gegen den Socialdemokratismus besteht darin, daß derselbe ein Verstoß gegen die Mathematik, gegen das Einmaleins ist. Einzelnen Arbeitern und einzelnen Arbeiterklassen könnte man im socialistischen Staate thatsächlich, wenn gleich in principwidriger Weise, das Privilegium übermäßig hoher Löhne und einer übermäßig kurzen Arbeitszeit gewähren, aber nicht allen Arbeitern. Sogar die Socialisten geben diese unleugbare Wahrheit, die inneren Interessengegensätze der Handarbeiterklasse, manchmal zu. Der triviale Einwand, daß die Waarenpreise nicht allein von den Arbeitslöhnen abhängen, ist ganz unzutreffend, nicht zur Sache gehörig. Wenn der Staat eine enorm hohe Verbrauchssteuer auf Steinkohlen legte, so könnten die Consumenten sich nicht damit trösten, daß die Steuer nicht der einzige Factor der Kohlenpreise wäre; und wenn die Kohlenpreise in Folge enormer Erhöhungen der Arbeitslöhne in die Höhe gingen, so könnten die Consumenten sich nicht damit trösten, daß die Arbeitslöhne nicht der einzige Factor der Kohlenpreise wären. Mit diesem Gleichnisse soll natürlich nicht behauptet werden, daß die an dieser Stelle nicht zu unterfuchenden Löhne der Bergleute in Wirklichkeit enorm hoch sind (abgesehen vielleicht von der englischen Gründerzeit der Jahre 1871—1873 und ähnlichen Fällen). Die Socialisten und ihre Führer haben überhaupt eine schwierige Stellung. Nehmen sie eine radicale Haltung ein, so gerathen sie bei vielen Parteigenossen in den Verdacht einer mißliebigen, extremen, anarchistischen Richtung oder gar in den Verdacht, agents provocateurs, Polizeispione, zu sein. Nehmen sie dagegen eine gemäßigte Haltung ein, so gerathen sie bei vielen Parteigenossen in den Verdacht, daß sie mit einem Fuße auf antisocialistischem Boden stehen, und daß sie Gegner des Socialismus werden könnten. In England, den Vereinigten Staaten, Frankreich, dem Deutschen Reiche und anderen Ländern sind in der That so manche Socialisten, überhaupt so manche Radicale, Ordnungsmänner geworden.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

— —

Brahmanenprobe.

Satyakama sprach, als er heranstreift,
Hingewandt zur alten Mutter sprach er so:
„Meines Herzens Stimme treibt mich rastlos an,
Daß den Stand ich der Brahmanen wählen soll.
Buddha helfe mir, die Probe zu besteh'n!
Aber gib mir an, wie ich mich nennen soll,
Wenn ein Weiser doch mich nach dem Namen fragt."

Also hob der eingezog'ne Jüngling an.
Ihm erwiderte die Mutter unverweilt:
„Traun, ich weiß es nicht, aus welchem Haus du bist!
Da ich jung gewesen, kam ich viel umher
Und als Magd gebar ich Dich in fremder Stadt.
Darum heiße, weil Dein Vater unbekannt,
Satyakama Dich, den Sohn der Jabala!"

Innig, als er dies gehört, umschlang er sie,
Drauf den stillen Weg zum Tempel schritt er hin.
Dort, nach demuthvollem Gruße, sprach er so:
„Meines Herzens Stimme treibt mich rastlos an,
Daß den Stand ich der Brahmanen wählen soll.
Buddha helfe mir, die Probe zu besteh'n!
Aber sagt mir nun, wann sie beginnen soll."

Schweigend hatten ihn die Priester angehört,
Doch der Aelteste von ihnen trat herzu
Und mit ernster Miene ließ er so ihn an:
„Schwere Proben legt dem Neuling Buddha auf,
Darum sei gefaßt, daß Du sie nicht bestehst!
Doch nun gib uns kund, aus welchem Haus Du bist,
Da Dein Name sonst uns bliebe unbekannt."

Satyakama, aufgeregt, entgegnete:
„Meine Mutter sprach, als ich darnach sie frug:
Traun, ich weiß es nicht, aus welchem Haus Du bist!
Da ich jung gewesen, kam ich viel umher
Und als Magd gebar ich Dich in fremder Stadt.
Darum heiße, weil Dein Vater unbekannt,
Satyakama Dich, den Sohn der Jabala!"

Durch den Kreis der Priester flog ein Lächeln hin,
Doch, der ihm genaht war, zog ihn nah' an's Herz:
„Offen, wie Du sprachst, spricht ein Brahmane nur;
Deine Probe hast Du wahrhaft abgelegt,
Weil Du von der Wahrheit nichts verschwiegen hast.
Und so nehm' ich denn in Buddha's Namen Dich,
Satyakama, auf, den Sohn der Jabala.

Martin Greif.

Auch ein Schiller-Biograph.

(Otto Brahm.)

Von H. Düntzer.

Einer von Wilhelm Scherer's folgsamsten Anhängern und Schleppträgern, der sich durch einige leichtere Arbeiten, wie seine unselbständige und bereits wieder veraltete Kleist-Biographie, bekannt gemacht, ist eben mit dem Anspruch aufgetreten, der Welt ein neues Licht über Schiller aufzustecken; alles, was seit Hoffmeister und Voas für diesen geschehen, sei „eine mehr in der Mittheilung des Thatsächlichen als in seiner Durchdringung glückliche Forschung". Die ganze Schwere dieser Anmaßung empfindet nur derjenige, der weiß, daß gerade die neueste Zeit von einem höheren Standpunkt als Hoffmeister die Erkenntniß von Schiller als Mensch und Dichter sich zur Aufgabe gestellt und mit Ernst und Wärme um ihre Lösung sich bemüht hat. Brahm erzählt uns, wie schon im Sommer 1879 sein Meister und Lehrer Scherer den Wunsch gehabt, „die Methode der modernen literarischen Forschung, wie zumeist er sie ausgebildet, an einer Lebensbeschreibung Schiller's sich erproben zu sehen". Wenn wir weiter hören, andere Aufgaben hätten diesen Plan bei Brahm zurücktreten lassen, so darf man wohl fragen, ob dieß von solcher Bedeutung waren, daß sie ein großes, mit treibender Willenskraft vorgelebtes Unternehmen anzugeben veranlassen konnten, ob es nicht vielmehr eine Eingebung der Klugheit gewesen, einige Zeit den Quellenschatz sich mehren und andere sich der so schönen wie schweren Aufgabe widmen zu lassen, um dann in die volle Ernte einzutreten. Erst anfangs 1885 griff er den so lange zurückgelegten Plan wieder auf und „fand Scherer's Theilnahme sich von neuem zur Seite". Der erste der beiden Bände seines „Schiller" (diesen einfachen Titel hat er gewählt, wie der junge Cramer vor mehr als einem Jahrhundert mit seinem „Klopstock" auftrat) liegt jetzt vor, doch hat der Verfasser sich gedrungen gefühlt, vorher in Zeitschriften durch einzelne Probestücke auf das Werk bedeutsam hinzuweisen.

Das Vorwort belehrt uns, die historisch-kritische Betrachtungsweise unterscheide seine Arbeit von der Mehrzahl seiner Vorgänger und könne vielleicht, indem sie deren Uebertreibung meide, „jenes parteiische Schwanken von Extrem zu Extrem überwinden helfen", welches Schiller's Bild entstellt habe. Als ob es Brahm's Hülfe bedurft hätte, die Bewunderung Schiller's vor der Schrankenlosigkeit zu bewahren, als ob dessen wahre Schätzung sich nicht aus liebevoller Verfolgung seiner menschlichen Entwicklung und lebendigem Eindringen in seine jedesmalige Schöpfungen ergäbe, worein es vor Brahm nicht gethan hat. Bei seiner nüchternen literarischen Beurtheilung der Werke und seiner in kleinlichen Herleitungen sich gefallenden Darstellung des Lebensganges vermissen wir gerade große, tiefe Blicke und lebendiges Eindringen, welche nur aus innigem Versenken, nicht aus vielendem Aufpassen und oberflächlicher Selbstüberhebung gewonnen werden, nicht aus beschränkter Nachahmung eines Meisters, dessen Kühnheit man folgt, ohne einen Funken seines Geistes.

Fragen wir, was der neue „Schiller" Neues und zugleich Richtiges bringe, so ist der Ertrag äußerst mager. Das Vorwort zählt genau alles auf, was der erste Band an neuem Material der Forschung zugeführt". Näher besehen, ist dieß unbedeutend, bietet gar nichts, was einen neuen, der Rede werthen Zug der Darstellung oder eine wichtige Berichtigung böte; es sind Kleinigkeiten, die wohl ein Literaturblatt als Material nachtragen mag. Der ungedruckte Brief der Frau von Kalb war wenigstens seinem Inhalte nach bekannt und benutzt. Daß die neuen Quellen so dürftig sind, soll Brahm keineswegs zum Vorwurf gereichen; wir glauben, daß er sich eifrig darum bemüht hat, wie er ja auch die Orte, wo der Knabe seine ersten Jahre verlebte, besucht und entdeckt hat, daß die Familie zu Loch aus der Herberge zur Sonne ist sagt uns nur nicht wann; in ein Haus auf derselben Straßenseite gezogen sei; neues Material ist schwer aufzutreiben, und dem Suchenden ist Fortuna nicht immer hold. Aber frischer Quellen bedürfen wir auch gar nicht, die vorhandenen genügen zu einem lebenswahren Bild von Schiller's Entwickelung, mögen auch immer Einzelheiten sich der Wißbegierde entziehen. Viel wichtiger ist die Würdigung der Zuverlässigkeit der bunten Ueberlieferungen. Darin läßt das Urtheil unseres Lebensbeschreibers manches zu wünschen übrig. Wir möchten beispielsweise hervorheben, daß den Angaben von Schiller's Gattin und Schwägerin nicht durchaus zu folgen ist. Daß die von ihnen berichteten Thatsachen auf guter Ueberlieferung beruhen, wollen wir keineswegs bezweifeln, aber zuweilen ist ihnen eine ungehörige Beziehung gegeben. Wenn Schiller's Gattin berichtet, in seinem achten Jahre habe der Knabe einige Tage im Lusttager bei seinem Vater zugebracht, so läßt sich die Zuverlässigkeit dieser Angabe nicht feststellen, jedenfalls ist es irrig, wenn hinzugefügt wird, hiervon sei noch das lebendige Bild des kriegerischen Lebens in „Wallenstein's Lager"

Digitized by Google

entstanden. Wir wissen, daß Schiller dieses aus eifrigem Lesen der Quellen des Dreißigjährigen Krieges gewonnen, zu denen auch die Schrift Le soldat Suédois gehörte, und daß ihm gerade die Darstellung des soldatischen Lebens schwer fiel. Wer mag ernstlich glauben, das württembergische Lager, das der Knabe vor mehr als dreißig Jahren gesehen, habe die Dichtung des böhmischen unter Wallenstein belebt? Von dem gelehrten Vetter, dem Pathen Schiller's, hat auch dessen Gattin gehört; wenn sie aber sagt, nach dessen Vorbild hätten die Eltern immer ihren Fritz zu bitten gewünscht, so ist dies unmöglich. Hatte jener ja seine Bildung auswärts gesucht, während Fritz geistlich werden und in's Tübinger Stift kommen sollte, wonach ihm seine Bildung vorgeschrieben war, so daß der Vater nur wünschte, er möge die Prüfungen gut bestehen. Noch weniger konnte dieser ewige Studiosus Fritz als Vorbild dienen, nachdem der Herzog diesen zu seiner Militärschule geprellt hatte, in welcher sein Wille höchstes Gesetz war. Dieses und Aehnliches, was auf der Hand liegt, bedenkt Brahm nicht; er führt solche Angaben ganz unkritisch in gutem Glauben an, obgleich sie gar keine Erwähnung verdienten.

Aber hat seine Forschung denn keine sicheren neuen Ergebnisse von Bedeutung geliefert? Nach genauester Durchsicht des Buches darf ich antworten: Kein einziges. Selbst die Behandlung der drei Jugenddramen, welche doch nach der Bestimmung des Werkes sein schwerstwiegender Theil sein müßte, bietet nichts, was nicht von Anderen längst bemerkt und meist treffender entwickelt worden wäre, ja eine eindringlichere Beschäftigung mit den vielseitigen Leistungen der Schillerliteratur würde Brahm's Kenntniß erweitert, ihm manchen tieferen Blick eröffnet haben. Nur ein Beispiel, wie Brahm zu seinem großen Nachtheil das längst Bekannte ganz unbeachtet gelassen. Als Quellen des »Fiesko« führt er S. 231 diejenigen Schriften an, welche Schiller selbst als solche nennt: aber in welchem Verhältniß diese benutzt worden, hört man nicht, und doch war es von großer Bedeutung, zu wissen, daß seine Hauptquelle Robertson gewesen und in welchen Punkten er von diesem abgewichen, Retz oder Mailly oder seiner eigenen Eingebung gefolgt ist. Noch schwerer trifft der Vorwurf, daß Brahm eine andere bedeutende Quelle Schiller's, die ich schon vor zwölf Jahren nachgewiesen habe, gar nicht kennt, in Folge dessen mehrere seiner Aufstellungen ganz hinfällig werden. Wohlgemuth schreibt er: „Localtöne, welche dem Dargestellten erst Bestimmtheit und Wahrheit geben, suchte der Dichter nicht eifrig genug, weil ihm der Sinn für das Historische, das Relative, das seine Idee repräsentirt, noch nicht gekommen." Aber was lag dem Dichter, der jetzt zuerst einen geschichtlichen Stoff bearbeitete, dringender nahe, als von Genuas politischen und örtlichen Verhältnissen eine lebendige Anschauung und so einen festen Anhaltspunkt, wie er es später nannte, eine Begrenzung seiner freien dichterischen Gestaltung zu gewinnen? Brahm läßt ihn in stürmischen Flüge seiner schrankenlosen Phantasie folgen; es kümmert ihn nicht, daß manches die Oertlichkeit und die politischen Verhältnisse Betreffende, wovon in den von Schiller genannten Quellen keine Spur zu finden, auf die Benutzung eines anderen Werkes deutet; er fragt sich nicht, ob ein solches nicht zu entdecken, ja vielleicht schon nachgewiesen sei. Ich habe längst den augenfälligen Beweis geliefert, daß Schiller an manchen Stellen das 1747 erschienene Werk von Häberlin benutzte: „Gründlich historisch-politische Nachricht von der Republik Genua, den Ursachen ihres itzigen Schicksals und umständliche Beschreibung des letzten noch dauernden Aufstandes in derselben." Der damalige Unterbibliothekar Petersen gab Schiller dasselbe Exemplar, welches ich durch Vollmer's Vermittelung von derselben Bibliothek benutzen konnte. Dieses Buch war wie für Schiller geschrieben. Wie viel er aus ihm geschöpft, habe ich gezeigt. Brahm hatte davon nicht die entfernteste Ahnung; ihm machte es eine besondere Freude, den damaligen Schiller so verschroben darzustellen, daß er sich um die wirklichen Zustände Genuas nicht gekümmert. S. 234 schreibt er unbedenklich: „Um den Hinweis auf die deutschen Zustände, welche ihm so lebhaft vorschwebten, in dem »republikanischen Trauerspiel« (vielmehr »Schauspiel«) noch merklicher zu machen, führte er die »teutsche« Leibwache in sein Stück ein (er merkt nicht, welche Einfältigkeit er hier dem Dichter unterschiebt!): das Genua des Fiesko hat von ihr nichts gewußt, und jener »deutsche Ochse«, welchem Gianettino bedeuten läßt, »daß er das Maul halten soll«, ist in Wahrheit der Corse Gigante gewesen." Von mir konnte Brahm lernen, daß nach Häberlin der Doge wirklich eine Leibwache von 200 (oder 500 bis 600) deutschen Soldaten unter deutschen Befehlshabern im rothen Uniformen mit blauen Umschlägen hatte, die Schiller also nicht erfand, nur geschickt benutzte, um deutsche Treue und Kraft in ihrem Glanze erscheinen zu lassen. Auch das vom Corsen Gigante Gesagte ist nicht wahr. Nach Mailly brachte der Commandant von Genua, Oberst Jocante, ein Corse von Geburt, dem Dogen beim Anbruche der Nacht die Kunde, die Schildwachen hätten meist ihren Posten verlassen, auch strömten Bewaffnete von allen Seiten nach Fiesko's Wohnung; sein Neffe, dem er dies sofort mittheilte, schalt den Jocante einen Verleumder. Schiller hat diesen Zug glücklich gemäß seinem dramatischen Zwecke und Gianettino's Charakter umgestaltet. Wir schließen an dieses Beweis von Brahm's Leichtfertigkeit einen anderen thatsächlichen Irrthum an. Nach ihm wäre in Mannheim bei der ersten Aufführung von „Kabale und Liebe" die Scene mit dem Kammerdiener gespielt worden, in Frankfurt habe man sie streichen wollen, aber Schiller, der mit Iffland anwesend war, habe sie, bloß mit Weglassung der Beziehung auf Amerika, wieder eingefügt. Die Wahrheit ist, daß Schiller sich in Mannheim die Unterdrückung gefallen lassen mußte, aber gleich darauf in Frankfurt die Scene spielen ließ, und zwar durch Iffland. Diesen recht bezeichnenden Zug verkehrt Brahm in sein Gegentheil.

Weder für die Entstehung der drei Jugenddramen und ihre Auslegung an vorhandene Dichtungen, noch für ihre dramatische Bedeutung und theatralische Wirkung, so wie den Einfluß, den sie auf die Bühne geübt, hat Brahm neue Gesichtspunkte eröffnet, ja manches könnte gründlicher und faßlicher entwickelt sein. Vor allem mußte darauf hingewiesen werden, daß der Dichter, der sich nie genug thun konnte, bei allen, theils der Theaterverhältnisse, theils der größeren Wirkung wegen, sich zu Aenderungen gedrungen fühlte, welche die dichterische Einheit sprengten. Schon in der Theaterbearbeitung der „Räuber" hat er das Drama in seiner Grundfeste erschüttert, besonders ist der Schluß der stärkeren Wirkung wegen in äußerst greller Weise umgestaltet. Und diese Richtung auf das Starke, Packende, Drastische hielt auch bei der Dichtung des „Fiesko" vor, über dessen Schluß Schiller lange mit sich nicht einig werden konnte, weil er ihn möglichst ergreifend zu machen trachtete. Aber auch die gräßliche Ausführung, für die er sich endlich entschied, genügte ihm bald nicht mehr, das republikanische Schauspiel sollte den Helden zuletzt als echten Republikaner zeigen, dem die Freiheit des Volkes höher gilt als der Glanz der Krone. Kabale und Liebe, das bürgerliche Trauerspiel, das er ganz aus sich heraus schuf, hatte zuerst einen durchaus einheitlichen Verlauf, aber leider reizte ihn die Wirkung, die er sich von der Darstellung eines zur Tugend zurückgekehrten Opfers fürstlicher Wollust auf der Bühne versprach, seine Lady Milford, die bloß erwähnt zu werden brauchte, weit auszuführen, wodurch er die eigentliche Heldin, seine Luise Millerin, wesentlich schädigte, indem er sie der Lady gegenüber in einer ihrem Charakter widersprechenden Weise auftreten ließ. Hatte er so seinen dramatischen Schöpfungen gleichsam den dichterischen Rückgrat gebrochen, so schadete dieses ihrer Wirkung keineswegs, da so wenige ein Dichtwerk als einheitliches Ganzes zu fassen vermögen; nicht bloß die Jugend wurde durch das mächtige dramatische Leben, die unbändige Kraft und den in der Luft liegenden Freiheits- und Umsturzdrang hingerissen. Unter den Dichtern der Zeit gab es keinen, der mit solcher unreinen Macht die Bühne erschütterte, und hierzu hatten ihn gerade der Despotismus und die Demüthigung, welche der Herzog Karl Eugen ihm widerfahren ließ, erzogen. Der gedemüthigte Regimentsfeldschercer, der nicht einmal ein Porte d'epée tragen durfte, war der Dichter der „Räuber" geworden, und sein hier bewährtes dramatisches Talent mußte

Digitized by Google

zunächst auf diesem Wege sich fortentwickeln, bis es nach längerer mannigfaltiger Bildung im Bunde mit dem einst von ihm seines Glückes wegen beneideten, ja gehaßten Weimarischen Dichter, der die höchsten Ideale der Kunst geschaffen, zu seiner wahren Größe sich erheben sollte. Brahm verspricht uns die Erkenntniß der „Grenzen in Schiller's Kunstübung, welche die Zeit und die eigene Individualität ihm gesteckt haben", und er „findet freudig seine hinreißendsten Wirkungen da, wo er mit dem realistischen Princip unserer Tage zusammentrifft". Das sind aber nur Redensarten.

Zu diesem Zwecke hätte es gar keiner Entwickelung des Lebensganges des Dichters bedurft, welcher mit dessen Bedeutung für die Geschichte des Dramas und des Theaters nur in sehr loser Beziehung steht, ja die Anlage eines einheitlichen Ganzen stört. Doch diesen Fehler hat das Buch mit anderen bedeutenderen Arbeiten gemein, welche weitläufige Darlegungen der Werke, ihrer Bedeutung und Wirkung wie Granitblöcke in den Lebensgang einschieben, während das Leben eines Dichters nur zu zeigen hat, wie dieser aus der Eigenheit und den Verhältnissen ihres von seiner Zeit beeinflußten Schöpfers sich entwickelt, wieder auf dieser Lebensgang eingewirkt und die höhere Ausbildung eines so mächtigen Geistes bestimmt haben. Abgesehen davon wenden wir uns zur Frage, ob denn Brahm des Dichters Lebensentwickelung in heller Beleuchtung gezeigt als seine Vorgänger. Wir können nur erwidern, daß wir überall nichts als das Bekannte in der hergebrachten, sich aus der Ueberlieferung natürlich ergebenden Verknüpfung finden. Freilich fehlt es nicht an dem geistigen Zucken, etwas Neues vorzubringen, aber die zu Markte gebrachten eigenthümlichen Anschauungen und Herleitungen sind nichts weniger als Lichtblicke.

Das Buch beginnt mit dem wunderlichen Satze: „Im Eingang von Schiller's Lebensgeschichte hält die ehrenseste Gestalt von Schiller's Vater Wacht." Wir wünschten dem Hauptmann Schiller, der auf seinen soldatischen Rang etwas hielt, einen anderen Posten als den einer Brahm'schen Schildwache. Freilich erweist er diesem übergebührliche Ehren, wenn er Schiller zu einem väterlichen Kinde macht, in dem Sinne, daß dieser die männlichen Tugenden, Thatenlust und Energie, vom Vater habe, wonehen er nur die leiblichen Eigenschaften von der Mutter übekommen, der er bekanntlich in Gestalt und Körperbildung ganz glich. Seltsam ist es, daß Brahm sich nicht fragt, woher er denn die übrigen Gaben des Geistes gehabt, ob diese nicht, wie man schon an sich anzunehmen geneigt sein muß, ihn als Sohn seiner Mutter kennzeichnen, welche dazu in seinen vier ersten Jahren, die für die Richtung der jungen Seele so äußerst bedeutend sind, fast allein seine Erziehung geleitet hatte. Doch thun wir Brahm nicht Unrecht! S. 27 gesteht er, Schiller sei der Erbe der Güte seiner Mutter gewesen, doch hindert ihn die Wache, die er vor des Dichters Lebensgeschichte aufgepflanzt hat, diese Spur weiter zu verfolgen. Das Herz macht nicht bloß den Redner, es macht auch, wie Goethe es so bedeutsam betont, den großen Dichter, wie den großen Mann. Und dieses hatte Schiller nicht von dem willensstarken, thatkräftigen, aber auch nüchtern verständigen, starren und strengen, allen zarten Gefühlen fast unzugänglichen Vater, er hatte es von der Mutter. Doch fehlte es dieser auch nicht an lebendiger Willens- und Thatkraft; denn wie wäre es ohne diese ihr möglich gewesen, während der langen Entfernung ihres Gatten und später unter dem Drucke ihres gestrengen Eheherrn, bei der schmalen, zuweilen fast verschwindenden Einnahme so treu und fest als Mutter ihrer Kinder hauszuhalten! Eine Frau, welche mit rastlos angestrengter Sorge wacht, daß die beschränkten Mittel zur anständigen Erhaltung und Erziehung der Ihrigen bei stets wachsender Familie ausreichen, bedarf einer Willenskraft und aufopfernden Liebe zu den Kindern, welche hinter dem männlichen Muthe, „das Glück zu erjagen", nicht zurücksteht. Aber dafür, wie für so manches andere, was die geheimsten Fibern der Menschenseele berührt, hat eben der Schilderer unseres großen Dramatikers kein Auge. Deshalb, weil thätige Willenskraft der Mutter in hohem Grade eigniete, liebte Schiller diese so innig, die er unter der Strenge des Vaters und den drückenden Verhältnissen viel leiden sah. Aber nicht weniger zog ihn ihr tief empfindendes Herz an, dessen Wärme sie treu in ihren Kindern nährte. Und daß es ihr auch nicht an Kraft fehlte, das, was sie fühlte, lebendig auszusprechen, beweist schon allein eine von der Schwester berichtete Geschichte. Als sie einst am Ostermontage mit Christophine und Fritz, um ihre dürftigen Eltern zu besuchen, über den Berg ging, erzählte sie ihnen das Evangelium des Tages mit solcher Bewegung, daß diese gerührt auf den Boden niedersanken und beteten. Auch Brahm erwähnt dies an einer spätereren Stelle, aber es zeigt ihm nur den Knaben als Sohn seiner Mutter, dessen weiches Herz der Rührung und allen zarten Empfindungen geöffnet gewesen sei; er merkt gar nicht, daß diese Geschichte nicht allein für das Herz der Mutter, sondern auch für deren Fähigkeit zeugt, ihrem Gefühle einen ergreifenden Ausdruck zu geben. Hauptmann Schiller konnte wohl eine weislich von ihm auferlegte Hausandacht halten, aber durch einfach herzliche, aus der Seele fließende Erzählung frommt zu rühren vermochte er nicht. Auch eine andere sehr hervorstechende Eigenschaft hat Schiller von der Mutter, und zwar im entschiedensten Gegensatz zum Vater. Ließ dieser nie von seinem nüchternen Ernste ab, so wird uns die Heiterkeit der Mutter, welche selbst Druck und Noth nicht hatten verscheuchen können, von Scharffenstein berichtet. Der Sohn beiaß den Drang nach heiterem Lebensgenusse bis zum letzten Augenblick. Wie er, als in Mannheim ihn Freunde bewuchten, ich nicht abhalten ließ, mit ihnen einen lustigen Tag zu feiern, obgleich er sich sagte, daß er dafür bestio länger an seinem bösen Fieber leiden müsse, so schwärmte er in seinen letzten Jahren zu Weimar trotz seiner für jede Ausschweifung ihn strafenden geschwächten Gesundheit mit den ihm herzlich ergebenen jungen Freunden bis zum Morgen, mochte ihn auch seine Gattin dringend mahnen, mit ihr zeitig nach Hause zu gehen, und der bedenkliche Katarrh, der ihn befallen hatte, konnte ihn nicht abhalten, in Gesellschaft, ja an den Hof zu gehen, da er Menschen um sich sehen, sich an und mit ihnen freuen, die kurze ihm noch gestattete Lebenspfanne genießen mußte. Wären wir über Schiller's Jugendzeit besser unterrichtet, so würden wir ein lebendigeres Bild von dem treuen Gemüthe, dem vollen Herzen und dem heiteren Lebensstinne der Mutter gewinnen. Brahm gefällt sich darin, alles was Schiller's Jugendfreunde von ihr sagen, möglichst zur Seite zu schieben, und so kann er auch Streicher nicht glauben, daß sie eine „denkende", d. h. mit gutem natürlichen Verstande begabte Frau gewesen; das Urtheil von Schiller's Gattin, welche diese erst in höherem Alter, von Noth und Krankheit gebrochen, nur als Schatten ihres früheren Daseins kennen lernte, scheint ihm das ruhigste und deshalb zuverlässigste. Dieser vornehmen Dame war es freilich nicht recht, daß des Dichters Mutter, die zum Besuche kam, eine ungebildete Frau war, die nicht viel gelesen hatte, die sich in die vornehmen Gesellschaftsformen nicht zu finden wußte, obgleich sie nicht leugnen konnte, daß sie viel Thätigkeit und Liebe hatte; der Vater stand bei ihr höher, weil er Hauptmann und — Schriftsteller war. Aus Liebe zu seiner Behauptung, Schiller sei ein väterliches Kind gewesen, thut Brahm der Mutter, welcher der Sohn so viele edle Eigenschaften verdankte, schreiendes Unrecht, wogegen er das geistige Erbe, das er vom Vater übekommen, in's Ungemessene ausdehnt. Im Vater findet er sogar den „Familienzug gesteigerten Phantasielebens", obgleich dieses nicht die Phantasie, sondern der Ehrgeiz zu seinem abenteuerlichen Leben trieb, da er mit aller Gewalt aus der niederen Stellung heraus wollte, in welche ihn der frühe Tod seines Vaters versetzt hatte, und sein ganzes Streben darauf gerichtet war, das äußere Glück zu erjagen, während der Sohn nur geistige Ziele im Auge hatte, von seinem Seelendrange hingerissen wurde, sich über alle äußeren Rücksichten hinwegzusetzen. Aber nicht bloß des Vaters geistiges Wesen soll Schiller geerbt haben, auch mit seinem wunderlichen Vetter, dem ewigen Studiosus Schiller, hat er nach Brahm's Entdeckung einen Zug gemein: er soll gleich diesem ein Phantast gewesen sein. Und so scheut er denn sich nicht, den großen, von den höchsten Idealen erfüllten Dichter zu

Digitized by Google

einem Projectenmacher zu erniedrigen, wovon er auch in späteren Jahren noch nicht frei gewesen sei. Es ist dies eben nur ein Beweis von Brahm's Urtheilslosigkeit. Ein neuer Gedanke, ein augenblicklicher Einfall reizt diesen so unwiderstehlich, daß er, unbekümmert um dessen Haltbarkeit, ihn der Welt verkünden muß; dies hat er mit Scherer gemein, nur fehlt ihm des Meisters Scharfsinn. Hören wir ja sogar, „ein tiefgründender Unterschied zwischen der Poesie Goethe's und Schiller's“ lasse sich von dem Gegensatze begreifen, daß Goethe's Mutter den Grundsatz gehabt, Niemanden zu bemoralisiren, während Schiller's Vater die moralische Betrachtung der Dinge entschieden geliebt habe. „Was dieser Mann nicht alles sieht!“ Eine Seite später lesen wir, der Sohn sei vor allem in der „bewunderungswürdigen Fähigkeit der geistigen Aneignung“ des Vaters Erbe gewesen, bei er „immer neu sich das Ziel steckte, nie bei dem Erreichten beschaulich verweilend, vorwärts eilend von Aufgabe zu Aufgabe in stürmischem Eifer“. Aber wenn der Vater sich später in alle Zustände zu fügen wußte, in die er sich versetzt sah, so war der Sohn davon das gerade Gegentheil, er gerieth, um dem Drange seiner Natur zu folgen, kühn die Bande, welche ihn fesselten, wie wehe es ihm auch seiner Familie wegen that, wie schwer er auch fühlte, welchen bedenklichen äußeren Zuständen er entgegenging. Von einem Eilen von Aufgabe zu Aufgabe kann bei Schiller keine Rede sein, am wenigsten von stürmischem Eifer; er folgte nur der Stimme seines Genius, die ihn zu immer reineren Schöpfungen trieb, hatte aber zugleich Fassung genug, eine längere Pause in seinem Schaffen zu machen, um durch Geschichte und Philosophie seine Dichtung zu befruchten.

(Schluß folgt.)

Die Allegorie im modernen Romane.

Von Oskar Bulle.

Jede wahre Dichtung muß eigentlich in gewissem Grade eine Allegorie genannt werden können, da sie doch die Darstellung eines Unsinnlichen, einer Idee oder eines Begriffes, durch sinnliche Hilfsmittel und durch concrete Erscheinungen bezweckt. Und selbst der einseitigste Realismus oder das Streben nach einem solchen in der Dichtkunst, wie es heute in freilich oft unklarer Weise die Literatur durchzieht, dürfen sich nicht verhehlen, daß auch ihre Wirkung im Grunde stets eine allegorische sein muß, wenn überhaupt dem Zusammenhange des Geschehens, das sie abconterfeien, nicht jeder gedankliche oder geistige Inhalt abgesprochen werden soll. Die Zusammenfassung der einzelnen Lebenserscheinungen unter einem allgemeinen Gesichtspunkte und ihre Beziehung auf einen Grundgedanken sind auch für die realistische Dichtung die Daseinsbedingungen und es ist ebenso ein Unsinn, dichterisch das „blinde Geschehen“ zur Grundlage einer Weltanschauung machen zu wollen, wie es metaphysisch eine Unmöglichkeit ist.

Er sah in der Götter wrältesten Rath
Und beobachte der Dinge geheimste Saat,

so singt Schiller (in den „Vier Weltaltern“) vom Dichter und fährt später fort:

So drückt er ein Bild des unendlichen All
In den Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

Die modernen Realisten suchen nun freilich zu beweisen, daß erst des „Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall“ zu erfassen und festzuhalten sei, ehe von einem „Bilde des unendlichen All“ gesprochen und gefabelt werden dürfte; sie glauben eine Art von inductiver Methode auch in der Dichtung anwenden zu müssen, indem sie verlangen, daß nur aus den beobachteten und geschilderten Thatsachen eine dichterische Schlußfolgerung gezogen und ein Allgemeines gewonnen werde. So soll die Hindeutung auf die „geheimste Saat“ der Dinge nur empirisch zur Geltung gelangen dürfen; „das weit Zerstreute sammelt sein Gemüth“, sagen sie mit Goethe vom Dichter und legen dabei die Hauptbetonung auf das Wort „sammeln“, während die Schiller'sche Ansicht wohl „sein Gemüth“ hervorgehoben haben will.

Die Allegorie ist also selbst für die realistische Dichtung das Grundelement poetischer Wirkung und eine Verleugnung ihrer Nothwendigkeit, eine Emancipirung des rein stofflichen Inhalts von einer unsinnlichen Idee, welche derselbe plastisch andeuten soll, beruht auf einer gänzlich falschen und äußerlichen Ansicht vom Wesen der Dichtkunst überhaupt. Jedoch ist das Streben nach Realismus vollständig berechtigt, wenn es, ohne bis zu dem Extrem der Verneinung jedes allegorischen Zuges fortzuschreiten, sich gegen das bewußte Allegorisiren wendet. Dem Dichter sollen die Allegorien bei seinem Schaffen vorschweben, sie sollen ihm, wenn er sie nicht schon von Anfang an gehegt, aus der Beschäftigung mit seinem concreten Stoffe zuwachsen, sie sollen ihn bei der Schöpfung und Darstellung des Ganzen wie der geringfügigsten Einzelnheiten beseelen und leiten, aber sie sollen ihm nicht so über den Kopf wachsen, daß sie ihm zu metaphysischen und rein abstrakten Problemen werden, deren Lösung ganz außerhalb des Stoffgebietes liegen, in dem ihre Wurzeln ruhen. Geschieht das Letztere, so wird das dem Dichter ein Philosoph, der den Boden verläßt, aus welchem sich seine Gestalten plastische Rundung und Fülle saugten, er schafft Spitzfindigkeiten und Schemen, die wie Euphorion im zweiten Theil des Faustes ausrufen könnten: „Immer höher muß ich steigen, Immer weiter muß ich schauen, Weiß ich nun, wo ich bin!“ Denn das ist der Fluch des bewußten Allegorisirens, daß der darzustellende Sinn gewöhnlich nur ein Einfaches, das ihn darstellende Concrete aber ein Mannigfaltiges ist, und daß deshalb die Mannigfaltigkeit der lebenswarmen Gestalt, die der Dichter gerne als Typus hinstellen wollte, entweder den Grundgedanken ihres Erzeugers zu Seitensprüngen veranlaßt, welche bald den Letzteren nicht mehr recht wissen lassen, wo er ist, oder — und das wird wohl noch häufiger der Fall sein — daß der Philosoph seinem Principe zu Liebe jene reiche Gestalt in ein Prokrustesbett zwängt, aus welchem sie nur arm, nackt und frostig weder heraussteigt, ein trauriger Schatten von dem lebensfrischen Urbilde, das der Dichter anfangs schaute.

Kaum jedoch wird wohl in dem Entwicklungsstadium, in welchem sich jetzt der Roman, diese Hauptdichtungsgattung der modernen Zeit, befindet, von einem bedeutenden Dichter noch der Versuch einer bewußten Allegorisirung unternommen werden. Werke, wie etwa Alexander Jung's „Harfe von Discatherine“, die sich als solche Versuche ausdrücklich kennzeichnen, gehören nur zeitlich der modernen Dichtung an, wurzeln aber ihrem Inhalte und ihrer Form nach in weit zurückgelegener literarischer Anschauung. Der romantische Zug, der sie möglich machte, äußert sich jetzt auf einer anderen Art in der Dichtung, denn verschwunden ist er etwa noch keineswegs aus der Welt und er wird auch nie daraus verschwinden. Auch er trägt die Spuren des gesunden Realismus an sich, der sich in unserer Romandichtung doch immer mehr und mehr Bahn bricht, und tritt bescheiden und verschämt zu Tage, mehr als ein wohlthätiges Gegengewicht gegen realistische Extravaganzen, denn als selbstständiger und einseitig herrschender Gebieter. Storm und Jensen sind die Hauptvertreter dieser aus Romanticismus und Realismus gemischten Richtung in der Dichtung unserer Tage, Wilhelm Raabe singt sich ihnen als der Humorist, der auch in der romantischen Schule hauptsächlich wurzelt, an die Seite. Keiner dieser Dichter und auch Keiner von den Vielen, die in ihrem Tone schreiben, hat jedoch den romantischen Zug so ausgeprägt im Blute, daß er den Versuch einer bewußten Allegorisirung in der Dichtung, wie er wohl zu den Eigenthümlichkeiten der romantischen Schule gehörte, bisher unternommen hätte; im Gegentheil ist bei ihnen die Grenze, innerhalb deren die Allegorie in der Prosadichtung zum Vorschein kommen darf, mit gutem künstlerischen Tacte stets innegehalten. Erst in der neuesten Zeit hat Jensen einen Roman geschrieben, der sich seinem Eingange nach als einer jener romantischen Versuche, bewußt zu allegorisiren, verdächtig macht

Digitized by Google

und der auch in manchen seiner Schwächen den Fluch dieser Absicht an sich trägt, der aber dabei — und deshalb ist dieses neue Werk typisch für unsere moderne Dichtung — doch auch wieder, trotz jener ausgesprochenen Absicht, so viel von realistischen Elementen in sich birgt, daß er den Forderungen des extremen Realismus gegenüber als Beispiel einer richtigen Verwendung der Allegorie im modernen Romane hingestellt werden darf.

In diesem neuen Romane, den er „Runensteine"*) betitelt, will nämlich Jensen, wie er im Eingange andeutet und am Schlusse ausdrücklich hervorhebt, Menschen zeichnen, die drei ganz bestimmte, sich scharf abscheidende Lebensauffassungen vertreten: er will den Typus eines Menschen finden, der das irdische Leben nur als Vorbereitung für die Ewigkeit und im steten Hinblick auf diese lebt, er will daneben eine Gestalt zeichnen, deren trauriges Lebensprincip das leere Gefühl, daß ja Alles nichtig und eitel sei, bildet, und er will, gleichsam als vermittelnde Ergänzung für beide Typen, einen Dritten schildern, der das Leben, dies flüchtige Gut, voll und freudig auslebt, weil es eben „Leben" ist. Durch ein Traumbild führt der Dichter uns in diese seine Absicht ein. Er sieht träumend auf einsamer, in's Meer hinausragender Klippe drei Jungfrauen auf Runensteinen sitzen, die drei Schwestern, die von Anbeginn auf die Wiege des Menschengeschlechtes blicken.

„Ich frug die Erste," so erzählt der Dichter, „was thust Du?" Als ich es zum dritten Mal gesprochen, wandte sie langsam den Kopf, kurz strahlten ihre kalt glänzenden Augen mir in's Gesicht, und sie erwiderte mit metallener Stimme gleich dem Anschlag einer Erzglocke:

„Ich schaue die Ewigkeit des Lebens!"

„Und Du?"

Gegen die Zweite gekehrt frug ich's, und auch sie drehte mir einen Moment die ausdruckslose Leere ihres Blickes zu. Ihre Stimme gemahnte gleichfalls an den Ton einer Glocke, doch an eine von innerem Durchsprung gespaltene; damit gab sie Antwort:

„Ich schaue die Nichtigkeit des Lebens."

Nun ich ich fragend auf die Dritte: „Was bleibt Dir noch Anderes zu thun übrig?"

Da wendeten sich ihre Augen mir entgegen, warm wie die Sonne des Frühlings und blau gleich seinen Veilchen. Mein Herz erzitterte seltsam unter dem Blick, süß und bang, denn es ward aus ihm von Allem durchflossen, was es je in sich empfunden. Und eine weiche Menschenstimme sprach — und wieder klang es mir bis in's Herz, wundersam von seliger Wonne und tiefem Weh zugleich durchbebt:

„Ich schaue die Flüchtigkeit des Lebens."

Mir aber flog von den Lippen, aus tiefaufrahmender Brust: „O, Du Liebreiche, Hohe, Du Göttlich-Menschliche, laß mich Dir noch in's schöne, beglückende, treuernde Auge sehen!"

Bleiben wir zunächst bei diesen drei „Schauenden" einen Augenblick stehen. Schauen sie wirklich in die Tiefen des menschlichen Lebens? Ist der Ausblick auf die Ewigkeit oder der auf die Nichtigkeit und die Flüchtigkeit des Lebens das, was wirklich und einzig des Menschen Herz erfüllt und seinem Wesen den Grundzug gibt? Es sind philosophische Begriffe, die der Dichter hier als Lebensprincipien hinstellt, Reflexionen, die er später in moralische Factoren, in Willensäußerungen umsetzen muß, wenn ihm seine Allegorie gelingen soll. Nun ist aber das seltsam bei diesen philosophischen Begriffen, in die Jensen hier die verschiedenartigen Auffassungen vom menschlichen Leben zusammenfaßt, daß sie unter einander nicht im Gegensatze stehen, daß sie wohl verschiedenartig aber nicht feindlich sind, und daß sie also, vom Dichter so wie sind in Fleisch und Blut umgesetzt, kaum zu einer poetischen Handlung und Verwickelung ausreichen würden. Denn die Auffassung vom Leben unter Hinblick auf die Ewigkeit schließt gar nicht die Meinung, daß das Leben nichtig und flüchtig sei, aus, und das trostlose Gefühl der Nichtigkeit hindert wieder nicht, das Flüchtige voll zu erfassen und auszuleben.

Hier sehen wir, daß es mit der Formulirung von abstracten Begriffen, an welche sich der Dichter später halten will, von vornherein ein mißliches Ding ist. Diese Begriffe decken sich doch nie mit dem reichen Inhalt des Lebens und dienen nur eher, zu verwirren, als den Leser auf eine bedeutsame Allegorie vorzubereiten. Und Jensen zeigt auch durch seinen ganzen, eigentlichen Roman, daß er sich an seine abstracten Begriffe gar nicht halten kann; der Dichter hant den Philosophen in die Pfanne.

Zu einer Anspielung, die mir übrigens als sehr mißglückt erscheint, verwendet er zunächst im Roman selbst einmal jenes Traumbild. In den Klippen einer einsamen Möveninsel vor den Watten Frieslands hocken an einem Frühlingstage in Wirklichkeit drei Gestalten auf drei Runensteinen und blicken stumm in das Meer hinaus. Aber diese drei wirklichen Menschen denken nicht an die Ewigkeit und nicht an des Lebens Nichtigkeit und Flüchtigkeit. Es sind Kinder, die spielend von der Nachbarinsel herübergekommen und die durchaus nicht die Lebensauffassungen in sich tragen, die jene Schauenden dem Träumenden offenbarten. Es sind gemischte Naturen, die ein jugendliches, ahnungsreiches und doch unbewußtes Liebesleben in der Einsamkeit der Nordseeinsel mit einander durchleben, deren Gemüther, auch wenn sich der Eltern oder Erzieher Einwirkung auf sie äußert, doch im großer Selbständigkeit und freier Harmlosigkeit sich ausbilden.

Natürlich in jenen Eltern und Erziehern sucht dann Jensen scharf allegorisch zu werden. Da ist in erster Linie der Vertreter der Auffassung, daß das Leben nur im Hinblick auf die Ewigkeit zu leben sei. Es ist der Pfarrer Remmert Meynolt, der sich auf die einsame, kahle Nordseeinsel hat versetzen lassen, um dort, fern von dem Einflüssen der Welt und nur seiner harten Pflicht genügend, sich auf den Himmel vorzubereiten. Ihn hat die Allegorisirungssucht des Dichters etwas übermenschlicht. Er sieht den Umgang mit den Menschen, selbst mit Frau und Kind, um jedes irdische Liebesgefühl in sich zu ersticken; nur um Seelen zu retten wendet er sich mit dem harten Gotteswort an die Gemeinde; dabei ist es nur auffällig und als Uebertreibung anstößig, daß er nicht auch die Gebote der Liebe in diesem Gotteswerte entdeckt hat. Hier wird eben der Dichter einseitig und zwar, wie mir es scheint, ohne Grund, da auch ein menschlicherer Mensch jene Beschaulichkeit sub specie aeternitatis hätte repräsentiren können. Die Kälte dieser Auffassung des Lebens hat den Dichter verleitet, allzu frostig seinen Pfarrer zu schildern. Und ebenso ist die Schilderung der Vertreterin der Auffassung, daß Alles im Leben nichtig sei, allzusehr allegorisch. Diese Vertreterin ist die Pfarrersfrau. Sie, einer friesischen Bauernfamilie entstammt, ist ohne höhere Interessen an die Seite ihres Mannes gekommen, den sie nicht begreifen kann und der ihr gegenüber weder die Pflichten des Gemahls, noch die des Familienhauptes und Seelsorgers erfüllt. Nur einmal, in einer linden Maiennacht, hat er sich von sinnlicher Begierde überraschen lassen, und ein Kind entsprang dieser Vergeßlichkeit, das aber auch, da es des Vaters herbes Wesen geerbt, der Mutter fremd bleibt. Diese versinkt in trübselige Stumpfheit, in Gleichgültigkeit gegen das äußere Leben, das ihr keinerlei Abwechselung bietet, in einen halbthierischen Zustand, aus dem sie sich nur einmal zu einer energischen Handlung aufrafft: zum Selbstmorde.

Aber diese beiden schroffen Allegorisirungen bilden auch das Einzige, was dem Dichter in diesem Romane nicht gelungen ist. Die Vertreterin der Auffassung von der Flüchtigkeit des Lebens ist eine wunderbar poetische und dabei doch realistische Figur. In ihr hat der Dichter jenen philosophischen Gedanken zum willensträftigen Entschlusse, das Leben resolut anzupacken und, eben weil es flüchtig ist, fröhlich auszuleben, umgeetzt und dabei eine Saite angeschlagen, die durch den ganzen Roman hindurch kräftig und voll ertönt. Sie, Walmot Ufee, erzieht ihren verkommenen Mann wieder zum thätigen Menschen und erzieht daneben noch ein Mädchen, welches das Meer von einem gescheiterten Schiffe zu ihrer Hütte her an's Land gespült, die Lichtgestalt des Romans, die blonde Freda. Diese Walmot Ufee hat, im Gegensatz zu den beiden anderen Hauptfiguren des Romans, etwas zu thun, sie hat zu handeln, nicht bloß passiv ein Princip zu vertreten, und deshalb steckt in ihrer Figur eine Fülle von Leben, während der

*) Leipzig, B. Elischer Nachfolger (Bruno Winkler).

Digitized by Google

Pfarrer, von dessen theologischem Wirken man immer nur erzählt bekommt, ohne daß man es sieht, allzu sehr abgeblaßt ihr zur Seite steht.

Und wie von diesen drei Hauptfiguren nur die eine Sympathie erweckt, bei deren Charakterisirung der Dichter von dem bloßen Grundsatze zu einem energischen Willen fortschreitet, so gewinnt auch die Handlung in seinem Romane an jenen Stellen einen besonderen Schwung und besondere Spannung, in denen Jensen aus bloßer Betrachtung der Eigenthümlichkeiten und Anlagen der Menschen zu ihren Thaten sich wendet. Er stellt in den Mittelpunkt dieses lebhafteren Geschehens eine treffliche und scharf gezeichnete Mädchenfigur, Teda, die Tochter des Pfarrers. Sie hat von ihrem Vater den energischen, auf einen Punkt hin gerichteten Sinn geerbt, aber dieser Punkt ist bei ihr nicht die Ewigkeit, sondern die Sinnlichkeit. Von wem sie den scharf ausgeprägten und schließlich ihre Existenz gefährdenden sinnlichen Zug, dessen Entwickelung aus unbewußten Regungen zu voller leidenschaftlicher Blüthe der Dichter meisterhaft schildert, überkommen hat, geht aus dem Roman und ihrer Vorgeschichte nicht hervor, es müßte denn sein, daß der Dichter zeigen wollte, wie die Natur, wenn sie unterdrückt wird, mit doppelter Wucht aufschnellt und sich geltend macht, und daß er hierbei aus Vater und Tochter gleichsam eine physische Gestalt erdichtet. Teda ist voll Leben; ihr Gegenbild, die sanfte, schwärmerische Freda, ist eine der blonden Lichtgestalten, wie sie Jensen so gerne schafft in Bethätigung seines romantischen Poetenursprungs.

Es liegt dem eigentlichen Zwecke dieser Besprechung zu weit ab, dem Dichter auch in die schönen Naturschilderungen zu folgen, die er gerade in diesem Romane, der in seiner nordischen Meereseheimath spielt, so reichlich darbietet. Das Leben auf der kleinen einsamen Insel, das Wolken und Wallen des ewigen Meeres, der Sturm, der über die Dünen fegt, und die Möven, die kreischend um die Felsen flattern — das Alles hat freilich auch seine allegorisirende Bedeutung in dieser Dichtung, aber nur die unbewußte, unbeabsichtigte, die wir in jeder Dichtung zu finden wünschen. Und von der beabsichtigten haben wir, um das nochmals zu betonen, deutlich gesehen, daß sie der Dichter nicht durchführen konnte, trotz der romantischen Elemente in seiner Poetennatur, wenn er nicht überhaupt auf jeden gesunden Realismus verzichten wollte, der ja auch sonst seine Schöpfungen auszeichnet. Er hat diesen Realismus diesmal durch die Hinüberleitung der anfänglich in stillem Kreise sich vollziehenden Handlung in die große Weltgeschichte glänzend bethätigt: Die Franzosenkriege im Anfange dieses Jahrhunderts schlagen ihre Wellen auch auf die einsame Nordseeinsel hinüber. Und er hat durch den knappen, beinahe dramatischen Abschluß, den er hierdurch der Handlung gegeben, das Princip bekräftigt, daß die Allegorie im modernen Roman nur mittelbar, durch Vermittlung des stofflichen Inhalts, zur Entwickelung gelangen, nur angedeutet werden darf, und daß für bewußtes Allegorisiren in demselben kein Raum mehr da ist.

Mein Verhältniß zu früheren Philosophen.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluß.)

Den Grundfehler Hegel's, seinen einseitigen frostigen Intellectualismus, welcher sich auch in seiner einseitigen Fassung des Weltprincips als logischer Idee widerspiegelt, welcher seine Ethik schroff und hart, seine Aesthetik kalt und trocken und seine Religionsphilosophie verstandesmäßig nüchtern macht, habe ich nach Kräften zu vermeiden gesucht. Wie ich die einseitige Hegel'sche Bestimmung des Weltwesens als logischer Idee mit der ebenso einseitigen Schopenhauer'schen Bestimmung desselben als Willens nach Schelling's Vorgang vereinigt habe, so habe ich auch die höhere Einheit angestrebt zwischen der gemüthlosen Kälte Hegel's, welche das Individuum zum gleichgültigen Werkzeug der Idee herabsetzt, um dessen Wohl und Weh die Philosophie sich nicht zu kümmern habe, und der Schopenhauer'schen Interesselosigkeit am Proceß des Ganzen, welche keinen anderen Zweck als die Erlösung vom individuellen Daseinsschmerz gelten läßt. In ähnlicher Weise habe ich Hegel's Religionsphilosophie, welche das Christenthum in geschichtswidriger Weise zur absoluten Religion des Geistes speculativ umzudeuten sucht, berichtigt und mit Schopenhauer'schen Gedankenelementen ergänzt, d. h. mit einer Anerkennung der tiefen und eigenartigen Bedeutung der indischen Religionen, für welche Hegel das Verständniß fehlt. In der Ethik habe ich neben der Hegel'schen Vernunftmoral auch der Schopenhauer'schen Gefühlsmoral den ihr gebührenden Platz eingeräumt, und die von Hegel geforderte Hingabe des Individuums an die Teleologie der absoluten Idee mit Schopenhauer's Begründung der sittlichen Hingabe des Individuums aus der Wesenseinheit aller mit dem einen Weltwesen verbunden. Auf allen diesen Gebieten aber war es die Hegel'sche Philosophie, welche die wichtigeren und reichlicheren Bestandtheile lieferte, während die weniger ausgeführte Schopenhauer'sche Philosophie nur Ergänzungen darbot; in der Aesthetik konnte es sich sogar im Princip nur darum handeln, den Gegensatz des concreten ästhetischen Idealismus Hegel's gegen den abstracten Schelling's und Schopenhauer's schärfer herauszuarbeiten, als Hegel selbst gethan hat.

In meinen Schriften von 1868—1877, welche vorzugsweise der Methodologie, Naturphilosophie, Psychologie, Metaphysik und Erkenntnißtheorie angehören, mußten nach dem Vorangeschickten mehr meine Abweichungen von Hegel, als meine Verwandtschaft zu demselben hervortreten; in denjenigen von 1878—1888 dagegen, welche vorzugsweise Ethik, Religionsphilosophie und Aesthetik betreffen, treten meine positiven Beziehungen zu Hegel deutlicher hervor und würden noch allgemeiner Beachtung gefunden haben, wenn sich nicht in ersten Jahrgehnt ein theilweise irrthümliches Urtheil über meinen Standpunkt bereits herausgebildet und befestigt hätte.*)

Die nachhegelsche Philosophie in Deutschland zerfällt, wenn man von den verschiedenen Schulen älterer Philosophen absieht, in zwei Hauptrichtungen, eine romantisch-reactionäre und eine radical-oppositionelle. Die erstere bemüht sich, die Errungenschaften der speculativen Epoche einer Restauration des christlichen Theismus dienstbar zu machen, der dadurch als speculativer Theismus eine mehr oder minder pantheistische Färbung bekommt; die letztere schüttet das Kind mit dem Bade aus und verwirft nicht nur die christliche Metaphysik, sondern jede dualistische und spiritualistische Metaphysik, wenn nicht gar jede Metaphysik überhaupt, ist also atheistisch, realistisch, naturalistisch, materialistisch, sensualistisch oder positivistisch. Die erstere stellt die Philosophie in den Dienst eines unphilosophischen Princips, die letztere verzichtet auf wahrhaft philosophische Principien, um nur nicht die Grenzen streng philosophischer Wissenschaftlichkeit zu überschreiten. Ich führe zur Vervollständigung an, welche Autoren beider Richtungen auf meine persönliche Entwickelung einen gewissen Einfluß ausgeübt haben; auf Seiten des speculativen Theismus waren dies J. H. Fichte, Lotze und Fechner, auf der entgegengesetzten Seite Wiener, von Kirchmann und Störrer.

In der „Anthropologie" des jüngeren Fichte fesselten mich namentlich die Ausführungen über das unbewußte Wirken der Phantasie im Menschen, welche eine passende Ergänzung zu Schopenhauer's „Willen in der Natur" lieferten.**) Lotze's Standpunkt konnte ich in meiner Jugend nur aus seiner „medicinischen Psychologie", deren Localzeichentheorie ich übernommen und verwerthet habe; die Bekanntschaft seines „Mikrokosmus" habe ich erst später gemacht, als ich nichts mehr aus ihm lernen konnte.***) Von Fechner's Schriften wirkten auf

*) Vergl. „Mein Verhältniß zu Hegel" (in den „Philosophischen Monatshefte" Bd. 24, Heft 5 u. 6, S. 316—341); „Gesammelte Studien und Aufsätze" 3. Aufl. D. III: „Hegel's Panlogismus" S. 604—635; „Das sittliche Bewußtsein" 2. Aufl., siehe Namenregister; „Die deutsche Aesthetik seit Kant" desgl.; „Ueber die dialektische Methode" S. 35—124.

**) Vergl. „Lotze's Philosophie" S. 27—30.

***) „Philosophie des Unbewußten" 9. Aufl. Bd. I, S. 291—297; „Lotze's Philosophie", 183 Seiten; „Die deutsche Aesthetik seit Kant" siehe Namenregister.

Digitized by Google

mich besonders die „Physophysik", die „Atomenlehre" und „Manna", denen ich wertvolle Anregungen verdanke, während ich seinem phantastischen Hauptwerk „Zendavesta" nichts abzugewinnen wußte; mit seiner Aesthetik habe ich mich erst später beschäftigt und auseinandergesetzt.*) Wiener's „Grundzüge der Weltordnung" halte ich trotz mancher Sonderbarkeiten noch heute für das beste neuere Werk der materialistischen Schule und ich habe aus ihm als 21jähriger kräftige Impulse zur Beschäftigung mit philosophischen Problemen und zur innerlichen Ueberwindung des materialistischen Standpunkts geschöpft, der mir übrigens aus Holbach's „Système de la nature", Helvetius' „Discours de l'esprit" und Büchner's „Kraft und Stoff" damals schon wohl vertraut war. Einen Auszug seiner Beweisführung für die Existenz einer und afficierenden Außenwelt im Sinne einer realistischen Erkenntnistheorie habe ich in die „Philosophie des Unbewußten" herübergenommen.**) Kirchmann's „Philosophie des Wissens" verdanke ich ebenfalls reiche Anregung und Belehrung, und meine, daß dieses Werk in philosophischen Kreisen bei Weitem nicht die Beachtung gefunden hat, die es verdient. Zu einer öffentlichen Auseinandersetzung mit demselben wurde ich erst später veranlaßt, als Kirchmann sich kritisch mit meiner Erkenntnißtheorie und Metaphysik beschäftigte, und noch später war es, als ich auch seiner Ethik und Aesthetik meine Aufmerksamkeit zuwandte.***) Im Gegensatz zu der nüchternen wissenschaftlichen Besonnenheit und Vorsicht Kirchmann's steht die phantastische Kühnheit und das blendende Feuer Stirner's in seinem Buch: „Der Einzige und sein Eigenthum", dessen rücksichtslose Consequenzen noch heute geeignet sind, allen Eudämonismus und Egoismus ad absurdum zu führen und damit diejenige praktische Philosophie ironisch zu vernichten, welche der Naturalismus, Materialismus und Positivismus als einzig mögliche übrig läßt. Durch die Lectüre Stirner's war ich gleichsam gefeit gegen jede Velleität eines Rückfalls aus der speculativen idealistischen Metaphysik in die materialistische, sensualistische und positivistische Unphilosophie.†)

Wenn ich den Leistungen Fichte und Herbart in dieser Uebersicht unerwähnt gelassen habe, so ist dies geschehen, weil ich persönlich Beiden nichts verdanke. Zu J. G. Fichte, vor dem ich übrigens die größte Hochachtung hege, fehe ich eine bloße Uebergangsstufe zwischen Kant und Schelling ohne dauernde selbständige Bedeutung.††) Herbart dagegen halte ich für einen durchaus unfruchtbaren Philosophen, der auf keinem Gebiete etwas Ersprießliches geleistet hat. Nur seiner Ethik, sofern dieselbe auf Geschmacksmoral abzielt, kann ich eine gewisse, allerdings recht untergeordnete Bedeutung zugestehen. Seine Aesthetik habe ich als eine völlig unfruchtbare und verkehrte Richtung bekämpft, weil dieselbe in den populären Ansichten über Kunst einen irreleitenden Einfluß gewonnen hat; die Unfruchtbarkeit seiner Metaphysik und Psychologie scheint mir nachgerade hinreichend anerkannt, so daß es vergebliche Mühe wäre, sich nochmals mit derselben zu beschäftigen, wie Lotze es leider in viel zu ausgedehntem Maße und zum Schaden seiner eigenen Philosophie gethan hat.†††)

Diejenigen hier nicht erwähnten Philosophen des 19. Jahrhunderts, mit denen ich mich in meinen Schriften eingehender beschäftigt habe, sind mir erst zu einer Zeit bekannt geworden, als sie keinen nennenswerthen Einfluß auf meine Entwickelung mehr gewinnen konnten; dagegen verdanke ich so manchem älteren Philosophen werthvolle Anregungen, welche hier anzuführen zu weitläufig wäre.

Soll die Stellung meines Systems in der Geschichte der Philosophie kurz charakterisirt werden, so wird man sagen können: Dasselbe ist eine Synthese Hegel's und Schopenhauer's unter entschiedenem Uebergewicht des ersteren, vollzogen nach Anleitung der Principienlehre aus Schelling's positiver Philosophie und des Begriffes des Unbewußten aus Schelling's erstem System; das vorläufig noch abstract-monistische Ergebniß dieser Synthese ist alsdann mit dem Leibnizischen Individualismus und dem modernen naturwissenschaftlichen Realismus zu einem concreten Monismus verschmolzen, in welchem der real-phänomenale Pluralismus zum aufgehobenen Moment geworden ist, und das so sich ergebende System ist endlich von empirischer Basis aus mit der inductiven Methode der modernen Natur- und Geschichtswissenschaften aufgebaut und errichtet.

Der Versuch einer Versöhnung der philosophischen und naturwissenschaftlichen Weltanschauung ist vor mir von Fechner und Lotze, etwa gleichzeitig mit mir von Lange, kurz nach mir von Wundt unternommen worden. Fechner und Lotze sind an diese Aufgabe vom Standpunkte des speculativen Theismus, Lange von demjenigen eines neukantischen subjectiven Idealismus, Wundt von demjenigen eines verschleierten Materialismus herangetreten. Fechner bringt beide Seiten nicht zusammen, sondern läßt in seinem Denken phantastische Mystik und exacte Naturwissenschaft unvermittelt neben einander herlaufen. Lotze versucht aus Weiße's den Gesichtspunkten eine Synthese Hegel's und Herbart's zu Stande zu bringen und diese mit der Naturwissenschaft zu verschmelzen, scheitert aber theils an seiner unzulänglichen Kenntniß und Würdigung Hegel's, theils an der Unhaltbarkeit der von Herbart übernommenen metaphysischen Ansichten, theils an der Unhaltbarkeit des von Weiße übernommenen speculativen Theismus, theils endlich an innerlicher Verletzung der berechtigten Forderungen der naturwissenschaftlichen Weltanschauung.*) Lange verfügt durch seinen subjectiven Idealismus die Realität aller Gegenstände, mit denen die Naturwissenschaft sich beschäftigt, und aller hypothetischen Elemente, aus denen sie die reale Welt zu erklären versucht, in wirklichkeitslose Träume und Hirngespinnste.**) Wundt alleln von diesen Vieren thut der Naturwissenschaft keine Gewalt an, ist aber bis jetzt auch noch nicht über schätzbare Compendien hinaus zu metaphysischen Principien oder gar zu einem philosophischen System vorgedrungen.***) Man wird deshalb schwerlich behaupten können, daß einem dieser Vier die Synthese von Philosophie und Naturwissenschaft aus einem den Ansprüchen der Philosophie und den berechtigten Forderungen der Naturwissenschaft gleichmäßig Rechnung tragenden philosophischen System gelungen sei. Dies ist nicht etwa bloß vom Standpunkt der Naturforschung zu behaupten, welche ja leicht geneigt ist, ihre Ansprüche in unberechtigter Weise zu überspannen, sondern es ist auch von einem philosophischen Standpunkt aus zu behaupten, welcher Werth darauf legt, den großen Errungenschaften der modernen Naturwissenschaft in einer alle Seiten der Erfahrung umspannenden Weltanschauung ihr unverkürztes Recht widerfahren zu lassen. Ob es mir besser gelungen ist, diese Aufgabe zu lösen, steht mir nicht zu zu beurtheilen. Soll überhaupt die hohe Aufgabe, die Resultate der Naturforschung in eine philosophische Weltanschauung orga-

*) „Philosophie des Unbewußten" 9. Aufl. Bd. I, S. 29—32, Bd. II, S. 65 ff.; „Gesammelte Studien und Aufsätze" 3. Aufl. S. 526—545; „Die deutsche Aesthetik seit Kant" siehe Namenregister.

**) „Philosophie des Unbewußten" 9. Aufl. Bd. I, S. 280 ff.; „Die deutsche Aesthetik seit Kant" S. 363.

***) Vergl. „J. H. v. Kirchmann's erkenntnißtheoretischer Realismus", 63 Seiten; „Philosophie des Unbewußten" 7. bis 9. Aufl. Bd. II, S. 478 bis 482, 495—496; „Das sittliche Bewußtsein" 2. Aufl. siehe Namenregister; „Die deutsche Aesthetik seit Kant" desgl.

†) Vergl. „Philosophie des Unbewußten" 9. Aufl. Bd. II, S. 370 bis 372; „Das sittliche Bewußtsein" 2. Aufl. S. 635—637, 610, 328.

††) „Gesammelte Studien und Aufsätze" 3. Aufl. S. 559—562.

†††) Vergl. „Gesammelte Studien und Aufsätze" S. 562—565; „Das sittliche Bewußtsein" 2. Aufl. S. 100—108, 121—122, 140—142; „Die deutsche Aesthetik seit Kant" S. 267—269, 317—318, 548—549; „Lotze's Philosophie" S. 31—35.

*) Vergl. „Lotze's Philosophie" S. 25—27, 31—42, 154—183.

**) Vergl. „Philosophie des Unbewußten" 9. Aufl. Bd. I, S. 441 bis 444, 462—465, Bd. II, S. 472—475; „Kritische Grundlegung des transcendentalen Realismus" 3. Aufl. S. 60 Anm., 81—84; „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus" S. 164—174; „Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descendenztheorie" 2. Aufl. S. 266 bis 279, 400 Anm.; „Neukantianismus ꝛc." S. 1—5, 17—22, 45—118.

***) Vergl. meinen Aufsatz „Wundt's Ethik" in der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" 1889 Januarheft.

Digitized by Google

nisch einzufügen, lösbar sein, so muß zwischen den berechtigten Forderungen der Naturwissenschaft und den einseitigen Ueberspannungen derselben unterschieden werden, wie sie in dem heutigen Geschlecht der Naturforscher gang und gäbe sind; wer aber diese Unterscheidung versucht, wird sich darein finden müssen, von der überwiegenden Mehrzahl der heutigen Naturforscher einer Verletzung der naturwissenschaftlichen Weltanschauung gezeihen zu werden, und sich einer Zukunft getrösten müssen, in welcher die heutige Einseitigkeit einer geisttödtenden mechanistischen Weltanschauung gemildert und durch den unerlangbaren Idealismus des deutschen Volksgeistes wieder überwunden sein wird.

Ein vielfach unrichtiges Urtheil hat sich über meine Stellung zur Religion und zum Christenthum festgesetzt. Vielen genügt das Pessimismuscapitel der „Philosophie des Unbewußten“ und die Bekanntschaft mit dem Titel „Die Selbstzersetzung des Christenthums“, um mich als einen geschworenen Feind des Christenthums und aller Religion zu verdammen; Andere halten mich für einen Narren, der eine selbst ausgedeckte „Zukunftsreligion“ an Stelle des Christenthums einführen wolle. In der That habe ich aber die größte Hochachtung vor der christlichen Religion, als einer der höchstentwickelten Stufen des religiösen Bewußtseins, und in der Religion überhaupt verehre ich den tiefsten Quell und höchsten Gipfel des Geisteslebens. Mein eigener religionsphilosophischer Standpunkt hat sein werthvollstes Rüstzeug aus der dogmatischen Durchbildung der christlichen Glaubenslehre entlehnt und steht dem Wesen und Kern des Christenthums weit näher, als viele sogenannte christliche Religionsphilosophien, welche von den christlichen Theologen mit Achtung und Wohlwollen geduldet und studirt werden. Ich bin nur zu historisch-exact, um mich über die Größe der auch bei mir noch bestehenden Abweichungen vom geschichtlichen Christenthum zu verblenden, oder dieselben mit Phrasen zu verschleiern, und zu ehrlich und offen, um Andere über den Bestand dieser Abweichungen zu täuschen und mich in eine Gemeinschaft eingedrängen, in die ich von Rechtswegen nicht hineingehöre. Aber gerade diese Ehrlichkeit zieht mir die heftigste Gegnerschaft der Vertreter des Christenthums zu, welche die größten sachlichen Abweichungen dulden, so lange nur am Namen nicht gerüttelt und der äußere Schein der Christlichkeit gewahrt wird. Eine bloß negative Gegnerschaft aus antireligiöser Gesinnung kann die Theologie mit Recht als ungefährlich geringschätzen; aber eine positive Gegnerschaft, welche aus vertieftem religiösen Interesse die überlieferte Christusreligion als nicht mehr religiös zulänglich proclamirt und neben dem Bedürfniß auch die Mittel und Wege ihrer geschichtlichen Ueberwindung aufzeigt, muß naturgemäß eine energische Bekämpfung hervorrufen. Daß ich aber nur theoretischer Religionsphilosoph und keineswegs praktischer Religionsgründer sein will, habe ich so oft nachdrücklich hervorgehoben, und die Verschiedenheit von Theorie und Praxis so deutlich dargelegt, daß nur der üble Wille oder die Unkenntniß meiner Schriften an einem solchen Mißverständniß festhalten kann. Das Christenthum steht und fällt mit dem Glauben an die Gründung einer kosmopolitischen neuen Erlösungsreligion durch Jesus und an die Identität dieses historischen Jesus mit der später entwickelten Christusidee, d. h. dem gottgleichen Erlösungsprincip; wer Beides als historische Fictionen ansieht, wie es gegenwärtig unter Gebildeten gewöhnlich ist, kann nur noch mit Unrecht den Namen eines Christen weiter führen. Diese Auffassung hindert aber gar nicht die Anerkennung, daß das thatsächlich wirksame Erlösungsprincip, welches im Christenthum in unhaltbar gewordene Dogmen und historische Fictionen eingehüllt ist, auch befreit von diesen, nachgerade überflüssig gewordenen Hüllen wirksam sein und bleiben könne, wobei nur zu beachten, daß dieser herauszuschälte Kern nichts specifisch Christliches mehr ist, sondern auch in den indischen Religionen unter anderartigen Verhüllungen und Entstellungen zu finden ist.*)

*) Vergl. die Vorreden zur zweiten Auflage meiner „Religionsphilosophie“ und zur ersten und zweiten Auflage meiner Schrift „Die Krisis des Christenthums in der modernen Theologie“.

Feuilleton.

Wiedergeboren.

Novelle von Alexander Römer.

(Fortsetzung.)

Es war ein sonniger Sonntag Morgen, als Rudolf Wolters in seinem Feiertagsrocke die Palmallee entlang schritt. Er wollte Gertrud Rathhart einen Besuch abstatten. Sie hatte ihm geschrieben und angefragt, wann es ihm in seinem Hause passe, wenn sie ihn zu sehen wünsche, aber er sag vor, erst zu ihr zu gehen. Sie kannte seine Marie später kennen lernen, erst wollte er wissen, was aus ihr geworden.

Lächerlich! der Architekt ihrer Handschrift hatte ihm seltsam berührt. Das waren noch die großen, frei hingeworfenen Buchstaben, gegen welche ihr Schreiblehrer immer angeeifert; das Regellose, Kühne war ihnen verblieben, nur geselligt hatte sich die Schrift.

Ihn, es waren angeborene Leute, ihrer Verwandten, bei denen sie hier wohnte, die jetzt verwaisten Geschwister beloben ein hübsches Vermögen und standen im Verkehre nur mit den Hochsgestellten. Er konnte auf die Dauer eigentlich keine Beziehungen mehr zu ihnen haben.

Er schellte an dem stattlichen Hause und sah mit seiner vornübergeneigten Haltung und den um seine Gestalt schlatternden, wenig modischen Rocke recht spießbürgerlich aus. Dessen, der in elegant eingerichteten Balconzimmer stand Gertrud Rathhart neben ihrem Bruder.

„Ich lebe mit wirklichem Herzklopfen diesem Besuche entgegen,“ sagte sie. „Was Du mir von dem Armen erzählt, hat mich erschüttert. Danach ist er ja eigentlich untergegangen, all' diese glänzenden Gaben, dieser herrliche, himmelanstrebende Geist erstickt, im Keime getödtet — o! das ist viel schlimmer, als der leibliche Tod.“

„Nun, beruhige Dich, das Du ihn gesehen,“ meinte der Bruder, „vorth! da scheint es, das wird er sein.“

Gertrud trat dem Untertretenden entgegen. Sie zählte bereits 28 Jahre und war eine jungmädliche Erscheinung. Stolz wiegte sich der edel geformte Kopf auf dem schlanken Nacken, die großen Augen leuchteten im Feuer lebhaften Empfindens und ungewöhnlicher Intelligenz. Sie umfaßten die Erscheinung des Nahenden in einem raschen, scharfen Blicke, dann streckte sie ihm beide Hände entgegen.

„Rudolf! ja, Du bist es doch noch, ob auch gewaltig verändert. Ernst hat mir unablässig von Dir geschrieben, seit er sich gesehen —“

„Fräulein Gertrud,“ auf Rudolf Wolters Wienen spiegelte sich ein mit Humor gemischtes Erstaunen. Sie knapprte ihn in manchetlei Hinsicht, wollte sie noch den alten Ton anschlagen, das war beinahe komisch, nach so viel Wandel der Verhältnisse.

„Fräulein Gertrud, ja richtig, ich sehe, wie selbst Ernst mit ein verwundertes Gesicht machte, ich schicke mich wieder nicht in die Situation, wie es alle anderen Menschen thun würden, ich mache wieder Sprünge — zurück! sprich, Rudolf, und ich komme mir nicht mehr dumm vor. Sieh' und »Herr Wolters« sagen, und den neuen Menschen nehmen, wie er da äußerlich betrachtet vor mir steht, da — da bin ich eine langweilige Automatenfigur, welche stumpfsinnig, eingelernte Dinge herunterhaspelt. Ich kann das einfach nicht.“ Es lag wie eine Wolke über ihr schönes, klares Gesicht, sie hatte dem Besucher einen Sessel hingeschoben und selbst auch Platz genommen, ihr volles Haar, das, der herrschenden Mode entgegen, in einem einfachen griechischen Knoten vereinfacht war, schimmerte dicht in dem Sonnenstrahle, der darauf glühte. Im Schatten war seine Farbe dunkel kastanienbraun.

Das blasse Gesicht Rudolf Wolters hatte sich merkwürdig belebt.

„Sollten wir es derselben können, Gertrud, in der alten Weise mit einander zu reden?“ meinte er mit seinem ruhigen Lächeln. „Ich bin es gern zufrieden, und so wie Du eben den Kopf wandte, trat mir das kleine Mädchen von ehemals so lebendig vor die Seele, daß auch mir das »Zuthätlichsein« auf die Lippen tritt. Aber, wir werden es Beide halt, nach dem ersten Aufschwunge, den die Kindheitserinnerungen jetzt hervorrufen, inne werden, daß das doch nicht geht.“ Er saß ihr gegenüber und musterte sie mit einem neugierigen, beinahe belustigten und doch wieder Ausdruck, als wollte er sagen: also solche Schwärmerin und Enthusiastin bist Du geblieben — komisch! komisch!

Sie suhr mit der weißen, wohlgepflegten Hand ein paar Mal durch das üppige Haar. „Ach es und nur verblenden,“ sagte sie ruhiger, „wir haben sonst gar nichts von diesem Wiedersehen. In unserem Falle handelt es sich doch einzig darum, den inneren Menschen herauszulocken, der damals, als wir uns trennten, erst im Werden war, und nun, bei uns Beiden, wohl geworden ist. Armer Rudolf! Deine Schale war schwerer als die meine, aus Dir muß die harte Presse mehr Kraftstoff herausgepreßt haben —“

Wolters wurde es offenbar schwer, sein Auge von ihr loszureißen. Sein Blut hatte nun seit Jahren in gleichmäßigstem Tempo gewallt, er hatte längst alle Träume seiner Jugend begraben und Welt und Leben durch die nüchternste Brille gesehen. Nur das Positive, Praktische, in Zahlen Festzustellende beschäftigte noch seinen Geist. Dies, es war eine flüchtige Episode, die ganz wunderlich in sein einförmiges Leben hineinplatzte, sie war eine ungewöhnliche Figur, auch kaum noch identisch mit jenem unreifen Kinde, das nicht einmal hübsch zu werden versprach. Sie war ein eckiges, doch emporgeschossenes Ding gewesen, mit den stammenden

Digitized by Google

Augen freilich und einem vorlauten Mundwerke. Wie oft hatte er sie scherzend „frech" genannt und ihre vorschnellen, unreifen Urtheile gemeistert.

Sie kamen rasch in Zug jetzt, lebhaft floß der Strom des Erzählens von hüben nach drüben, ihre Lebendigkeit wirkte ansteckend, man mußte mit vorwärts.

„Ja, warum ich mich nicht verheirathet," sagte sie lachend, „ich will es Dir sagen, Rudolf, weil ich die Männer durchweg so langweilig fand. Nehmt es nicht übel, Ihr Beiden, die Ihr auch zu dem Geschlechte gehört, die Anwesenden sind immer ausgenommen, wie Ihr wißt. Aber, nach meiner Erfahrung kann ein Mädchen sich in das Ehejoch nur im völlig unbewußten Zustande begeben, also sehr jung — sobald sie anfängt zu beobachten und nachzudenken, muß ihr das kritische Urtheil kommen, und dann ist es mit aller Poesie vorbei. Ein solcher den starrsten Egoismus verkörpernder Herr der Schöpfung sonnt sich nur in dem Glorienscheine seiner eigenen Herrlichkeit und sucht die Gefährtin nüchtern berechnend; ihm sich hinzugeben, dazu gehört ein Maß von Verblendung, das ich lange nicht mehr besitze. Keinen Menschen stört es, wenn die Fragen ohne Rückhalt aufgeworfen werden: wie viel Vermögen hat sie? ist es disponibel? sind unbequeme Verwandte da? ist sie häuslich, anspruchslos, sanften Gemüthes? kurz, ist die Waare durch und durch solide und des Kaufpreises werth? — Und dieser Kaufpreis — die Freiheit des Mannes, als ob das Mädchen nicht dieselbe auch ebensowohl mit auf die Waage ihrer übrigen Dargebotsobjecte legen müßte! Nach den Eigenschaften des Mannes fragt niemand, auch die Eltern des Mädchens kaum, — achtbare Familien sind tolerant gegen die böseste Vergangenheit. Das ist noch der tollste Unsinn und die schrecklichste Unsitte, welche unsere hochcivilisirte Zeit aufzuweisen hat."

Die beiden Männer lachten. „Summa est," sagte Wolters, „daß Cupido, der lose, Dir noch nie seinen Pfeil in das Herz gedrückt."

„Nein, Gottlob nicht, und ich glaube auch nicht so recht an den schalkischen Knaben. Ich kann mich wohl noch enthusiasmiren, aber nicht für die Fabeln der Alten, überhaupt nicht für Fabeln; es giebt so viel Wirkliches. Alle Welt meint natürlich, ich habe eine unglückliche Liebe gehabt, die Männer finden darin den einzig möglichen Grund, der ihre Unwiderstehlichkeit bei mir unwirksam läßt. Nun, mögen sie den guten kindlichen Glauben behalten."

„Sei nicht zu keck, »frech« sagte Rudolf früher," bemerkte ihr Bruder lachend, „wenn die Flammen einmal unversehens heranzüngelten ..."

„Dann laß sie kommen, in Gottes Namen," sagte Gertrud plötzlich beinahe ernst und aus tiefer Brust. „Wenn es eine echte reine Flamme ist, so muß es etwas Schönes um sie sein, etwas das eigene Wesen Verklärendes —"

„Und wenn sie kommt unter Glück verheißenden Zeichen," setzte Rudolf hinzu. Wie war es gekommen, er sprach anders als sonst, poetische Gleichnisse mischten sich in seine Rede — du lieber Himmel! die waren ihm seit Jahren nicht mehr in den Sinn, viel weniger über die Lippen gekommen. Er sah auch anders aus, seine Züge waren erhellt, in seinen Augen leuchtete ein schalkhaftes Licht, und der Kopf erhob sich mehr und mehr aus den Schultern.

„Ich muß Deine Frau kennen lernen," sagte Gertrud, „na, Du hast natürlich einzig nach Neigung geheirathet, so jung, so rasch entschlossen —"

Sie hielt inne, und ein flüchtiges Roth hauchte sich über ihre Züge, es war ihr auf einmal, als sage sie da nicht ganz, was sie dachte und meinte.

Rudolf Wolter's Kopf sank in die Schultern zurück. „Ob Du meine Marie auch so überwinden, auch so viel noch aus ihr herauslocken wirst, wie aus mir stumpfem Gesellen, ist fraglich," meinte er lächelnd, aber das Aufleuchten war aus seinem Angesichte gänzlich geschwunden. „Meine Marie ist eine einfache Frau, Dir nicht ebenbürtig an Geist —"

„Also auch Dir nicht," sagte Gertrud leichthin. „Ja, die Männer wünschen ja oft nur diese naive süße Unschuld, diese anbetende Verehrung. Du scheinst mir doch sonst Gottlob nicht so vom Eitelkeitsdämon besessen. Ich werde mich wohl mit Deiner Marie auf irgend einem Gebiete zusammenfinden. Schon darin, wenn ich ihr Dein Lob singe, und ihr erzähle, was Du schon als Knabe warst."

Eine dunkle Röthe flammte plötzlich in dem ernsten Männerkopfe auf.

„Sprich ihr nicht davon — nicht von jener Zeit," sagte er. „Sie würde den Menschen nicht kennen und nicht begreifen, den Du ihr da schildern wolltest, und es würde sie verwirren. Sie — sie kennt und liebt den stillen ernsten Arbeitsmenschen, dem sie nach seines Tages Last und Mühen eine behagliche Heimstätte schafft, ihrerseits auch unter Last und Mühen. Mein Weib ist nicht auf den Polstern des Luxus gebettet; wir haben sechs junge Leute im Geschäfte, die satt gefüttert werden sollen, und für die sie in gewisser Weise hausmütterlich zu sorgen hat. Dazu das eigene Töchterchen, das eben die ersten Gehversuche macht. — Ja, ja, Gertrud, das ist Prosa, hausbackenste Prosa, und ich vergaß hier nur auf ein Stündchen, was ich jetzt bin und für die Lebensdauer bleiben muß."

Er hatte sich erhoben und lächelte — wieder dieses melancholische, resignirte Lächeln mit dem sarkastischen Anfluge. Er nahm Abschied, und Gertrud drückte ihm stumm die Hand. Sie war auf einmal wortkarg geworden.

Als er die Thür hinter sich geschlossen, warf sie mit einer seltsam leidenschaftlichen Geberde die Hände empor und schlang sie über ihrem Kopfe zusammen.

„Solch' ein Mensch!" sagte sie, „und hat sich gebunden an die Handwerkertochter, an die ihm geistig Unebenbürtige! Hätte er nur das, nur das nicht gethan!"

„Mein Gott, Gertrud," bemerkte ihr Bruder überrascht, „Du hast ja diese Frau noch nicht einmal gesehen. Ich hatte den Eindruck, daß er sich durchaus zufrieden an ihrer Seite fühlt, und Du mußt ja immer bedenken, wie sein Leben, seine ganze Existenz geworden ist. Du kannst unmöglich noch den Rudolf in ihm sehen, den Du als sechzehnjährigen Jüngling gekannt."

„Ja, ich sehe den noch in ihm," erwiderte Gertrud. Sie hatte ihren Platz wieder eingenommen und saß jetzt ruhig, die Hände im Schooße gefaltet. Auf ihren Zügen lag sinnender, nachdenklicher Ernst. „Es ist merkwürdig, ich denke mitunter, ich habe einen anderen Blick für die Dinge und Menschen, als die anderen Leute. Du hast ja Recht, er ist ungeheuer verändert, in seiner äußeren Erscheinung total; alles gedämpft, gedrückt, erstickt, der weite Brustkasten eingeengt, der Rücken gekrümmt, der stolze Nacken gebeugt, — aber ich sah immer den inwendigen Menschen. Ueber dem liegt auch eine dicke Schicht vom Alltagsstaube, aber ein frischer Luftzug bliese die noch hinweg. Unter der Decke da schlummert noch Vieles, noch all' das lang Begrabene, noch all' die herrlichen Schätze eines begnadeten Geistes. — Ernst! Bruder! welch' ein Schicksal! was ist ein Sterben des Leibes gegen solch' ein langsames Versiegen des Geistes!" Sie stützte die Arme auf den Tisch und vergrub ihr Antlitz in die Hände, ein paar große Thränen sickerten durch die feinen Finger.

Der Bruder legte zärtlich seine Hand auf ihre Schulter. „Du Erregbare!" sagte er, „da faßt ein fremdes Schicksal gleich ihre ganze Seele. Du gehörst gar nicht in unsere egoistische Zeit, wo Jeder nur an sich selbst denkt, nur mit sich selbst zu thun hat."

„Ich möchte in diesem Augenblicke mit Faust ausrufen: der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an!" murmelte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Eva."

Schauspiel in fünf Acten von Richard Voß.

Es ist jüngst in einem süddeutschen Blatte dagegen Einspruch erhoben worden, daß Richard Voß und Ernst v. Wildenbruch „in einem Athem genannt" werden. Ohne untersuchen zu wollen, ob in dieser Zusammenstellung wirklich, wie jener Kritiker meinte, für den Dichter der „Quitzows" etwas Unverbindliches liege, kann nur bestätigt werden, daß unsere einzigen jüngeren Tragiker, die sich die Bühnen zu erobern wußten, doch gar Manches gemein haben: den stark theatralischen Zug, den Schwung ihrer Sprache, die heiße Leidenschaft, die melodramatischen oder opernhaften Neigungen, die sprunghafte Handlung. Gemeinsam ist ihnen vor Allem die Abneigung vor sorgfältigem Motiviren, die bei Wildenbruch mit Regelmäßigkeit dahin führt, daß nur sein erster Act uns befriedigt, während alles Uebrige mehr oder minder abfällt. Ist Voß der tiefere von beiden, der unvergleichlich bessere Charakterzeichner, überhaupt der intensivere Poet, so neigt er andererseits wieder mehr zu crassen Effecten und sensationssüchtigen Scenen, welche aus dem Grunde seiner sich in Extremen gefallenden, dämonischen und etwas krankhaften Subjectivität geschöpft sind. Wildenbruch wie Voß haben das ihre ganze Eigenart spiegelnde Meisterwerk unserer Bühne noch nicht gegeben. Der Erfolg der „Quitzows" wird auf Berlin beschränkt bleiben, wo diese unter ungewöhnlich günstigen Bedingungen zur Darstellung gelangten, und auch „Eva" ist nicht das Hauptstück und Meisterwerk, das wir von Voß erwarten dürfen. Es fehlt sogar recht viel daran, denn im heißen Ringen nach der Bühnenwirkung ist der Dichter in seine schlimmsten Fehler verfallen. Er hat vier starke Effecte: ein Falliment, einen Ehebruch, die Ermordung eines Wüstlings durch seine Geliebte und ein Sterben im Zuchthaus erfunden, und weiß diese Situationen mit unwiderstehlicher Kraft zu gestalten, allein er scheitert bei dem Versuche, die disparaten Elemente organisch mit einander zu verbinden. Mit dem Ungestüm eines Stürmers und Drängers hetzt er von Effect zu Effect und weiß den Zuschauer mit unheimlicher Gewalt zu fesseln, zu ergreifen und namentlich zu rühren, doch er überrumpelt ihn nur und überzeugt, erwärmt ihn nicht und entläßt ihn unbefriedigt und kopfscheu.

Schon im ersten Aufzug werden die dramatischen oder wenigstens theatralischen Wirkungen so gehäuft, daß eine Steigerung in der Folge unmöglich scheint. Was geht nicht Alles in diesem einen Acte vor! Wir sehen die fieberhafte Erregung speculirender Großstädter ob einer neuen gewinnversprechenden Gründung; sogar ein salbungsvoller Pastor hat Actien der Eva-Mine genommen, und auch die Dienerschaft spricht nur von der Goldgrube. Es wird ein Fest gefeiert, damit später als Gegensatz der Jammer des Krachs, die Verwünschungen und Drohungen der Speculanten und eine Arbeiterrevolte um so eindringlicher wirken. Und mitten in diesem wüsten Treiben ein weltvergessenes Liebespaar, das küssend und herzend über die Bühne jagt. Wie sehr Voß mit Contrasten arbeitet, zeigt diese Liebesscene, die mit stürmischen Umarmungen beginnt, um mit einer brutalen Entzweiung zu enden. Doch noch andere wirkungssichere Gegensätze! Comtesse Eva Düren ist mit einem Grafen Elmar verlobt, den sie innig liebt, aber ihr Herz sympathisirt außerdem noch mit einem gewissen Fabrikanten Johannes Hartwig, der das gerade Gegentheil jenes jungen, herzlosen, glänzenden Cavaliers ist: ein Mann des

Digitized by Google

Volkes, fast ein Arbeiter. Und noch mehr Effecte! Eva liebt ihren Bräutigam, aber als die Arbeiter sich vor dem Hause zusammenrotten, unterstützt sie Hartwig bei seinem gefahrvollen Abwiegelungsversuche, während der Graf gegen das Gesindel zur Pistole greifen will. Ja, als ihr die Wahl gestellt wird zwischen dem geliebten Elimar und dem ungeliebten Hartwig, da thut sie gerade das Unerwartete: sie verläßt ihren Bräutigam, um das Weib des Anderen zu werden. Allerdings wird sie hierzu noch mitbestimmt durch ihre Rücksicht auf ihren gebeugten Vater, von dem sie sich auf des Grafen Befehl ebenfalls abwenden sollte.

Was wird unter den gegebenen Verhältnissen mit sothanen Figuren logischer Weise geschehen? Bei Effectstücken ist hundert gegen eins zu wetten, daß die Handlung eine unvorhergesehene Richtung nimmt. Voß ist aber doch zu vornehm, um einzig und allein auf die Sensation hinzuarbeiten. Hat man erst die gewagten Voraussetzungen des ersten Actes angenommen, so muß man auch den zweiten gelten lassen. Da Eva an Hartwig's Seite schwerlich ihr Glück finden kann, so hat bei ihrer leidenschaftlichen Natur der noch immer Geliebte ein leichtes Spiel, falls er ihren häuslichen Frieden zu stören sucht. Dies geschieht auch richtig, unter etwas unwahrscheinlichen Umständen, doch wir vergessen die ganze Fragwürdigkeit der peinlichen Scene, denn sie ist mit so energisch kühner Hand geführt und athmet eine so hinreißende Empfindung und Leidenschaft, daß wir dem Autor folgen müssen. Wir verstehen auch, daß im dritten Act eine solche Frau, die keine Lüge in ihrem Leben duldet, offen und ehrlich ihrem Mann eingesteht, sie liebe ihn nicht und habe sich vorhin von einem Anderen küssen lassen. Weniger begreiflich ist Hartwig's Benehmen. Ich glaube, ein Mann, wie wir ihn bisher kennen gelernt haben, werde seine geliebte Frau nicht in so roher Weise verstoßen. Daudet's Risler oder Ohnet's Philippe Derblay, die gewiß zu diesem ehemaligen Arbeiter Modell gestanden, handeln unter ganz anderen und viel zwingenderen Umständen. Uebrigens walten auch in diesem Acte die grellen Gegensätze und Uebergänge vor. Die eheliche Katastrophe folgt abermals auf ein heiteres Mahl. Ueber alles Lob ist jedoch die Schilderung der kleinbürgerlichen Häuslichkeit Hartwig's, die des Grafenkindes Unbefriedigung und verhängnißvollen Schritt motivirt und nach Möglichkeit entschuldigt. Zumal die nörgelnde alte Mutter, die sich mit ihrer Schwiegertochter immer zankt und ihre Enkelin verwöhnt und zu sich herüber zieht, ist eine lebenswahre Figur. Hier sieht man, daß Voß von den Naturalisten gelernt hat. Auch Figuren wie Schlächtermeister Hempel und Frau hätten Zola und Kretzer nicht treuer gezeichnet; sie sind echt in jedem Wort, und ihre unerschütterliche Alltäglichkeit stört kein Rückfall in's Poetische. Der gute Einfluß Ibsen's ist unverkennbar. Ja, der Verfasser ist hier so sehr Realist, daß er Hartwig's Mutter, die ihren Sohn über sein eheliches Mißgeschick trösten will, einen Vergleich in den Mund legt, der jeden Theaterpraktiker entsetzen muß. „Warum bist Du aber auch, Du grauer Spatz, mit dem gelben Kanarienvogel in **ein** Bauer gezogen?" sagt die Alte ungefähr. Das Bild ist treffend, aus der Situation und dem Wesen der alten Frau heraus, aber Voß begeht dabei den Fehler, daß er es weiter ausspinnt. Während dem ganzen Gleichniß von Spatz und Spätzin ging denn auch eine seltsame Unruhe durch das Haus, jenes Räuspern und Husten, das schon manchem Bühnenstücke verhängnißvoll geworden ist.

Von dieser in ihrer schlichten Natur erfaßten Menschlichkeit hebt sich der vierte Act unangenehm ab, denn hier sind alle bösen Geister des Melodramas entfesselt. Wir befinden uns bei dem Grafen Elimar oder vielmehr wir sind nicht bei ihm, denn die fürstlich eingerichtete Wohnung gehört einer ehemaligen Putzmacherin Namens Antoinette, welche der saubere Graf verführt und zu seiner Maitresse gemacht hat. Jetzt freilich hat er sie durch seine Lakaien hinauswerfen und ihr den Eintritt verwehren lassen. Dafür hat er ja seinen guten Grund, denn Eva ist zu ihm gezogen. Wir sehen sie in einem prachtvollen Schlafrock und mit kostbaren Edelsteinen geschmückt als vermeintliche Herrin dieser Räume wieder und zwar sehr glücklich. Sie ist um so zufriedener, als der Anwalt ihr mittheilt, daß der Scheidungsproceß Hartwig contra Hartwig seinen befriedigenden Verlauf nehme; der Geschiedene bestehe sogar darauf, ihr ein erhebliches Jahrgeld auszuzahlen. Das verletzt nun Eva, und als der Jurist die Möglichkeit, daß der Graf eines Tages ihrer überdrüssig werden könnte, auch nur anzudeuten wagt, weist sie ihm entrüstet die Thüre. Dieses blinde Vertrauen zu seiner Liebe ist nun aber dem niedlichen Elimar, der sie schon jetzt mit guter Art los sein möchte, unwillkommen, aber Eva sieht erst klar, als jene verstoßene Antoinette selbst hereinstürmt und ihr die Augen öffnet. Die lange, banale Geschichte ihrer Liebe, die Fräulein **Scholz** übrigens nicht ungeschickt vortrug, könnte bei schlechterer Besetzung den Erfolg des Stückes leicht gefährden und muß jedenfalls abgekürzt werden. Die Schlußscene, wo der Graf sich so cynisch benimmt, wie der Cavalier in irgend einem socialistisch angehauchten Hintertreppenroman, endet damit, daß Eva die geladene Pistole, die sehr unmotivirt während des ganzen Actes zum Schrecken nervöser Leute und vorausschauender Kritiker auf einem Tische liegt, auf den jungen Herrn abfeuert, der todt zu Boden fällt. Frau **Niemann-Raabe** riß hier durch ihr Spiel auch die Widerstrebenden zum Beifall hin, so daß bei der Aufführung der schwächste Act den lautesten Erfolg hatte.

Der letzte Aufzug ist eine einzige Rührscene. Da nun einmal die wichtigsten Dinge hier im Zwischenacte geschehen, so sind wir nicht sehr erstaunt, Eva nach jahrelangem „Sitzen" in der Krankenabtheilung eines Gefängnisses zu finden. Es ist der Tag ihrer Freilassung und da versteht es sich schon des Effectes wegen von selbst, daß sie sterben muß. Vorher versöhnt sie sich noch mit ihrem Manne und ihrer Schwiegermutter von einst. Als ein Schutzmann den Befehl ihrer Haftentlassung verkündet, gibt die Dulderin den Geist auf.

Richard Voß hat diesmal den Rücksichten auf augenblickliche Bühnenwirkung und die ewige Schauspielersehnsucht nach sogenannten dankbaren Rollen zu viel von seinem Talente geopfert. Da überstürzen und steigern sich die Situationen, fünf Acte lang nichts als Seelenmarter auf der Bühne und Erschütterung und Thränengeriesel im Publikum. Noch nie war der feinsinnige Autor so unmenschlich derb und erbarmungslos. Ein ähnlich unerquickliches Thema von irgend einem anderen Dichter ausgeführt, würde unweigerlich ausgelacht und ausgezischt worden sein. Es ist ein wirklicher Triumph, daß es Richard Voß gelungen, die Zuhörer von der ersten bis zur letzten Scene zu aufmerksamem, respektvollem Aufmerken zu zwingen, und auch seine crassesten Effecte riefen nicht einmal jenen Widerspruch hervor, der das nothwendige Surrogat einer Berliner Première zu sein pflegt.

Wir dürfen allerdings nicht verschweigen, daß die Aufführung den Verfasser wirksam unterstützte. Bei den gefährlichen Stellen waren fast immer Herr **Barnay** oder Frau **Niemann-Raabe**, oder oft beide zugleich auf der Bühne, und ihre Kunst half siegreich mit, alles Unheil abzuwenden. Herr Barnay hat die hohle Declamation seiner Collegen vom Kothurn gründlich abgestreift und sich eine ungekünstelte Sprechweise angewöhnt, die ihn zwar — z. B. neulich in dem fast ganz im Conversationston gehaltenen „Uriel Akosta" — um die bewährtesten Abgänge bringt, aber dafür die Naturwahrheit des neuen realistischen Stils erreicht. Auch sein Johannes Hartwig ist ein Mensch, eine überzeugende Bühnenfigur, eine Gestalt wie aus **einem** Gusse. Schon die Maske des hellblonden, unschönen Mannes aus dem Volke, seine stockende, ringende Sprache und das linkische, verschüchterte Behaben waren in jedem Zuge der Wirklichkeit abgelauscht und machten uns sogar die grellen Lichter des Autors erträglich. Die Rolle müßte ein Paradegaul für unsere Schauspieler werden, doch wird ihr wohl im Wege stehen, daß sie einen ganzen Act nicht auftritt. Ein abermaliger Beweis, daß Voß nicht nur an seine Darsteller denkt, sondern ein echter Dramatiker und Dichter ist, und in dieser Eigenschaft wünschen wir, ihm ausschließlich recht bald wieder auf der Bühne zu begegnen.

Notizen.

Irrungen, Wirrungen. Roman von **Theodor Fontane.** (Leipzig, F. W. Steffens.) — Ein Roman? Höchstens eine Novelle, und auch als solche nach dem landläufigen Begriffe ohne jede Handlung und Verwickelung. Es ist die alltägliche Geschichte eines „décollage", wie die naturalistischen Franzosen, von denen Fontane so viel gelernt hat, sagen würden; die Erzählung, wie der Baron Rienäcker sein Verhältniß mit einem Wäschermädchen löst und seine Cousine heirathet, um das verschuldete Familiengut zu retten. Und dabei geht alles so natürlich, so einfach, so gewöhnlich zu; man liebt sich, trennt sich mit Schmerzen, kann einander lange nicht vergessen und zwingt sich schließlich doch geduldig in's Ehejoch. Die Leihbibliothekenleser, welche auch wirklich diesem prächtigen Buche nicht viel nachfragen sollen, sind natürlich über diesen Mangel an Romantik empört, denn kein Herz wird gebrochen, das Wäschermädchen hatte sogar schon vorher ein Verhältniß, ja die Person heirathet zuletzt auch ruhig einen Anderen, obendrein noch einen alten Philister und Methodistenprediger, mit dessen moralischen Grundsätzen es offenbar auch nicht weit her ist. Aber der feinere Leser, der zwischen den Zeilen liest und sich auch an einem unerbittlichen Abbilde des Lebens erfreut, urtheilt wohl anders über das Buch. Ihm ist es eine Conversationsnovelle, wie es ja auch Conversationslustspiele gibt, wo die Handlung in eine Nußschale ginge und der ganze Reiz in dem munteren oder geistreichen Dialog steckt. Fontane legt seine Charakterzeichnung hinein, und da ist es eine Freude zu sehen, wie das meist uninteressante Gerede seiner Figuren dem Leben abgelauscht ist und die Sprecher so plastisch modellirt und vermenschlicht. Man möchte glauben, daß der Dichter nach einem Phonographen schreibt, der die Gespräche dieser Offiziere und Leute aus dem Volke aufbewahrt hat, denn da ist Alles so echt bis in jeden kleinsten Zug hinein. Zola's Arbeiter, Guy de Maupassant's Seeleute reden nicht naturgetreuer, als diese Märker und Pommern. Dann die Localfarbe in den Schilderungen. Das Leben in der Gärtnerei und der öden Niederung zwischen dem Zoologischen Garten und Wilmersdorf, das Genrebild von Hankel's Ablage mit der Staffage von Ruderclubbisten, die Offiziercasinoscene, die adelige Flitterwochenwirthschaft in der Landgrafenstraße, alles unvergeßliche Bilder, die der Kenner nicht wieder los wird. Aber auch der Dichter kommt zum Wort. Die wehmuthdurchzitterte und doch nirgend sentimentale Stimmung, die über den Liebesscenen liegt, von denen eine jede im ahnungsvollen Gemüth der armen Lene die letzte ist, oder der ewige Abschied, kurz und bündig und doch herzzerreißend wie das Leben selbst, oder der Tod der alten Waschfrau, ohne Phrase und wohlfeile Stimmungsmacherei, ohne Abendroth und Musik hinter den Coulissen, oder die weiche und doch so männlich feste und offiziermäßig schneidige Resignation des die Liebespfänder verbrennenden Ehemannes. Das schreit alles nach Wahrheit und ist doch zugleich von jenem poetischen Duft, der zum Herzen geht, weil er vom Herzen kommt. Gerade hier ist es lehrreich zu beobachten, wie der alte Balladensänger, und wenn er auch die ungeschminkte Lebenswahrheit auf sein Panier schreibt und neufranzösischen Anregungen folgt, doch ein wahrer Dichter, ein deutscher Dichter bleibt. Und dann noch ein anderes Moment. Fontane ist immer geistreich, beweglich und interessant, auch wo er das Alltäglichste und Allzumenschliche berührt. Eine feine Ironie, die aber nichts Blasirtes hat, sondern wahre Menschenliebe ist, lächelt

Digitized by Google

über all den Irrungen und Wirrungen dieser Zeitlichkeit. Wie prächtig ist das lustige, pikante und doch so „dabberige“ Geplauder der kleinen Lieutenantsfrau, und wie meisterhaft führt sie ihre spitze Feder! Mit ein paar Strichen steht die Wiener Jüdin und das Schlangenbader Curleben vor uns, und wie viel Intimes und Pikantes blitzt da und dort auf! Im Großen und Ganzen ein wohlgelungener Versuch, die handlungs- und schlußlose naturalistische Romanmanier, wie sie Flaubert am besten in seiner „Education sentimentale“ dargelegt und Maupassant erst neulich in „Pierre et Jean“ gestreift haben, auf deutsche Gestaltung überzutragen. Zugleich aber auch ein bis in's Kleinste echter Berliner Roman, an dessen Bewältigung schon so Viele sich umsonst versuchten. Wir fürchten nur, daß unser liebes deutsches Publikum, das nun einmal von einem Romane romantisch erfundene Geschehnisse und Spannungen und nicht nur das Leben selbst verlangt, den kühnen Neuerer im Stiche lassen wird. Nur einmal spielt der Balladendichter dem Realisten einen argen Streich. Erst in der Mitte der Erzählung erfahren wir, daß der adelige Lieutenant Lene's erster Liebhaber nicht ist. Das sieht nun so aus, als wäre dieses Motiv dem Verfasser erst nachträglich eingefallen, gleichsam als Nothbehelf, um der im Sande verlaufenden Alltagsgeschichte wieder einen frischeren und — längeren Lauf zu geben. Es verstößt auch gegen den naturalistischen Codex, der klare Verhältnisse fordert und gleich anfangs sich ein „dossier“ seiner Menschen aufsetzt und dem Leser mittheilt. Das Nämliche gilt von der Andeutung im ersten Kapitel, daß Lene wohl nicht das Kind der Frau Nimptsch und bloß angenommen, „vielleicht eine Prinzessin oder so was“, sei. Auch auf diesen Punkt kommt kein Mensch mehr zurück, nicht einmal die sterbende Pflegemutter in ihrem letzten Willen. Das ist aber nicht naturalistisch, sondern balladesk. Der echte Realist will, wie Theodor Döring im Verschwiegenen wider Willen sagte, „klär sehen“.

—g.

Geschichte des Fürsten Bismarck. Von Edouard Simon. Autorisirte Uebersetzung von O. Th. Alexander. (Berlin, Carl Ulrich & Co.) — Wir haben dem früheren Werke des Verfassers, „Kaiser Wilhelm“, einen eigenen Essay gewidmet, und einen solchen würde auch sein treffliches Buch über unseren Reichskanzler verdienen. Alle Vorzüge, die jene erste Biographie auszeichnen, sind dem neuen Werke nachzurühmen: schöne Darstellung, Genauigkeit und jene Vorurtheilslosigkeit, die wir unseren neuen Heroen gegenüber von den Franzosen kaum mehr gewöhnt sind. Simon würdigt den „modernen Richelieu“ nach Verdienst, wenn er auch den deutschen Reichskanzler allzu sehr als Schüler Cavour's hinzustellen bemüht ist. Der Uebersetzer, der seiner Aufgabe mit großer Gewandtheit gerecht geworden, hat jedenfalls gut daran gethan, die betreffenden Stellen, die allzu sehr für die empfindlichen Landsleute des Herrn Simon berechnet sind, einer kleinen Retouche zu unterziehen. Wir geben dieser deutschen Ausgabe auch noch aus anderen Rücksichten den Vorzug vor dem Original. Der Bearbeiter hat es sich nämlich nicht verdrießen lassen, die oft fragwürdigen Uebersetzungen deutscher Texte, die wir bei Simon finden, nach den Originalwerken zu citiren, statt sie einfach rückzuübersetzen, und sachliche Anmerkungen, Quellennachweise und ein doppeltes Register machen das schöne Werk noch empfehlenswerther.

Wilde Kirschen. Von Heinrich Hansjakob. (Heidelberg, Georg Weiß.) — Es ist frische, gesunde Bergluft, die uns aus diesen Charakterskizzen aus dem Kinzigthal entgegenweht. Was der Verfasser schildert, hat er selbst inmitten des Volks gesehen und erlebt. Vom Bäckerlehrling hat er es bis zum katholischen Pfarrer gebracht und sich durch all die Wandlungen den vorurtheilslosen Sinn und den scharfen Blick für die Eigenart seiner engeren Landsleute gewahrt. Seine Manier, das Erfahrene in kurzen, scharf pointirten Sätzen, ohne Schönrednerei, wiederzugeben, erinnert lebhaft an Rosegger, aber er ist absichtsloser, naiver. Er sucht nicht, wie dieser, nach fremdartigen, dialektisch gefärbten Ausdrücken, sie fließen natürlich aus seiner, durch heimathliche Einwirkungen bestimmten Individualität.

m.

Eugen Dühring. Eine Studie zu seiner Würdigung von H. Druskowitz. (Heidelberg, Georg Weiß.) — Die Verfasserin ist dem größeren Publikum besonders durch ihre feinsinnigen Biographien Shelley's und der Elliot bekannt geworden. In der vorliegenden Schrift charakterisirt sie Dühring, der trotz aller Schwächen neben Eduard von Hartmann der bedeutendste Philosoph der Gegenwart ist, als Denker und namentlich als „Gesinnungsgröße“, indem sie der Reihe nach seine philosophischen Anschauungen einer objectiven Darstellung unterwirft und ihren eigenen Standpunkt nur in knappster Form dabei zur Geltung bringt. Sein System, die Lehre des Lebensmuthes, von Zurechnung und Strafe, werden dargelegt, die leidenschaftliche Kritik der Gelehrtenkaste, in der Dühring viel zu weit geht, wird ebenso demängelt, als die vielberufene „Reaction gegen den Asiatismus“, wie die Verfasserin euphemistisch sich ausdrückt. Mit Behagen gibt sie dagegen Dühring's Ideen über die Stellung der Frauen, insonderheit der studirenden wieder, die bekanntlich in dem treffenden Ausspruche gipfeln: nicht die Frauen sind für das Universitätsstudium, sondern das Studium ist für sie unzulänglich.

Allgemeines historisches Porträtwerk. Nach Auswahl von W. v. Seidlitz. Mit biographischen Daten von H. A. Lier und H. Tillmann. (Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München.) — Von diesem standard work deutschen Kunstverlags ist soeben eine neue Serie fertig geworden und liegt in einem stilvollen Liebhaberband vor uns. Sie enthält Künstler und Musiker, über 100 Blätter mit knappem und doch erschöpfendem Text. Was wir der vorigen Serie der Dichter und Schriftsteller im vergangenen Jahre nachrühmen konnten gilt auch und womöglich in noch höherem Maße von dieser Serie, denn während es sich dort um die Wiedergabe oft mehr gut gemeinter als gut ausgeführter Originale handelte, tritt uns hier eine Galerie von großen Malern meist nach ihren Selbstportraits entgegen. Dies gilt von Meistern wie Luca Signorelli, Masaccio, Holbein, Dürer, Rafael, Cranach, Lionardo, Veronese, Rubens, Van Dyck, Ribera, Rembrandt, Watteau, Tischbein, Goya, Carstens, Schinkel u. A. Also gewissermaßen gemalte Autobiographien, denn diese herrlichen Bildnisse erzählen uns mehr von des Meisters Talent und Wesen als umfangreiche Lebensbeschreibungen. War aber kein Selbstporträt vorhanden, so richtete der kunstbewanderte Herausgeber sich zunächst an die Zeitgenossen, die den Meister gekannt und geliebt, vielleicht gar ihre Schüler gewesen waren. So bekommen wir denn einen Giotto und Donatello von Paolo Uccello zu sehen, Fiesole nach Luca Signorelli, Foucquet nach einer gleichzeitigen Emailplatte im Louvre, Schongauer und Lucas von Leyden nach Dürer, Mantegna nach einer mantuanischen Büste, den älteren Rafael mit Christusbart nach einem wahrscheinlichen Schüler, Gian Bellin nach einem altitalienischen Marmorrelief, Fra Bartolomeo aus dem Vasari, Caracci nach Tizian's Stich, Poussin nach Pesne, Callot aus Van Dyck's Ikonographie, Lebrun nach Largillière, Pesne nach dem Meisterstiche des Berliners G. F. Schmidt, Watteau gestochen von Boucher, Schadow nach Hübner, David d'Angers von Devéria, Cornelius von Overbeck und Overbeck von Cornelius, — also fast immer der Meister von eines congenialen Meisters Hand verewigt. Wo aber solche Selbst- oder Meisterbildnisse nicht existirten, suchte W. v. Seidlitz das Beste und Authentische der vorhandenen aus, und überall beweist er seinen Geschmack und eine glückliche Hand, ebenso viel Sachkenntniß als Umsicht. Unter manchen naturgemäß bekannten Porträts — die aber fast alle hier in einer so treuen und echten Nachbildung erscheinen, wie sie in der vervielfältigenden Kunst noch nie dagewesen ist! — bemerken wir so viel Neues und Interessantes, daß uns der Raum zu der Aufzählung gebricht und wir nur Einzelnes herausgreifen können. So die herrlich charakteristischen Bildnisse des treuherzigen Mönches Fra Angelico neben dem als Standesperson stolz auftretenden Signorelli (aus Orvieto); Masaccio's Selbstportrait dient Vasari's Holzschnitt belehrend zur Vergleichung; das wundervolle Doppelbild der van Eyck's aus dem Berliner Museum gibt, wenn auch nicht das Colorit des Originals, so doch seine Stimmung und Tönung wieder; die Wiener Albertina hat die schönsten Blätter Dürer's geliefert, die in Thausing's Biographie keinen annähernden Begriff geben; Rafael's beide Conterfeis als Jüngling und Mann; die Röthelzeichnung Lionarda's aus der Mailänder Ambrosina; der fälschlich mit Dürer's Monogramm bezeichnete Burgkmayr; die Radirung Michelangelo's aus dem Berliner Kupferstichcabinet; Peter Vischer's Selbststatuette vom Sebaldusgrab; der jüngere Holbein nach der Basler Aquarelle; der prachtvolle Goya mit dem Cylinderhut, markig und bizarr wie seine Bilder, die beiden Zeichnungen von Overbeck und Cornelius aus dem Stift Neuburg bei Heidelberg, fast alles so gut wie unbekannt, wenn nicht wirklich ganz neue Funde, so daß uns der Herausgeber wie ein Schatzgräber erscheint, der mit seiner Wünschelruthe die verborgensten Kunsterzeugnisse an's Tageslicht zaubert. Nur in ganz wenigen Fällen trauen wir diesen Portraits nicht, z. B. wo es sich um spätere Bilder und offenkundige Phantasiewerke handelt. Die englischen Stiche der Domenichino und Caracci muthen uns durchaus modern an, die französischen Radirungen von Murillo, Guido Reni (mit dem Calabreser) sind uns verdächtig, doch war sicherlich hier nichts Authentisches zu haben. Von großer Schönheit sind Townley's Blätter in Schabmanier, vor Allem der Reynold's, und auch Largillière's prunkhafte Bildnisse von Mansard und Lebrun sind gewiß sprechend ähnlicher als sie aussehen. Hochinteressantes bieten die Musikerbilder ebenfalls. Endlich ein anderer Mozart und Beethoven, als die in allen Schaufenstern und von sämmtlichen Musikmappen winkenden Köpfe, nicht schöner, aber gewiß naturgetreuer. Gluck nach Duplessis' Gemälde haben wir noch nie so scharf gesehen, Zelter (nach Karl Begas), Schmidt's Haendel, Rafael Morghen's Pergolese, Edelinck's Lully sind Meisterblätter. Interessant sind der schlichte Carl Maria von Weber in Punktirmanier, die trefflichen Lithographien des jungen und doch schon behäbigen Rossini und Kriehubers Schubert, vor Allem aber der nach Bendemann's Kohlenzeichnung wiedergegebene Schumann aus dem Besitz der Wittwe. Aber genug geblättert und geschwärmt, denn die Anregungen aus diesem monumentalen Werke sind unerschöpflich, und Physiognomik, Kunstgeschichte und — Menschenkenntniß lassen sich daraus schöpfen. Wir erwarten den Abschluß des kostbaren Unternehmens, das wir nicht nur den Sammlern empfehlen, sondern in jedem Salon aufgelegt sehen möchten, und sind stolz auf diese künstlerische That des deutschen Kunsthandels.

In Luft und Sonne. Künstler- und Selbstschriften-Album. (Berlin, J. H. Schorer.) — Ein wahres Prachtwerk, dem wir um so lieber weite Verbreitung wünschen, als es zu einem guten Zweck, nämlich um die menschenfreundlichen Bestrebungen der Feriencolonien zu unterstützen, erschienen ist. Unsere besten Maler und Componisten haben Studienblätter, die dem Schorer'schen Familienblatte nahestehenden Schriftsteller Gedichte und Aphorismen geliefert, und sogar mehrere gekrönte Häupter, vor Allen der unvergeßliche Kaiser Friedrich, sind mit ihrem Autograph vertreten. Das schöne Unternehmen hilft hoffentlich in nachdrücklicher Weise mit, recht vielen Kindern der Großstädte im Sommer Luft und Sonne zu verschaffen. Im gleichen Verlag erschien ferner: Schorer's Jugendfreund, herausgegeben von K. Dorenwell, der erste Jahrgang eines neuen Unternehmens, dem ohne Zweifel zahlreiche Nachfolger vergönnt sein werden. Erzählungen, Märchen, Sagen, Gedichte (darunter reizende Beiträge von Lohmeyer, Trojan und Seidel) und viele belehrende Aufsätze, dazu treffliche Holzschnitte nach Originalzeichnungen von Flinzer, Gehrts u. A., Alles sorgfältig redigirt, reichhaltig, fesselnd und schön ausgestattet; — dieser neue Jugendfreund hat gewiß das Zeug, die Beliebtheit des alten Hoffmann'schen zu erreichen.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Lebensweisheit für die Jugend

von

Paul Mantegazza,

Professor in Florenz und Senator des Königreiches.

Einzig autorisirte Ausgabe.

Aus dem Italienischen von Dr. R. Teuscher.

Elegantestes Format 8°, geh. 3 Mk., geb in Ganzleinen 4 Mk.

Süer Ihnen, so werden Thaten entstehen, ist das von dem berühmten Autor dem Buche vorgesetzte Motto und ist dasselbe bezeichnend für den Inhalt des Buches, das durch den bekannten vorzüglichen Bearbeiter dem Inhalte des Originals vollkommen ebenbürtig wird. Es ist ein reizendes **Buch für Knaben.**

Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann in München.

Allgemeines Historisches Porträtwerk. **Eine Sammlung von über 600 Porträts der berühmtesten Personen aller Nationen von ca. 1300 bis ca. 1840.** Phototypien nach den besten gleichzeitigen Originalen. Nach Auswahl von **Dr. W. von Schlitz.** Mit biographischen Daten von Dr. H. A. Lier und Dr. H. Tillmann. Gross Quartformat. Vollständig in 12 Serien à 10 Lieferungen zu je 5 Blatt. Preis jeder Lieferung 2 Mark. Jede Serie wird einzeln abgegeben, einzelne Blätter und Lieferungen nicht.

Es beginnt zu erscheinen:

Serie XXI. Gelehrte und Männer der Kirche (in zwanzig Lieferungen). Vollständig wurde jetzt:

Band IV (Serie VIII.IX.) Künstler und Musiker. 101 Blatt mit biographischen Daten. Gebunden in Halb-Kalbslederband **50 Mark.**

Früher erschien:

Band I (Serie I.II.) Fürsten und Päpste. 100 Blatt mit biographischen Daten. Geb. in Halb-Kalbslederband **50 Mark.**

Band II (Serie III.IV.) Staatsmänner und Feldherren. 100 Blatt mit biographischen Daten. Gebunden in Halb Kalbslederband **50 Mark.**

Band III (Serie V.VII.) Dichter und Schriftsteller. 151 Blatt mit biographischen Daten. Gebunden in Halb-Kalbslederband **70 Mark.**

Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung.

In Luft und Sonne.

Künstler- und Selbstschriften-Album.

Zum Besten der Cassen der Vereinigung für Ferienkolonien und Sommerpflegen Deutschlands

herausgegeben von

Schorers Familienblatt.

Preis 8 Mk. (mit Rosschnitt), 8 Mk. 50 Pf. (mit Goldschnitt).

Das schönste Weihnachtsgeschenk für jedes deutsche Haus.

Verlag von J. H. Schorer in Berlin.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Hitopadeça. Ein indisches Lehrbuch der Lebensklugheit in Erzählungen und Sprüchen. Aus dem Sanskrit neu übersetzt von **Ludwig Fritze.** Preis 2 Mark.

Philosophie des gesunden Menschenverstandes. Von **Hannas.** Preis 4 Mark.

Die Entwickelung des Causalproblems von Cartesius bis Kant. Von Dr. **Ehm. Koenig.** Preis 5 Mark.

Geschichte der ersten französischen Revolution. Von **Richard Mahrenholz.** Preis 4 Mark.

Gebrechen und Leistungen des kirchlichen Protestantismus. Kanzelreden, gehalten von Dr. **Moritz Schwalb.** Preis 2 Mark.

Der Studententeufel, das ist: getreuliche Abkonterfeyung des aller erschröcklichsten Teuffels, so jetzo die Erde beschwert. Nebst etzlichen anderen Teuffeln. Durch **Richardum Jamirum.** Preis 1 Mark 50 Pf.

Religion und Hexenprozeß. Zur Würdigung des 400jährigen Jubiläums der Hexenbulle und des Hexenhammers, sowie der neuesten katholischen Geschichtschreibung auf diesem Gebiete. Von **Georg Längin.** Preis 6 Mark.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Aussergewöhnliche Gelegenheit.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio, geb. München, 1861, neu 40 ℳ. — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. sehst **Blumauer,** Sämmtl. Werke, ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1813. Schön Leder. 3 Bände. Zusammen. 40 ℳ. — **Ambros,** Gesch. der Musik. 2. Aufl. 4 Bde. Leipzig 1881. Eleg. geb. 30 ℳ. — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtwerk, geb. neu 40 ℳ. — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur. Leipz. 75. 3 Bände. l.w., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift, 1795 bis 97. br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 ℳ. — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern. Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 ℳ. — **Corneille,** Oeuvres, Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 82, 4 vols. maroquin. Zus. 80 ℳ. — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hlf. 40 ℳ. — **Ulrici,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 ℳ. — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. l.w. Ferner: Derselbe, Bach's Leben und Werke. Eleg. l.w. und **Nohl,** Musikerbriefe, Leipz. 67, l.w. zus. 15 ℳ.

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der **„Gegenwart“,** Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Neuer Verlag von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Kleine Geschichten

von

Richard von Volkmann-Leander.

Neue (Miniatur-) Ausgabe.

Inhalt: Die Weiser. — Die Rumpelkammer. — Francesko.

82 S. 12°. In Originalband geh. 2 M. 40 Pf.

Die den kleinen Geschichten, welche das hervorragende, liebenswürdige Talent des Verfassers der in 16 Auflagen verbreiteten „Träumereien an französischen Kaminen“ bekunden, erscheinen hier für den Liebhaberdruck in neuer, zierlicher Ausgabe, in der sie sich gewiß neue Freunde zu den alten erwerben werden.

Im Verlage von **A. Stein** in Potsdam ist soeben erschienen:

Zur

deutschen Sprache und Litteratur.

Vorträge und Aufsätze

von

Karl Bitz.

Preis: 3 Mk.

Die vorliegenden, auf den mannigfachsten Gebieten der deutschen Litteratur sich bewegenden Untersuchungen sind durch die Neuheit und Originalität ihrer Ergebnisse geeignet, vielseitig anregend, zum Theil bahnbrechend zu wirken.

Soeben erschien:

Polikuschka.

Von

Graf Leo Tolstoj.

Eleg. brosch. 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.

Eine der vort effektlosen Erzählungen Tolstoj's und als Weihnachtsgeschenk sehr geeignet; zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Brünslow'sche Hofbuchhdlg.

Neubrandenburg.

Digitized by Google

Naturgeschichtliche Geschenkswerke

in populärwissenschaftlicher Darstellung und prächtiger Ausstattung

Seitenstücke zu „Brehms Tierleben“:

Völkerkunde. Von Professor Dr. **Friedrich Ratzel.** Mit 1200 Abbildungen im Text, 5 Karten und 29 Chromotafeln. Drei elegante Halbfranzbände in Lexikonformat zu je 16 Mk. Erster Band: Die Naturvölker Afrikas. Zweiter Band: Die Naturvölker Ozeaniens, Amerikas und Asiens. Dritter Band: Die Kulturvölker der Alten und Neuen Welt.

Gebrüder Gerhard Rohlfs, der berühmte Reisende, „Eine künstlerische Arbeit, die einen bleibenden Platz in unserer Literatur behaupten wird.“

Der Mensch. Von Professor Dr. **Johannes Ranke.** Mit 991 Abbildungen im Text, 6 Karten und 32 Chromotafeln. Zwei elegante Halbfranzbände in Lexikonformat zu je 16 Mk. Erster Band: Entwickelung, Bau und Leben des menschlichen Körpers. Zweiter Band: Die heutigen u. die vorgeschichtlichen Menschenrassen.

Der Bund (Bern): „Ein populärwissenschaftliches Werk, dessen und Familienbuch ersten Ranges. Möge es der ganzen gebildeten Welt stets nützliche Empfehlen sein.“

Pflanzenleben. Von Professor Dr. **Ant. Kerner v. Marilaun.** Mit 1000 Abbildungen im Text und 40 Chromotafeln. Zwei elegante Halbfranzbände in Lexikonformat zu je 16 Mk. Erster Band: Gestalt und Leben der Pflanze. Zweiter Band (erscheint Anfang 1889): Geschichte der Pflanze.

Neue Freie Presse, „Voll der Anregung voll des Neuen, voll der genialsten Gedanken; in der methodischen, zu naturwissenschaftlichen Behandlung, in allem und allem ein Prachtwerk, wie — wir wissen jetzt wohl, was wir mit diesen Worten sagen — kein zweites existiert.“

Erdgeschichte. Von Professor Dr. **Melchior Neumayr.** Mit 916 Abbildungen im Text, 4 Karten und 27 Chromotafeln. Zwei elegante Halbfranzbände in Lexikonformat zu je 16 Mk. Erster Band: Allgemeine Geologie. Zweiter Band: Beschreibende Geologie.

Deutsche Rundschau: „In ganz hervorragender Weise berufen, geologische Kenntnisse in die weitesten Kreise zu tragen.“

Brehms Tierleben. Ausgabe in drei Bänden von **Friedrich Schödler.** Mit 1282 Abbildungen im Text, 1 Karte und 3 Chromotafeln. Drei elegante Halbfranzbände in Lexikonformat. Preis 30 Mark.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Ausführliche Prospekte gratis.

Verlag des **Bibliographischen Instituts** in Leipzig.

Neuigkeit von Rudolf Baumbach.

Soeben erschien im Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig:

Kaiser Max und seine Jäger.

Dichtung

von

Rudolf Baumbach.

Preis brosch. 2,50 Mark, in Leinwand mit Goldschnitt gebunden 3,25 Mark.

Neu! * **Neu!**

Theodor Fontane,

* * *

Irrungen, Wirrungen.

*

Roman.

Broschirt 5 Mark; in hochfeinem Originalband 6 Mark.

Hervorragendes Werk. Von unseren vornehmsten Zeitungen und Revüen in spaltenlangen Artikeln besprochen.

Vorräthig in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes.

W. J. Steffens, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Verlag von **Georg D. W. Callwey** in München.

Ein Frauenloos.

Roman

von

Julius Grosse.

16 Bogen 8. eleg. brosch. ℳ 3.—.

Dieser neueste Roman des beliebten und gern gelesenen Autors ist eine interessante psychologische Studie, in welcher die Frage des Suppositionskindes in ungemein anregender Art behandelt wird. Er ist spannend geschrieben mit gesprudeltem, feinem Dialog und wird seinen gebildeten Leser unbefriedigt lassen.

Im Verlage von **Ch. Fulda** in **Blankenburg a. Harz** erschien soeben:

Dr. Faust's Ende.

Tragödie in fünf Aufzügen

von

Adolf Müller.

Ladenpreis ℳ 2.—. Eleg. gebd. ℳ 3.—

Russisch.

Praktisches Lehr- und Lesebuch.

Von **F. Booch-Arkossy.**

2 Kurse zu 3 ℳ. Schlüssel 2 ℳ.

Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Im Verlage der **Dyk'schen Buchhandlung** in **Leipzig** ist erschienen:

Düntzer, Goethe und Karl August.

3 Thle. in einem Bande. 2. Aufl. Brosch. ℳ 18.—. Geb. ℳ 20.—.

Dieses längst erwartete Werk von der Hand des vertrautesten Kenners des Weimarischen Hof- und Dichterlebens stellt die Beziehungen Goethes zu seinem Fürsten, dem bedeutendsten seiner Zeit, in eingehendster Weise dar und wird jedem Goetheverehrer sowie allen Freunden unserer neueren vaterländischen Geschichte höchst willkommen sein.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Auf den Tod Kaiser Friedrichs.

Eine Dichtung

von

Johann Friedrich Lahmann.

Den Ertrag bestimmt der Verfasser dem Kaiser-Friedrich-Denkmal auf dem Schlachtfelde von Wörth.

Preis 1 Mark.

Bremen. **H. W. Likomon.**

S. Fischer Verlag, Berlin SW.

Soeben erschien:

Emile Zola's

neuester Roman

„Der Traum“.

Preis eleg. geh. 5 Mk., eleg. geb. 6 Mk.

Der durchaus keusche Inhalt des Romans bildet die Herzensgeschichte eines Findelkindes, einer armen Stickerin, deren grosser mystischer Lebenstraum eine Welt eigenartiger Gedanken uns vor die Seele führt. Der Gegensatz zwischen den Gesetzen und Anschauungen der modernen Gesellschaft, zwischen den Anforderungen des realen Lebens und den reinen himmlischen Traumbildern eines jungfräulichen Herzens zeitigen den Konflikt.

In allen Buchhandlungen vorräthig.

Digitized by Google

Schorers Jugendfreund.

Herausgegeben von

M. Dorenwell.

I. Jahrgang.

gr. 4°. 350 Seiten. 100 Illustrationen.

Für Knaben und Mädchen im Alter von 10—14 Jahren das **beste** und **gediegenste** Weihnachtsgeschenk. In jeder guten Buchhandlung vorrätig. — Verlag von **J. H. Schorer** in **Berlin.**

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Baumgarten, Hermann, **Geschichte Karls V.** Zweiter Band. Zweite Hälfte. Oktav. VIII u. 335 S. Mk. 5. —

Davidsohn, Dr. Robert, **Philipp II. August von Frankreich und Ingeborg.** Oktav. VI u. 337 S. Mk. 4. —

Almann, Dr. Heinrich, Professor der Geschichte, **Kaiser Maximilians I. Absichten auf das Papstthum in den Jahren 1507—1511.** Oktav. 74 S. Mk. 1. 50.

Hans von Zwiedineck-Südenhorst, Die öffentliche Meinung in Deutschland im Zeitalter **Ludwigs XIV.** 1650—1700. Ein Beitrag zur Kenntnis der deutschen Flugschriften-Litteratur. Oktav. VI u. 117 S. Mk. 2. —

Wasserrab, Karl, Dr. jur. et cam., **Preise und Krisen.** Volkswirtschaftliches aus unseren Tagen. Eine von der staatswirtschaftlichen Fakultät der Universität München gekrönte Preisschrift. Oktav. VIII u. 221 S. M. 4. —

Graf Vitzthum von Eckstädt, K. F., **Shakespeare und Shakspere.** Zur Genesis der Shakespeare-Dramen. Oktav. 264 S. Mk. 4. —

Grillparzers Sämtliche Werke. Sechs Ergänzungsbände aus der Gesamtausgabe in vierter Auflage. Oktav. XIX u. 1453 S. Mk. 7. —

Für die Besitzer der älteren Ausgaben von Grillparzers Werken, besonders der zweiten und dritten in Kleinoktav.

Auf jeden Weihnachtstisch gehört:

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Mondamin ohnmige Fabr. **Brown & Polson** Lengl. Hofl.

Entöltes Maisproduct. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speciell geeignet — **erhöht die Verdauungskraft der Milch.** — In Colonial- u. Droguenhandlungen ½ und ¼ Pfund engl. à 60 und 30 Pfennig. **Central-Geschäft Berlin C.**

Verlag von **Carl Ulrich & Co.,** Berlin SW.

Eduard Simon,

Geschichte des Fürsten Bismarck.

Autorisirte Uebersetzung von

O. Th. Alexander.

Mit Anmerkungen und Registern.

gr. 8. 444 S. Preis 5 Mk., geb. 6 Mk. 50 Pf.

Die soziale Frage.

Neue Ideen zur Lösung derselben

von

Dr. Franz Stöpel.

gr. 8. 205 Seiten. Preis 3 Mark.

Beide Werke können wegen ihres gediegenen Gehalts, der erschöpfenden Behandlung des Gegenstandes und ihrer klaren Sprache auf das wärmste empfohlen werden.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Im Verlage von **F. und P. Lehmann** in **Berlin** ist erschienen:

Anno Zweitausend.

Posse mit Gesang und Tanz

von **Karl Bitz.**

Zweite Auflage.

Preis broschirt 2 Mark.

Gedichte

von **Karl Bitz.**

Zweite Auflage.

Preis brosch. 2 Mark, eleg. geb. 3 Mark.

Der Fürst von Kacatea.

Posse mit Gesang und Tanz

von **Oenophilus.**

Preis broschirt 2 Mark.

Die vorstehenden Possen zeichnen sich durch einen feinen, in unserer dramatischen Litteratur noch wenig vertretenen Humor, die überdies durch Tiefe des Gemüths und Formvollendung aus.

Königin Luise von Preußen von Dr. **Carl u. Karl Fr. Pfau.** In Prachtband M. 8.—

Die beste Lebensschilderung dieser edelsten aller Fürstinnen. Vorräthig in jeder Buchhandlung. Auch direct zu beziehen von der Verlagshandlung

Karl Fr. Pfau in Leipzig.

Weihnachts-Kataloge der reichen Geschenk-Litteratur ihres Verlages liefert gratis und franco **Oldenburg. Schulzesche Hof-Buchhdlg.**

Katholik oder Protestant?

Eine Frage des Gewissens und der Geschichte. Material zur Beantwortung derselben dargeboten von **Dr. Ge. Frey.** Preis brosch. 75 ₰. Eine knappe Gegenüberstell. d. beiders. Standpunktes in ruhiger, sachl. Erört. üb. d. bestehd. kirchl. Gegensatz.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von C. M. Alberti's Hofbuchh., Hanau.

Roman-Manuscripte

interessanten, spannenden Inhalts werden gesucht. Für gute Arbeiten bewilligt ich hohe Honorare.

Berlin W. Lützowstr. 97. **Julius Engelmann,** Verlagsbuchhandlung.

Hierzu drei Beilagen von **Georg Weiß** in Heidelberg, **Wilhelm Engelmann** in Leipzig und der **C. F. Winter'schen Verlagshandlg.** in Leipzig.

Redaction: Berlin S.W., Wilhelmstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 49. Berlin, den 8. December 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3 gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Frage der freien Corporationsbildung. Von Nestor. — Literatur und Kunst: Aus dem modernen Italien. Von Karl Rießen. — Weihnachtsdichter. — Auch ein Schiller-Biograph. (Otto Brahm.) Von H. Düntzer. (Schluß.) — Feuilleton: Wiedergeboren. Novelle von Alexander Römer. (Fortsetzung.) — Aus der Hauptstadt: Opern und Concerte. Von Heinrich Ehrlich. — Dramatische Aufführungen. „Abbé Constantin." Schauspiel in drei Acten von Ludovic Halévy. Von Z. — Notizen. — Inserate.

Die Frage der freien Corporationsbildung.

Das vor unseren Augen sich vollziehende Rechtsleben hat auf dem Gebiete des Vereinswesens und der corporativen Gestaltung, unbeirrt durch die Subtilitäten des gemeinen Rechtes und der Doctrin, vor Allem sich schöpferisch bewährt. Unaufhaltsam ist theils in die übernommenen Verbände der nationale Geist in verjüngter Lebenskraft wieder eingezogen, theils hat die freie Association neue corporative Vereinigungen in's Leben gerufen, welche, wie die Actienvereine, die Erwerbs- und Wirthschaftsgenossenschaften ꝛc. dem romanistischen Dogma laut widersprechen. Auch die Gesetzgebung, so ängstlich sie vielfach an den alten Schulbegriffen noch festhält, beginnt Gedanken durchzuführen, die sich als der längst zum Gemeingut gewordene Inhalt unseres nationalen Rechtsbewußtseins herausstellen. Hiernach erblickt man heute das Wesen der Corporation nicht mehr in einer Fiction, sondern in der Anerkennung eines zur einheitlichen Gesammtperson organisirten Personenverbandes als Rechtssubject. Die Corporation ist ein von einem einheitlichen Gesammtwillen beseeltes Gemeinwesen, sie ist das Prototyp des Staates und gleich ihm das Product jener vom Wesen des Menschen untrennbaren Kräfte, die über dem Einzelleben die höhere Ordnung des Gemeinlebens erzeugen.

Zu den mancherlei Enttäuschungen, welche der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches für Deutschland gebracht hat, gehört auch die Bestimmung, wonach sich Erwerb und Verlust der Corporationsrechte eines Vereines nach den Landesgesetzen bestimmen sollen. Der Entwurf will die brennende Frage der Corporationsbildung nicht lösen, unser künftiges Gesetzbuch soll auf Aufstellung einer gemeinsamen Norm verzichten. Das ganze innere Körperschaftsrecht des Gesetzentwurfes enthält nur Grundsätze über die corporative Verfassung, eine gemeinrechtliche Körperschaftstheorie, insbesondere über die Entstehung der Corporationsrechte für die vielverzweigten Vereinigungen unserer Zeit, fehlt. Zur Rechtfertigung jenes eigenthümlichen Standpunktes heben die Motive hervor, daß die Hauptarten wirthschaftlicher Associationen (handelsrechtliche Gesellschaften, Genossenschaften, Versicherungsvereine) durch specielle Reichsgesetze ihre besondere Regelung erhalten haben; der Erwerb der juristischen Persönlichkeit seitens der mit der bestehenden Staats- und Kirchenverfassung organisch zusammenhängenden Verbände sei überhaupt von der Landesgesetzgebung nicht zu trennen. Gleiches gelte von den Körperschaften, welche sich auf den außerhalb des Rahmens des Civilgesetzbuches verbleibenden Rechtsgebieten, dem Agrarrecht, Wasserrecht, Forst- und Bergrecht, Jagd- und Fischereirecht, entwickelten. Allerdings führen die Motive eine Reihe von Gründen an, welche dafür sprechen, Vereinen mit idealen Tendenzen den Erwerb der selbständigen Vermögensfähigkeit zu ermöglichen. Trotzdem konnten sich die Verfasser des Entwurfes nicht entschließen, allen, erlaubte Zwecke verfolgenden Vereinen einen Freibrief auf eine selbständige Vermögenssphäre auszustellen. Als durchschlagender Grund galt ihnen die Gefahr, welche von dem mit eigenem Vermögen ausgestatteten Vereine dem Staate erwachsen kann. Die Motive enthalten wörtlich folgende Sätze: „Die Vermögensfähigkeit ist für die Stellung, welche die Vereine im öffentlichen Leben einnehmen, von nicht zu unterschätzender Bedeutung. So lange sie die Persönlichkeit entbehren, mögen sie sich die Sammlung und Verwendung ökonomischer Mittel ihren Bedürfnissen gemäß angelegen sein lassen; eine gesicherte Grundlage gewinnen sie erst durch die Vermögensfähigkeit; mit ihr erlangen sie einen festen Halt, Steigkeit der Organisation und die Gewähr dauernden Bestandes. So ausgerüstet treten sie bei Verfolgung ihrer Zwecke nicht mehr als lose Gesellschaften, sondern als festgegliederte Körperschaften in die Schranken und sind einer Machtentfaltung fähig, die sich im Voraus nicht ermessen läßt."

Die sogenannten politischen Gefahren, welche man in der Anerkennung freier Vereinsthätigkeit wittert, erscheinen jedem Unbefangenen als Redebilder. Die Redactoren des Gesetzentwurfes hätten von jenem Standpunkte aus, der — wie Professor Gierke am 12. September d. J. auf dem deutschen Juristentage zu Stettin treffend bemerkte, ein Zurückschrauben des deutschen Vereinsrechtes auf das des Polizeistaates enthält — folgerichtig zur Aufstellung des Concessionssystemes gelangen müssen. Thatsächlich besteht dieses noch in einer Reihe von Staaten und ist hier die Erlangung der Corporationsrechte von einer nach freiem ministeriellem Ermessen sich bestimmenden Verleihung der Staatsgewalt abhängig. Mit seltener Uebereinstimmung verlangten die Beschlüsse des neunzehnten deutschen Juristentages Beseitigung dieses veralteten Concessionssystemes durch das deutsche Civilgesetzbuch und endliche Verwirklichung des altnationalen Princips der Körperschaftsfreiheit durch Anerkennung der selbständigen Persönlichkeit für alle, ihrem thatsächlichen Bestande nach hierzu geeigneten Verbände. Möge man endlich mit der Anschauung des römischen Rechtes brechen, welches auf dem Gebiete des Privatrechtes lediglich das Individuum als die einzig reale Person anerkannte, während ihm die Persönlichkeit der Schöpfungen des Vereinslebens eine nach dem Muster der Einzelpersönlichkeit fingirte war. Nach dieser Theorie mußte das

Digitized by Google

gemeine Recht nothwendig dazu gelangen, jene Fiction im einzelnen Falle durch einen besonderen Staatsact in das Rechtsleben einzuführen. Daß aber jene Auffassung unseren socialen und nationalen Anschauungen widerspricht, ist durch eine an die Namen Beseler, Bluntschli und Gierke anknüpfende wissenschaftliche Bewegung von so bedeutender Tiefe festgestellt worden, daß es kaum begreiflich, wie dieselbe an dem Entwurfe des bürgerlichen Gesetzbuches und seinen Motiven keine Spur zurücklassen konnte. Die Rechtsanschauung des deutschen Volkes entwickelte sich aus einem ungleich reicheren corporativen Leben, als es das Römerthum aufwies. Ihr stehen vielmehr, wie schon die schönen deutschen Ausdrücke erweisen, Einzelwesen und Gemeinwesen in ihrer Eigenschaft als willens- und handlungsfähige Rechtswesen völlig gleich. Erkennt man einmal an, wie auch die Motive des Entwurfes selbst hervorheben, „daß jene im Verkehrsleben entstehenden Vereine völlig geeignet sind, Träger einer selbständigen Rechtsfähigkeit zu werden," so begeht der souveräne Gesetzgeber eine materielle Ungerechtigkeit, wenn er sie ihnen trotz dessen verweigert. Diese Ungerechtigkeit aber wäre nicht bloß gegen das Gemeinwesen, dessen Existenz man unterdrückt, begangen, sondern zugleich mittelbar gegen die einzelnen Staatsbürger, welche es in's Leben rufen. Treffend hat seiner Zeit Bähr bei der Berichterstattung über den ersten Schulze-Delitzsch'schen Entwurf eines Genossenschaftsgesetzes im norddeutschen Reichstage ausgesprochen: „Dem Vereine die Persönlichkeit absprechen, heißt nichts anderes, als seinen Mitgliedern ein Stück ihrer Persönlichkeit versagen." Geht doch der moderne Staat selbst beim Ausbaue der socialpolitischen Gesetzgebung mit der Corporationsbildung voran. Erkennt man, wie es bereits geschehen, das Genossenschaftswesen als natürliches Recht an, so darf man demselben auch keine die Entwickelung hindernde Schranken auferlegen. Die volle und rückhaltlose Verwirklichung des Princips der freien Körperschaftsbildung erscheint als der naturgemäße Abschluß unserer deutschen rechtsgeschichtlichen Entwickelung. Was immer die Welt dem schöpferischen Associationstriebe der germanischen Völker verdankt, beruht auf der Voraussetzung des Rechtes und der Fähigkeit freier Menschen zur autonomen Bildung genossenschaftlicher Verbände. Der Aufschwung des nationalen Lebens mußte die Wiederherstellung der Körperschaftsfreiheit von selbst zur Folge haben. Bis zum heutigen Tage hat gerade hier der wiedererstandene deutsche Rechtsgedanke Sieg auf Sieg gefeiert. Die freie Körperschaftsbildung ist gegenwärtig wie in Oesterreich und der Schweiz, so in Sachsen und im Wesentlichen auch in Bayern principiell anerkannt, im Uebrigen für eine Fülle besonderer Verbandsgattungen verwirklicht.

Das Princip der freien Körperschaftsbildung ist aber auch eine in unserem Rechtsbewußtsein enthaltene Forderung. Man kann es nicht verneinen, ohne die Rechtsidee selbst zu verleugnen. Nach ihrem Postulate steht jedem organisch als Körperschaft gestalteten Vereine, sofern er nur überhaupt rechtmäßig entstanden ist (sei es durch Erfüllung bestimmter Normativvorschriften, sei es durch Eintragen in ein öffentliches Register), ein Anspruch auf rechtliche Geltung als Körperschaft zu. Wir halten es für eine Forderung der Gerechtigkeit, daß das positive Recht, wenn es einem solchen Vereine den rechtlichen Bestand nicht absprechen kann oder will, ihm auch im Verkehre nicht die seinem Wesen angemessene Stellung verlage. Aber nicht bloß dem Vereine selbst, sondern noch in höherem Maße den mit ihm verkehrenden Dritten wird ein Unrecht zugefügt, wenn das Gesetz die Anerkennung einer sich frei und ungehindert als Gesammtpersönlichkeit bethätigenden Verbandsexistenz verweigert. Die Aberkennung der Persönlichkeit gegenüber an sich qualificirten Vereinen thut dem socialen Gestaltungswillen der Privaten unbedingten Zwang an, bringt die Gesellschaft im Geschäftsverkehr in eine bedrängte Lage, indem sie auf Umwegen, besonders durch Vorschiebung Einzelner als Träger ihrer Vermögensrechte, sich nothdürftig helfen muß. Sie schädigt aber auch schwer die Interessen dritter Personen, indem diesen das natürliche Subject und Object der Haftpflicht, Vereinspersonen und Vereinsvermögen, künstlich entzogen und sie genöthigt werden, ihre Forderungen gegen bestimmte Einzelpersonen zu realisiren. Glücklicher Weise bindet sich das praktische Leben nicht an die Schranken veralteter Gesetze, den besten Beweis liefert der Credit, welchen eine Reihe von Vereinen mit geselligen Zwecken (Studentenverbindungen, Musikvereine u. s. w.), denen Corporationsrechte fehlen, bei Gewerbtreibenden, Kaufleuten und Handwerkern genießen. Eine Menge derartiger Vereine verdanken ihre Existenz den Bedürfnissen des Verkehres und gesellschaftlichen Lebens, das große Publikum betrachtet sie als natürliche Körperschaften, obwohl sie keine juristischen bilden. Hierin liegt der Nachweis, daß die Verwirklichung der Körperschaftsfreiheit auch einem dringenden Bedürfnisse des Lebens entspricht. Die moderne Rechtsbildung hat die Aufgabe, sich den realen Rechtsverhältnissen anzupassen, das allgemeine Rechtsbewußtsein hat bereits den Weg geebnet. Wenn die Motive zum Entwurfe des bürgerlichen Gesetzbuches auf die Möglichkeit von Ausschreitungen der Vereine und deren Einlenkung in falsche Bahnen unter dem Einflusse politischer Agitationen hindeuten, so bedürfen solche Nebelbilder kaum einer ernsten Widerlegung. Der Staat hat an einem blühenden Vereinswesen das höchste Interesse, sollte trotz alledem die Furcht vor Gefahren überwiegen, dann müßte man die Vereinsbildung von neuem von einer polizeilichen Vorprüfung abhängig machen. Wollen und können wir dagegen nicht zu dem System des Polizeistaates zurückkehren, halten wir vielmehr die Vereinsfreiheit als eine Errungenschaft fest, so darf auch nicht privatrechtlich das große publicistische Princip alterirt werden. Es versteht sich ja von selbst, daß die Frage nach der Corporationseigenschaft der Vereine das öffentliche Polizeirecht der Vereinsbildung unberührt läßt. In diesem ist der Ort, die Interessen der Staatssicherheit gegenüber der in der Vereinigung concentrirten Einzelkraft klar und offen zur Geltung zu bringen. Privatrechtliche Normen sind aber nicht dazu da, der Polizei Handlangerdienste zu leisten und Socialgebilden, denen man vom öffentlichen Rechte her nicht beikommen kann oder will, indirect das Leben zu erschweren. Wirklich gefährliche Vereine vermissen kaum die Vermögensfähigkeit, sie suchen dieselbe nicht einmal, denn erfahrungsmäßig wird das Aufbringen von Fonds für agitatorische Zwecke durch den Mangel einer Rechtssubjectivität kaum gehindert. Die Nachtheile polizeilicher Schranken und Chikanen treffen vornehmlich nützliche Vereine und das mit ihnen verkehrende Publikum. Möge deshalb die einstimmige Resolution des 19. deutschen Juristentages: „Das bürgerliche Gesetzbuch hat unter Vorbehalt der besonderen Reichs- und Landesgesetze über einzelne Körperschaftsgattungen, allgemeine Bestimmungen über Erwerb und Verlust der Körperschaftsrechte zu treffen und dabei das Princip der freien Körperschaftsbildung zu Grunde zu legen," ein Mahnwort an die Factoren der Gesetzgebung enthalten. Die Weiterbildung des deutschen Vereins- und Genossenschaftswesens ist in Gefahr. Sehe die Nation, daß es nicht Schaden nehme!

Nestor.

Literatur und Kunst.

Aus dem modernen Italien.

Von Karl Rießen.

Rom ist so lange die Hauptstadt der Welt gewesen, daß man es erklärlich findet, wenn ein geistreicher Mann den Schlüssel der Weltgeschichte dort sucht. Sigmund Münz, ein den Lesern der „Gegenwart" bekannter Name, meint im Vorwort zu seinem eben erschienenen Buche: „Aus dem modernen Italien. Studien, Skizzen und Briefe." (Frankf. a. M. Lit. Anstalt. Rütten und Loening):

„Der Zufall bannt den Einzelnen in diese oder jene Confession, und da wir zu bequem oder zu feige sind, um die geistigen Fesseln zu brechen,

Digitized by Google

die uns der Glaube, der Aberglaube, die Bekenntniswuth der Väter um unser Gewissen geschmiedet, und uns als freie Menschen von aller Religionsgemeinschaft öffentlich loszusagen, so ist es den unter und bestehenden und herrschenden Confessionen und insbesondere dem allmächtigen Katholicismus, glücklich gegangen, so viele Bekenner für sich in Anspruch zu nehmen, als ihm dem Namen nach angehören. Italien ist das dem Namen nach katholischeste unter den uns umgebenden Ländern, zu denen wir Deutsche eine innere Beziehung haben. Italien aber, dessen leitende Geister schon zufolge ihres nationalen Charakters in ununterbrochenem Kampfe gegen die die Nationalität negirende Kirche begriffen sind, bereitet auch die anderen, nach weiterer nationaler Consolidirung sich sehnenden Völker Europas für den noch zu erwartenden harten Strauß vor, in dem die positive Religion, dieses tropische Kind des Orients, von dem Nationalitätsprincip, das doch aus der Entwickelung der modernen Völker organisch herausgewachsen ist, erdrückt werden wird. Italien kämpft am unmittelbarsten diesen Kampf des spät entdeckten nationalen Gewissens gegen einen verschwommenen orientalischen Kosmopolitismus und kämpft ihn unbewußt für die ganze moderne Welt. Italiens Siege über die Kirche sind Siege der Nationalität über ein religiöses System, das längst aufgehört hat, der Vertreter menschlichen Fortschritts zu sein. Italiens Kampf ist um so tragischer, Italiens Sieg um so bedeutungsvoller, als die römische Hierarchie noch immer wie ein Alp über dem nationalen Leben von ganz Europa lastet. Darum hat der Conflict zwischen Staat und Kirche in Italien ein universelles Interesse, und ich habe, insofern ich dieses Problem in meiner Schrift berührte, es ebenso als Deutscher wie als Freund Italiens gethan. Gerade im Kampfe um die Nationalität hat ja Italien in Deutschland seinen Bundesgenossen entdeckt."

Geistreich ist das gewiß, wenn auch meiner Ansicht nach nicht ganz richtig. Das Christenthum ist selbst zum Theil ein Product jenes „verschwommenen Kosmopolitismus", welchen schon vor Christus der römische Staat mit der griechischen Cultur gezeugt hatte. Weltbürgerthum und Nationalismus sind nicht successive Entwickelungsstufen, sondern polare Gegensätze, zwischen denen das Völkerleben hin- und herflutet. Und auf die gegenwärtige Periode eines gesteigerten Nationalgefühls wird wiederum eine andere folgen, die der alte Humanitätsgedanke in einer neuen, seiner fünften Gestalt beherrschen wird. Aber anstatt zu philosophiren, wollen wir lieber einiges von den vielen Schönen vernehmen, was uns Münz aus dem modernen Italien zu erzählen weiß.

Zunächst die Werther-episode aus Cavour's Leben. Den Werther spielt eigentlich die ungenannte vornehme Dame (eine unglücklich verheirathete Frau), deren schwärmerische Liebe der Zwanzigjährige halb und halb aus Mitleid schwärmerisch erwiderte. Cavour war zwar für Frauenschönheit nicht unempfänglich, aber doch eine zu gesunde Natur, um die Kinderkrankheit schöner Seelen nicht rasch zu überwinden. Zum Glück für Italien ward seine lyrische Anlage sehr bald von der staatsmännischen zurückgedrängt.

Mit besonderer Liebe wird in der zweiten Studie das Charakterbild Minghetti's gezeichnet, dem der Verfasser im Leben nahe gestanden hat. In frischen klaren Bildern ziehen vor unserem Geiste vorüber: die Jugend Marco's im Hause seines Vaters, eines wohlhabenden Kaufmanns zu Bologna, seine Reise durch Westeuropa, sein Wirken im Cabinet des Papstes, seine volkswirthschaftlichen Studien, sein Uebergang von Pius zu Cavour, welcher in ihm „das schönste Genie Mittel-Italiens" erkannte, seine entschiedene und entscheidende Haltung im Jahre 1870 (am 14. September schrieb er von Wien aus, wo es ihm gelungen war, den Grafen Beust zu gewinnen, nach Florenz: „Meine Ansicht ist, gehet schnell und auf alle Fälle nach Rom!"), endlich die Thätigkeit, welche er bis 1876 als Minister, und dann unter Depretis als Führer der Rechten entfaltete.

Nicht nur als Schriftsteller, dessen Rafael-Biographie hohen ästhetischen Werth hat, sondern auch in der Rede offenbarte sich Minghetti's Künstlernatur: „Der berühmte Bolognese, der größte Redner der italienischen Kammer, »die Sirene Italiens« genannt, sprach mit einem nach außen ausstrahlenden Feuer, daß die Flamme der begeisterten Empfänglichkeit für seine Worte aus dem Antlitz des Hörers schlug; es klang wie die liebenswürdige Lyrik einer Nachtigall." (S. 70.) Das socialpolitische Programm des Fürsten Bismarck, erfahren wir weiter, theilte Minghetti nicht ganz; „er hielt die Mitte ein zwischen der Allmacht des Staates und der des Individuums". In religiöser Beziehung war er ein aufgeklärter Katholik im Sinne Gioberti's oder Manzoni's. Auf dem Sterbebette ließ er zwar den Cardinal Antonelli Parocchi abweisen, welchen Leo XIII. entlandt hatte, dafür aber sich von dem mildgesinnten Canonicus Anzino, der seinen Widerruf verlangte, die Sacramente reichen.

„Starb Minghetti auch nicht als Papist, so wollte er doch als Katholik sterben. Unduldsame Menschen verdachten es ihm vielleicht. Wer aber seine kunstlastvolle Confession nachempfunden hat, wird es begreifen. Als er den letzten Trost eines milden Priesters empfing, schlürfte er gleichsam, ein Sterbender, noch eine schöne Friedensmelt träumerischer Erinnerungen — jene fromme Welt, die er während eines vierjährigen Zusammenseins mit den Denkmälern katholischer Kunst in Bologna, Florenz und Rom genossen hatte. So war auch sein gesellschaftlicher Verkehr beschaffen. Mit Jesuiten verkehrte er nicht, und mit Nihilisten verkehrte er nicht: Jesuiten, an denen das clericale Geschlecht reich ist, und Nihilisten, die das junge Italien bedrohen. Manche der ersteren befanden sich im höchsten Rathe der Kirche — an Nihilisten aber ist sogar das italienische Parlament nicht arm. Der vornehmen Natur Minghetti's widerstrebten stets die Extreme, und er war maßvoll, nicht wie ein überzeugungsarmer oder lebensfaststoser, sondern wie ein kunstsricher und erfahrener Mann."

Aus seiner Abneigung gegen Mazzini machte er kein Hehl. Ihm vor Allen gebührt auch das Verdienst, „seinen Souverän mit den altererbten französischen Neigungen in das Fahrwasser der deutschen Politik" hinübergeleitet zu haben, wie Münz in einer Besprechung der soeben bei Roux e Fawale (Turin) erschienenen Memoiren Minghetti's sagt. („Neue Freie Presse" vom 20. November.)

Neben die edle Gestalt des aristokratischen Minghetti stellt Münz als Folie den ein wenig plebejischen Agostino Depretis, der mit seinem langen weißen Barte und seinem schlauen Auge einem Rabbi nicht unähnlich gesehen habe. Ein Moses sei er ohnehin, und der Künstler, welcher in Stradella sein Denkmal zu errichten haben werde, dürfe ihm zwei Gesetztafeln in die Hand geben, mit den zehn oder hundert Geboten, die er gegeben.

Francesco Crispi, dem die vierte Studie gewidmet ist, erscheint als ein verschlossener, schwer verständlicher Charakter; desto verständlicher sind die dramatisch bewegten Situationen seines wechselvollen Lebens. Mit Spannung und Vergnügen liest man die mühseligen Anfänge des sicilianischen Revolutionärs, die abenteuerliche Recognoscirungs- und Agitationsreise, welche er 1859 von London aus in der Maske und mit dem Passe eines argentinischen Kaufmanns Manuel Pareda in die Heimath unternahm, und die tollkühne Landung bei Marsala im folgenden Jahre, von welcher Crispi selbst sagt: „Mit den Tausend auf dem Meere war Garibaldi und Gott." Bekannt sind die sehr demokratischen Programme aus Crispi's früherer Zeit, deren letztes er im Mai 1886 vor seinen Wählern im Politeama (Theater Garibaldi zu Palermo entwickelt hat. „Wird Crispi," fragt Münz, „jene politischen Ideale wirklich durchführen? . . . . Wenn er, der Demokrat, ernst und leidenschaftslos an der Durchführung seiner einstigen Vorsätze arbeitet, dann wird ihm kaum die Unterstützung auch der conservativsten Elemente des Parlaments fehlen. Es scheint, als ob ihm die Götter schon am Anfange seiner Herrschaft gnädig seien, denn von allen Seiten bringt man ihm das größte Vertrauen entgegen." Den gunstspendenden Göttern Hesperiens haben sich seitdem noch diejenigen des Nordens zugesellt, deren Huld wohl freilich nicht gerade dem Demokraten Crispi gilt.

„Als Mensch", sagt Münz im Vorwort, „konnte ich nicht theilnahmlos an den Repräsentanten einer Weltanschauung vorübergehen, die eben so mächtig wie unmodern ist." Und obwohl er selbst bekennt, daß er das Lob des Neuen und den Tadel des Alten nicht sine ira et studio geschrieben, so muß man ihm doch bezeugen, daß er in den nun folgenden Studien (Leo XIII. und Pater Beckx) den Lichtseiten im Charakter

Digitized by Google

der Vertreter der Hierarchie gerecht wird. Den gegenwärtigen Papst schildert er als eine achtunggebietende und beinahe liebenswürdige Persönlichkeit. Dem Leser wird ein selbständiges Urtheil ermöglicht durch Proben aus Leo's lateinischen Gedichten und aus seinen Hirtenbriefen. Das Hauptthema der letzteren ist, wie in den Encykliken des späteren Papstes, die angebliche Ungerechtigkeit der modernen Civilisation, welche in der Kirche ihre eigene Mutter bekämpfe. Treffend entgegnet Münz auf eine dieser bischöflichen Ausführungen:

„Da bedenkt unser Autor zweierlei nicht: Er hätte sich zunächst die Frage vorlegen sollen, ob die Civilisation, wie sie sich heute in der modernen Welt in deren ausgezeichnetsten Factoren kund gibt, noch dieselbe sei, wie jene, die man die christliche Civilisation genannt hat; und dann, ob der Name „christliche Civilisation" nicht eher ein traditioneller Name sei, als eine wirklich inhaltserschöpfende Formel für eine Summe von Elementen der Geschichte und des Fortschritts, die nicht nur unabhängig vom Christenthume, sondern sogar in bestimmtem Gegensatze zu demselben bestanden haben. Ist unsere conventionelle Terminologie nicht selten engherzig, unbestimmt, ja sogar widersinnig, so gibt es vollends wenig traditionelle Ausdrücke, die in einem so hohen Grade den universellen Genius der Zeiten und der Völker verkörpern wie das Wort „christliche Civilisation". Es ist natürlich gedacht, es hat Jedermann angedrückt, wenn der Geschichtsschreiber, der alle humanen Aeußerungen und Wirkungen der Zeiten gleich gerecht und gleich wohlwollend betrachten sollte, aus Bequemlichkeit für den Begriff des Menschlichen das Christliche stets einsetzt."

Dieser Gedanke bedarf, um gehörig wirksam zu werden, einer Erweiterung. Die unheilbare Verwirrung unserer confessionellen Polemik rührt daher, daß alles Gute oder, je nachdem, alles Böse, was von Katholiken, Evangelischen oder „Ungläubigen" ausgeht, der katholischen bezw. evangelischen Kirche oder den modernen Weltanschauungen zur Rechnung geschrieben zu werden pflegt. Die Religion ist eben nur eine Kraft unter vielen anderen; sie wirkt, wie ich in einer Kritik Janssen's an dieser Stelle bemerkt habe, sehr vieles, aber nicht alles.

Während Münz das Papstthum, ja, wenn ich ihn recht verstehe, das Christenthum als abgethan, als todt behandelt, fortbestehend und fortwirkend nur noch in den erstarrten Ueberschlägen seines früheren Lebensprocesses, weiß er namentlich in den „Stigen", die wahre Cabinetsstücke sind, einzelne katholische Erscheinungen, wie die „göttliche Thorheit" der Franziskaner in Assisi (der hochpoetische Reisebrief wurde zuerst in der „Gegenwart" veröffentlicht), die Aufopferung der Trappisten in Tre Fontane, so anziehend zu schildern, daß man den Untergang so schöner Dinge, falls das Verhängniß ihn beschlossen haben sollte, nur bedauern könnte. Freilich, Stimmungsbilder geben eben die augenblickliche Stimmung wieder, nicht die Lebensansicht des Schreibenden, aber unwillkürlich kommt einem die Frage in den Sinn: ob es dem Verfasser mit seinem neuen Glauben, der nebenbei gesagt der alte des Lucretius ist, wohl völlig Ernst sein möge, und ob es ohne irgend welche Regung des Bedauerns, ohne den mindesten Widerspruch des Herzens geschieht, wenn er in einer Polemik gegen die christliche Gebetstheorie starkmüthig ausruft: „Was leidet Mutter Natur darunter, wenn ein kleines Element im All sich nicht wohl fühlt? Sie, die universelle Gerechtigkeit, hat die Harmonie der großen Welt im Auge, nicht aber ein oder zwei Stäubchen, wie wir es sind. Wir bewundern die Nothwendigkeit auch dann noch, wenn sie hart ist; wir lieben sie auch dann noch, wenn wir selber ihr tragisches Opfer sind." Ein ähnlicher Zweifel beschleicht uns bezüglich jener Herren, die auf Montecitorio leidenschaftliche Reden gegen den Vatican halten, dabei aber die Erziehung ihrer Söhne — den Jesuiten anvertrauen, wie wir in der Stigz „Moudragone" erfahren. Freilich ist das Jesuitencollegium dieses Namens ein großartiger Palast in herrlicher Lage, ausgerüstet mit schönen naturgeschichtlichen Sammlungen und einem astronomischen Observatorium, und lernen dessen Zöglinge u. a. auch photographiren, telegraphiren und telephoniren.

Das Buch hat mir einen hohen Genuß bereitet, trotzdem fühlte ich mich, nachdem ich es zugeklappt, ein wenig enttäuscht. Der Papst und die Cardinäle, die Cardinäle und der Papst, und allenfalls noch die Jesuiten, diese, wie man uns versichert, eigentlich schon der Vergangenheit angehörenden Wesen, bekommen wir — nicht bloß bei Münz — immer und immer wieder, von allen Seiten und in allen Beleuchtungen zu sehen, das Volk aber, namentlich den Kern des Volkes, die Bauern, höchstens dann, wenn sie als Staffage, oder für eine Humoreske oder Idylle zu gebrauchen sind. Ob die Ungerechtigkeiten, unter denen das italienische Landvolk seit Jahrhunderten seufzt, vom jungen Königreiche erkannt werden, ob dieses sich entschließen wird, die heilende Hand anzulegen, danach pflege ich zu spähen, so oft Kunde aus dem schönen Lande zu uns dringt. In Hillebrand's Italia beklagt es ein italienischer Staatsmann, daß keiner der zahllosen Touristen, welche Italien durchstreifen, einmal von der Heerstraße abbiegt und z. B. in die Hütten der toscanischen Pächter einkehrt, um diese eigenartige Welt kennen zu lernen. Die Bauern und die ländlichen Tagelöhner schreiben nicht in die Zeitung, und wo sie ihre Reden halten, da kommen keine Referenten hin, aber die stumme Sprache der stetig wachsenden Auswanderung ist vollkommen verständlich. Wenn jetzt Crispi, welchem König Humbert von der Romagna aus das Studium der socialen Frage telegraphisch zu empfehlen sich bewogen fühlte, die angeblich 150 Millionen jährlicher Einkünfte der Bruderschaften und frommen Stiftungen dazu verwenden will, die Invaliden der Arbeit in Armenhäusern zu versorgen, so mag das verständig und löblich sein, allein die sociale Frage Italiens wird dadurch nicht berührt. Gewiß, dem Papste gehört die Zukunft des Landes nicht! Ob aber seinen Gegnern? Möge sie demjenigen gehören, welcher dereinst dem fleißigen, genügsamen und intelligenten Landmanne die Möglichkeit verschafft, durch harte Arbeit in seiner schönen Heimath wenigstens den Lebensunterhalt für sich und die Seinigen zu erringen.

Weihnachtsdichter.

Und wenn wir freudig heut' den Christbaum schmücken,
Um schlicht unsre Lieben zu beglücken,
O seid der hohen Ehrenpflicht gedenk'
Und füllt zum Glanz und Schimmer eurer Gabe
Des deutschen Geistes jugendfrische Gabe:
Der Denker und der Dichter hold Geschenk!

So singt in einem Gelegenheitsgedicht ein bisher unbekannter Poet, und seine Mahnung wird hoffentlich nicht ungehört verhallen. Machen doch auch unsere Schriftsteller alle Anstrengungen, daß der deutsche Bücherkäufer, der eigentlich nur um die Weihnachtszeit sein Fabelwesen sein soll, in diesen Zeitläuften auf sie aufmerksam werde. Da ziehen unsere Romandichter in verführerischem Golofchmitt auf, die „Heldenliederlichen" schlagen ebenfalls vernehmbar in ihre Saiten, und unabhelflich ist die Schaar der sonst stillen und bescheidenen Lyriker, die jetzt den „Sammet, der sie traf", in so prunkvollem Klein-Oktav erscheinen lassen,

„Daß der Mensch, der dieß Bücher bindet,
Sich vor Staunen gar nicht fassen kann",

wie es in Biedermayer's Großer Literaturballade heißt. Viele der Barden haben es auch eigens darauf angelegt, Weihnachtsdichter zu sein. Alljährlich gegen die Jahreswende stellen sie sich mit ihren neuen Musenkindern ein, und da sie ihr Publikum kennen und ihre Leger so recht für das Fest gestimmt haben, so kann es ihnen nicht fehlen. Die gewogensten Weihnachtsdichter sind Georg Ebers, Felix Dahn und Julius Wolff, der neuerdings das epische Weihnachtsmärchen mit dem prosaischen Roman vertauscht hat, während sein College Rudolf Baumbach dem weihnachtlichen Rhapsodenberufe treu geblieben ist. Auch heuer erscheint er wieder mit einem seiner niedlichen Bändchen in rothbraunem Leinen oder Leder mit goldenem Spitzendruck und Schnitt: Kaiser Max und seine Jäger,

Digitized by Google

eine Dichtung, Zweites Tausend*), woraus allein schon zu entnehmen, daß die Fest-Dichtung einen goldenen Boden haben muß.

Der fröhliche Sänger ist seit dem letzten Christtag der alte geblieben. Zugelernt hat er nichts, neue Töne weiß er keine, aber daß er seinen frischen, kecken, gesunden Humor in dieser schweren Zeit bewahrt hat und seine köstlichen Geschichten, seine derben Schwänke, seine zarten Lieder und seine duftigen Naturschilderungen wieder mitbringt, das ist allein schon dankenswerth und eine Weihnachtsfreude für Jung und Alt. Ein glücklicher Gedanke liegt diesmal seiner Handlung zu Grunde. Recht nur stellt er uns den schon so oft im Liede gefeierten „letzten Ritter" vor und schildert uns deßen nicht minder vielbesungenes Jägerstückchen von der Zirler Martinswand — die man freilich nicht kennen muß, wenn man an das Abenteuer glauben will — sondern er flicht noch eine andere populäre Figur ein: Hans Sachs, den „Schuh-macher und Poet dazu". Wissen wir doch aus den Dichtungen des ehrsamen Nürnbergers, daß er auf seiner mehrjährigen Wanderschaft als Jüngling nach Tirol kam, zu Hall im Innthal conditionirte und in Innsbruck eine Zeitlang Waidmann am kaiserlichen Hof Maximilians war. Baumbach hat also, indem er den großen Kaiser und den Dichter zusammenbrachte, gar nichts erfunden, sondern nur geschickt benutzt, doch mag ihm vorgehalten werden, daß das Preislied auf seinen Lehrer Johannes Nonnenbeck, das er seinem Helden in den Mund legt, etwas verfrüht ist, denn erst in Innsbruck und Wels 1513 entschloß sich Hans Sachs zum Meistergesang und begab sich deshalb nach München, wo ihn der sangeskundige Leineweber unterwies. Doch der Anachronismus verschlägt umso weniger, als unser Epiker aus der vorzeitigen Meisterschaft des dichtenden Schuhmachers ein anmuthiges erstes Kapitel macht, was am Ende mehr gilt, als alle historische Richtigkeit. Der wandernde Schustergesell kommt nämlich in einer Schenke mit einigen Jägern zusammen und darf gleich dem Vornehmsten von ihnen den gerissenen Brustriemen flicken, wird hierauf von den Waidmännern mit „Trutzhansgelen" geneckt und erwidert mit schlagfertigem Witz in hübschen Versen. Als er sich nun beim Wirthe nach dem vornehmen Jäger erkundigt, wird ihm zur Antwort, das sei der Wirth vom goldenen Dach aus Innsbruck. In „Spruga" angekommen, will auch der gute Hans gleich zu seinem Freund in Logis, aber ein altes Weib belehrt ihn, das goldene Dach über dem Erker sei von richtigem Gold, durch Herzog Friedrich mit der leeren Tasche als Renommage erbaut, und der Wirth, der jetzt darin wohne, sei — Kaiser Maximilian.

Baumbach hat in das Jägerleben des Nürnberger Schusters ein Liebesabenteuer verwoben, ohne das besonders eine Weihnachtsdichtung gar nicht zu denken wäre. Hans Sachs, dem es auf dem dreibeinigen Stuhle behaglicher ist, hat zum Waidgesellen den Thurmwart Sixt, und da dieser eines Tages auf den Freund eifersüchtig wird, so entgeht Hans dem Mörder nur mit Noth. Er beruhigt ihn mit der Versicherung, daß er keineswegs die schöne Marilen liebe, sondern seiner Braut Kunigunde Kreuzerin in Nürnberg treu bleiben wolle. Sixt hat seine Ruhe freilich nur für kurze Zeit gefunden, denn bald darauf erfährt er, daß seine Geliebte auch die Geliebte des Kaisers sei, und Hans kann ihm nur beistimmen, daß er das schon lange wisse, denn er hat ja die Schöne auf den Knieen des gekrönten Teuerdank-Sängers gesehen. Sixt, ein gefährlich jähzorniger Mensch, will sich gleich an seinem Herrn und Kaiser rächen, der Freund entreißt ihm jedoch den Dolch, wobei er mit dem Schlagring einen furchtbaren Hieb erhält, daß er wie todt daliegt. Der Kaiser glaubt an eine Rauferei, läßt Hans ohne Weiteres einsperren und den flüchtigen Sixt verfolgen. Bald darauf sitzt er aber selber fest auf der Martinswand, und der ihn aus seiner gefährlichen Lage befreit, ist nicht ein Engel, wie die Legende noch heute fabelt, sondern ein Jäger und dieser ist wieder kein anderer als eben Sixt. Zum Dank erhält er Marilen zum Weib, die sich ganz unverfänglich als des Kaisers Tochter entpuppt, und Hans Sachs zieht fröhlich heim nach Nürnberg zu seiner Kunne Kreuzerin.

Diese etwas gewaltsame Handlung hat Baumbach in seine hübschen Verse gefleidet. Hans Sachs, und namentlich der Dichter, Theaterdirector und Maler Vigil Raber sind gut gezeichnet, ebenso der heißblütige Thurmwart. Verschwommener in den Umrissen sind die Frauengestalten. Marilen, die doch Hauptperson ist, steht zu sehr abseits, so köstlich ihre Gestalt auch mit der Volkssage von den salsigen Frauen verwoben ist. Im Nebel schwimmen auch Kaiser Max, sein Hofnarr Marx Treitzsauerwein, der Verfasser und Burgmair, der Illustrator des „Weißkunig". Wer sich erinnert, mit wie wenigen markigen Zügen ein Conrad Ferdinand Meyer im „Hutten" derlei historische Episoden für alle Zeiten auf das Papier wirft, kann sich für die schwächlich romantische Manier Baumbach's kaum erwärmen. Das hindert nicht, daß einzelne kecke Pinselstriche, zumal die humoristischen Lichter den Meister verrathen. Die spiegelglatte und doch nicht allzu geleckte Form ist vorzüglich. Baumbach behält nicht, wie es in Scheffel's „Trompeter von Säkkingen" geschieht, durch das ganze Gedicht dasselbe Versmaß bei, sondern singt in fünftrübigen Jamben und vierstrübigen Trochäen, in freien Rhythmen und gereimten und ungereimten Versen, wodurch jede Eintönigkeit vermieden wird. Dazu kommen zu noch größerer Belebung die zahlreichen Liedereinlagen, so daß das Interesse schon durch die formelle Mannigfaltigkeit angeregt ist. Diese Lieder sind meistens wahre Perlen, wie das folgende im Volkston.

Es jagt ein Jäger ohne Horn
In dunkler Nacht durch Tann und Dorn
Nach einer wilden Taube.
Sie trägt ein schleierweißes Kleid,
Ein Kränzlein statt der Haube.
Er denkt der Stund, da sie im Gras
Auf seinem Mantel bei ihm saß
Und ließ sich sanft umfangen. —
Gehab dich wohl mein' Trösterin,
Nach dir steht mein Verlangen.
Es mag der Reif, es mag der Schnee
Die Blumen und den grünen Klee
Verstehen auf der Heiden.
Wenn zwei Herzlieb beisammen sind,
Die Zwei soll niemand scheiden.
Ich wünsch dir eine sanfte Ruh,
Den allerschönsten Traum dazu
Und alles Wohlergehen
Und bleib mir gut und denk an mich,
Bis wir uns wiedersehen.

In dem gemüthvoll schalkhaften und rein volksliederartigen Ton ist Baumbach einzig und übertrifft an Grazie sogar Scheffel. Wo er aber weit hinter diesem zurückbleibt, zeigt sich in dem kurzen Gesang „Irrdloss". Hier will der Dichter die Irrfahrten des Geächteten schildern und den Leser erschüttern, aber die bedenklich klappernden Verse bringen eher das Gegentheil des beabsichtigten Schauders hervor. Wie groß steht gerade in solchen Stücken Scheffel da, der in seinen Rodensteiner Liedern über einen vollen diabolischen Humor verfügt und den Leser willenlos mit fortreißt, so daß man auch seinen wohlfeilen Mittel, mit Interjectionen wie Juhsah, halloh, Jo hihaho, Rumdirridi, Hoidirido Stimmung zu machen, vergißt.

Bei Rudolf Baumbach geht die Tochter des Theaterdirectors in Mannskleidern herum, denn „die Sitte wehrt den Frauen zu reden vom Gerüst", und daßelbe Motiv hat auch ein anderer Weihnachtsdichter, der ewig junge Otto Roquette in Cesario, Erzählung in Versen*) zum Vorwurf gewählt. Ohne Zweifel um berechtigten Einwürfen vorweg zu begegnen, bemerkt der Dichter selbst:

*) Leipzig, A. G. Liebeskind.

*) Stuttgart, J. G. Cotta.

Digitized by Google

Doch staunen muß ich, seh ich augenrügend
Sebastian und Viola hier erneut
Aus „Was ihr wollt“! Und drum, dem Kleid genügend
Nenn ich das Brüderchen Adcans von heut
Cesario, wie sich Viola nannte,
Da sie zum Schutz in fremde Tracht sich bannte.

Es fragt sich nur, wie das romantische Verkleidungsmotiv in modernem Costüm wahrscheinlich gemacht wird, denn Cesario spielt in unseren Tagen, der Schauplatz ist Dresden, das zwar nirgends genannt wird, und Maler, Bankiers, Professoren und andere Typen von heute treten auf. Nun, der Dichter hat sich bestmöglich aus der Sache gezogen. Wohl singt er:

Wer Alpenhäupter braucht, ins Blau geschwungen,
Italiens Landschaft für den Hintergrund;
Und für die Handlung Götterdämmerungen,
Geschichten aus des Mittelalters Mund;
Und künstlerischer Schneiderhand entsprungen,
Costüm von Sammt und Seide, knapp und rund:
Der muß, verwöhnt von so viel Freudetrümpfen
Bei diesem Lied enttäuscht die Nase rümpfen.

Aber wir sind keinen Augenblick im Zweifel, daß wir uns in einem lustigen Märchenlande befinden. Der Professor, der auf der Suche nach gelehrten Schmökern durch ganz Europa jagt, seine Kinder mit dem Gepäck hinter sich her; das sich täuschend ähnlich sehende Zwillingspaar; das Mädchen in Männerkleidern, das unerkannt in Dresden spazieren und in's Theater geht; der Malerschüler, der Act steht und in adamitischem Costüm in's Freie entflieht ... hier ist ein Wunder, glaubet nur! Aber seine märchenhaft unmöglichen Geschichte verziert der Dichter mit reizend schelmischen Arabesken, seine Empfindung quillt noch warm aus seinem Herzen, sein Humor ist so jung, als wären es nicht Jahrzehnte her, daß er uns „Waldmeisters Brautfahrt“ gesungen. Roquette liebt noch immer die kecken burschikosen Sprünge, ist aber nie frivol wie Byron und Heine, nie salopp wie Scheffel, nie süßlich wie Wolff, sondern stets von liebenswürdiger Naivität. Die satirischen Schilderungen der modernen Theatervorstellung im Opernhaus, die Atelierscene, das Maskenfest, wie ist das Alles so frisch, und wie köstlich sind nicht die knappen Naturschilderungen! Wenn trotzdem sein Gedicht nicht so wirkt, wie es sollte, so trifft die Schuld nur das gewählte Versmaß. Diese virtuos geschliffenen und regelmäßig gegliederten Octaven, wenn auch mit männlichen und weiblichen, gleitenden und derbkomischen Reimen aufgeputzt, verträgt man auf die Länge schwer. Der alte Oberon-Wieland und Schiller bei seiner Uebersetzung des Virgil wußten wohl, was sie thaten, als sie die Stanze mit ganz souveräner Willkür vergewaltigten. Nur so ertragen wir diese feierliche, prunkvolle Monotonie, die etwas Einschläferndes hat. Will man diese liebenswürdige Dichtung in ihrem ganzen Zauber erkennen, so empfiehlt es sich jedenfalls, sie nicht auf einen Zug zu lesen, wie vielbeschäftigte Kritiker pflegen, sondern in kleineren Dosen zu genießen und öfter in stillen Stunden darauf zurückzukommen.

Die Verjüngung klassischer Formen hat auch der junge Dichter der am Eingang citirten Strophe versucht: Bruno Eelbo in seinen „Sonnigen Tagen“.*) Hier tritt ein neues frisches Talent auf. Hegel's ästhetischer Warnung zum Trotz versieht Eelbo nach dem Vorgange von Leuthold und Gottschall die sapphische Strophe mit Reimen:

Freund, was frommt das hastende wilde Streben —
Ewig rastlos, denkend an's dunkle Morgen,
Zieht dahin in brennender Qual der Sorgen
Flüchtig das Leben.
... Mögen Rosen wieder die Stirn umranken,
Gold'ner Liebe sollen die Saiten tönen,
Und empor in's ewige Reich des Schönen
Fliehn die Gedanken.

*) Leipzig, H. Haessel.

Aber seine Stärke sind nicht die antiken Maße, sondern das deutsche Lied. Jugend, Liebe, Wanderlust und Lebensfreude bilden seinen Grundstock an lyrischem Material. Er hat ein unverdorbenes, heiteres Dichtergemüth. Seine Lebensweisheit ist fröhlich, obwohl er auch das Leid der Welt erfahren und überdacht hat. In all seinen Gedichten leuchtet und glüht die Daseinslust, sein Liedling ist die Sonne, die fast in jedem Gedichte wiederkehrt; er spricht sogar von „sonnigen Losen“. Mit unverwüstlichem Gleichmuth charakterisirt und ironisirt er sich selbst: stolz, faul, unbescheiden, frei, nur reich an Liedern, ist sein Ideal der fahrende Schüler des Mittelalters, den er gern in unsere Zeit einführen möchte, wie er denn auch als Kuntigesell nach Rom gewandert und den berühmten Schluck aus der Fontana Trevi gethan. Jetzt jetzt in Weimar, wo die Dichter wild wachsen, weil „der Muse süßer Seelendust“ dort wie nirgendwo in der Luft liege.

Doch seit man in die Brunnen schaut
Und überall Kanäle baut
Zu Gas- und Wasserwerken,
Ist leider von dem heil'gen Geist,
Wie selbst wohl dieses Lied beweist,
Fast gar nichts mehr zu merken.

Auch die Ilmsee ist verschwunden und nur das graue Klageweib, das Tod, Krieg und Feuer verkündete, spukt noch, wenn auch nicht in der Geisterstunde, sondern am frühen Morgen bei unverbesserlichen Nachtschwärmern.

Es kam wohl oft im Sonnenschein
Das graue Weib zu mir herein
In meine stille Kammer,
Riß bei den Haaren mich empor
Und schrie mir schauerlich in's Ohr:
„O Jammer, Jammer, Jammer!“

Immer liebenswürdig, wo er seinem Humor die Zügel schießen läßt, bleibt er auch dort voll Maß und Geschmack. Da erzählte er einmal die Sage vom Stein zu Eisenach, auf den die Mädchen nur zu treten brauchen, wenn sie einen Mann haben wollen. Er wird sich aber wohl hüten, bemerkt er, seiner Liebsten den Stein zu verrathen, denn sonst wird sie seine Frau, und das kann dem eingefleischten Junggesellen offenbar nicht passen. Oder die Geschichte mit dem Pulverwurm und der hübschen freisinnigen Pointe gegen den Militarismus, der durch jenen bedroht wird. Als er aus der Fremde kommt, hat ihn nicht das Mutterauge zuerst gekannt, wie es in einem bekannten Liede heißt, auch nicht sein Freund, ebenso wenig das Liebchen, wohl aber sein Schneider, dem er noch Geld schuldet, denn „nur der kann auf Erden nicht ganz vergessen werden, der noch was zu zahlen hat“.

Auch Eelbo ist ein Virtuose der Form, die bei ihm nicht bloß rein, sondern auch leicht und graziös ist. Dieses Freie, anscheinend Improvisatorische gibt seinen Versen einen eigenen Reiz. Noch höher stellen wir die Schlichtheit seiner Empfindung, seine Knappheit im Ausdruck. Nie kokettirt er mit Weltschmerz und anderen Gefühlen, die er nicht empfindet, und bietet nirgend Phrasen statt Empfindungen.

Wieder, Göttin, blickst du unter Rosen
Heiß mich an.
Schone mein, es blüht die Herbstzeitlosen
Leis heran.
Durch die gold'nen Locken Silberranken
Webt die Zeit,
In die Stirn die Runen der Gedanken
Gräbt das Leid.
Ach, das Haupt, das sorgenvolle, arme
Ward wohl alt,
Aber nimmer wird das Herz, das warme,
Hart und kalt.

Trefflich weiß er sich in die Seelen Anderer zu versenken. Die Liebeslieder eines jungen Maurergesellen und vor Allem die keuschen, innigen, feurigen Mädchenlieder bieten viel Ansprechendes.

Digitized by Google

Oft wenn ich still in deine Augen seh,
In diese dunklen, räthselvollen, reinen,
Wird mir so seltsam ahnungsbang und weh:
Wie werden sie es tragen, einst zu weinen?
... Wie Aeolsharfenlied im weichen Wind
Erklingen leise deines Herzens Saiten,
Wie wirst du es ertragen, armes Kind,
Wenn über sie des Sturmes Finger gleiten?

Auch den Ton der Romanze und Ballade trifft er mit Glück. Eine alte und täglich neue Geschichte endet mit den Versen:

Es fallen die Blätter, sie rauschen im Wind,
Am Brunnen steht wieder ein einsames Kind.
Der Krug und das Herze gefüllt alle beid:
Der Eine voll Wasser, das andre voll Leid.
Das Krüglein quillt über, das ist noch gesund;
Sie kann nicht mehr weinen seit jener Stund,
Wo sie ihm gebaut ihre bittere Noth,
Und er ihr sein Geld für die Schande bot.
... Die Blätter fliegen — der Brunnen rauscht;
Sie blickt in die Fluthen und lauscht und lauscht:
„Der See ist so tief und du bist so müd' —"
Du armes Mädchen, daß Gott dich behüt'!

Wir können von Bruno Celbo noch viel Schönes erwarten, denn sein Erstling verspricht noch manche reife Furcht.

Auch ein Schiller-Biograph.

(Otto Brahm.)

Von H. Düntzer.

(Schluß.)

Von der Unreife und Leichtfertigkeit der Arbeit mögen noch einige herausgegriffene Beispiele zeugen. S. 14 werden die „Oekonomischen Beiträge zur Beförderung des bürgerlichen Wohlstandes" von Schiller's Vater als „ein weitausschauendes Werk" bezeichnet, von dem nur der erste Band erschienen sei. Aber sie kamen als einzelne Stücke heraus, wovon drei geliefert wurden. Trotzdem zieht die Lebensbeschreibung des Dichters den Vergleich: „Gerade wie so manche groß angelegte Projecte des Sohnes, wissenschaftliche und dichterische Arbeiten, im ersten Bande stecken bleiben." So werden Vater und Sohn unter Brahm's Brille zu Projectenmachern! Wenn Schiller den „Geisterseher" nicht vollendete, wenn er den später geplanten zweiten Theil der „Räuber" nicht vollendete, wenn er zahlreiche dramatische Entwürfe nicht ausführte, so wissen wir, weßhalb dies geschah. Es gehört eine seltsame Vergleichungssucht dazu, dies damit in Verbindung zu bringen, daß jene „Beiträge" mit dem dritten Stücke schlossen. Von ähnlicher Art ist es, wenn zur trockenen Hausandacht des Vaters die geradezu tolle Bemerkung gemacht wird (S. 19): „Wie häufig in der Geschichte der deutschen Literatur, scheint auch hier Religion den Boden zuerst gelockert zu haben, auf dem Poesie dann erwachsen konnte." An solchen richtigen Aussprüchen ist das Buch reich. Nach S. 21 soll es ungewiß sein, wann der Vater sich wieder mit seiner Familie vereinigt habe, während ein Verständiger zweifeln kann, daß dies zur Zeit geschah, wo das Regiment des Hauptmanns Schiller sein festes Standquartier in Ludwigsburg erhielt. Schon Hoffmeister hatte auf das Predigen des Knaben ein ungehöriges Gewicht gelegt. Brahm geht natürlich weiter; er schließt daraus, daß der junge Prediger sich Zuhörer wünschte, wenn auch leere Stühle sie vertreten mußten, dieser habe „auf die um ihn herum wirken, lehren und bethren wollen". Wer kann sich des Lächelns über eine solche biographische Destillation enthalten! Gleich darauf heißt es: „Aus solchen Stimmungen erwuchs dem Knaben, der an Luther's Geburtstag zur Welt gekommen, der Vorsatz, sein Leben der Theologie zu widmen." Der gute Fritz wußte so wenig, was Theologie sei, als daß er an demselben Jahrestage mit Luther geboren worden. Sein Vater hatte ihm gesagt, er müsse geistlich werden, wozu ihn selbst der frühe Tod seines Vaters nicht hatte gelangen lassen. Diese Bestimmung wurde dem willenlosen Knaben erst dann lieb, als er in Moser ein würdiges Beispiel eines Pfarrers fand. Wenn S. 47 als Ergebniß der vorangegangenen Darstellung der Kinderjahre „das Bild einer organischen stetigen Entwickelung, welche Keime reicher Möglichkeiten, mannigfache Ansätze eigenartiger Entwickelung in sich trägt", verkündigt wird, so sind dies eben nur hohle Redensarten. Wie leichtfertig er mit der Ueberlieferung umspringt, zeigt S. 185, wo von dem „Versuche eines Nichtstudirten", den Schiller unter Scharffenstein's Chiffre erscheinen ließ, keck behauptet wird, die Ausführung müsse Schiller's Werk sein, weil — nun weil Brahm darin eine Ahnung desselben von seinem kommenden Schicksal und das Gefühl seiner geschichtlichen Sendung erblicken will. So macht man Geschichte! Nach des Herzogs Verbot, Komödien zu schreiben, heißt es: „Schiller sah das Loos der Schubart und Moser vor sich; nicht umsonst war in der Asperger Straße mit dem Blick auf die Zwingburg Karl's der Knabe aufgewachsen." Brahm scheut sich nicht, diesen Blick des Knaben mit dem Entschluß des verzweifelnden Dichters, „zu scheiden um jeden Preis", in Verbindung zu bringen. Nicht die Furcht vor dem Kerker, sondern der unwiderstehliche dichterische Drang trieb Schiller aus der Heimath. Aus einem undatirten Briefe an Dalberg ersehen wir, daß der Theaterintendant dem von ihm angestellten Dichter durch den Theaterarzt Mai sagen ließ, es scheine ihm räthlich, daß er zu seinem Fache, der Medicin, zurückkehre. Wer das Verhältniß zwischen beiden erwägt, muß es für unmöglich halten, daß Dalberg plump, ohne äußere Veranlassung, damit herausgekommen. Eine solche findet sich nun in Schiller's Briefe vom 24. August, wo er schreibt, über den bei ihm feststehenden Entschluß, Mediciner zu werden, müsse er mit Dalberg noch dessen Rückkehr sprechen. Dieser ließ ihm durch Mai sofort sagen, er billige den Entschluß. Daraus ergibt sich denn die Zeit des Briefes. Was Brahm dagegen bemerkt, schwindet bei einfichtiger Betrachtung. Seine eigene Verlegung in den Juli, in die Zeit, ehe sich Dalberg über Schiller's Antrag, eine Dramaturgie zu schreiben, erklärt hatte, erweist sich als baare Unmöglichkeit.

Von der trödelhaften Art, wie Brahm seinen „Schiller" aufputzt, nur ein paar Beispiele. Nicht umsonst hat er Schiller's Heimath besucht. Der Leser muß sich seine Belehrung des Marbacher Brunnen-Roland gefallen lassen. Man höre! „Diese Gestalt nun sieht herab auf die belebten Gruppen wasserschöpfender Marbacherinnen, die, nach ergiebigem Brunnengespräch, das Gefäß auf dem Haupte, langsam wieder heimkehren. Steif steht er auf dem sprudelnden Postament mit seiner Keule und dem Wappenschilde; der grotesque Bart fällt bis auf die Brust herab und freundlich ist es anzusehen, wie weiße Tauben um ihn sich herumtummeln, während etwa eine auf dem Haupte des steinernen Mannes Posten faßt und unten Pferde zur Tränke ziehen, von Marbachs Jugend lärmend geleitet." Es fehlt nur noch, daß der Schillerverfasser durch einen herzhaften Trunk am Marbacher Brunnen sich gestärkt hätte. Doch nein! „Gleich daneben eröffnet sich die Bäckerstube mit Weinschank, und überall, geht man durch den Ort, bietet erwünschte Gelegenheit sich dar, die Art von Marbachs Trauben zu erprüfen." Mit solchen, im Secundanerstil erzählten Dingen glaubt Brahm den gebuldigen Leser unterhalten zu dürfen, während er anderswo manches Bedeutende übergangen hat, z. B. beim Bauerbacher Aufenthalt. Nicht der Marbacher Roland hat es Schiller angethan, sondern das schwäbisches Blut in seinen Adern floß, war für ihn bedeutend; davon schweigt der neue Lebensbeschreiber. Dagegen wird der Calvarienberg bei Gmünd mit seinen Stationen bis zu den alten Frauen mit „derben" Brillen, den „schuldbewußten" jungen Büßerinnen, welche Rosenkränze tragen, und den rohen Bildern des bitteren Leidens des Heilandes in fast ekler Weise beschrieben. Dem Knaben sollen hier „die Glaubensformen der Katholiken in greller Deutlichkeit entgegengetreten" sein. Davon,

Digitized by Google

daß die frommen Wallfahrenden und Stationen bei aller Kunstlosigkeit einen rührend ergreifenden Eindruck auf denselben gemacht, hat er keine Ahnung. Höchst ergötzlich ist Brahm, wenn er Goethe zur Vergleichung heranzieht. Der Entschluß des Räubers Moor, als Opfer den beleidigten Gesetze zu fallen, erinnert ihn an die „freilich scheinbar conträre Dichtung der Iphigenie“, da diese zu den Göttern flehe: „Verherrlichet durch mich die Wahrheit!“ Rechnet er auf Leser, welche so etwas geistreich finden könnten? S. 287 heißt es: „Margaretha Schwan war für Schiller etwa, was Lili für Goethe“; wechselnd habe sie ihn angezogen und zurückgestoßen, als Meisterin in der Kunst zu gefallen ihn in Liebesqual gefesselt. An den unendlichen Zauber, den Goethe, der bewunderte Dichter, mit seinem hinreißenden Wesen geübt, denkt er ebensowenig als an Lili's herzinnige Liebe. Uebrigens folgt Brahm hier den nichts weniger als zuverlässigen späteren Berichten von Margaretheus Schwester. Von den Schulden, die Schiller seit dem Selbstverlag der „Räuber“ gemacht, heißt es (S. 337): „Sein phantasievolles Berechnen zukünftiger Möglichkeiten, sein sanguinisches Plänemachen im Stile des Vetter Schiller hatte noch gesteigert, was sein unpraktischer Sinn und die Unqunst der Verhältnisse begonnen hatten“, ja daß er sich in Mannheim anständig einrichtete, wird ihm als Verbrechen angerechnet. Nicht leeres Projectemachen, das Brahm mit besonderer Lust ihm von seinem Vetter aufhalsen will, trieb Schiller, die Noth ließ ihn zu allen Mitteln greifen, die sich ihm darboten, wenn sie auch mit augenblicklich ausbessen konnten, doch er hoffte immer auf sein gutes Glück, und seine Hoffnung hat ihn nicht betrogen.

Auf die Eigenheiten von Brahm's Sprache gehen wir nicht ein, möchten nur noch einen kleinen Kranz aus den Wunderblumen seines Redegartens flechten. Mit Staunen lesen wir S. 24: „Der Ungehorene schon im Lager von Ludwigsburg vernimmt den kriegerischen Klang der Waffen.“ S. 36: „Gerade weil hier der Wandel (der Erziehung) plötzlich eintrat, war die Wirkung um so unmittelbarer.“ Natürlich, wenn jede Uebertreibung „schallende Folgen“ hatte, nach Brahm's geistreichem Ausdruck, war die Wirkung unmittelbar, die warend aber dadurch nicht unmittelbarer, daß den Kindern die Strenge des Vaters nach der Milde der Mutter ungewohnt war. Die Folge war, daß sie den Vater fürchteten, die Mutter liebten. S. 89: „Im Herbst 1797 schreibt Schiller einmal an Goethe: „Dies ist das Balladenjahr und das nächste hat schon ziemlich den Anschein, das Liederjahr zu werden.« Man kann nach diesem Vorgange das Jahr, welches von Ende 1779 bis Ende 1780 läuft, das Räuberjahr nennen.“ Welch' ein großes, glücklich belegtes Wort! S. 111: „Es ist ein Vorrecht des Genius, sein Wort zu rechter Stunde zu reden.“ Leider ist es nicht immer der Fall, daß der Genius durchschlagende Anerkennung findet und durch solche gefördert wird. Wenn ein Beurtheiler der „Räuber“ Schiller den deutschen Shakespeare nannte, so fehlte noch sehr viel, daß dies Urtheil allgemein war, und schon vor acht Jahren hatte Goethe diesen Ehrennamen erhalten; auch war man mit solchen Benamsungen von alten und auswärtigen Dichtern in Deutschland sehr freigebig. Wie aber schildert uns Brahm Schiller als deutschen Shakespeare! „Vor sich fand er eine Fülle der Erzeugnisse, die Ideen sind ausgesprochen, die Motive gefunden, nur aufzugreifen hat der jüngste Stürmer, nur zusammenzufassen all' das Vereinzelte, Zerstreute, zauhaft Halbe!“ Also bloß zusammenzufassen wäre der Beruf eines deutschen Shakespeare gewesen! S. 168 lesen wir: „Rheinischer Most“, so hieß nicht ohne Grund eine (zu Frankfurt) erschienene kraftgenialische Sammelschrift: am Rhein, am Rhein, da wuchsen diese Reben.“ O weiser Daniel! S. 323: „Solche Augenblicke, in welchen das ausgeregte Gefühl eines bedeutenden Menschen sich ganz unverhohlen und natürlich äußert, sollte man durch eine treue Zeichnung (ein Augenblicksphotography genügt nicht!) festhalten können; dies würde einen Charakter leichter durchschauen lassen, als in Worten zu beschreiben möglich ist.“ Welche Bescheidenheit! Von Brahm selbst vernehmen wir, daß er als Student (er verrath uns nicht, in welchen Jahren) „ein Schillerhasser“ gewesen. Wenn er hinzufügt, er glaube, diese Anschauung sei für unsere Tage typisch, so ist dies glücklicher Weise eine große Täuschung. Wie könnte ein unverdorbenes Jünglingsherz den edlen Ringer bei seinem warmen Freiheits-, Rechts- und Wahrheitsgefühle und seinem schwungvollen Dichtergeiste hassen! Wer dies einmal in seiner Jugend vermocht, der ist sicher nicht der rechte Mann, die Welt über Schiller zu erleuchten.

Feuilleton.

Wiedergeboren.

Novelle von Alexander Römer.

(Fortsetzung.)

Es war ein altes Haus, im Mittelpunkte der Stadt gelegen, in welchem Wolters sein Colonialwaarengeschäft eingerichtet. Es reugten sich hier mehrere enge Straßen, nur einen schmalen Streifen Himmel erblickte man aus den Häusergiebeln. Diese Stockwerk boch thürmte sich der alte Giebelbau, mit engen, dunklen Corridoren und noch finsterneren Treppen im Innern. Im Erdgeschosse befanden sich die Waarenräume und der Laden, es duftete dort nicht nach den Wohlgerüchen Arabiens, aber das sehr gut gelegene Lokal war meist von Käufern und regelmäßigen Kunden gefüllt, welche prompt von den Ladenhelfern in den fertigängenden Schürzen bedient wurden. In dem kleinen engen Comptoire daneben war man gewohnt, den Besitzer Tag auf Tag ein über seinen Büchern gebückt sitzen zu sehen, wenn er nicht im Laden selbst die Aufsicht führte. Doch ging regelmäßig wie ein Uhrwerk, auch für den Sonntag gab es nur wenig Freistunden.

Der erste Stock war vermiethet, im zweiten hauste Frau Marie und wohnte treu mit Hilfe einer Magd ihrer Obliegenheiten. Wolters hatte recht gethan, auch ihr Tagewerk war Mühe und Arbeit von früh bis spät.

Die Einrichtung oben in den niedrigen Räumen war spießbürgerlich, ihren Gewohnheiten und Bedürfnissen entsprechend. Eine Pupstube hielt sie für unerlästlich, in dem Wohngemach behalf man sich.

Frau Marie deckte eben den Mittagstisch, es gab heute am Sonntag ein reines Tischtuch, das herrlichste, aber nun seiertäglich war. Sie summte ein Liedchen dabei und hatte ihr neues Sonntagskleid angezogen von recht fleißem geblümtem Perkal. Mit den Eltern, den ehrsamen Hutmachersleuten und noch ein paar Gefreunden war sie heute Nachmittag ein Ausflug gepiant, eine seltene und willkommene Erquickung. Am Werktag gab es kein Ruhestündchen, kaum eins zum Ausnausch zwischen den Edelmeten.

Wolters trat ein und legte seinen Hut auf die Kommode, die unter dem Spiegel stand, zwischen die singenden Muscheln und das aufgeklebte Schiff. Er hatte einer Sitzung im kaufmännischen Verein beigewohnt, die heute in die Sonntagsmorgenstunde verlegt worden war. Da war ihm Ernst Rothart begegnet und hatte seinen und seiner Schwester Besuch für den Nachmittag angekündigt.

„Wir müssen pünctis essen, weil wir um drei Uhr mit der Pferdebahn hinaus wollen,“ sagte Frau Marie.

Er blickte zerstreut auf. „Wie?“ fragte er, „ach so! die Verabredung mit den Eltern hatte ich ganz vergessen. Gertrud Rothart und ihr Bruder werden heute Nachmittag kommen. Ich sage Dir schon, sie wünscht Dich kennen zu lernen.“

Frau Marie war purpurroth geworden und sah ihren Gatten erschrocken an. In ihren Augen standen Thränen. „Ach!“ rief sie, „aber das geht doch nicht, ich habe mich so sehr auf den Ausflug gefreut, das Wetter ist schön, ich will das kleine Lenchen mitnehmen, wie konnest Du das vergessen.“

Eine peinliche Wolke flog über Wolters Stirn. Er kannte seine gute Marie. Sie war ausdauernd willig in ihrem Alltagsberuf, plackte sich ohne Murren, aber wo es galt ein mit ihrer Sippe geplantes Vergnügen aufzugeben, da gab es schweren Kampf.

„Es thut mir wirklich leid,“ sagte er, „aber ich kann es jetzt nicht ändern. Ich sagte Ernst Rothart, daß er uns zu Hause finden würde. Sieh! es sind meine alten Freunde, ich habe sonst keine. Die Zeiten haben wir immer, diese sind nur vorübergehende Gäste, ich denke, es freut Dich doch auch sie zu begrüßen.“

Frau Marie klapperte verrätherisch mit den Tellern, ein tiefer Schmollwinkel lag um den Mund. Sie schwieg, aber er wußte, was dieses Schweigen bedeutete. Es hatte ihn früher nie tief berührt, sein Kopf war erfüllt von anderen Sorgen, zu Debatten zwischen ihnen war nie Zeit gewesen, und sein Grundsatz war: ein Jeder muß sich allein wieder zurecht finden. Heute verwelte er länger bei der Sache, sie war ihm unangenehm. Er hätte gewünscht, daß seine Marie freundlich und in ihrer natürlichen Gutherzigkeit den Fremden entgegen getreten wäre, bei dieser Idee grwahlten Zeit nun war mancherlei zu besürchten. Vielleicht war ihre Natur nicht.

Man ging schweigsam zu Tisch. Wolters führte die gewöhnliche, trockene, ziemlich unfreundige Unterhaltung mit den jungen Leuten, welche

Digitized by Google

heute auch so hastig als möglich ihre Bissen hinunterschluckten, um in's Freie zu kommen. Ihm gingen dabei verwunderliche Gedanken durch den Kopf. Er grübelte über die Natur und die inneren seelischen Eigenschaften seiner Frau, er kam sich plötzlich wie ein Hellseher vor, er hatte früher nie darüber nachgedacht. Wie dumpf und stumpf lebte er doch eigentlich dahin.

Am Nachmittag kamen Gertrud und ihr Bruder. Marie hatte ihre bitteren Thränen hinuntergeschluckt, aber ein tiefes Grollen war in ihrer Seele. Sie beleuchtete die Dinge von ihrem Standpunkt aus und fand, daß ihr ein schreiendes Unrecht widerfuhr, und da sie kein reflectirender Geist war, sondern vorherrschend nach Impulsen und Instinkten handelte, so verwechselte sie die Ursachen. Diese Fremde, diese Gertrud verdarb ihr den Nachmittag.

Gertrud stand in der Putzstube. War sie so groß und leuchtete ihr Kleid so, sie erhob sich doch nicht über die normale Statur, und ihr Sommerkleid hatte gedämpfte Farben, aber in der kleinen niedrigen Stube verschwand Alles neben ihrer Erscheinung. Es war wie ein blendender Lichtstrom, der von ihr ausging. Sie hielt Frau Mariens Hände und neigte sich zu ihr herab, die herzgewinnendste Güte strahlte aus ihrem Gesicht.

Das kleine Lenchen hing sich an den Rock der Mutter. Es war Mariens Art, das Kind immer zuerst figuriren zu lassen. Die Kleine zappelte und watschelte und war es gewohnt, die Aufmerksamkeit der Mutter ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen. Frau Marie überhörte darüber alle die freundlichen Worte aus Gertrud's Munde. Sie beschwichtigte und tuschelte mit dem Kinde, und es gab eine disharmonische zerfahrene Scene. Man setzte sich und Gertrud nahm einen neuen Anlauf.

„Ist mein Lenchen nicht süß?“ sagte Frau Marie.

Gertrud lächelte; sie konnte sich nicht helfen, es kam ihr so komisch vor, daß eine Mutter bei einer ersten Begegnung mit einer Fremden keinen anderen Impuls hat, als ihr eigen Fleisch und Blut zu preisen. Sie liebte die Kinder und beschäftigte sich gern mit ihnen, zu gelegener Zeit, aber —

Das Lenchen, welches wenig an fremde Gesichter gewöhnt war und der dieses vielleicht einen besonders fremden Eindruck machte, stand im Begriffe ein ohrbetäubendes Concert zu veranstalten und steckte das Köpfchen weg und umklammerte den Hals der Mutter.

„So gib doch das Kind in die Obhut des Mädchens,“ sagte Wolters unwillig.

Um die Mundwinkel der Mutter zuckte es eben so verrätherisch, wie um die des Kindes. „Die Dame mag Dich nicht leiden,“ sagte sie ein wenig spitz.

Das Concert brach los und Wolters faßte das Kind und beförderte es in die Nebenstube. Die Unterhaltung stockte. Gertrud hatte plötzlich ein Gefühl, als ob die Quelle ihrer Gedanken versiege, sie wußte wirklich nichts zu sagen.

Marie, durch eine tiefe Falte auf der Stirn des Gatten eingeschüchtert, wurde redselig, aber es war nicht das natürliche Element, das ihr über die Lippen floß, sondern ein krauses, trauriges, verworrenes Gemengsel, an das sich kein geordneter Faden knüpfen ließ. Man saß ziemlich schweigsam daneben, auf Wolters' Antlitz hatte sich ein ihm sonst fremder Zug gelagert, der eines bitteren Sarkasmus.

Gertrud ward es heiß und schwül. „Möchten Sie nicht mit uns nach Blankenese fahren,“ sagte sie, „der Tag ist schön — und —“

„Ich muß schön danken, ich gehe nie ohne meine Kleine,“ sagte Frau Marie schnell, „auch hatte ich eine Verabredung mit den Eltern —“

„Die wir gestört,“ unterbrach Gertrud bedauernd, „warum sagten Sie uns das nicht gleich.“ Sie erhob sich. Ihr Bruder sprach halblaut mit Wolters.

„Rudolf kommt mit uns,“ sagte er, „wenn Frau Wolters doch schon engagirt ist —“

„Ja bitte, bitte, genire Dich doch nicht, Mann, die Eltern werden sich freilich wundern —“

„Ihr werdet schon ohne mich fertig werden,“ meinte Rudolf trocken. „Es ist nicht mehr lange, daß ich Euch haben kann,“ setzte er, zu dem Freund gewendet, hinzu, „es ist mir nicht zu verargen, wenn ich solche seltene Augenblicke im Leben auszukosten wünsche.“

Gertrud schaute vor sich hin. Es wunderte sie, daß Wolters allein mit ihnen ging, sichtlich gegen den Wunsch seiner Gattin, und sie fand es doch so natürlich. Ihr Herz war beklommen und ahnungsschwer.

Es war viel Volk draußen. Der Sonntag paßte schlecht zu Ausflügen, die bessere Gesellschaft hielt sich dann fern, aber Rudolf hätte ja an einem Werktag nicht hinaus gekonnt. Sie mietheten ein Boot und trieben langsam auf der Elbe umher. Anfangs klangen die peinlichen Eindrücke aus der vorhergegangenen Scene noch nach, allmählich befreiten sich die Gemüther.

Die Unterhaltung drehte sich zuerst nur um die Vergangenheit. Aus jenen versunkenen Tagen stieg ja der einzige Glanz empor, der in dieses verkümmerte Leben hineingeleuchtet. Dann kam man auf die nationale Erhebung, auf die Sache der Herzogthümer. Das war ein Gegenstand, der die Drei gleich erwärmte.

„Du behauptest, für nichts mehr Sinn und Gedanken zu haben, als einzig für das Geschäft,“ sagte Gertrud zu Wolters, „und Deine Augen glänzen, Deine ganze Physiognomie belebt sich, sowie Du von unserem erwachenden Deutschthum sprichst.“

„Es ist möglich,“ meinte er, „daß diese gewaltige Strömung auch mich ein Bischen aus dem Sumpf aufgerüttelt, eine noch nicht ganz erstorbene Seite geweckt hat, aber was hilft es, mir ist doch kein Thatenfeld darin beschieden. Immerhin ist es eine Erfrischung.“

„Todt ist in Dir nichts von dem, was früher gelebt hat,“ sagte Gertrud sinnend, „nur niedergehalten, verkümmert — Du bedarfst der Anregung.“

„Die auf meiner Straße nicht zu finden,“ ergänzte er.

„Es gilt, sie zu suchen.“

„Weißt Du wohl, daß Dein Gemüth schon hoffnungsfreudiger geworden,“ bemerkte Ernst Rothart, „Deine Auslassungen über unsere Sache neulich klangen viel unkenhafter, als Deine heutigen — es fiel mir auf.“

Wolters lächelte. „Das ist wohl Euer Werk,“ meinte er. „Es sind wirklich viel alte, vergessene Dinge durch meinen Kopf gezogen in den jüngsten Tagen, und ein Hauch von Eurem Hoffnungsenthusiasmus wehte mich an. Ich spüre den Ansteckungsstoff. Aber der Boden in mir dafür ist verdorrt, ich war zu lange in der wasserlosen Wüste. Und dann, was die Herzogthümer betrifft, so werdet Ihr sehen, es geht dem kleinen Volksstamm wie dem Einzelnen. Der macht auch wohl von Zeit zu Zeit einen Anlauf wider das Schicksal, stemmt in wiederholten Versuchen seine ganze Kraft dagegen, bis diese — die schwache, erbärmliche Menschenkraft — verbraucht ist und er zurücksinken muß. Dann ist der neue Anfang um so schwerer.“

„Nein! nein! und tausendmal nein!“ rief Gertrud, „die Kraft des rechten, echten Menschen, die Kraft einer großen Seele verbraucht sich nicht, sie stählt sich im Kampf. Nur den Glauben an sie muß man behalten. Nur wo nichts ist, wo der Grund hohl ist, da läßt sich nicht schöpfen, aber wo die Adern nur unterbunden sind — hier, um uns, wie viel Mark, wieviel Reichthum ist da vorhanden, und in Dir — verzeihe, verzeihe mir, ich kehre immer zu Dir, zu dem Einzelnen zurück —.“ Sie schwieg, sie war tief bewegt. Eine brennende Sehnsucht war in ihr, diesen feinen Geist wieder zu wecken, jenen feurigen Jünglingsgeist, der die Welt zu erobern sich getraute. Da tauchte Frau Mariens Bild wie ein Gespenst vor ihr auf. Sie — sie war der Riegel vor seinen Kerkerwänden. Sie sah mit verzweiflungsvollen Mitleid zu ihm hinüber.

Aber auf seinem Angesicht lag in diesem Augenblick ein leuchtender Schein, wie sie ihn noch nicht darauf gesehen. Er hatte die Ruder ergriffen und tauchte sie mit kräftigem Arm in die Fluth, seine Gestalt reckte sich, und die Zunge war ihm gelöst. Das lange Vergessene stieg ihm herauf — die Räthselfragen, über denen er einst gebrütet, die Probleme, welche ihn angelockt, die Wissensquellen, an denen er mit durstigen Lippen getrunken. Heimlich, sich den nächtlichen Schlummer abkargend, hatte er anfangs noch genascht an den für ihn verbotenen Früchten, bis sein Körper darunter erlag und gebieterisch sein Recht verlangte. Nach und nach hatte sein Geist sich bescheiden gelernt.

„Mitunter war ich noch im Traume an den alten Stätten, und das helle Licht jener Tage umfing mich,“ sagte er, „bis ich emporfuhr beim Tagesgrauen in der gewohnten Leere.“

Es war wie ein Rausch, wie ein Fieber, das auf einmal über ihn gekommen. Seine Wangen waren geröthet, wie die des Trinkers beim Festgelage, und seine Lippen waren doch trocken und heiß im brennenden Durste. Heute war er es, der Gertrud mit fortriß.

Sie saß mit großen schwimmenden Augen ihm gegenüber, in einem gewaltigen Staunen. Ha! seine Seele lebte noch, jene königliche, kühne, stolze Seele, zu der sie einst mit ihrem Kinderherzen aufgeschaut.

Jetzt platzte Rede und Gegenrede schlagfertig auf einander.

„Erinnerst Du Dich noch, als ich anfing, mich mit mystischen Grübeleien zu quälen, und Du mir zurecht halfst?“ sagte sie.

„Gewiß! es war die Lehre der Alten von der Seelenwanderung, die Dich beschäftigte, wir debattirten über die Lessing'sche Theorie in seiner »Erziehung des Menschengeschlechtes«. Du wolltest wissen, wessen Seele in mir stecke, die ich zu weiterer Entwickelung erlösen solle. Zu weiterer Entwickelung — ich! ach! jene Tage! jene Tage!“

„Es war schwer zu sagen, wessen Seele Du beherbergtest,“ warf Ernst lachend ein, „Dein Geist war vielseitig. Ich hielt mich an Deine Sterngunderei und Dein Experimentiren, und sagte: irgend ein über halben Erkenntnissen stecken gebliebener Astronom, aus dem Du einen Newton herausleben solltest; Gertrud wollte den Dichterheroen in Dir finden, und forderte, daß Du ein verkanntes Genie zu Ehren brächtest.“

„Es ist anders gekommen, wie es immer anders kommt, als wir Menschen denken,“ sagte Gertrud seufzend. „Aber mein Denken haftet noch heute an diesen Problemen. Haben wir denn nicht Alle in der Jugend ein brennendes Sehnen, Thaten zu thun? scheint uns da nicht das Größte und Höchste erreichbar? der Gott in uns wird wach, und wir spüren den Hauch seiner Allmacht. Aber ein Menschenleben ist zu kurz, und um den Gott in uns zu erlösen, dazu bedarf es mehr, als innerhalb der engen Grenzen zu erreichen ist. So laßt uns denken, daß wir streben für die noch uns Kommenden — vielleicht werden wir dann nicht so leicht muthlos und müde.“

Wolters Augen hingen wie gebannt an ihren lebendigen Zügen. „Ja, wer noch Deinen Muth und Glauben hätte,“ sagte er.

Es war spät, schon weit über die gewohnte Bürgerzeit, die von dem ehrsamen Wolters so streng inne gehalten wurde bisher. Die Sterne an dem dunklen Nachthimmel blinkten strahlend hell. Er aber taumelte heute Abend durch die Straßen, wie ein Trunkener. Wer ihm begegnete, mußte glauben, er habe sich ein Räuschchen gezeugt. In seinem Hirn war Wirbelsturm, die nüchterne Philisterei war gewaltsam hinausgetrieben, durch eine plötzliche Revolution. Mein Gott! was war ihm denn! es konnte so ja gar nicht weiter gehen. Er stand unten an der Mauer seines Hauses still und stemmte seinen breiten Rücken dagegen; er trocknete den Schweiß von seiner Stirn. War er es denn noch? Er, der Mann, der hier wohnte und seinen Krämerladen hier hielt, seinen Kaffee und Zucker den Kunden abwog, rechnete und arbeitete im Schweiße seines Angesichtes Tag für Tag? und dort oben sein junges einfältiges, jetzt schmollendes Weib und

Digitized by Google

sein Kind — und da unten im Kahne neben ihr hatte er sich in andere Welten geschwungen. „Besinne Dich, nüchtern Blut, Du Verwegener," murmelte er für sich, während seine Hände zitterten, es packt dich ja ganz sonderbar. Du hast einen Besuch gemacht bei den Göttern und an ihrer Festtafel geschwelgt. Unglückseliger! Du, der in das Dunkel und die Niedrigkeit zurück mußte."

Er wartete noch ein Weilchen, bis er den Schlüssel in die Hausthür steckte, und tappte dann leise und vorsichtig die finsteren krummen Stiegen hinauf.

Oben im ehelichen Schlafgemache war Frau Marie noch wach. Ihre Thränen waren nun ungestaut geflossen, sie hatte das Lenchen mit ihrem Schluchzen in Schlaf gewiegt. Diese hochmüthige Fremde, die so von ungefähr hereinwehte und Alles umstieß und verschob — es war himmelschreiend. Sie hatte lange die Eltern nicht gefunden draußen in dem Gewühle, weil sie so spät gekommen war, und dann hatten diese sich sehr gewundert, daß sie allein kam, ohne den Mann.

Rudolf Wolters saß auf dem Bettrande und streichelte besänftigend seines Weibes Wangen. Er kam heute mit einem Rausch nach Hause, wenn auch nicht vom Weine. Der Geist, welcher ihm zu Kopfe gestiegen, war schlimmer, und fest, unlöslich waren die Bande, die ihn umschlangen. Warum konnte er seinem Weibe nicht von dem sprechen, was ihn bewegte? es war doch nichts Unreines. Weil sie ihn nicht verstehen konnte. Seltsam, noch niemals in den drei Jahren seiner Ehe war er in den Fall gekommen, ein Verständniß für irgend etwas, das ihn beschäftigte, bei ihr zu suchen.

* * *

Es war gegen Ende des August. Gertrud saß im Hereinbrechen der Abenddämmerung auf dem Balcon im Hause ihrer Verwandten. Eben war ein Regiment preußischer Truppen vorübergezogen mit klingendem Spiel. Der Waffenstillstand von Malmö war geschlossen, die Zeitung, in der Dahlmann's kernige Rede in Frankfurt verzeichnet stand, lag auf Gertrud's Schooß, in schmerzlicher Bewegung blickte sie den zurückgehenden Truppen nach. Auch ihre Koffer standen gepackt, es war der letzte Abend ihres Aufenthaltes hier, morgen ging sie nach Berlin zurück, wo sie sich an der Seite des Bruders ein Heim gegründet. Sie fühlte sich niedergedrückt und matt, matt an Geist und Gliedern. Sie war solchen Zustand nicht gewohnt, ihr kräftiger Körper kannte nicht leicht Ermüdung, und wenn einmal, war ihr die Ruhe dann Genuß. Jetzt vermißte sie ihre viel gerühmte, unverwüstliche Frische. Schwere Schicksalsschläge hatte sie noch kaum erfahren, außer dem Tode der Eltern. Aber so schmerzlich und tief derselbe auch ihr Leben berührt, ihr war ihr Lebensmuth nicht abhanden gekommen damals. Der Bruder, mit dem innige Herzensharmonie sie verband, war ihr geblieben; geordnete, sorgenfreie Verhältnisse, treue warme Freunde hatten ihr über die schweren Verluste hinweggeholfen. Daneben besaß sie das richtige Maß von Selbstbewußtsein und Sicherheit, um sich das Dasein reich und angenehm zu gestalten, sie fühlte sich frei und unabhängig in ihrem Thun und Wollen — was bedeutete denn jetzt dieses Bedrücktsein?

Sie empfand im Allgemeinen tief und lebhaft, ihre Gefühlsäußerungen waren schon energischer, als die der meisten anderen Menschen, war es denn wirklich, wie ihr Bruder behauptete, das Mitgefühl für ein fremdes Schicksal, das ihr die ganze Seele matt setzte? Ihrem eigenen klaren, verständigen Sinne dünkte das Uebertreibung. Und doch — der Bruder hatte Recht, es war Rudolf Wolters, des Jugendgespielen Loos, was ihr das schöne harmonische Gleichgewicht störte. Nicht die bedenkliche Lage der Herzogthümer, dieser schmähliche Waffenstillstand, die noch immer drohenden politischen Verhältnisse, wie sie sich selber einzureden strebte.

Sie war in diesen letzten Monaten häufiger mit Rudolf zusammengekommen, sie selbst hatte die Gelegenheiten gesucht, weil sie es gewahrte, welch' einen Aufschwung sein Wesen dann jedesmal nahm. Es waren köstliche Feststunden für seine arme verschmachtende Seele, die dann für eine kurze Weile ihre Ketten abstreifte. Ernst hatte mitunter gemeint, es sei dem in ein unzerreißbares Joch gespannten Freunde kaum gut, wenn er so weite Blicke hinaus that. Aber Ernst wußte Manches nicht, was sie wußte, daß Rudolf auch ohne ihr Zuthun diese Blicke aus der Verdumpfung hinausirren ließ über Dinge hin, die hätten sein können, und doch nie mehr waren und werden konnten.

Und jedesmal, wenn sie einander wiedersahen, that sich ihr ein neues, tief verborgenes Winkelchen seiner lechzenden Seele auf, das fest verschlossen gewesen und nun Spalten und Risse bekommen.

O, Aristoteles! Du großer Weltweiser! Du machtest Deine beiden großen Unterscheidungen von den „königlichen Seelen", die aus eigener Kraft schön und würdig zu leben wissen, und jenen anderen, die nichts vermögen, ihrem Leben weder große Aufgaben stellen, noch die Mittel zu deren Erfüllung finden. Aber Du kanntest noch kein neunzehntes Jahrhundert, das hastet und jagt in rasendem Sturmlaufe und erbarmungslos zerstampft und niedertritt, wo dem Wettlaufenden das Schicksal Hemmschlingen an die Füße heftet.

„Eine königliche Seele bist Du!" sagte Gertrud vor sich hin, „die schön und würdig gelebt haben würde, die sich große Aufgaben gestellt und Mittel zu deren Erfüllung gefunden hätte, wenn man Dir nicht so grausam die Flügel abschnitt und Deinen ganzen Menschen gewaltsam einschnürte, bis zur Bewegungsunfähigkeit. Auch nicht ein Spältchen Raum haben sie Dir gelassen."

Sie saß, das Haupt gestützt auf die Marmorbrüstung des Balcons. Der Mond war heraufgestiegen, er beleuchtete magisch die dunklen Baumreihen der Palmaille, unter denen noch viel Volks lustwandelte, und übergoß ihre Gestalt mit silbernem Scheine. Es war still um sie her, nur ein gedämpftes Geräusch von Menschentritten und Menschenstimmen drang von unten herauf, da wendete sie plötzlich den Kopf. Sie hatte nichts gehört, nur das Gefühl der unmittelbaren Nähe eines Wesens überkam sie plötzlich. Da stand er, an den sie gedacht, bleich — das Mondlicht gab wohl seinem Antlitze die todtenhafte Farbe — ernst, mit dem melancholischen Zuge in dem ruhigen Gesichte. So war er doch noch gekommen, um Abschied von ihr zu nehmen, sie hatten einander schon gestern Lebewohl gesagt.

Sie nickte ihm stumm zu und erhob sich nicht, sie fühlte sich wie gelähmt in diesem Augenblicke. Auch er stand da so starr, wie ein Bild. Sie studirte die Linien seines Gesichtes, sie waren ungemein fein und edel, das Mondlicht machte sie scharf hervortreten. Diese leicht gewölbten Brauen, welche über der Nasenwurzel in fast unmerklich feiner Linie zusammenliefen, sagte man nicht, daß solche Menschen, bei denen dieses Zeichen vorhanden, unglücklich werden oder frühzeitigen Todes sterben? und welch' ein eigener Ausdruck lag in diesen tief liegenden Augen, um diese schmalen, fest geschlossenen Lippen.

Sie wurden es Beide nicht gewahr, wie sonderbar sie sich benahmen, so wortlos einander gegenüber, aber es bedurfte in diesem Augenblicke der Worte zwischen ihnen nicht. Durch Gertrud's Hirn flogen so wunderliche Gedanken. Wenn diese Seele einmal aus diesem gebeugten Körper erlöst wurde, frei all' ihrer Ketten und Banden, was würde sie leisten — sein — sie sah ja seltsamer Weise immer wie durch ein zweites Gesicht diese Seele unverhüllt, immer sie allein, und der unscheinbare Mensch, den alle Anderen sahen, verschwand vor ihren Augen. Er sah so bleich aus, wie ein Todter, nur aus seinen Augen leuchtete es — die königliche Seele, die sich frei zu ringen strebte.

„Du empfängst mich stumm, Gertrud," sagte seine Stimme plötzlich, die ruhige nüchterne Stimme des Alltagsmenschen, „und findest es sonderbar, daß ich mir nicht genügen ließ an unserem gestrigen Lebewohl. Und — ich bin auch stumm, weil ich eigentlich selber keine Erklärung dafür weiß. Es war ein schwächliches Nachgeben eines immer mächtiger werdenden Verlangens."

Sie erhob sich langsam, trat zu ihm heran und reichte ihm die Hand.

„Ich dachte an Dich," sagte sie.

„Thue das nicht ferner," entgegnete er lebhafter und hastiger. „Sieh! Du bist so eigen geartet, Dein großartiger, durch nichts eingeengter Geist verklärt sich unwillkürlich Alles, womit er sich befaßt, so hast Du auch mich und mein Wesen verklärt und gehoben, und ich habe mich zu Zeiten von Dir fortreißen lassen und habe die Mauern erklommen und über die Wälle hinweggeschaut. Das hält aber nicht Stand. Wenn Du fort bist und wir wieder geschieden, wirst Du die kahle Wirklichkeit sehen, den kleinen, in der Prosa versunkenen Krämer an der Seite seines braven einfältigen Weibes, wie er geduldig weiter Karren schiebt, und das ist der Stachel, der mich heute quält, mich, den Philister, wüßte ich nur, daß Du mich dann ganz vergäßest. Dieses Versinken so in Deinen Augen ist mir wie eine Wiederholung meines alten Lebenslaufes, wie ein Erneuern des langen harten Kampfes."

(Schluß folgt.)

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Allgemeine Betrachtungen über die Musikzeit. Gura, Klotilde Kleeberg, Hermine Spies. Capellmeister Nikisch. Neue Compositionen.

Der diesjährige Musikwinter brachte eine Erscheinung, die dem Kunstbeurtheiler zu gleicher Zeit Freude bereitet und dennoch einiges Bedauern einflößt. Das Publikum strömt in die großen Concerte, die ihm Mannigfaltiges und Vollendetes mit Sicherheit verheißen, und wendet sich immer mehr und mehr von Einzelconcerten ab. Die Philharmonischen (eigentlich „Bülow"-) Orchesterconcerte sind überfüllt; die Joachim'schen Quartette erfreuen sich des zahlreichsten Zuspruches; bei den Oratorienaufführungen der Singakademie und des Stern'schen Gesangvereins bleibt kein Platz unbesetzt.

Nun ist ja Bülow's Leitung eine unvergleichliche; sie erhält den Hörer in immerwährender Anregung, und bringt manche oft gehörte Compositionen durch genialste Auffassung, durch tiefstes Eindringen in alle Einzelheiten, durch ganz merkwürdige Schattirungen und Klangwirkungen in einer Weise zu einer Wiedergabe, daß genaue Kenner vermeinen, das Werk zum ersten Male zu vernehmen. Die Quartette Joachim's sind tonliche Verwirklichung des schönsten Ideales; sie waren bis zum vorigen Jahre in ganz unverzeiblicher Weise vernachlässigt worden, während in den siebziger Jahren, als sie noch nicht auf der Höhe der Vollendung standen, die Musikmodeleute daselbst gesehen werden mußten. Die obenerwähnten Oratorien erfreuen sich eines alten, wohlbegründeten Rufes und halten ihn fest. Auch die Symphonieabende der Königlichen Capelle, denen gegenüber das Publikum nach Herrn Deppe's Berufung sich sehr kühl verhielt, finden wieder Beachtung, nachdem der genannte Herr seine Entlassung genommen hat, und die Herren Sucher und Kahle abwechselnd die Führung handhaben. Es ist also eine erfreuliche Beobachtung, daß die gute Musik immer mehr Boden gewinnt, immer mehr zum guten Ton gehört, und daß die reinen Virtuosenconcerte weniger Beachtung finden. Nichtsdestoweniger wäre zu wünschen, daß die Gleich-

Digitized by Google

gültigkeit gegen die letzteren nicht auch in den selteneren Fällen eingehalten werde, wenn wahre, große Künstler die Musikwelt mit ihren Leistungen erfreuen wollen. Wenn dee Sänger Bulß, der mit einer prachtvollen Stimme Effectstückchen hervorbringt, kein volles Haus erzielt, wenn selbst die interessante Klotilde Kleeberg, die einzig wirklich weibliche Clavierspielerin, unter der allgemeinen Apathie leidet, so will ich das nicht beklagen; wenn aber ein gottbegnadeter, wahrhaft begeisternder Sänger wie Gura, der im verflossenen Winter in zwei Conceeten hier einen Enthusiasmus erregte, wie kaum Stockhausen in seiner besten Zeit (den er auch in Wärme und Pathos überragt): wenn solch' ein Mann nicht die Musikfreunde in Schaaren um sich versammeln sieht, so erscheint mir das ebenso beklagenswerth als unbegreiflich; und wenn dagegen Fräulein Hermine Spies, wie vorauszusehen ist, ein recht volles Concert zu Stande bringt, so ist hierfür wiedee nur die eine Erklärung möglich, daß die Kunstleistungen allein nicht entscheidend wirkten, sondern andere Hebel, Freundschaften, geschickte Macher &c.; denn Fräulein Spies ist ganz unbestreitbar eine ganz ausgezeichnete Sängerin, aber in Hoheit der Auffassung und in Stilreinheit, in Vermeidung aller Effectstückchen mit Gura nicht zu vergleichen. Ja selbst von der so viel älteren Feau Joachim wird sie in vieler Hinsicht noch in den Schatten gestellt. Diese wirklich erstaunliche Künstlerin, deren Stimme im verflossenen Jahre stark abzunehmen schien, hat in diesem Winter in einem eigenen Liederabend, besonders aber in Bruch's „Odysseus"*), mit einer wunderbaren Frische und Kraft gesungen und allgemeines Entzücken erregt.

Den oben erwähnten Philharmonischen Bülow-Concerten ist ein Mitbestrebungsunternehmen entgegengesetzt worden. Das Concerthaus, das einst durch den wackeren Bilse**) zu besonderem Glanze emporgebracht wurde, seit seinem Rücktritte aus der Oeffentlichkeit aber in stetem Rückgange befindlich ist, hat „Neue Abonnementsconcerte" eingerichtet und den Herrn Capellmeister Nikisch als Leiter berufen. Dieser stand bei allen Kennern in bestem Ansehen. Ich selbst habe ihn vor einigen Jahren in Leipzig am Vorabende der Eröffnung des neuen Gewandhauses im Theater „Tristan und Isolde" dirigiren sehen, und kann versichern, daß entschiedenste Gegner des Werkes wie die altclassischen Dirigenten Müller aus Frankfurt und v. Bernuth aus Hamburg ihre laute Bewunderung des jungen Capellmeisters zu wiederholten Malen ausgesprochen haben; seine Ruhe, Sicherheit und sein enormes Gedächtniß (er führte auswendig) zwang uns Allen Achtung ab. Daß er aber jetzt nach Berlin kam, um sich mit Bülow zu messen, und diese neuen Concerte zu leiten war ein entschiedener und auch nicht einmal zu entschuldigender Mißgeiff. Denn gerade ein Mann wie er mußte vor Allem sein Augenmerk auf das künstlerische Material richten, mit dem er die Mitbewerbung zu unternehmen hatte. Das Orchester des Concerthauses mag aus tüchtigen Musikern bestehen; aber sie sind seit Jahren ohne eigentliche künstlerische Führung, sie leiden unter dem Drucke des Bewußtseins, daß die Gunst des Publikums der Philharmonie***) gehört; und die Unmöglichkeit, mit solchem Oechester Concerte zu veeanstalten, die auch nur in annähernden Vergleich mit denen Bülow's zu dringen waren, mußte ein Dirigent wie Nikisch sofort erkennen. Ein etwaiger Hinweis auf die Meininger Capelle, die, ohne besonders hervorragende Kräfte zu besitzen, unter Bülow Wunderleistungen bot, wäre ganz unstatthaft. Denn diese Capelle hat erst unter des unvergleichlichen Leiters alleiniger strenger Zucht zwei Jahre lang studiren, all' seinen Anweisungen bis in die kleinsten Einzelheiten gehorchen lernen müssen, devor sie ihre Triumphzüge antrat. Und wahrlich nicht zu verwundern ist's, wenn das Publikum sich gegenüber den Nikisch-Concerten von vornherein etwas mißtrauisch verhielt, und wenn sie nur einen sehr bedingten Erfolg gewinnen konnten; es ist nur bedauerlich, daß ein Mann wie der so hochbegadte junge Leipziger Capellmeister einen so falschen Weg betrat!

Die Direction des Concerthauses hat auch im verflossenen Sommer ein Preisausschreiben für Symphonien und Suiten erlassen. Die Peeisrichter nannte die Direction in ihrer jüngsten Erkläeung nicht, bezeichnete sie nur als „berühmte Berliner Musiker, deren Namen weit über Deutschland bekannt" wären; diese haden unter 57 Symphonien eine als die deste (für 1000 Mack Ehrensold) erklärt, die das Motto: „Res severa verum gaudium" trug; als Componist waed nach Eröffnung des verschlossenen Umschlages Herr Georg Schumann erkannt, ein junger Landsmann des geoßen Robert, in Königstein 1860 geboren, Sohn eines Musikdirectors und ehemaliger Schüler des Leipziger Conservatoriums, wo er zu den Besten gezählt hat. Seine Symphonie ist ein wirklich beachtenswerthes Werk, das in den ersten Sätzen sehr viel Talent und Geschick für feine Instrumentation und thematische Durchführung, im Finale sogar sehr lebhafte Erfindung und contrapunktische Formkraft bekundet; und da das Rondo bei ersten Symphonien der Neuzeit meistens den schwächsten Punkt bildet, so ist dem Herrn Georg Schumann Glück zu wünschen, daß er die schwere Aufgabe so wacker gelöst hat.

Von anderen neuen Werken seien hier vor Allem Brahms' Zigeunerlieder für vierstimmigen Gesang und Clavier genannt. Diese durchwegs aus Oeiginalideen bestehenden, nicht etwa mit Benutzung ungarischee Weisen componirten Gesänge sind in ihrer Art das Vollendetste in charakteristischer Melodie und in künstlerischer Stimmführung. Nach diesem Werke sei des dritten Violineoncerts von Joachim gedacht, das der Meister in einem Philharmonischen Concerte vorführte. Er hat es zwar schon in den siebziger Jaheen einmal gespielt, aber nicht veröffentlicht, und dem „nonum prematur in annum" folgend, vielfach überarbeitet. Es ist im Ganzen kein Werk füe das große Publikum, das dem Adagio, dem entschieden schwächsten, aber recht angenehm klingenden Theil, enthusiastischen Beifall dardeachte. Aber es ist ein gediegen edles, im Finale durchwegs interessant geistreiches Werk, das ganz destimmt seinen Weg in alle Concertsäle finden wird. Besonders schön und edel gedacht ist auch der Schluß des ersten Actes, in welchem die Violine die Töne leise hinhaucht, und das Orchester verhallend antwortet — eine brillante Passage wäre vielleicht für den Augenblick wirksamer, aber ich bin überzeugt, die neue Form Joachim's wird bald Freunde gewinnen. Leider muß ich nun mit dem Lobe enden, den weiteren zu beurtheilenden Werken kann auch der beste Wille keines spenden. Die Singakademie hat ein Requiem von Herrn Musikdirector Putsch aufgeführt. Der in strengster Schule gedildete Componist, der schon manches Anerkennenswerthe geschrieben hat, scheint dieses Mal die Absicht verfolgt zu haben, nicht im strengen Stile, sondern recht populär zu schreiben, und er hat ein leicht verständliches, aber auch sehr leicht wiegendes Werk gemacht, das man gar nicht ernsthaft nehmen kann. Einige Tage voeher hat dee bekannte Componist des jetzt so viel gesungenen Liedes: „Frühlingszeit", Herr Reinhold Beckee, ein großes Concert gegeben, zu dessen Unterstützung die Hofopernsängerin Frau Pierson-Brethol, die Dresdner sehe gute Liedertafel und Herr Kammersänger Bulß eigens aus der sächsischen Hauptstadt hierher kamen. Es gab eine große Huldigungsouvertüre mit Orgelbegleitung, große Schlachtgesänge, Balladen und Männerchöee; sie beweisen alle, daß dee Componist am Besten thut, wenn er dei der gemüthlichen Gattung bleibt.

Von der Oper ist nichts Neues zu melden. Das Friedrich-Wilhelmstädtische Operettentheater hat seine Zuflucht zu den alten Offenbach'schen genommen, und sich dabei besser befunden als bei all' den Experimenten mit neueren „Schöpfungen".

Heinrich Ehrlich.

Dramatische Aufführungen.

„Abbé Constantin."

Schauspiel in drei Acten van Ludovic Halévy.

Auf dem Theaterzettel des Residenztheaters sind auch die neuesten Mitarbeiter Halévy's mit genannt: Pierre Decoueelle, sowie dee alte Hector Crémieux, mit welchem Halévy feüher eines seiner eefolgreichsten Stücke: „Orpheus in der Unterwelt" geschrieben, und allerdings haben die beiden Schriftsteller einen großen Antheil an dem Beifall, den das Schauspiel im Residenztheater gefunden, denn sie machten ein leidlich wirksames Bühnenstück aus ihres Freundes undramatischem Roman, der unseren Lesern wohl auch aus Engelhorn's „Romandibliothek" bekannt ist. Man hat versichert, daß Halévy, der Mitverfasser der „Großherzogin von Gerolstein", der „Schönen Helena", von „Pariser Leben" und „Feoufrou", von „Tricoche und Cacolet" und „La Boule" und zahlloser, auch bei uns oft gegebener Lustspiele, Dramen, Operetten, Vaudevilles erst im Hinblick auf die französische Akademie zue Novellistik übergegangen und aus einem der ausgelassensten Theaterdichter ein salonfähiger Novellist geworden sei, der seine deamatischen Sünden jetzt durch die Hervordringung hochmoealischer Bücher vergessen machen wolle. Nichts ist falscher. Der Neffe des Componisten der „Jüdin" hat im Gegentheil schon im Jahre 1856 mit einer vortrefflichen und sehr zahmen Novelle debütirt, und in seinen meist harmlosen Erzählungen: „L'Insurgé", „La petite Caille peluaheuse", „Un mariage d'amour" und „Un grand mariage" wird man kaum etwas finden, was nicht jedes junge Mädchen — seiner Mutter zur Lectüre gestatten könnte … Er folgte also nur einem alten Hang, als ee seine von Wohlanständigkeit triefenden Novellen schrieb: „L'Abbé Constantin" und „Criquette", vielleicht auch als Sühne für seine beiden satirischen Theatersittenschilderungen von dem würdigen Ehepaar Caedinal und Töchtern. Als Novellist beweist Halévy die humoristische Ader und scharfe Beobachtung, die schon seine Bühnenwerke auszeichnen, aber auch wenig Eefindungsgabe und viel Optimismus. Zumal „Abbé Constantin", welchem entschieden das zweifelhafte Verdienst gebührt, den übel angeschriebenen Verfasser in den Tempel französischer Unsterblichkeit eingeführt und dessen Ehe mit der Academie eingesegnet zu haben, ist so recht nach dem von Daudet prächtig bespöttelten Grundsatz: „L'Académie est un salon" gerathen. Da ist das Leben so rosig und himmelblau und sind die Menschen so tugendhaft und edel, und wird der Ton so ganz auf die gesellschaftsfähige Wohlanständigkeit gestimmt, daß — man sich unwillkürlich nach dem Violinprofessor Orpheus und seiner fideten Unterwelt sehnt. Hier entdeckt man nichts von dem scharfen, kaustischen Geist und überschäumenden Witze van Offenbach's Mitschuldigen mehr. Es ist das prädestinirte

---

*) Ueber dieses Bruch'sche Werk habe ich in der „Gegenwart" vor mehreren Jahren nach der ersten Aufführung eine lange Besprechung veröffentlicht.

**) Bilse trat mit seinem Orchester im Concerthause auf, als (mit Ausnahme der Königlichen Capelle) kein anderes in Berlin existirte, als die geeadezu elend zu nennende sogenannte, nun gänzlich verschollene Berliner Symphoniecapelle, die damals, auf ihre Unentbehrlichkeit pochend, Unglaubliches an Nachlässigkeit und Ungenauigkeit zu Stande brachte. Die Concerte im Concerthause waren also ein Glanzpunkt. Da traten Mißhelligkeiten zwischen Bilse und seinem Orchester ein, dieses trennte sich von ihm und dildete einen seldständigen Verein als „Philharmonisches Orchester". Bilse trat nach vergeblichen Versuchen, neue Kräfte zu gewinnen, ganz aus dem öffentlichen Musikleben, der Saal der Philharmonie wuede der Sammelplatz des Publikums, des Concerthauses Glanz verblich.

***) Das Philharmonische Orchester veranstaltete auch „Populäre Concerte" unter Capellmeister Kogel; dieselben sind meist überfüllt.

Digitized by Google

Buch für die höhere Tochter Frankreichs, und nicht einmal der durchdringende Sacristeigeruch fehlt, der Zola's neuesten Roman für uns ungenießbar und in Frankreich kloster- und salonfähig macht.

Wenig genug hat der Romandichter seinen dramatischen Spießgesellen an Rohstoff geliefert, denn was in der Novelle vorgeht, ist ungemein fadenscheinig. Mrs. Scott und ihre Schwester Bettina Percival kaufen auf einer Versteigerung den Landsitz Longueval und machen sämmtliche Dorfbewohner, die den rothhaarigen Amerikanerinnen erst mit Mißtrauen begegnen, überglücklich. Vor Allen den braven Pfarrer, der sie für protestantische Ketzerinnen hielt, während sie doch zu seiner Herzensfreude gute Katholikinnen aus Canada sind. Nur sein Pathenkind, der musterhafte Artillerielieutenant Jean Reynaud, verliert seine Ruhe, denn er verliebt sich in Bettina und wird wiedergeliebt. Die Hindernisse, welche die Liebenden trennen, sind eigentlich nur in ihrer Einbildung vorhanden. Bettina, die Vielumworbene, fürchtet die Einsprache ihrer mütterlich geliebten Schwester, welche für sie eine fürstliche Heirath wünscht, und der arme Lieutenant wagt es nicht, ihr seine Hand anzubieten. Am Ende faßt die Miß ein Herz und beichtet ihre Gefühle in Jean's Beisein (!) dem guten Abbé Constantin, der die erbauliche Geschichte mit der Absolution schließt: „Heirathe Sie, Jean, es ist deine Pflicht, und es wird dein Glück sein."

Sehen wir nun, was die Herren Crémieux und Decourcelle aus diesem fischblütigen Ding gemacht haben! Zuerst mußte etwas Spannung und ein Conflict hineingetragen werden. Sie erreichten dies halbwegs durch die Ausführung zweier von Halévy bloß episodisch verwandten Figuren: der Gräfin Lavardans und ihres leichtsinnigen, aber gutmüthigen Sohnes Paul. Daß sie der im Buche vortrefflichen Dame eine anrüchige Vergangenheit als Cocodette geben, muß dem ganzen Stücke wohl einen pikanten Beigeschmack verschaffen und soll auch in Anbetracht des Umstandes, daß durch die jetzt kecke und resolute Gräfin in die Mustersammlung von tadellosen Tugendbolden eine Abwechselung kommt, großmüthig verziehen werden. Daß jetzt Paul nicht bloß (wie in der Novelle) latente Absichten auf Bettina hat, sondern auf Anstiftung seiner Mutter stramm als Freier vorgeht und sogar mit Jean darob in Streit geräth, liefert das unblutige Theaterduell, das immer wirksam ist. Auch zwei Actschlüsse sind noch hinzugekommen. Bettina stürmt nicht mehr nur aus Sehnsucht bei Nacht und Wetter in den Park, um den mit seiner Batterie abmarschirenden Jean noch einmal zu erblicken, sondern sucht jetzt dabei den lebendigen Beweis, daß er im Zweikampf um sie nicht gefallen sei. Noch effectvoller ist der Schluß, wie die Gräfin zur vermeintlichen Verlobung ihres Sohnes mit der reichen Amerikanerin auf der neuen Orgel aufspielt und dann ganz erstaunt ist, als ein Anderer mit Bettina eine zärtliche Gruppe bildet. Andere Einlagen sind weniger gelungen, z. B. der alberne Kniefall Pauls nicht für eigene Rechnung, aber zu Gunsten seines Nebenbuhlers Jean, und das Bedenklichste liegt ohne Zweifel in der mangelhaften Motivirung, warum Jean Bettina seine Liebe einzugestehen zögert. Im Roman hat wenigstens Jean einen Grund für sein Schweigen, der sich hören läßt. Er ist nicht nur arm, von niedriger Herkunft, sondern vor Allem Soldat und will Soldat bleiben, und die verwöhnte Prinzessin scheint ihm unpassend für die fahrende, bescheidene Existenz einer Soldatenfrau. „Das ist freilich ernsthafter, als die Geldfrage", bemerkt ganz richtig der Abbé des Romans dazu. Im Stück aber trennt Jean nur das viele Geld von seiner sonst innig Geliebten, und seine Furcht davor und die ewige Klage: „Wenn sie nur nicht so entsetzlich reich wäre!" ist einfach zum Lachen. Das Geld allein macht allerdings nicht glücklich, aber auch nicht unglücklich.

Trotz all' dieser Mängel nahm das Publikum der ersten Aufführung diese rührend harmlose Komödie mit großem Wohlwollen auf, vielleicht schon weil es endlich einmal etwas Anderes ist, als die ewige überpfefferte Pariser Kost, die uns im Residenztheater gewöhnlich vorgesetzt wird. Die Darstellung that aber auch alles Mögliche dafür. Mit unerwarteter Selbstverleugnung gab Herr Pansa die Titelrolle, die niemals dem Komiker anvertraut werden sollte. Die allgemeine Aufmerksamkeit vereinigte Frau Wahlbrück auf sich, welche einige Jahre im Pariser Odeon für kleinere Rollen verpflichtet war und zum ersten Mal eine deutsche Bühne betrat. Die Debütantin gefiel, denn sie hat in Paris eine gute Ausbildung empfangen und sticht in dieser Beziehung angenehm von unseren landläufigen Naiven ab, die ohne theatralische Schulung und nur in der Unnatur groß sind. Die Lehren des berühmten Conservatoriums, wo ausgezeichnete Meister wie Regnier und Beauvallet wirken, haben hier gute Früchte getragen, und die Studien im „Hause Molière's" haben das Uebrige gethan. Wir sahen die reizenden Minauderien der Damen Reichemberg, Barretta und Broisat vom Théâtre français wieder: das schalkhafte Lächeln, das neckische Winken und Grüßen, das leise Abwehren mit der Hand, und auch dem deutschen Tonfall hat sich etwas Französisches beigemischt. Sogar die überschlanke Gestalt und die Stimme waren Reminiscenzen an das dünne, spröde Kindertrompetchen der mageren Elsässerstochter Suzanne Reichemberg, die wir einst in ihrer besten Rolle, der Suzette im „Freund Fritz", gerade so lachen und schmollen, trällern und weinen hörten. Zum Glück hatte Frau Wahlbrück aber auch Augenblicke, wo sie ihre berühmten Muster vergaß und ihr eignes Herz entdeckte, und da war sie nicht nur ein gut dressirtes Pariser Theaterpüppchen, sondern ein Temperament, eine Intelligenz, ein in Naturlauten und Herzenstönen sich aussprechendes und ausjubelndes Weib. Man kann wohl sagen, daß sie ihre Rolle vertiefte und etwas mehr bot, als nur die herkömmliche übernaive ingénue aus dem Repertoire von Scribe und Sardou; es war nicht allein von jener Seele darin, die sich da und dort in Halévy's Roman noch findet, womit aber die Bearbeiter offenbar nichts anzufangen wußten, sondern auch etwas germanische Herbheit, die uns in den norwegischen Stücken so eigenthümlich erfrischend berührt. Sie hat Theaterblut, lebt mit Nerven und Seele in ihrer Rolle, und ist noch immer jung und hübsch. Nachdem sie in den ersten Scenen allgemein enttäuschte, vielleicht weil durch eine ziemlich plumpe Reclame die Erwartungen zu hoch gespannt waren, nahm sie im Verlaufe des Stücks ihre Revanche und gewann auch den Widerstrebenden. Mit der Zeit wird sie sich wohl ihrer entwöhnten Muttersprache gewandter bedienen lernen, so daß sie alsdann nicht mehr im rascheren Tempo der Leidenschaft, wie in der ersten Scene, wo sie den Lieutenant zum Wagen schickt, und bei der Liebeserklärung, die Worte verschluckt, „englisch" lispelt und in ihrem bredouillement unverständlich wird. Hoffentlich kommt sie auch über jene gefährliche Schwelle, welche die wenigsten überschreiten können, denn es ist nun einmal eine conventionell gewordene Ungerechtigkeit, daß noch fünfzigjährige Schauspieler jugendliche Helden agiren dürfen, während eine Naive, die mit Molière's Agnes nicht zu wissen versichert:

„Si les enfants qu'on fait se font bien par l'oreille"

dies höchstens zehn Jahre lang auf der Bühne wiederholen darf. Nun, Frau Wahlbrück hat genug gelernt und eigenen Fond, um nicht zu den unausstehlichen Bühnenbackfischen verurtheilt zu bleiben. Z.

Notizen.

Meyer's Conversationslexikon. Vierte Auflage. Band I—XI. (Leipzig, Bibliographisches Institut.) — Zu den großartigsten wissenschaftlichen Unternehmungen unseres Jahrhunderts sind die sogenannten Conversationslexika zu rechnen, wie sie bei verschiedenen großen Firmen in immer neuen Auflagen und immer größerer Gediegenheit und Vollständigkeit erscheinen. Sie sind längst über diesen unwürdigen und in jeder Beziehung veralteten Titel, als ob sie nur über die in der Conversation vorkommenden Gegenstände Auskunft gäben, hinausgewachsen — es sind allgemeine Sachwörterbücher, wie man auch sagt, Realencyklopädien, die das gesammte Wissen der Zeit zusammenfassen und die moderne Weltweisheit verkörpern, die natürliche Grundlage jeder halbwegs geordneten Bibliothek. Philosophie, Liebe zur Weisheit, war in ihrem Vaterland gleichsam ein Euphemismus für etwas, das nur den Göttern zuzukommen schien, das heißt für die Weisheit selbst — Philosophie diente bei Plato und Aristoteles zur Bezeichnung dessen, was wir Wissenschaft nennen; und die Wissenschaft war noch nicht zersplittert, noch nicht in Facultäten und Fächer ohne Zahl geschieden, daß der eine Forscher sein Leben den Defecten der Scheidewände des Herzens, der andere dem Conjugationssystem der Sanscritsprache widmet, sondern die Wissenschaft schlechthin. Dieser alte universale Begriff des Wissens ist erloschen, es gibt nur noch abstracte Universitäten voll Theologen und Juristen, es gibt keine Weisen mehr, die Philosophen gelangen heut zu Tage gar nicht mehr zu der Philosophie eines Aristoteles, sie kommen über die Vorbedingungen des Wissens nicht hinaus und verlieren sich in erkenntnißtheoretischen Problemen. Aber in anderer Form und unter anderem Namen leben sie wieder auf, um den einheitlichen Zusammenhang aller Erkenntniß aufrecht zu erhalten. Ein gutes Conversationslexikon steht noch auf dem erhabenen Standpunkte des Aristoteles — das Werk vieler Kräfte, die zu einem großen Zwecke zusammengehalten werden, wirft es Blitze der Allwissenheit in das verkümmerte, einseitig entwickelte Gehirn der Gegenwart — und deshalb ist ein solches Conversationslexikon meines Erachtens eine ungleich verdienstlichere Leistung und bringt der Menschheit mehr Nutzen als die Logik Hegel's oder sonst ein philosophisches System. Es ist selbst ein philosophisches System — man wolle doch eine sechzehnbändige Encyklopädie für kein Kinderspiel halten, weil sie so bequem zu benutzen ist! Sind es nicht gerade die leichtesten und die natürlichsten Verse, die dem Dichter oft die größte Mühe gemacht haben? Es wäre wohl leicht zu beweisen, daß ein gutes Conversationslexikon ein complicirteres und umfassenderes System voraussetzt als eine Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften; daß das System nur aus praktischen Gründen in unzählige, selbständige Artikel aufgelöst und durch die alphabetische Anordnung verdeckt ist, was nur eine neue Schwierigkeit, die richtige Auswahl der Stichworte und die Vermeidung von Wiederholungen hinzufügt; daß aber ein solches System, welches die einzelnen Artikel zusammenhält, die Vollständigkeit der gesammten Anlage allein verbürgt. Wer ist der philosophische Urheber des Systems? Der Redacteur, vor dessen Augen die ganze Tafel der menschlichen Erkenntniß aufgeschlagen liegen, der den ungeheuren Stoff mit souveräner Meisterschaft beherrschen, den Raum berechnen, die Arbeit austheilen muß, der überhaupt als der eigentliche Verfasser des gewaltigen Werkes zu betrachten ist, wenn es anders gilt: quod quis per alium facit, ipse fecisse putandus est, aber qui facit per alium facit per se. Denn er arbeitet nicht allein, er arbeitet mit einem ganzen Stab von Fachgelehrten, die, jeder an seinem Platze, wie in einem Organismus den Bau des Ganzen fördern und hier die Physik, dort die Chemie, hier die Medicin, dort die Literatur behandeln, aber sich willig dem Geiste des obersten Leiters unterordnen — es entsteht gleichsam ein Buch höherer Ordnung, das Werk nicht eines Individuums, sondern das einer ganzen Zeit, das durch den Arbeitsplan im Redactionszimmer wie eine Staatsmaschine in Gang erhalten wird. Wir haben mehrmals betont, daß wir ein gutes Conversationslexikon meinen. Das Meyer'sche Conversationslexikon in der vorliegenden (vierten) Auflage ist, wie wir aus Ueberzeugung aussprechen können, weitaus das beste unter denen, die uns bekannt sind, durchaus eines Vergleiches würdig, wie wir ihn im Obigen angestellt haben; selbst das zweibändige, ebenfalls neu erscheinende Hand-

Digitized by Google

lexikon ist in seiner Art ein bewunderswerthes Meisterwerk, mehr werth als manche Philosophie. Das Hauptverdienst schreiben wir nicht der Liberalität der Verlagshandlung, nicht der Sorgfalt der Ausführung, nicht der Tüchtigkeit der Mitarbeiter, sondern der Treue und Gediegenheit der Redaction zu, die ihrer schwierigen Aufgabe wirklich gewachsen ist. Möge sie die vierte Auflage glücklich zu Ende führen!

Rudolf Kleinpaul.

Illustrirte Hausbibel. Nach der deutschen Uebersetzung von Martin Luther. (Berlin, Friedrich Pfeilstücker.) — Wie man endlich anfängt, unsere Classiker nicht mehr von einem beliebigen Zeichner „illustriren" zu lassen, d. h. zwischen den Dichter und seinen Leser das oft ganz willkürliche und entstellende Bild eines Dritten zu schieben, so bezeichnet die vorliegende Veröffentlichung einen erfreulichen Fortschritt auf dem Gebiete der oft gemißbrauchten Bibelillustration. Die typischen herrlichen Figuren der großen italienischen Renaissancemeister, eines Rafael und Perugino, die knorrigen, markigen heiligen Männer von Kranach und Dürer, die holländisch bauernmäßigen Jünger von Ostade und seinen Genossen, dann die zierlichen Rococoheiligen der französischen Meister des letzten Jahrhunderts, die Beduinen von Horace Vernet's Schülern, die steifleinenen, theatralischen Säulenheiligen der Düsseldorfer Zeit, die archaistischen Bibelgestalten eines Gebhardt und die modernen Proletarier von Uhde, die phantastische Manier Doré's und die innige Art eines Schnorr von Carolsfeld — dieses ganze Kaleidoskop wurde uns schon in Illustrationen zum Alten und Neuen Testamente gezeigt. Nun endlich einmal etwas Neues. Wie man jetzt die Literaturgeschichte mit Autographen, authentischen Porträts ꝛc. illustrirt, so bietet die Pfeilstücker'sche Hausbibel urkundliche Bilder, um mehr auf den Verstand als die Phantasie der Bibelleser zu wirken. Nicht die Scenen und Ereignisse der heiligen Schrift werden zur Darstellung gebracht, sondern die Orte der Handlung, Pflanzen, Thiere, Geräthe, Alterthümer durch archäologische und naturgeschichtliche Abbildungen, durch Naturaufnahmen an Ort und Stelle, durch Pläne und Karten. Es ist eine That auf diesem Gebiete, diese didaktische, lehrhafte, echt realistische Bibel, die sich so recht für das gebildete Haus und die Schule eignet. Natur, Kunst, Sitte, Leben im heiligen Lande werden durch bildliche Belege gestützt, oft durch ganz moderne, denn der so sehr conservative Orient ist im Großen und Ganzen, trotz der Auswanderung des erwählten Volkes und obgleich im heiligen Lande die Türken den Römern in der Herrschaft folgten, in seinem hauptsächlichen Kern der alte geblieben, und mit etwas Phantasie gelingt es dem Leser leicht, diese Trümmerstätten, welche der Photograph uns zeigt, wieder aufzubauen und mit den Gestalten der Legende zu bevölkern. Dabei ist die Ausstattung vorzüglich, das Format handlich, der Preis billig, so daß wir diesem ebenso schön erdachten als ausgeführten Werke die weiteste Verbreitung wünschen. Wenn einer späteren Ausgabe, die nicht ausbleiben kann, ein Namenregister beigegeben würde, für den Text wie für den überreichen Bilderschmuck, so würde die Brauchbarkeit des geschätzten Werkes für Lehrzwecke nur noch erhöht.

Kaiser Wilhelm und seine Zeit. Von Bernhard von Kugler. (München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.) — Dieses vaterländische Prachtwerk liegt nunmehr in 30 Heften vollständig vor. Der Tübinger Professor Kugler, dem die Verlagsanstalt bereits den Text zu dem herrlichen Werk: Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland anvertraute, hat auch diese meisterhafte Biographie verfaßt, die um ihrer trefflichen Darstellung willen auch ohne den fast erdrückenden Bilderschmuck zu erscheinen verdiente. Letzterer ist hier naturgemäß die Hauptsache und ohne Ausnahme von künstlerischem Gepräge. Wir finden da vor Allem die unvergleichlichen Kriegsbilder A. von Werner's von 70/71, aber auch manches unbekannte Portrait aus früherer Zeit, sowie die den würdigen Schluß bildende Darstellung von Kaiser Wilhelms Tod von Franz Simm. Interessant sind zumal auch die zahlreichen Facsimile-Nachbildungen. Auch von dem Prachtwerk desselben Verlages: Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert von Friedrich Pecht liegt jetzt der Schluß vor. Es ist ein grundlegendes, fleißiges, bedeutendes Buch. Wenn man sich mit Pecht's bekanntem Kirchthurmsstandpunkt nicht befreunden kann, der nur eine von fremden Einflüssen freie, durchaus nationale und volksthümliche Kunst gelten läßt, so wird man doch wenigstens sein Streben nach Objectivität und seinen absoluten Kenntnißreichthum und nicht zuletzt seine schriftstellerische Darstellungskunst anerkennen müssen. Pecht schreibt immer anregend, lebendig, geistvoll und weiß auch die Werke, die in dem Buche nicht abgebildet sind, anschaulich zu machen. Dabei hat er einen Vorzug vor den übrigen Kunstschreibern: er ist selbst ausübender Künstler, seines Zeichens eigentlich Maler und weiß also besser, worauf es wenigstens in technischer Beziehung bei einem Bild ankommt. Im vorliegenden Fall ist er aber um so mehr Autorität, als er seit vielen Jahrzehnten als Kunstschriftsteller und Maler mit der Münchener Kunst verwachsen ist. Er hat sein Buch und die Münchener Kunst durchgelebt und urtheilt nie nach bloßem Hörensagen. So hat er denn trotz seiner fragwürdigen Grundanschauung und unbeschadet einzelner Vergeßlichkeiten die Geschichte der Münchener Kunst in befriedigender Weise dargestellt, überall das Bleibende im Wechsel festgehalten und einen werthvollen Grund für eine zukünftige Geschichte der heutigen deutschen Kunst gelegt. Das Werk ist reich an vorzüglichen Tafeln und Holzschnitten im Text, welche die hervorragendsten Kunstwerke wiedergeben.

Riemann's Musiklexikon. Theorie und Geschichte der Musik, der Tonkünstler und ihrer Werke und vollständige Instrumentenkunde. 3. Auflage. (Leipzig, Max Hesse.) — Zum dritten Mal erscheint dieses Musiklexikon, das zuerst für Meyer's Fachlexika ausgeführt wurde, in einem neuen Verlage zwar, aber in alter oder vielmehr noch größerer Vortrefflichkeit, und wir rufen ihm mit Sarastro zu: Sei uns willkomm zum dritten Male! Da aber auch der Erfolg verpflichtet, hat Professor Riemann es sich nicht verdrießen lassen, sein ganzes Werk nochmals sorgfältig durchzuarbeiten, und so finden wir denn eine größere Vollständigkeit, die Weiterführung bis in die neueste Gegenwart, so daß man bereits die jüngsten musikalischen Wunderkinder, die mit jedem jungen Jahr immer zahlreicher sich einstellen, bereits verzeichnet, namentlich aber eine große Fülle ganz neuer Artikel, welche die Brauchbarkeit dieses in seiner Art unvergleichlichen Nachschlagebuchs noch erhöhen wird. Die inzwischen und zwar nicht zum geringsten von Riemann selbst wieder in Fluß gebrachte Phrasirungsfrage hat eine ganz neue Fassung erhalten und mancher zumal theoretische Artikel ist neu hinzugekommen. Die alten Vorzüge dieses Lexikons: Allgemeinverständlichkeit, Vollständigkeit, Zuverlässigkeit machen auch diese neue billige Auflage werthvoll. Auch die gebundenen Exemplare sind von jener Solidität, deren ein Nachschlagebuch bedarf und die Eleganz nicht ausschließt. Vom nämlichen Verfasser erschien gleichzeitig im selben Verlag: Wie hören wir Musik? Diese drei geistvollen Vorträge sind musikästhetischer Natur und behandeln ein Gebiet, das von Hanslick und Hausegger bisher am besten bebaut wurde, wobei dem verschwommenen Aesthetisiren über Wesen und Zweck der Musik ein Ende gemacht wurde. Riemann's tiefsinnige Theorie vermittelt eklektisch zwischen den beiden Richtungen, die entweder die Form der Musik für ihren Inhalt erklären oder für die Tonschöpfung die Wiedergabe poetischer Ideen fordert. Wir stimmen namentlich in dem Punkte mit dem Verfasser überein, daß die Vocalmusik das Prototyp der Musik sei, während in der reinen Instrumentalmusik das subjective Empfinden sich am reinsten ausspreche. Wir empfehlen die geistreiche kleine Schrift auch dem nicht philosophisch geschulten Musikfreunde, denn es ist bewundernswerth, in welcher klaren und gemeinverständlichen Form der Verfasser die schwierigsten musikästhetischen Probleme auszudrücken versteht.

Die Landschaftsgärtnerei. Ein Handbuch von E. Petzold. 2. Auflage. (Leipzig, H. Haessel.) — Das schöne Werk, schon seit langem vergriffen, erscheint hier nach 27 Jahren in einer zweiten vermehrten und verbesserten Auflage mit reichem Bilderschmuck nach Originalaufnahmen von Professor Friedrich Preller von der Dresdener Kunstakademie, einem unverkennbar im Geiste seines Vaters schaffenden Nachkommen des Odysseus-Illustrators. Wenn wir nicht irren, so war der Verfasser jahrelang Park- und Gartendirector des Fürsten Pückler, wenigstens pflichtet er fast überall den Ideen des autoritativen Landschaftsgartenkünstlers bei und exemplifizirt am meisten auf die unvergleichlichen Parkanlagen von Muskau, die trotz der vielfachen Wandelungen im Geschmacke classische Prototypen der englischen Landschaftsgartenkunst geblieben sind. Nachdem der Verfasser s. Z. von dem Gedanken einer bloßen Verdeutschung des Repton'schen Werkes zum Glück abgehalten worden war, hat er im vorliegenden Buche mehr eine ganz freie und selbständige Bearbeitung mit Anpassung an deutsche Verhältnisse gegeben, und daß er damit das Richtige traf, beweist eben die allgemeine Beliebtheit und Verbreitung seines Handbuchs, das für Gärtner, Architekten und Gartenfreunde ein unentbehrliches Compendium geworden ist. Repton's Grundsatz, daß die Kunst der Landschaftsgärtnerei in der dem menschlichen Gebrauch angepaßten Vereinigung von Kunst und Natur liege, ist auch heute noch unumstößlich und sein System ist, wie Pückler-Muskau sich ausdrückte, gewissermaßen die Bibel für die bildende Gartenkunst geworden. Wie nun Petzold diese englischen Principien in deutschem Geiste aufgefaßt und deutschen Verhältnissen angepaßt hat, wird sein bleibendes Verdienst sein und Anerkennung finden müssen, und das ist aus der vorliegenden Umarbeitung, worin so Manches ergänzt und erweitert ist, sehr wohl ersichtlich. Neu sind unter Anderem die Abhandlungen über die Bedeutung der Farben, über die Gartenkunst auf Friedhöfen, über die Charakteristik der für die Linien und das Colorit der Landschaft wichtigen Baumformen und -farben, sowie manche wichtige Zusätze im Capitel von den Alleen und eine tabellarische Zusammenstellung der Gräser, und dabei ist der Verfasser selten trocken schematisirend und beschreibend, sondern auch stilistisch anregend und künstlerisch. Die geschichtliche Entwickelung des alten und neuen Stils ist nur cursorisch behandelt, weshalb wir denn auch eine Erwähnung des längst antikirten geistreichelnden oder zum Nachdenken anregenden Rousseau-Girardin'schen Stils, wie er noch heut im Schloßpark Ermenonville mit seinen Tempeln und Spruchsteinen zu sehen ist, vermißt haben. Um so gründlicher und lehrreicher ist die Darstellung der Gesichtspunkte, wonach die Gärtnerhand die Schöpfungen der Natur läutern und für große Anlagen nutzbringend und künstlerisch verwerthen kann. Wir empfehlen diese wahre Poetik der Gärtnerei nicht nur den Fachleuten, sondern überhaupt jedem Naturfreund. Der stilvolle Liebhabereinband macht das Werk auch äußerlich zu einem Prachtgeschenk.

Kleine Geschichten. Von Richard von Volkmann-Leander. (Leipzig, Breitkopf & Härtel.) — Der Hallenser Universitätsprofessor und Geheimrath, dessen Gedichte und zumal die poetischen „Träumereien an französischen Kaminen" von Richard Leander auch buchhändlerisch einen großen Erfolg hatten, tritt hier zum ersten Mal aus dem Geheimniß des Pseudonyms hervor. Die vorliegenden drei kleinen Geschichten sind 1885 zum ersten Mal erschienen und werden auch in dieser geschmackvollen Miniaturausgabe besonders zur Weihnachtszeit viel Freunde finden. Alle drei sind schlicht und fein, poetisch und voller Stimmung. „Francesco" ist tiefsinnig, „Die beiden Weiser" ein seltsames Märchen und „Die Rumpelkammer" eine Humoreske, reizend erzählt.

Frühe Gräber. Von Oscar Ebensee. (Berlin, Rosenbaum & Hart.) — Acht Todesfälle, Selbstmorde und Duelle mit tödtlichem Ausgang um unglücklicher Liebe willen, das ist etwas viel für einen mäßig

Digitized by Google

starken Band Novellen. In der Erzählung einer Episode aus der Schlacht bei Königgrätz verräth sich der Verfasser als österreichischer Offizier. Hier und in einer an sich unbedeutenden Garnisonsgeschichte dürfte er aus eigener Anschauung sprechen, im übrigen zeigt sich durchweg eine seltene Unkenntniß der geschilderten Verhältnisse oder ein Mangel an Beobachtungsgabe, der sich mit der Oberfläche der Dinge, mit dem blaßen Geschehniß begnügt. m.

Für Weihnachten liegen wiederum drei reich illustrirte Romane F. W. Hackländer's vor: „Handel und Wandel", „Der Augenblick des Glücks", „Der Tannhäuser", illustrirt von A. Langhammer und F. Bergen. (Stuttgart, Carl Krabbe.) Jeder schildert bekanntlich eine interessante Schicht unserer gesellschaftlichen Zustände: die pikanten Intriguen eines deutschen Fürstenhofes, größtentheils selbst Miterlebtes, die theils humoristischen, theils sehr ernsten Geheimnisse des Handelsstandes und das deutsche Künstlerleben. Der ewig frische Erzähler nimmt sich in dem eleganten Gewande seines Verlegers und mit dem Schmuck hochmoderner Bilder sehr hübsch aus. Im selben Verlag sind auch eine neue Auflage der mit schönen Holzbildnissen versehenen Deutschen Geschichte von Wilhelm Müller erschienen, welche bis in das eben ablaufende Jahr reicht, jedoch ohne Kaiser Friedrich's Tod schon zu verzeichnen, sowie geschmackvolle Miniaturausgaben in feinen Liebhabereinbänden und zwar Goethe's Gedichte (in zwei Bänden mit trefflichem Register der Liederanfänge), Schiller's Gedichte und Heine's Buch der Lieder und Neue und letzte Gedichte, die wir für den Weihnachtstisch empfehlen.

Vorschläge zur praktischen Colonisation in Ostafrika Von Joachim Graf Pfeil. (Berlin, Rosenbaum & Hart.) — Ueber manche Ansichten des bekannten, erfahrenen Verfassers kann man streiten, aber seine unbefangene, von grundsätzlichem Optimismus und Pessimismus freie Auffassungsweise ist jedenfalls anerkennenswerth. Er hat 14 Jahre in Afrika gelebt und ist jetzt im deutschen Theile Neuguineas thätig. Seine Schrift ist auch in formeller Beziehung gut geschrieben. k. w.

Pessimistbeetblüthen jüngstdeutscher Lyrik. Gesammelt und herausgegeben von R. Schmidt-Cabanis. (Berlin, Fr. Pfeilstücker.) — Das reizend ausgestattete Bändchen enthält ebenso formvollendete, als witzige Verspottungen unserer pessimistischen und pornographischen Gernegroße der Lyrik. Bei einem Gedichte wie „Säuglings Weltschmerz" wird kein Leser ernst bleiben, und die satirischen Vierzeiler sind meistens Treffer mitten in's Schwarze eines vorzeitigen Dichterwahnsinns. Auch in seinem neuesten Werk: Von Einem, der auszog, nervös zu werden (Berlin, Eckstein) finden wir den trefflichen Berliner Humoristen auf seiner Höhe. Zumal die Schilderung des Kurorts und die an Raabe's Sonderlingcharaktere hinanreichende Figur des jovialen Medicinalraths sind voll meisterhafter komischer Züge. Das „neuzeitlich-neuropathische Märchen" ist eine Mustersatire.

Karl Rodbertus. Darstellung seines Lebens und seiner Lehre. Von H. Dietzel, Professor der politischen Oekonomie an der Universität zu Dorpat. (Jena, Gustav Fischer.) — Die Dietzel'sche Biographie wird denen willkommen sein, die sich als Freunde, Gegner oder Kritiker für den in den letzten Jahren vielgenannten „Socialisten" Rodbertus interessiren. 1885 veröffentlichte der Verfasser in den Preußischen Jahrbüchern eine unvollendet gebliebene, enthusiastische Abhandlung über Rodbertus, der als ein epochemachender Socialpolitiker, ein verkanntes Genie gefeiert wurde. Seitdem ist er zur Erkenntniß gekommen, daß das Rodbertus'sche Gedankengefüge keine praktische Verwerthbarkeit besitzt. Er spricht an einer Stelle sogar von „albernen Wendungen" des Denkers von Jagetzow, dem pommern'schen Gute seines Helden, der noch in der neuesten Schrift Dietzel's an anderen Stellen überschätzt wird. Der Verfasser sucht nachzuweisen, daß Rodbertus auf den Schultern von St. Simon, Fichte, A. Müller, Hegel und Schelling steht und unterschätzt dabei die großen Verschiedenheiten dieser Männer. Es ist mindestens übertrieben, wenn A. Müller's socialphilosophisches Grundprincip als antik bezeichnet wird, und es ist falsch, St. Simon als einen Pair Napoleon's I. zu bezeichnen, der nur einen Senat aber keine Pairskammer einrichtete. St. Simon war damals auch viel zu arm, um Senator werden zu können. Rodbertus' Verdienste um die Erklärung der Verschuldung der ostelbischen Rittergutsbesitzer einerseits und seine stark entwickelte feudal-reactionäre Ader, sein Haß gegen das Capital andererseits werden von Dietzel zu wenig beachtet. Trotz dieser Mängel enthält das Dietzel'sche Werk neue, verdienstliche und fesselnde Ausführungen. Der Verfasser weist z. B. nach, daß Rodbertus keineswegs ein so überzeugter Monarchist war, wie Brentano und G. Adler annehmen. Wir empfehlen das interessante Buch. k. w.

König Rodger. Schauspiel in drei Aufzügen von Rudolf Schmidt. Aus dem Dänischen von Gottfried von Leinburg. (Berlin, B. Hennig.) — In überaus reizvoller Ausstattung erscheint diese neueste Arbeit des trefflichen Tegnér-Uebersetzers, der sich auch hier auf der Höhe seiner Kunst zeigt. Uebrigens ist der Führer der dänischen Idealistenrichtung bei uns keineswegs so unbekannt. Poestion hat bei Reclam längst eine Auswahl seiner Erzählungen herausgegeben, und schon vorher ist eine seiner besten Novelletten im Feuilleton der „Gegenwart" erschienen. Die Handlung beruht auf einem Märchen, das aus Indien durch die europäische Literatur gewandert ist und von Hans Sachs bereits verarbeitet wurde. Der dänische Dichter hat mit poetischer Freiheit den geschichtlichen sicilischen Normannenkönig Rodger zum Helden dieser tragisch angehauchten Verwechslungskomödie gemacht. Es ist ein sinn- und geistreiches Seitenstück etwa zu Grillparzers „Der Traum ein Leben", zum Theil stark dramatisch und sehr schön in der Charakteristik und äußeren Form. Das Stück hat in Kopenhagen bereits seine Feuerprobe auf der Bühne bestanden. Vielleicht wagt auch ein deutsches Theater einen Versuch.

Amor und Psyche. Ein Märchen des Apulejus. Aus dem Lateinischen frei übersetzt von Otto Siebert. (Cassel, Ernst Hühn.) — Die sinnige Episode aus dem Goldenen Esel ist schon oft übersetzt worden, z. B. von Pressel und Binz und neulich von Hamerling als Text zu Prof. Thumann's Bildern. Aber gerade der geniale Dichter des „Ahasver in Rom", dessen Bearbeitung poetisch werthvoll ist, hat mehr eine Um- und Nachdichtung geboten, die den naiv heiteren Ton gründlich verändert und mit pathetischen und philosophischen Elementen versetzt. Dem gegenüber beansprucht die vorliegende Arbeit eine um so größere Beachtung, als sie treu dem Original auf Grund der trefflichen Ausgabe Otto Jahn's folgt und vor allem den heiteren Märchenton überall sehr glücklich trifft. Dabei ist die Form fein durchgebildet, so daß man diese klangvollen Verse mit ihren durchweg reinen Reimen als genußvolle Lectüre empfehlen kann. Die schöne Ausstattung mit Drugulin'schem Druck macht das reizende Büchlein für den Weihnachtstisch geeignet. Schon die zahlreichen mythologischen Erklärungen am Schlusse verrathen, daß der Dichter sich vorzugsweise an weibliche Leser wendet.

Die sociale Frage. Neue Ideen zur Lösung derselben. Von Franz Stöpel. (Berlin, Karl Ulrich & Co.) — Die Zahl der deutschen Parteien ist ohnedies ziemlich groß, wenn man die Welfen rc. mitrechnet. Trotzdem sind seit 1878 zwei, wenn nicht mehr neue kleine Parteien begründet worden, nämlich die Stöcker'sche christlich-sociale Partei und die Deutsche Landliga von Flürscheim und Genossen. Kürzlich ist in Berlin wieder eine kleine Partei begründet worden, die sich „deutsch-sociale Partei" nennt und zu der auch Stöpel gehört, der in den 1870er Jahren den „Mercur", das damalige Organ des schutzzöllnerischen „Centralverbandes deutscher Industrieller" redigirte und damals schutzzöllnerische und in den 1880er Jahren halbsocialistische Broschüren mit schutzzöllnerischen Nebentendenzen schrieb. Die neueste Broschüre des Verfassers ist eine Art Programmschrift der deutsch-socialen Partei, obgleich das Programm auch auf mehrere Schriften Stolp's verweist. Dasselbe ist mangelhaft redigirt und leidet an Unklarheiten. Die Hauptideen lassen sich kurz etwa folgendermaßen formuliren. An Stelle der Großindustriellen und ihrer Lohnarbeiter, der Vermiether und Miether sollen Productivgenossenschaften und Wohnungsgenossenschaften treten. Die Arbeiter und Fabrikleiter sollen Mindestlöhne und Tantièmen erhalten. Das Programm spricht sich ferner im Princip gegen indirecte Steuern, für die constitutionelle Monarchie, für die Anbahnung des ewigen Friedens und für den Antisemitismus aus. Der Schlußsatz des 11. Punktes kann wenigstens schwerlich einen anderen Sinn haben, als den, daß den Deutschen israelitischer Confession die staatsbürgerlichen Rechte entzogen werden sollen. Nach einer Empfehlung der Religionsfreiheit heißt es nämlich: „jedoch kann denjenigen Staatsbürgern, deren Glaubensbekenntniß die Gleichberechtigung aller Menschen ausschließt, eine Theilnahme an der Gesetzgebung und Verwaltung des Staatswesens nicht zugestanden werden." Eine Kritik der neuen „Partei" wäre natürlich überflüssig. Die Gründung derselben verdient höchstens als ein culturgeschichtliches Curiosum Erwähnung. k. w.

Jantje Verbrügge. Roman von Theodor Duimchen. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) — Es wird viel, nicht immer interessant und bisweilen zu schlecht gewählter Zeit in dem Roman theoretisirt. Die Nothwendigkeit der Religion für die unteren Stände, die erobernde Macht des Deutschthums, Jordan's Nibelungenlied, moderne Kindererziehung, das Alles muß herhalten, um Stoff zur Conversation zu liefern, die mehr dem Mittheilungsbedürfniß des Autors, als der Charakteristik der redenden Personen dient. Was nach Abzug dieser unnöthigen Zuthaten bleibt, ist eine geschickt geschriebene Erzählung, in der auseinandergesetzt wird, wie ein guter Deutscher eine ebenso gute Holländerin annectirt und zur germanischen Lebensanschauung bekehrt. Besonders ansprechend ist die überzeugende Schilderung holländischer Zustände. Der Verfasser kennt offenbar die kaufmännischen Kreise Rotterdams durch eigene Beobachtung und gewährt einen interessanten Einblick in die Machenschaften des dort langsam von Belgien her eindringenden Katholicismus. m.

Kometenbriefe. Von Lucifer. (Jena, Hermann Costenoble.) — Der Verfasser läßt sich durch eine der Zukunftsflugmaschinen in den Weltenraum entführen, landet auf einem Kometen, wo er mit Bewohnern anderer Planeten zusammentrifft, und erlebt daselbst eine kurze Liebesgeschichte, die durch eine weiter unternommene Fahrt nach der Sonne ihren Abschluß findet. Die Phantasie des Erzählers fußt auf naturwissenschaftlichen Träumen, ist zuweilen ganz unterhaltend, entbehrt aber doch eines höheren Schwunges, der das kleine Werk erst literarisch werthvoll machen könnte.

Digitized by Google

Inserate.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

Rauschgold.

Roman aus der ungarischen Gesellschaft

von

Stephanie Wohl.

Zwei starke Bände. Hocheleganter Format. 10 Mark.

Das hochbedeutende Werk, das ein treues Spiegelbild der Verhältnisse der höheren ungarischen Gesellschaft bietet, erscheint sowohl in **ungarischer, französischer wie englischer Sprache und spricht dies am Besten für den Werth des Romans.**

Im Verlage von A. G. **Liebeskind, Leipzig,** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ausgewählte Dichtungen von Hermann v. Gilm. Herausgegeben von **Arnold v. d. Passer.** kl. 8. Brosch. M. 3,20.

Hermann v. Gilm, sein Leben und seine Dichtungen. Von **Arnold v. d. Passer,** mit Benutzung der Arbeiten von **P. Schrauff.** kl. 8°. Brosch. M. 2.—.

Pikant und aktuell!

Soeben erschienen:

Aus dem

Modernen Italien.

Studien, Skizzen und Briefe

von

Dr. Sigmund Münz.

Elegant geheftet 5 Mark.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Frankfurt a. M.

Literarische Anstalt, Rütten & Loening.

Im Verlage von **Richard Eckstein Nachfolger** (Hammer & Runge) in **Berlin** W sind erschienen:

Von Einem, der auszog, nervös zu werden.

Ein neuzeitlich-neuropathisches Märchen

von

Richard Schmidt-Cabanis.

In eleg. originellem Umschlag. Preis 1,50 Mk.

Zur Psychologie der Liebe.

Von

Max Alfred Ferdinand.

ca. 5 Bogen stark. Preis 60 Pfennig.

Soeben erschienen in meinem Verlage als passende Weihnachtsgeschenke:

Ulrich von Hutten.

Heldengedicht von

Carl Preser.

Eleg. geb. 4 Mk.

Amor und Psyche.

Ein Märchen des Apuleius.

In Versen übersetzt von

Otto Sieckert.

Elegant gebunden 3 Mark.

Ernst Kühn in Cassel.

Auflage 352,000. Das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt, außerdem erscheint Uebersetzungen in zwölf fremden Sprachen.

Die Modenwelt, Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten, Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = 2 Sh. 3 Pence = 2 Fl. 50 Kr. ö. W. Jedes Heft enthält: Schnittmuster mit Zeichnungen und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe und Leibwäsche für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zarteste Kindesalter umfassen, ebenso die Kopfbedeckungen für Damen und die Herr- und Kinderhüte u., wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namen-Chiffren u.

Abonnement werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postämtern. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W, Potsdamer Str. 38; Wien I., Operngasse 5.

Für den Weihnachtstisch.

Friedmann, Alfred, Lieder des Herzens. Eleg. geb. Mk. 3.—

— Zwei Ehen. Roman. 2. Aufl. gbd. Mk. 5.50.

— Erlaubt u. Unerlaubt. 2. Aufl. gbd. Mk. 4.50.

— Aus Höhen u. Tiefen. 2. Aufl. gbd. Mk. 4.—.

Morgenstern, Olga. Für gesellige Kreise. Ernste u. heitere Deklamationsstücke. Eleg. geb. Mk. 4.—.

Sanders, Dorian. Fürst deutscher Dank. Blüthenlese aus d. Bibel u. d. griech. u. röm. Klassikern. Eleg. gbd. Mk. 6.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt gegen vorherige Einsendung des Betrages von **Rosenbaum & Hart, Berlin, W. 57.**

Soeben erschien:

König Rodger.

Schauspiel in 3 Aufzügen

von

Rudolf Schmidt.

Aus dem Dänischen übersetzt

von **H. v. Leinburg.**

Preis Mk. 2.— in 8°, in Groß-8° Velinpapier (Liebhaberausgabe) Mk. 3.—.

Durch elegante Ausstattung zu Festgeschenken besonders geeignet.

Berlin W. 57. **Paul Hennig.**

Königin Luise von Preußen von Dr. **Carl u. Karl Fr. Pfau.** Im Prachtband M. 8.—

Die beste Lebensschilderung dieser edelsten aller Fürstinnen. Vorräthig in jeder Buchhandlung. Auch direct zu beziehen von der Verlagshandlung

Karl Fr. Pfau in Leipzig.

Neuester Verlag von **E. Pierson** in **Dresden.**

Dreimark-Bände.

Gerhard von Amyntor. Hypochondrische Plaudereien. Neue Folge.

G. v. Genilleu, Leidenjen. Novellen.

Karl Gleibtreu, Napoleon I.

Heinrich Gutthunzt, Vier Novellen.

Otto Fuchs, Halbich. Erzählungen a. d. modernen Egypten.

Paul Kirsten, Zwirl-Dudenfing. Humoristisch. Roman.

Max Kretzer, Das bunte Buch. Aktuelle Geschichten.

Otto Roquette, Ueber den Wolken und andere Novellen. 3. Auflage.

G. von Suttner, Schriftsteller. Roman. 2. Aufl.

Erzählte Lustspiele.

Konrad Telmann, Weibliche Waffen. Roman.

Preis pro Band 3 Mk., eleg. geb. 4 Mk.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Zu Festgeschenken.

Aus der Hinterlassenschaft eines Schriftstellers werden unter der Hälfte des Ladenpreises verkauft: **Die Hohenzollern u. d. deutsche Vaterland.** Reich illustr. Prachtw. Folio. geb. München, 1861, neu 40 **M.** — **Bauernfeld,** Ges. Schriften. Wien 1873. 12 Bde. Hlbf. nebst **Blumauer.** Sämmtl. Werke. ill. v. Chodowiecky 1801, 4 Bände, und **Collin,** Sämmtl. Werke. Ill. 1812. Schön Leder. 3 Bände. Zusamm. 30 **M.** — **Goethe's** Italienische Reise. Illustr. v. Kahle. Berlin 1885. Reich ill. Prachtw. geb. neu 40 **M.** — **Wolfgang Menzel,** Gesch. der deutschen Literatur. Leipz. 75. 3 Bände. L.w., ferner: **Schiller,** Die Horen, eine Monatsschrift. 1795 bis 97, br. compl., schön, und **Klinger,** Sämmtl. Werke, Königsb. 16, 12 Lederbde. Zusamm. 40 **M.** — **Niebuhr,** Reisebeschreibung nach Arabien u. and. umlieg. Ländern, K. Kopenhagen 1778, ill. 2 schöne Lederbde. 20 **M.** — **Cornelius,** Oeuvres. Par. 65, 12 vols. Hlf. (Coll. du Prince Impérial) und **Lamartine,** Oeuvres poetiques. Par. 82, 4 vols. marocain. Zus. 50 **M.** — **v. Sybel,** Gesch. d. Revolutionszeit. 5 Bde. Hf. 30 **M.** — **Uriel,** Shakespeare's dram. Kunst. 2 Bde. Hf. 10 **M.** — **Reissmann,** Handb. d. Tonkunst. Berl. 82. L.w.; ferner: Derselbe, Gluck's Leben und Werke. Eleg. L.w. und **Kohl,** Musikerbriefe. Leipz. 67, L.w. 2us. 15 **M.**

Bestellungen gegen Postnachnahme durch Vermittlung der Expedition der „Gegenwart", Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

Julius Lippert,

Kulturgeschichte der Menschheit.

Verlag von F. Enke in Stuttgart.

2 Bände. gr. 8. geh. 20 Mk.
Eleg. in Halbfr. geb. 25 Mk.

Gediegenes Festgeschenk
empfohlen von d. gesammten Presse!

Auf jeden Weihnachtstisch gehört:

Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Riehl, W. H., Lebensräthsel. Fünf Novellen. Oktav. XVI u. 508 S. Brosch. M. 6.— Eleg. geb. M. 7.—

Inhalt: Damals wie heute. — Grabus ab Parnassum. — Fürst und Kanzler. — Am Quell der Genesung. — Die Gerechtigkeit Gottes.

Roquette, Otto, Cesario. Erzählung in Versen. Kleinoktav. IV u. 98 S. Elegant gebunden M. 2.50.

Greif, Martin, Konradin der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in fünf Akten. Oktav. VI u. 138 S. Brosch. M. 2.—.

Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München,
vormals **Friedrich Bruckmann.**

Neues vaterländisches reich illustrirtes Prachtwerk!

Kaiser Wilhelm und seine Zeit.
Von Professor Dr. **H. v. Kugler.** Illustrirt von ersten deutschen Künstlern (Bleibtreu, Grot Johann, Hünten, Menzel, Weiser, A. v. Werner u. a.). Mit vielen Textfamilie-Beilagen. Ein stattlicher Quartband. In farbenprächt. Einbande mit Goldschnitt. Preis 20 Mark.
Das Andenken an den unvergeßlichen Heldenkaiser „Wilhelm den Siegreichen" dauernd festzuhalten — sei dieses Werk dem großen Monarchen ein Denkmal in Wort und Bild.

Geschichte der Münchener Kunst im neunzehnten Jahrhundert.
Von **Friedrich Pecht.** Mit 40 Bilderbeilagen und zahlreichen Abbildungen im Text. Ein starker Lex.-Quartband. Eleg. geb. 20 Mk.
Eine in so anregender Weise geschriebene Geschichte dieses interessantesten Theiles der deutschen Kunst wird für jeden Kunstfreund eine der gediegensten Gaben bilden.

Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung!

Siebenmal prämiirt mit ersten Preisen.

Violinen,

sowie alle sonstigen Streichinstrumente. **Stumme Violine zum Studiren (Patent). Zithern** in allen Formen. **Guitarren** und Blasinstrumente. Schulen zu allen Instrumenten. Reparatur-Atelier. Billige Preise. Empfohlen von Wilhelmj, Sarasate, Léonard u. A. Ausführliche Preiscourante werden grat. u. franco zugesandt.

Gebrüder Wolff,
Instrumenten-Fabrik, **Kreuznach.**

Verlag von Gustav Engel in Leipzig.

Soeben erschien:

Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Ueberwegs

in seinen gesammelten philosophisch-kritischen Abhandlungen. Nebst einer biographisch-historischen Einleitung von

Dr. Moritz Brasch.

34 Bogen gr. 8°. Eleg. geheftet 8 Mk.

Festgeschenke. Nova.

Preise für Exemplare in Orig.-Einbänden:

Allmers, A., Dichtungen. 2. Aufl. M. 4.
— Röm. Schlendertage. 6. Aufl. M. 6,50.
— Marschenbuch. 2. Aufl. Illustr. M. 7,50.
Allmers-v. Dörnberg, Bilder a. d. Marschenmarschen. Lichtdruck-Prachtwerk M. 9, in Prachtmappe M. 15.
Appelt, Werther u. seine Zeit. 3. Aufl. M. 8.
Augier, Philiberte. Lustspiel. Bearbeitet von R. Fitger. M. 3.
Bulthaupt, Dramaturgie. 3. Aufl. *Lessing, Goethe, Schiller, Kleist. M. 6. **Shakespeare. M. 6.
Burns, Dichtungen. Deutsch v. **A. Laun.** 3. Aufl. M. 3.
Croon-Mayer, Liederborn. 2. Aufl. M. 4.
Droste's Kochbuch f. alle Stände. 2. Aufl. M. 2.
Engel, E.-D., Don Juan-Sage. 2. Aufl. M. 3,40.
Jütgert, Johannes Boll. Gedichte. 3. Aufl. M. 5.
— Winternächte. Gedichte. 3. Aufl. M. 5.
— Die Hexe. Trauerspiel. 5. Aufl. M. 3.
— Von Gottes Gnaden. Trauersp. 2. Aufl. M. 3.
— Die Rosen von Tyburn. Trauerspiel. M. 3.
Zeaier Silarius, Meinredsigt. 6. Aufl. Einleitung von **C. Stenk.** M. 2,25.
Hirsch, O., Ein Margentraum. Dichtung. M. 2.
Kaden, Tirol. Gypshguren. 2. Aufl. M. 6,50.
Kanzius-Benings, Junker Otto Ten Brook. Dichtung. M. 2.
Köhn-Siegel, Vom Oldenburger Hofstheater zum Dresdner. M. 4.
Murad Effendi, Oft u. West. Ged. 3. Aufl. M. 5.
— Rosdred. Chodja. Oom. Eulenspi. 3. Aufl. M. 3.
— Balladen und Bilder. 3. Aufl. M. 3.
Neumann-Strela, Thron u. Reich. 3. Aufl. M. 3.
Partisch, Sylvesterglockenklang. 2. Aufl. M. 2.
Poppe, Zwischen Ems und Weser. Land und Leute. M. 7.
Rittershaus, E., Buch der Leidensch. 3. Aufl. Prachtausgabe. M. 3.
— Aus den Sommertagen. 3. Aufl. Mit Portrait des Dichters von L. Knaus. M. 5.
Sparth, Samenkörner der Wahrheit. 32 Predigten. M. 8.
Stahr, Ad., Italien. 5 Theile. 4. Aufl. M. 18.
— Ostseebilder. 2 Theile. 3. Aufl. M. 7,50.
Stern, Ad., Wanderbuch. 2. verm. Aufl. M. 4.
Weitering, Aus der Kunstwelt des Mittelthums. Dicht. mit 8 Lichtdr.-Bild. 2. Aufl. M. 8.
Wichern, Am Wege. Christl. Skizzen. M. 1,50.
Volksbote. Volkskalender. 52. Jahrgang. Reich illustrirt. 50 Pfg.
Wolf, Dr. J., Von Banana zum Kiawuo. Afrikan. Forschungsreise mit Karte. M. 5.
Geschenklitteratur-Verzeichniß gratis.
Verlag: **Schuselsche Hofbuchh. Oldenburg.**

Verlag von **H. Reuther** in Berlin 80.

Das Weltproblem

und seine Lösung

in der christl. Weltanschauung.

Ein Beitrag zur Beförderung einheitlicher Weltanschauung und friedlicher Grundlage.

Allen Gebildeten gewidmet

von **Dr. Heinrich Rack,**
Pfarrer a. D. und Gymnasialoberlehrer.

527 S. 8°. Preis 5 Mk., eleg. gebunden 6 Mk.

Auf dem Hintergrunde eines — hier zum ersten Male — vollständig ausgeführten **Weltbildes** zeichnet der Verfasser, dessen Auffassungen mancherlei Neues bieten, eine **Weltanschauung,** die ebensosehr die **genuin-christliche** wie eine **kultur- und bildungsfreundliche** ist, und die, wie er zugleich nachweist, das **Weltproblem** besser als irgend eine andere bisher aufgestellte löst.

Hierzu drei Beilagen von Carl Reißner in Leipzig, Adolf Titze in Leipzig und Friedrich Vieweger in Berlin.

Redaction: Berlin S.W., Wilhelmstr. 67. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 50. Berlin, den 15. December 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter. Verlag von Georg Stilke in Berlin. Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Auswärtige Politik im Parlament. — **Literatur und Kunst:** Ungedruckte Briefe von Julius Mosen. Mitgetheilt von Adolph Kohut. — Die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Koburg. Von Bruno Gebhardt. — **Feuilleton:** Wiedergeboren. Novelle von Alexander Römer. (Schluß.) **Aus der Hauptstadt:** Von den Kunstausstellungen. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

Auswärtige Politik im Parlament.

In den Verhandlungen des Reichstags über den Reichshaushalt ist auch unsere auswärtige Politik durch den Abgeordneten Liebknecht zur Sprache gekommen, doch haben dessen Ausführungen einen so geringen Eindruck ausgeübt, daß man sich nicht einmal die Mühe einer Widerlegung gegeben hat. Im Interesse einer vornehmen Behandlungsweise und der ohnehin beschränkten Sessionszeit ist diese Zurückhaltung zu billigen; da jedoch die Behauptungen des socialdemokratischen Vertreters nicht nur in den Organen seiner Partei, sondern auch in auswärtigen Blättern theils ohne Commentar wiedergegeben, theils ernsthaft erörtert wurden, so erkennt man jetzt wohl den begangenen Fehler: daß keiner unserer Volksvertreter oder Niemand von der Ministerbank Herrn Liebknecht und seine Tragschüsse ad absurdum geführt hat. Seine schon in früheren Jahren wiederholte Erklärung, die Annexion von Elsaß-Lothringen sei ein politischer Fehler gewesen, weil in Folge dessen die unabläßige Gefahr eines französisch-russischen Bündnisses uns bedrohe, weckt die Gegenfrage: Würde diese Gefahr nicht ebenso gut bestehen, wie sie schon unter dem ersten und dritten Napoleon und unter den Bourbonen bestand, wenn wir unsere Grenze zu unserer unbetretreitbar größeren Sicherheit 1871 nicht vorgeschoben und seither befestigt hätten? Gerade die unleugbare Thatsache, daß ein französischer Angriff erst an dem Wogesenwall, an Straßburg und Metz sich den Kopf einrennen muß, ehe er die ehemals offene Rheingrenze erreicht und in wenigen Vorstößen mitten in Süddeutschland steht, hat nicht allein die Chancen, sondern auch die Gefahr eines solchen Angriffs verringert und zu unseren Gunsten umgewandelt.

Leider ist im deutschen Parlament eine weit zeitgemäßere Sache nicht zur Discussion gebracht worden. Wir meinen unser Verhältniß zu unserem Bundesgenossen Oesterreich-Ungarn, das unter der jüngsten Preßfehde ein wenig gelitten zu haben scheint. Die Unterjassungssünde des Deutschen Reichstags hat nun aber das österreichische Abgeordnetenhaus in einer seiner letzten Sitzungen gut zu machen gesucht. Wenn man den bei dieser Gelegenheit mit Loyalitätsflosken versehenen Tenor der Reden von Rieger und Gregr auf seinen Kern prüft, so findet man eben wieder die Bestätigung, daß die leider in Cisleithanien tonangebende slavische Strömung mit aller Kraft dem deutsch-österreichischen Bündniß entgegenarbeitet. Daß sie nicht ohne Erfolg in dieser Hinsicht wühlt, beweist auch so manches Moment in dem letzten Zeitungsstreit. Die neueste Erklärung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung", daß der gehäßige Ausfall der zwei „conservativen" Blätter auf österreichische Verhältnisse für die deutschen amtlichen Kreise eine ebenso unangenehme als unerwünschte Erscheinung gewesen sei, ist allerdings unzweideutig, aber — benutzt uns doch nicht.

Wir haben gleich nach der Kaiserreise an dieser Stelle angedeutet, daß in dem Verhältnisse der beiden Kaiserstaaten trotz aller Trinksprüche von Waffenbrüderschaft u. s. w. nicht Alles so war, wie es dem unbetheiligten Zuschauer schien. Die Verwunderung über den Ausbruch und die Heftigkeit der deutsch-österreichischen Preßfehde konnte daher von dem Eingeweihten nicht getheilt werden. Allerdings wurde die Vergewaltigung des Deutschthums in Oesterreich von unseren Officiösen eine Zeit lang seltsam begünstigt — das geflügelte Wort von den „Herbstzeitlosen" sei nicht vergessen —, aber seit der Kaiserreise kann gar kein Zweifel darüber sein, daß die Sympathie unserer leitenden Kreise nicht mehr auf der Seite des Taaffe'schen Systems ist. Gewisse politische Anordnungen in Wien waren damals übel vermerkt worden, auch unleugbare Differenzen zwischen dem österreichischen Ministerpräsidenten und dem deutschen Botschafter Prinzen Reuß mochten bewirkt haben, daß Graf Taaffe bei der Ordensverleihung übergangen wurde. Man weiß, was die echt „schwarzgelbe" Folge war. Statt des schon von den czechischen Blättern trübselig angedeuteten Umschwungs in der inneren Politik fiel der letzte noch aus dem liberalen Ministerium Auersperg stammende deutschfreundliche Minister, und in's Cabinet trat der czechisch und ultramontan gesinnte Graf Stjönborn, ein Gegner des deutsch-österreichischen Bündnisses. Aber noch nicht genug der in Wien geförderten Mißverständnisse. Damals und noch heute ist die österreichische Hauptstadt von einer großen Anzahl Pariser Agitatoren überschwemmt, die unter dem Namen harmloser Zeitungscorrespondenten auftreten, aber geschäftig Fühlung mit slavischen, ultramontanen und antisemitischen Kreisen suchen. Die Folge waren und sind noch verborgene Intriguen und offene Hetzereien, die in den Pariser Blättern erschienen und noch erscheinen. Dort werden die „Mißverständnisse" schadenfroh erörtert und der Bruch oder wenigstens die Nichtwiederernennung der Allianz verkündet und vor Allem das Lob des Grafen Taaffe und seines deutschfeindlichen Systems in allen Tonarten gesungen. In Berlin hat man für Pariser Stimmen besonders empfindliche Ohren, und es ist nicht unmöglich, daß die Anregung, der Graf Taaffe möchte doch seine Pariser Schildknappen von seinen Rockschößen abschütteln, von Berlin aus nahe gelegt wurde. In der That ließ denn auch der Graf durch das Wiener „Fremdenblatt" die vorlauten Pariser Panegyriker verleugnen. Aber dem streitbaren Verföhnungsminister bleiben ja noch seine eigenen Preßmamelucken. Da ist vor Allem Alexander Scharf, der Herausgeber der Wiener Sonn- und Montagszeitung, den wir schon vor Monaten als einen

Digitized by Google

Schleppträger Taaffe's bezeichneten, dessen allwöchentliche Schimpfartikel gegen Deutschland und das Bündniß unter dem „väterlichen Auge" des Premiers erscheinen dürfen. Nebenbei hatte dieser ein unscheinbares Wochenblättchen, das den bezeichnenden Titel „Schwarz-Gelb" führt und in ganzen 200 Exemplaren erscheint, zu seinem Sprachrohr gemacht, das denn auch richtig große Erbitterung in Berlin und die Alarmartikel der conservativen und nationalliberalen Blätter hervorrief. Erstaunlich ist nur, daß die deutsch gesinnten Zeitungen Wiens eine solche Entrüstung über die Berliner „Provocation" heuchelten. Ihr Loyalitäts-Uebereifer hat allerdings um so mehr Berechtigung, als eben das 40jährige Regierungsjubiläum des allgeliebten Kaisers Franz Joseph gefeiert wurde, und zwar nicht in prunkvollen Festen, sondern ganz im Geiste des trefflichen Monarchen, in Acten der Wohlthätigkeit. Def auf das Feuer dieser journalistischen Loyalität goß aber die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, welche die Gelegenheit ergriff, um den für die deutsch-freisinnige Partei schwärmenden Wiener Blättern Eins auszuwischen, was selbstverständlich den letzteren wieder Anlaß gab zu erklären, daß sie ihre liberale Gesinnung sich nicht von Berlin aus weghecretiren lassen. Aber auch die ungarischen Blätter, vor Allem der „Pester Lloyd", secundirten ihren Wiener Colleginnen. Man hielt sich an die offenkundigen Hetzereien und Verdächtigungen und stellte sich, als sähe man gewisse Unterströmungen und ihre Gefahr nicht. Es ist dies zumal von der liberalen Wiener Journalistik um so unbegreiflicher, als hier eine gute Gelegenheit gegeben war, einen Sturmlauf gegen die Stellung des Grafen Taaffe zu unterstützen. Bloß die „Deutsche Zeitung" verstand ihre Aufgabe.

Hinter den Coulissen der großen Politik ist jedenfalls etwas Bedeutsames vorgefallen, was in Berlin unangenehm berührte, denn das System Taffe datirt ja mit seiner Staatsgefährlichkeit nicht von gestern. Sollte die von Pfener mit Belegen constatirte Zurückdrängung des deutschen Elementes nicht mehr nur in der Verfassung, wie bisher, sondern auch in der Armee in Berlin übel vermerkt worden sein? Wahrscheinlicher ist, daß man hier Wind davon bekommen, daß jene starke Partei am Wiener Hofe, welche 1866 nicht vergessen kann, mit der französischen Regierung liebäugelte. Daß Graf Taaffe angegriffen wurde, spricht dafür, daß er selbst diese Gegenströmung leitete oder wenigstens begünstigte. War das die Revanche für seine Nichtdecorirung? Daß in sehr bedauerlicher Weise der österreichische Kronprinz hineingezogen wurde, beruht schwerlich auf genauen Informationen, sondern entspringt mehr instinctiven Regungen. Mit Unrecht. Wer da weiß, mit welcher Schwärmerei der Kronprinz seinen Vater verehrt und bewundert, wird über den Versuch der deutschen Officiösen lächeln, den Sohn gegen den Vater auszuspielen. Wir glauben nicht, daß Kronprinz Rudolph, dessen politische Liebhabereien überhaupt bisher keine bestimmte Richtung genommen haben, der Jagd, der Schriftstellerei u. s. w. untreu geworden, um die officielle Politik zu durchkreuzen. Wir glauben im Gegentheil zu wissen, daß er kein Freund der Taaffe'schen „Versöhnungspolitik" ist, und, wenn er an die Regierung käme, mit den Deutschen zu regieren versuchen würde. Den Thronerben nun gar als einen Feind des deutsch-österreichischen Bündnisses hinzustellen, war in jeder Beziehung verwerflich. Ob zwischen ihm und dem jetzigen deutschen Kaiser die frühere herzliche Freundschaft nicht mehr besteht, entzieht sich natürlich unserer Kenntniß. Auf die in Wien und in Pariser Blättern herumgetragenen angeblichen Aussprüche des Kronprinzen Rudolph legen wir als Klatschereien gar kein Gewicht, und auch die neueste Intimität desselben mit dem Prinzen von Wales, der bekanntlich ebenfalls vor dem Besuch unseres Kaisers aus Wien verschwand und gleich darauf nach dessen Abreise wieder erschien, dünkt uns nicht von symptomatischer Bedeutung. Durchaus sicher ist, daß an der absoluten Bundestreue Kaiser Franz Josephs nicht gezweifelt werden darf. Gerade anläßlich seines Regierungsjubiläums konnte man es wieder betonen, daß er stets der loyale und feste Freund seiner Freunde gewesen ist.

Der Alarmschuß in den Berliner Officiösen war vielleicht mehr darauf berechnet, gewisse Neubildungen abzuschrecken und zu vereiteln. Daß Graf Taaffe nach dem Kaiserbesuche weniger als je ein Gönner der deutschen Regierung und seine aufrichtige Stütze der Allianz ist, kann als echt menschlich bestimmt angenommen werden. Die Zeitungsfehde sollte ihm vielleicht nur sagen, daß man in Berlin stets auf dem Lauenden sich hält. Eine Einmischung in die innere Politik unseres Bundesgenossen, wie die österreichischen Blätter und der Czeche Rieger emphatisch declamirten, liegt den Berliner Officiösen und ihren Hintermännern fern. Es sprechen aber alle Anzeichen dafür, daß man in Berlin maßgebenden Orts das System Taaffe als eine Gefahr nicht nur für die Schlagfertigkeit der österreichischen Armee und ihres nothwendigen deutschen Kittes betrachtet, sondern auch der Allianz nicht für zuträglich hält. Der Reichsrathsabgeordnete Dr. v. Pfener hat in der Wehrgesetzdebatte von neuem die unlöslichen Widersprüche zwischen der äußeren und inneren Politik Oesterreichs schlagend aufgezeigt mit den Worten: „Wir haben ein Bündniß gegen Rußland und treiben im Inneren eine slavifirende Politik; wir haben ein Bündniß mit Deutschland, und im Inneren werden die Deutschen überall zurückgedrängt; wir haben ein Bündniß mit Italien, und die Regierung stützt sich auf die Ultramontanen, die geschworenen Feinde Italiens." Wenn die österreichische Regierung nicht umkehren will, so kommt entschieden der Tag, wo die deutsche Regierung freundnachbarlich darauf aufmerksam macht, daß sie einen Alliirten braucht mit deutschem Geist und deutschem Commando und daß sie die Intriguen der Czechen, Polen und der Taaffe'schen Clique mit den Franzosen u. s. w. als einen Vertragsbruch ansieht.

Ganz unverständlich ist uns die Haltung der ungarischen Preise, die in den Wiener Chorus einstimmte. Sie hat doch früher öfter eingestanden, daß das Bündniß mit dem Deutschen Reiche für den ringsum und im Inneren von Slaven bedrohten ungarischen Staat eine Nothwendigkeit sei. Weshalb heut sie nun auch gegen die deutschen Journale? Das von Rieger mit Empörung citirte Wort der „Wolfschen Zeitung", daß Oesterreich entweder mit Deutschland gehen oder nicht sein werde, hat vor Allem für den ungarischen Theil der Monarchie Geltung. Statt dessen droht der „Pester Lloyd" damit, daß „die österreichische Monarchie sich zum Mittelpunkt einer deutschfeindlichen Opposition machen könne, da sie von Frankreich durch keinen natürlichen Gegensatz getrennt werde, und sich in das russische Bündniß durch Zugeständnisse im Orient einkaufen könne". Das ungarische Blatt mag sich nicht unnöthig aufregen. Weshalb sollte sich Rußland mit Oesterreich in die Türkei theilen, wenn es von Deutschland, das keine Interessen im Orient hat, ganz freie Hand erwirken könnte? Und da auch in Italien die Freundschaft mit dem österreichischen „Erbfeind" wenig populär und eigentlich mir eine Meisterleistung unserer übergenauen Staatskunst ist, so wäre ein neuer Dreibund von Deutschland, Italien und Rußland die nothwendige Folge einer österreichischen Unverläßlichkeit. Damit wollen wir nur sagen, daß der Kaiserstaat auf unsere Bundesgenossenschaft viel mehr angewiesen ist, als wir auf die seinige. Falls man in Wien fortfährt, den unsicheren Cantonisten zu spielen, so wird jene Erkenntniß ohne Zweifel einen thatsächlichen Ausdruck finden müssen, wenn auch zum tiefen Bedauern des deutschen und deutsch-österreichischen Volkes.

Literatur und Kunst.

Ungedruckte Briefe von Julius Mosen.

Mitgetheilt von Adolph Kohut.

Neuerdings ist auf's Neue die Aufmerksamkeit auf Julius Mosen, den Dichter des „Ahasver" und „Kaiser Otto III.", gelenkt worden. In Plauen im Vogtlande, seiner von ihm so geliebten sächsischen Heimath, ist ihm von der Meisterhand des Dresdener Bildhauers Gustav Kietz, des Schöpfers des

Digitized by Google

Uhland-Denkmals in Tübingen, ein prächtiges Standbild errichtet worden, und bei dieser Gelegenheit erinnerte man sich des vielseitig begabten Mannes, der trotz seines Jahre lang dauernden Siechthums — er lag gleich Heinrich Heine an der Rückenmarksschwindsucht darnieder — sowohl als Lyriker wie als Novellist und Dramatiker so manche ausgezeichnete Schöpfung geboten. Seine in acht Bänden erschienenen „Sämmtlichen Werke" zeigen ihn als Lyriker von der tiefsten Innerlichkeit; eine zartbesaitete Natur mit feinem Verständniß für das geheimste Naturleben, war Mosen dennoch von so frischer Volksthümlichkeit, daß eine Reihe seiner balladenartigen Gedichte, wie „Die letzten Zehn vom vierten Regiment", „Andreas Hofer" und „Der Trompeter an der Katzbach" in den Mund des Volkes übergingen. Seine „Bilder im Moose" sind wahrhaft köstliche novellistische Stimmungsbilder, sie enthalten Meisterstücke voll idyllischen Hauchs und zartester Färbung, und auch als Dramatiker ragt er hervor, wenn sich auch an ihm der verhängnißvolle Irrthum der jungdeutschen Schule, daß das Drama neue Grundlagen haben müsse, schwer rächte, indem er das rhetorische Element auf Kosten der dramatischen Gestaltungskraft bevorzugte und dadurch die Wirkung auf der Bühne sich zum großen Theile verscherzte.

Immerhin erscheint Julius Mosen als einer der eigenartigsten und hervorstechendsten deutschen Dichter in den Jahren 1830—1860, und er verdient es, daß ihm nicht allein ein Denkmal aus Erz, sondern auch eins in der Literatur gesetzt werde. Wir geben im Nachfolgenden eine kleine Serie von bisher nicht veröffentlichten Briefen Julius Mosen's, die sammt und sonders an Gustav Kühne, den letzten vom „Jungen Deutschland", gerichtet waren. In diesen vertraulichen Zuschriften prägt sich die ganze vornehme und ideale Gesinnung, die Begeisterungsfähigkeit für alles Schöne und Edle, aber auch die ganze literarische Zeitströmung der jungdeutschen Schule so klar und markant aus, daß diese Briefe nicht bloß ein literarisches, sondern auch ein culturhistorisches Interesse beanspruchen können.

Der Briefwechsel erstreckt sich vom Jahre 1835 bis 1850. Der am 8. Juli 1803 geborene Mosen ließ sich 1834 als Advocat in Dresden nieder und lebte hier ein volles Jahrzehnt; 1844 folgte er einem Rufe als Dramaturg nach Oldenburg, wo er am 10. October 1867 starb. Mit Gustav Kühne, dem Herausgeber der „Zeitung für die elegante Welt" und des „Europa", schloß er bald Freundschaft, und in seinen Zuschriften an seinen Freund und Genossen gibt er sich ganz ohne Rückhalt und spricht sich über die wichtigsten literarischen Fragen seiner Zeit aus.

Diese Briefe mögen nun in chronologischer Reihe hier folgen.

I.

Dresden, am 22. Mai 1835.

Unter meinen Subscribenten finde ich Ihren Pflegesohn, Karl Beck*), mit verzeichnet. Ich habe seine „Gepanzerten Nächte" gelesen, welche mir der Form nach nicht so gefallen haben, wie seine Sonette in Ihrem Blatte. Er ist da in seinen Gleichnissen unplastisch und ertravagant. Diese müssen immer nothwendig und sinnlich greifbar sein, wie wir von den göttlichen Griechen am Besten lernen können, sonst wetteifern wir zu bald mit dem unermüdlich vergleichenden Lohenstein. Sobald die Poesie den plastischen Moment verliert, geräth sie in Verfall. Ihr, welchen die Kritik anvertraut ist, müßt darauf sehen. Lassen Sie Beck die Recension Börne's über das Bild von Howwald in seinen dramatischen Aufsätzen lesen. Dort findet er hierüber ganz gesunde Gedanken. Ich setze voraus, daß Sie meine Ansichten über die bedeutendern Erscheinungen in der Literatur so sinnehmen, wie ich sie aussprechen mittheile. So mache ich unter den sogenannten politischen Gedichten einen Unterschied zwischen denen, welche dem Moment des Lebens, und denen, welche der Geschichte angehören. Geschichte nenne ich unter den Ereignissen nur das, was an und für sich, wie im Zusammenhange mit dem großen Gesammtleben der Menschheit eine Bedeutung hat. So nenne ich die Heerschau in Kalisch politisch, aber nicht historisch, wogegen die große Fürstenzusammenkunft bei Napoleon in Dresden vor seinem Zuge nach Rußland einen historischen Moment hat. Solche historische Momente, ob sie Thaten oder Gedanken sind, muß der Dichter erfassen. Sie der Dichter selbst den höchsten Punkt seiner Zeit in seinem poetischen Dasein ausprägt, ebenso muß er mit tödtlichem Ernste die Zwischen- und Nebenfragen von sich abweisen — er muß das historische Gewissen, aber nicht politisch, im engeren Sinne des Wortes, sein. Ein äußeres Kennzeichen, ob ein solches Gedicht historisch ist, finde ich in der Nothwendigkeit seiner Form, denn alles Göttliche offenbart sich als eine solche.

II.

Seit wir uns nicht gesehen haben, hat sich wieder ein drei Monate breiter Zeitraum zwischen uns geworfen, ich darf hoffen, ohne uns getrennt zu haben. Ich mußte ebenso lange ein grobkörniges Gewand der Buße unter dem decorirten Obergewande tragen, denn ich war zur Abwechselung unpäßlich. Woher das Alles kommen mag, weiß Gott! Von einem sich geistig Aufreiben kann es nicht kommen, da ich einen wahren Cultus geistiger und leiblicher Trägheit mir gemacht habe. Muß doch selbst meine Muse mit der Peitsche mich zwingen, vor dem Volke zu singen.

Diesen Volk! Wie sang' ich's an, es lieben zu lernen? Wie machen es Frauen, daß sie ihre dumpfen, mitternächtlichen, biertrunkenen Männer lieben können? O, ich habe erst jetzt das Göttliche, Erhabene des Hasses kennen gelernt! Man muß die brutale Gegenwart hassen lernen, um die Zukunft lieben zu lernen. Ich weiß, Sie sind derselben Meinung. Wir halten jetzt alle unsere „Quarantäne im Irrenhaus'".*) Die Auflösung der Hegel'schen Philosophie darin hat mir immer gefallen. Dieses Systems streift allerdings so nah zwischen Irrthum und Wahrheit hin, daß man sehr ruhig sein muß, um nicht irre zu werden. Mir scheint Hegel nicht begriffen zu haben, daß, je mehr ein Wesen individuell wird, desto mehr auch dem Absoluten sich nähert. Das Christenthum, welches ganz auf die Vernichtung des Individuellen gerichtet ist, fällt hier ganz mit dieser Doctrin zusammen. Ich halte für richtiger, wenn man sagt, das Individuelle sei auch das Wahre. Ein Winkelried, welcher sein Individuum löst bis zum Bewußtsein seines ganzen Volkes steigert und sich die Speere in die Brust drückt, ist in demselben Augenblicke auch ein absoluter Gedanke. Alle anderen Dinge sind werthlos nur Embryone künftiger Dinge.

Die neueste Weltreligion wird diesen Gedanken sich zum Grunde legen müssen — das höchste individuelle Bewußtsein (Egoismus) in höchster Aufopferung . . .

Hier, wie in allen Residenzen, ist man todmüde. Ein Leben ohne Geschichte ist ein Seelenfarben. Mir ist nichts entsetzlicher, als Menschenfesten zu sehen, welche verstarrten und vergehen, auf einig, während die wohlgemästeten Leiber noch behaglich spazieren gehen. Welchen Gest . . . wird es geben, wenn die Weltgeschichte die Körbe mit faulen Tieren einmal umkürzt! In einer solchen Zeit wird das Beste beschmutzt werden. Wir graut vor dieser Zukunft!

Haben Sie die Vorrede zu neuen Ausgabe des Buchs der Lieder von Heinrich Heine gelesen? Er liegt dort im Satze und spricht noch! So jung und schon so alt! — Bei Gott, ich fühle noch eine ganze Ewigkeit voll Jugend in meinen Adern, obschon ich mich mit Unpäßlichkeiten plagen muß. Man muß sich nicht fürchten, zuvor emporzusteigen wie der Wolkenhimmel haushoch und mit vollen Händen Blitze und Regenglitze herabzuschleudern. Wer nicht über die Gegenwart emporsteigen und in die Zukunft hineingreifen will, der ist verloren in den Schlammwogen der Zeit.

Dresden, den 2. Januar 1837.

III.

Wenn wir aus der Brandung dieser Zeit die Poesie retten wollen, so müssen wir nicht anstehen, mit aller Kraft an das Werk zu gehen. Es wird und wenig gelohnt sein, wenn wir mit der Lampe ewig um Schiller und Goethe herumgehen, mehr wird es nützen, wenn wir dem Leben recht frisch in's Auge sehen und dem goldenen Faden der Poesie nachspüren, der es zusammenbindet. Ich weiß, daß Sie meiner Meinung sind. Bersen wir alle Kraft auf diesen Punkt, so wird schon etwas Tüchtiges fertig werden! Lassen wir nur erst in unsere Seelen die Flammen des Lebens und der Leidenschaft schlagen und damit das Erz schmelzen, bis es wie Wasser fließt, dann wird ein guter Guß fertig in jeglicher Form. Rede ich nicht, als säße ich mit bei Vorthagen von Uns[e]? . . .

Dresden, am 20. April 1837.

*) Karl Beck, der bekannte Dichter von: „Nächte, gepanzerte Lieder", „Janko, der ungarische Roßhirt", „Still und bewegt" ꝛc.

*) Ein Roman Gustav Kühne's.

Digitized by Google

IV.

. . . Ich freue mich darauf, Willkomm*) kennen zu lernen, denn aus Allem, was ich von ihm gelesen habe, glüht eine warme Seele heraus. Steht und sonst nichts im Wege, so müssen wir jüngeren Poeten und Schriftsteller und die Hände reichen, damit der Eine am Anderen erstarke. Ein solches Hineinleben zu einem Ziele ohne Eiterei und Lobeserhebungsauflosit kann nur fördern. Wir müssen und nicht verbeißen, daß es unsere Aufgabe ist, die Poesie in dieser Zeit zu retten und in ihr die Ehre der Nation, wenn nicht, wie ich jedoch glaube, zugleich in der Poesie die Seele der Nation. Wir dürfen nicht auch den Augen verlieren, daß nicht die Gegenwart, sondern die Zukunft der Hintergrund ist, auf welchen wir Figuren, Farben und Leben bringen müssen. Goethe und Schiller hatten es besser — ihnen diente die Gegenwart — die französische Revolution —, ohne daß sie es selbst wußten, zur Folie. Welches große Ereignis niveliirt jetzt die Poesie und schützt sie vor den unsittlichen Hofleuten und Diplomaten? Was ist der Moment, der poetische, in der Gegenwart? Die Freude, die Sinnenlust, mit Tanz und Wechtmist auf einem Sclavenschiffe; der Rausch der Verzweiflung! — Das hat daß „Junge Deutschland" allerdings ausgesprochen, dieser Moment ist aber und kann nicht der ewige sein, welcher der Poesie zum Grunde liegen muß. Man muß stark genug sein, das Publikum, welches durch Ketten und Gefangenschaft wie ein Römer, auch wenn er wieder heimkehrte, dennoch die capitis deminutio erlitten hat, aus den Augen zu setzen, und freilich und stolz genug, in den munteren Jungen, die sich noch auf der Straße herumjagen, die zu suchen, für welche wir die Saiten angeschlagen haben! Das ist mein Katechismus, wollen Sie ihn annehmen oder doch wenigstens gelten lassen? . . .

Dresden, am 7. August 1837.

V.

. . . Ist es möglich, eine neue Literatur zu erschaffen, so müssen wir es nicht scheuen, die verhüllten Rhythen des Volkes mit ehernen Händen aus dem Chaos empor zu heben, um ihnen einen neuen Himmel auf die Schultern legen zu können. Ein Volk, das sich nicht zu einem götterstrotzenden Titanen emporarbeiten kann, wird nie in den ersten Reihen der Weltgeschichte gehen werden. Eine Hand ist nur schön, wenn man in ihr die Kraft zu einer Faust ahnen kann.

Wie zeigt die Literatur sich, werde ich meinen Weg, den ich so einsam und freundlos begonnen habe, wohl ebenso fortsetzen müssen. Ich sehe ein, daß ich vielleicht nur dann verstanden werde, wenn das Schicksal mir gönnen wird, meinen Kreislauf zu vollenden. Dem Ruhme der Zeit kann ich nicht nachjagen, selbst wenn ich wollte. Ist es nicht genug, daß man sich ganz fühlen lernt? Ist es nicht ein unermeßliches Entzücken, sein eigenes Selbst zu einem Götterbafein, zu einem unsterblichen Ebere auszuarbeiten? Wie Wenigen ist Hammer und Meißel in die Hand gegeben, um aus dem starren Marmorblocke ihres Lebens ein Bild zu meißeln! Ja, es ist genug, wenn man überhaupt etwas aus sich fertig machen kann, und wäre es auch nur ein Scarabäus. — Ich bin so von Ahnungen einer großen Zukunft, von dem nahenden Sturme mit Ungewitter in die dumpfe Stickluft und das Verderbnis des Daseins durchdrungen, daß ich ich mich oft wie ein Sturmvogel um das Schiff der Zeit drehe! Es wird Nacht, bester Freund! Ich sehne mich in dieser Dämmerung, wo ich keinen Buchstaben mehr sehen kann, nach Luft und Licht! Schreiben Sie einmal und behalten Sie lieb Ihren Freund

Dresden, am 26. April 1838. Julius Mosen.

VI.

. . . . . Sie fragen, was ich zu dieser Zeit schaffe? Da ich nur ein Mittel kenne, sich aufrecht zu erhalten in diesen Tagen eines scheinbaren Zusammensinkens, so wende ich es auch mich an. Es ist die Geschichte, welche ich als Stahlbad gebrauche. Es muß dahin kommen, daß jeder Einzelne sich als Theil derselben, als Product und Producenten zugleich lebendig empfindet. Die Weltgeschichte wird die Bibel der neuen Zeit sein. Sie als ein fortlebendes und fortstrebendes Ganzes bis zum Bewußtsein ihrer selbst im Individuum kennen zu lernen, dahin strebt im dumpfen Drange die ganze Zeit. Welchen Mann man auch dieser Bewegung geben und wie der Einzelne sie auch auffassen wird, sie liegt doch hier der neue Keim der gewaltigen Zukunft. Diesen wachsen zu sehen in der gegenwärtigsten Stunde und seine zarten Wurzeln bis zu den Untiefen der ältesten Zeit hinunter verfolgen zu können, das ist meine Seligkeit oder mein letzter Trost . . .

Dresden, am 24. Juli 1839.

VII.

. . . Dieser Theaterabend*) war eine Schlacht, welche gegen die ganze alte Perrückenwelt geschlagen wurde und wie unendlich prächtig! — Neugierde, Ebeilnahme, selbst Neid und Mißgunst hatten das Theater so voll Menschen gefüllt, daß es von unten bis oben hinaus ein einziges hundertmaltausendäugiges Ungeheuer zu sein schien; darunter waren wenige Freunde, und diesen waren aus Rücksicht auf das Publikum die Hände gebunden. Außer den literarischen Cliquen waren die gesährlichsten: die Aeltern, höheren Beamten — die Antonio's, welche so viel Mühe und Schweiß im Dienste des Staates vergeudet hatten und nun — einem jungen Novocaten, der nichts ist, nichts hat und nichts sein wird, den Schatten eines Baumes gönnen sollten. Viele hatten ehrlich und offen erklärt, das Stück durchhalten zu lassen; andere gingen heimlicher zu Werke und bedauerten im Voraus das Schicksal des Werkes. — Das war die feindliche Armee. Von der Cavalierie der auswärtigen Freunde verlassen, blieb mir nur die Artillerie.

Aber — ohne Gleichnis! Wie waren meine Schauspieler an diesem Abende begeistert, und welches Spiel, zu dem ich durch gehörig angebrachte Zurufe anregte, entwickelten die Meisten! Außer dem Regisseur war keiner ihrer Obern vorhanden (der Intendant feierte seinen Geburtstag, Tief war unwohl u. s. w.) — so stand ich allein mit ihnen. Wie dem ersten Paukenschlag, der das Stück einleitete, verbreitete sich in dem vollen Hause eine wirkliche Todtenstille — dann, der Vorhang in die Höhe — Ende des ersten Actes — still — zweiter Act — still — zwei, drei Hände wollen sich rühren, sie sind schnell ruhig auf das erste: „Bis"; aber die Erwartung war so groß, daß auch in den Zwischenacten, selbst wenn die Musik schwieg, kein Nachbargespräch, auch nicht in den Logen der haute volee sich regte — so bis zu Ende der Rede am Sarge, wo ein Bravo durch die Menge ging — ohne Klatschen — der Vorhang fiel beim dritten Act — noch einige Pausen still — auf einmal war das Publikum entschieden; es rief die Darsteller der Hauptrollen — Boetsicher, Bauli und Demoiselle Berg. Nun begann der Feind zu wanken; im zweiten Act wurden seine Linien überall durchbrochen; die meisten gingen mit Ringendem Spiele, wie die Sachsen bei Leipzig, zu den Siegen über, und der fünfte Act entschied das Glück des Stückes. So streng und argwöhnisch das Dresdener Publikum sich war, so ungezügelter Jubelruf begrüßte mich jetzt, als ich auf anhaltendes Rufen vortrat.

Alle diese Momente hätte ich so gern getheilt mit einem meiner gleichstrebenden Freunde; nun rief ich allein über das gemeinsame Feld und nahm einsam Besitz davon im Namen der neueren Literatur . . . Ich habe mich immer und gern als einen Einzelnen in der Schaar Gemeinsamstrebender betrachtet, mich würde es schmerzen, wenn ich allein stehen sollte. Ich muß um mich her bewegtes, pulsirendes, banales Leben haben, wo alle Leidenschaften groß und schön werden, — denn vor Allem ist mir zuwider das egyptische Hinbrüten, welches ich doch überall bei den Deutschen finde. So lange sie nicht eine breite Brust, helle Augen und elastische Glieder bekommen, so lange sie nicht hellenisches Leben erhalten, werden sie auch nicht frei werden, keine Helden und Heroide des warmblütigen Lebens . . .

Am 4. September 1839.

VIII.

. . . Sie erhalten hier eine Abschrift des Trauerspiels, ich zweifle jedoch sehr, ob es in Weimar, wo man gottlos, sakrilisch die Bühne herunter gebracht hat, besetzt und mitbin gegeben werden kann. Eben dort ich, daß unser Schauspieler gleichen Namens, welcher den Eckart von Meißen gegeben hat, vom Schlage getrübt werden und todt ist! Was ist das Leben für ein wunderbar schnell dahin rauschender Traum! Denken Sie, daß ich unseren Weymar erst vor einigen Tagen in voller Jugendkraft auf der Bühne in der ritterlich deutschen Rolle dahinschreiten gesehen habe mit ehernen Schritten, und jetzt liegt er kalt und ausgestreckt. Mir wird oft ganz eigen und ernst zu Muthe. Zwei Tage vorher hatte ich erst die Nachricht erhalten, daß einer meiner Jugendgespielen aus meinem Dorfe, ein Componiertalent, in Leipzig Gift genommen und gestorben sei, und heute sauft schon wieder an meinen Künstlern vorüber das graufe

*) Ernst Willkomm, geboren 1810, gestorben am 24. Mai 1886; Dramatiker, Novellist und Publicist.

*) Es handelte sich um die erste Aufführung des Dramas: „Kaiser Otto III."

Digitized by Google

Schicksal. Da werden Tragödien von selbst fertig, wenn man Augen und Herz hat. Hinweg mit diesen Fledermäusen, diesen düsteren Gedanken! Ich könnte noch manches Eisblick an Ihr warmes Herz legen! Sie sollen aber damit verschont sein! — Lassen Sie uns mit hellen Augen in das Leben hinausschauen, so lange es uns noch vergönnt ist; — alles, was uns die Sterne umnebelt, streifen wir mit umgekehrter Hand von der Stelle, und seine grieggrämliche Kleinigkeit soll uns das schöne Gleichgewicht der Seele stören. Wir wissen auch im Sturm wie echte Piloten ein frisches Stückchen dem brüllenden Wind entgegenpfeifen, doch mit aller Besonnenheit steuern dem grünen Eiland entgegen.

Dresden, den 21. October 1839.

IX.

Wie glücklich seid Ihr Anderen alle, Ihr habt alle nun Publikum, nur ich habe keins. Ich komme wieder mit einer Tragödie, in deren Adern ich Feuer und heißes Blut gegossen, der ich saß zwei Jahre meines Lebens geschenkt habe, — und nun frage ich nach dem Publikum und sehe es nicht! — Was könnte ich für Klagelieder singen, so daß ich zum Verwechseln wäre mit Jeremias, den Bendemann so hübsch abgemalt hat! Voriges Jahr war der Jude, welcher ihm dazu als Modell diente, hier in Dresden, denn er reiste aus Speculation als Prototyp der Düsseldorfer Schule und trauriger Jude aus einer Stadt in die andere. Wenn ich diesen ehrwürdigen Greis sah, welcher auf Commando ein himmlisch verklärtes Gesicht — oder ein gärtnerndes Johannesantlitz — oder einen grauenvoll brütenden Rhabner vormachte —, so hätte ich ihn und diese Zeit umarmen können, wo Alles gemacht wird auf Bestellung: Kunst, Poesie, Freundschaft und Liebe. Warum bin ich ein Narr und mache eine Ausnahme? — Weil es meiner Natur bequemer ist, und weil ich keine Freude habe an den Kunststücken, welche die dressirten Pudel wohlfeil genug der Welt vormachen; dazu gehören auch die reisenden Virtuosen, welche ohne Redensart über ihre eigenen Pfoten springen.

Dresden, am 4. Mai 1840.

X.

. . . Vor acht Tagen habe ich die goldene Ringfessel der Ehe mir anlegen lassen und wünsche herzlich, daß Sie mit Ihrer holden Braut bald meinem Beispiele folgen möchten. Wenn die Täuschungen der Jugend zerrinnen und die Ideale vor dem zitternden Herzen zurücktreten, muß man sein Haupt an eine treue Brust legen können, um nicht zu erstarren in Haß und Hohn . . .

Ich stehe, vielleicht durch eigene Schuld, wunderlam isolirt in der Welt da. Man muß sich daran gewöhnen, unter einem Volke, das seine Tribunen verrathen und verleugnet hat und dem Abgrunde zustürzt, still zu dulden. Ich erschrecke vor der Ideenlosigkeit der Menschen in diesen Tagen. Gott hält ihnen die Hände vor die Augen, während der Nachen dieser Zeit pfeilschnell dem verderblichen Wasserfalle zueilt. Welch ein Loos, mit Posaunenklängen diese Fahrt zu begleiten! . . .

Dresden, am 11. Januar 1841.

XI.

Kuranda*) hat mir die schöne Botschaft von Ihrem glücklichen Tag überbracht, welcher Sie mit Ihrer Braut für immer verbunden hat. Ich wünsche, daß Ihnen aus Ihrem Bunde so viel inneres Glück hervorblühen möge, wie mir täglich und stündlich. Die Aufgabe ist so groß und schön, eine geliebte Seele ganz glücklich zu machen; jedes echte Weib ist ein Räthsel, das nur die Liebe lösen kann, das aber immer seiner sich verschlingt und immer zarter gelöst sein will. Wie die Liebe das ganze Leben ausfüllen kann, ist mir jetzt erst offenbar geworden. Zuweilen kommt sie mir vor, als wäre sie vor der Ehe eine Aeolsharfe, welche von selbst in milden Accorden im Luftzug klingt, in der Ehe ist sie eine Laute, reich an unermeßlichen Melodien für die Hand, welche sie zu rühren versteht. Wie der Dichter in jedes Wort ein Stückchen Seele legen soll, so der Mann in jede Nüance des Zusammenseins mit dem geliebten Herzen, wenn er seine Aufgabe lösen will.

. . . Plato, der Kirchenvater der Liebe, hat immer Recht, wenn er die Liebe des Weibes die Ergänzung des Mannes nennt. Seitdem meine Liebe ein Doppeltes geworden ist, fühle ich erst, daß ich wirklich lebe. Früher hatte ich nur eine Zukunft, jetzt auch eine Gegenwart; denn nur in der Ehe ist der Mann an das warme Dasein geknüpft, mit der Anwartschaft auf ein fortlebendes Geschlecht, durch welches er das wundersetige Gefühl der irdischen Unsterblichkeit erringt.

Dresden, am 10. Juni 1841.

XII.

. . . Wie gefällt Ihnen die neue römische Erfindung: Vegetabilien zu verteinern, ohne daß sich Form und Farbe derselben verändert? Der Erfinder hat sein Experiment auch an Todten gemacht und sie richtig versteinert. Wie wohlfeil wird nun Deutschland seinen berühmten Männern Statuen setzen können! Man läßt sie eben mit der gehörigen Tinctur bestreichen und die Statue ist fertig. Es wird nun nicht heißen: „gestorben da und da", sondern „versteinert da und da".

Ich fürchte zuweilen, in den deutschen Zuständen ohne Tinctur zu verteinern oder verrückt zu werden, wenn mir im Ernste Dresden vorkommt wie eine gläserne Perrücke, und Berlin wie ein in Rosenwasser getauchter Haargopf, um mit Hülse Hengstenberg's vorläufig zu werden. Grüßen Sie mir tausendmal die ganze, fröhliche, närrische Welt!

Dresden, am 31. März 1842.

XIII.

. . . Sie sind jetzt in Berlin, wie die Zeitungen und meine Freunde mir melden. Ich fürchte sehr, daß Sie sich enttäuschen werden, sind Sie mit irgend einer Illusion dahin gekommen. Wenn die Geschichte einen Schritt vorwärts rücken soll, ist es nöthig, daß die Ideer der Gesammtheit ein Genie aus sich herauswehen kann, welches das Wort zum Fleisch macht. In Preußen ist aber schon bei den Landtagswahlen dafür gesorgt, daß kein Genie sich in die Ständeversammlung verirre. Wie sollen alle diese Mittelmäßigkeiten etwas anderes fertig machen als Mittelmäßiges, wenn nicht Geringeres? Das neue Deutschland wird in Amerika zur Welt kommen — nun ist es all geworden, und die Aussicht, daß der brutlose Pöbel es convulsivisch verjüngern werde, ist mehr die Hoffnung der Verzweiflung, als zuversichtlich gefunder Glaube. Ich kann nichts Besseres thun, als im Dienste des Guten und Schönen auszuharren, so weit nur noch meine Kräfte reichen.

Oldenburg, am 29. April 1847.

*) Ignaz Kuranda, öfterr. Publicist, geboren 1. Mai 1812 zu Prag, gestorben 4. April 1884; bekanntlich war er Begründer der „Grenzboten".

Die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Koburg.

Von Bruno Gebhardt.

Ein Jahr ist es her, daß wir an dieser Stelle den ersten Band der Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernst von Koburg-Gotha anzeigen durften, ein Jahr, so reich an schmerzlichen und inhaltsschweren Ereignissen, unter deren beständiger Nachwirkung wir noch immer stehen, daß das Interesse an der Geschichte einer vergangenen, wenn auch noch verhältnißmäßig naheliegenden Zeit dadurch geschwächt wird. Um es von Neuem lebhaft anzuregen, ist der vorliegende zweite Band des Werkes trefflich geeignet, denn er enthält neben den werthvollsten Mittheilungen zur Zeitgeschichte im Allgemeinen auch die herrlichsten Beiträge zur Geschichte der beiden Kaiser, deren Hinscheiden wir unaufhörlich beklagen.

Herzog Ernst hat zweifellos schon sehr zeitig den Plan gefaßt, dereinst Erinnerungen und Erlebnisse zu schreiben, denn von vielen und wichtigen Ereignissen hat er unmittelbare Aufzeichnungen gemacht, die nun sein Gedächtniß unterstützen, und er erzählt selber, daß schon Anfangs der fünfziger Jahre der ihm sehr nahestehende Radowitz geäußert habe: „Sie müssen durchaus eine Geschichte der letzten Jahre verfassen; Sie sind der Einzige, der es kann und dem es auch hingehen wird, denn jeder Andere würde eingesperrt werden. Es ist so viel Unrecht geschehen, daß man es um der Gerechtigkeit willen beschreiben muß, und damit die Nation sich nicht beirren lasse." Daß Radowitz nach beiden Richtungen Recht hatte, wird kein Leser des Buches leugnen und verkennen, denn ebenso die Stellung, das Talent, das Alter, die maßvolle Einsicht befähigten den hohen Autor dazu, wie vor Allem die eindringende Kenntniß der Verhältnisse. Es geschah in Deutschland nichts und in Europa wenig, ohne daß Herzog Ernst näher oder

Digitized by Google

ferner, handelnd oder gut unterrichtet zuschauend theilnahm; er ergriff oft die Initiative und wurde noch öfters als Vertrauensmann zugezogen — und war immer bereit zu wirken und zu handeln in erster Reihe für die Einigung Deutschlands, dann für Recht und Freiheit, für Fortschritt und Frieden. Zwei Aeußerungen sind für die richtige Auffassung des Buches besonders wichtig. Der Verfasser beantwortet einmal selbst die Frage, wie er dazu gekommen sei, auch unaufgefordert sich in die internationalen Verhältnisse Europas einzumengen. „Aber die Antwort auf solche Bedenken war im Grunde sehr einfach. Sie war damals für jeden ehrlichen deutschen Mann durchaus verständlich und willkommen, welcher wußte, daß Jeder von seiner Stelle aus berufen ist, bei der allgemeinen Noth zu helfen und zu retten, so viel er kann. Die durch Preußens und Oesterreichs Abhängigkeit von Rußland herbeigeführten Zustände waren so bitter, die allgemeine patriotische Stimmung in Deutschland so vergiftet, die Verzweiflung an der Zukunft Deutschlands so durchgreifend, daß man nur durch außergewöhnliche Wege und Anstrengungen eine Besserung der inneren Lage zu erhoffen mochte. Von der günstigen Gelegenheit, welche mir der Augenblick darbot, in dieser Beziehung Gebrauch zu machen, schien mir unter diesen Umständen lediglich eine patriotische Pflicht . . .“ Und anderwärts heißt es: „Ich für mein Theil war so in der außerordentlich glücklichen Lage, von einer gesicherten Aussichtshöhe die Dinge beobachten zu können, und darf daher in meinen Erinnerungen diese Umstände mit Beiseitelassung aller subjectiven Momente lediglich zum Zwecke des Verständnisses unserer thatsächlichen Entwickelung anführen.“

Die beiden Aeußerungen sind für die Beurtheilung der Memoiren nothwendig: sie ergeben die Ursache, wie so der Herrscher eines kleinen deutschen Landes zur intimen Kenntniß der großen europäischen Fragen kam; sie ergeben die patriotische Tendenz, mit der er an sie herantrat, und sie ergeben endlich den Gesichtspunkt, unter dem der Autor sein Werk verfaßte und angesehen wissen will. In der Vorrede zum ersten Bande trat die bei Denkwürdigkeiten berechtigte Absicht des Verfassers, „seinen Standpunkt und seinen Antheil am politischen Leben nicht ganz verdunkelt zu sehen“, noch stark in den Vordergrund, im zweiten ist der Zweck dahin formulirt, „das Verständniß unserer thatsächlichen Entwickelung“ zu fördern. In der That fällt die volle Beleuchtung der Darstellung hier weit stärker auf andere Persönlichkeiten als auf den Autor selbst, und das Hauptinteresse zieht weit mehr die Mittheilung des Geschehenen als der Antheil des Herzogs daran auf sich. Dieser zweite Band rückt so auf der Linie von Memoiren zum Geschichtswerk vor, aber gewiß nicht zum Schaden des Verfassers, dessen erleuchteter Geist, dessen herzinnige, opfermuthige Vaterlandsliebe, dessen Freimuth und Vorurtheilslosigkeit aus jeder Seite und jeder Zeile gewinnend und fesselnd hervorblickt und unseren Dank, unsere Bewunderung, frei und freudig dargebracht, hervorruft. Je trauriger die Zeitverhältnisse lagen, je schmerzvoller die Ereignisse sich abspielten, je größer die Verwirrung und Zerfahrenheit und Demüthigung Deutschlands war, desto herrlicher erscheint der unerschütterliche Glaube an die Zukunft des Vaterlandes, die nie ermüdende Thätigkeit und die allezeit klare Einsicht dessen, was nöthig ist, die aus den gleichzeitigen Thaten und Worten dieses deutschen Fürsten spricht.

Das Werk umfaßt das Decennium von 1850—1860, und wenn wir sagen, daß es bei den Dresdener Conferenzen endet und bei der Gründung des Nationalvereins schließt, so ist trotz Jammer und Noth doch die aufsteigende Linie angedeutet. Von den großen Weltereignissen fällt der Krimkrieg und der italienische in diese Zeit. Das Buch ist unendlich reich an trefflichen politischen Darlegungen, an denkwürdigen Mittheilungen auch intimerer Vorgänge, an charakteristischen Beobachtungen und merkwürdigen, bezeichnenden Schriftstücken, und selbst umfangreiche Auszüge, wie sie die über größeren Raum verfügenden Tagesblätter bringen, können natürlich diesen Reichthum nicht erschöpfen. Wir beschränken uns daher wiederum in erster Reihe auf diejenigen Mittheilungen hinzuweisen, die von besonderer Wichtigkeit für die Kenntniß und Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten sind.

Das hauptsächliche Interesse nimmt der preußische Hof in Anspruch. Das unselige Treiben der Kreuzzeitungspartei, der in der äußeren Politik schwächliche und haltlose Charakter des Ministeriums Manteuffel und die unberechenbare Inconsequenz Friedrich Wilhelm's IV. werden direct gekennzeichnet oder erkennbar genug angedeutet. Treffend heißt es von diesem einmal, daß man gewöhnt war, „des Königs Aeußerungen hauptsächlich aus den Stimmungen des Gefühls und der augenblicklichen Lage zu verstehen“. Anekdoten, Aeußerungen und Briefe erweisen vielfach die Wahrheit dieser Bemerkung und das Treiben in der Umgebung des Königs. So hatte man ihn einmal in Ostpreußen veranlaßt, sich demonstrativ zu entfernen, weil ein als Liberaler bekannter Organist die Orgel spielte. Dabei hatte doch Friedrich Wilhelm über den Kopf seiner Minister weg Beziehungen zu anderen Kreisen, und ein Vertrauensmann, über dessen Person bis heute auch dem Herzog Ernst jede Aufklärung fehlt, übermittelte ihm die Vorgänge in der liberalen Partei. Aber auch aus allen diesen Mittheilungen geht hervor, daß der König weit früher leidend war als man annimmt; über die Vorgänge der letzten Jahre, nach Ausbruch der Krankheit, berichten die Denkwürdigkeiten schonend genug, aber mit welchen Mitteln die Hofpartei um den Besitz der Macht kämpfte, erscheint auch hier deutlich. Für den Prinzen von Preußen, den nachmaligen Kaiser Wilhelm, waren diese Zeiten wohl die schwersten seines langen Lebens. Man hat oft von den Gegensätzen zwischen dem regierenden Herrn und seinen Nachfolgern gesprochen; in denkbarer Schroffheit waren sie damals vorhanden, und das offene, loyale Wesen des Prinzen litt ebenso unter den Verdächtigungen, denen er ausgesetzt war, wie unter dem Gefühl, in seiner Stellung als erster Unterthan des Königs aus Ueberzeugung in der Opposition stehen zu müssen. Zum offenen Ausbruch kam der Gegensatz auch bei der Entlassung Bonn's. Ein gut unterrichteter Berichterstatter, dessen Mittheilungen der Herzog wiedergibt, schrieb diesem damals:

„Der Brief, welchen der Prinz unmittelbar nach der Entlassung des trefflichen Bonin an den König geschrieben, war nicht nur in bei weitem stärkeren Ausdrücken abgefaßt, als bekannt geworden, sondern enthielt auch Erklärungen und Lossagungen, die den König nach Aeußerungen, die darüber in seiner nächsten Nähe gefallen sind, hätten veranlassen sollen, den Prinzen auf eine Festung zu schicken. Wenn der König gerade in diesem Moment eine seltene und kaum noch von ihm bewiesene Mäßigung gezeigt, so war dies am allerwenigsten ein Verdienst der sein Ohr bestzenden Partei, die es an Hetzereien aller Art nicht fehlen läßt, um den Bruch zwischen dem Könige und dem Prinzen zu einem unheilbaren und irreparablen zu machen. — . . . Der . . . sich bewegende Einfluß des Prinzen Karl, der dem Prinzen von Preußen schon seit dem Jahre 1848 Schritt für Schritt entgegengetreten, scheint gerade in dem letzten Conflict wieder wirksamer hervorgegriffen zu haben.“

Bekanntlich ertheilte der König dem Prinzen einen vierwöchentlichen Urlaub nach Baden-Baden; von dort aus schreibt dieser einen trefflichen Brief an Herzog Ernst, dem wir Folgendes entnehmen: „Wenn ich durch mein momentanes Entfernt sein von Berlin weder den König zwingen wollte, Bonin zu behalten, noch meine politischen Ansichten befolgen zu sollen — da Er Herr ist, nach gehörtem Gutachten Seine Befehle zu ertheilen, und die Wege anzugehen, die Er gehen will — so konnte Er doch von mir nicht verlangen, daß ich meine vor der Welt offen dargelegenden politischen Ueberzeugungen aufgeben solle, um Ihm behilflich zu sein, auf einen anderen Weg überzugehen. Um also mit mir selbst und vor der Welt nicht inconsequent zu werden, hielt ich es für rathsam, dem Könige durch meine Entfernung bei zu fassenden Entschlüssen nicht ferner im Wege zu stehen und der Welt zu zeigen, daß ich als erster Unterthan auch der Erste sein werde, der den Befehlen des Königs gehorsam sein wird, aber nicht im Stande bin, ihm bei einer politischen Schwenkung zu helfen, die gegen meine Ueberzeugung läuft. Ein dauerndes Schisma darf

Digitized by Google

zwischen dem Könige und mir nicht stattfinden, daher gehe ich mit meiner Familie zu meiner silbernen Hochzeit am 11. Juni nach Berlin, wodurch der Familienfreden hoffentlich hergestellt ist. Indessen ich bleibe nur 5—6 Tage dort und werde von nun an den politischen Verhandlungen keinen Theil mehr nehmen, es sei denn, daß die Schwenkung nach Osten nicht reüssirt. Die Welt hat bereits erkannt, was meine momentane Entfernung zu sagen hat; sie wird durch mein ferneres Benehmen sehen, daß ich mit dem König Frieden halten muß, mich nicht mit seiner intentionirten Politik identificiren kann, wenn ich ihm auch gehorchen muß."

Man sieht, der etwa zehn Jahre spätere Conflict zwischen dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm und seinem königlichen Vater, durch des ersteren Auftreten gegenüber den Preßordonnanzen von 1863 hervorgerufen, steht im Leben Kaiser Wilhelms nicht ohne Beispiel da.

Zahlreiche Briefe des Prinzen an seinen fürstlichen Freund begleiten den Fortgang der Ereignisse, und sind neben den von Martin veröffentlichten Briefen an den Prinzen Albert die wichtigsten Documente für die Geschichte Kaiser Wilhelms. Er ist seit durchgehends mit der preußischen Politik unzufrieden, so mit dem „Muthmangel" während des Krimkrieges.

Im März 1855 schreibt er: „Schlagen jedoch diese Friedenshoffnungen fehl, dann kommt die große Frage: was nun? Für Oesterreich und die Westmächte ist die Beantwortung einfach: Krieg! Wie aber steht sie betreffs Preußens und Deutschlands? Dies ist unberechenbar bei der hiesigen Individualität." Seine Ansicht formulirt er: „um Rußland nicht zum Siege kommen zu lassen, um denselben nicht jene Präponderanz erringen zu helfen, muß es sich mit dem Westen verständigen und mit Oesterreich Deutschland führen in der Richtung, die die allein richtige ist." So sehr ihm auch die traditionelle Freundschaft Rußlands am Herzen lag, so sah er doch in den orientalischen Wirren das volle Unrecht auf Seiten jener Macht, und wollte auch im Allgemeinen die preußische Politik in vollster Unabhängigkeit vom Moskowiterreiche geleitet wissen. Um dieser Anschauungen willen haßte ihn die Junkerpartei, die im heiligen Rußland ihr Ideal des Absolutismus sah. Verleumdungen wurden ausgestreut, besonders um den Prinzen in England unpopulär zu machen und womöglich die geplante Verbindung seines Sohnes mit der Prinzeß Victoria zu hintertreiben. In dieselbe Zeit fiel das Duell Hinkeldey-Rochow, in dem der erstere fiel. „Der Parteigeist", schreibt der Prinz, „nennt sein tragisches Ende einen politischen Mord; das ist Unsinn. Aber der Parteigeist hat es unbedingt zum Duell gebracht, die Kreuzzeitungspartei hatte ihm den Untergang geschworen, weil er es wagte, dem Könige über dieselbe offen zu sprechen; die Animosität, die aus vielen Reibungen zwischen Militair und Polizei entstanden war, hat jene Partei benutzt, um Offiziere und Junkerthum gegen Hinkeldey zu hetzen — und hat reüssirt. Dies gestattet trübe Blicke in unsere Zukunft." Zwei Aeußerungen des verewigten Fürsten, die äußerst charakteristisch sind, seien noch beigefügt. Friedrich Wilhelm IV. äußerte, als die Kölnische Zeitung in der Neuenburger Angelegenheit einen ihm mißliebigen Artikel gebracht hatte: „Die Kölnische Zeitung ist ein niederträchtiges Blatt; um ihre Bosheit deutlicher zu machen, ist sie gut geschrieben, ich hasse sie deshalb aber noch mehr. In meinem Lande soll nur gedruckt werden, was ich will." Der Prinz sagte später zum Herzog: „Du siehst, es ist eine schöne Preßfreiheit, die der König will." Und als 1859 der Fürst von Hohenzollern und der Herzog auf Bismarck als Minister des Aeußeren hinwiesen, meinte der damalige Prinzregent, Herr von Bismarck müßte sich ganz verändern, wenn er zur Leitung der äußeren Politik berufen würde. „Denn das fehlte jetzt gerade noch, daß ein Mann das Ministerium übernimmt, der Alles auf den Kopf stellen wird."

Mit tiefer Wehmuth lesen wir die Aeußerungen des fürstlichen Autors über Kronprinz Friedrich Wilhelm, der ja voraussichtlich in den nächsten Bänden mehr genannt sein wird. „Das hohe Paar", schreibt Herzog Ernst nach der Mittheilung der Verlobung mit der Prinzeß Royal, „besaß in seinen Jugendjahren gemeinsam alle jene Eigenschaften, welche die Menschen befähigen, rasch und nachhaltig Liebe und Enthusiasmus zu erwecken. Die männliche kräftige Erscheinung des Prinzen, sein offenes Wesen, seine vorurtheilslose Beurtheilung der Dinge, machten ihn auch dem älteren Mann gar bald zum wahren Freunde. Bei seiner großen Begabung und seinem seltenen Wissen und Können hatte man fast nur die Besürchtung, es möchte der enge Kreis der Geschäfte und Thätigkeit nicht ausreichen, um seinen reichen Geist in schöner Weise zu entwickeln und höher zu heben. Es war, als könnte die gewaltige Natur des physisch und geistig so groß angelegten jungen Mannes in seiner damaligen Stellung keine würdige Arbeit finden, die ihn zu vervollkommnen vermochte." Interessant ist es auch, daß Kaiserin Augusta damals eine Annäherung des jungen Prinzen an den Herzog wünschte, der „namentlich die politischen Angelegenheiten und die deutschen Fragen genau in dem Sinne mit ihm erörtern" sollte, in welchem er „dieselben in vollster Uebereinstimmung mit den Gesinnungen der Prinzessin jederzeit vertreten hatte". „Und Niemand in Deutschland", heißt es am Schluß dieses Abschnittes, „glaubte etwas Anderes, als daß an dem Leben dieser beiden gottbegnadeten Königskinder Alles das hinge, was man von der Zukunft der deutschen Nation Gutes zu erwarten haben werde".

Von anderen fürstlichen Persönlichkeiten tritt besonders Kaiser Napoleon in den Erinnerungen des Herzogs, der als erster Souverän den neuen Tuilerienhof besuchte, hervor. In den verschiedensten politischen Situationen trafen sich die beiden Herrscher, keine interessanter als der Augenblick des Orsinischen Attentates, dem der Herzog nur durch eine besondere Fügung entging. Man müßte Seiten voll ausschreiben, um die äußerst interessanten Schilderungen von Hof und Gesellschaft, Leben und Treiben in Paris und die zahlreichen Gespräche und charakteristischen Aeußerungen des Kaiserpaar wiedergeben. Das Gesammturtheil über Napoleon und Eugenie ist im Ganzen ein sehr günstiges; es ist 1854 niedergeschrieben und schließt mit den Worten: „Diese Züge, die der Natur der Sache nach wesentlich nur günstige Seiten hervorheben, mögen dazu dienen, dem Ungünstigen, was die Geschichte liefert, eine Beschränkung zu geben. Jedenfalls ist der Kaiser ein außerordentlich organisirter Mensch. Das verkannt zu haben, ist der Fehler und zugleich das Unglück seiner Gegner in Frankreich und auf den Thronen gewesen. Er hat unzweifelhaft große Entwürfe; wenn er zunächst als ein Vertheidiger der europäischen Freiheit auftritt, so wird sie vielleicht noch einmal gegen ihn vertheidigt werden müssen. Für Deutschland kann er viel gefährlicher werden, als es sein Onkel war."

Natürlich finden sich auch in diesem Bande wieder zahlreiche Briefe vor. König Leopold von Belgien und Prinz Albert, auch zahlreiche andere deutsche und außerdeutsche fürstliche Persönlichkeiten erscheinen in mehr oder weniger deutlicher Beleuchtung auf der Bildfläche, so die Großherzoge Leopold und Friedrich von Baden, der letztere schon in den Grundzügen seiner nationalen und liberalen Haltung, die der getreue Eckart zum Heile des Vaterlandes so oft bis in die jüngsten Tage bewährt hat. Daneben tritt in der Erinnerung des fürstlichen Autors eine ganze Reihe hervorragender Männer auf, mit denen ihn sein politisches Streben zusammengeführt hat, und für die er gelegentlich einzutreten hatte: Moritz Hartmann, der österreichische Dichter, und Gustav Freytag; die Gründer des Nationalvereins: Schulze-Delitzsch und Bennigsen, Fries und Unruh, Rochau und Metz. Eine ganze Gallerie von Ministern und Diplomaten zieht an unserem Auge vorüber, auch eine schöne Würdigung von Bismarck's Frankfurter Thätigkeit und den von Poschinger herausgegebenen Berichten findet sich in dem Buche. So darf dasselbe nicht nur eine u verschöpfliche Fundgrube für den zukünftigen Historiker dieser bedeutungsvollen zehn Jahre gelten, sondern selbst schon als eine gediegene Darstellung aus der Feder eines Mannes, der übrigens, wie allerorten deutlich erkannt wird, viel mehr noch weiß als er mittheilen will oder vielleicht auch kann und darf. Was er aber erzählt, ist geschichtes Wissen; was er darlegt, gereifte Erkenntniß, und verdient auf's höchste in das politische Bewußtsein des Volkes aufgenommen zu werden. Wer Augen

Digitized by Google

hat zu sehen, kann aus dem Buche außerordentlich viel lernen, nicht nur an positivem Wissen, sondern an politischem Verständniß — und dieser Spiegel der Zeit, den der hohe Autor aufstellt, verdient von Führenden und Geführten recht sorgsam beachtet zu werden.

Feuilleton.

Wiedergeboren.

Novelle von Alexander Römer.

(Schluß.)

Gertrud schwieg noch immer. Sie fragte sich, ob er Recht hatte, ob es nicht der naturgemäße Proceß sein würde, daß sein Bild ihr mit der Zeit so farblos und prosaisch werden müßte. „Meinst Du, daß dieses Wiedersehen zwischen uns Dir nicht gut gethan?" fragte sie endlich traurig. „Die Stunden sind zu Ende, wo die Erinnerung an eine hoffnungsreiche Jugend uns die Gegenwart vergessen ließ, aber es waren doch Stunden der Erhebung und glückgewährenden Befreiung, meine ich und darum — habe ich sie zu erobern gesucht, so oft es ging."

Er ergriff und preßte ihre Hand. „Nein, Gertrud, Du hast Recht, sie waren schön und ich möchte sie nicht aus meinem Leben gestrichen haben, um all' die öden Jahre nicht, die mir vielleicht noch beschieden sein mögen. Ich habe noch Quellen in mir gefunden, die ich längst versiegt glaubte, sie öffneten sich aber nur auf Dein Geheiß. Mit Dir versinkt die ganze Herrlichkeit. Ja, ich darf nicht einmal versuchen, das wieder lebendig Gewordene lebendig zu lassen, den Geistern Gewalt über mich zu geben, die da rufen: wenn Du noch mehr Geduld gehabt hättest, noch ausdauernder geharrt, wenn Deine Seele groß genug war, Dich über den Wassern zu halten, so wäre eine Erhebung noch möglich gewesen."

Gertrud's Hand lag in der seinen, sie sah ihm starr in das Gesicht. Auch sie war geisterbleich im fahlen Mondlichte. „Wenn Du geharrt hättest —" sagte sie tonlos.

War es eine Offenbarung, welche die Beiden plötzlich umleuchtete, so war es eine schreckliche. Als ob sie das Medusenhaupt geschaut, das sie in Stein verwandelt, so blickten sie einander an.

Dann ließ er jäh ihre Hand los, welche schlaff niedersank, und wandte sich ab. „So muß es denn geschieden sein," sagte er, „und für immer."

Sie senkte tief das schöne stolze Haupt, es war, als ob die schwere Last, welche sein Dasein geknickt, sich nun auch auf das ihre senke. Seine Stimme hatte eben geklungen wie ein zerbrochen Instrument.

„Lebe wohl!" hauchte sie. Dann war es wie eiskalter Strom, der sie umfing, ihr schweres Haupt lag auf der Steinbrüstung des Altanes und der Nachtthau senkte sich auf ihr Haar. Sie wußte es, sie war allein. Sie hatte ihn nicht fortgehen hören, wie sie sein Kommen nicht gehört, war es nur seine Seele gewesen, welche heute bei ihr war? Die königliche Seele, welche ihre Krone verloren, welche nicht groß genug gewesen, ihren Thron zu behaupten, auszuharren bis —. Aber diese Seele war geknickt, gefesselt, nicht gemordet — sie lebte — sie mußte mit ihren unzerstörbaren Bestandtheilen weiter leben — sie wurde einst frei — wo — wann — wie?

Sie dachte und empfand wie in schwerem Traume. Sie, die klare Natur, welche überall auf dem Boden realster Wirklichkeit gestanden, war heute in ein fremdes, dunkles Reich eingetreten, das nicht mit dem Verstande Erdgeborener beleuchtet und gelichtet werden konn. Aber aus ihrer von der mächtigsten Flamme jäh ergriffenen Seele spannen sich Fäden hinüber in dieses, nur der Ahnung erschlossene Reich und woben ein mystisch Gewebe.

Sie lag schlaflos in dieser Nacht. Sie erwog ihr vergangenes und zukünftiges Leben. Alle die breiten, hellglänzenden Hoffnungsstrahlen, welche über ihrem Dasein geleuchtet, glitten noch einmal an ihr vorüber. Sie hatte es gewußt, daß einmal ihre Seele sich in einem großen Brennpunkte sammeln würde, sie hatte ihre Gefühle nie zersplittert und verflacht, wie sie es bei Vielen ihres Geschlechtes beobachtet, aber ihr jugendfroher Sinn hatte ihr ein anderes Bild vorgegaukelt als dieses. Jetzt rauschte er über ihr, der gewaltige Flügelschlag eines unerbittlichen Schicksales, ihre Seele war in ihrer freien Entfaltung sich ihrer Bestimmung bewußt geblieben und hatte des rechten, des einzigen Gefährten geharrt, die seine war verdunkelt worden — er hatte das Ziel verloren, für ihn kam die Stunde der Erhebung, des höchsten Glückes zu spät. —

Am anderen Morgen reiste sie auf Nimmerwiederkehr.

* * *

Zwei Jahre sind vergangen, die Schlacht bei Idstedt ist geschlagen am 25. Juli 1850, die Herzogthümer, von ihren Helfern verlassen, stehen allein dem Todfeinde gegenüber, allein unter selbstgewählten Heerführern, deren Einsicht und Treue angezweifelt wird.

Ernst Rothhart kämpft unter der schleswig-holsteinischen Fahne, er hat die Sache nicht verlassen, für welche er sich einmal begeistert. Am Abend des ersten Schlachttages bei Idstedt hat eine Kugel den Tapferen kampfunfähig gemacht. Die kurzen, mit Bleistift geschriebenen Zeilen welche Gertrud in Berlin erhält, sagen ihr, daß er nach Altona transportirt worden. „Es ist nur eine Contusion am Kopfe, durch den Sturz vom Pferde, das unter mir erschossen wurde, veranlaßt," schreibt Ernst von der ersten Verbandstation aus, „kurz vorher hatte mich ein Schuß in den linken Arm getroffen, aus dem einige Knochensplitter entfernt werden müssen. Schändlich, daß es mich umwarf, ehe das Spiel beendet war — das schmählich abgebrochene Spiel — Rückzug mit dem vollen Siege in den Händen. Mein Herz blutet und schmerzt mehr als meine Wunden."

Da hielt es Gertrud nicht länger, sie konnte die Pflege des Verwundeten nicht der alten Tante Noodt, welche ihn liebreich aufgenommen, allein überlassen, wo sie frei und müßig war. Wohl hatte sie gemeint Altona nicht wieder betreten zu wollen, jetzt mußte es sein. Am Abend des 29. Juli traf sie dort ein.

Der Bahnhof war umlagert von Menschenmassen, die Transporte von Verwundeten dauerten noch fort, mit jedem Zuge mehrte sich ihre Zahl. Anfangs waren es noch frischere, muthigere Gesichter, welche mit verbundenen Köpfen, Armen und Beinen von den Wagen auf die theilnehmende Menge herabblickten, es waren ja nur die leichter Getroffenen, welche bis hierher gelangten, aber allmählich, als sich oben in Schleswig und Rendsburg die Lazarethe füllten, Schleswig in den Händen der Dänen blieb, mußten auch die schwerer Verwundeten den weiteren Transport erdulden, um dort Raum zu schaffen.

Gertrud, von ihrem Onkel, dem Commerzienrath Noodt, geleitet, schritt, das Gesicht mit dem Schleier verhüllt, still und traurig durch das Gewühl. Die ganze Zeit war darnach angethan, die Lebensfreude zu dämpfen.

„Du brauchst Dich nicht ernstlich zu sorgen," sagte der Onkel, „diesmal überwindet Ernst es noch mit heilen Gliedern, aber die vielen, vielen Anderen — und wenn man noch ein fröhlich Ende sähe." Der alte Herr seufzte schwer. Die Stimmung war die allerdüsterste in den Gemüthern.

Das Wiedersehen der Geschwister war ein wehmüthig ernstes. Gertrud sah es zu ihrem Troste, daß ihr der Bruder gerettet war, ja, sie hoffte binnen Kurzem ihn in ihr Heim nach Berlin mitnehmen zu können, denn die Lähmung des Armes, welche nach des Arztes Aussage für's Erste nicht aufzuheben war, verbot ihm eine fernere Betheiligung am Kampfe. Aber seine Seele war verdüstert durch die Eindrücke der letzten Zeit und ihre Gespräche drehten sich ausschließlich um das Schicksal der unglücklichen Bruderlande, welche so viele Opfer gebracht und deren Befreiung in immer zweifelhaftere Ferne rückte. Nach dem traurigen, zu vielfachem Mißtrauen berechtigenden Ausgange dieser Schlacht war Ernst's Hoffnung sehr gesunken.

„So hat Walters mit seinen Unkenrufen Recht behalten," sagte er.

Es war das erste Mal seit langer Zeit, daß Rudolf Wolters' Name wieder zwischen den Geschwistern genannt wurde. Gertrud hatte es vermieden von ihm zu reden; ob der Bruder es gewahrt? — den Grund vermuthete er schwerlich — ob die bewegten Zeiten Anderes naturgemäß in den Vordergrund geschoben, auch er hatte des Jugendfreundes nicht wieder erwähnt.

„Habe ich Dir eigentlich geschrieben, daß ich Rudolf kurz vor der Schlacht in Schleswig traf?" sagte Ernst.

Gertrud blickte verwundert auf. „Nein," sagte sie ruhig.

„Ja, es war freilich für mich auch keine Gelegenheit zu solchem Mittheilen," fuhr Ernst fort. „Wir marschirten in Eilmärschen auf Schleswig, es war ein glühend heißer Tag, ich war zwölf Stunden nicht vom Pferde gekommen, die Truppen hofften in Schleswig auf einen Rasttag; ich hatte noch mit der Unterbringung der Mannschaft und Pferde zu thun gehabt und war gerade im Begriffe, vor dem mir angewiesenen Quartiere endlich aus dem Sattel zu steigen, da ertönte die Trommel — Generalmarsch! Es fuhr mir ein wenig in die Glieder, denn ich war sehr erschöpft, aber was half es — Zusammenstoß mit den Dänen bei Idstedt, hieß es, alle Regimenter heran.

Ich machte mich wieder stramm im Sattel, die Zunge klebte mir am Gaumen, da stand Wolters auf einmal an meiner Seite, mit einer Flasche Wein, einem Glase und einem Schinkenbutterbrote. Ich sage Dir, ich fragte in dem Augenblicke nicht, wie es kam, daß er da in Schleswig war, noch sonst etwas, ich drückte dem lieben ehrlichen Kerl die Hand und verschlang, was er mir bot. Um mich wimmelte es schon von meinen Leuten, die sich wieder sammelten. Dann, als ich meinem Gaule die Sporen in die Weichen setzte, fuhr es mir noch durch den Kopf, und ich rief zurück: »Du willst doch nicht mit schlagen, Rudolf, hast ja Weib und Kind, aber was hat es zu bedeuten, daß ich Dich hier finde?«

»Was sollte mich wohl hinaustreiben, als Geschäfte,« erwiderte er. Und es ist seltsam, er hat ein so eigenes Gesicht, das sich mit seinem Lächeln dem Gedächtnisse einprägt. Mir stand es in all' der Verwirrung, ja im Schlachtgetümmel sogar vor, und ich glaubte einmal, einer Vision gleich, ihn über einen eben Zusammengebrochenen gebeugt zu sehen."

„War er denn später wirklich auf dem Schlachtfelde?" fragte Gertrud.

„Es wird eine Täuschung meines Auges gewesen sein," meinte der Bruder, „sicher und klar sieht man überhaupt nicht in solcher Stunde; ich überbrachte gerade dem General Baudissin eine Meldung, in dem Augenblicke traf diesen ein Schuß in das Rückgrat, daß der alte Herr laut aufschrie, den Ton vergeß ich auch nie wieder, da, als ich entsetzt umblickte, glaubte ich Wolters' Gesicht zu erkennen, aber wie sollte er dahin gekommen sein."

Gertrud saß schweigend neben dem Bette des Bruders, sie hatte, ehe sie hierher kam, den Vorsatz gefaßt, so viel an ihr lag, einem Wiedersehen mit dem Freunde auszuweichen, nun war er abwesend, und der Gedanke war ihr eine Erleichterung.

Sie nahm Hut und Shawl, um zum Abendzuge noch einmal auf

Digitized by Google

den Bahnhof zu gehen. Ernst war besorgt um das Schicksal manches Kameraden, den er in wogender Schlacht verlassen, vom Altan des Bahnhofsgebäudes herab wurde die Liste der Gefallenen und Verwundeten verlesen und eine athemlose Menge harrte unten dieser angstvollen Verkündigung. Gertrud kannte den Bahndirector und hatte die Vergünstigung, in den Privatzimmern des freundlichen Herrn schon vorher die Listen einsehen zu dürfen. Daher ging sie bei guter Zeit, denn später war es selbst in der Palmaille schwer vorwärts zu kommen, die Straßen, welche zum Bahnhofe führten, waren dann gesperrt durch den Menschenstrom.

Sie hatte keinen theuren Namen in den Listen gefunden und war des froh. So brauchte sie dem Bruder nicht mit einer Hiobspost zu nahen. Sie hielt sich oben noch ein wenig auf, damit das Gedränge auf der Straße sich verliere, und pflog Zwiegespräch mit einigen Herren aus Bekanntenkreisen, welche zu gleichem Zwecke dort versammelt waren. Dann schritt sie langsam die breiten Treppen hinab, einem Seitenausgange des Gebäudes zu.

Da fiel ihr ein Menschenknäuel auf, der sich am Eingange eines Separatzimmers im Erdgeschosse zusammengeschaart. Man flüsterte, ernste theilnehmende Mienen kündeten etwas Besonderes. Gertrud trat hinzu und fragte, was es gäbe.

„Ein schwer Verwundeter, der hier ansässig, ist eben mit dem Zuge gekommen,“ hieß es, „aber man wird ihn schwerlich noch in seine Wohnung bringen können, er ist am Sterben.“

Gertrud's Herz klopfte plötzlich so beängstigt, man machte ihr, der stattlichen Erscheinung, höflich Platz, und sie trat rasch, ohne sich klar bewußt zu sein, was sie wollte, in das Gemach, wo man auf einer Bahre den Sterbenden niedergelegt.

Sie stand einen Moment wie betäubt. Das bleiche Haupt mit den geschlossenen Lidern dort auf den Kissen — so also sollte sie es wiedersehen!

„Rudolf! Rudolf!“ rief sie mit unendlichem Wehlaute. Sie sah nicht die Menschen, welche sie verwundert anstarrten, nicht den Arzt, der eben herzutrat und mit den Umstehenden flüsterte. Sie sah nur ihn, dessen Seele sich jetzt frei rang. Ihr Schrei hatte ihn zum Leben zurückgerufen, seine Augen öffneten sich und blickten sie an. Ein unbeschreibliches Lächeln verklärte sein aschfarbenes Gesicht.

„Gertrud!“ sagte er leise, nur ihrem Ohre verständlich, und tastete nach ihrer Hand, sie beugte sich über ihn in wortlosem, unendlichem Schmerze. „Gertrud!“ hauchte der Sterbende, „dieser Augenblick ist Glück — meine Seele — an die Du immer geglaubt — wird jetzt erlöst — sie — sie stirbt nicht — Ja! mein armes Weib! — ihre Stunde — — Gertrud! meine Seele bleibt bei Dir!“ — —

Die Sinne des Sterbenden waren nicht mehr klar, der Arzt murmelte das an Gertrud's Ohr. „Sind Sie eine Verwandte? — nein? — aber Sie kennen ihn? Man sagt mir, es sei der Kaufmann Wolters hier aus der Steinstraße — er war in Geschäften in Schleswig, betheiligte sich dann an dem Transporte der Verwundeten auf dem Schlachtfelde, wo ihn eine feindliche Kugel in den Rücken traf. Der Schuß ist durch die Lunge gegangen, es ist vorbei mit ihm. Der arme Mann, er hinterläßt Weib und Kind.“

Gertrud hörte das Gerede des Arztes, wie man etwas aus weiter Ferne hört, dessen Sinn der Geist nicht erfaßt. Sie blieb noch immer über den Sterbenden gebeugt und horchte auf seine schwachen Athemzüge. Einmal noch war sie seinem verklärten Blicke begegnet, jetzt lag er ruhig mit geschlossenen Lidern. Der Körper schied sich von der Seele, der Athem stockte, aber noch leuchtete auf dem stillen Antlitze der Adel eines höheren Geistes, deutlicher, dem Blicke erkennbarer, als je in den Tagen seines Lebens.

„Das Herz steht still,“ sagte der Arzt, „aber sehen Sie diesen Glanz über den Zügen — ich habe es in einzelnen Fällen wohl schon bemerkt, es ist eine Erscheinung, die zu denken gibt — die Seele ist noch nicht aus dem Körper entflohen.“

Die Unberufenen hatten sich scheu entfernt, der Ernst des Todes verscheuchte die Neugier. Der Arzt, in der Meinung, die Dame gehöre nicht zu dem Entschlafenen, sei nur zufällig gekommen und in menschlicher Theilnahme geblieben, stand allein neben Gertrud und machte unbefangen seine Bemerkungen. „Jetzt,“ sagte er und legte die erkalteten Hände des Todten gerade, „jetzt erst ist Alles vorüber und es ist ein Todtenantlitz.“

Gertrud erhob das Haupt, der Arzt gewahrte ihr entstelltes Gesicht.

„Verzeihen Sie,“ sagte er betreten, „ich glaubte, Sie ständen als Fremde zu dem Falle.“

Gertrud schüttelte ihr Haupt, antwortete aber nicht. Sie faßte sich gewaltsam. „Ich gehe sein armes Weib vorzubereiten, zögern Sie, bitte, mit der Ueberführung der Leiche,“ sagte sie.

Rasch, mit herabgelassenem Schleier schritt sie hinaus.

Er war nicht mehr in dieser Welt, seine Seele lebte — wo? — meine Seele bleibt bei Dir — die letzten Worte seines Mundes hallten in ihr wieder, aber der Sinn ging nicht ein in ihr zerrissenes Gemüth. Mein armes Weib — war das ein Vermächtniß an sie? Ja, sie mußte zu Frau Marien gehen, so schwer ihr sonst der Gang zu ihr geworden wäre, in diesem Augenblicke dachte sie nichts als das Eine: die Arme! Arme! sie verlor Alles, denn was sie geliebt und besessen, war todt, hoffnungslos todt.

Vor dem düstern Geschäftshaus in der Steinstraße stand Gertrud still und lehnte sich wankend an die Mauer. Die starken gemischten Gerüche aus dem Laden, in dem geschäftige Käufer aus und ein gingen, strömten zu ihr herüber, es dämmerte schon, hier war es dunstig und schwül. Ihr wurde plötzlich so elend zu Muth. Sie raffte sich schaudernd empor. Mußte sie es sein, die da hinauf ging, mußte sie die Ueberbringerin dieser schrecklichen Post sein?

Eine unsichtbare Gewalt trieb sie, sie trat mechanisch durch die kleine Thür, welche neben dem Laden in die Wohnräume führte. Sie war nur einmal, an einem hellen Sonntag Nachmittag an der Seite des Bruders hier gewesen, und schon damals war ihr die labyrinthische Bauart des alten Hauses aufgefallen. Finstere Treppen, finstere Corridore mit unzähligen Thüren. Sie tappte, am Geländer fassend, sich empor, ein, zwei Stockwerk hinauf. Wohin nun? ihr war furchtbar beklommen.

Da — ein Wehschrei schlug an ihr Ohr, sie fuhr zusammen, wußte man hier schon? doch horch! ein schriller Ton folgte, der laute Schrei eines Neugeborenen. Mein armes Weib! ihre Stunde — die Worte hallten wieder vor Gertrud's Ohr.

Jetzt wurde rechts eine Thür ungestüm aufgerissen, das Stöhnen und Wimmern drang heller von dorther. Eine corpulente behäbige Frau trat, durch einen Lichtstrahl von rückwärts beleuchtet, in den Rahmen der Thür. Ein Junge, wohl der Lehrling aus dem Laden unten, mit der fettigen Linnenschürze um die Hüften, stand neben ihr.

„O Herr, Du mein Heiland! was soll nun werden,“ rief die Frau und rang ihre Hände, „am Sterben, sagst Du? na, das fehlt noch, plagt den — den unruhigen Menschen der Gottseibeiuns, daß er sich da oben in den Kriegstumult mischt — und meine arme Marie liegt da mit ihren zwei Würmern.“

Die Frau überließ sich rücksichtslos ihren zornigen Klagen.

Gertrud trat vor und legte ihre Hand auf den Arm der Erregten.

„Was geht da drinnen vor?“ fragte sie leise, unvermittelt. „Ist — ist da ein Kind geboren? O! so schonen Sie die unglückliche junge Mutter, ich — ich kam —“

Die Frau, Mariens Mutter, die Frau Hutmacher Broemel, starrte die Fremde, welche zu ihr eingetreten war und die Thür hinter sich zugezogen hatte, ganz verblüfft an. „Wer — wer sind Sie?“ fragte sie.

„Eine, die mit Ihnen fühlt,“ sagte Gertrud überwältigt, „die helfen — trösten möchte,“ ihre Stimme versagte, sie vermochte das Wort, welches alle Hoffnung auslöschte, nicht auszusprechen.

Frau Broemel aber war resoluter und ging gerade auf die Sache los.

„Ach! Sie sind das Fräulein Rothart,“ sagte sie, „ei ja wohl, meine Tochter hat mir von Ihnen erzählt — und Sie kommen — na! da weiß ich die ganze Bescheerung, todt ist er — das fehlte noch! das fehlte noch!“ Der Schreck war der Frau in die Knie gefahren, sie sank auf einen Stuhl und ein unerschöpflicher Wortreichthum kam über ihre Lippen.

Der Junge aus dem Laden hatte ihr eben schon die Nachricht gebracht, während die Tochter noch in den Wochen lag — nun war vor einer halben Stunde glücklich ein Knabe zur Welt geboren, und der Vater — nein! dieses Unglück! dieses Unglück! Das Geld hatte er alles in die neuen Unternehmungen gesteckt, in den beiden letzten Jahren war er ja wie unsinnig gewesen mit seiner Speculationswuth und seinem Experimentiren, die Fabrik war es auch, die ihn zu dieser Reise getrieben — und ihr Geld war es, all' ihr Hab und Gut, was darin steckte; ja, wenn er am Leben geblieben wäre, er arbeitete ja für Drei — aber sie hatte es immer gesagt, wozu so viel anfangen — erst bescheiden bei einem Ding bleiben — aber bescheiden, ja, da haperte es, bescheiden konnte er sich nicht.

Gertrud stand stumm da, als ob alle diese Anklagen ihr gälten. Ihr feinfühlendes Gemüth empörte sich über diese Gedankenreihen in diesem Augenblick, aber ihr Schmerz, ihr Mitleid überwogen jedes andere Gefühl. Diese Menschen hatten ja in ihm nichts anderes gesehen, als den Versorger — es traf sie hart.

Im Nebenzimmer rief jetzt eine schwache Stimme: „Mutter! Mutter! ist Nachricht gekommen?“

Frau Broemel erhob sich und wollte schluchzend in das andere Gemach eilen.

„Ich beschwöre Sie, Sie werden doch der Wöchnerin nicht die Wahrheit mittheilen,“ rief Gertrud entsetzt.

„Sie wartet auf ihn schon den ganzen Tag,“ entgegnete die Frau, „und sie hat es ja vorhin gehört, als der Junge mit der Hiobspost heraufgestürzt kam, was kann da das Vertuschen noch nützen. Die Marie ist kein zimperlich Ding, und vernünftig, aber es wird sie hart genug anfassen.“

Gertrud's Herz klopfte zum Zerspringen — unter diesen Menschen hatte er gelebt. Sie war auf einen Stuhl gesunken — es war das Wohngemach der Familie, in dem sie sich befand. Die Thür von außen öffnete sich und das kleine Lenchen kam laut schreiend herein. Von unten tönte Tumult, Stimmengewirr herauf — barmherziger Gott! sie brachten seine Leiche!

Gertrud warf Hut und Shawl ab und nahm das weinende Kind auf den Arm, das sie zu beruhigen suchte. Die Kleine hielt in ihrem Weinen inne und sah verdutzt auf die schöne, feine Dame, welche sie so zärtlich liebkoste.

Dann trat Gertrud hinaus auf den Flur — auf der Treppe standen der Hausknecht, der Lehrling und die Ladenhelfer, Gertrud that rasch ein paar Orientirungsfragen und gab die nöthigen Befehle. Hier herrschte völlige Rath- und Kopflosigkeit. Sie ließ die Leiche in die Putzstube bringen und sandte Boten an die Todtenfrau. Dann kehrte sie, das kleine Lenchen fest an sich haltend, in die Wohnstube zurück, wo jetzt die Hebamme mit dem Neugeborenen im Arme saß.

„Na, ist das eine Wirthschaft!“ sagte diese, „ich muß noch hinein zu der Frau und die besorgen, die kann ja den Tod davon nehmen, und um diesen prächtigen Jungen kümmert sich Niemand. Armer Schelm, hast Dir einen schlechten Augenblick gewählt zu Deinem Eintritt in die Welt.“

Gertrud nahm das Kind aus dem Arm der Geburtshelferin. Lenchen war still geworden und klammerte sich an ihr Kleid, sie blickte neugierig auf das kleine Brüderchen. Gertrud trat mit dem Säugling an

Digitized by Google

das Fenster — der Knabe hatte die großen Augen weit geöffnet, lag aber ganz ruhig. In Gertrud's Herzen regte sich Seltsames. Dieser kleine hülflose neue Erdenbürger mit dem Blick, der noch unbewußt in's Leere starrte, welches wurde sein Loos? Unter diesen Menschen, in diesen engen Verhältnissen und Anschauungen sollte er aufwachsen, sollte diese Seele sich entwickeln, diese eben in die Körperhülle eingeschlossene Seele — — Gertrud zuckte auf einmal zusammen, als sei ein Blitz neben ihr niedergefahren — diese Seele — ja, es wohnte schon eine Seele in dem winzigen Körper — diese ruhigen, klaren Augen spiegelten sie wieder, noch unberührt von jeglichem Eindruck, rein — ein neues, unbeschriebenes Blatt — aber aus denselben Bestandtheilen.

Die Hebamme trat wieder ein und wollte ihr das Kind abnehmen.

„Wann ward der Knabe geboren?" fragte Gertrud, „wissen Sie genau die Stunde?"

„Gewiß! darauf achtet man doch," erwiderte diese, „es war genau ein Viertel nach sieben Uhr."

Gertrud faßte an ihre Schläfen — um die Zeit war es gewesen, als seine Seele entfloh. Sie starrte weltverloren auf das Kind und wehrte, als die Frau es ihr aus den Armen nehmen wollte.

Nebenan hörte man die junge Frau weinen und schluchzen. „Aus der Fabrik kommt nichts heraus," hörte Gertrud sie sagen, „und das Geschäft unten, wer soll das weiterführen, Mutter?"

Frau Broemel tröstete ihr Kind. „Es muß Alles gehen, sei jetzt nur still, Marie, wir sind ja noch da, rege Du Dich nur nicht auf, Du mußt es verwinden."

Immer der eine Gedankengang. Hatte diese Frau je etwas für ihren Gatten empfunden, das man mit dem Namen Liebe bezeichnen konnte?

Gertrud saß und wiegte das Kind auf ihrem Schooß, es schien von Allen vergessen. Es war ein kräftiger, gesunder Knabe, er reckte die kleinen Aermchen und ballte die Fäustchen, und immer blieben diese großen, dunklen Augen auf sie, die sich über ihn beugte, gerichtet, geheimnißvoll, unergründlich

Die Magd hatte eine kleine Lampe gebracht, welche das Gemach matt erhellte. Lenchen holte ihre Puppen, sie war zutraulich geworden und pappelte nach Kinder Art. Gertrud saß in unsagbare Gedanken verloren.

Endlich trat Frau Broemel zu ihr. „Ach Gott!" sagte sie halb entschuldigend, „Sie haben den Kleinen, ja, wir haben Alles vergessen, wer kann auch in solchem Unglück den Kopf oben behalten."

„Lassen Sie mir den Knaben," sagte Gertrud plötzlich, „ganz und für immer, meine ich. Die arme Frau — ich hörte es, wie Sie sich über ihre Lage aussprachen — ich bin wohlhabend, ich war die Jugendfreundin Ihres — Ihres unglücklichen Schwiegersohnes, es soll meine einzige Lebensaufgabe sein, dieses, sein Kind sorgfältig zu erziehen. Und die Mutter, sie wird dieses Kind noch nicht vermissen, das ihr in so schwerer Stunde geboren, vielleicht willigt sie ein." Gertrud hatte in Absätzen, erregt und zagend gesprochen.

Frau Broemel starrte sie mit offenem Munde an. „Das ist freilich ein seltsamer Vorschlag", meinte sie, „die Marie wird das nicht thun, ich glaube es wenigstens nicht, sonst — es ist richtig, es mag ihr und uns schwer werden — wir Alten haben jetzt doch für Alles einzustehen — die beiden Kinder durchzubringen."

„Ueberlegen Sie es," rief Gertrud, „ich hoffe des Knaben Zukunft freier zu gestalten, das ist der einzige Beweggrund meines Vorschlags."

Frau Broemel nickte. „Ich will es mit meinem Manne und Marien überlegen", sagte sie. „Marie wird wohl zu uns zurückkommen müssen, und das Geschäft, ja, mein Mann muß da Rath schaffen; es findet sich vielleicht ein Abnehmer. Daß Wolters so rasch dazwischen heraus gehen könne, daran haben wir nie gedacht."

Gertrud trat noch an das Bett der Wöchnerin und sagte ihr liebreiche Worte. Sie hatte geglaubt, sie würde ihr von den letzten Augenblicken des Entschlafenen berichten müssen, das blieb ihr erspart. Frau Mariens Gedanken verweilten nicht dabei. Sie weinte jetzt still vor sich hin. „O! es war so furchtbar hart — ein solches Unglück!"

Sie hatte eine leichte Entbindung gehabt und war eine kerngesunde Natur. Ihre Eltern stützten sie — Gertrud nahm den Eindruck mit fort, daß sie es überwinden werde.

Man hatte im Putzzimmer die Leiche aufgebahrt und einige Lichter zu Häupten gestellt. Die alte Frau, welche die Todtenwache halten sollte, war schon drinnen. Gertrud trat ein und winkte sie hinweg. Einen Augenblick war sie noch allein mit dem Todten. Still und kalt lag der entseelte Körper da, Gertrud stand mit gefalteten Händen.

„Deine Seele lebt neu," flüsterte sie. „Gott! Du Lebenspender und Seelenbildner! höre mein Flehen! gib mir das Wächteramt über den neuen Menschen und gib mir den rechten Geist, die rechte Kraft dazu.

Eine Woche später war es ihr gelungen, Alles nach ihren Wünschen zu ordnen. Des Bruders Wunde gestattete die Heimfahrt nach Berlin, und in ihren Armen entführte sie das Kind, das Herz voll Schmerz und Wonne, voll Furcht und Hoffnung.

* * *

In einem elegant, geschmackvoll und behaglich eingerichteten Quartier im Westend Berlins steht eine stattliche Dame, welche den Sechzig nahe sein mag. Aber man sieht ihr die Last der Jahre noch nicht an. Das volle Haar, in reinstem Silbergrau schimmernd, ist noch wie in den Tagen der Jugend am Hinterkopf in losem Knoten aufgesteckt. Die großen klugen Augen geben dem charaktervollen Gesicht ein bedeutendes Gepräge. Herzensgüte und ein glückliches Befriedigtsein spiegeln sich auf den wohlconservirten Zügen.

Fräulein Gertrud Rothart ist es, die Besitzerin dieser Räume. Sie ist eine in weiten Kreisen gekannte und verehrte Persönlichkeit.

In dem kleinen Salon, den Nachbildungen antiker Kunstwerke schmücken, sind heute Sitzreihen für eine größere Versammlung hergerichtet, oben ein Tischchen mit zwei Lichtern für einen Vortragenden. Gertrud's seidenes Kleid rauscht und knistert leise, während sie ordnend hin und her geht.

„Ha, endlich! willkommen, Bruder!" ruft sie jetzt dem eintretenden stattlichen Herrn entgegen, „wir müssen doch durchaus noch ein Stündchen allein haben für uns, ehe die Gäste kommen, und Du hast Dich verspätet."

Ernst Rothart ist eine stramme, zur Corpulenz neigende Figur geworden, er trägt die Uniform eines Brigadegenerals und schüttelt der Schwester herzlich die Hände. „Gertrud! ja, es ist lange genug her, seit wir uns nicht gesehen. Mein Schwesterlein ist eine echte verwöhnte Berlinerin geworden und trennt sich nicht gern von der Reichshauptstadt — nun gar seit sie den Augapfel wieder hier hat — und wir Soldatenvolk müssen uns in jedem Nest zurechtfinden, wohin man uns schickt."

„Nun, das hat jetzt auch ein Ende," meint Gertrud lachend, „der General hat anständige Garnisonen zu erwarten. Hat Deine Frau sich in Köln schon eingelebt?

„Du weißt, sie war überall zufrieden, meine Therese ist in der Richtung ein Juwel — aber zu Dir! Den Rudolf habe ich getroffen. Potz Wetter! ist stattlich geworden, und wahrhaftig mit seinen 30 Jahren schon ein berühmter Mann."

Gertrud's Antlitz strahlt wie verklärt. „Mein Kind, mein Pflegling, der lebendig gewordene Gedanke meiner Tage und Nächte — o Ernst! ermessen kann das Niemand, was der Junge mir gewesen und geworden."

Sie hatte den Bruder in das anstoßende, ihr Wohngemach, geführt, sie saßen dort auf den Sesseln vor dem Marmorkamin, in dem ein helles Feuer prasselte.

„Sorgen hat das Wunderkind Dir ja wohl nie gemacht, Schwester," meinte Ernst lächelnd.

„Sorgen? nun, Du hast nur Töchter und kannst gar nicht mitreden," entgegnete Gertrud, „aber bei den Aufgaben, wie ich sie mir mit dieser Erziehung stellte, da gab es wohl Sorgen ohne Ende. Es ist mir jetzt oft ein besonderer Genuß, in einsamen Stunden den langen Weg zurückzugehen, — von den Tagen an, da ich den kleinen Schreihals einer kräftigen Amme überantwortete, und doch so angstvoll schon über jedem Zeichen geistigen Lebens wachte. Du magst darüber lachen, aber ich will es Dir heute gestehen, ich studirte schon jeden Schrei aus seiner Brust, jede erwachende Regung, jede leiseste Willensäußerung, so unbewußt sie auch noch war. Ich hatte mit dieser unerwartet übernommenen Aufgabe einen Lebenszweck für mich gefunden, der meinen ganzen Menschen in Beschlag nahm."

„Ja — nimm es mir nicht übel, Gertrud, Du hast ja ein Meisterstück geliefert und horrendes Glück gehabt bei Deiner abnormen Erziehungsmethode, — aber damals habe ich oft genug den Kopf geschüttelt über Deine fixen Ideen," sagte Ernst Rothart lachend. „Ich glaube, Du suchtest allen Ernstes des Vaters Seele in dem Jungen und wolltest mit derselben ein Experiment machen. Aehnlich, — dem Aeußern nach ist er ihm nicht geworden; ich wenigstens mit meinen Alltagsaugen finde es nicht heraus. Der arme gute Rudolf mit seiner blassen, schmalen gedrückten Physiognomie und dieser stolze Capitalkerl — — wie ein Apoll saß er da vorhin unter dem jungen Volk, — die Akademiker scheinen so eine Art Cultus mit ihm zu treiben."

Gertrud nickte glückselig. „Nein, Ihr Alle seht es nicht, daß er der Sohn seines Vaters ist, nicht Sohn allein — Nachtreter — in dem Unvollendetes, Ersticktes neu entstand, in neuen Combinationen zur Entfaltung gelangte. Lacht Ihr nur und spottet und zweifelt, — wie dem auch sei, ich hütete diese neue Seele wie die Flamme meines eigenen Lebens. Du kanntest den Jugendfreund übrigens gar nicht, Du sahest ihn nie, wie ich ihn sah. Die schwerste Zeit für mich war jene, als mein Pflegling zwischen dem zehnten und zwölften Jahre stand. Da zeigte sich jener Mangel an Selbstbewußtsein, an thatenfrohem Muth, der des Vaters Leben geknickt, und ich zitterte. War das ein Erbtheil — im Blute mitgetheilt, das mir meine Cirkel störte?"

„Nun, Du hast Dein redlich Theil dazu gethan, ihm Selbstbewußtsein einzuflößen," meinte Ernst scherzend. „Solch' freie Ungebundenheit, wie Du sie ihm gewährtest, schien mir oft hübsch bedenklich. Ich dachte mitunter: was mag das geben? — und ich fürchtete arge Enttäuschungen für Dich."

„Du hättest Recht haben können, wenn mein Verfahren willkürlich gewesen wäre, aber ich that keinen Schritt, ohne mir darüber Rechenschaft zu geben. Ueberhaupt that ich so wenig als möglich, ich wachte nur und ließ der freien Entfaltung aller schlummernden Keime Spielraum. Und der Kitt, der meine complicirten Fäden zusammenhielt, war Liebe — unerschöpfliche — unermeßliche Liebe!" —

Ernst sah sie gerührt an. „Du bist ein wunderlich Wesen, Schwester, so voll Enthusiasmus, ja beinahe Exaltation, und dann doch so grundvernünftig, so geduldig und praktisch. Als Du Deinen Liebling so ruhig in den Krieg ziehen ließest, anno 70, habe ich Dich bewundert; und es war mir fast unheimlich, wenn Du so überzeugungsvoll sagtest: er wird nicht fallen."

„Ich wußte es, denn er war zu Größerem, er war sein Leben auszuleben berufen, und was wäre denn aus meinem System geworden, wenn er seine Freiheit nicht zu Thaten anzuwenden verstand? Er hat ruhmvoll gefochten damals, nicht als ein Schwächling und Weichling sondern als der Besten Einer."

„Sag' mir einmal — jetzt, wo wir Beide alt sind, ist solche Frage ja wohl keine Indiscretion mehr, — sagte der Bruder, „hast Du damals

Digitized by Google

eigentlich Walters geliebt? Ich grübelte einmal darüber, aber es schien mir doch zu unwahrscheinlich."

Gertrud saß lächelnden Angesichts und blickte wie in weite Fernen vor sich hinaus. „Ja, ich liebte den armen verkümmerten Menschen mit dem großen reichen Herzen. Niemand entdeckte das, Niemand würdigte das — er hatte sein Ringen zu früh abgebrochen und war verloren — nur wenig Jahre früher noch hätten wir vereint vielleicht ein ander Leben gelebt. Nun ist es so geworden. Der neue Rudolf ist mir Sohn, Geliebter — ist mir was dem Künstler sein Werk und Ideal. Ich lebe nur noch in ihm, und er weiß das und lohnt es mir. Horch! da höre ich seinen Tritt — Alles an ihm ist mir wie mein eigen, ich bin mit ihm verschmolzen, wie mit meinem andern Ich."

Ein fester sicherer Schritt nahte sich, und auf der Schwelle erschien eine hohe jugendschöne Gestalt. Nein, dem Krämer Rudolf Wolters glich dieser nicht. Aber über den strahlenden Augen wölbte sich der Bogen in derselben fein geschwungenen Linie, nur der unheilkündende zusammenlaufende Strich über der Nasenwurzel fehlte.

„Onkel Ernst! willkommen! willst Du der Leseprobe meines Dramas mit anwohnen heute Abend? ei! das freut mich. Tante Gertrud, hast Du Herzklopfen? sieht sie nicht einen Schein bleicher aus als gewöhnlich, Onkel Ernst? Aber ich fürchte mich gar nicht, das Feuer, das dem Dinge inne wohnt, zündet, verlasse Dich darauf."

„Kühn will ich meinen Spanier," citirte der General mit leichtem Sarkasmus.

„Was willst Du, Onkel, tadele sie darum," meinte der junge Dichter, indem er seinen Arm um die geliebte Pflegemutter schlang, „sie hat mir jeden Schatten von meinem Pfad gescheucht, sie hat mich so stolz, so siegesgewiß gemacht, mir den Muth gegeben zu den größten Thaten. Darum gilt es jetzt auch etwas zu leisten."

Im anstoßenden Salon hörte man Stimmen, den Eintritt der erwarteten Gäste, welche kamen das neugeschaffene Drama zu hören und zu beurtheilen. Der Dichter ging sie zu begrüßen.

„Er wird binnen wenigen Jahren der gefeiertste Dichter unserer Nation sein," sagte Gertrud ihm nachblickend mit demselben sichern Ton, mit dem sie vor 10 Jahren, als er in den Krieg für Deutschlands Ehre zog, gesagt hatte: er wird nicht fallen. „Seine Erstlingswerke schon haben seinen Ruhm begründet, alle Bühnen Deutschlands stehen ihm offen, sein Geist wirkt zündend auf die Jugend unseres Landes — und wo Schatten auf seinen Weg fallen, er wird mit festem Muth durch sie hindurchschreiten, Hindernisse besiegen und den Angriffen seiner Widersacher zu begegnen wissen. Ich werde das Ende seiner Laufbahn nicht erleben, aber mein Ziel, so weit ich es mir stecken konnte, ist erreicht. Und sieh, Bruder, das ist Glück. Wir scheiden Alle auf unvollendeten Stufen, und wo und wie es uns gestattet ist, weiter zu wirken, das bleibt Geheimniß. Ich habe es mir gedeutet auf meine Weise, tastet mir nicht daran, es hat mir mein Leben reich und köstlich gemacht."

Aus der Hauptstadt.

Von den Kunstausstellungen.

Während Gurlitt's Salon Fritz Werner ein Asyl bereitet, öffnet der Verein Berliner Künstler einem Ausgewanderten seine gastlichen Hallen und demonstrirt ad oculos, daß man ein Norddeutscher sein und doch erst in München malen lernen kann. *Joseph Weiser's Unterbrochene Trauung* war das Sensationsbild der Münchener Ausstellung und wird auch hier den Zweck erfüllen, den öden Räumen des Architektenhauses eine größere Anzahl mehr oder weniger kunstverständiger Beschauer zuzuführen. Es bedurfte dazu nicht einmal des an der Kasse verausgabten Reclamezettels mit Ausschnitten aus in weitesten Kreisen unbekannten Zeitungen, denn die malerischen Qualitäten des Bildes sind in die Augen springend. Trotzdem können wir uns eines unbehaglichen ästhetischen Gefühls dieser Riesenleinwand gegenüber nicht erwehren. Sie wirkt absichtlich und aufdringlich, sie fesselt wider Willen. Der Künstler rechnet mit Factoren, die jenseits der Grenzen seiner Kunst liegen. Nachdem er sich vor dem Uebersehenwerden dadurch gesichert, daß er eine Wandfläche für sich allein in Anspruch genommen, erzählt er uns eine spannende Geschichte, oder läßt sie uns, was dasselbe sagen will, errathen. Schließlich haben wir an unserer rückwärts dirigirten Combinationsgabe ebenso viel Freude, als an dem gemalten Schlußtableau und wissen nicht mehr, ob wir es mit einem malenden Novellisten oder mit einem novellistischen Maler zu thun haben.

Der Vorgang ist außerordentlich klar vorgetragen. Der Priester ist eben im Begriff, eine Convenienzehe zwischen einem alten Diplomaten und einer jungen Offizierstochter einzusegnen, da erscheint der todtgeglaubte Jugendgeliebte in der Kirche, und die Braut fliegt ihm mit einem Aufschrei in die Arme. Links drängen sich die Hochzeitsgäste an der Balustrade des Altars vorbei in den Vordergrund, um das Unglaubliche besser zu sehen, rechts folgen einige unbetheiligte Zuschauer mit nicht geringerer Neugier dem interessanten Vorgang. Was das Auge zunächst fesselt, ist das warme, gleichmäßige Colorit, das die einzelnen Gruppen zusammenschließt. Man vergißt über dem Gesammteindruck sogar, danach zu fragen, welche Lichteinflüsse dieses Colorit zu Wege bringen. Die paar Kerzen, mit deren Anbringung auf dem Altar und in Kandelabern man merkwürdig sparsam umgegangen, sind es sicher nicht, und von sonstigen Lichtquellen, etwa sonnenbestrahlten bemalten Kirchenfenstern, ist nichts zu bemerken. Aber gleichviel, das Colorit ist da, wir sind in Berlin nach dieser Richtung nicht eben verwöhnt und wollen uns der Thatsache freuen, ohne über die Ursache zu grübeln. Vermag doch selbst die ziegelrothe Uniform des alten Diplomaten keinen Mißton in die harmonische Gesammtwirkung zu bringen. Dieser alte Diplomat ist übrigens auch sonst die bête noire des Bildes. Er ist der Einzige unter den handelnden und zuschauenden Personen, der Pose macht. Wie er, die rechte Faust auf das Betpult gestützt, mit hochmüthig zurückgeworfenem Kopfe, die schlaffen Züge von sprachlosem Grimm verzerrt, auf die Umarmung der Liebenden herabschaut, hat er etwas Theatralisch-Melodramatisches, das der sonstigen einfachen und natürlichen Vortragsweise des Ganzen nicht entspricht. Als besonderer Vorzug des Bildes ist hervorzuheben, daß sich kein einziger weiblicher oder männlicher Idealtypus vorfindet. Der zurückgekehrte Jugendgeliebte scheint zwar Anlage zum schönen Manne zu haben, dreht aber dem Beschauer den Rücken zu. Für die Toiletten wie für die Gesichter der weiblichen Trauzeugen ist in Stoff und Schnitt auch nur das Nothwendigste geschehen, das Ueberflüssige glücklich vermieden. Joseph Weiser ist ein merkwürdig reifes Talent, das seine Bethätigung mit zweckbewußter Abwägung der Darstellungsmittel beginnt und weder zu wenig noch zu viel gibt.

Was neben diesem Sensationsbild die Räume des Berliner Künstlervereins schmückt, ist, wie gewöhnlich, Handelsmalerei. Erwähnenswerth sind zwei Bilder von *Felix Possart*, eine sonnendurchglühte Straße in Sevilla, und die Madonna von Frauenchiemsee, vor deren mit Prachtgewändern bekleideter Figur eine Bäuerin kniet. Das letztere Bild zeichnet sich durch einen kühlen, vornehmen Grundton aus, den wir an Possart nicht gewöhnt sind. Das fest zugreifende Talent des jungen Portraitmalers *Richard Scholz* entwickelt sich kräftig und eigenartig. Die beiden Köpfe einer alten Dame in der Seiten- und eines jungen Mädchens in der Vorderansicht lassen es allerdings zweifelhaft erscheinen, ob es viele Personen geben wird, die sich dem erbarmungslos aufrichtigen Pinsel des Künstlers anvertrauen. Das Portrait einer jungen Dame, die in rother Blouse und weißem Spitzenkleid vor einer Blätterwand in einen Stuhl zurückgelehnt sitzt, ist eine erfreuliche Probe des künstlerischen Realismus, dem nach unserer Meinung die Zukunft gehört. Kleine Unbeholfenheiten, wie der merkwürdig compact gerathene Schooß des Kleides und der ungeschickte rechte Unterarm mit der dazu gehörigen Hand, können an dem hoffnungsvollen Gesammteindruck nichts ändern.

Was Professor *Waldemar Friedrich* an Skizzen aus Indien mitgebracht hat, mag die Verleger von illustrirten Reisewerken interessiren, auf selbständigen künstlerischen Werth erhebt es keinen Anspruch. Der Verein Berliner Künstler hat sein Münchener Sensationsbild, dem, wie wir es gewohnt sind, hoffen und wünschen, bald andere zugkräftige Kunstwerke von auswärts her folgen werden.

Uebrigens hätte er dieses Mal bei keckem Zugreifen das Vortheilhafte viel näher gehabt, wenn es nicht eben Anstandsgesetze gäbe, die sich nicht ungestraft verletzen lassen. *Gustav Gräf's Märchen* beginnt wieder einmal in Berlin umzugehen und übt neue Zugkraft aus, seitdem das schöne Urbild in Mecklenburg als Rittergutsbesitzerin den Huldigungseid geleistet hat. Das auf criminalistischem Wege berühmt gewordene Bild ist durch die glänzende Carrière des Modells nicht besser geworden. Der Wechsel des Standbeins und ein operativer Eingriff in die unnatürliche Drehung des Rückgrates — beide Operationen sind vom Maler angeblich in der spärlich erleuchteten Zelle des Untersuchungsgefängnisses vorgenommen worden — haben dieser Phantasiegestalt zu einem einigermaßen wahrscheinlichen Körperbau verhelfen können. Wir begreifen das ungeduldige Zerren des Raben an der eben abgestreiften Fischhaut sehr wohl und theilen mit ihm die Empfindung, daß die Jungfrau einem allgemeinen Verlangen entspräche, wenn sie das Schuppenkleid so bald als möglich wieder anlegte. Leider verbietet uns die Sorge um unsere persönliche Sicherheit, alles das zu sagen, was wir über das Criminal-Märchen auf dem Herzen haben. Wie leicht könnte es passiren, daß wir auf einer Wiederholung der „*Verfolgten Phantasie*" ein paar tintenbefleckte Hände sähen, die eine Nummer der „Gegenwart" als harmloses Projectil einer gen Himmel schwebenden Idealgestalt nachwerfen. Gustav Gräf hat nämlich vergessen, daß ein großer Theil der Berliner Gesellschaft und Künstlerschaft ihm nach seiner Freisprechung ihre Sympathien bezeugt hat. Er hat ferner nicht für nöthig befunden, sich daran zu erinnern, daß es sich in seinem Processe um eine Anklage wegen Meineides handelte. Sein malerischer Protest gegen fingirte, vom Verfolgungswahn vorgespiegelte Angriffe — die Phantasie, aufwärts schwebend, von Pöbelhaufen verhöhnt und beschimpft — ist somit ein Schlag in's Wasser. Aesthetisch betrachtet sind die gegen die Beine der fliehenden Phantasie geschleuderten Kothstücke, die mit Acten, Todesurtheilen und Ketten erhobenen Hände und die aus der unteren Rahmenlinie auftauchenden Köpfe ein Unding. Gustav Gräf's Phantasie muß unseres Erachtens ganz anders aussehen, als diese ideale, wenn auch wenig bekleidete Jungfrau; auch dürften ihre Gegner keineswegs in den untersten Schichten des Pöbels zu suchen sein. Uebrigens ist die Ausstellung nicht allein criminalistischen Erinnerungen gewidmet. Der industrielle Unternehmer hat ihr außer mehreren unerheblichen Skizzen auch vier weibliche Idealköpfe einverleibt, in denen Professor Gräf Wasser, Feuer, Erde und Luft zu verkörpern versucht hat. Da wir diesen banalen, mit landläufigen Attributen ausgestatteten Köpfen demnächst in Buntdruck auf Chocolade-Enveloppes, Pfeifen- und Tassenköpfen zu begegnen fürchten, enthalten wir uns einer Besprechung, die zu der Bedeutung des Objectes in keinem Verhältniß stehen würde. Wir begnügen uns damit, am Schlusse zu constatiren, daß der Ausstellungsunternehmer sich um den Ruhm Gustav Gräf's nicht verdient gemacht hat. G. M.

Digitized by Google

Notizen.

Von dem wieder überreich gesegneten **Weihnachtstische** können wir auch in diesem Jahre nur vom Besten das Allerbeste an dieser Stelle erwähnen, denn unsere Raumverhältnisse legen uns Schranken auf, welche der Ueberproduktion auf diesem ergiebigen Felde buchhändlerischer Speculation unmöglich Rechnung tragen können. Auf keinem anderen Gebiete macht sich ja die Nachahmung und alle üblen Seiten des Concurrenzeifers so sehr geltend, und eine glückliche und erfolgreiche Idee wird sofort nachgeäfft und überboten, so daß das Geschäft Allen verdorben wird. Dem mißgeleiteten und rathlosen Leser wollen wir auch heuer ein Führer sein, indem wir ihn nur auf die Spitzen des diesjährigen Novitätenmarktes aufmerksam machen. Einer solchen Empfehlung ist Meister **Mohn's**, des Illustrators des lieblichen Märchenstraußes, neuestes Bilderbuch würdig: **Nesthäkchens Zeitvertreib** (Bremen, Heinsius) mit Liedern und Reimen von **Chr. Dieffenbach**. An dasselbe frühe Kindesalter (vor dem Schuleintritt) wendet sich **Liebold's Unterricht im Thierreich für unsere Kleinen** (Leipzig, E. Twietmeyer), das der bekannte Thiermaler **H. W. Schmidt** mit prachtvollen bunten Bildern geschmückt hat. Die Verfasserin hat den Text meist katechetisch gefaßt, aber nicht in trockener Form, sondern anregend, anschaulich, fesselnd, die köstlichen Hey'schen Fabeln und die künstlerischen Bilder werden das Uebrige thun, um das kleine Fragemäulchen zum Aufmerken einzuladen. Derselbe Verlag bietet auch in **Dietrich Theden's „Laßt Euch erzählen"** ein Geschichten- und Märchenbuch, in welchem der naive Erzählerton, der doch Belehrung und Unterhaltung nirgends vergißt, sehr glücklich getroffen ist, und die schwarzen und farbigen Illustrationen sind gleichfalls zu loben. An die heranwachsende weibliche Jugend wendet sich **Waldemar's** Erzählung: **Minni's Leiden und Freuden** (Erlangen, Palm & Enke), ohne Bilderschmuck, aber sehr anmuthig geschrieben. Das Originellste aller diesjährigen Bilderbücher ist aber unbestritten: **Jung Japan beim Spiel** (Leipzig, E. Twietmeyer). Der Japanismus, der zuerst in England und Frankreich als Mode aufkam und durch Sullivan's Operette „Mikado" auch bei uns populär geworden, hat sich nun auch auf unsere Kinderbücher erstreckt. Hier wird der Versuch gemacht, die lustigsten und sinnreichsten Spiele der kleinen Japaner auch bei uns einzuführen, z. B. das Gesellschaftsspiel Pilgerreise, das originelle Haschenspiel, das kunstgerechte Steigen des mit dem Kintaro-Zwerg geschmückten Drachen, das Theaterspiel mit Masken, das Ballspiel mit dazugehörigen Reimen u. s. w. Es bleibt abzuwarten, ob unsere Kleinen mit dem etwas fremdartigen Amüsement ihrer schlitzäugigen Collegen sich befreunden werden, aber sicher ist, daß dieses mit den echtesten Blumen- und Kinderfiguren phantastisch ausgeputzte Bilderbuch schon als solches einen großen Erfolg haben und, nach dem Eingangs erwähnten Grundsatze, zahlreiche Nachahmer finden wird. Ob diese aber mit demselben Geschmack und Geist ausgedacht und ausgeführt sein werden, wie das Twietmeyer'sche Spielbuch, ist eine ganz andere Frage und möchten wir lebhaft bezweifeln. In japanisch goldbedruckten Carton hat sich auch das **Märchenbuch von F. v. Woringen** (Berlin, Fr. Pfeilstücker) gehüllt, aber die reizenden Erzählungen sind echt deutsch, und besonders die rührende Geschichte vom blinden Kathrinchen wird viele Kinderherzen erfreuen. Die zinkographisch hergestellten Bilder von **M. Nänike** beleben ebenfalls nach japanischem Geschmack den Text und purzeln da und dort lustig über den Druckrand hinaus, wie dies bei den Pariser Guillaume-Ausgaben der Romane von Hugo, Halevy, Daudet rc. zuerst angewandt wurde. Von den zahlreichen Erzählungen für unsere reiferen Knaben können wir eigentlich aus Ueberzeugung nur **W. Behrendt's Pytheas von Massilia** (Breslau, Trewendt) empfehlen. Auf Grund einer Notiz des älteren Plinius wird hier die abenteuerreiche Seereise eines Altmarseiller Schiffers (also eines Mitbürgers von Halm's Sohn der Wildniß) geschildert, den wir um Spaniens und Englands Küste nach Thule (Island) und an die Königsberger Bernsteinküste begleiten. Bessell's gelehrte Monographie über Pytheas' Einfluß auf die Kenntniß der Alten vom Norden Europas ist hier sehr geschickt zu Grunde gelegt, und die spannend erzählten Abenteuer mit Piraten, Iberiern, Kelten, Polarbewohnern und Teutonen sind um nichts unwahrscheinlicher, als die archäologischen Romane von Ebers und seinen Nachahmern, wenn sie auch mit geringeren Ansprüchen auftreten. Auf Londoner und Pariser Muster gehen zwei gleichzeitig erschienene Christmas-Numbers zurück: **G. Grote's Deutsches Weihnachtsblatt** und **Müdenberger's Deutsche Weihnachtsblätter**, von denen wir dem ersteren, aus dem bekannten „illustrirten Klassiker"-Verlag Grote's erschienenen, entschieden den Vorzug geben, auch um seiner größeren Billigkeit willen bei mindestens gleich prächtiger Ausstattung. Beide Weihnachtsnummern sind wie „Paris-Noël" in Folio und bringen Farbendrucke, Lichtbilder, Holzschnitte, Musikbeilagen und einen meist auf das Fest bezüglichen erzählenden oder belehrenden, ernsten oder heiteren Text. In Grote's Weihnachtsblatt finden wir Künstler, wie Alexander Zick, Grot-Johann, Woldemar Friedrich u. A. und an Schriftstellern Joh. Trojan, Jul. Wolff, H. Seidel, Wilbrandt, L'Arronge, Nataly v. Eschstruth, E. v. Wolzogen u. A. Die prächtigen Hefte mit den weihnachtlich stimmungsvollen Umschlagbildern sind ein wahrer Schmuck jedes Geschenktisches.

K. Thienemann's Verlag (Gebrüder Hoffmann) in Stuttgart gebührt auch dieses Jahr für seine Jugendschriften ein eigener Abschnitt. Die glückliche Hand in der Wahl der Mitarbeiter, die reiche Ausstattung, die er seinen Büchern gibt, und das pädagogische Geschick der Redaction haben diesem Kinderbücherverlag rasch einen so geachteten Namen verschafft, daß selbst der Glanz altbewährter Firmen wie Spamer davor erblaßt und die unvermeidlichen Nachahmer die Marke „à la Thienemann" als Lockmittel benützen. Gleich zwei neue Griffe des Verlags illustriren bedeutsam diese Findigkeit. Ist es nicht erstaunlich, daß noch keinem Concurrenten eingefallen war, den berühmten Roman der Beecher-Stowe für die Jugend zu bearbeiten? In der freien Uebertragung und wesentlichen Kürzung von **M. Jacobi** ist **„Onkel Tom's Hütte"** mit den Farbendruckbildern von G. Franz allerdings eine Erzählung für die Jugend geworden, die an Spannung, abenteuerlichem Reiz und sittlichem Gehalt alle landläufigen Indianergeschichten übertrifft. Der zweite glückliche Griff: **Schatzkästlein für die Jugend** von **Peter Diehl** mit Holzschnitten von E. Wagner gilt den unsterblichen Kalendergeschichten des prächtigen „rheinländischen Hausfreundes" **Johann Peter Hebel**. Mit feinem Tact hat der Herausgeber alles für die Jugend Passende ausgewählt, die veralteten naturwissenschaftlichen Aufsätze weggelassen und die Perlen zusammengesucht, vor Allem die lustigen Geschichten vom Zundelfrieder und den klassischen „Kannitverstan", der in den short stories der Weltliteratur seines Gleichen nicht hat. Ein ebenso guter Gedanke ist es, daß in **Julius Hoffmann's Märchenwelt**, einer Auswahl der schönsten Märchen, auch die allbekannten Geschichten von Schneewittchen, Dornröschen, Rothkäppchen rc. nicht verschmäht wurden, so daß wir hier wirklich das Beste deutscher Märchenerzählung beisammen finden. Die geschickte Bearbeitung von **P. Moritz' „Wildtödter"** nach Fenimore Cooper, **R. Scipio's „Durch Kampf zum Sieg"** (aus der Zeit der Befreiungskriege in Texas) und **Barfus' „Vom Kap nach Deutsch-Afrika"** (Streifzüge nach einem wie Stanley und Emin Pascha Verschollenen) gehören in die Klasse der noch immer beliebten Indianergeschichten, während **Max Barack's „Wallenstein"** neue Wege geht, indem hier Schiller's Trilogie in Prosa umschrieben und der Jugend nahegebracht wird. Für Mädchen sind bestimmt: **Emma Biller's „Kleine Musterwirthschaft"** (eine reizende Puppenfamiliengeschichte mit sehr schönen Aquarellen von **E. Klimsch**) und **Eva Hartner's** Erzählung: **„Versuche und Erfolge"**, ohne Bilder, also schon für etwas reifere junge Mädchen. Das Farbendruck-Album: **„Die deutschen Kaiser"** enthält die Bilder aller unserer Kaiser von Karl dem Großen an (meist nach den altehrwürdigen Schildereien im Frankfurter Römer) einschließlich der drei Hohenzollernkaiser nach Winterhalter, Angeli und Wimmer. Einen guten Einfall können wir es nennen, daß der Lebenslauf jedes Herrschers kurz in Reime gebracht ist, so daß die kleinen Leser die Geschichte spielend auswendig lernen und sich einprägen können. Endlich führen wir noch den neuen (3.) Jahrgang von Thienemann's **„Buch der Jugend"** an mit seinen vielen hundert Text- und Farbenbildern und seinen unterhaltenden und belehrenden Erzählungen und Aufsätzen unserer besten Jugendschriftsteller und den Anweisungen zu Spielen, Handfertigkeiten, Sport, Zauberkünsten und sinnigem Zeitvertreib. Auch dieser Band übertrifft alle ähnlichen Versuche anderer Verleger.

Märchenbuch aus dem Leben. Von **H. Richter**. (Stuttgart, Max Waag.) — Ein tiefer Sinn liegt einer jeden dieser Geschichten zu Grunde, die einen Winkel der heutigen Wirklichkeit durch ein phantastisches Prisma schildern. Schon das künstlerisch freie Bild zur „Königin der Nacht" lehrt, daß in erster Linie an erwachsene Leser und weniger an Kinder gedacht wurde, obgleich auch diese die anmuthigen Erzählungen mit Genuß lesen werden. Wer das Leben kennt und es gern einmal in sinnvoll märchenhaftem Bilde sehen möchte, wird von „Blauauge", den „Schicksalsfeiern", der „Schachpartie" entzückt sein. Alles ist frisch und gefällig.

Im Verlage von Dr. E. Albert in München soll **Die Gemäldegalerie des Grafen A. F. Schack in München** in 75 Blättern und 8 Lieferungen erscheinen, von denen die erste schon in diesen Tagen ausgegeben worden ist. Nach den uns vorliegenden Mustern sind die Heliogravuren von großer Schönheit, und da der berühmte Mäcen und Kunstschriftsteller selbst den Cicerone in seiner allbekannten Galerie macht und den begleitenden Text in seiner geistvollen Art schreibt, so bietet sich der doppelte Genuß, auf den uns schon die erste Lieferung bestens vorbereitet. Lenbach's bekanntes künstlerisch schwungvolles Bildniß des hochsinnigen Kunstfreundes, eines seiner schönsten Portraits, eröffnet die Sammlung und stimmt uns vortrefflich zu der Wirkung der folgenden Blätter. Zwei märchenhaft poetische Albertotypien nach Schwind's düsseldorfisch angehauchter „Rast auf der Wanderschaft" und dem phantastischen „Rübezahl" folgen, Steinle, der Maler der „keuschen Linie", zeigt uns das erste Menschenpaar nach dem Sündenfall, und auch Meister Böcklin erweist sich in dieser Wiedergabe seiner „Klage des Hirten" und „Meeresidylle" als der dämonische Farbenlyriker, der er bis in die neueste Zeit geblieben ist. Albert schmiegt sich mit seinen ganzseitigen und Textillustrationen den Meistern congenial an und zwar nicht nur dort, wo er den schwarzweißen Ton des Kupferstichs oder der Radirung beibehält, sondern auch wo er mit künstlerischer Findigkeit entweder eine röthliche Tönung wählt, wie in der Wiedergabe des Nackten, oder blauen Druck, wie in den Mondscheinbildern von Gerhard's „Alhambra" oder des köstlichen Spitzweg's „Serenade", wo man so recht sieht, daß der Humorist, um zu wirken, nicht zur Caricatur greifen muß, wie Fritz Werner oder Grützner. Feuerbach's „Francesca von Rimini" athmet die ganze classische Strenge des Originals, und auch schwächere Bilder wie Neureuther's „Oberon" erscheinen in dieser wundervollen Reduction viel bedeutender. Wir kommen jedenfalls ausführlich auf dieses einzige Prachtwerk zurück, sobald es vollständig vorliegen wird, und empfehlen es schon jetzt unseren Lesern. Ist doch gerade gegenwärtig, wo die wahrscheinliche Schließung der Schack'schen Galerie so viel

Digitized by Google

Staub aufwirft und als die Einleitung zu deren Uebersiedelung in die Reichshauptstadt betrachtet werden darf, von besonders actuellem Interesse. Die Albert'schen Blätter lehren auch demjenigen, der die Münchener Kunstsammlung nicht besucht hat, welcher fast unermeßliche Werth diesem musterhaften Cabinet eines genialen Kunstkenners und Talententdeckers innewohnt. Sollten die Berliner Museen auf Grund testamentarischer Bestimmung des Begründers und kaiserlicher Gnade wirklich einst durch diese Meisterwerke bereichert werden, so würden sie allerdings ganz unvergleichliche Perlen und eine Anziehungskraft gewinnen, die Berlin zu einem Wallfahrtsort für Liebhaber der modernen deutschen Kunst machen müßte.

Von Arthur Mennell's „Königsphantasien, Eine Wanderung zu den Schlössern König Ludwig's II. von Bayern" (Leipzig, Literarische Gesellschaft) ist der erste Theil jetzt erschienen, wodurch alle die Herrlichkeiten von Herrenchiemsee vollständig geschildert sind. Die Ausstattung dieses seltenen Prachtwerkes ist seines Gegenstandes durchaus würdig. Die Holzschnitte im Text und die getönten Photogravüren Albert's in München sind von einer ausgezeichneten Schönheit und führen uns den märchenhaften Glanz jenes bayerischen Feenschlosses naturgetreu und voll künstlerischer Anempfindung vor Augen. Der begleitende Text hat Leben, Geist und Farbe; wir verweisen nur auf die hübsche feuilletonistische Schilderung von Versailles. Auch der Humor und die poetische Stimmung fehlen nicht, und der trocken beschreibende Cicerone-Stil ist überall mit Glück vermieden.

Kürschner's Quart-Lexikon. Ein Buch für Jedermann. (Stuttgart, W. Spemann.) — Ein Handlexikon in mehr als einem Band hat seinen Beruf verfehlt, denn sobald der Leser über mehrere Bände verfügen muß, hört bei dem täglichen Gebrauche der Begriff der Handlichkeit und die Bequemlichkeit auf. Instinctiv mag Kürschner diesen Fehler der sogenannten „kleinen" Lexika von Meyer und Brockhaus gefühlt haben, und so traf er denn mit seiner neuesten lexikographischen Leistung, die in Quart auf 60 Druckbogen ein umfassendes und erschöpfendes Sachwörterbuch bietet, durchaus das Richtige und füllte eine wirkliche und wahrhaftige Lücke aus. Viel ausführlicher als sein Taschen-Conversationslexikon und noch obendrein mit 1500 kleinen Textillustrationen versehen, gibt dieses recht eigentlich für den Schreibtisch bestimmte Buch aus dem ganzen Bereiche menschlichen Wissens jede mögliche, in knappem Stil gehaltene Auskunft, und nach den zahlreichen Stichproben zu urtheilen, denen wir es unterzogen, können wir ihm das Prädicat cum laude nicht versagen. Natürlich war diese im kleinsten Raum unterzubringende Vielwissenheit nur durch Anwendung von Abkürzungen und Zeichen möglich, die sich schon in Kürschner's Literaturkalender bewährt haben und sehr faßlich und bequem sind. Kurz, eine Meisterleistung auf bibliographischem Gebiet. Vielleicht wären bei einer späteren Auflage einige Schriftsteller der neuesten Zeit besser wegzulassen, ebenso manche kurz charakterisirende Bemerkung. So heißt es mehrfach: „bed. Dichter", was wir lieber „bedenklich" als „bedeutend" auslegen. Werthvoll und praktisch wie immer sind auch hier Kürschner's Beigaben: ein chronologischer Abriß der Weltgeschichte, eine Uebersicht über die drei Naturreiche nach Franz von Kobell und eine Wochentagbestimmungstabelle für jedes Datum der Vergangenheit und Zukunft. Leider ist letztere in den Einband eingedruckt und daher schwer lesbar. Es würde sich überhaupt für derlei Nachschlagebücher weniger ein so eleganter Leinenband als ein altväterisch solider Einband mit Rück- und Eckleder empfehlen. Hoffentlich läßt nun Kürschner zur Krönung des Gebäudes noch ein Diamant- oder Miniaturlexikon nachfolgen, da auch sein dickleibiges „Taschen"-Lexikon z. B. für Reisezwecke zu umfangreich ist und das von Steinitz verlegte höheren Anforderungen nicht genügen kann.

Im Leipziger Verlagshaus (Greuell & Francke) sind drei reizvolle Miniaturausgaben erschienen, die auch ihres Inhalts wegen zum Feste empfohlen werden können: Eichendorff's Aus dem Leben eines Taugenichts, das classische Märchen voll leuchtender Poesie, Jacob Herzer's Dichterklänge aus dem Alterthum, ganz mustergültige Uebersetzungen und Nachdichtungen griechischer und römischer Poeten, die Quintessenz altklassischer Poesie. Besondere Erwähnung verdient: Ubbo der Friese, Erzählung aus deutscher Vergangenheit von Johann v. Wildenradt. Der bekannte Epiker und Romandichter, dessen eigentliches Feld die poetische Wiederbelebung der Vorzeit ist, hat in dieser Novelle jedenfalls sein Bestes gegeben. Eine spannende Handlung, markige Charakteristik und schöne Naturschilderungen zeichnen sein neues Werk aus.

Fünf Schlösser. Altes und Neues aus Mark Brandenburg. Von Theodor Fontane. (Berlin, 1888.) — Der wackere Wanderer durch die Mark Brandenburg bietet hier weniger eine Fortsetzung als ein durchaus selbständiges Seitenstück zu seinen früheren Bänden. Es sind künstlerisch abgerundete Essays auf Grund meist archivalischer Studien und Actenstücke, bisher ungedruckter Briefwechsel, Tagebücher u. s. w. und durchweg von hohem geschichtlichem oder culturhistorischem Werthe, wohlgeeignet, manche Lücke auf diesen Gebieten auszufüllen. Die Kapitel über Dorf Quitzöwel lassen die biderben Gestalten der märkischen Raubritter in prachtvoller Charakteristik aufleben; es ist schade, daß Wildenbruch in seinem neuesten Quitzow-Drama sich von diesen echten Historien nicht hat beeinflussen lassen. Im Kapitel von Schloß Plaue fesselt uns zumal die originelle Figur des alten Wiesike, des Hahnemann- und Schopenhauerschwärmers, wobei einige noch unbekannte Briefe des Frankfurter Philosophen aus der Hinterlassenschaft des Schloßherrn mitgetheilt werden, was allgemeines Interesse wecken wird. „Hoppenrade" erzählt die romanhafte Geschichte der „Krautentochter" (Charlotte von Kraut) und ihre Ehe mit dem englischen Gesandten Elliot, Baron Knyphausen und Rittmeister v. Arnstedt, die Duellaffaire ihrethalben, die Entführung ihres Kindes und ihr Ende, sowie die Geschichte des leichtsinnigen Fähnrichs v. Arnstedt, der wegen Ermordung eines Vorgesetzten 1837 auf dem Schaffote starb. Schloß Liebenberg führt uns die ritterlichen Gestalten Derer von Hertefeld vor und schildert uns dessen Kunst- und Erinnerungsschätze. Von besonderem Interesse ist „Dreilinden", das Jagdschloß des Prinzen Friedrich Karl mit der Beschreibung seiner Orientreise 1882/83. Aber was dem Buche seinen Werth und seine künstlerische Färbung gibt, das ist das feuilletonistische Beiwerk, in dem sich die ganze Eigenart des Dichters Fontane ausdrückt. Wie er für seine Helden unseren Herzensantheil zu gewinnen und sie zu schildern, aufleben zu machen weiß, die markige Charakteristik überall, die nur in derben, festen Umrissen in Menzel's Art schafft, die stimmungsvollen Naturbilder, der prächtige Humor überall — doch die Verehrer des Autors kennen und schätzen ja längst die Schreibweise ihres Lieblings. Wenn er z. B. Heinrich von Kleist's Grab besucht, so gibt er nicht nur eine trockene Beschreibung der unheimlichen Ruhestätte, sondern schildert uns seine Wallfahrt dahin mit ihren Eindrücken, und auch das erlauschte Geplauder der Bürgersleute am Grabe des Dichters wird uns mit phonographischer Naturtreue gemeldet, um das impressionistische Bild recht vollständig zu machen. Und wie weiß er die ritterliche Charaktergestalt des Siegers von Metz inmitten seiner Tafelrunde zu zeichnen! Gleich der Auftact, die Beschreibung seines ersten Besuchs in Dreilinden, ist von einer wundervollen Färbung, und wenn er die Art, wie der Prinz Gastlichkeit übte, und seine Eigenheiten beschreibt, so fühlen wir den scharfen Beobachter, dem jedes hier so leicht verzeihliche Byzantinerthum fernliegt. Das Buch hat künstlerischen Zug und fast documentarische Bedeutung.

Königin Luise von Preußen. Von Carl und K. Fr. Pfau. (Leipzig, Pfau.) — Auch dieser neuen Ausgabe können wir das gleich lobende Geleitswort mitgeben, denn die feinsinnige, erschöpfende Biographie der unvergleichlichen Frau und Herrscherin verdient die weiteste Verbreitung und einen Platz in jeder bürgerlichen Bücherei.

Haschisch. Erzählungen aus dem modernen Egypten von Otto Fuchs. (Dresden, E. Pierson.) — Die frisch und farbig entworfenen Erzählungen des Verfassers der „Görbersdorfer Novellen" haben den ganzen Reiz des Erlebten und Geschauten. Berührt uns auch Manches seltsam und grell, so läßt uns die überall fühlbare Aufrichtigkeit des Verfassers keinen Augenblick im Zweifel. Das Wunderland der Pyramiden ist eben ein Land der Wunder geblieben, auch unter dem Einflusse des Haschisch. Wir gestehen offen, daß wir diesen modernen realistischen Novellen mit ihrem kecken, stimmungsvollen Auftrage den Vorzug geben vor allen gelehrten Nachempfindungen unserer romanschreibenden Egyptologen.

Gebrechen und Leistungen des kirchlichen Protestantismus. Kanzelreden von Moritz Schwalb. (Leipzig, Otto Wigand.) — Das schöne Erbauungsbuch hat einen emeritirten Bremer Prediger zum Verfasser und verbreitet sich über die wichtigsten religiösen Fragen in einem so kirchlich freisinnigen Geiste, daß wir auch die Predigtform fortgewünscht hätten. Es sind allgemein verständliche, geist- und lichtvolle Abhandlungen voll wahrer nichtdogmatischer Frömmigkeit über Bibel- und Wunderglauben, die Person Christi in historischem und philosophischem Sinne, die Sacramente und Dreieinigkeitslehre, die Prädestination, die protestantische Kirchenverfassung und die Errungenschaften und Aussichten der Reformation. Wir empfehlen das schöne Buch.

Eulen und Krebse. Roman von August Niemann. (Gotha, C. F. Wiebous.) — Niemann, der mit dem Roman „Bakchen und Thyrsosträger" und die „Grafen von Altenschwerdt" so glücklich debütirte, hat bisher nicht gehalten, was er versprochen. Sein neuester Roman ist ein wohldurchdachtes, geistreiches Werk, wie es ein kenntnißvoller Mann schreibt, aber es fehlt die dichterische Anschauung und Gestaltungskraft. Es ist vor Allem schlecht componirt und zu breit. Die kleinsten Geschehnisse, die auf den Fortgang der Handlung gar keinen und auf die Charakteristik der Hauptpersonen wenig Einfluß haben, werden da mit der größten Gründlichkeit erzählt, während die Hauptscenen nicht selten jäh abbrechen oder in einem Wuste von Gesprächen untergehen. Dabei reden alle Personen denselben breiten, grundgescheiten Stil, gleichviel von welcher Bildungsklasse, welchem Alter sie sein mögen. So kommt es, daß man das Werk stellenweise nur mit Mühe liest. Der Verfasser wollte einen Buchhändlerroman schaffen und hat zu diesem Zwecke die Welt der Buchhändler und Buchschreiber studirt. Wir lernen große und kleine Verleger, allerlei Schriftsteller und nicht zu vergessen Schriftstellerinnen kennen und werfen Blicke in Comptoirs, Sortimentsgeschäfte, Redactionen, und die zahlreichen Typen reden viel Kluges über ihren Beruf. Oft auch zur unrechten Zeit. Als es zwischen Friedrich und Petersen zum Bruche kommt, erwarten wir wahrlich keine philosophischen Betrachtungen über Verlag und Verleger. Auch das lange Kapitel mit der Beschreibung des Buchladengeschäfts ist für den Gang der Handlung gleichgültig. Man merkt da eben, daß der Verfasser noch nothwendig alle seine Notizen über das Buchgewerbe anbringen will. Das Beste ist der Anfang, und gut sind auch die Episoden, die nichts mit „Eulen und Krebsen" zu thun haben. Lieutenant v. Busstedt und Friedrich sind prächtig bezeichnet, allein es ist doch sehr wohlfeil, daß der Verfasser des Letzteren Besserung einfach durch eine Erkrankung herbeiführt. In den Schloßscenen, dem adeligen Leben und dem feudalen Ton fühlt man überall, daß der Verfasser festen Boden unter den Füßen hat. Manches ist auch voller Humor, doch waltet durchweg ein lehrhafter und trockener Ton vor und nimmt dem Buche seinen besten Reiz. Es ist Schade, daß Niemann seine meisten Betrachtungen nicht lieber in das gleichzeitig erschienene Buch: „Die Erziehung des Menschen-

Digitized by Google

geschlechts“ (Dresden, Pierson) vermeiden hat, wo sie entschieden besser am Platze waren. Er plaudert hier über die tiefsten moralphilosophischen Fragen, über Körper, Seele und Geist, Mensch und Gott und äußert in klarer, schöner Sprache seine Ansichten über Seelenwanderung, Bivisection, Spectarismus, Badhsism, Physiognomik, Phrenologie, Unsterblichkeit u. s. w.; wenn er und auch oft zum Widerspruche reizt, so bleibt er doch immer ein origineller Denker, der uns anregt und durch sein Wissen und seinen sittlichen Ernst Achtung einflößt. In dieser Philosophie eines Weltmannes erscheint er und unvergleichlich bedeutender als in seinen letzten Romanen.

Das Lexikon der feinen Sitte. Von Kurt Adelfels. (Stuttgart, Levy & Müller.) — Ein überaus glücklicher Gedanke liegt diesem Buche zu Grunde, das recht eigentlich ein Handbuch der Etikette genannt werden kann. Wie oft kommt auch der gewissteste Welt- und Menschenkenner in die Verlegenheit, wenn er sich correct nach dem gesellschaftlichen Comment benehmen soll. Noch wichtigere Dienste wird das sehr geschickt angelegte Buch dem unweltläufigen Menschen leisten, der stets ängstlichen und zu verletzen fürchtet. Hier erfährt man, wie man sich bei Hof, im Salon, auf Reisen, im Wirthshaus, gegen Vorgesetzte, Damen, Untergebene, fremde Kinder, auf Bällen, Hochzeiten, Taufen zu benehmen hat; auch das heikle Kapitel der Titulaturen, ferner das Vorstellen, Verloben, Verlobungskarten 2c. ist nicht vergessen. Wer sich noch eingehender, gleichsam philosophisch-ästhetisch über das Thema unterrichten will, findet hierfür im gleichen Verlage „Lord Chesterfield's Quintessenz der Lebensweisheit und Weltkunde“, das schon von Hermann Hettner gerühmt wurde, und Wundling's „Schule des Lebens“, ein sinniges Brevier für Weltleute.

Venus Anadyomene. Eine Künstlernovelle von G. von Seydlitz. (München, Georg D. W. Callwey.) — Der Verfasser, den Verein der „Gegenwart“ nicht unbekannt, wirft hier eine Grundfrage des künstlerischen Schaffens auf: Wie weit hat der bildende Künstler bei der realistischen Natur seiner Arbeit, die ihn noch dem Modell zu arbeiten zwingt, das Recht und die Pflicht, zu idealisiren, aber dabei zu individualisiren? und die Lösung oder, da eine solche unmöglich, doch die Exemplificirung des Problems hat er in dieser gedankenreichen Dichtung niedergelegt, welche die wertwürdige Liebesgeschichte eines genialen Künstlers und einer ihm Modell stehenden Dame aus der Gesellschaft behandelt. Jedenfalls ist das originelle künstlerische und psychologische Thema in durchaus berechtigter und ganz vornehmlicher Weise erörtert und dürfte für freilebende Geister reiche Anregung bieten. Mit Recht verwahrt sich der Verfasser dagegen, von seinen Kritikern in die bekannte Schablone gepreßt zu werden, denn sein Buch ist ohne Zweifel für die Idealisten zu realistisch und für die Realisten zu idealistisch. Die ersteren werden schon durch das sensationelle Thema abgeschreckt, das eigentlich das Verhängnißliche von Allem ist, denn die geschilderten erotischen Scenen sind niemals lüstern oder unkünstlerisch. Die Realisten werden aber zu der Verrommenheit der Heldin, dem frisch unmöglichen Zweikampf mit Neider und dem allzu Zuviel in den Charakteren den Kopf schütteln. Wenn die gewohnte Versicherung gegeben wird, dieses Geschenk sei wirklich passirt, so ist es doch dem Autor nicht gelungen, das Unwahrscheinliche wahrscheinlich zu machen. Auch die Composition verräth eine ungeübte Hand. Es wird zu viel blos wiedererzählt, referirt: zu wenig dargestellt, und die Handlung springt bald vor- und wieder rückwärts. Nur in der hochdramatischen Schlußscene steht der Verfasser voll und ganz auf der Höhe seiner Aufgabe. Immerhin eine interessante, talentvolle Arbeit, die Anerkennung verdient.

Gurnn. Eine Welle am Strande der Bretagne. Von Blanche Willis Howard. (Stuttgart, Robert Lutz.) — Dieser sechste Band der Sternbanner-Serie amerikanischer Humoristen und Novellisten enthält eine von Stern und Jacobi gewandt übertragene und schon in'ſ Französische, Italienische und Russische übersetzte Erzählung, die auch den Beifall Paul Heyse's fand. Er rühmt an dieser in all ihrer Einfachheit so ergreifenden Geschichte das Talent der Charakteristik, der glücklichen Gruppirung und Contrastirung der Gestalten und die Beherrschung aller Darstellungsmittel. Wir können uns dem Urtheil dieses competenten Richters nur anschließen und versichern, daß uns schon lange kein Buch, trop des fremdartigen Stoffes, so sehr angehemmt und erquickt hat.

Bei der Baronin von Plettenbach. Roman aus dem Highlife von Ottomar Beta. (München, Callwey.) — Wenn der Leser sich durch die nicht sehr sichtwolle erste Hälfte durchgearbeitet hat, so findet er in der zweiten seine Ausdauer reichlich belohnt. Dann kommt die Handlung an interessant zu werden. Die fragwürdige Besserung eines leichtsinnigen Officiers durch die Liebe ist anprechend erzählt. Im Uebrigen haben wir trop eines Selbstmordversuchs, der romantisch unwahrscheinlich abläuft, einen braudvaren Lustspielstoff vor uns. Der Rollentausch der beiden heirathsfähigen Mädchen ist freilich zu theatralisch um lebenswahr zu sein. Eine meisterhafte Figur ist die Heirathsstifterin des Highlife, obwohl wir die cynische Offenheit, womit in diesen vornehmen Kreisen die Ehreschließung besprochen wird, übertrieben finden. Für den langen Winter können wir uns nicht erwärmen, weil er nur episodisch auftritt, und in Folge dessen befriedigt die Lösung nicht. Die Sprache ist ungemein leicht gewandt, aber der Verfasser raisonnirt zu viel, worunter der knappe Erzählertan und die geklatende Kraft stellenweise zu leiden haben.

Lieder des Herzens. Von Alfred Friedmann. (Berlin, Rosenbaum & Hart.) — Wenn Friedmann sich entschließen würde, statt alle Jahre drei Bände, alle drei Jahre einen Band erscheinen zu lassen, so wäre der Kritik die Möglichkeit gegeben, seinem Schaffen gerechter zu werden, und seine nachgerade langweiligen Klagen über Verkennung, Neid, Hohlheit und Gegnerschaften würden nicht so oft verstummen. Auch die vorliegende Bändchen, das manches wirklich Schöne enthält, wäre besser, wenn es um die Hälfte seines Inhaltes leichter gemacht und noch einmal unter die Feile genommen würde. Friedmann hat Talent, aber seinen Funken von Selbstkritik. Seine Virtuosität der Form, seine Leichtigkeit der Production, das Improvisatorische seines Schaffens haben seinen Sinn für die Feinheiten des lyrischen Tones ganz abgestumpft, und er merkt es gar nicht mehr, wenn er die oft glücklich angeschlagene Stimmung plötzlich durch eine Trivialität, einen handwerksmäßigen Reimklang, Fremdwörter, Wiederholungen aufhebt. In dem gewiß empfundenen und nicht übel gemachten Gedichte: „Huldigung“ kann er z. B. Vers 4—7 getrost streichen. Unvergleichlich besser sind seine Liebeserklärungen. Uebrigens liegt Friedmann's Stärke keineswegs im Lied, für das er nicht fein genug organisirt ist, sondern im Sinngedicht. Hier allein kann er Bleibendes schaffen.

Geschichte der Weltliteratur. Von Ad. Stern. (Stuttgart, Rieger.) — Ein ebenso geistreicher als wohl gelungener Versuch, in übersichtlicher und gefälliger Darstellung die Hauptströmungen der Universalliteratur in ihren vornehmsten und einflußreichsten Vertretern zu kennzeichnen. Der überwältigende Stoff ist meisterhaft gruppirt und die Ausführung bei aller Knappheit klar und das Wichtigste erschöpfend. In seinem Urtheil ist Professor Stern immer maßvoll und wohlwollend, und daß sich das Buch leicht und angenehm liest, trop des bunt zusammengewürfelten Stoffes, ist sein größter Vorzug. Wenn es auch das verwandte Buch des immer knorrigen, aber scharf kritischen und unvergleichlich belesenen Johannes Scherr in den breiteren Schichten des Publikums schwerlich verdrängen wird, so dürfte es doch in den feiner gebildeten Kreisen größeren Anklang gewinnen. Es ist das Werk eines feinsinnigen und gewiegten Literaturkennens.

Inserate.

Soeben erschien:

Wildenradt, v., Ubbo der Friese. 2 Mk.
Berzer, J., Dichterklänge aus dem Atterthum. Modern. Ueberl. u. Nachdicht. 2 Mk.
Heine's Buch der Lieder. 1,50 Mk.
Eichendorff's Taugenichts. 1 Mk.
(Alle 4 gebunden m. Goldschn. u. bunter Einfassung.)
Leipzig. **Leipziger Verlagshaus.**

Verlag von **Max Waag** in **Stuttgart.**

H. Richter,
Märchen aus dem Leben.
Preis M. 5.50.
Vorzüglich ausgestattet.- Reich illustrirt.
Von der Gegenwart in dieser Nummer, sowie u. A. von der „Leipziger Illustrirten“ als **sehr geeignetes Festgeschenk bestens empfohlen.**

Belletristische Novitäten
aus der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.

Die Schlange im Paradiese.
Novellenkranz von
H. Rosenthal-Bonin.
Preis geheftet 5 M., fein gebunden 6 M.

Die Ritter des deutschen Hauses.
Roman von
Gregor Samarow.
(Oskar Meding.)
2 Bde. Preis geh. 12 M., fein geb. 14 M.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Verlag von **Georg D. W. Callwey, München.**
Soeben erschienen:
G. von Seydlitz, Venus Anadyomene. Eine Künstlernovelle. Cart. M. 2.50.
O. Beta, Bei der Baronin von Plettenbach. Roman. Elegant broſch. Mk. 2.50, geb. M. 3.—.
Julius Grosse, Ein Frauenloos. Roman. Eleg. broſch. M. 3.—.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Breitkopf & Härtel in Leipzig.
Neues von Felix Dahn.
Weihnachten 1888.
Attila. Historischer Roman aus der Völkerwanderung. 8°. Fein geh. 8 Mk.
Frigga's Ja. Erzählung. 12°. In Orig.-Band geb. 3 Mk.

Digitized by Google

Neuigkeiten für die Jugend aus K. Thienemann's Verlag in Stuttgart.

Schönstes Geschenk für Knaben.

Das Buch der Jugend.

Ein Jahrbuch der Unterhaltung und Belehrung für unsre Knaben.

Alljährlich ein Band von ca. 400 Seiten mit vielen Text- und farbigen Bildern.

3. Band. — Jeder Jahrgang bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes. — **M. 6.50.**

In vielen Tausenden von Familien eingeführt.

Nicht ein, sondern das Buch der Jugend, bringt in anregender Abwechslung historische, kulturgeschichtliche und andere Erzählungen, Einführung in das Walten und Schalten der Naturkräfte und deren Anwendung in der Technik; darauf beruhende Experimente und Spielereien; ferner Sammlungen aller Art, Aufsätze über Blumenpflege, Tierzüchten 2c. Besonderes Gewicht ist auf Körperausbildung und Bewegungsspiele gelegt. — Damit wechseln für die langen Winterabende Spiele im Zimmer, anregende Rätsel, geometrische, Rechen- und andere Aufgaben der verschiedensten Art, so daß das Buch der Jugend mit Recht genannt werden kann:

Das vielseitigste und anregendste Buch für Knaben, ein ungertrennlicher Kamerad fürs ganze Jahr.

Gegenwart, Berlin: Mit dem Buch der Jugend schießt die Verlagshandlung den Vogel ab. — Ein warm zu empfehlendes Lesemenu für Knaben.

Norddeutsche Allgem. Zeitung: Das vielseitigste und anregendste Buch für Knaben, das wir aufs Wärmste empfehlen.

Deutsche illustrierte Zeitung: Gehört zu den besten Jugendschriften der letzten Jahre.

Tägliche Rundschau, Berlin: Wer einen Jungen hat, dem er etwas recht Brauchbares schenken möchte, dem kann ich auch dieser Lieferungsausgabe zum 9. d. J. recht gut empfehlen, gut und im besten Sinne brauchbar für geistig regsame Knaben.

Die beiden ersten Bände sind zum gleichen Preise noch vorrätig.

Wallenstein. Nach Schillers Trilogie für die reifere Jugend bearbeitet von **M. Barack.** Mit 4 prächtigen Farbenbildern. Elegant gebunden M. 3.—.

Versuche und Erfolge. Eine Erzählung für junge Mädchen von **Eva Hartner.** Sehr elegant in Leinwand mit farbiger Deckelpressung, gebunden M. 4.—.

Vom Kap nach Deutsch-Afrika. Eine Erzählung für die Jugend, nach eigenen Erlebnissen. Von **H. von Borsig.** Elegant gebunden M. 2.—. 160 Seiten Text mit 4 prächtigen Farbenbildern.

Der Wildtöter. Eine Erzählung für die Jugend. Nach J. F. Cooper von **P. Moritz.** 160 Seiten Text mit 4 prächtigen Farbenbildern. Elegant gebunden M. 2.—.

Onkel Toms Hütte. Eine Erzählung für die Jugend. Nach H. Beecher-Stowe der Jugend erzählt von **M. Jacobi.** 176 Seiten Text mit 4 prächtigen Farbenbildern. Elegant gebunden M. 3.—.

Märchenwelt. Eine Sammlung der schönsten Märchen. Für die Jugend ausgewählt und bearbeitet von **Jul. Hoffmann.** 208 Seiten Text mit 4 prächtigen Farbenbildern. Elegant gebunden M. 2.—.

Die deutschen Kaiser. Ein patriotisches Bilderbuch. 55 prächtige Farbenbilder auf 33 Tafeln mit gedichtetem Text in Reim. Elegant gebunden M. 3.—.

Die neu aufgenommenen Farbenbilder der Hohenzollern-Kaiser sind genau nach den Bildnissen Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. hergestellt worden, und Seine Majestät hat das ihr überreichte Exemplar unter dem Kaiserlich Allerhöchsten Namen entgegennehmen geruht. Das ist wohl die beste Empfehlung.

Hebels Schatzkästlein für die Jugend. 180 auswahl. heitere Erzählungen aus dem Allemannischen Hausfreund. Mit 4 Textbildern. Elegant gebunden M. 4.—. Von **Peter Hebel.** 3. Aufl. Mit 12 Textbildern. Elegant

Im tranten Daheim. Eine Erzählung für Knaben und Mädchen von 8—12 Jahren von **Hedwig Frobe.** Mit 4 prächtigen Farbenbildern. 2. Aufl. Elegant gebunden M. 3.—.

Eine kleine Musterwirtschaft. Kleines Mädchen von 7—12 Jahren erzählt von **Emma Pieper-Pustkuchen.** Mit 4 prächtigen Farbenbildern. 2. Aufl. Eleg. gebunden M. 3.—.

Durch Kampf zum Sieg. Eine Erzählung aus der Zeit des griechischen Befreiungskampfes von **P. Felpis.** 185 Seiten und 4 Farbendruckbilder. 2. Aufl. M. 3.—.

Ein reich illustrierter Katalog (ca. 100 prächtig ausgestattete Werke für die Jugend) ist kostenlos erhältlich.

Jede Buchhandlung ist im Stande, eine Auswahl Thienemann'scher Werke vorzulegen; und Orten, wo eine solche nicht existiert, wolle man sich direkt an K. Thienemann's Verlag in Stuttgart wenden.

Beiliegend den G. Grote'schen Verlags in Berlin.

Zum Christfeste!

Deutsches Weihnachtsblatt

24 Seiten Folio-Format mit 15 Textbildern und 8 Farbendruck-Beilagen in Folio.

Preis 2 Mark 50 Pf.

Außerordentlich reichhaltig bei billigem Preise. Bietet einen für eine fröhliche Weihnachtsstimmung anschaulichen Stoff an Lectüre und Bildern, und eignet sich außerdem in hervorragender Weise zu Geschenken. Als Weihnachtsgruß leicht und bequem unter Kreuzband an auswärtige Familienglieder zu versenden.

Soeben erschien in meinem Verlage und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Helgamor und Godalind.

Ein Epos aus der Zeit der Sachsenkriege Karls des Großen.

Elegant gebunden mit Goldschn. 2 M.

Weddigen's Helgamor und Godalind ist ein hervorragendes dichterisches Erzeugniß und schließt sich des Verfassers früheren Dichtungen würdig an. Der Dichter ist mit vorliegendem Werke wieder zur Geschichte seiner Heimatlandes Westphalen zurückgekehrt, und der er so manches herrliche poetische Motiv genommen. Auf dem geschichtlichen Hintergrunde der Kriege Karls des Großen mit den Sachsen, unter ihrem tapferen Widekind, heben sich die liebesgeschichte Helgamors und Godalinds, sowie die Gestalten des treuen Eimar und Schmied Wiland herzerfreuend und rührend ab. Die Verse der Dichtung sind rein und wohllautend, und die in die Dichtung derwobenen Liederperlen entzückend. Dieses neueste Werk eines unserer namhaftesten vaterländischen Dichter ist als Festgeschenk besonders zu empfehlen.

Wiesbaden. **Chr. Limbarth.**

Für den Weihnachtstisch.

Friedmann, Alfred, Lieder des Herzens. Eleg. geb. Mk. 3.—.

— Zwei Ehen. Roman. 2. Aufl. geb. Mk. 5.50.

— Erlaubt u. Unerlaubt. 2. Aufl. geb. Mk. 4.50.

— Aus Höhen u. Tiefen. 2. Aufl. geb. Mk. 4.—.

Morgenkern, Olga. Für gesellige Kreise. Ernste u. heitere Deklamationsstücke. Eleg. geb. Mk. 4.—.

Sanders, Daniel. Fürs deutsche Haus. Blüthenlese aus d. Bibel u. d. griech. u. röm. Klassikern. Eleg. geb. Mk. 6.—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen sowie direkt gegen vorherige Einsendung des Betrages von Rosenbaum & Hart, Berlin, W. 57.

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Soeben erschien Band 6 der „Sternbanner-Serie":

Guenn

von

Blanche Willis Howard.

Deutsch von

H. Stern und M. Jacobi.

Brosch. M. 2.50, eleg. geb. M. 3.—.

Bayerische Volkserzählungen.

Im Verlage von A. G. Liebeskind, Leipzig, erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Jachenauer in Griechenland.

Volkserzählung von *Maximilian Schmidt.*

Der Gesammelten Werke VIII. Band.

8°. 15 Bogen 3 Mark brosch., 3.50 Mark gebunden.

Eduard Trewendt in Breslau.

Afraja. Ein nordischer Roman von **Theodor Mügge.**

Dritte Auflage.

8°. 532 Seiten. Schön gebunden Preis 4 Mark.

Dieser klassische Roman spielt in Norwegen. Wer guten Lesestoff für die Familie braucht, der kaufe die spannenden Erzählungen Mügge's.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Digitized by Google

Bei F. Kirzel in Leipzig sind soeben erschienen:

Gesammelte Aufsätze
von
Gustav Freytag.
Zwei Bände gr. 8.

Erster Band: **Politische Aufsätze.**
Preis geheftet 6 Mk., in Halbfranz gebunden 8 Mk.

Zweiter Band: **Aufsätze zur Geschichte, Literatur und Kunst.**
Preis geheftet 6 Mk., in Halbfranz gebunden 8 Mk.

☞ Die Aufsätze dieser beiden Bände wurden — wenige ausgenommen — in den Jahren 1848—1878 geschrieben, zuerst in den Zeitschriften „Die Grenzboten“ und „Im neuen Reich“ gedruckt und bilden jetzt den 15. und 16. Band von Freytag's gesammelten Werken, welche in dieser Ausgabe nicht einzeln verkäuflich sind.

Vielfertig geäußerten Wünschen zu entsprechen, veröffentlichen Verfasser und Verleger diese Aufsätze nunmehr in einer besonderen Ausgabe.

Im Verlage der H. Hildebrandt'schen Buchhandlung in Stolp i. Pomm. ist soeben erschienen:

Fritzche, Bilderbuch eines Schwermüthigen. 1.25 M., elegant geb. 2.25 M.
In beziehen durch jede Buchhandlung.

Julius Lippert,
Kulturgeschichte der Menschheit.
2 Bände. gr. 8. geh. 20 Mk.
Eleg. in Halbfr. geb. 25 Mk.

Verlag von F. Enke in Stuttgart.
Gediegenes Festgeschenk
empfohlen von d. gesammten Presse!

Skat.
Skat-Anekdoten, -Witze, -Aufgaben, -Humoresken, -Gedichte (eventuell auch zur Illustrirung geeignet), werden für die Skat-Ecke eines demnächst neu erscheinenden Blattes gesucht und angemessen honorirt.
Paul Köbler,
Literarisches Bureau.
Berlin, Weißenburgerstr. 8.

Geschichte der Weltlitteratur. Adolf Stern
Unterrichtet der Litteratur aller Zeiten u. Völker auf kulturgeschichtl. Hintergrund.
Braunsch. Allg. Ztg. sehr gute, gründl. Arbeit.
Süddeutsche Presse: Glänzend kommentirt!
Schulen: Für den Unterricht!

Conr. Ferd. Meyer's Schriften.
(Verlag von H. Haessel in Leipzig.)
Acht Bände
gut in Halbfranzband gebunden, in Carton. Preis 40 Mark.

Inhalt und Preise der einzelnen Bände in feinem Halbfranzband gebunden.

Novellen. 2 Bände . . . . . M. 14.—
Inhalt: I. Das Amulet. — Der Schuss von der Kanzel. — Plautus im Nonnenkloster. — Gustav Adolf's Page. II. Die Hochzeit des Mönchs. — Das Leiden eines Knaben. — Die Richterin.

Jürg Jenatsch. 11. Auflage . . M. 7.—
Gedichte. 3. Auflage . . . . M. 7.—
Versuchung des Pescara. 3. Aufl. M. 7.—
Der Heilige. 7. Auflage . . . M. 6.—
Hutten's letzte Tage. 6. Auflage M. 6.—
Engelberg. 2. Auflage . . . M. 5.—

Inhalt und Preise der einzelnen in Leinwand gebundenen Bände.

Novellen. 2 Bände . . . . M. 10.—
Inhalt: I. Das Amulet. — Der Schuss von der Kanzel. — Plautus im Nonnenkloster. — Gustav Adolf's Page. II. Die Hochzeit des Mönchs. — Das Leiden eines Knaben. — Die Richterin.

Jürg Jenatsch. 11. Auflage . . M. 5.—
Gedichte. 3 Auflage . . . . M. 5.—
Versuchung des Pescara. 3. Aufl. M. 5.—

Der Heilige. 7. Auflage . . . M. 4.—
Hutten's letzte Tage. 6. Auflage M. 4.—
Hutten's letzte Tage. 4. Prachtausgabe, gross Quarto . . . M. 16.—
Engelberg. 2. Auflage . . . . M. 3.—
Das Leiden eines Knaben. 2. Aufl. M. 3.—
Die Hochzeit des Mönchs. 3. Aufl. M. 3.—
Die Richterin. 2. Auflage . . . M. 3.—

Noch rechtzeitig f. d. Weihnachtstisch erschien soeben:
Mosaik
Geschichtliche Skizzen
von
R. Wille, Oberst.
Brosch. M. 3.—, in Eichelband M. 4.—.
Eine neue Arbeit in stoller, fesselnder Schreibe, aus der Feder des rühmlichst bek. Militär- u. Gesch.-Schriftstellers wird jed. Geschichtsfreund u. Gebildete, dessen geist. Nahrung nicht ausschl. Romane u. Novellen bilden, mit Freuden begrüßen.
G. M. Alberti's Hofbh., Hanau.

Das vornehmste und poesievollste Festgeschenk:
Die Königsphantasien. (König Ludwig u. seine Schlösser.)
Bilder: Albert-München; Goupil's Nachfolger-Paris; Angerer & Göschl-Wien; Frisch-Berlin.
Text: Arthur Mennell.
Reichster Original-Prachtband in goldgeschmücktem Damast.
Preis 30 Mark.
Vorräthig in allen Buchhandlungen.
Das schnell zu allgemeiner Anerkennung gelangte Werk ist auch in Lieferungen à 1 Mark 50 Pf. zu beziehen.
Leipzig. Verlag der Literarischen Gesellschaft.

Königin Luise von Preußen von Dr. Carl u. Karl Fr. Pfau. In Prachtband M. 8.—
Die beste Lebensschilderung dieser edelsten aller Fürstinnen. Vorräthig in jeder Buchhandlung. Auch direct zu beziehen von der Verlagshandlung
Karl Fr. Pfau in Leipzig.

Verlag von Gustav Engel in Leipzig.
Soeben erschien:
Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Ueberwegs
in seinen gesammelten philosophisch-kritischen Abhandlungen. Nebst einer biographisch-historischen Einleitung von
Dr. Moritz Brasch.
34 Bogen gr. 8°. Eleg. geheftet 8 Mk.

Hierzu zwei Beilagen von Artur Seemann in Leipzig und Levy & Müller in Stuttgart.

Redaction: Berlin S.W., Lindenstr. 67. Verleger unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin N.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 51. Berlin, den 22. December 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art von 5 gespaltener Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Die Aussichten der Alters- und Invaliditätsversicherung. Von Friedrich Boetticher, M. d. R. — **Literatur und Kunst:** Ein Weihnachtsfest. Von Eugen Reichel. — Maximilian Schmidt. Von Alfred von Meyfi. — Die Weihnachtsgabe der Romanprofessoren. Von Oskar Bulle. — **Feuilleton:** Weihnachten im Feld. Eine militärische Erinnerung von Alphonse Daudet. Autorisirte Uebersetzung. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Letzte Liebe." Schauspiel in fünf Acten aus dem Ungarischen von L. Doczi. (Königliches Schauspielhaus.) Von O. B. — Zwei Weihnachtsstücke. Von L. — Notizen. — Inserate.

Die Aussichten der Alters- und Invaliditätsversicherung.

Von Friedrich Boetticher, Mitglied des Reichstags.

Der Reichstag ist nach kaum dreiwöchigem Zusammensein in die Weihnachtsferien gegangen, aber die kurze Zeit hat immerhin genügt, das Arbeitsprogramm dieses Winters festzustellen. Wenn nicht unvorhergesehene Dinge eintreten, so wird die gegenwärtige Session gegen andere an Vielheit der Aufgaben zurückstehen; niemals zuvor aber ist die Volksvertretung vor ein so schwieriges und verantwortungsvolles Werk gestellt gewesen, wie es der Gesetzentwurf über die Alters- und Invaliditätsversicherung der Arbeiter enthält.

In der Entwickelungsgeschichte der Menschheit wird unsere Zeit das Zeichen der Emancipation des vierten Standes tragen. Eine Gesellschaftsschicht, die bis dahin in patriarchalischer Abhängigkeit gestanden hatte, deren Bestandtheile in der Vereinzelung kaum zum Nachdenken über ihre Lage gekommen waren, ist durch die gewaltige Umgestaltung der wirthschaftlichen Verhältnisse in große Massen zusammengeführt worden und, unterstützt durch die fortschreitende Schulbildung, zum Klassenbewußtsein gelangt. Ueberall in den heutigen Culturstaaten hat dies Bewußtsein eine wachsende Unzufriedenheit mit dem Bestehenden zur Folge gehabt. Der demokratische Zug unserer Jahrhunderts, dem sich seine Gesetzgebung zu entziehen vermochte, dem vor Allem das Deutsche Reich sofort bei seinem Entstehen in der vollen rechtlichen Gleichstellung aller seiner Angehörigen gefolgt ist, beförderte die Organisation dieser Unzufriedenheit zu einer revolutionären Bewegung, welche in der ganzen civilisirten Welt nicht allein die Staats-, sondern auch die Gesellschaftsordnung bedrohte.

Lange ist diese Gefahr erkannt gewesen, lange hat man auf Mittel gesonnen, ihr zu begegnen. Die Führer der revolutionären Bewegung zeigten ihren Gläubigen als Ziel einen Staat, der allen seinen Bürgern das gleiche Maß irdischen Glückes zutheilen werde; auf der anderen Seite predigte man die Selbsthülfe, ausgeübt sowohl durch die Kraft des Einzelnen wie durch freie Vereinigung, als den alleinigen Weg, die Lage der arbeitenden Klasse zu bessern. Und inzwischen griff die Gährung weiter und weiter, bis die Ereignisse des Sommers 1878 Jedem, der sehen wollte, die Augen öffneten über den Abgrund, dem wir zutrieben.

Von jenem Augenblicke stammt der Entschluß des Deutschen Reiches, der ungeheuren Gefahr, deren Beseitigung durch die freie Thätigkeit der Gesellschaft man vergebens erwartet hatte, nunmehr mit den eignen Mitteln entgegenzutreten. In dem Socialistengesetz schuf man die scharfe Waffe gegen die Umsturzbewegung, zugleich aber verkündete man es als heilige Pflicht, den nothleidenden Klassen ein höheres Maß staatlicher Fürsorge zuzuwenden, als bisher geschehen. Und diesen Gedanken entsprang jene kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881, welche der Thätigkeit des modernen Staates eine bisher nicht betretene Bahn eröffnete.

Es ist gut, an diese Entstehung unserer socialpolitischen Gesetzgebung zu erinnern. Gewiß enthält sie einen Bruch mit den Auffassungen, in welchen das ältere Geschlecht aufgewachsen war, und viele von denen, welche an ihr mitarbeiten, haben sich mit sich selbst mehr oder weniger in Widerspruch setzen müssen. Aber war es nicht eine innere, durch eine vorher nie gekannte wirthschaftlich-sociale Entwickelung bedingte Lage, in der man sich befand? Und konnte man dem Staate die Unterstützung versagen in der Abwendung einer Gefahr, deren Deutlichkeit und Unmittelbarkeit ein Zögern nicht mehr gestattete?

Doch nicht allein der Selbsterhaltungstrieb derjenigen, die an der Forthauer des Bestehenden interessirt sind, hat zu dieser Gesetzgebung geführt. Ihr tieferer Grund liegt in der Erkenntniß, die in den Tagen der Prüfung sich in immer weiteren Kreisen Bahn brach, daß mit der alten theoretischen Scheidung zwischen den Aufgaben des Staates und denen der Gesellschaft den Bedürfnissen der heutigen Welt nicht mehr genügt werden kann, daß die sittliche Pflicht, welche die Gesellschaft gegen ihre nothleidenden Glieder hat, ebenso sehr eine sittliche Pflicht des Staates ist. In der That, der Grundgedanke des Christenthums, die Pflicht der Nächstenliebe, war es, den man in einer von aller bisherigen Doctrin abweichenden Weise in den Staatszweck hineintrug.

Naturgemäß hat sich die alte Schule, welcher die von dem Staate möglichst unbehelligte, sich selbst überlassene Gesellschaft als unumstößliches Dogma galt, dieser bedeutsamen Wandlung von Anfang an widersetzt; noch niemals aber so heftig, wie in der Discussion der jüngsten Zeit. Bei dem Krankenkassenwie bei dem Unfallversicherungsgesetze beschränkte sich das staatliche Eingreifen darauf, bestimmte Theile der Gesellschaft zur Erfüllung gewisser in ihren Kreis fallender socialer Aufgaben zu zwingen; der Entwurf des Alters- und Invalidenversicherungsgesetzes aber begnügt sich nicht mit diesem Zwange der zunächst Betheiligten, sondern er läßt sich das Reich an der zu erfüllenden Aufgabe activ mit den Mitteln der Gesammtheit betheiligen. In diesem Reichszuschusse liegt allerdings das socialistische Moment der zur Herrschaft gelangten Staatsauffassung am deutlichsten ausgeprägt. Begreiflich

Digitized by Google

daher, daß die alte Schule gegen diesen Gesetzentwurf noch einmal mit dem ganzen Aufwande ihrer Argumente, Warnungen und Prophezeihungen zu Felde zieht.

Es wäre leichtfertig, ihre Stimme einfach zu überhören. Die Gefahr, welche sie in den Vordergrund stellt, liegt allerdings nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit, die Gefahr nämlich, daß durch die Anerkennung einer Pflicht der Gesammtheit, aus ihren Mitteln zur Besserung der wirthschaftlichen Lage eines Theiles der Gesellschaft mitzuwirken, die Begehrlichkeit der Massen nur gesteigert, den socialdemokratischen Ideen und Bestrebungen innerhalb dieser Massen nur der Boden gebnet werde. Aber könnte die Furcht vor einer solchen Möglichkeit die Gesetzgebung abhalten, eine sittliche Pflicht zu erfüllen, die man als solche anerkennen muß? Selbst die nächstliegenden Zweckmäßigkeitsgründe würden gebieten, wenigstens den Versuch zu machen, auf diesem Wege dem drohenden Umsturze vorzubeugen, nachdem man sich von der Unzulänglichkeit der freien Selbsthülfe überzeugt hat.

Das Letztere wollen die Gegner der socialpolitischen Gesetzgebung freilich nicht zugeben. Dagegen beschuldigen sie eben diese Gesetzgebung, durch ihr bloßes Dasein die Vorstellung von der Entbehrlichkeit der freien Thätigkeit zur Besserung des Looses der arbeitenden Klassen erzeugt und besonders in dem Arbeiter den Trieb der Selbsthülfe erstickt zu haben. Man kann nicht ärger übertreiben. Die socialpolitische Gesetzgebung des Reiches hat sich den Rahmen so eng gesteckt, wie es durch den zu Grunde liegenden Gedanken, den Nothleidenden zu helfen, geboten ist. Sie will Fürsorge treffen für das wirthschaftliche Elend, welches aus der Erwerbsunfähigkeit der Arbeiter entsteht. Welch' unermeßliches Feld bleibt daneben offen für die freie Thätigkeit, um das Loos der minder Benittelten erfreulicher zu gestalten! Ist wirklich zu befürchten, daß der Arbeiter, der neben seinen gesetzlich vorgeschriebenen Beiträgen zu den verschiedenen Versicherungsfassen noch weiter zu sparen im Stande ist, nun bloß deshalb, weil er sich für den Fall der Erwerbsunfähigkeit nothdürftig versorgt weiß, leichtsinnig Alles vergeuden werde? Im Gegentheil, eher könnte man annehmen, daß der Zwang zu jenen Versicherungsbeiträgen ihn überhaupt zu ernsterem Nachdenken über seine Zukunft veranlassen würde.

Man sollte nun erwarten, daß gerade Diejenigen, welche ein Erlahmen der freien Thätigkeit befürchten, es mit Genugthuung begrüßen müßten, daß der Staat seine Fürsorge auf das nothwendigste Maß beschränkt. Statt dessen verwenden sie ihren ganzen Scharfsinn darauf, dem Arbeiter vorzurechnen, wie kümmerlich er durch die staatliche Gesetzgebung bedacht werde. Als ob die Vertreter der Socialpolitik des Reichs dem Arbeiter jemals ein behagliches Wohlleben versprochen hätten!

Es ist die deutschfreisinnige Partei, welche dem Alters- und Invalidenversicherungsentwurfe eine derartige Kritik im Reichstage entgegengesetzt hat. Wohl selten hat die Geschichte des Constitutionalismus eine Partei gesehen, an welcher die Lehren ihrer Fehler so spurlos vorübergegangen wären, wie an dieser. Der Niedergang unserer radicalen Linken ist ohne Zweifel zum nicht geringen Theile durch die unfruchtbare Negation verursacht, welche dieselbe der socialpolitischen Gesetzgebung entgegengestellt hat. Wäre es da nicht ein Gebot der Klugheit gewesen, angesichts der neuen Vorlage zu erklären: Wir tragen für die Bahn, welche diese Gesetzgebung eingeschlagen hat, keine Verantwortung; nachdem sie aber einmal eingeschlagen ist, wünschen auch wir aufrichtig, daß das Ziel erreicht werde, und sind bereit, mit dazu beizutragen! Wäre sich bei solcher Stellung der Partei für nicht die Aussicht eröffnet haben, für ihre an sich so berechtigte Mahnung, daß das wirthschaftliche Gedeihen des Einzelnen in erster Linie doch immer nur auf seiner Selbstthätigkeit und seinem Selbstverantwortlichkeitsbewußtsein beruhen kann, ein bereitwilligeres Gehör zu finden? Aber nein, die deutschfreisinnige Partei hat jede Spur eines Einlenkens vermieden. Die Socialdemokratie selbst, wiewohl sie das stärkste Interesse daran hat, den Arbeiter vor der Vorstellung zu bewahren, daß ihm von der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung ein wirklicher Vortheil zugewandt werden könnte, ist dem Gesetzentwurfe gegenüber sehr vorsichtig zu Werke gegangen. Fast könnte man meinen, die deutschfreisinnige Partei habe sich an ihre Stelle setzen wollen, so aufreizend — wenn nicht der Form, so doch in der Sache — hat dieselbe ihr weggeworfenes Urtheil über die Vorlage bezündet. Diese Gesetzgebung kann nicht, sie darf nicht zum Guten führen, denn die deutschfreisinnige Partei hat's gesagt — das war der Standpunkt beim Unfallversicherungsgesetz, das ist er auch heute.

Im Ernst wird freilich wohl kaum Jemand etwas Anderes von dieser Seite erwartet haben. Von größerer Bedeutung ist die Frage nach der Stellung der Centrumspartei. Dieselbe hat beim Krankenkassen-, vor Allem aber beim Unfallversicherungsgesetz das entscheidende Gewicht in die Wagschale geworfen, ohne sie wären jene Gesetze bei der damaligen Zusammensetzung des Reichstags nicht zu Stande gekommen. Der heutigen Vorlage gegenüber haben sich ihre Redner in wesentlichen Punkten oppositionell verhalten. Sie klagten über bureaukratische Organisation, vor Allem aber über den Reichszuschuß, dem sie grundsätzlich widerstreben. Nichts natürlicher als das. Dem Centrum ist der sogenannte Staatssocialismus womöglich noch verhaßter, als den Deutschfreisinnigen. Sein Ideal ist die Lösung der socialen Aufgaben durch corporative Organisationen, angelehnt an die gewaltigste Corporation der Weltgeschichte, die katholische Kirche. Ihm war es willkommen, daß der Staat, wie es bei der Unfallversicherung geschehen, sich dazu hergab, derartige Organisationen mit seiner Zwangsgewalt zu schaffen, darüber hinaus aber sollte er möglichst gar nichts zu sagen haben. Dementsprechend möchte man auch jetzt die Alters- und Invaliditätsversicherung auf den Berufsgenossenschaften der Unfallversicherung aufgebaut haben und von einem Beitrage aus Reichsmitteln nichts wissen. Dazu mag noch das particularistische Bedenken kommen, daß diese finanzielle Mitwirkung des Reichs logischerweise zu einer die Selbstständigkeit der Einzelstaaten beeinträchtigenden Reichsversicherungsanstalt führen werde.

Die übrigen Bestandtheile der für die socialpolitische Gesetzgebung bisher eingetretenen Mehrheit, die nationalliberale und die conservativen Parteien, haben den großen Stein des Anstoßes, den Reichszuschuß, kaum der Erwähnung werth gehalten. Man wird darum aber doch nicht annehmen dürfen, daß sie die principielle Bedeutung desselben übersehen hätten. Nur erschien ihnen dieser Zuschuß nicht als etwas wesentlich Neues, sondern als die unausweichliche Consequenz der sittlichen Pflicht der Gesammtheit, für die Nothleidenden einzutreten. Hatte man bei den früheren Versicherungsgesetzen von einem derartigen directen Beitrage des Reichs abgesehen, so drängte sich jetzt umso lebhafter die Besorgniß auf, daß die zunächst Betheiligten der Versicherungslast aus ihren eigenen Mitteln allein nicht würden tragen können, ohne ihre wirthschaftliche Leistungsfähigkeit zu gefährden. Unter diesen Umständen erschien, wenn man eine Fürsorgung der Altersschwachen und Invaliden überhaupt wollte, die Beihülfe der Gesammtheit unentbehrlich und auch um so eher gerechtfertigt, als Altersschwäche und Invalidität überwiegend nicht die eigenthümlichen Folgen einer bestimmten wirthschaftlichen Thätigkeit, sondern das Ergebniß allgemein menschlicher Verhältnisse sind. Jene sittliche Pflicht der Gesammtheit einmal anerkannt, konnte die Zulässigkeit des Reichszuschusses auch nicht erschüttert werden durch alle die Tüfteleien über die Frage, wer eigentlich denselben aufzubringen haben würde. In dem millionenfach verschlungenen Wechselwirkungsgesetze des großen socialen Organismus ist es schlechterdings unmöglich, zu ergelegen, wieviel der Einzelne giebt, wie viel er empfängt. Hier kann man nur auskommen mit dem Worte: „Alle für Einen, Einer für Alle". Am wenigsten aber konnten die Gründe, welche dem Centrum den Reichszuschuß verleiden, für die anderen Parteien maßgebend sein. Eine Behandlung der Socialpolitik, deren Hauptgrund immer die Interessen und Bestrebungen der katholischen Kirche bilden, paßt nicht in den Rahmen des modernen Staates mit seiner Gewissensfreiheit, seiner Gleichheit der Bekenntnisse.

Digitized by Google

Herrscht also zwischen den Nationalliberalen, den Conservativen und der Regierung über den Reichszuschuß volles Einverständniß, so kann nicht ein Gleiches gesagt werden in Bezug auf die Organisation der Versicherung. Von nationalliberaler Seite hat man der territorialen Organisation des Entwurfes den Vorschlag einer einheitlichen Reichsversicherungsanstalt entgegengesetzt. Es wird indeß nicht zu befürchten sein, daß die alten Gegensätze des Particularismus und des Centralismus in diesem Punkte in einer das Schicksal des ganzen Werkes gefährdenden Weise auf einander platzen könnten.

Für die Reichsanstalt spricht nicht nur die logische Correctheit, sondern zahlreiche Zweckmäßigkeitsgründe, während die Einwände, welche bisher gegen sie vorgebracht wurden, keineswegs unübersteigliche Hindernisse erkennen lassen. Man wird die Frage vorurtheilslos weiter prüfen und die schließliche Entscheidung dem großen Zwecke unterordnen.

So ergiebt sich, daß dem Gesetze Seitens der aus Nationalliberalen und Conservativen gebildeten Mehrheit principielle politische Schwierigkeiten nicht im Wege stehen. Sein Zustandekommen kann also als gesichert betrachtet werden. Angesichts dieser Thatsache wird sich das Centrum seine Haltung wohl noch einmal gründlich überlegen. Bedingungen vorzuschreiben, wie bei der Unfallversicherung, ist es heute nicht mehr in der Lage, einfach ablehnen wird es auch nicht wollen, also wird es wohl mit rathen und mit thaten, und man kann erwarten, daß die parlamentarische Basis der socialpolitischen Gesetzgebung dieselbe bleibt, wie bisher.

Wenn trotz dieser günstigen Constellation das Zustandekommen des Gesetzes in der gegenwärtigen Session höchst zweifelhaft ist, so liegt das an seinen überaus großen technischen Schwierigkeiten. Bei denselben ist äußerste Vorsicht doppelt geboten, damit nicht das Gesetz, statt den socialen Frieden zu fördern, die Unzufriedenheit schüre. Man wird also nichts über's Knie brechen dürfen. Darüber aber ist unter der Mehrheit des Reichstags kein Zweifel, daß diese Legislaturperiode nicht zu Ende gehen darf, ohne daß dies kühnste und umfassendste Werk unserer socialpolitischen Gesetzgebung vollendet ist.

Literatur und Kunst.

Ein Weihnachtsfest.

Weihnachten war's, die wundersame Zeit
Mit ihrer stillverklärten Herrlichkeit.

Auch mir erstrahlte mild im engen Raum
Ein buntgeschmückter junger Tannenbaum.

Mein Blick umflort an all' den Lichtern hing,
Bis meinen Geist ein Traumgewob' umfing.

Es dehnten sich die Wände nach und nach;
Zur weiten Halle wurde mein Gemach.

Ein mächt'ger Tisch, bedeckt von Geisterhand
Mit Gaben aller Art, in Mitten stand.

Und über Allem ragte stolz empor
Ein Riesenbaum in reichstem Kerzenflor.

Ich sah die Pracht und hegte dennoch Gram,
Weil meine Lust kein Mensch zu theilen kam.

Da stand ich auf und rief es laut hinaus:
Ihr Armen, kommt in mein verödet Haus! —

Und sieh, nun quoll zum offnen Thor herein
Verhärmtes Volk — ein Drängen, Stoßen, Schrei'n —

In allen Blicken Hunger, Leid und Gier —
Ich aber sprach: Ihr Lieben, sehet hier!

Vergeßt und wiegt einmal den Schmerz in Ruh —
Doch ungezügelt eilten sie hinzu.

Nach Allem griffen Alle, rissen's wild
Einander aus den Händen — welch' ein Bild!

Ein Toben, lautes Neid- und Wuthgeheul;
Vergebens wollt' ich wehren diesem Greul.

Und neue Schaaren drängten drohend jetzt
Entgegen mir — da sprang ich auf, entsetzt —

Ich floh davon — und mußte nun mit Grau'n
Das Ende dieses wirren Schauspiels schau'n:

Den Baum ergriff ein Mann mit Frevlerhand
Und steckte grinlend Saal und Haus in Brand.

Ein markerschütternd Schrei'n — der Flamme Loh'n —
Ich hörte, sah's — da war der Traum entfloh'n.

Erwachend bannt' ich dieses Wehgesicht;
Am Weihnachtsbaum verglomm das letzte Licht.

Verschwälend schwebte durch die warme Luft
Ein weicher Harzgeruch, ein süßer Duft.

Ich saß und starrte schweigend vor mich hin,
Ergrübelnd meines Traumes grausen Sinn — —

O Genius der Menschheit, wer versteht,
Was räthselvoll in Deinem Hauche weht?

Wann kommt in diese krankverstörte Welt
Ein selbstlos reiner All-Erlösungsheld?

Wann feiern Alle, ruhevoll verlöhnt,
Ein Sonnenfest von Erdenglück verschönt?

Eugen Reichel.

Maximilian Schmidt.

Von Alfred von Mensi.

Seit einigen Jahren geht ein Theil jener Schauspiel-Kräfte, die sich am Münchener „Theater am Gärtnerplatz" zusammengefunden haben, unter der Führung eines industriösen Collegen jeden Sommer auf Reisen, um insbesondere im Norden des deutschen Vaterlandes jene oberbayerischen Volksstücke aufzuführen, die lange vorher eben an dieser Bühne ein wenig beachtetes, aber um so fruchtbareres Dasein geführt hatten. Unter den Namen „die Münchener" sind diese süddeutschen Missionäre im Norden bekannt, und sie gefallen sich in dieser, nebenbei sehr lucrativen Mission so sehr, daß sie gar nicht mehr auf länger in ihre Heimath zurückwollen und daß man schon heute, im Winter wie im Sommer, die „Münchener" überall eher findet als in München, wo sich die Volksbühne am Gärtnerplatz, von ihren undankbaren Söhnen, denen sie den Namen gegeben, schmählich im Stiche gelassen, inzwischen gewissermaßen mit einem Talmi-Volksstückensemble behelfen muß und immer mehr der gerade herrschenden Tagesoperette verfällt.

Neben dieser lorbeerreichen Mission des oberbayerischen Volksthums bewegt sich noch eine andere stillere, aber nicht minder ruhmreiche und noch nachhaltigere, die der oberbayerischen Volksschriftsteller. Von diesen hat keiner sich in so kurzer Zeit einen so umfangreichen und dankbaren Leserkreis erobert wie Maximilian Schmidt. Seine Schriften — er hat es, ein nicht zu häufiger Fall bei lebenden deutschen Schriftstellern, bereits zu „Gesammelten Werken"*) gebracht — werden in der Bauernhütte des bayerischen Waldes und an den Ufern der Ostsee gelesen. Wohl ist Maximilian Schmidt nicht der Erste, der sich in das Leben bayerischer Bauern vertieft hat, er hat mehr als einen Vorgänger, aber ihm, dem Leben-

*) Leipzig, G. A. Liebesfind.

Digitized by Google

den und rüstig in der Vollkraft seines Talentes Schaffenden, ist, ganz abgesehen von diesem Talent selbst, die politische Einigung von Nord und Süd ganz besonders zu gute gekommen, und jedes neue Werk seiner nimmermüden Feder schafft sich an neuen Orten Bahn. An der Wiege ist es dem heute so beliebten Volksdichter und bayerischen Hofrath nicht gelungen worden, daß er berufen sein werde, einst Land und Leute seiner Heimath poetisch zu verherrlichen. Als Sohn eines Zollamtscontroleurs in Eichstätt im bayerischen Walde, hart an der böhmischen Grenze, am 25. Februar 1832 geboren, schien er sich zuerst der technischen, später der militärischen Laufbahn für immer widmen zu wollen. Die Feldzüge von 1866 und 1870 ließen darüber keinen Zweifel; doch schon als Lieutenant und Inspections-Officier am kgl. Cadettencorps zu München und er sich die Muße zu Gast: ein paar gelungene Singspiele, die bei festlichen Gelegenheiten aufgeführt wurden, lenkten die Aufmerksamkeit des Königs Maximilian und die seiner Cameraden auf ein Talent, das vorerst nur der Unterhaltung im engsten Kreise dienen zu wollen schien. Den Beginn seiner schriftstellerischen Thätigkeit datirt aber Schmidt selbst nicht von diesen lustigen Erstlingsversuchen, sondern von dem Jahre 1863 an, als er mit seinen „Volkserzählungen aus dem bayerischen Walde", dem „Fräulein von Lichtenegg", dem „Lateinischen Bauer" und der „Christkindlsingerin" vor das deutsche Publikum trat. Wenn auch aus diesen Erzählungen der literarische Anfänger noch unschwer zu erkennen war, die beiden größten Volksdichtungen der nächsten Jahre, „Brigitta" (1867) und „Die Glasmacherleut" (1868) weisen schon alle jene Vorzüge, ungezwungene Erfindung, scharfe Natur- und Menschenbeobachtung und vor Allem den Sinn für das Culturelle, für Sitten und Gebräuche, auf, die wir in seinen späteren Werken in erhöhtem Grade wiederfinden.

Vom großen Kriegsjahr 1870/71 tritt im literarischen Schaffen des jungen Officiers, der sich in den Gesellschaftskreisen der Residenzstadt früh einen Namen als unerschöpflicher Maître de plaisir gemacht hatte, eine beinahe zehnjährige Pause ein, und erst vom Jahre 1879 an hat jedes Jahr in ununterbrochener Reihenfolge mehrere Schriften auf den Büchermarkt gebracht, und beiläufig von diesem Jahr kann man auch eine über Bayern hinaus sich stetig verbreitende Werthschätzung der vollsthümlichen Schriften Maximilian Schmidt's datiren. In folgenden Jahre erschienen gleich zwei Bauernnovellen von Bedeutung: „Der Schutzgeist von Oberammergau", und „Die Johannisnacht", und das Jahr 1881 bringt die kleinen Militärhumoresken „Der vergangene Audítor", „Die Feldherrnhalle" und „Lustige Haft", sowie den bedeutenden „Leonhardsritt", „'s Amstummerl", „Die Miesenbacher" und die Dramatisirung der „Johannisnacht". Das Jahr 1882 aber ist so ziemlich das fruchtbarste im bisherigen Schaffen dieses Schriftstellers geblieben. Es zeitigte die „Knappenlisl", den „Herrgottsmantel", „Die Schwanjungfrau", „Meister Martin" und die in ihrer Dramatisirung durch die Aufführungen der „Münchner" in den weitesten Kreisen bekannt gewordenen Romane „'s Anetraglstüberl" und „Der Georgithaler". Es gelichtet lediglich der Vollständigkeit halber, wenn ich hier, bevor ich daran gehe, Ziel und Schreibweise in den Schmidt'schen Schriften darzulegen, die einmal begonnene Liste derselben chronologisch vervollständige. In rascher Reihenfolge schreibt Maximilian Schmidt, der sich inzwischen ausschließlich dem Schriftstellerberufe gewidmet hat und dem verschiedene Reisen auch einen weiteren Blick für Land und Leute und die Kenntniß seines weiteren Vaterlandes vermittelten: „Die Blinde von Kunterweg", „Der goldene Samstag", „Die Bärenritter" (1883) „Der Loder von Boarisch-Zell", „Die wilde Braut", „Der Trankstimmer", „Der Scherzlgeiger", „Die „Fischerrosl von St. Heinrich", die Gedichtsammlung „Altboarisch" (1884) „Der Zuggerle", „Der Erbe von Pollingsried", „Der Meistlan von Tegernsee", zu welchem Meister Mathias Schmid einen prächtigen Bauernkopf gezeichnet hat, „Die Kranzlfechterin", „Im Wetterstein" (1885), „Der Bubenrichter vom Mittenwald", „Der weiße Sonntag" (1886), „Die Ameisenhexe", „'s Liserl vom Ammersee", „Der Schützenkönig" (1887) und in diesen Tagen erst sind als achter Band der „Gesammelten Werke" „Die Jachenauer in Griechenland" erschienen. Die Sammlung der Schmidt'schen Schriften ist keine chronologische, wie auch die oben angeführten Entstehungsjahre der einzelnen Erzählungen nicht mit ihrer Erscheinungszeit zusammenfallen, aber es ist beabsichtigt, in die Sammlung sämmtliche früher und einzeln erschienenen Erzählungen aufzunehmen.

Auf den ersten Blick wird auch dem oberflächlichen Kenner des Bayernlandes bei der Durchsicht dieser Büchertitel der große Kreis auffallen, den der Autor geographisch beherrscht. Von den Alpen an der tirolisch-bayerischen Grenze, dem wilden Kaisergebirge, bis zu den Salzburger und Berchtesgadener Bergen und hinauf gen Böhmen zu den Ausläufern des bayerischen Waldes ist kaum mehr ein bedeutend Stückchen Erde, auf welchem nicht eine der Schmidt'schen Bauerngeschichten spielt. Und sie sind nicht in eine ad hoc erdachte Gebirgslandschaft, die, wie auf dem Theater, nur einen effectvollen Hintergrund abgibt, hineinersonnen, sondern man merkt's ihnen an, daß sie eben nur auf diesem Fleck Erde und unter diesen Menschen vorgehen können — es ist der überaus treue Localton, der Erdgeruch der durch und durch erforschten und erkannten Heimath des Dichters, der uns aus jeder dieser Geschichten mit ursprünglicher Frische entgegenweht. Dieselben sind gewissermaßen poetische Reisebücher, denn sie erleichtern nicht nur das Verständniß von Land und Leuten, sondern sie regen Einen ordentlich an, sie aufzusuchen und auch kennen zu lernen. Maximilian Schmidt hat sich deshalb unleugbar um die „Hebung des Fremdenverkehrs" in Bayern verdient gemacht, denn es sind nicht Wenige, die heute schon auf seinen Spuren reisen. Es war deshalb nicht mehr als billig, daß anläßlich des 25jährigen Schriftstellerjubiläums, das Maximilian Schmidt heuer feiern konnte, zahlreiche Gemeinden, vor Allem die Heimathsgemeinde, ihn durch Ovationen aller Art ehrten, in richtiger Erkenntniß dessen, was sie ihm verdanken. Den „Bayerischen Wald" insbesondere, also seine engste Heimath, die selbst den meisten Landeskindern eine terra incognita gewesen, hat er dem touristischen Verkehr geradezu erst erschlossen. Wohl sind es ferner meist bekannte und vielgerühmte Punkte des bayerischen Alpenlandes, wie Tegernsee, Starnbergersee, Ammersee, Oberammergau, Mittenwald, „das Berchtesgadner Landl" u. s. w., die in den Schmidt'schen Erzählungen eine ebenso gemüthvoll warme als treue Schilderung erfahren, aber in einzelnen derselben schweift der Verfasser auch über die Heimath hinaus in ferne fremde Gegenden, die er trotzdem mit merkwürdiger Anschaulichkeit zu malen versteht, doch stets nur, wenn die Fabel der jeweiligen Erzählung ihn dazu zwingt und nicht ohne zuletzt immer wieder in die Pfade zur trauten Heimath einzulenken. So z. B. in der Geschichte „Die wilde Braut", wo der Autor vor unseren Geistesaugen das Bild der sonnverbrannten ungarischen Puszta aufrollt, in den „Jachenauern in Griechenland", wo wir gar nach Hellas entführt werden, u. s. w.

Aber nicht nur die Landschaft, auch die Menschen, die mit ihr unlösbar verknüpft sind, weiß Maximilian Schmidt, wie sie leiben und leben, in seinen Dichtungen neu zu gestalten. Er ist also Realist. Ja wohl, aber nicht in dem Sinne, wie Zola in „La terre" seine Bauern auftreten läßt. Es ist ja kein Zweifel, daß man unsere Bauern nicht Alles sagen lassen darf, was sie sagen, aber das Beste ist es sicher nicht, was er uns nicht sagen darf. Und zwischen diesem Extrem des crassesten Realismus, der im Schmutze der Menschennatur wühlt und der auch heute in der deutschen Bauernnovelle seine Vertreter hat, und dem verhimmelnden falschen Realismus, der unsere derben Bauern mühsam und gewaltthätig in salonfähige Landbewohner, in Salontiroler, umgestalten zu müssen glaubt, gibt es Gottlob noch einen Mittelweg; und es ist kein übertriebenes Lob, wenn wir behaupten, daß Maximilian Schmidt ihn eingeschlagen hat. Die „Buahn" und „Dienbln" reden bei ihm, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Ich meine da vorerst nicht den Dialect und seine Kenntniß, sondern vor Allem den bäuerlichen Gesichtskreis, seine Denk- und Ausdrucksweise, in die sich der Beobachter nicht so leicht hineinlebt

Digitized by Google

als man gemeiniglich zu glauben scheint. Wir haben Bauernnovellisten und Volksstückdrechsler, die in jüngster Zeit die complicirtesten sittlichen Conflicte, wie sie in der raffinirtesten Weise das Pariser Boulevarddrama aufweist, in ihre Bauerngeschichten hineingeheimnißt haben und uns dann weiß machen wollen, das seien unsere Bauern. Alles nur, um der Blasirtheit durch „Hansl“ und „Miedel“ noch eine neue, pikantere Seite abzugewinnen. Wie schlecht kennen doch die unsere Bauern; nicht etwa weil es unter ihnen keine „moral insanity“ gäbe und sie derselben nicht fähig wären: leider nein, denn das „Auf der Alm, da gibt's ka Sünd“ gehört längst zu den erlogensten Citaten, sondern weil Leben und Empfinden unserer Bauern sich naturgemäß in einem weit engeren Kreise, in einem ganz anderen Horizont bewegen und ihre Gefühle und Bedürfnisse, nicht etwa schwächer, aber weit weniger complicirt sind als die der Städter. „Es ist ihr einig Weh und Ach, so tausendfach“, noch mehr als bei uns „aus Einem Punch zu carriren“, denn nicht nur drehet sich bei ihnen, die dem Naturzustande doch sozusagen noch näher stehen als wir, alles noch weit energischer um „Hunger und Liebe“, sondern auch die Wege zur Befriedigung dieser beiden Haupttriebe sind bei ihnen naturgemäß wesentlich einfachere und weniger verschlungene als bei uns, bei denen die „conventionellen Lügen der Culturmenschheit“ gar eigen mit hereinspielen.

Zu dieser intimen Kenntniß der menschlichen Staffage gehört die nicht minder wichtige ihres Ausdrucksmittels, des Dialects. Die Behandlung des Dialects ist schon deshalb eine schwierige, weil Schmidt's Schriften, namentlich in den letzten Jahren sich nicht nur an süddeutsche Leser wenden, für welche der bayerische Dialect nichts Fremdartiges hat, sondern weil sie auch norddeutschen Lesern verständlich sein sollen. Maximilian Schmidt hat den Dialect nun ganz entschieden in dieser Absicht — für den süddeutschen Geschmack vielleicht schon zu viel — gemildert, aber er hat zugleich das Kunststück fertig gebracht, selbst die unmöglichsten Dialectworte auch orthographisch derart festzustellen, daß sie, so ausgesprochen wie sie geschrieben stehen, fast stets echt klingen, was bekanntlich bei den bayerisch-österreichischen Mundarten schwer und oft gar nicht zu erreichen ist.

Der Hauptvorwurf, dem die Schriften Schmidt's da und dort begegnet sind, betrifft die Harmlosigkeit, den untergeordneten Werth seiner Fabel. Schopenhauer spricht sich einmal über die Kennzeichen des guten Romans dahin aus, daß ein Roman desto höherer und edlerer Art sein wird, je mehr inneres und je weniger äußeres Leben er darstellt; und dies Verhältniß wird, als charakteristisches Zeichen, alle Abstufungen des Romans begleiten, vom Tristram Shandy an, der so gut wie gar keine Handlung hat, bis zum robesten und thatenreichsten Ritter- und Räuberroman herab. Die Kunst besteht darin, daß man mit dem möglichst geringsten Aufwand von äußerem Leben das innere in die stärkste Bewegung bringe; denn das innere ist der eigentliche Gegenstand unseres Interesses. Die Aufgabe des Romanschreibers ist nicht, große Vorfälle zu erzählen, sondern kleine interessant zu machen. Von diesem Standpunkte aus — und wer möchte leugnen, daß es ein berechtigter, ja der einzig berechtigte, ist, wird derartigen Vorwürfen jeder Boden entzogen; denn so klein, so scheinbar wenig bedeutend auch oft die Handlung einer solchen Bauerngeschichte ist — denn das Hereintragen großer Conflicte würde, wie wir oben gesehen haben, der Wahrheit widerstreiten — anziehend und poetisch ist sie fast immer, aus dem Geist des wirklich geschauten Volkes herausgeschrieben stets. Mit dieser Schlichtheit hängt auch ein entschiedener Vorzug zusammen. Schmidt's Schriften sind fast ausnahmslos gute Jugendschriften, eine Lectüre, die man ohne Besorgniß jedem Mädchen in die Hand geben kann. In den Augen unserer Naturalisten wiegt dieser Vorzug freilich federleicht, aber ein Meister der Novelle, Riehl, meint, er möchte keine Novelle schreiben, die er nicht seinen Kindern vorlesen könnte, und eine Novelle sei schon ästhetisch unecht, wenn man sie vor Frau oder Tochter hinter das Sophakissen verstecken müsse. Bei den Dramatisirungen Schmidt'scher Erzählungen hat sich der Mangel an einer starken und durchaus fesselnden Handlung allerdings mitunter gerächt; naturgemäß mußte er hier, wo alles Beiwerk wegfiel, empfindlicher auffallen.

Dieses Beiwerk aber wird bei unserem Autor eingestandenermaßen meistens zur Hauptsache: das culturgeschichtliche Element, ein nicht zu unterschätzender Vorzug, der manchen Mangel aufwiegt. Es gibt culturhistorisch und ethisch hocinteressante Sitten und Gebräuche auf dem Lande, die einzig nur mehr in den Geschichten Schmidt's fortleben, die er oft erst entdeckt hat oder die er uns in einer neuen poetischen Verklärung vorführt. Der Verfasser legt geradezu oft ein Hauptgewicht auf den culturgeschichtlichen Werth seiner Arbeiten, und sicher liegt ein großes Verdienst in diesem sinnigen Nachgehen auf den Spuren einer vergangenen Zeit, von der uns heute in manchem unverständlichen Gebrauche oft nur mehr stummerliche, aber immer noch interessante Ueberreste erhalten sind. Diese Sitten und Gebräuche, diese Lieder und Märchen, sie erfahren hier eine ebenso unerwartete als erfreuliche Auferstehung. Hierher gehört auch das religiöse Element, das zwar nirgends tendenziös auftritt, dessen entschieden katholische Färbung aber Schmidt auch schon zum Vorwurf gemacht worden ist. Man vergesse aber doch nicht, daß das persönliche Empfinden des Erzählers hier ja gar keine Rolle zu spielen hat, daß aber das Volk, welches derselbe zu schildern sich vorgenommen hat, eben ganz und gar in den Anschauungen seiner Confession befangen ist, an ihr hängt und daß sein ganzes Leben mit den Gebräuchen seiner Kirche auf's Innigste verbunden ist. Kirche und Wirthshaus liegen einander nicht selten gegenüber, der Pfarrer und der Wirth sind die einflußreichsten Persönlichkeiten des Dorfes, was Wunder, wenn auch Denken und Handeln des Dorfbewohners zwischen diesen beiden Motoren hin- und herpendelt. Hierher gehört auch ein gewisser patriotischer Zug, dem Schmidt in vielen seiner Erzählungen und erst kürzlich, anläßlich der Centenarfeier König Ludwig's I., in einem am Gärtnertheater aufgeführten Festspiel sinnigen Ausdruck verliehen hat.

Zum Schlusse möchte auf den Humor, der die Schriften Maximilian Schmidt's durchweht, hingewiesen sein. Einzelne Figuren seiner Erzählungen sind von geradezu erschütternder komischer Wirkung, die aber frei ist von allem Gemachten und Erzwungenen. So der „Tranksimmet“, das würdige Ehepaar Servazius und Ursula im „Almstummerl“ u. s. w. und vor Allem die ganze köstliche Erzählung „Der vergangene Auditor“, die in der humoristischen Literatur einen allerersten Rang beanspruchen darf.

Maximilian Schmidt steht auf der Höhe seiner Mannesjahre und seines Schaffens. Bisher hat ihn seine literarische Fruchtbarkeit nicht gehindert, seinen zahlreichen Freunden stets Vollwerthiges aus seiner Feder zu schenken; in seinem wie im Interesse des deutschen Lesepublikums ist zu wünschen, daß die Gediegenheit seiner Schriften immer Schritt halte mit der anscheinend so mühelosen Entstehung derselben.

Die Weihnachtsgabe der Romanprofessoren.

Von Oskar Bulle.

Ist es nur ein wüster Traum gewesen? Hat etwa ein Fieberschauer meine irre Phantasie mit diesen Gestalten bevölkert, die wirr und schemenhaft, mit flatternden bunten Gewändern bekleidet und doch so unheimlich und lebensleer, ein gespenstischer Zug von Trugbildern, jetzt an meinem geistigen Auge vorüberziehen? Oder sollte es wirklich Odhin's Kraftgestalt sein, dieser Schatten hier, der mit einer stolzen und steifen modernen Dame, Frigga geheißen, philosophisch grüblerische Gespräche hält? Ist das Wuotan's wildes Heer, jener Zug von vermummten Reitern, der aus einer vielverschlungenen Erdhöhle in das grane Dämmerlicht der Donaulandschaft emporsteigt und mit lautem Holdrio über eine farmerfülle

Digitized by Google

Römerstadt zerstörend einherbraust! Und drüben, wesch' wildes, verzerrtes Antlitz starrt mich aus blutunterlaufenen Augen thierisch an! Attila! bin ich, die „Geißel Gottes“ schreit ein geifernder Mund; germanische Jungfrauen krümmen ihre schlohweißen Leiber in eines Unthiers starken Armen und germanische Recken gefesselt winden sich in Qualen, auf Pfähle gespießt. Entsetzen, Abscheu fassen mich! Da wieder trippelt eine winnigliche, frumbe deutsche Maged herbei, mit den Brokatgewändern der Nürnberger Patrizierstochter des Mittelalters behängt und reicht mir mit ihrer reichberingten weißen Hand ein „Büchel“ entgegen, das mit krausen Phantasien bis auf die letzte Seite gefüllt ist. Sie schlägt den Schleier zurück und ich starre — nicht in ein hochgemuthes, holdes Angesicht, nein, ich starre der blanken, bloßen Lüge in's häßliche Auge! Ein Traum nur ist es, so schreie ich auf, es kann nur ein böser, garstiger Traum sein, der mir solche Truggestalten vorzaubert, es muß ein Erwachen geben!

Aber es ist kein Traum! Vor mir auf dem Schreibtische liegen die neuesten historischen Romane dreier deutscher Prosessoren. Ich habe die sechs Bände in den letzten Tagen durchgelesen — nein, durchgearbeitet, mich durch sie hindurchgequält, mit Langeweile, mit immer mehr erstarkendem Widerwillen, zuletzt mit Entsetzen mich durch ihre Blätterfülle zum Ende gerungen, als ging's durch das struppige Unterholz eines morastischen Waldes — und jener wüste Fieberschauer mit seinen gespenstischen Phantasiegebilden ist das Einzige gewesen, das sie in mir hinterlassen haben.

Es sollen Weihnachtsgaben sein, diese Romane. Wenn doch unser schönes, deutsches Winterfest nicht so oft entehrt würde, seiner trauten Weihe beraubt würde, durch das, was die deutsche Literatur als Gaben unter den lichterglänzenden grünen Baum legt! Und wenn doch endlich — ein vielgedachtes Wort sei einmal offen herausgesprochen! — wenn doch die deutschen Romanprofessoren endlich aufhören wollten, ihre umfangsreichen Bände voller historischer Lügen und voller dichterischer Unwahrheit zum Kerne unserer Weihnachtsliteratur zu machen! Wird denn ihnen ein wenig Selbstentsagung wirklich so schwer? Die Kritik hat seit Jahren diesen Büchern gegenüber ihres Amtes wahrlich redlich genug gewartet. Sie hat immer wieder hingewiesen auf die Hohlheit, auf die glänzende Uebertünchtheit, auf die innere Unwahrheit dieser Dichtungen; sie hat auf die Gefahr hingedeutet, welche die buchhändlerischen Weihnachtserfolge beim Umsatz dieser literarischen Waare nicht nur für unsere Gesammtliteratur, sondern auch für so manches, holdschwärmende, unschuldige, jugendliche Herz mit sich bringen. Ihr Mahnruf ist ungehört verschallt, ungehört bei den Buchhändlern — da war es ja selbstverständlich — aber auch ungehört bei den Dichtern, die wohl höhnisch über die machtlose Gegnerin lachen werden. Mögen sie lachen! Diese Gegnerin wird doch nicht aufhören, ihren Streitruf ertönen zu lassen und jedes wahr empfindende Gemüth zum Bundesgenossen aufzurufen.

Es ist in erster Linie wieder Professor Ebers, gegen dessen neuen Weihnachtsroman „Die Gred“*) wir uns heute wenden. Der Herr Professor will bei einem Antiquar in Venedig die Aufzeichnungen einer Nürnberger Matrone des sechszehnten Jahrhunderts entdeckt haben, die den Titel tragen: „Büchel von meinem Leben“, und erzählt in zwei Bänden breit und ruhrselig den fingirten Inhalt dieser fingirten Handschrift. Arme Nürnbergerin! Was kann wahrhaftig nicht anders sagen, als daß sie, wenn sie in ihrer Jugend so war, wie sie in ihrem Alter geschrieben haben soll, ein recht oberflächliches Dämchen gewesen ist, die kein besseres Schicksal verdiente, als sammt ihrer zarten, sanften, im Liebesgefühl ganz aufgehenden Freundin Ann (beileibe nicht: Anna!) in einem Butzenscheiben-Erker zu sitzen und Ebers'sche Romane zu lesen. Dort sitzt sie wirklich in dem im Renaissancestil erneuerten alten Schoppershofe der einstigen treuen Reichsstadt, jetzigen bayrischen Provinzialhauptstadt. Wir erkennen ihr blondes Haupt deutlich am Fenster neben dem schwarzen der Freundin, wenn wir die Straße vom Bahnhofe aus durch das noch erhaltene alte Thor nach der Sebaldus-Kirche hinschreiten, nicht weit vom germanischen Museum, aus welchem soeben ihr Hauslehrer oder vielmehr um im Tone zu bleiben: Hausmagister mit einigen alten Codices zu der jungen Damen eingehender Belehrung nach Hause zurückkehrt. Aber was kümmert die beiden Damen jetzt die Wissenschaft, die sie ja übrigens in der höheren Töchterschule schon so reichlich eingesogen haben. Sie erwarten ja die Heimkehr des jungen Herdegen Schopper, des flotten Bruders der Gred, der seit einigen Semestern auf die Universität zog, von wo er nicht allzuhäufig Briefe schreib, wenigstens nicht an die jungen Damen. Mit dem auf sein gutes Geschäft und seine alte Firma stolzen Onkel stand er in eifrigerer Correspondenz, weil dieser ihm den Wechsel zu schicken hatte. Aber o weh! Dieser Onkel will eine Primanerliebe des Studenten zu der holdseligen Ann nicht dulden und er droht dem Neffen mit Entziehung des Wechsels, wenn er der Jugendeselei nicht entsagt. Und der flotte Herdegen ist wirklich schwach: er ist in ein feudales Corps eingesprungen und hat das Leben mit vollen Zügen genossen; man munkelt sogar, daß er einer Dame der Gesellschaft über die Maßen den Hof gemacht und mit deren Ehemanne ein für den letzteren unglückliches Duell gehabt habe. Er ist so weit geworden, daß er seinen Jugendschatz in einem merkwürdigen Briefe entlagt. Arme Ann! Und noch ärmere Ann, als der junge Thunichtgut nun wirklich in die Ferien heimkehrt. Er ist arg zerzaust, hat einen fürchterlich renommirenden Ton angenommen, sich das Kneipen in so unangenehmer Weise angewöhnt, daß er sogar den alten Kneipier der Familie, den Vetter Oberst, unter den Tisch trinkt, und, was das Schlimmste ist, er verfällt sogleich nach seiner Ankunft in die Bande einer heißblütigen Cirkusdame, die er auf der Reise kennen lernte. Die arme Ann muß das mit ansehen. Aber noch ist ja Gred's Tante, die alte Frau Oberforstmeisterin auf der Welt: sie tröstet die jungen Damen, denn auch Gred bedarf des Trostes, da sie so ganz verändert ihren Bräutigam, den einen braven soliden Assessor, durch den Tod verloren. Diese alte Frau Oberforstmeisterin ist eigentlich eine merkwürdige alte Dame: sie hat einst nicht geduldet, daß ihr Herr Sohn, damaliger Forstreferendar, ein bildschönes Kupferschmiedstöchterlein heirathete, welche darüber sich die Schwindsucht an den Hals grämte, und dieser Sohn ist nun in die weite Welt gegangen, ist, wie man später erfährt, in die Fremdenlegion eingetreten und läßt fast durch den ganzen Roman hindurch nichts wieder von sich hören. Dieses Unglück hat die alte Dame wieder gemacht, aber nicht so weich, daß sie einen thörichten Schwur, den Sohn nie wieder in's Vaterhaus zurückzurufen, bereute. Am Gegentheil, dieser Schwur muß am Schluß, als der Sohn heimkehrt, sagen wir aus dem tonlinesischen Feldzuge, und sich mit Gred verlobt, durch einen Kunstgriff ungangen werden. So seltsam ist die Oberforstmeisterin! Aber sie tröstet doch die armen Mädchen durch einen halben Band hindurch, sie verhindert, als Herdegen später dumme Streiche macht und deshalb in's Ausland fliehen muß, daß Ann den inzwischen vermögend gewordenen Hauslehrer Gred's heirathet, und sie unterstützt sogar den abenteuerlichen Plan der beiden jungen Damen, dem Herdegen, der im Auslande in eine unangenehme peluniäre Klemme kam, nachzureisen und ihn aus dieser Klemme zu befreien. Diese Reise wird glücklicherweise nicht nöthig — sie hätte ja dem Autor auch noch mindestens einen ganzen Band gekostet —; ein Bruder Herdegens, der solider Commis in des reichen Onkels Firma wurde, treibt mit Hülfe etlicher Freunde die Summe auf, welche nöthig ist, den flotten Herdegen aus seinen Banden zu lösen, dieser kehrt heim und heirathet nun Ann, stirbt aber bald an der Schwindsucht. Er hatte in seiner Jugend zu flott gelebt.

So! das ist der Inhalt des Romans, getreu in modernem Tone wiedererzählt. Ja, es kommt aber auf die Ausführung, nicht allein auf den Inhalt an! werden hier die Verehrer der Ebers'schen Muse rufen. Gut! Sehen wir uns die Ausführung an, da nun einmal der Inhalt so banal ist,

*) Die Gred. Roman aus dem alten Nürnberg von Georg Ebers. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

Digitized by Google

daß über ihn nichts weiter zu sagen sein wird. Zunächst sei betont, daß der Schauplatz für eine, sagen wir mit einem für die Beurtheilung eines Dichtwerks eigentlich unzulänglichen Ausdrucke: farbenprächtige Schilderung der Staffage von Ebers höchst geschickt gewählt ist. Das mittelalterliche Nürnberg, wie gut lassen sich in ihm, und wenn es auch nur so nebenbei wäre, ein deutscher Kaiser mit seinem Hofstaate (dazu tagte ja verschiedene Male in Nürnberg der Reichstag), alte Patrizergeschlechter, reiche Adelshäuser, vornehme Kaufherren und ein buntbewegtes Volk unterbringen! Ebers hat das getren besorgt. Es fehlt keiner der üblichen Statisten für sein historisches Schaustück. Wie gut läßt sich ferner auf dem Boden dieser Stadt der kommerzienräthliche, echt moderne Inhalt der Geschichte in's Mittelalterliche übertragen! Ganz abgesehen davon, daß eine reiche Abertheierung hinsichtlich der Trachten, der Wohnungen, der Lebensgewohnheiten der Nürnberger Patrizier des sechszehnten Jahrhunderts vorliegt, die der Herr Professor fleißig und sorgsam benutzt hat, war ja gerade auch das Handelsleben dieser Stadt in jener Zeit, die enge Verschwisterung der reichen Familien, wie sie dort herrschte, und der Corpsgeist des Patriziats besonders geeignet, den dem neuen Ebers'schen Romane zu Grunde liegenden Conflikten einen einigermaßen wahrscheinlichen Untergrund zu geben. Und welches sind diese Conflikte, wie sie schon in der obigen Inhaltsangabe sich zeigen? Sind sie andere, als daß ein flotter reicher Junge ein armes Mädchen rasch vergessen kann, daß Geld- und Namensstolz mancher Heirath einen Stein in den Weg wirft und daß schließlich Geld, wenn es nur genügend vorhanden ist oder genügend beschafft werden kann, alle Schwierigkeiten des Lebens überwindet? Hat Ebers nun diese Conflikte irgendwie der Zeit gemäß, in die er sie verlegt, charakteristisch gestaltet? Ich wüßte nicht, wie! Herbegen ist ein flotter und dabei etwas genialisch veranlagter Bursche, mehr aber sicher nicht. Er bummelt und findet sich wieder. Das ist ja ganz nett. Aber auf welche Weise wird diese Selbsterkenntniß erworben: durch eine matte Eifersuchtsscene! Nun, sein Schatz, ist ein Mädchen, die alles Mögliche im Erdulden und Entsagen leistet, die ihre Liebe in einem treuen Herzen bewahrt, die aber von den Verhältnissen hin und hergeschaukelt wird, wie ein Schiff auf stürmischen Wellen. Sie ist eine richtige Surrogat-Figur, ohne selbstständige Seele, ohne Willensfreiheit, aus der Gruppirung des Fabelinhaltes entsprossen. Und Gred, die Schreiberin des „Büchel"? In ihr wollte der Autor ersichtlich eine frische, kecke, kerngesunde Frohnatur schildern, wie sie ja in vornehmer, reicher Umgebung leicht sich entwickeln kann. Aber verdient dieses Mädchen eigentlich ihre günstige Stellung im Leben und im Romane, thut der Autor nur das Geringste dazu, um sie wirklich auch als die Vertreterin einer thätigen, ihre Umgebung meisternden und beeinflussenden hellen Weiblichkeit anszuzeichnen? Der ziemlich gleichgültige Eindruck, den ihre Gestalt hinterläßt, lehrt das Gegentheil. Immer nur sind es die Lastboten, vortrefflichen Lebensverhältnisse, in denen sie aufwuchs und wirkt, welche sie so sanft durch alle Schwierigkeiten dahintragen, wie der ruhig fließende Strom einen sicheren, wohlgebauten Kahn. Und in diesem Punkte liegt das Verwerflichende, Entnervende dieser Art von Dichtung, ruht die Lüge dieses historischen Romans. Keine entsagungsvollen, kräftigen Willensentschlüsse, keine das ganze Sein durchrüttelnden Katastrophen wagt der Dichter zu ersinnen; beileibe nicht, denn so scharf darf die Luft nicht wehen in solchen Romanen, sie muß säuseln, sanft die Wangen der holden Leserinnen fächeln, deren Gemüther in die soziale Sicherheit eingullen sind, daß mit einiger Bravheit, mit einigem Gelde und mit einigem Liebesglücke das fürtrefflichste deutsche Mädchen ganz behaglich durch's Dasein gleiten kann. Das deutsche Mädchen. Dieser Umstand ist es besonders, den diesmal Ebers betont. Das deutsche Mädchen kann ja nichts anderes als die Fürtrefflichkeit selbst sein, das Blond ihrer Haare schützt sie in allen Fahrlichkeiten, die sie von innen und außen bedrohen. Ränkevoll ist nur die schwarzhaarige Schöne, wie auch nur der männliche Störenfried ein böhmischer, schwarzäugiger Junker sein darf, während der deutsche Recke, der blauäugige Hardegen, trotz aller Seelenwirrniß zum freudigen Lichte emporschreitet.

Diese weichliche, fatalistische Betonung eines romantischen Deutschthums, einer blondhaarigen Unschuld und einer recht unfesthaften germanischen Bravheit ist es neben jener socialen Lüge von der mittelalterlichen Kommerzienrathstochter, auf welcher der Roman ruht, ganz besonders, die jeden nur einigermaßen realistisch fühlenden und denkenden Leser vor diesem neuen Ebers'schen Werke zurückschrecken muß. Der archaisirende Ton in der Sprache, dessen man in diesen letzten Jahren gewiß allmählich überdrüssig geworden ist, wenn man nur einigermaßen auf eine klare und ebenmäßige Redeweise zu sehen gewohnt ist, tritt als drittes abschreckendes Moment hinzu. Und es ist charakteristisch, daß auch der zweite Romanprofessor, mit dessen neuesten Weihnachtsgaben wir uns uns beschäftigen wollen, Felix Dahn, ganz dieselben Schreckmittel in seinen Dichtungen anwendet, wenn die letzteren auch auf einem von dem Ebers'schen gänzlich verschiedenem Stoffgebiete und in noch grauerer Vergangenheit sich bewegen.

Herr Professor Dahn legt wie im vorigen Jahre auch diesmal zwei Gaben auf den Weihnachtstisch der höheren Töchter, und zwar auch diesmal genau wie im vorigen Jahre eine Erzählung*) aus der nordischen Helden- und Götterwelt und einen Roman**) aus der Zeit der Völkerwanderung. Mit der ersteren brauchen wir uns hier nur kurz zu befassen, da sie nicht eigentlich in das Gebiet des historischen Romans schlägt. „Frigga's Ja" ist eine mythologische Dichtung, in dem Stabreimtone vorgetragen, den wir im vorigen Jahre bei der Besprechung der Dahn'schen Neuigkeiten charakterisirten, und mit dem Hauche philosophischer Gedankentiefe übergossen, den diese mythologischen Dichtungen Dahn's überhaupt an sich tragen. Anmuthig hebt sie mit einer Erdenwanderung Odhin's an und mit der trefflichen Zeichnung eines einfachen, irdischen Weibes, das in ihrer Herzensunschuld des Gottes Herz bezaubert. Dieses holde Weib, Bidhja, die Bitte, wird von Odhin gen Asgardh emporgeführt, nachdem er Frigga, seine Gotterbraut, durch ein langathmiges Liebes- und Schicksalsgespräch endlich zum Weibe gewonnen, endlich ihr das Ja! entrungen hat. Sie wollte es nie ihm sprechen, weil die Norne ihr geweissagt, daß, wenn sie sich mit Odhin, dem Herrlichen, vereint haben würde, das Ende der Götterwelt herbeigekommen sei. Die Liebe, die Allgewaltige, überwindet zuletzt auch in der Göttin Brust die Schicksals-Bedenken und aus ihrer Vereinigung mit Odhin entspringt Baldur, der Bürge für das neue Götterreich, das auf den Trümmern des zerschellten, alten ersthen soll. Dieser sühnende Abschluß der kleinen Dichtung ist schön gedacht und in prachtvollem, hohen Klange vorgetragen.

Mehr nimmt uns heute der „Attila" Dahn's in Anspruch. Wer Jahre arbeitete der Dichter nach einer Notiz auf dem Titelblatte an dem Prosawerke, das sich mit dieser geschichtlichen großen Gestalt beschäftigt, Carolus magnus ist ja inzwischen auch bereits über die Bühne der Dahn'schen Völkerwanderung dahingeschritten. Attila, dieser Vertreter einer rohen Urgewalt, hat schon viele Dichter beschäftigt, besonders manchen jungen Dramatiker bewegt, und es ist nicht ohne Bedeutung, daß Dahn seinen Attila dem classischen neuzeitlichen Sänger der Völkerwanderung, Hermann Lingg, zueignet. Wollte er mit dieser Widmung den Abstand seiner Schöpfung von dem grandiosen Lingg'schen Werke verdeutlichen? Es wäre eine Bescheidenheit, des Lobes würdig, denn der Dahn'sche Attila entbehrt der weltgeschichtlichen Größe, die in Lingg's Dichtung ihren Ausdruck findet. Wohl bringt der Romanprofessor einige kleine Züge zur Geltung, welche die ungeheure Kraft des hunnischen Weltbeherrschers kennzeichnen, aber es ist merkwürdig, daß diese Züge fast alle nur auf die thierische, körperliche Kraft des Heerführers hinweisen. Wie er einem Auerochsen mit einem Beilschlage den Kopf abhaut,

*) Frigga's Ja. Eine Erzählung von Felix Dahn.

**) Attila. Historischer Roman aus der Völkerwanderung von Felix Dahn. Beide bei Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

wie er rohes Fleisch in Massen verzehrt und vor Allem — wie er in jeder Nacht eine Jungfrau „zerstört", das sind die hervortretendsten jener Züge. Der Hohn, mit dem er die Abgesandten der beiden römischen Kaiser behandelt, die Herrschaft, die er über seine hunnischen, wilden Schaaren ausübt und die Ungezähmtheit, mit der er gegen jede Auflehnung der unterjochten Völker wüthet, sollen wohl auch den Fürsten schildern, wie jene Züge den Menschen, aber diese Scenen zeigen doch noch nicht die weltgeschichtliche Größe in deutlichen Strichen. Und auch die Erzählung des Traumes, durch den er zu seiner weltgeschichtlichen Mission sich berufen fühlte, jenes Traumes, in dem ihm der hunnische Kriegsgott Purra das alte Königsschwert und damit die Herrschaft über die Reiche gab, bleibt eben nur als eine Erzählung im Roman stehen, ohne uns die weltgeschichtlichen Thatsachen vorzuführen. Der Mittelpunkt der Dahn'schen Dichtung liegt in der thierischen Kraft, die Attila gegen die Frauen entfaltet, und auf dieser Seite seines menschlichen Wesens wird die Katastrophe, die Ermordung Attila's durch die germanische Jungfrau Ildicho, aufgebaut. Damit sind wir aber dem Kern dieser Dichtung sofort nahegetreten, der wieder, wie der Kern des Eberschen Romanes, in der falschen Idealisirung des germanischen Weibes besteht. Attila fürchtet nicht die germanischen Recken: „der Suff (sic!) und der Wahn der Ehre bringt sie um .... aber Eines ist auf Erden, nur Eines, was ich nicht fürchte zwar, aber scheue. Scheue, wie ein göttergeweihtes, götterumhegtes Geheimniß: das ist das germanische Weib." Und weil er diese Heldenjungfrauen fürchtet, sucht er, so viel an ihm liegt und so viel er vermag, sie zu verderben. Diese Motivirung der Ungezähmtheit, die mit Hülfe der bekannten Dahn'schen Gedankenstriche oft allzudeutlich im Roman — angedeutet ist, ist freilich eigentlich nicht für höhere Töchter berechnet, umsoweher aber ist es die Schilderung der Ildicho. Man wendet sich in der That von dieser Lichtgestalt und ebenso von ihrem schönharfenden Geliebten, dem blonden germanischen Königssohne, mit größerem Ekel ab, als von dem wüsten Attila, der wenigstens in dieser Hinsicht realistisch aufgefaßt ist. Das „wunderherrliche", „schlanke und doch üppige", sechs Fuß hohe Mädchen, dessen Haare wie ein Lichtstrom über ihren „schwanenweißen" Leib fließen, ist trotz aller Sentimentalität, mit der Dahn ihr Inneres ausstattet, mit einer verhüllten Sinnlichkeit geschildert, die nicht auf die Dauer zu ertragen ist. Und in derselben andeutenden, aber um so beredteren Art wird die Scene der Brautnacht vorbereitet und dem Leser zum Weiteransmalen hingeworfen, in welcher Ildicho den zum ersten Male in seinem Leben trunkenen Attila mit ihren Haaren erdrosselt. Dieser verhüllenden Art steht alsdann die dichterische Weichlichkeit ebenbürtig zur Seite, mit welcher Dahn das Edle in dem germanischen Weibe hervorzuheben sucht. Eine Göttin, makellos und keusch wie eine Walküre, Frigga selbst, die sie anruft in ihrer Noth, ist diese Ildicho und zugleich die prüde moderne Dame, die als sie dem rachsüchtig mit dem Dolche sie bedrohenden Sohne Attila's durch eine Dachluke entflieht, erst „mit beiden Händen ihr weitfaltiges Gewand zusammenstreicht", ehe sie die Sprossen der abwärtsführenden Leiter betritt, weil von unten in demselben Augenblick ein Mann, ihr schönharfender Daghar, herauf kommt. So ists recht! Selbst in der höchsten Noth darf ein anständiges Mädchen das zu thun nicht vergessen.

In der scenischen und historischen Ausstattung seines Romanes ist der Dichter gerade so wenig neu, wie der Buchbinder, der die äußere Ausstattung des Weihnachtsbandes besorgte. Diese germanischen Recken, Jungfrauen, Könige kennen wir als Stereotypen schon lange aus dem „Kampf um Rom" und allen späteren Dahn'schen Romanen, ebenso wie die falschen Römer und verderbten Byzantiner. Höchstens sind die Hunnen neu in der Maskerade, und wenigstens einige neue Figuren muß doch anständiger Weise ein so oft wiederholtes Costümfest einmal bringen. Wer aber doch noch nicht alle jene Masken genau kennen sollte, dem empfehlen wir einen dritten historischen Professorenroman, der diesmal auf dem Weihnachtsmarkte erschien, nämlich das zweibändige Werk: Carnuntum*). Historischer Roman aus dem vierten Jahrhundert n. Chr. von Guido List. Der Verfasser führt zwar unseres Wissens noch nicht den Titel Professor, verdient ihn aber sicher, denn er ist ein gelehrter Wiener Anthropologe, den, wie er in der Vorrede eingesteht, die Triumphe des „Ekkehard" nicht schlafen ließen und der deshalb, sobald er die Trümmer der alten römischen Donaustadt Carnuntum eingehend studirt und die Erdhöhlen unter diesen Trümmern besucht hatte, sich zwanzig Jahre lang mit einer romanhaften Schilderung der Zerstörung jener Stadt trug, die er nun der erstaunten Mitwelt vorlegt. Die Charakterisirung der Personen erinnert vielfach an Scheffel's Ekkehardt — auch ein Spazo kommt vor als römischer Centurio verkleidet — die sonstigen Maskenanzüge hat die weltberühmte Dahn'sche „Historische Maskengarderobe" in der allbekannten mustergiltigen und treuen Ausstattung besorgt. Wer an Verkleidungen, an der Wiedergabe biederen deutschen Männertrunks, Schwertschlages und Reckenwortes übermäßig Gefallen findet, soll diesen Roman lesen, er wird außerdem viele nette kulturhistorische Träume in ihm entdecken.

Feuilleton.

Nachdruck verboten.

Weihnachten im Feld.

Eine militärische Erinnerung von Alphonse Daudet.

Autorisirte Uebersetzung.

Wir tranken den Thee bei dem Notar von Nanterre, dem hübschen Dorfe, wo die Rosenmädchen mit dem Tugendpreise gekrönt werden. In dem Rococosalon saßen wir um ein Reißfeuer, das in dem mit Lilien ornamentirten großen Kamine brannte. Der Herr des Hauses war abwesend, aber sein gutmüthiges und schlaues Gesicht hing an der Wand und präsidirte dem Fest und lächelte friedlich und zufrieden aus seinem länglichen Rahmen auf die seltsamen Gäste herab, die seinen Salon erfüllten.

Wirklich war es auch eine sonderbare Gesellschaft für den Weihnachtsabend 1870 im Haus eines Notars. Goldveliite Mäntel, 14 Tage alte Bärte, Dienstmützen, Kapuzenmäntel, Kanonenstiefeln, Säbel und Revolver lagen überall umher auf dem Clavier, auf dem Nippisch, zwischen gestickten Kissen, Porzellanhosen und Strickzeug. Das Alles gab einen eigenthümlichen Gegensatz zu dem patriarchalischen Heim, wo noch ein Duft von einheimischen Leckereien, welche von der schönen Frau Notarin tugendhaften Rosenmädchen angeboten werden, zu schweben schien. Ach, die Kriegsfurie hatte die freundlichen Bilder alle verjagt, und statt der mit dem Tugendpreis gekrönten Dorfschönen lag jetzt ein Bataillon Pariser Francstireurs hier im Quartier, und unser Stabsmajor, der sich im Hause des Notars festgesetzt, hatte uns zum Thee am Weihnachtsabend eingeladen.

Niemals war mir der Winkel am Feuer so lieblich erschienen. Draußen blies der Wind auf den Schnee und wehte uns mit dem Geräusch der fröstelnden Stunden das Werda? der Schildwachen und ab und zu den dumpfen Knall einer Chassepotsalve herein. Im Salon sprach man wenig. Es ist ein strenger Dienst auf Vorposten, und wenn der Abend kommt, ist man müde. Und dann war der Duft des wohligen Daheim, der in blonden Rauchringen emporstieg aus der Theemaschine, über uns gekommen und hatte uns in den großen Lehnstühlen des Notars wie hypnotisirt.

Plötzlich hallten eilige Schritte, ein Geräusch von Thüren, und ein Beamter des Feldtelegraphen stürmt mitten hinein, mit athemlosen Worten und glänzenden Augen.

„An die Gewehre! An die Gewehre! Der Vorposten von Rueil ist angegriffen worden!"

Es ist ein weit vorgeschobener Posten der Francostreurs, zehn Minuten vor Nanterre im Bahnhofe von Rueil, also mitten schon in Feindes-

*) Berlin, Grote.

Digitized by Google

land. In einem Augenblick ist das ganze Offizierscorps auf den Beinen, bewaffnet, umgürtet und poltert in die Straße hinunter, um die Compagnien zu versammeln. Dazu bedarf es nicht erst Trompetenrufe. Die erste Compagnie ist beim Pfarrer einquartirt. Schnell zwei Zuftritte in des Pfarrers Hausthüre!

An die Gewehre! — Marsch! Marsch!

Und von da eilt man zum Amtsschreiber, wo die zweite Compagnie steht.

O dieses kleine schwarze Dorf mit seinem spitzen, schneebedeckten Kirchthurm, diese regelmäßig bepflanzten Gärtchen, diese unbekannten Häuser, die Holztreppen, wo ich sofernd hinter dem Schleppsäbel des Adjutanten herlief, der heiße Dunst der Schlafzimmer, in die wir den Marmuf hineinwarfen, die im Dunkel erklirrenden Gewehre, die schlaftrunkenen Männer, die auf ihre Posten kosperten, während an einer Straßenecke fünf oder sechs stumpfsinnige Bauern, die Laternen in der Hand, sich zuflüsterten: „Man greift uns an . . . die Preußen kommen! . . .“ Das Alles machte mir den Eindruck eines Traums, aber die Erinnerung davon ist scharf und unauslöschlich.

Noch sehe ich den schwarzen Marktplatz, die erleuchteten Fenster des Telegraphenamts, einen ersten Saal, wo die Ordonnanzen warteten, die Fackel in der Faust; in einem Winkel den irischen Bataillonsarzt, pflegmatisch sein Pfeifchen schmirend, und mitten in diesem Wirrwarr eine hübsche kleine Marketenderin in blauem Kleid wie ein Waisenkind, eingeschlafen vor dem Feuer, ein Gewehr im Arm; dann endlich im Hintergrund das Telegraphenamt, Feldbetten, der große beleuchtete Tisch, an dem sich über ihren Apparat die Beamten beugten, und hinter ihnen der sich neigende Commandant, der mit ängstlichem Blick die langen Papierstreifen verfolgte, die sich auf den Tisch abrollen und jede Minute Nachrichten von einem angegriffenen Posten geben. Es wird ohne Zweifel heiß werden. Eine Depesche um die andere. Der Telegraph klingelt wüthend und verdoppelt sein Tictac, das an eine Nähmaschine erinnert.

„Kommt schnell,“ sagt Rueil.

„Wir kommen,“ antwortet Nanterre.

Und die Compagnien verschwinden im Laufschritt.

Gewiß, ich gebe es zu, daß der Krieg das Traurigste ist, was es geben kann, aber auch zugleich das Dümmste. Ich kenne zum Beispiel nichts Traurigeres, als eine Binnenracht, die man wie ein alter Wolf schlotternd in einem Graben zubringt, aber auch nichts so Lächerliches, als einen Zuckerhut, der uns auf eine Entfernung von acht Kilometern auf den Kopf fällt. Aber an einem schönen Frostabend in die Schlacht zu gehen, mit vollem Magen und warmem Herzen, sich Hals über Kopf in die Nacht hinein zu stürzen, in's Abenteuer, gemeinschaftlich mit guten Kameraden, deren Ellbogen man immer fühlt, daß ist ein köstliches Vergnügen und wie ein herrlicher Rausch, aber ein ganz besonderer Rausch, der die Betrunkenen ernüchtert und den Kurzsichtigen scharfe Augen gibt.

Ich wenigstens sah in jener Weihnachtsnacht sehr klar. Und doch war kein Wachen Mond vorhanden, aber der schneeweiße Boden erleuchtete den Himmel, ein kaltes, grelles Theaterlicht, das sich bis an's Ende der Ebene ausbreitete, und auf der die gezausten Einzelheiten der Landschaft, ein Stück Mauer, ein Pfosten, eine Baumallee, sich hart und schwarz abhoben, wie itzred Schattens beraubt. Im kleinen Pfade der Straße entlang liefen die Franctireurs im Laufschritt dahin. Man vernahm nur die Schwingungen der Telegraphendrähte an der Dammböschung, das Schnaufen der Leute, die Pfeifensignale für die Vorposten, und von Zeit zu Zeit eine Kanonenkugel vom Mont Valérien, die wie ein Nachtvogel mit entsetzlichem Flügelschlag über unseren Köpfen dahinfuhr. Je weiter wir vorgingen, dem Boden nach, blitzten ferne Zinnenschüsse in der Dunkelheit auf. Dann stiegen links im Grunde der Ebene große Flammen einer Feuersbrunst leise empor.

„Vor die Fahrik in Schüpenlinie!“ befahl unser Hauptmann.

„O Pech! . . . In Schützenlinie! . . . Da gibt's Keile!“ sagte mein Nachbar mit einem spitzbübischen Vorstabtaccent zu mir.

Mit einem Sprung ist der Offizier bei uns.

„Wer hat das gesagt? Du?“

„Ja, Herr Hauptmann, ich meinte nur . . .“

„Es ist gut. Marsch, zurück nach Nanterre.“

„Aber Herr Hauptmann . . .“

„Nein, nein, marsch vorwärts. Ich kann Dich nicht brauchen, wenn Du Keile fürchtest. Fort mit Dir.“

Und der Unglückliche mußte aus Reih und Glied treten, aber fünf Minuten später war er heimlich wieder an meiner Seite und freute sich von nun an auf die Keile.

Aber dieser Weihnachtsabend sollte ohne Blutvergießen enden. Als wir die Barrikade erreicht hatten, war das Abenteuer zu Ende. Der Feind hatte unseren Posten zu übercumpein gehofft, da er ihn aber wachsam fand und geschert vor einem Handstreich, so hatte er sich wieder zurückgezogen, und uns blieb gerade noch Zeit, seine Silhouette schwarz und schweigsam über die Felder huschen zu sehen. Immerhin ließ man uns aus Besorgniß vor einem neuen Angriff im Bahnhof von Rueil bleiben und wir brachten unsere Weihnachtsnacht stehend, Gewehr bei Fuß, die Einen auf der Landstraße, die Anderen im Wartesaal.

Armer Bahnhof von Rueil, den ich so fröhlich und heil gesehen hatte! Die artistratische Büste des Kaiserthums war Bonaparte, wo die Parisienmen ihre Musselinevolants spazieren führten! Wie sollte ich ihn wiedererkennen in dem traurigen Keller, in der bombensest gemachten Kasematte, mit Matratzen gepolstert, voll Pulver, Petroleum, faulem Stroh riechend, wo wir einer neben dem Anderen kauerten, mit seiner sonstigen Beleuchtung, als dem Feuer unserer Pfeifen und dem Lichtstreif, der aus dem Winkel drang, wo die Offiziere lagen. Jede Stunde schickte man uns zur Zerstreuung in Schwärmen kralliren der Keine entlang oder auf eine Patrouille nach Rueil, dessen leere Straßen und halb verlassene Häuser im kalten Widerschein einer fernen Feuersbrunst sich erhellten. So verging unser Weihnachten ohne weitere Abenteuer. Gegen Morgen commandirte man uns ab.

Als ich nach Nanterre zurückkam, war es noch dunkel. Auf dem Marktplatz leuchtete das Fenster des Telegraphenamts wie ein Leuchtthurmfeuer, und im Salon des Stabes fächelte der Herr Notar gegenüber seinem Herd, wo einige heiße Kohlen ausbrannten, noch immer friedlich und zufrieden.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Letzte Liebe.“

Schauspiel in fünf Akten aus dem Ungarischen von L. Doczi.

(Königliches Schauspielhaus.)

„Wohl, wohin gehen wir? — Ju meinem Theim im Ardenner Wald.“ Wer's nicht Rosalinde, die dies soeben frug und Celia, die ihr antwortete? Ist das nicht des großen Briten schalkhaftest Waldmärchen „Wie es Euch gefällt“, das uns hier auf's Neue vorgeländelt wird? Holder Zauber anmuthvollen Spiels, du unsängst uns wiedert! — O, einen Augenblick, einen kurzen Augenblick nur! Und der Zauber ist wieder verschwicht durch strenge Reden vom Zwiespalt zwischen Pflicht und Liebe, durch Herzensspitzfindigkeiten, wie sie Shakespeare nie ersonnen. Wie sind wieder auf der Erde! Es war eine grausame Enttäuschung! „Sind diese Wälder nicht sorgenfreier als der falsche Hof?“ Warum blieb Doczi nicht in diesen Wäldern des Märchens!

Er hatte uns für eine kleine Weile in ihre traulichen Schatten hineingelockt, dann zerreißt er plötzlich wieder den duftigen Schleier der Romantik, den er über die Wirklichkeit zart und fein dahingewebt, und läßt seine Märchengestalten sich rechtfertigen wegen ihres holden Spiels, sich rechtfertigen durch eine langathmige, schlau ausgeklügelte Moral. Seine Rosalinde findet sich zu ihrem Orlando nur, nachdem est die Staatsklugheit eines ganzen Hofes, die tragische Würde einer Königin über die Berechtigung ihrer Liebe zu Gericht gesetzen: sein treuherziger Probstein, der lustige Narr, muß erst mühsam verlorene dramatische Knoten lösen und Geheimnisse aufklären, ehe Rosalinde austuisen darf: „Euch übergeb' ich mich, denn ich bin euer.“

Das ist nicht die rechte Art, wie der ungarische Dichter das Märchen in die Wirklichkeit einweht. Er hat nicht den dichterischen Muth, das Märchen ganz auszuerzählen und zeitlos zu bleiben; er will uns glauben machen, daß es ein Heilalter in der Geschichte gab, wo auch die Romantik greifbare Wirklichkeit war. Und um geschichtlich wahr zu bleiben, fällt er deshalb dichterisch aus der Rolle. Es war einmal! so klingt es zuweilen aus seinem Schauspiel heraus. O, wie freuen wir uns schon auf das

Digitized by Google

Märchen, das anmuthig genug anhebt. Es war einmal ein Ritter, ein wackerer, tapferer, feuriger Ritter, der hatte geschworen, nie mehr ein Mädchen zu lieben. Aber wie er nun in die Welt hinauszieht auf kriegerische Abenteuer, da findet er einen wunderschönen Jüngling in einer stolzen strahlenden Rüstung, dem die blonden Locken in reicher Fülle auf die Halsberge herabfallen und auf dessen rosigen Wangen nicht einmal der Flaum eines Bartes sproßt. Und diesem Knaben im Eisengewande, der in fröhlicher und schalkhafter Laune mit ihm plaudert, schlägt des Ritters Herz rasch und feurig entgegen. Er liebte ihn. Und nachdem sie zusammen manche Fährlichkeiten erlebt, wird der Ritter plötzlich inne, daß der Knabe ein Mädchen ist, eine holde, süße Jungfrau. So hat der Ritter doch seinen Schwur nicht halten können. Und sie haben sich geheirathet und leben in Freude und Wonne noch heute, wenn sie nicht gestorben sind.

So klingt das Märchen. Warum sagt uns nun der Dichter mit so ausgeprägter historischer Bestimmtheit, daß dieses Märchen seinen Ursprung findet in einer Laune der ungarischen Königin Elisabeth, daß der Ritter ein gewisser Stefan von Apor ist, der Feldherr und Freund seines Königs, des großen Ludwig, und daß er jenen Schwur, nie wieder ein Weib zu lieben, nur that, weil ihm eine Braut durch die Pflicht aufgezwungen ward? Und warum muß das Mädchen im Kriegskleide, das er auf seiner Fahrt in die Weite findet, gerade die historisch „sichere" Katharina von Carrara sein, warum muß sich ihre Verkleidung so unzweifelhaft consequent aus allen möglichen politischen Verwicklungen ergeben, deren breite Erzählung den Vortrag des Märchens störte? Das ist Alles so deutlich, daß wir an das Märchen nicht mehr recht glauben. Der Dichter macht uns selbst zu dem altklugen Kinde, das die hold fabulirende Großmutter zweifelnd anschaut und fragt: „Ist das auch wahr. In der Schule haben wir es doch anders gelernt!"

Und in dem Bestreben, den Märcheninhalt sicher und wohlbegründet in eine geschichtliche Episode zu verflechten, verflicht der Dichter sich selbst in so große dramatische Schwierigkeiten, daß schließlich nur außerordentliche scenische Spitzfindigkeiten ihn wieder ins Freie und das Ganze zu einem befriedigenden Abschluß führen können. Denn der Ritter muß doch erst von seiner Braut losgekommen sein, ehe er das Mädchen, das er wirklich liebt, heirathen darf. Im Märchen hebt die wahre Liebe den Schwur so leicht auf. Es ist eben deshalb Märchen, weil der Zwiespalt auf wunderbare Weise gelöst wird. Aber Doczi ist ja zugleich Historiker: er mußte also auf eine natürliche Loslösung des Ritters von seinem Schwur sich besinnen. Das aber wurde ihm anscheinend recht schwer. Da muß erst noch ein fahrender Ritter in das Spiel eingeführt werden, der das Herz der Braut gewinnt. So ist dem Ritter wenigstens schon moralisch Absolution ertheilt. Um die letztere auch noch in aller Form und vor der Welt zu erhalten, kommt dann die Königin Elisabeth wieder und gesteht, nach einem tragischen Herzenskampf zwischen Wahrheitsliebe und Stolz, daß es eben nur eine Laune war, welche ihr den Gedanken, Apor mit der ungeliebten Braut zu vereinigen, eingab. So hat sich nun auch der Dramatiker und Historiker Doczi aus der Schlinge gezogen. Aber es dauerte etwas lange und erforderte viele scenische Kunstgriffe, ehe alle historischen Ehehindernisse so auf natürliche Weise aus dem Wege geräumt waren.

Aber warum halten wir uns nicht lediglich an diesen historischen Inhalt, an diese dramatischen Feinheiten, an diese geschickten und reichen scenischen Verwicklungen, um dem Doczi'schen Stücke gerecht zu werden? Warum sehnen wir uns, wenn wir es hören, nach dem reinen Märchen zurück, das Doczi nur andeutete? So könnte man wohl fragen. Es geschieht, weil der Dichter selbst den Duft des Märchens über sein Werk auszubreiten sich bemühte. Er wollte in erster Linie eines jener schalkhaften graziösen Spiele uns vorzaubern, die ein Shakespeare, ein Moreto, in gewisser Weise auch ein Halm ersannen, er ahmt diesen Romantikern des Lustspiels nach, sie sind seine Muster. Sein Ton, der leichte, träumerische, weltverlorene und doch dabei schalkhafte Zug, mit denen er seine Figuren, seine Pagen und Ritter ausstattet, sein Gefallen an bunten, märchenhaften Verkleidungen, das in jedem Acte hervortritt, die neckische, in der ernstesten dramatischen Situation doch harmlos und scherzhaft klingende Rede, die leichte humorvolle Ironie, welche über dem Ganzen wie der Hauch einer schönen Traumwelt schwebt: das Alles verräth den Märchendichter, das Alles erweckt in uns ein dunkles Verlangen nach jener Traumwelt allein, läßt uns enttäuscht werden und es bedauern, wenn die rauhe Wirklichkeit eines historischen Dramas in sie eingreift und sie zerstört.

Doczi hat schon in dem preisgekrönten Lustspiele: „Der Kuß", welches ihm das Bürgerrecht auch auf deutschen Bühne verlieh, diesen romantischen Zug gezeigt. Sein künstlerisches Ideal sind gewiß die Shakespeare'schen Lustspiele. Und man muß sagen, daß er dem großen britischen Märchenerzähler manche Feinheiten abgelauscht hat, daß er manche Farben verwendet, die auch Jener auf seiner Palette hatte, daß er von dem graziösen Geiste, mit dem Shakespeare seine zeitlose Fabelwelt und seine anmuthigen, tändelnden Liebesspiele erfüllt hat, einen Hauch in sich aufgenommen hat. Schon die Verssprache, die Doczi anwendet, ist für den Ton, in dem er redet und reden will, bezeichnend. Seine fünffüßigen gereimten Jamben fallen leicht, ohne Pathos, oft mit liebenswürdigem Humore seinen Gestalten von den Lippen. Zuweilen hüllen sie sich in das Gewand der lustigen Weisheit, die ja auch Shakespeare's Lustspiel-Dialoge so gerne um sich schlagen, oder suchen hinter der Larve der Schalkhaftigkeit den Tiefsinn hervorklingen zu lassen, wie es der große Meister so oft thut. So will in diesem Schauspiele der Ritter Apor unter Anderem manchmal den philosophirenden Jaques aus Shakespeare's „Wie es euch gefällt" spielen, besonders im ersten Acte, wo sich die Grazie im Tone noch nicht durch die scenische Verwirrung verdrängt sieht; er spricht scherzend tiefsinnige Worte über den Werth der Zeit und hüllt Schmähungen der weiblichen Treue lustig in eine allgemeine Betrachtung über den Unterschied der beiden Geschlechter ein. Aber weder im Tone noch im Sinne machen eben einzelne geschickt und sinnig abgelauschte Züge ein ganzes Meistergemälde aus, und so würde wohl Doczi auch nimmermehr mit demselben unmittelbaren holden Zauber wirken können wie seine Vorbilder, selbst wenn er nicht das Märchen so rasch vergessen und das historische Drama so aufdringlich in den Vordergrund gerückt hätte.

In der Aufführung im Schauspielhause, die, was die Ausstattung und Inscenirung betrifft, Herrn Director Anno rechte Ehre macht, ist es besonders die Figur der Katharina von Carrara (durch Frau von Hochenburger dargestellt), welche uns an das Märchen glauben und seine Durchführung wünschen läßt. So mag sich Ariosto seine Heldinnen, so Shakespeare seine Rosalinde als Pagen gedacht haben. Die Anmuth der äußeren Erscheinung, die Frische und Keckheit, die Schalkhaftigkeit und daneben der humorvolle Ernst im Spiele machten diese Darstellerin zur besten Bundesgenossin des schwärmenden Dichters. Auch Fräulein Graß, welche den humoristischen sich stets nach Liebe sehnenden Pagen Duczi gab, ward ihrer Aufgabe in der graziösesten Weise gerecht. Und Herr Ludwig machte aus dem Ritter mehr noch, als der Dichter es vermochte: er legte wirklich den romantischen Zug in's Spiel, dessen der Dichter seinen Helden in den letzten Acten so völlig beraubt, und schuf so eine Gesammt-Erscheinung, durch welche der Bruch in der Dichtung einigermaßen übertüncht wird. Im Ganzen muß man überhaupt sagen, daß dieser erste künstlerische Versuch des Königlichen Schauspiels nach so langer Ruhepause gut gelungen ist, so gut als es die Dichtung eben erlaubt, und daß ein Fortschreiten auf dieser Bahn der Königlichen Bühne wohl zu wünschen wäre.

O. B.

Zwei Weihnachtsstücke.

Unsere beiden rührigsten Schauspielhäuser, das Berliner und Lessing-Theater, haben für die kommenden Feiertage zwei neue Stücke zur Darstellung gebracht, von denen namentlich Ludwig Anzengruber's „Heimgefunden", Wiener Volksstück in drei Acten, ein echtes Weihnachtsfestspiel genannt werden darf. Im zweiten Bilde sehen wir den Weihnachtsmarkt Am Hof, mit seinen Buden, Tannenbäumchen, „nützlichen" Geschenken und allem Flitterkram, seinen Verkäufern und Käufern und Wiener Straßentypen. „Vergnügte Feiertage!" mit diesem frommen Glückwunsch beginnt und schließt das Stück, und ehe der Vorhang fällt, erstrahlt der Tannenbaum im Lichterglanz. Was aber dazwischen liegt ist eher traurig als lustig. Der Advocat Hammer ist durch die Verschwendungssucht seiner Familie dem Ruin verfallen. Ein Angestellter, der dabei seinen Sparpfennig verlieren soll, und seine Frau machen ihm Vorwürfe, und sogar sein liebes Töchterlein gesteht ihm unumwunden ein, daß sie einen verarmten Vater nicht mehr lieben würde. So sieht er keinen anderen Ausweg, als den freiwilligen Tod, und mit der Pistole im Gewande irrt er über den Weihnachtsmarkt, wo er von seinem dort mit Spielwaaren handelnden Bruder Thomas erkannt wird. Schlimmes ahnend, verfolgt dieser den Lebensmüden, und es gelingt ihm, demselben weit draußen in einem verschneiten Vorort an der übereisten Donau nicht nur die Mordwaffe aus der Hand zu winden, sondern auch durch herzlichen Zuspruch frischen Lebensmuth einzuflößen. Er führt ihn in das Häuschen seiner greisen Mutter, deren treues Herz in alter Liebe überströmt, als sie den Erstgeborenen, den sie seit 20 Jahren nicht mehr gesehen, wieder in die Arme schließen darf. Aber was soll jetzt aus ihm werden? Gerne möchte er bei der Mutter und dem Bruder bleiben und eine neue Existenz in harter Arbeit sich gründen, aber seine stolze Frau und seine vergnügungssüchtige Tochter werden sich niemals in diese kleinen Verhältnisse schicken. Wirklich nicht? O, in einer echten Weihnachtskomödie ist das Märchenhafteste erlaubt. Um die Seinen umzustimmen, braucht der arme Mann nur seinen fidelen Bruder in diplomatischer Mission zu entsenden, und im Handumkehren sind die beiden Damen gewonnen. Zwar stellt sich die Frau Doctor einen Augenblick, als wollte sie mit ihrer Tochter den Gemahl verlassen, aber ihr gutes Herz bekommt schnell die Oberhand, und da auch das junge Mädchen plötzlich ihr Herz an den ersten Schreiber ihres Vaters verliert, den derselbe wirklich sehr voreilig wieder angestellt hat, so schließt auch sie sich dem Zug in die Vorstadt, in gedrückte, aber durch Liebe und Arbeit geweihte Verhältnisse an. Und so haben alle ein schlichtes gesundes Glück, ein Mutterherz, ihr wahres Heim gefunden. Vergnügte Feiertage!

Das Drama hat in Wien den Grillparzerpreis erlangt, womit gewiß mehr Anzengruber's schriftstellerische Thätigkeit im Allgemeinen, als dieses etwas roh gezimmerte, mit epischen Elementen versetzte Weihnachtsstück geehrt werden sollte. In der That hat sich denn auch in den zwei Jahren, die seit der Preiskrönung verflossen sind, noch keine Bühne — nicht einmal in Wien, der Vaterstadt des Dichters und dem Orte der Handlung — bereit finden lassen, eine Aufführung zu wagen. Ohne Zweifel hatten die Theaterleiter, trotz der Grillparzercommission, kein Vertrauen zu der spinnwebdünnen Handlung, die stets die nämliche Situation zeigt. Mit scharfem Blick hat aber Director Blumenthal erkannt, daß die Weihnachtsstimmung des Stücks und des Publikums auch über die Mängel der Komödie hinweghelfen würde. Das ist richtig geschehen, und die Berliner haben sich schnell in den volksthümlich fremdartigen Ton dieses einfachen Wiener Lebensbildes „Heimgefunden". Eine geschmackvolle Inscenirung durch Ernst Possart und gutes Zusammenspiel thaten das Uebrige. Zwar gelang

Digitized by Google

auch Herrn Stägemann nicht das Unmögliche, nämlich die unersprießliche Hauptrolle des immerfort Trübsal blasenden Advocaten möglich zu machen, um so dankbarer sind aber die übrigen mit genialen Charakterzügen al fresco hingeworfenen Figuren, welche auch zu Dank gespielt wurden. Zumal Herr Schönfeld hatte endlich einmal Gelegenheit, seine glänzende Begabung für Naturburschenrollen als Thomas Hammer zu zeigen und war auf dem Weihnachtsmarkt mit der heirathswüthigen Krämerin (Frau Stägemann) gemüthlich sarkastisch, bei der Mordaffaire mit dem verzweifelnden Bruder warmherzig derb, in den Schmollscenen mit seiner alten Mutter übersprudelnd von Fröhlichkeit und mit der widerspänstigen Schwägerin und deren vermeintlichem Liebhaber voll echtem Wiener „Hamur" und überall naturwüchsig und liebenswürdig. Auch Herr Possart hat in dem verkümmerten alten Bureauvorsteher Fähnlein eine bis in's Kleinste fertige Individualität, und in den beiden wichtigsten Scenen, wo er im Zustande der Angetrunkenheit seinen Chef zur Rede stellt, sowie als recht sonderbarer Trostspender, reichte er an die besten Haase'schen Chargen eines armen Poeten Lorenz Kindlein oder des Bittstellers im Vorzimmer Seiner Excellenz hinan.

Nicht minder freundlich war der Erfolg des Berliner Theaters mit seiner für die Festwochen herausgekommenen Novität: „Die wilde Jagd", Lustspiel in vier Acten von Ludwig Fulda. Der Name des jungen Frankfurters ist uns vor etwa fünf Jahren zum ersten Mal in Kürschner's großem Sammelwerk der Deutschen Nationalliteratur aufgefallen, weil er dort unter lauter Professoren und Doctoren als schlichter cand. L. Fulda und Herausgeber einer zweibändigen Anthologie der Gegner der schlesischen Dichterschule (Günther, Weise, Brockes u. s. w.) aufgezählt war. Es ist uns nicht bekannt, ob der damalige Candidat ein Doctor geworden, jedenfalls hat er schon durch seine seitherigen dichterischen Arbeiten den werthvolleren Titel eines magister artium liberalium auf dem deutschen Parnaß verdient. Er ist ein gefälliges Talent mit einer scharfen Beobachtungsgabe, welchem Ironie und beweglicher Witz besser zu Gebote stehen, als der eigentliche herzerwärmende Humor. Vor Allem Satiriker, aber keiner der mit Scorpionen züchtigt, sondern die Lächerlichkeiten dieser Welt mit einem feinen oder lustigen Worte zu bespötteln versteht. Dabei hat er sich immer einen guten Geschmack bewahrt, und auch wo er moderne Strömungen beleuchtet, sucht er das Typische und nie das Persönliche und liebt seine Beobachtungen zur Sentenz zu verallgemeinern. Daß ein solches Talent im Gedichte von selbst zum Epigramm und zum komisch-satirischen Epos eines Byron verfällt, ist begreiflich, und Fulda hat denn auch mit seinen unter dem Titel „Satura" gesammelten Epigrammen und seinem formschönen Epos: „Neue Jugend" sein Bestes gegeben. Auf dramatischem Gebiet ist es ebenfalls natürlich, daß er die Form der französischen Proverbes gewählt hat; jener zumal von Carmontel und Musset graziös behandelten einactigen Salonplaudereien, wo ohne scenische Vorrichtungen ein Sprichwort in Handlung oder mehr noch in Dialog umgesetzt wird. „Unter vier Augen" und „Frühling im Winter" gefielen im Deutschen Theater, und dieser Erfolg mag dem Verfasser den Muth gegeben haben, einmal in einem breiteren Rahmen seinen satirischen Mutterwitz spielen zu lassen.

Auch hier ist Fulda in erster Linie Epigrammatiker und Proverbe-Dichter. Mit scharfem Auge hat er ein lohnendes Object gewählt: die wilde Jagd nach Besitz, Ruhm, Ehre, die unsere Zeit durchtobt, die Gesellschaft untergräbt, die Menschen entnervt, eine Jagd, wo Jäger und Wild in Einer Person vereinigt sind. Da dieses glückliche Bild von der rücksichtslosen Hetze weniger oft wiederkehrt, als der Vergleich unserer hastigen ungemüthlichen Lebensführung mit einem Courierzug und der guten alten Zeit, wo man immer Zeit hatte, mit einem Postwagen, so sind vermuthlich der effectvolle Titel und der erste Vergleich dem Verfasser nachträglich eingefallen. Im Postwagen sitzen also die behäbigen altmodischen Leute; die Reise dauert länger, aber um so enger schließt man sich an einander an und beim Aussteigen hat man oft einen Freund für's Leben gewonnen. Wie anders die pressirten Reisenden im Courierzuge, von denen uns der Autor eine ganze Musterkarte von Typen vorführt! Da ist der moderne Familienvater, der mit den Seinen von einer Gesellschaft in die andere hastet, selbst wenn dabei sein häuslicher Frieden, seine Gesundheit und die Nerven seiner Frau zu Grunde gehen. Im ersten Act erwartet er krampfhaft die Gäste, ärgert sich über ihr langes Ausbleiben, wird dann mitten im Feste telegraphisch zu einer Reise veranlaßt, empfiehlt sich englisch und stürmt nach einer Weile vom Bahnhof zurück, denn eine zweite Depesche macht die Reise erst 24 Stunden später nothwendig. Im Courierzuge sitzt auch jener Kunstkritiker, dessen Modell leicht erkennbar ein bekannter Münchener „Kirchthurmsästhetiker" ist, der nur nationaldeutsche Stoffe gelten läßt, die Bilder im Fluge beschaut und stante pede darüber schreibt, Alles mit ganz der nämlichen Hast, wie wenn er irgendwo hinausgeworfen wird. Ein Blitzzugpassagier im eigentlichen Sinn ist ferner jener ergötzliche Europabummler, der nur zwischen zwei Schnellzügen den Erdboden unter den Füßen spürt und diese kurzen Reisepausen heute zu einem Ballbesuch in Berlin, morgen für eine Première in Wien, übermorgen zu einem Wettrennen in London benutzt. Er kommt kaum und geht immer, und falls einmal sein Zug entgleist, so kann er ja, wenn auch mit Pflastern im Gesichte und als halber Krüppel, doch noch Besuche machen. Und entgleiste Opfer der modernen Vergnügungssucht und wilden Glücksjagd findet man noch andere im Stück, und im vierten Act übernimmt ein stark moralisirender Sanitätsrath die schwere Arbeit, die Unheilbaren zu heilen oder wenigstens zu einer ersprießlicheren Lebensweise zu belehren.

Aber mit der Aneinanderreihung bloßer Caricaturen und witziger oder geistreicher Einfälle macht man noch kein Drama, und bei all seinen Proben auf das Exempel vergißt der Verfasser fast die Handlung. Er begeht vor Allem den Fehler, daß der dramatische Conflict, den er wählt, mit dem Motiv der wilden Jagd oder des Courierzuges gar nichts zu thun hat. Ein junger Gelehrter, Privatdocent Weiprecht, macht eine berühmte Malerin nach langem stillen Werben zu seiner Frau. Im zweiten Acte sehen wir die Früchte dieser Verbindung. Die junge Ehe ist nicht unglücklich aber auch nicht glücklich, trotzdem sich die Beiden lieben. Während die Frau durch ihre Kunst genöthigt ist, bei Tage zu arbeiten, Besuche zu empfangen, in der Gesellschaft zu verkehren, hat sich der Mann scheu in sein Studirzimmer zurückgezogen, dorirt bei Tage und brütet Nachts über den Quellen zu seiner Geschichte der Langobarden. Ihre Häuslichkeit, ihr Familienglück hat also gar keine Gelegenheit zum Aufblühen. Eine Zeitlang erträgt der über die Achsel angesehene Gemahl seine fatale Rolle, aber schließlich verliert auch er die Geduld, umso mehr als seine Eifersucht erregt wird. Da tritt nämlich ein ehemaliger Verehrer der Malerin auf, und dieser gräfliche Versucher hofft, nunmehr bei der von ihrem Manne vernachlässigten Frau glücklicher zu sein, worin er freilich jedesmal, wenn er sich am Ziele wähnt, bitter getäuscht wird. Als nun der „Mann seiner Frau" seinen Ehrgeiz, gleichfalls berühmt zu werden, und sogar eine Professur zu bekommen, über Nacht erfüllt sieht, erlangt er den schmerzlichen Beweis, daß er diesen Erfolg keineswegs seiner Befähigung verdankt, sondern der Protection jenes Courmachers seiner Frau. Es folgt eine heftige Auseinandersetzung zwischen den beiden Gatten, die in bekannter Actschlußmanier unnöthigerweise sich bis zum Bruche steigert, und hier wird die Posse so weit geführt, daß nicht allein die Gattin das eheliche Heim verläßt, sondern auch der Gatte. Selbstredend damit sie im letzten Act an einem dritten Orte zur Versöhnung zusammentreffen können. Es war reines Mißverständniß, bloße Schauspielerei. Die Professur war wirklich kein Werk verbuhlter Gönnerschaft, sondern eine Belohnung für wirkliche Gelehrsamkeit; der Salonmephisto, der im Berliner Theater sehr bezeichnend einen rothen Bart trägt, verduftet, und die halb schon Entgleisten besteigen die ehrsame Familienpost.

Den Mangel, daß der zu spät einsetzende Conflict — und was für ein kindlicher! — mit der Grundidee nichts zu thun hat und eigentlich überflüssig ist, wird der Leser aus der obigen Erzählung ebenfalls schon erkennen. Umso lobenswerther ist es, daß der Autor das Gefühl der Leere und Nichtigkeit seines höchstens für zwei Einacter reichenden Vorwurfs durch anmuthigen Dialog und geschickte scenische Kunst vergessen macht. Gewiß, es geschieht nichts Erhebliches in dem Stück, aber die darin vorgeführten Menschen sind so drollig, sie plaudern so geistvoll und munter, der ansprechenden satirischen Bilder aus dem modernen Gesellschaftsleben sind so viele, daß man fortwährend angeregt, unterhalten, belustigt wird. Allerdings ist der Verfasser in seinen Mitteln nicht immer wählerisch. Gesellschaftliche Unmöglichkeiten passiren zumal im ersten Acte übergenug. Der Gipfel des possenhaft Unmöglichen ist aber die Art und Weise, wie der biedermeiernde Sanitätsrath die Ehegatten wieder zusammenführt: in einer dunklen Stube, in die sich ein jedes von ihnen zum Empfang eines angeblichen Besuches verfügen mußte! Durchaus zu loben ist, wie gesagt, der Dialog. Nicht nur, daß er geistreich und witzig, er ist auch theatralisch lebendig und schlagend. Die durchgängig allzu große Redseligkeit aller gleich grundgescheidten Personen wollen wir dem Verfasser satirischer Sinngedichte ebenso zu Gute halten als einige Kalauer, wie der von der — quecksilbernen Hochzeit.

Die Darstellung gehört zu den besten, die wir in Berlin gesehen. Die Inscenirung ist voller Geschmack, jede und selbst die kleinste Rolle gut besetzt; daß der Salonintrigant eine sehr unglückliche Figur spielt, ist die Schuld des Dichters, nicht des Schauspielers. Frau Niemann-Raabe zeigt ihre vollendete Kunst, wenn sie auch in den Geberden oft des Guten zu viel thut. Nicht einmal eine ganz junge Frau ist so lebhaft. Der erste Preis gebührt Herrn Stahl, der vorzüglich spricht und leicht und ungezwungen mit einem Anfluge von burschikosem Humor spielt. Kurz, in jeder Beziehung ein glücklicher Abend, der sich auch über die Weihnachtszeit hinaus noch oft wiederholen wird. Z.

Notizen.

Aus Studienmappen deutscher Künstler. Herausgegeben von Julius Lohmeyer. (Berlin, C. T. Wiskott.) — Die beiden ersten Mappen dieses großartigen Unternehmens liegen uns in schönster Ausstattung vor. Sie enthalten Studienblätter von Ludwig Knaus und Franz Defregger, denen Menzel, A. von Werner, Meyerheim, Grützner, die beiden Kaulbach, Gabriel Max, Paisini u. A. folgen sollen. Wie schon die beiden Mappen zeigen, hebt sich dieses Werk schon dadurch über andere Sammelwerke hinaus, daß es nicht bloß vom Zufall bunt zusammengewürfelte Studien und Skizzen bringt, sondern nur von den Meistern selbst ausgewählte und zusammengestellte Blätter. Damit ist die Gewähr gegeben, daß ausschließlich Gutes und die künstlerische Eigenart Kennzeichnendes oder für deren Entwickelung Charakteristisches geboten wird. In der Knaus-Mappe finden wir die ganze realistische und doch classisch angehauchte Art des Meisters wieder, während uns Defregger Studien zu seinen allbekannten Tyroler Bauerntypen zeigt, und gerade dies Improvisatorische in diesen ersten Eindrücken gewährt einen intimen Reiz nicht allein für Kunstschüler, sondern auch für den kunstfreudigen Laien.

Von Georg Hirth's Culturgeschichtlichem Bilderbuch aus drei Jahrhunderten (München, G. Hirth) ist soeben der fünfte Band

Digitized by Google

vollständig geworden, der die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts enthält. Wir kennen kein Bilderwerk, das dem Historiker, Culturgeschichtsforscher, Künstler und Kunstfreund gleich treffliche Dienste leisten könnte, denn es ist erstaunlich, welch' überreiches und zum großen Theil noch unbekanntes oder schwer zugängliches Material der kunstgelehrte Herausgeber hier vereinigt hat. Auch Schauspieler und Maskenballlustige, die eine historische Maske oder Costüme suchen, werden dieses großartig concipirte und großartig ausgeführte Werk mit Nutzen consultiren. Daß die französische Ausgabe bei unseren durch ihren Kunstverlag verwöhnten Nachbarn Erfolg hat und geradezu populär geworden ist, spricht ebenfalls für die Güte des Hirth'schen Unternehmens.

Kunst und Handwerk in Japan von J. Brinckmann (Berlin, R. Wagner). — Dieses erste deutsche Werk über japanische Kunst hat den ersten deutschen Japan-Kenner zum Verfasser. Als Sammler von Beruf hat er unermüdlich eine höchst sorgfältige Auswahl japanischer Kunstwerke vereinigt, als gründlicher Forscher hat er die Vorarbeiten der Franzosen und Engländer sich kritisch zu eigen gemacht, als vielgereister Mann konnte er persönliche Verbindungen mit Europäern und Japanern zur Vertiefung seiner Erfahrungen ausnutzen und als besonnener Schriftsteller hat er alle diese Kenntnisse zu einem Werke verarbeitet, das sich durch sachliche, knappe Form bei aller Wärme der Auffassung auszeichnet. Der erste Band, dem der zweite in Kürze folgen wird, kommt als Weihnachtsgabe gerade recht, um die bisherige Japan-Gemeinde anzuregen und aufzuklären und der japanischen Kunst neue Freunde zu werben. Die Natur des Inselreichs, die Bewohner mit ihren Sitten und in ihren Wohnungen, die Tempel und Gärten, der Hausrath, die Tracht und Bewaffnung werden in wohlgerundeten Abschnitten mit Liebe und Verständniß erörtert. Ueber die Künste der Japaner wird zunächst das Gemeinsame herausgehoben: die Einheit von Kunst und Handwerk, die Genauigkeit der technischen Arbeit, der persönliche, individuelle Geist der Erfindung. Die Malerei wird nach Wesen und Geschichte eingehend dargestellt und besonnen beurtheilt: endlich wird die reiche Kunst des Holzschnitts und der illustrirten Bücher so umfassend dargestellt, wie irgendwo bisher. Vor Allem geht das Buch den Motiven des japanischen Künstlers nach und sucht seine Erfindungen mit der Volkssitte, der Sage und Dichtung in Verbindung zu setzen. Die zahlreichen Abbildungen erläutern die wesentlichen Fragen. J.

Sang und Klang. Ein Hausschatz deutscher Lyrik. (Leipzig, Fr. W. Grunow.) — Endlich eine Anthologie, die nicht nur für schwärmende Backfische gemacht ist und die herkömmlichen sentimentalen Lieder enthält, sondern eine wahre Mustersammlung, die nur das Beste und nur aus den Quellen schöpft. Wohl stehen auch hier die bekanntesten und schönsten Gedichte über die alten ewigen Themata der Lyrik: Frühling, Liebe, Wanderlust und den Herbst des Lebens, aber schon die Abtheilungen: „Allerlei Humor" und Bilder und Gestalten beweisen uns, daß der Herausgeber seine eigenen Wege geht. Hier finden wir unsere großen Dichter, aber auch die neueren Poeten, besonders Scheffel, Baumbach, Hamerling, C. F. Meyer, Seidel, Vischer sind stark vertreten. Wir irren wohl nicht, wenn wir dieselbe sorgfältige Hand, die das „altmodische" Liederbuch: Als der Großvater die Großmutter nahm, auch in dieser Anthologie zu erkennen glauben: den geistvollen Leipziger Archivdirector Wustmann. Möchte das ungewöhnlich geschmackvoll ausgestattete Buch den nämlichen großen Erfolg haben und die längst obsoleth gewordenen, schlecht zusammengestoppelten Blüthenlesen verdrängen!

Das Meer. Von M. J. Schleiden. Dritte Auflage bearbeitet von Ernst Voges. (Braunschweig, Salle.) — Das bekannte Werk des Entdeckers der Pflanzenzelle hat in der pietätvollen Bearbeitung von Voges nur gewonnen. Es steht nun ganz auf der Höhe der heutigen Wissenschaft, indem alle seitherigen Ergebnisse und Forschungen sorgfältig nachgetragen und in den Urtext verwoben sind, ohne diesen unnöthig anzutasten und zu verändern. In dieser zeitgemäßen Neubearbeitung ist nur das prächtige Capitel über das große Fragezeichen: Bernstein unverändert geblieben, denn seit der noch von dem großen Botaniker besorgten zweiten Auflage (1874) ist hier nichts Wesentliches erforscht und erzielt worden. Die Farbendrucktafeln und die ebenfalls neuen zahlreichen Holzschnitte sind von großer Vortrefflichkeit. Einer abermaligen Empfehlung bedarf das klassische Werk nicht, denn es gehört längst mit Recht zu den naturwissenschaftlichen Lieblingsbüchern des deutschen Hauses.

In unserer eisernen Zeit, wo im allgemeinen Interesse die Literatur eine so bescheidene Aschenbrödel-Rolle spielt, gewährt es eine besondere Freude, daß ab und zu das Gute den Antheil immer weiterer Kreise zu gewinnen vermag. Auch ein vollblütiger Dichter wie Conrad Ferdinand Meyer, der Meister der historischen Novelle, hat ein volles Jahrzehnt gebraucht, bis sein Ruf den kleinen, stillen Kreis seiner Verehrer und Freunde durchdrang und zu allgemeiner Anerkennung gelangte. Wenn wir bemerken, daß von seinem historischen Roman „Georg Jenatsch" soeben die 12. Auflage, von der Meisternovelle „Der Heilige" die 8. Auflage und von seiner vor Jahresfrist erschienenen Geschichte „Die Versuchung des Pescaro" schon die 4. Auflage erscheint, so wird der Kenner der buchhändlerischen Verhältnisse, wo das Treffliche von der Masse des Mittelmäßigen erdrückt wird und nur die Leihbibliotheken blühen, allerdings von einem großen Erfolge sprechen können. Jedenfalls freuen wir uns mit dem feinsinnigen Dichter dieser verdienten, wenn auch späten Anerkennung. Seine Verehrer wird es auch interessiren zu vernehmen, daß C. F. Meyer nach langer Krankheit wieder seine alte Schaffensfreude gewonnen hat und an einer Novelle aus der Geschichte von Appenzell arbeitet, deren Held einer jener Grafen von Toggenburg ist, von denen auch Schiller einen Kreuzfahrer in seiner Ballade besungen hat.

Unsere Frauen in einer Auswahl aus ihren Dichtungen. Von Karl Schrattenthal. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) — Diese feinsinnige Anthologie enthält nur Gedichte von und für Frauen mit den Bildnissen der besten unserer Dichterinnen von heute. Selbstverständlich sind zumal Carmen Sylva, Betty Paoli, E. v. Dincklage, Ada Christen, M. Ebner-Eschenbach, Amara George, Pauline Schanz &c. berücksichtigt. Willkommen werden auch die biographischen Notizen sein. Aus dem nämlichen Verlag empfehlen wir die ebenfalls für Frauen bestimmte Auswahl von Eichendorff's Gedichten von Clara Braun mit feinen Illustrationen und einem reizenden Rococoeinband.

Gesundheitspflege in Haus und Familie. Von Dr. med. Fr. Dornblüth. (Stuttgart, Carl Krabbe.) — Der Verfasser dieser Beiträge zur Erhaltung und Förderung der Gesundheit ist practicirender Arzt in Rostock, Autor der trefflichen „Schule der Gesundheit" und den Lesern der „Gegenwart" wohl bekannt, wie denn auch eines der wichtigsten Capitel seines vorliegenden Buches über die Krankenkassen zuerst in unserem Blatt erschien. Ein ausgezeichneter medicinischer Rathgeber, ist er viel weniger in seine Meinungen verrannt als z. B. Bock und lehnt niemals irgend einer Theorie zu Liebe ein gutes Neues ab. Bezeichnend dafür ist seine ebenso besonnene, als nicht durchweg anerkennende Stellungnahme zu Jäger's Wollregime. Die Aufsätze über Kleidung und Wohnung, Kinder- und Krankenpflege, Genußmittel und Schulhygiene sind voll treffender Gesichtspunkte.

„Wenn junge Frauen durchgehen." Honigmondnovelle von Oscar Welten. (Berlin, Eckstein's Nachf.) — Wir sind keine Freunde der stark frivolen und auf Sensation speculirenden Muse Welten's, aber die vorliegende Novelle ist gut erzählt, munter, unterhaltend und jedenfalls das Beste, was er bisher geschrieben hat. Neu ist der Vorwurf nicht, denn die Franzosen haben zumal im Lustspiel die Abenteuer der trotzig oder wider Willen ihrem Gemahl abhanden gekommenen hübschen jungen Frau dargestellt. Welten thut es mit weniger Grazie, aber doch nicht ohne Humor, und sein Buch liest sich wie eine dem Palais Royal-Genre nachempfundene und nacherzählte Posse.

Die schon sehr umfangreiche Beethoven-Literatur hat in neuester Zeit mehrfache Bereicherung erfahren. Th. Frimmel's Neue Beethoviana (Wien, Gerold's Sohn) beruhen auf langjährigen Forschungen über den großen Tonmeister als Künstler und Mensch, enthalten ungedrucktes Material, Neudrucke unzugänglicher Materialien und zumal einen auf langen Untersuchungen gegründeten Essay über Beethoven's äußere Erscheinung. Auf Grund seiner Nachforschungen nach den Bildnissen des Meisters kommt der Verfasser zu dem Ergebniß, daß unser heutiges Bewußtsein von Beethoven's Zügen gänzlich in Verwirrung gerathen ist. Drei prachtvolle Portraits in Lichtdruck illustriren dies lehrreiche Capitel. Schade, daß diese fleißige Quellenschrift nicht mehr von dem letzten Biographen des großen Componisten benutzt werden konnte! „Ludwig von Beethoven" von W. J. v. Wasielewski (2 Bde., Berlin, Brachvogel & Ranft) zeichnet sich durch runde, harmonische Composition, gemeinverständliche Darstellung, liebevolle Vertiefung, feines Musikverständniß und knappe, geistreiche Form aus. Thayer's, Nottebohm's, Nohl's grundlegende Untersuchungen sind ebenso gewissenhaft benutzt, als das zerstreute Material neuester Zeit. Daß er das wüste Familiengezänk, das namentlich von Wiener Feuilletonisten mit Vorliebe behandelt wird, fast ganz bei Seite läßt und die Brüder und den Neffen des Meisters nur wo dies wesentlich erwähnt, macht die Lectüre um so erquicklicher. Jedenfalls ist es dem Biographen gelungen, die Räthsel und Widersprüche des Menschen wie des Künstlers so zu lösen, daß sein Charakterbild einheitlich, lebendig und immer voll Adel erscheint. Geistreich ist endlich Wasielewski's Versuch, des Musikers poetische Ideen und Symbole und das innerste Wesen seiner Tonwelt zu erklären und auszulegen.

Ulrich von Hutten. Heldengedicht von Carl Preser. (Kassel, Hühn.) — Weniger dramatisch und tiefsinnig als C. F. Meyer's Romanzenkranz, vermag doch auch dieser Versuch, die feurige Heldengestalt Hutten's episch zu fassen, Antheil zu erwecken. Der Dichter ist ein Mann von Geist und Schwung und beherrscht die Form vortrefflich. Die als Einlage übersetzten Gedichte Hutten's lesen sich wie Originale, und da auch ein mannhafter Freiheitssinn das Ganze durchweht, so können wir die schön ausgestattete Dichtung empfehlen.

Vor einem halben Jahrhundert erregte der Hegelianer Hinrichs dadurch einiges Aufsehen, daß er Schiller's lyrische Gedichte in der Reihenfolge ihres innern Zusammenhanges behandelte. Nur kurze Zeit konnte diese Neuheit bestechen. Ein Nachfahre des Hallischen Professors, freilich in ganz anderem, etwas mystisch angehauchten Tone, tritt uns in den sieben Bogen entgegen, welche neulich in Augsburg (Adelb. Votsch) unter der Flagge: „Schiller's lyrische Gedankendichtung in ihrem ideellen Zusammenhange, beleuchtet von E. Phillppi" ausgelaufen. Der begabte Verfasser hat dem Dichter eben keinen guten Dienst erwiesen, der nichts weniger als seine philosophischen Anschauungen in einem Liederkranze den Lesern darbringen wollte. Jedes seiner Gedichte will für sich betrachtet und genossen werden, und da manche der Ausdruck vorübergehender Stimmungen sind, kann von vollständiger Entwickelung eines bestimmten Systems keine Rede sein; ja sie widersprechen sich häufig selbst nach Maßgabe der wechselnden Stimmungen. Die Behandlung des neuen Erklärers bleibt sich übrigens nicht gleich; wenn er anfangs die Form fast ganz zur Seite läßt, so wird er beim „Spaziergang" unerschöpflich in der Hervorhebung von Schönheiten der Darstellung und des Rhythmus, und der anfangs vornehm abgewiesenen Besprechung des Zusammenhanges und mancher Einzelheiten kann er sich manchmal, wie bei „Ideal und

Digitized by Google

Leben", nicht enthalten. Zuweilen fehlt es an Kenntniß der neuesten Forschung, wie bei den Gedichten „Sehnsucht" und „der Pilgrim". Manches ist wunderlich gedeutet. Auch in den am ausführlichsten behandelten Gedichten wird man kaum eine neue richtige Ansicht finden. Ergötzlich ist es zu hören, weshalb der Dichter im „Lied von der Glocke" die Predigt weggelassen; dazu sei er um so mehr berechtigt gewesen, „da das ganze Gedicht nichts anderes ist als eine Predigt, wie er sie billigen und halten konnte, eine poetische Laienpredigt über des Lebens wechselvolles Spiel und die Vergänglichkeit des Irdischen". h. d.

Zur deutschen Sprache und Literatur. Vorträge und Aufsätze von Karl Biltz. (Potsdam, Stein.) — Der als Dramatiker und Dramaturg bekannte Verfasser verbreitet sich hier über ästhetische und literarhistorische Fragen. Der Vortrag über Kleist enthält nichts Neues, um so fesselnder sind seine Ausführungen über den Shakespearecultus, die Jambentragödie, mittelhochdeutsche Dichtung, Luther, die Gesangbuchfrage, die Posse und der Vorschlag zu einem neuen deutschen Glossar mit besonderer Berücksichtigung der Kirchenlieder. Sehr sarkastisch und treffend ist seine Petition an die Schillerpreisrichter. Biltz redet einem gesunden Realismus in der Kunst das Wort.

Philiberte. Lustspiel in drei Aufzügen von Emile Augier. Autorisirte Bearbeitung von A. Fitger. (Oldenburg, Schulze.) — Die Verdeutschung eines der liebenswürdigsten Repertoirestücke des Théâtre français, die alle Feinheiten und vor Allem den geistreich tändelnden Ton des Originals in einer für unser schwereres Deutsch erstaunlichen Weise wiedergibt. Sehr richtig hat Fitger für die epigrammatisch pointirte Form den Alexandriner beibehalten, und der im deutschen Gewande ziemlich ungelenke Geselle nimmt sich hier merkwürdig anmuthig und kurzweilig aus. Freilich hat sich Fitger dadurch das moderne Theater verschlossen, denn unsere Schauspieler, die zum großen Theil kaum Jamben sprechen können, werden sich für diese Alexandriner gar schön bedanken.

Hermine von Hillern hat poetisches Empfinden von Mutter und Großmutter geerbt. Das beweisen die drei Erzählungen, die unter dem Titel Um Eid und Ehr' (Stuttgart, Carl Krabbe) erschienen sind. Alle drei spielen im 16. Jahrhundert, wobei das Zeitcolorit ohne Aufdringlichkeit gewahrt ist; auch in ihrer Sprache sucht es die Dichterin mit Glück und ohne Manierirtheit zu wahren. Der Inhalt der Novellen ist tief tragisch und zeigt besonders in der dritten „Unter Rosen" bei aller Einfachheit der Erfindung eine so tiefe Kenntniß des Menschenherzens, eine so starke Kraft der Leidenschaft, eine so wahre Ursprünglichkeit des poetischen Talentes, wie es eben nur wirklich vorhandene Begabung hervorzubringen vermag. Hier ist nicht die gewohnte Schriftstellerei, sondern echte Dichtung; und wo man sich an ihr zu erfreuen liebt, da werden die Erzählungen willkommen sein. K.

Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien von Dr. med. H. Ploß. (Leipzig, Th. Grieben [L. Fernau].) — Den gleichgroßen Erfolg, welcher der ersten Auflage dieses anerkannt vorzüglichen Buches zu Theil wurde, wird ganz ohne Zweifel auch diese zweite, stark vermehrte Auflage davon tragen, welche der auf dem Gebiete der Anthropologie bewährte Berliner Arzt Max Bartels nach dem Tode des Verfassers neu bearbeitet hat. Zwar ist das Werk für einen größeren Leserkreis bestimmt, aber die wissenschaftliche Deutlichkeit und Vollständigkeit steht doch in erster Erwägung, so daß sich die Prüderie, wie bei Mantegazza's Büchern, wohl da und dort verletzt fühlen wird. Die Verlagsbuchhandlung und die Verfasser haben Recht gethan, hierauf in ihrem Text und bei dem reichen Schmuck von lithographischen Tafeln und Holzschnitten keine Rücksicht zu nehmen.

Afraja. Roman von Theodor Mügge. (Breslau, Trewendt.) — Diesem in Norwegen spielenden Romane des 1861 verstorbenen fruchtbaren Reiseschriftstellers und Novellisten geben wir vor den farbenprächtigen Zeitbildern: „Toussaint" und „Die Vendeerin", vor dem historischen Roman „König Jacobs letzte Tage" und sogar vor seinem finnischen Charakterbild „Erich Randal" entschieden den Vorzug. Die Handlung ist mit ihren glücklich gelösten Conflicten fesselnd, die Charakteristik gut und das Colorit der Localschilderungen markig und reich, so daß ihn mancher Naturalist darum beneiden könnte. Es ist merkwürdig, wie frisch und jung der humane und freisinnige Mügge in diesem trotz Björnson und Ibsen echt nordischen Sittenbild geblieben ist.

König Elf's Lieder. Von Gustav Kastropp. (Stuttgart, Ad. Bonz & Co.) — In diesem neuen Liedercyclus des talentvollen Lyrikers offenbart derselbe abermals nicht nur seine große Formgewandtheit, sondern auch besonders seine ungemeine dichterische Gestaltungskraft, die uns unwillkürlich mit fortreißt und auch diesmal so andauernd fesselte, daß wir den ganzen Band voll Gedichte ohne Ermüdung in einem Anlaufe durchlesen konnten. Und nicht etwa die Liebesgeschichte zwischen Harold und Ella, die in diesen Liedern erzählt wird, an sich ist es, welche diese schöne Spannung erzeugt, sondern die Fülle ursprünglicher und tiefer Gedanken, mit welcher der Dichter das geheimnißvolle Weben der Natur wie das Liebesleben zweier junger Herzen zu umranken weiß, bildet den immer wieder auf's Neue fesselnden Reiz dieser Sammlung. Manche der kleinen Lieder würden ein Weiterleben auch im Gesange recht wohl verdienen, denn der musikalische Zug in der Kastropp'schen Lyrik macht sich gerade hier besonders schön bemerklich.

Suum cuique. Roman von Ernst Wichert. (Leipzig, Reißner.) — Nach einigen Irrungen findet Jeder die Seine, der Baron seine Baronesse und der ausgewanderte Tischler seine Frau Meisterin. Zwei Bände sind allerdings ein wenig viel für die Erkenntniß, daß die Kammerjungfer der Mutter nicht für den Majoratsherrn und Dr. jur. paßt, ein Conflict, den Paul Heyse einmal mit mehr Lust und Behagen für eine Novellette verarbeitet hat. Aber Ernst Wichert ist ein geschickter Erzähler und erfahrener Seelenkenner. Wie sich bei der herben Natur des Mädchens aus dem Volke, das sich gegen jede gewaltsame Erweiterung seines natürlichen Gesichtskreises energisch wehrt, allmählich das Bewußtsein Bahn bricht, daß sie ihrem Herren Bräutigam niemals genügen könne, ist mit lückenloser Consequenz in einer Reihe an sich bedeutungsloser Geschehnisse dargelegt. Das Buch erhält ohne Spannung in Athem, das ist das beste Zeugniß für seinen literarischen Werth. m.

Hausgymnastik für Gesunde und Kranke. Von E. Angerstein und G. Eckler. (Berlin, Th. Chr. Fr. Enslin.) — Eine kurz und sachlich gehaltene und mit vielen instructiven Abbildungen und Zeichnungen versehene Anweisung für jedes Alter und Geschlecht, durch einfache Leibesübungen die Gesundheit zu erhalten und zu kräftigen, sowie krankhafte Zustände zu beseitigen. Die Verfasser sind der Städtische Oberturnwart Berlins und der Oberlehrer der Königlichen Turnlehrerbildungsanstalt. Die einzelnen Uebungen sind in Gruppen zweckmäßig zusammengestellt und vom Einfacheren zum Kräftigeren fortschreitend geordnet. Das äußerst nützliche Buch sollte in keiner Familie fehlen. Ein Seitenstück bildet die im nämlichen Verlag erschienene „Hausgymnastik für Mädchen und Frauen" von denselben Verfassern und nach den gleichen Grundsätzen. Geräth ist für die vorgeschriebenen Uebungen nicht immer nöthig; die Exercitien mit Hantel und Stab sind in erster Linie berücksichtigt. Gewiß wird auch diese Schrift den Erfolg ihrer Vorgängerin haben, die binnen Jahresfrist acht Auflagen erlebte, und wer da weiß, wie sehr gerade beim weiblichen Geschlecht durch unvernünftige Kleidermoden die Gesundheit untergraben wird, der wird diese hygienischen Anleitungen in jedem Hause eingeführt sehen wollen.

Fünfhundert Jahre Berliner Geschichte. Vom Fischerdorf zur Weltstadt. Geschichte und Sage von Adolf Streckfuß. 2 Bde. 4. Auflage. (Berlin, Albert Goldschmidt.) — Eine neue Auflage des beliebten Werkes kann auch von Denen freundlich willkommen heißen, die den fortschrittlich-demokratischen Standpunkt des Verfassers nicht theilen. Der alte Achtundvierziger, der sich später mit Eifer und Geschick dem Communaldienste Berlins gewidmet und als Stadtverordneter und Stadtrath große Verdienste um seine Vaterstadt erworben hat, war jedenfalls wie kein Anderer befähigt, die Geschichte der Reichshauptstadt zu schreiben. Der tiefe historische Sinn und die allgemein verständliche, echt volksthümliche, aber nie triviale Schreibart, die er schon in seiner populären Weltgeschichte in zehn Bänden erwies, sind auch die Vorzüge dieses wohl gelungenen Werkes. Ohne sich in die Detailuntersuchungen der Forscher einzulassen, versteht es Streckfuß, stets das Wesentliche und Bedeutungsvolle hervorzuheben, die verschiedenen Strömungen knapp und bestimmt zu charakterisiren und das Bleibende im Wechsel festzuhalten. Das Buch ist auch dort niemals langweilig, wo fernliegende Zeiten und Fragen, einförmige Verfassungsstreitigkeiten und öde, aber wichtige Haupt- und Staatsactionen behandelt werden. Bei der ältesten und älteren Geschichte hält er sich zumeist an den trefflichen Fidicin; für die letzthundertjährige Geschichte steht er aber durchaus auf eigenen Füßen und überrascht uns durch seine tiefe Kenntniß der einschlägigen Literatur, die sich bis auf die unbedeutendsten Flugschriften erstreckt. Das Alles ist geschickt verwerthet und anschaulich und lebendig gemacht. In der musterhaften Gruppirung des Stoffes verräth sich etwas von der Compositionskunst des Novellisten, und, da er auch ein Sohn des bekannten Dichters und Uebersetzers ist, in der stellenweise poetischen Gestaltung und Sprache, die dem politischen Pathos trotzdem aus dem Wege geht. Zumal wo der Stoff die Literatur streift, citirt Streckfuß gerne unsere Poeten, besonders Körner und Arndt, und sogar aus den alten Bänden der „Vossischen Zeitung" hat er „dichterische" Stimmen aus dem Publikum hervorgesucht, die das öffentliche Leben und nicht zum Mindesten auch den ewig nörgelnden, aber geistig regsamen Sinn der echten alten Berliner kennzeichnen. Besonders die Strömungen um die Zeit der Freiheitskriege ist sehr glücklich geschildert. In anderen Partien hätten wir freilich mehr Kulturhistorie als Geschichte gewünscht, aber seit dem Tode Friedrich Wilhelm's III. wird Berlin eine wesentlich politische Stadt, die sie denn auch bis heute geblieben ist. Wir können das inhaltreiche Werk, das mit der Gründung des neuen Reiches effectvoll abschließt und mit Recht auf eine Darstellung unserer historisch noch kaum objectivirbaren neuesten Zeit verzichtet, auch um seiner zwar bilderlosen, aber in Papier und Einband gediegenen Ausstattung willen für die Weihnachtszeit bestens empfehlen.

Edwin Bormann's Liederhort in Sang und Klang, in Wort und Bild. (Leipzig, Edwin Bormann's Selbstverlag.) — Dieses Buch, welches zu gleicher Zeit mit reichstem Bilderschmucke und sämmtlichen dazugehörigen Singweisen in Form eines humoristischen Prachtwerkes erscheint, bietet die neueste Sammlung der Poesien des lustigen „alden Leipzigers" dar. Dieselbe ist in dem alten „gemiedlichen" Tone gehalten, umschließt neben manchem komischen Dialectstücklein viele lustige Kneip- und Zeitgedichte in hochdeutscher Mundart und ist wohl besonders als kurzweiliges Singbuch für harmlose Vereine und Gesellschaften zu empfehlen, eine Bestimmung, welcher die treffliche Ausstattung in Text und Bild sehr entgegenführt. Die Illustrationen von Fedor Flinzer, Gehrts, Ille u. A. sind in Zeichnung und Schnitt von künstlerischem Werth. Der originelle Prachteinband macht das Werk auch zu einem köstlichen Schmucke unseres Salons.

Als vierten Band der Culturbilder aus dem classischen Alterthum hat M. Fickelscherer das Kriegswesen der Alten (Leipzig, Verlag des Literarischen Jahresberichtes (Artur Seemann) ge-

Digitized by Google

schildert. Nehmen natürlich die Einrichtungen bei Griechen und Römern den größten Raum ein, so sind doch deren Gegner, Perser und Macedonier einerseits, Karthager, Kelten, Germanen andererseits nicht übergangen. Der correcte Text findet seine beste Unterstützung an 107 vorzüglichen Abbildungen, deren Trefflichkeit durch den Namen der auf diesem Gebiete rühmlichst bekannten Verlagsbuchhandlung verbürgt wird. Das Buch ist besonders für reifere Zöglinge höherer Anstalten sehr empfehlenswerth.

Die Welt oder Darstellung sämmtlicher Naturwissenschaften mit den sich ergebenden allgemeinen Schlußfolgerungen zum Verständnisse für Gebildete jeden Berufs. Von Dr. med. Carl Jacob. (Würzburg, Stahel.) — Wir müssen den Muth des Verfassers bewundern, heutzutage eine zusammenhängende Darstellung sämmtlicher Naturwissenschaften in immerhin ziemlich umfangreichem Rahmen geben zu wollen. Bedenkt man die sehr große Zahl der wissenschaftlichen Abhandlungen, welche für jeden speciellen Zweig der Naturwissenschaften allmonatlich erscheinen, so will die Aufnahme aller dieser zahlreichen Daten für eine Person fast unmöglich erscheinen. Und wiederum können neue naturwissenschaftliche Werke nur dann von Nutzen und Interesse sein, wenn sie auch die neuesten Arbeiten berücksichtigen. Schon das Vorwort zum zweiten Bande, welcher die Physik behandelt, enthält beunruhigende Aufschlüsse. Es wird eine neue Eintheilung der Kräfte und eine neue Theorie der Elektricität und des Magnetismus angekündigt und das Vorwort schließt sodann mit der Bemerkung: „Wie in der Chemie haben wir auch hier zuweilen Stellen aus anderen Werken wörtlich aufgenommen, ohne den Autor anzuführen, aus denselben Gründen wie dort". Wir glauben nicht, daß die betroffenen Autoren mit diesem Bekenntnisse zufrieden sein werden. Was ist denn übrigens Eigenthum des Verfassers von der vorliegenden Darstellung? Der Verfasser glaubt durch seine neue Eintheilung der Kräfte der Physik einen ganz besonderen Dienst geleistet zu haben; thatsächlich aber schraubt er hierdurch die Wissenschaft um viele, viele Jahre zurück. War es doch gerade ein besonderes Verdienst des kürzlich verstorbenen Georg Kirchhoff, des Entdeckers der Spectralanalyse, den unklaren Kraftbegriff mit seinen metaphysischen Anhängen aus der Physik möglichst verdrängt zu haben! Ebenso wenig geistreich ist es, eine neue Theorie der Elektricität und des Magnetismus entwickeln zu wollen und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil während der letzten Jahre und fortdauernd von Tag zu Tag neue Thatsachen gefunden werden und der Erscheinungskreis des elektrischen Phänomens sich gegenwärtig mit unerwarteter Geschwindigkeit erweitert. Jeder Kenner muß daher zu dem Schlusse kommen, daß die wahre Erkenntniß uns nur durch fleißiges, fortgesetztes experimentelles Arbeiten im Laboratorium gebracht werden kann. Was das Buch besonders angeht, so ist es die Frage nach dem Leserkreise, welche sich der Verfasser vorgestellt hat. Er hält es nämlich für nöthig, die elementaren Lehren von der Quadratwurzel, der Potenz und Aehnliches auseinanderzusetzen. Wir müssen auf Grund unserer langjährigen Thätigkeit als Lehrer der Physik erklären, daß wir es für unmöglich halten, daß ein so wenig vorgebildetes Publikum im Stande sei, ein umfangreiches physikalisches Werk zu verstehen. Solch' einem Leserkreise aber ein Urtheil über den Werth oder Unwerth physikalischer Theorien zumuthen zu wollen, scheint uns durchaus unverständig. Anerkennen müssen wir die genaue Erklärung wissenschaftlicher Namen und die ausreichende geschichtliche Darstellung wichtiger Erfindungen. In diesem Punkte dürfte sich das neue Buch für Elementarlehrer sehr nützlich erweisen.

Franz Bendt.

Coeur-Aß. Geschichte einer Leidenschaft. Von Karl Riemann. (Jena, Hermann Costenoble.) — Es ist eine pathologische Charakterstudie, nach Art der Russen, die Karl Riemann bietet. Die durch einen Zufall geweckte Leidenschaft für das Schießen wird bei einer energischen, aber geistig wenig begabten Natur zur Manie, die über eine Jugendliebe fort sich entwickelnd, zum Wahnsinn führt. Die psychologische Beweisführung ist lückenlos und überzeugend. Es gelingt dem Verfasser, uns für seinen Helden fast wider Willen zu interessiren, wir verfolgen dessen Schicksale mit steigender Spannung, bis er, von einem Hirnschlag getroffen, zusammenbricht. Die Berechtigung, solche Nachtseiten des menschlichen Geistes zu schildern, wird durch die Kraft und Wahrheit der Darstellung erwiesen. m.

Der neue Merlin. Ein Gedicht aus dem nächsten Jahrhundert. Von Eduard Paulus. (Stuttgart, Carl Krabbe.) — Der Conservator der württembergischen Kunstdenkmäler, als Reiseschriftsteller und Dichter wohl angeschrieben, bietet uns hier eine hochpoetische Phantasie in Romanzen und stellt sich uns auch als Prophet vor. Was er für die Zukunft seines lieben deutschen Vaterlandes voraussieht, ist nicht durchweg erfreulich, und wenn wir seine nebelhaften Allegorien richtig deuten, so wird sich das neue Reich mit der rothen und schwarzen Internationale, mit Franzosen und Russen auseinanderzusetzen haben. Zum Glück tobt am Ende der entsetzliche Völkerkampf aus und das deutsche Volk, „das herrlichste auf Erden", bleibt Sieger. Die Verse sind voll Schwung und plastischer Kraft.

Von Banana zum Kiamwo. Von Dr. med. Willy Wolff. (Oldenburg, Schulze.) — Der Verfasser gehörte zu der im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft nach Westafrika unternommenen, aber leider gleich anfangs durch den Tod des Führers verunglückten Forschungsexpedition. Was er nun gleichwohl auf eigene Hand auf einem Vorstoß in's Innere bis zum Orangefluß erlebt und gesehen, erzählt er hier schlicht und recht, ohne Uebertreibung, aber nicht ohne Studium. Der anschauliche, unterhaltende Bericht enthielt viel Neues und Wichtiges, und der Versuch, uns die Neger menschlich näher zu bringen, ist wohlgelungen. Die verschrieenen Menschenfresser und Heiden können nach Dr. Wolff's Versicherung mit Recht Seume's Ausspruch gegen uns anwenden: Wir Wilden sind doch bessere Menschen.

Die Freuden des Lebens. Von Sir John Lubbock. (Berlin, Pfeilstücker.) — Die deutsche Ausgabe des schon in einem Dutzend Auflagen erschienenen Originals empfiehlt sich als praktischer Wegweiser zum Glück. Der berühmte englische Forscher charakterisirt unser Jahrhundert als ein interessantes, im Gegensatz zu Renan, der es ein amüsantes nennt, und man wird ihm namentlich darin beistimmen können, daß die leichtere Zugänglichkeit der Bücher eine unserer köstlichsten Errungenschaften ist. Ohne Zweifel hat er dabei weniger an die deutsche Leihbibliothekenseuche gedacht, und darum wünschen wir dieser sorgfältigen Uebertragung von M. zur Megede recht viele Käufer. Der Verfasser plaudert recht anregend über das Glück der Pflicht, die Bücherwahl, Freundschaft, Reisefreuden, Wissenschaft und Erziehung, und das Kapitel von den Freuden des Heims wird gerade zu dieser Festzeit Zustimmung finden.

Aus vergangenen Tagen. Drei Erzählungen von Ada Linden. (Leipzig, C. F. Winter.) — Es sind keine geschichtlichen Bilder, sondern märchenhafte Liebesidyllen, die Ada Linden vor den Augen des Lesers entrollt. Schlanke Ritter in glänzendem Waffenrock, zarte Burgfräulein, deren Tüchlein grüßend und Abschied nehmend von den Zinnen wehen, ehrsame Knappen und Reisige, gelegentlich auch ein gelehrter Geistlicher, dem ein menschlich Herz unter der Kutte schlägt, das ist das Personal, mit dem die Verfasserin arbeitet. Die Sage vom Hohenzollernring, der Bauernaufstand um Linz herum unter Bedinger, ein Hexengericht liefern den historischen Hintergrund. Al fresco behandelt, dient er als Repoussoir für eine Reihe mehr oder weniger interessanter Liebespaare, deren Geschick manches jungfräuliche Herz schlagen zu machen geeignet ist. Das Buch dürfte auf dem Weihnachtstisch junger Mädchen Freude erregen. m.

Eisenbahn-Geschichtskarte von Mitteleuropa. Entworfen von H. Struve. (Berlin, Lithogr. Institut J. Moser.) — Ein höherer Beamter des Reichspostamts gibt auf diesen zwei Karten einen schnellen und bequemen Ueberblick über den Bestand und Zuwachs an Eisenbahnlinien von 1830 an bis heute. Dankenswerth ist auch die Uhrenvergleichung der verschiedenen Ortszeiten. Für statistische, culturhistorische und auch bloße Reisezwecke ist die Karte zu empfehlen.

Carmen Sylva und ihre Werke. Von Max Schmitz. (Neuwied, Heuser.) — Eine kurze Lebensbeschreibung der dichterisch hochbegabten Königin von Rumänien nebst ästhetischer Würdigung ihrer Schriften und poetischen Proben. Diese feinsinnige Schrift wird allen Verehrern Carmen Sylva's willkommen sein, denn sie enthält manches Neue und Interessante. Neu war uns z. B. das wundervolle altfranzösische Lied an die Adresse des neuprovenzalischen Felibres-Vereins.

Weihnachten. Gesammelte Erzählungen von Johannes Paulsen. (Kropp, Eben-Ezer.) — Wir empfehlen diese gemüthvollen Erzählungen, die von tiefinnerlicher Frömmigkeit erfüllt, aber ohne störend sich vordrängende dogmatische Färbung sind. In der Erfindung und Ausarbeitung der einfachen Geschichten verräth sich eine poetische Begabung, die von allem Gefühlsüberschwange frei und immer wahr und seelenvoll bleibt.

Hochsommer. Gedichte von A. Leschivo. (Wismar, Hinstorff.) — Dieses lyrische Talent hat Gluth und Leidenschaft, aber hinter der männlichen Maske und den herausfordernden Posen merkt man unverkennbar eine Dame, die aus der Tiefe eines echt weiblichen Gemüthes singt. Vieles ist schön und tief im Gedanken, die Leidenschaft scheint wirklich echt, und manchmal gelingt ein Lied, das den Leser unwiderstehlich fesselt. Nur in formeller Beziehung hat die Verfasserin noch Manches zu lernen. Die Reime sind zwar durchgängig rein, aber die Gedanken kommen oft unklar und verworren zum Ausdruck, und in der Messung der Silbenschwere wird oft zu viel Freiheit gestattet, so daß die Verse mitunter etwas Polterndes und Gezwungenes haben. Die Dichterin läßt gleichzeitig im nämlichen Verlag ein Epos: Liebe und Leidenschaft erscheinen. Auch in diesem hübsch erfundenen phantastischen Gedichte dieselben Vorzüge und Mängel. Wenn sie singt:

„Wo weiltest Du, Trauter, wo bliebst Du so lang?
Ahntest Du nicht, wie mein Herz schlug so bang?"

so weiß man gar nicht mehr, wie man da scandiren soll.

Im Wandel der Zeiten. Von Fritz Frenzel. (Leipzig, Gustav Engel.) — In kokettem Gewand ein neuer Lyriker, der uns „Reflexionen, Bilder und Träume" spendet, Prosa und Poesie. Es ist ein nachdenklicher und manchmal auch heiterer Gesell, der sein wehmüthiges oder fröhliches Lied immer aus dem Herzen herausholt und keine verlogenen Gefühle und gemachten Stimmungen auftischt. Anklänge an Storm, Carmen Sylva und Scheffel nehmen ihm nichts von seine Originalität, und jedem Gedichte liegt ein wahrhaft poetischer Gedanke zu Grunde. Die Verse auf Scheffel's Tod sind besonders hübsch.

Bilderbuch eines Schwermüthigen. Von Paul Fritsche. (Stolp, Hans Hildebrandt.) — Diese Lieder und Aphorismen von sehr ungleichem Werth sind nur zum Theil schwermüthig, während sich in den „Fliegenden Blättern" oft ein ganz toller Humor bemerkbar macht, der in unkünstlerischem Uebermuth meist über's Ziel hinausschießt. Der Verfasser scheint Anregungen des Allerjüngsten Deutschland zu folgen; vor dem Revolutionären und Cynischen schreckt er nicht zurück, und manche seiner knappen Augenblicksbilder sind treffliche Impressionen. Ein Most, der gewiß noch guter Wein wird.

Denker- und Dichterworte im deutschen Volksmund. Von Th. Wenler. (Leipzig, Gustav Engel.) — Das Verdienstvolle dieses schon in zweiter Auflage erscheinenden Citatenschatzes besteht darin, daß hier die geflügelten Worte aller Zeiten und Völker nach den Begriffen geordnet sind, so daß das Citiren erleichtert wird. Ein auch in seiner äußeren Ausstattung hübsches Büchlein.

Digitized by Google

Hitopadeça. Ein indisches Lehrbuch der Lebensklugheit in Erzählungen und Sprüchen. Aus dem Sanskrit von Ludwig Fritze. (Leipzig, Otto Wigand.)

Hitopadeça heißt dies Buch, herübert durch alle Lande,
Der Sanskritsprache rechten Brauch zu zeigen wohl im Stande;
Des Wundrucks Mannigfaltigkeit und Fülle will es lehren,
Will Lebensklugheit auch verleihn und aller Thorheit wehren.

Dieses Programm führt das altindische Lehrbuch der Lebensklugheit nicht in Sentenzen und Gedichten aus, sondern in der Form kluger Märchen und Fabeln, die durch eingestreute Verse lebendiger und unterhaltender werden. Die Ueberfetzung wahrt die indische Localfarbe, schmiegt sich aber dem deutschen Geiste so viel wie möglich an, um das Fremdartige nicht allzu befremdend wirken zu lassen. Seit der große Sprachkünstler Rückert stumm geworden, ist die altindische Weisheit noch nie so anmuthend und gewandt verdeutscht worden.

Spaziergänge eines Naturforschers. Von W. Marshall. (Leipzig, Verlag des Lit. Jahresberichts [Artur Seemann].) — Ein wahres Prachtbuch, das wir auf recht vielen Geschenktischen wissen möchten. Der gelehrte Leipziger Professor weiß seine naturwissenschaftlichen Studien und Forschungen in allgemein verständlicher und interessanter Form lebhaft und geistreich vorzutragen, indem er an der Hand poetisch empfundener Naturschilderungen aus Frühling, Sommer, Herbst und Winter die ewigen Fragen nach dem Wie, Warum, Woher, Wohin erörtert. Er belehrt und über das Problem der Thierwanderungen, über das Käferleben, den Nest bau, die Entstehung der Arten und andere schwierige Dinge der Schöpfungsgeschichte. Seine umfassende Sachkenntniß und seine Belesenheit sind nicht weniger erhaunlich, als seine geistig anregende Form, der jede Pedanterie und Trockenheit fehlt. Dabei sitzt ihm auch der Schalk im Nacken, und die gum Theil humorvollen und immer anmuthigen Zeichnungen von Albert Wagner erhöhen den unterhaltenden und geistigen Reiz des glänzend ausgestatteten Buches. Wir empfehlen es auf das Angelegentlichste.

Aesthetische Studien für die Frauenwelt. Von Otto von Leixner. (Leipzig, Dürfteu.) — Diese klassinnigen Essays liegen hier schon in vierter Auflage vor, und sie verdienen auch ihren Erfolg. Leixner hat nicht nur Geist und Kenntnisse er versteht auch die Kunst, sie in stets gefällige Formen zu gießen. Daß sein zuvörderst für deutende Frauen geschriebenes Buch bei diesen Anklang fand, ist begreiflich; wir möchten es aber auch in der Hand von Männern sehen, denen es ebenfalls manches Wissenswerthe mittheilt. Der Verfasser ästhetisirt nicht nur so in's Blaue hinein, sondern strebt auch lebensbrauchbare, zumal erziehliche Resultate an. Besonders gut sind seine Ausführungen über die Bedeutung der Phantasie, die Beurtheilung von Kunstwerken gesagt wird, sollten sich Besucher von Concerten, Theatern und Ausstellungen und überhaupt alle Gebildeten hinter die Ohren schreiben.

Fünf Novellen von Julius Hart. (Oldenburg, Schmert und Kongel.) — Julius Hart ist den Lesern unseres Blattes durch seine schneidige Abfertigung der deutschen Zolastten wohl bekannt, aber auch als Dichter beansprucht er allgemeinste Beachtung. Er ist zwar noch mitten im Sturm und Drang, noch nicht gereift, abgeklärt und maßvoll, aber ein wirklicher Poet. Wenn man sich über die starke Bevorzugung des pathologischen Moments hinwegsetzt, so wird man der Künstlergeschichte: „Der neue Pygmalion" gerechten Beifall schenken, denn die Charakterzeichnung ist hier wohlgelungen, und Alles entwickelt sich mit eiserner Notwendigkeit. Unwahrscheinlich kommt und bleibt das Ende vor, daß der junge Bildhauer und geniale Schöpfer der „Venus" noch nie nach dem Modell gearbeitet haben soll. In der „Antilegerin" ist die Hauptfigur des schlechten Dichters offenbar nach einem Vorbilde des jüngsten Teutschland gearbeitet und prächtig gerathen, nur die Schilderungen a la Zola sind zu breit, wie mir denn überhaupt dem Verfasser größere Knappheit empfehlen möchten. Realistische Schilderungen sind die tragischen Geschichten vom westpreußischen Bauern und dem ebenfalls zu früh verlorenen Fleischermeister. Den Preis geben wir der Novellette aus dem Eheleben: „Trennungskunde", die den Namen eines kleinen Meisterwerkes verdient.

Inserate.

500 — 500 Jahre Berliner Geschichte vom Fischerdorf zur Weltstadt. Von Adolf Streckfuß. — Jahre

Zwei starke, schöne Quartbände, elegant gebunden, In Kaliko 22 M. 50 Pf., in Halbfranz 24 M.

Der Ausstattung nach zu einem prächtigen Weihnachtsgeschenk geeignet.

Berlin hat durch die gewaltigen geschichtlichen Ereignisse der letzten zwanzig Jahre ein erhöhtes Interesse gewonnen, und allgemein theilt man das Bedürfniß, die Geschichte und Entwickelung Berlins eingehender kennen zu lernen. Das Streckfuß'sche Werk ist so recht geeignet, diesem Bedürfniß entgegenzukommen. In fesselnder, lebendiger Schilderung entrollt uns der Verfasser ein farbenreiches Bild der Sitten und Gebräuche des Hofe und in Bürgerkreisen. Er zeigt uns, wie die Entwickelung und das Emporblühen des einstigen Fischerdorfes namentlich durch zwei Faktoren bedingt war, durch das thatkräftige Herrschergeschlecht der Hohenzollern und durch den gesunden, tüchtigen Bürgerstand. Welch ein gewaltiges Bild menschlicher Arbeit, menschlichen Kämpfens und Siegens! — Möge das Werk die weiteste, wohlverdiente Verbreitung finden!

Prospekte verlendet gratis und franco die Verlagshandlung von

Berliner — Albert Goldschmidt, Berlin W., Kötheuerstraße 32. — Geschichte

Sofort erschienen. — In allen Buchhandlungen zu haben:

R. Teschivo, Liebe und Leidenschaft.

Eine phantastische Dichtung.

= Elegant gebunden 3 Mark. =

R. Teschivo, Im Hochsommer.

Frühlicht. — Mittagsglut. — Wetterturm. — Verjehrendes Gewitter. — Dämmerstunden. — Nacht.

= Eleg. geb. M. 4.50. =

Beide neue Werke der hochbegabten Verfasserin sind von echtem dichterischen Gepräge und von einer überraschenden und fesselnden Glut der Empfindung durchweht.

Hinstorff'sche Hofbuchh., Verlagsconto in Wismar.

Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf.

Der Gotenfürst.

Historischer Roman von

Adam Joseph Cüppers.

8°. 252 Seiten, hübsch broschirt. Mark 2,50.

Im Verlage der H. Hildebrandt'schen Buchhandlung in Sorau i. Posen. ist soeben erschienen:

Fritzsche, Bilderbuch eines Schwermüthigen. 1.25 M., elegant geb. 2.25 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Königin Luise von Preußen von Dr. Carl u. Karl Fr. Pfau. In Prachtband M. 8.—

Die beste Lebensschilderung dieser edelsten aller Fürstinnen. Vorräthig in jeder Buchhandlung. Auch direct zu beziehen von der Verlagshandlung

Karl Fr. Pfau in Leipzig.

Cacao-Vero, entölter, leicht löslicher Cacao, Unter diesem Bezeichnungen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und die Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufkochen kochenden Wassers genügt) sogleich das fertige Getränk aus Eberfroth. Cacao.

Preis per ½ 1/1 1/2 1/4 1/8 ½ = Pfd.-Dose 250 120 60 30 15 Pfennige.

Hartwig & Vogel Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Delikatessen- u. Droguengeschäften.

In allen Buch- u. Musikalienhandlungen vorräthig:

Dr. Hugo Riemann's Musiklexikon

3te vollständig neu bearbeitete Auflage.

Zu haben in ganzen Lieferungen à 50 Pfennig

oder

50 Pfennig

sofort complet in elegant. Halbfranzband 12 Mark.

Die Kritik sagt einstimmig: Das Riemann'sche Musiklexikon ist das zuverlässigste und verhältnißmäßig billigste. Max Hesses Verlag Leipzig, Johannisgasse 23.

Digitized by Google

Neues Prachtwerk.

Vorräthig in allen grösseren Kunst- und Buchhandlungen.

Die Gemälde-Galerie
des
Grafen A. F. von Schack in München.

75 Heliogravuren und 40 Textillustrationen mit begleitendem Text von
Graf A. F. von Schack.
Lieferung I.

Ausgabe vor der Schrift. (Nur in 25 numerirten Exemplaren gedruckt.)
Preis pro Lieferung 60 Mark.
Ausgabe mit der Schrift.
Preis pro Lieferung 25 Mark.
Das Werk wird in 8 in Zwischenräumen von 6 Wochen erscheinenden Lieferungen vollständig vorliegen.

Verlag von Dr. E. Albert in München, Schwabingerlandstrasse 8.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Das preussische Staatsrecht.
Auf Grundlage des Deutschen Staatsrechts
dargestellt von
Dr. Hermann von Schulze-Gaevernitz.
Zweiter Band. Erste Lieferung. Zweite Auflage.
282 S. gr. 8°. Geh. 5 M.

Das Erscheinen der neuen Auflage des ausgezeichneten Buches ist von der Fachpresse mit einstimmiger Anerkennung begrüsst worden. Dem im Frühjahre versandten 1. Bande folgt hier die erste Lieferung des 2. Bandes (Das Regierungsrecht), während die Schluss-Lieferung um Ostern kommenden Jahres erscheinen sollte. Infolge des letzthin so unerwartet erfolgten Todes des Verfassers wird diese Absicht sich kaum verwirklichen lassen, indessen ist zu hoffen, dass es möglich sein wird, das Werk in der neuen Bearbeitung binnen Kurzem zum Abschluss zu bringen.

Neuer Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Riehl, W. H., Lebensräthsel. Fünf Novellen. Octav. XVI u. 508 S. Brosch. M. 6.—. Eleg. geb. M. 7.—.
Inhalt: Damals wie heute. — Gradus ad Parnassum. — Fürst und Kanzler. — Am Quell der Genesung. — Die Gerechtigkeit Gottes.

Roquette, Otto, Cesario. Erzählung in Versen. Kleinoctav. IV u. 98 S. Elegant gebunden M. 2.50.

Greif, Martin, Konradin der letzte Hohenstaufe. Trauerspiel in fünf Akten. Octav. VI u. 136 S. Brosch. M. 2.—.

Im Verlage von **A. G. Liebeskind, Leipzig,** erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ausgewählte Dichtungen von Hermann v. Gilm. Herausgegeben von **Arnold v. d. Passer.** kl. 8. Brosch. M. 3,20.

Hermann v. Gilm, sein Leben und seine Dichtungen. Von **Arnold v. d. Passer,** mit Benutzung der Arbeiten von **P. Schraffl.** kl. 8°. Brosch. M. 2.—.

Mondamin Brown & Polson ehemalige Fabr. **Kgl. Hofl.**

Entöltes Maisprodukt. Für **Kinder** und **Kranke** mit Milch gekocht speciell geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** — In Colonial- u. Droguenhandlungen ½ und ¼ Pfund engl. à 60 und 30 Pfennig. **Central-Geschäft Berlin C.**

Bei der von mir im August d. J. ausgeschriebenen und am 15. d. M. zur Entscheidung gelangten
Preis-Concurrenz für die beiden besten Novellen
erhielten die beiden folgenden die ausgezeichneten Preise, welche heute an die Verfasserinnen abgesandt wurden:
1) Erster Preis: **„Warum?"** von Frau **Konstanze Lohmann** in **Breslau,**
2) Zweiter Preis: **„Rolf Siegfried"** von **Maria Theresia May** in **Troppau** (Oest.-Schles.).
Betreffs einiger Erzählungen, die mit zum Ankauf empfohlen wurden, werde ich mit den Autoren in Verbindung treten.
Berlin N. Weissenburger Strasse 8, den 17. December 1888.
Paul Köhler, Literarisches Bureau.

Verlagsanstalt. vorm. **G. J. Manz** in Regensburg.

Unser Kunstverlag wurde gelegentlich der diesjährigen „Münchener Ausstellung" mit der **Goldenen Medaille nebst Diplom** ausgezeichnet.
Von **Joseph Ritter von Führich's** Compositionen empfehlen hiermit:
Das Vater unser. Neun Kupfer. gr. 4°. Stichgröße 200×180 mm. M. 6.40. — — Dasselbe in Stahlstich. gr. 8°. M. 2.80.
Kunstkatalog jederzeit gratis u. franco.

Gediegene äußerst preiswürdige Festgeschenke!
Denker- und Dichterworte
im deutschen Volksmunde.
Ein Citatenschatz nach Begriffen geordnet von
Th. Vogler.
2. erweiterte Auflage, fein geb. m. Goldschn. 2 M. 40 Pf.
Im Wandel der Zeiten.
Reflexionen, Bilder und Träume
von
Fritz Frenzel.
2. Auflage, fein gebund. mit Goldschn. 2 M.
Verlag von Gustav Engel in Leipzig.

Novität 1888.
Johannes Paulsen, Weihnachten. Gesammelte Erzählungen.
Mit Farbdruckbild: „Stehe, ich verkündige euch große Freude" rc." Luc. 2, 10. Eleg. geb. M. 1.—.
Mildes Weihnachtsgeschenk, passend für Jung und Alt.

Im unterzeichneten Verlage erschien soeben:
Kaiser Wilhelm II.
In seinem Werden und disherigen Wirken.
Für Jung und Alt
dargestellt von
Dr. Otto Kunzmüller.
Elegant carton. M. 2.40, elegant gebd. M. 3.—.
Mit 8 Illustrationen.
Es ist dies das beste und geeignetste Geschenk für unsere heranwachsende Jugend. Jede Familie sollte das hochpatriotische Buch kaufen. Für Bibliotheken, höhere Lehranstalten, Regiments-Bibliotheken und Lesevereine ist das Buch unentbehrlich.
Herm. Oesterwitz' Verlag, Frankfurt a. O.

Als **Festgeschenk** empfohlen:
Heißes Blut.
Roman aus der französischen Provinz.
Von **Hermann Gosseck.**
2 Thle. 5 Mk., elegant gebunden 6 Mk. 60 Pf.
(Zürich, Verlags-Magazin J. Schabelitz.)
Von der Kritik sehr anerkennend besprochen, siehe „Gegenwart" Nr. 45 „Ein neues Talent". Von H. Breitinger.

Redaction: Berlin S.W., Wilhelmstr. 67. Verleger unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

№ 52. Berlin, den 29. December 1888. Band XXXIV.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Theophil Zolling** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Preis vierteljährlich 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt:

Sclavenhandel und Strafgesetzgebung. Von Justizrath Adolf Fleischmann. — Zum Capitel der Frauenemancipation. Von Julius Duboc. — **Literatur und Kunst:** Im Hause des Volgerkönigs. Von Wilhelm Goldbaum. — Ein süddeutscher Localtypus in der Literatur. Von Guntram Schultheiß. — Berliner Kunstzustände. Von Georg Malkowsky. — **Feuilleton:** Der vierte Act. Humoreske von Heinrich Bulthaupt. — **Aus der Hauptstadt:** Von den Kunstausstellungen. Von G. M. — Notizen. — Inserate.

Sclavenhandel und Strafgesetzgebung.

Von Justizrath Adolf Fleischmann.

So allgemein, ja so einstimmig die Bewegung, Aufregung und Begeisterung sein mag, welche sich in unseren Tagen gegen den Sclavenhandel und die Sclavenjägerei erhoben hat, wie sie in Afrika getrieben werden — ein gewisses Mißtrauen gegen die Reinheit ihrer Beweggründe in so manchen Kreisen der Kreuzzugprediger kann man nicht unterdrücken. Man darf sie schon „Kreuzzugprediger" nennen, die Stimmen, welche zur Unterdrückung des schandlichen Gewerbes laut werden, die Männer, welche Vereine gründen, und die Federn, welche die Presse in Bewegung setzen; denn die sittliche und christliche Idee, welche sie Alle verfolgen, rechtfertigt diesen Namen ebenso wie in alter Zeit, als man die Verwirklichung dieser Idee in der Eroberung des heiligen Landes und heiligen Grabes erblicken zu müssen glaubte. Aber daß erst jetzt der Sinn für sie erwacht und thätig werden will, obgleich der Sclavenhandel in Afrika schon seit langer Zeit getrieben wird; erst jetzt, nachdem dieser in Verbindung mit unseren colonialen Bestrebungen und mit der Gefahr des Verlustes unserer colonialen Errungenschaften die Geister in Bewegung setzt, zwingt uns den Gedanken ab, daß in erster Linie nicht jene sittliche und christliche Idee, sondern das nationale Colonialinteresse die Triebfeder zu der Agitation abgibt. Der Kreuzzug hätte schon von der Zeit an gepredigt werden können, wo wir eine Flotte haben, die recht wohl in gemeinsame Action mit anderen Mächten treten konnte; denn von der Schändlichkeit des Gewerbes war man damals ebenso überzeugt, wie heute. Aber es geschah nichts dagegen.

Sei dem, wie ihm wolle. Unzweideutig und mächtig macht sich jetzt diese Ueberzeugung geltend, und einstimmig verurtheilt sie den Sclavenhandel als ein verabscheuungswürdiges Verbrechen gegen die Menschheit und gegen die Unglücklichen, die ihm zum Opfer fallen. Ist er aber dies — was Niemand leugnet —, so ist er eine Verletzung und Verhöhnung des Rechts der Menschen auf ihre Freiheit, ein Hohn auf die Rechtsidee, von welcher die moderne Civilisation getragen wird. Warum wird also dies Verbrechen nicht bestraft? Oder ist's eine Strafe, wenn man die Sclavenschiffe abfängt, die Gefangenen in Freiheit setzt und die Händler laufen läßt, die dann nichts verlieren, als ihr für den Ankauf der Sclaven — wenn sie dieselben wirklich gekauft und nicht geraubt haben — ausgegebenes Geld? Staudrechtlich etwa kann man ohne Kriegszustand nicht gegen sie verfahren. Sie gehen also straflos aus; ihr Verbrechen bleibt ungesühnt. Es ist kein Richter da, welcher sie fassen könnte und kein Gesetz, welches sie mit Strafe bedroht. Den Regierungen und Staaten gegenüber, welche sich anschicken, den Sclavenhandel zu unterdrücken, wird das Verbrechen von Ausländern an Ausländern und im Ausland begangen und weder vom deutschen, noch von einem anderen Strafgesetz wird es getroffen. Wenn aber auch Deutsche oder Franzosen oder Engländer als Sclavenhändler ertappt würden und das Strafgesetz ihres Heimathstaates den Sclavenhandel mit Strafe bedrohte, begangen haben sie das Verbrechen doch im Ausland, in den afrikanischen, keinem europäischen Staat angehörigen Ländern, und an Ausländern.

Das Strafgesetzbuch des Deutschen Reiches — und wohl jedes europäische Strafgesetz — sagt:

„Wegen der im Auslande begangenen Verbrechen und Vergehen findet in der Regel keine Verfolgung statt. Jedoch kann nach den Strafgesetzen des Deutschen Reiches verfolgt werden:

1. Ein Deutscher oder ein Ausländer, welcher im Ausland eine hochverrätherische Handlung u. dergl. . . . begeht.

2. Ein Deutscher, welcher im Ausland eine landesverrätherische Handlung u. dergl. . . . begeht.

3. Ein Deutscher, welcher im Ausland eine Handlung begangen hat, die nach den Gesetzen des Deutschen Reiches als Verbrechen oder Vergehen anzusehen und durch das Gesetz des Ortes, an welchem sie begangen wurde, mit Strafen bedroht ist."

Es liegt also auf der Hand, daß selbst, wenn ein Deutscher in Afrika Sclavenhandel triebe, er vom deutschen Strafgesetz nicht erreicht werden könnte. Sclavenhandel ist weder Hoch- noch Landesverrath und in Afrika, wo das Verbrechen begangen wird, ist es durch Gesetze nicht verboten. Gleiches wird von Angehörigen der übrigen europäischen Staaten gelten und gilt erst recht von arabischen Sclavenhändlern, auf die es doch bei der gegenwärtigen Bewegung gegen den Sclavenhandel hauptsächlich abgesehen ist.

Dazu kommt, daß, abgesehen von diesen Bestimmungen, unsere europäischen Strafgesetze (unseres Wissens mit der einzigen Ausnahme des französischen Rechts) nicht einmal den Sclavenhandel als Verbrechen kennen. Das deutsche Strafgesetzbuch z. B. sagt nur § 234 (18. Abschnitt: Verbrechen und Vergehen wider die persönliche Freiheit):

„Wer sich eines Menschen durch List, Drohung oder Gewalt bemächtigt, um ihn in hülfloser Lage auszusetzen oder in Sclaverei, Leibeigenschaft oder in auswärtige Kriegs- oder Schiffsdienste zu bringen, wird wegen Menschenraubes mit Zuchthaus bestraft."

Digitized by Google

Diese Bestimmung trifft nicht den Sklavenhändler, nur den Räuber.

Als das deutsche Strafgesetzbuch erlassen wurde, hatte man noch keine Ahnung von unserer jetzigen Kolonialpolitik. Der Fall, daß ein Sklavenhändler der deutschen Staatsmacht in die Hände fallen könnte, lag außerhalb des Gesichtskreises der legislativen Politik. Ja, kaum wird § 234 je einmal praktisch zur Anwendung gekommen sein. Eine staatliche Verbindung des Reiches mit oder irgendwelche Beziehungen des selben zu den Territorien, wo der Sklavenhandel betrieben wird, bestand nicht; mithin war es auch nicht Aufgabe der deutschen Gesetzgebung, ihre eigentliche Bestimmung, den Rechtsschutz im Reich zu ordnen, zu erweitern; eine Schändung der Menschenrechte, die im schwarzen Erdtheil begangen wird, ging sie nichts an. Nicht einmal eine öffentliche Meinung in Deutschland oder ein deutsches Rechtsbewußtsein gab sich damals kund, welches sich hiermit nicht in Einklang befunden hätte. Das ist jetzt ganz anders. Das Reich hat seine Schwingen über die Schutzgebiete Ostafrikas ausgebreitet; thatsächlich bestehen dort deutsche Colonien — mögen sie noch so jung und gegenwärtig noch so gefährdet sein; die öffentliche Meinung lehnt sich mit seltener Einstimmigkeit gegen den Sklavenhandel auf und unser Rechtsbewußtsein erkennt darin ein schweres Verbrechen. Leicht kann täglich ein Schiff mit Sklaven, die als Handelsartikel verfahren werden, von einem deutschen Capitän angehalten werden. Er hat aber keine gesetzliche Befugniß, den Händler, den Verbrecher, zu ergreifen und der Strafe zu überliefern. Jetzt liegt also die Frage nah und ist actuell geworden: Kann die Gesetzgebung eine solche Befugniß schaffen? Muß sie es thun? Wie muß sie es anfangen?

Wenn man diese Fragen bejahen muß und auch für das „Wie" eine richtige Antwort finden kann, so ist damit nicht gesagt, daß die bisherigen geringen, jetzt aber, wie es scheint, energisch wieder aufgenommenen Maßregeln gegen den Sklavenhandel unnöthig seien und daß, selbst wenn jetzt schon die strengsten strafrechtlichen Bestimmungen gesetzliche Kraft hätten und thatsächlich ausgeführt werden könnten, man hiervon allein eine wirksame Steuer des Uebels ebenso erwarten dürfte, wie man etwa von strengen Wuchergesetzen eine Beseitigung des Wuchers oder durch strenge Bestrafung des Diebstahls Verhütung oder Verminderung dieses Verbrechens erwartet. Keineswegs. Die Gesichtspunkte der Strafgesetzgebung sind ganz andere, als diejenigen jener Unterdrückungsmaßregeln. Die gegenwärtig zwischen England und dem Deutschen Reich vereinbarte Blokade an der ostafrikanischen Küste, bis mit Zustimmung des Sultans von Sansibar bethätigt wird, entspricht vollständig dem Geist des modernen Völkerrechts. Mit dem Strafrecht hat sie nichts zu schaffen. Durch eine Uebereinkunft mit England trat das Deutsche Reich am 29. März 1879 dem sog. Quintupelvertrag vom 20. December 1841 bei. Dieser Vertrag verpflichtet die contrahirenden Staaten, nämlich: Preußen, Oesterreich, Großbritannien, Frankreich und Rußland, ihren Unterthanen den Handel mit Negern zu untersagen und das Gewerbe des Negerhandels für ein Verbrechen der Seeräuberei zu erklären; auch enthält der Vertrag Bestimmungen über Durchsuchung und Aufbringung von Sklavenschiffen. Unter dem 14./19. Mai 1879 hat der deutsche Reichstag jenes Uebereinkommen genehmigt und die gegenwärtige Blokade erfolgt „Angesichts der zunehmenden Ausdehnung der Feindseligkeiten, welche die Sklavenhändler arabischer Nationalität der Unterdrückung des Negerhandels und dem legitimen Handel der christlichen Völker entgegensetzen". Sie bezweckt, „die Ausfuhr der Sklaven aus dem Gebiet des Sultans von Sansibar zu unterdrücken". Das Uebereinkommen bedeutet also zuverlässig einen wesentlichen Schritt vorwärts in der Durchführung des großen humanitären Werkes. Davon, daß die Vertragsstaaten der Quintupelallianz ihren Unterthanen den Negerhandel wirklich untersagt, daß sie ihn zugleich mit Strafe bedroht und den Handel für ein Verbrechen der Seeräuberei (übrigens ein ganz unjuristischer Begriff) erklärt haben, hat bisher nichts verlautet. Sicher ist, daß diese Maßregel, selbst wenn sie getroffen worden wäre, wenig fruchten kann, denn in den seltensten Fällen, vielleicht niemals, haben Unterthanen der Vertragsstaaten Sklavenhandel getrieben, und auf die Negerhändler anderer, z. B. arabischer Nationalität, hat sie keinen Bezug, während die Blokade guten Erfolg verspricht, aber noch kein Strafverfahren begründet. Es fragt sich also, ob zunächst etwa die der Quintupelallianz angehörigen Staaten, also z. B. das Deutsche Reich, durch ihre Gesetzgebung nach dermaliger Rechtsverfassung ein solches Strafverfahren veranlassen und gedeihen können?

Dem scheint zunächst entgegenzustehen, daß, wie vorhin schon angedeutet wurde, die Rechtsordnung in jenen fünf Vertragsstaaten durch den Sklavenhandel und die Sklavenräuberei, welche die Araber mit den Negern treiben, nicht berührt wird. Jede Gesetzgebung, also auch die Strafgesetzgebung, so könnte man sagen, hat nur für ihren Staat zu sorgen und nur dessen Interessen zu wahren. Was sonst in der Welt vorgeht, tangirt sie nicht; sie kann ja nicht einmal im eigenen Land jedes Unrecht vor ihre Schranken ziehen. Die Strafjustiz ist kein Panacee, kein Heilmittel gegen alle und jede schädliche Einflüsse, die im Staats- und Volksleben hervortreten. Dieser Gesichtspunkt mag annehmbar — wir sagen nicht: „gerechtfertigt" — gewesen sein, als wir noch keine afrikanischen Colonien hatten und heute noch würde z. B. die deutsche Strafgesetzgebung allein mit dem Sklavenhandel in Ländern, zu denen es gar keine Beziehung hat, sich nicht befassen können. Da aber, wo jene fünf Vertragsstaaten oder einer von ihnen Colonien besitzt, ist ein Band zwischen diesen und dem Mutterland entstanden, welches es rechtfertigt, Gesetze des letzteren auf jene zu übertragen, und den Mutterstaat befähigt, auch besondere Gesetze für die Colonien zu erlassen. Das Deutsche Reich, bezw. die Ostafrikanische Gesellschaft (siehe unten) kann also für die Schutzgebiete ein den Sklavenhandel bei Strafe verbietendes Gesetz erlassen. Dieses würde jeden Angehörigen dieser Gebiete treffen und würde jeden schützen, an dem dort das Verbrechen begangen werden sollte, sei es von wem es wolle. Ebenso könnte mit Hülfe eines solchen Gesetzes ein in den Schutzgebieten und deren Gewässern angetroffener arabischer Sklavenhändler ergriffen und könnte ihm der Proceß gemacht werden, einerlei ob seine Sklaven, die er verkaufen will, diesen Schutzgebieten oder anderen Ländern angehören. Erließen alle Staaten der Quintupelallianz ein solches Gesetz, so würde immer kein Geltungsbereich zwar örtlich auf das betreffende Gebiet und persönlich auf dessen Angehörige beschränkt sein. Immerhin wäre aber damit schon viel gewonnen. Der bessere Weg zum Ziel ist jedoch der Staatsvertrag, wenn man den internationalen Charakter sowohl des Handels überhaupt und des Sklavenhandels insbesondere, als auch des allgemeinen Handelsgebietes zu Land und Meer in's Auge faßt. Der Handel verbindet alle Nationen und das Recht jeder Nation, Handel zu treiben, ist ein selbstverständliches. Hieraus folgt das Recht jeder Nation, sich auf dem allgemeinen Handelsgebiet nicht nur frei bewegen, sondern auch daselbst einen verbrecherischen Handel, wo er immer angetroffen werden mag, unter Strafe stellen und zu unterdrücken zu dürfen. Unter „allgemeinem Handelsgebiet" muß man zwar, theoretisch angesehen, alle Länder und Gewässer der Erde verstehen. Keines ist dem Handel in normalen Zeitverhältnissen verschlossen. Zunächst bedürfen wir aber, um praktisch vorwärts zu schreiten, der Feststellung eines engeren Handelsgebietes, welches durch Staatsverträge zu schaffen ist. Denn die Gebiete derjenigen Staaten, welche sich vertragsmäßig verpflichten würden, einheitliche strafrechtliche Bestimmungen zu erlassen, würden zusammengenommen ein solches engeres Handelsgebiet bilden. Dieses wäre gleichsam der locus delicti für jeden innerhalb desselben getriebenen Sklavenhandels und deshalb würde jeder Händler daselbst aufgegriffen und den Gerichten überliefert werden können. Es machte dann keinen Unterschied, welchem Staat der Betroffene angehört; sondern es genügt, daß er im „engeren Handelsgebiet" — gerade so wie sonst im einzelnen Staatsgebiet — bei der Ausübung des verbrecherischen Gewerbes betroffen worden wäre, welches die Rechtsordnung dieses Handelsgebietes stört.

Digitized by Google

Wenn ich einen Dieb auf frischer That ertappe und es befindet sich kein Staatsorgan in der Nähe, so darf ich den Dieb ergreifen und dem Gericht überliefern, auch wenn er dem Staat, wo ich ihn ergriffen habe, nicht angehört. Wenn also ein Sklavenhändler von irgend wem im engeren Handelsgebiet (dem locus delicti) ergriffen wird, so muß dasselbe geschehen dürfen, weil er hier das Gesetz übertreten hat, wo internationaler Schutz gewährt sein soll. Das Recht der Ergreifung des Händlers muß jedem Einzelnen oder jeder Mehrheit oder jedem Organ eines der Vertragsstaaten zustehen.

Resumiren wir nunmehr die bisherige Ausführung. 1) Daß jeder Staat in seinem Strafgesetzbuch eine Bestimmung aufnehmen kann, daß der Sklavenhandel als Verbrechen zu verfolgen und mit schwerer Strafe zu belegen sei, ist von vornherein klar. 2) Daß er dieselbe gesetzliche Bestimmung in seinen Colonien treffen kann, wird nunmehr auch nicht länger bezweifelt werden dürfen, wenn auch die Modalitäten verschieden sein mögen. Die ostafrikanische Gesellschaft z. B. hat durch den mit dem Sultan von Sansibar abgeschlossenen Vertrag von diesem das Recht zugestanden erhalten, in den im Art. 1 bezeichneten Gebietsgrenzen Beamte zu bestellen, Gesetze zu erlassen, Gerichtshöfe (wovon wir unten noch besonders sprechen werden) einzurichten ꝛc. Die Richter sollen von der Gesellschaft vorbehaltlich der Zustimmung des Sultans bestellt werden. Seine Souveränetätsrechte bleiben ihm gewahrt, vgl. N. 1. 5. des Weißbuches über Ostafrika. Die Reichsregierung wird also die Gesellschaft zu veranlassen haben, nach diesen Vertragspunkten ein Gesetz über Bestrafung des Sklavenhandels zu erlassen, in demselben aber auch, was wir hier einschalten müssen, zu bestimmen, daß die befreiten Sklaven auf Kosten des Händlers in ihre Heimath zurückzuschaffen oder anderß zu versorgen sind. Die Frage, was mit diesen unglücklichen Opfern anzufangen sei, ist erst kürzlich sehr praktisch geworden, als ein deutsches Kriegsschiff ein Sklavenschiff aufgebracht hatte. Völkerrechtlich ist die Frage nicht zu entscheiden. Was soll aus jenen Opfern werden, wenn man sie nur befreit? Es bleibt nichts anderes übrig, als sie wieder heim zu schaffen, oder je nach dem einzelnen Fall sie anderwärts unterzubringen. Die gesunde Vernunft verpflichtet das Vermögen des Händlers zur Bestreitung der Kosten hierfür. — 3) Um die Habhaftwerdung der Sklavenhändler zu ermöglichen und zu erleichtern, kann im Weg des Staatenvertrags bestimmt werden, daß die Vertragsstaaten Strafgesetze zu erlassen und auf ihre Colonien auszudehnen und daß sie das Geltungsgebiet der Gesetze einschließlich der Gewässer festzustellen haben; außerdem aber wäre übereinzukommen, daß jeder in diesem Geltungsgebiet, es sei von wem immer, ergriffene Händler dem nächsten Gericht eines der Vertragsstaaten oder seiner Colonien, dessen Zuständigkeit durch den Vertrag festzustellen sein würde, überliefert werden müsse. Den Kern einer solchen Staatengruppe könnten die Mitglieder der oben erwähnten Quintupelallianz bilden. Auf diesem Weg wäre es möglich, schon ein beträchtliches Stück des allgemeinen Handelsgebietes unter den Schutz des Gesetzes zu stellen. Die Rechtsverfassung und die Rechtssysteme der europäischen Staaten würden einem solchen Weg der Legislatur gegen den Sklavenhandel in keinem Punkt entgegenstehen. Trifft dies für die Staaten der Quintupelallianz zu, so gilt es auch für alle übrigen, die sich ihr anschließen.

Die zweite der oben aufgestellten Fragen, ob eine Befugniß gesetzlich geschaffen werden müsse, die Sklavenhändler zu ergreifen, sie als Verbrecher zu bestrafen und für den Rücktransport der Sklaven oder die sonstige Unterbringung derselben unter Confiscation ihres Vermögens, welches sie mit sich führen, einschließlich des Schiffes hastbar zu machen — läßt sich mit wenigen Sätzen beantworten. Zunächst spricht für die Bejahung der Frage eine sehr gewichtige Autorität, welche in einem der ersten bahnbrechenden, colonialpolitischen internationalen Staatsacten Ausdruck gefunden hat. Die Generalacte der Berliner Conferenz vom 26. Februar 1885 verbietet in Erklärung II den Sklavenhandel und verpflichtet alle Mächte, welche in Afrika Landerwerbungen machen, zur Unterdrückung desselben. Der Art. 9 geht aber, mit Bezugnahme auf das durch jene Acte gebildete „conventionelle Congogebiet", noch weiter und sagt wörtlich:

„Da nach den Grundsätzen des Völkerrechts, wie solche von den Signatarmächten anerkannt werden, der Sklavenhandel verboten ist und die Operationen, welche zu Land oder zur See diesem Handel Sklaven zuführen, ebenfalls als verboten anzusehen sind, so erklären die Mächte, welche in den, das conventionelle Congobecken bildenden, Gebieten Souveränätsrechte oder einen Einfluß ausüben, oder ausüben werden, daß diese Gebiete weder als Markt, noch als Durchgangsstraße für den Handel mit Sklaven, gleichviel welcher Rasse, benutzt werden sollen. Jede dieser Mächte verpflichtet sich zur Anwendung aller ihr zu Gebote stehender Mittel, um diesem Handel ein Ende zu machen und Diejenigen, welche ihm obliegen, zu bestrafen."

Hieraus folgt, daß schon jene Signatarmächte vertragsmäßig verpflichtet sind, Strafgesetze gegen den Sklavenhandel zu erlassen, wenn sie ihn bestrafen sollen, denn Willkürstrafen sind an sich schon ein rechtliches Unding und wenn man an Colonisationswerke, d. h. an eine culturelle Mission herantritt, so wird man nicht mit einer Mißachtung des Grundsatzes: „Ohne Gesetz keine Strafe!" anfangen dürfen. Ferner folgt, daß in der Bildung des conventionellen Congobeckens auf internationalem Vertragswege ein Vorbild zu der vertragsmäßigen Feststellung eines „engeren Handelsgebietes" als locus delicti gegeben worden ist. Sehen wir aber von diesem bestehenden formalen Zwang, Strafgesetze gegen den Sklavenhandel zu schaffen, ab, so folgt ihre Nothwendigkeit schon aus der jetzt mit erneuerter Macht allenthalben laut werdenden Kundgebung der Rechtsauffassung, daß man es hier mit einem strafbaren Verbrechen zu thun hat. Solchen Kundgebungen muß die Gesetzgebung Rechnung tragen. Dies kann auch nicht durch die jüngst (in der Münchener Allg. Zeit. No. 344 von 1888) vertretenen Ansicht widerlegt oder für unnöthig erachtet werden, man könne den Sclavenhandel nur beseitigen, „wenn man ihm die wirthschaftlichen Reize nehme, durch Technik und Transport die Sklavenhaltung entbehrlich mache und die freie Arbeit als die besser lohnende Arbeits- und Dienstform ausgestalte und als vortheilhafter praktisch nachweise". Vom colonisatorischen Standpunkt aus betrachtet, ist dieser Rath gewiß sehr gut, aber nicht vom rechtlichen Gesichtspunkt. Denn einmal gehört es auch zur colonisatorischen Arbeit, Rechtsordnung zu schaffen, und sodann würde jener Rath dazu führen, anzunehmen, daß man auch andere Verbrechen, z. B. den Diebstahl, am besten unterdrücken könne, wenn man ihm seine wirthschaftlichen Reize nehme. Der Sclavenhandel wird zum großen Theil nicht betrieben, um wirthschaftlichen Bedürfnissen zu genügen, sondern um Geld zu verdienen und zwar viel Geld. Wenn jenes wirthschaftliche Bedürfniß nur durch das Institut der Sclaverei befriedigt werden könnte, so würde es seitens colonisirender Staaten gar keine Berücksichtigung verdienen.

Die dritte Frage: wie wird unseren Strafgesetzen die praktische Ausführung ermöglicht werden können? wollen wir in Anschauung der Wirklichkeit eines gegebenen Falles uns klar zu machen versuchen. Sie ist theils strafprocessualer, theils administrativer Natur. Denken wir uns: Ein deutsches Schiff oder eine Militärabtheilung greift ein Sclavenschiff oder einen Sclaventransport zu Land auf. Die Händler werden sofort festgenommen und die Sclaven befreit und heimtransportirt. Was geschieht mit den Händlern? Einem deutschen Gerichtshof kann man sie nicht überliefern, selbst wenn sich bestimmen ließe, welcher der zuständige sei. Nehmen wir aber an, dieser wäre aber solle das Reichsgericht in Leipzig sein, so würde man dahselbst mit dem Verbrecher arabischer oder sonst welcher fremden Nation nichts anfangen können, da es an Dolmetschern fehlen würde — abgesehen von sonstigen Unzukömmlichkeiten und den großen Kosten. Vielmehr würden es die Gerichtshöfe der Colonien sein, wohin man die Verhafteten abzuliefern hätte. Und die Ostafrikanische Gesellschaft soll ja, wie wir vorhin gesehen haben, Gerichtshöfe errichten und

Digitized by Google

Richter bestellen. Diese Gerichtshöfe würden die Untersuchung nach der ihnen vorzuschreibenden Strafprocessordnung zu führen, die Beschlagnahme des gesammten Vermögens der Händler, einschließlich des Schiffes zu verfügen, daraus die Kosten jenes Rücktransportes oder anderer Versorgung der Sclaven zu bestreiten und das Urtheil zu sprechen haben. Schaffen wir durch Staatsverträge Strafgesetze, Gerichtsstände, ein weites Gebiet als locus delicti — dann fort mit den Händlern in die Zuchthäuser! Wir fürchten nicht, das hier besprochene Werk der humanitären Gesetzgebung werde erst nach langer, sehr langer Zeit in's Leben treten können und der Culturzustand in Afrika werde die Einführung einer correcten Rechtspflege unmöglich machen. Wir haben in unserer Zeit noch größere Werke in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit entstehen sehen. Und was das zweite Bedenken betrifft, so darf man sich nicht dem Irrthum ausßetzen, daß es im schwarzen Erdtheil noch keine oder eine nur allzubarbarische Rechtsauffassung gebe. Wir müssen uns aber darauf beschränken, in dieser Beziehung auf das neueste Werk über das „Recht in Afrika" („Kritische Vierteljahrsschrift für Rechtsgelehrsamkeit ꝛc." Neue Folge Bd. XII, S. 90 (München, Oldenbourg)) zu verweisen. —

Der Deutsche Reichstag hat kürzlich (in der Sitzung vom 14. December 1888) den Windthorst'schen Antrag gegen den Sclavenhandel verhandelt und angenommen. Unsere Frage wurde dabei nur vom Staatssecretär Graf Bismarck getreift, welcher darauf hinwies, wie streng das französische Recht den Sclavenhandel unter französischer Flagge straft. Zwei Tage darauf fand in München eine große Antisclavenhandel-Versammlung statt, ähnlich wie die Kölner. Wir können uns nicht näher damit beschäftigen, wollen aber hervorheben, daß allenthalben der Abscheu vor dem Gewerbe des Sclavenhandels und der mit ihm in Verbindung stehenden Greuelthaten laut wurde und daß man nach gemeinsamer Action dagegen seitens der europäischen Culturstaaten ruft, wenn man sie auch nicht nach einer oder der anderen Richtung verfolgte, wie es in diesen Zeilen versucht worden ist — ein Versuch, dem wir die Schlußbemerkung noch beifügen, daß, wenn man dahin gelangt sein wird, mit internationaler Strafgesetzgebung vorzuschreiten, es nicht mehr schwer sein wird, den Thatbestand des Verbrechens so festzustellen, daß es in seiner ganzen Ausdehnung erfaßt und zur Strafe gezogen werden kann.

Zum Capitel der Frauenemancipation.

Von Julius Duboc.

Im Zusammenhange mit gewissen, für die Zukunft vielleicht eine ernsthafte Bedeutung beanspruchenden Bestrebungen des Zeitgeistes, eine veränderte Form für das Zusammenleben der Geschlechter anzubahnen, steht in der Gegenwart eine langsame, aber kenntliche Umstimmung im seelischen Habitus des Weibes, in seinen Ansprüchen, seiner Geschmacksrichtung, seiner durchschnittlichen Auffassung des Diesseits, seinen Wünschen und Wollen. Es treffen hier ganz abweichende, in der Zeit liegende wirksame Motive auf einander, so daß ein sehr ungleich zusammengesetztes verschiedenfarbiges und verschieden zu beurtheilendes Gesammtbild entsteht. Von der Seite des genußsüchtigen, raffinirten Materialismus wird die Geschmacksrichtung in eine Bahn gedrängt, wodurch wenigstens im äußeren Gebahren eine gewisse Annäherung an die Lebensformen der höher gestellten Halbwelt entsteht. Sie prägt sich kenntlich aus in Liebhabereien, im ganzen Auftreten, in Modelaunen, im Lebensstil, in Costümen — in letzterer Richtung war dies eine Zeitlang so stark der Fall, daß der kernhafte Bürger diesen Proceß der allmählichen Prostituirung in seinem dritten Theile des Faust in den Verszeilen geißelte:

Von außen her anmahnt sie, die Mode, einen Rock,
Mit Flatterausputz, windigem Geklock,
Nach hinten drängt sie mit vermehrten Kräften,
Der Wölbung dort ein Bauschwerk aufzustehen,
Dort häuft und häuft sie und gestaltet so
Das stolz'ge Weib zum wandelnden ... Oho!
Sieht man sie geh'n, so ist der rechte Name:
Da kommt ja ein ... Oho, mit etwas Dame."

Ganz anders zu beurtheilen sind natürlich die Einflüsse und Strebungen, die von dem verkürzten Recht des Weibes ausgehen, es aus seinem „Nichts" erheben wollen und deshalb nach dem Kunkel'schen Zuruf: „Ihr müßt euch selber rühren, aus euren Rechts befreien" zu einer activen Rührigkeit für die Gleichberechtigung anspornen, die ihm die verschlossenen Bahnen öffnen wollen und zunächst, da das nicht so schnell geht, sein Inneres mit Funken der Ungeduld zu entzünden suchen. Aber auch sie treffen mit jenen Einwirkungen des Materialismus doch darin zusammen, daß ihre Einwirkung auf das Weib dahin führt, dasselbe zu einer gewissen Initiative bekundenden, herausfordernden Haltung zu veranlassen, seine Ansprüche und seinen Geschmack in diese Richtung zu lenken. Dadurch ergibt sich auch im Betreff des Ziemlichen eine höchst charakteristische Wandelung, die in wenigen Jahren ganz veränderte Lebens- und Verkehrsformen schafft. Es sind, für den oberflächlichen Beobachter triviale, für den aufmerksamen höchst bezeichnende Aenderungen, die sich vor unseren Blicken von Jahr zu Jahr vollziehen. Vor wenigen Jahren noch hätten Frauen resp. Mädchen, die das Stahlroß bestiegen, die das Omnibusdach erkletterten, die im Tricot in öffentlichen Flußbädern sich den Blicken der Männerwelt aussetzen und vor den auf und nieder gleitenden Dampfböten sich munter in den Wellen tummeln, wie dies im Sommer in Dresden z. B. alle Tage zu sehen ist, etwas über alle Maßen Anstößiges gethan und sich vielleicht polizeilicher Maßregelung ausgesetzt. Heute ist das alltäglich geworden, wer widerstrebt, sagt sich selbst, daß er „hinter der Zeit zurückgeblieben" sei. In allen diesen kleinen Zügen prägt sich aber vor Allem der auf Gleichstellung gerichtete Trieb unserer „gleichberechtigten Schwestern" aus. „Was ihr thun könnt, dürfen wir auch thun" — dies ist der sichtlich in die Erscheinung drängende Grundgedanke bei dieser Aenderung in den Lebensformen. Es ist derselbe, der auf den großen Gebieten des staatlichen und wissenschaftlichen Lebens weitergehende Ansprüche erhebt, der zu den Universitäten drängt und die „Studentinnen" schafft, und der sich hier, wo ihm kein ernsthafter Widerstand geleistet wird, im Kleinen äußert.

Die eingetretenen Verluste sind jedenfalls leichter zu beziffern als ein in Aussicht stehender Gewinn, und so scheint Vielen denn auch die Einbuße an Weiblichkeit, die auf diesem Wege liegt, ein unzweifelhafteres Ergebniß zu sein als was von der Gegenseite als Bereicherung und Steigerung des weiblichen Werthes herausgerechnet wird. Drastisch hat Graf A. Gasparin, der Verfasser eines trefflichen Buches über „die Familie" das Mannweib geschildert, als deren Vorläufer die „burschenhaft auftretende Jungfrau" bereits auf der Bildfläche des politischen Lebens erscheine. Sie werde Zeitungen redigiren, Reden einstudiren, Wahlumtriebe machen u. s. w. Vielleicht daß es mit der politischen Rolle des Weibes doch nicht solche Noth hat als Gasparin glaubte. Natur und Vernunft haben durch die Geschlechtsschranken, die ein phantastischer Wahn und eine erhitzte Leidenschaft überfliegen, aber nicht in Wahrheit überſteigen können, hier wohl dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die „burschenhaft auftretende Jungfrau" ist bis jetzt denn auch mehr auf gelehrtem als auf politischem Gebiete zur Wahrheit geworden. „Doctorinnen der Philosophie", welche ihr wissenschaftliches Licht leuchten lassen, gibt es mehr als weibliche politische Redacteure. Aber allerdings, Thiere und Pflanzen, denen die Lebensbedingungen entzogen werden, sterben aus, ganze Geschlechter sind vom Erdboden geschwunden, es wäre wohl möglich, daß auch aus der weiblichen Flora die zarte Sinnpflanze, deren Wesen Rückert in den Zeilen malte:

Digitized by Google

„Ich bin die Blum' im Garten
Und muß in Stille warten,
Wie und auf welche Weise
Du trittst in meine Kreise"

zum Aussterben gezwungen würde. Boden, Luft und die Himmelsspeise des Thaus scheinen ihr durch die gesammte Entwickelung der Zeit dauernd entzogen werden zu sollen. Was an ihre Stelle tritt, wird eine andere Cultur beanspruchen, wenn ihr aus dem Naturboden, auf den sie sich stellt, und aus einer gewissen Verwilderung, die zu allerdings eine elementare Stärkung mit sich bringt, die Kraft zur Veredelung erstehen soll.

Literatur und Kunst.

Im Hause des Walzerkönigs.

Von Wilhelm Goldbaum.

Die Biographen haben leichte Arbeit mit ihm und die Musikhistoriker keine schwere. Er ist ein Wiener vom Scheitel bis zur Sohle und stammt aus Genieland: nennt man die „Fledermaus" und den Walzer „An der schönen blauen Donau", so sind die Grenzen bezeichnet, zwischen denen sein königliches Gebiet sich erstreckt. Dies und vieles Andere ist so oft schon gesagt worden, daß man sich die Wiederholung ersparen kann. Die Musiker wissen, was sie von ihm zu halten, die Laien, wie sie ihn zu tanzen haben. Daß es die demokratischen Yankees waren, welche den König in ihm erkannten, ist nebenbei ein besonderer Triumph für ihn: sie stellten ihn auf ungehaueren Reclameblättern auf einer Weltkugel thronend und das Scepter schwingend dar. Damit wollten sie sagen, daß seine Walzer von einem Ende der Welt bis zum anderen tanzende Beine beflügeln, und so ist es in der That. Den Chinesen elektrisiren seine Rhythmen gerade so wie den Botocuden; man braucht nicht im Geringsten musikalisch zu sein, um sich vor seinem Königthum zu beugen. Es ist das Ideal eines Volkskönigthums, das durch Melodien gebietet und mit Tönen erobert.

Doch was Allen bekannt ist, brauchen diejenigen, welche ihm persönlich nahe stehen, nicht breitspurig zu erzählen. Von ihnen erwartet man Anderes. Ueber den ungetanzten Johann Strauß sucht man Auskunft bei ihnen, und der ungetanzte Johann Strauß ist in der That nicht minder interessant und sympathisch als der getanzte, wohlgemerkt, wenn man mehr von ihm weiß als etliche abgedroschene Anecdoten, wie etwa, daß er ein leidenschaftlicher Tarok- und Billardspieler und daß er dank seiner Nervosität ausser Stande ist, lange Eisenbahnfahrten in Gebirgsgegenden zu machen, weil ihn in großen Tunnels oder bei dem Anblicke hoher Berge, zwischen denen der Zug dahinsaust, leicht ein Schwindel erfaßt. Diese Anecdoten sind wahr, aber sie haben so wenig etwas Bezeichnendes, daß man sie getrost verschweigen könnte, ohne dem Charakterbilde des Walzerkönigs den leisesten Abbruch zu thun.

Man darf es sich schon nicht verdrießen lassen, in das entlegene Viertel der Stadt Wien, wo sein Haus steht, hinauszupilgern, um Johann Strauß ohne Walzerbegleitung und Operettendecoration kennen zu lernen. Igelgasse Nr. 4! Vom Opernhause geradeaus in südlicher Richtung ist das Ziel binnen zwanzig Minuten erreicht. Von außen präsentirt sich das Haus ziemlich unscheinbar; sechs oder sieben Fenster Front, Hochparterre und erster Stock. Kein Balcon, keine Sculpturen, keine schmuckvollen Gesimse; nur das breite, ansehnliche Thor läßt darauf schließen, daß der Bewohner zu den Glücklichen gehört, welche es zum Besitze einer Equipage gebracht haben. Vielleicht auch rasselt just das elegante Coupé mit den zwei grossen, schweren Rappen und dem livirten Kutscher in die Einfahrt. Johann Strauß ist einer von den Reichen, die es nicht gerne scheinen; aber völlig ohne äußere Repräsentation zu existiren, verbietet ihm seine sociale Stellung. Ein alter Diener im blauen Frack mit gelben Knöpfen öffnet das Thor und nimmt dem Besucher die Visitenkarte ab; nach einer kurzen Weile führt er denselben durch eine geräumige Antichambre, welche zugleich Treppenhaus ist, in das Billardzimmer, welches als Empfangssalon dient, vorausgesetzt, daß Johann Strauß, am Harmonium sitzend oder in eine heftige Tarok-Campagne verwickelt, es nicht vorzieht, sich verleugnen zu lassen.

Wie redet man ihn an? Die Freunde des Hauses sagen kurzweg: Meister. Von Fernerstehenden hört er am liebsten die Anrede: Herr Strauß, am wenigsten gern die Titulatur: Herr Hofball-Musikdirector. Einige es immer nach seinem Willen, so müßte jeder Besucher ungesäumt nach einem Dutzend greifen und mit ihm eine Partie Billard spielen; dadurch wäre jede steife Conversation von selbst ausgeschlossen. Aber da man sich über die üblichen Formen nicht immer so cordial hinwegsetzen kann, überläßt er seiner klugen Gattin das Conversiren, während er selbst, nervös umherzuckend, nur sozusagen ruckweise an dem Gespräche sich betheiligt. Da ist Einer, der ihm einen Operettentext anbietet, ein Anderer, der die Aufführung des „Zigeunerbaron" in Paris betreiben möchte, ein Dritter, der ihn zur Mitwirkung bei einem Wohlthätigkeitsconcert einladet — er hört Alle geduldig an, ist aber schließlich sehr vergnügt, wenn seine Gattin ihm resolut die Last des Bescheides abnimmt und den Besucher mit derber Höflichkeit orientirt. Ist dies schicklich abgethan, so tritt — je nachdem — das Harmonium, das Billard oder die Tarokpartie wiederum die Herrschaft an.

Selbstverständlich hat das Harmonium die Vorhand. Doch es befindet sich im Allerheiligsten, in einem entlegenen Zimmer, wohin Johann Strauß sich von Fremden nicht gern begleiten läßt. Er ist nicht aufdringlich mit seiner Kunst, pfeift und summt nicht den lieben langen Tag die Melodien, die ihm zuströmen, und mag auch aufdringliche Neugier bei Anderen nicht leiden. Das Schönste, was er schafft, fällt ihm in nächtlicher Stille ein. Die ihn nur aus dem gesellschaftlichen Verkehr kennen, haben kaum eine Ahnung davon, was in ihm steckt. Denn er giebt sich als der echte Alt-Wiener, harmlos im Gespräche, sorglam bis zur Peinlichkeit im Exterieur, ausgesucht galant und höflich gegen die Frauen. Der Künstler in ihm geht incognito durch die Gesellschaft. Er enthüllt sich nur den Freundeu, dann aber ist es ein eigenthümlicher Reiz, ihn zu beobachten, wie er, irgend eine operetten-dramaturgische Frage, das Geheimniß eines scenischen Effectes, ein unzulängliches Libretto besprechend, in Feuer geräth, die feinsten Bemerkungen herausprudelt und durch die lebhafteste Gesticulation seinen Worten eine sinnliche Wirkung zu geben sucht. Da ist er der Künia, der sein Gebiet durchreist, und von dem gemüthlichen Alt-Wiener taucht jede Spur hinter der Weltkugel unter, über welche klingend seine Töne ziehen. Solche Momente sind selten, es erschöpft ihn, lange den Purpur zu tragen, und vielleicht ist es ein Durst nach Rache, der ihn übermannt, daß er, wenn der König abgestreift ist, nach dem Bleistifte langt und Freund und Feind mit verblüffender Kunstfertigkeit carrikirt. Wäre er der Operetten- und Walzerkönig nicht, er hätte als Carricaturenzeichner sich durch die Welt schlagen können.

Wer daran Gefallen findet, auf dem fahlen Gaul künstlicher psychologischer Constructionen zu reiten, der mag den Zusammenhang suchen zwischen der Lust, mit der Strauß carrikiren, und dem Genie, durch Töne mit den Gemüthern auch die Beine der Menschen in leidenschaftliche Bewegung zu versetzen. Das Gleichniß des Orpheus ist verlockend. Aber Gleichniß und Construction sind so wenig geeignet, das entscheidende Merkmal in der Individualität des Walzerkönigs zur Anschauung zu bringen, daß mich bedünkt, wenn der Leierkasten auf der Straße den Simplicius-walzer spielt und meine Füße dabei unwillkürlich in den Dreivierteltakt gerathen, so sei durch diese einfache Thatsache Johann Strauß besser charakterisirt als durch die tiefsinnigste psychologische oder musiktheoretische Betrachtung. Soll nun aber einmal Alles, was an einer persönlichkeit sich äußert, auf deren Mittelpunkt be-

Digitized by Google

zogen werden, so liegt es am nächsten, auch den Carrikaturisten Johann Strauß dem echten Wienerthum auf das Conto zu setzen, diesem Wienerthum, welches, wie hundertmal gesagt worden ist, niemals in Kunst und Leben einen abäquateren Ausdruck gefunden hat, als in der Musik von Johann Strauß. Der echte Wiener ist ein „Raunzer", was gleichbedeutend mit einem Nasronneur ist; er ist weich, gutmüthig, lässig, dabei aber stets geneigt, an jedem Dinge auf der Welt sein Mißvergnügen auszulassen. Der classische Typus dieses Naturells ist Eduard Bauernfeld, der in Allem und Jedem ein Haar findet. Dem Dichter tritt die Lust, zu carritiren, auf die Zunge, dem Künstler juckt sie in den Fingern. Zu guterletzt beruhet sich auch der parodistische Zug der Operette nahe genug mit der Carricatur.

Doch zu solchen Reflexionen hat man nicht den geringsten Antrieb, wenn man in dem Hause Igelgasse Nr. 4 als Gast weilt. Johann Strauß spricht nicht viel von sich und er ergeht sich auch nicht gern in problemhaften Allgemeinheiten; wenn er etwas beweisen will, so setzt er sich an das Clavier; er verläßt sich auf die Logik der Töne. Dazwischen sagt er auch wohl ein treffendes Wortlein, wie das: „Um ein Genie zu sein, muß Einem was einfallen." Er ist kein Virtuos im Clavierspiel, aber seine eigene Musik spielt Niemand so wie er; es dirigirt sie auch Niemand so wie er, so temperamentvoll, so nervös, so im rechten Tacte schwingend, wiegend, stürmend und sich verschlingend, dabei doch keineswegs tanzend am Dirigentenpulte, wie etwa sein Bruder Eduard, sondern vornehm und voll Umsicht. Er ist jetzt ein Mann von dreiundsechzig Jahren, aber die Musik erhält ihn jung, feurig, quecksilbern beweglich. Was er im Laufe der Zeiten mit den „Büchern" — so nennt er die Texte — für Erfahrungen gemacht hat, schlimme mehr als gute, wie er, am Harmonium sitzend, die rechten Aetschsüsse und Abgänge ausgetonnen, die er den Librettisten erst mit erschöpfender Beredsamkeit förmlich aufdrängen mußte, weil Librettisten wie andere Dramatiker nicht gerne von dem, was sie einmal geschrieben, ein Tüpfelchen opfern mögen, wie er aber auch sich selbst oft über die Wirkungen seiner Musik täuschte, das muß man ihn mit eigenem Munde erzählen hören. Da wird er bald zornig erregt, bald elegisch, die Finger gleiten ruhelos durch das dichte Kopfhaar, auf dem Gesichte spielen die entgegengesetztesten Stimmungen ihr beredtes Spiel.

„Auf der Bühne muß immer etwas vorgehen, das ist die Hauptsache", ruft er dann wiederholt und man entnimmt daraus, daß er in der Vernachlässigung dieses Gebotes die Hauptsünde der Librettisten erblickt. Daneben ist es auch eine seiner beständigen Klagen, daß es so wenige volksthümliche Operettentexte gibt. Immer König und Hofstaat, aber so selten Volk und Volksleben! Das hat ihm den „Simplicius" willkommen gemacht, daß sich die populären Instincte einer großen, aberteuerlichen Kriegszeit in dem Stoffe zu musikalischer Verwerthung darboten, obwohl er sich der gewaltigen Schwierigkeiten durchaus bewußt war. Freilich, wenn jeder Librettist ein Dichter wäre, wie Johann Strauß ein Componist, so hätte diese in Musik gesetzte Culturhistorie gute Zeiten auf der Bühne, aber die Poeten unter den Librettisten sind fast noch seltener als ein Johann Strauß unter den Operettencomponisten.

Oft habe ich in derlei Gesprächen mit Johann Strauß und gemeinsamen Freunden unvergeßliche Stunden in dem Hause auf der Igelgasse verbracht. Da zogen die Erinnerungen eines auserlesenen Künstlerlebens im Halbdunkel des Billardzimmers fast wie greifbare Gestalten vorüber und sie empfingen einen eigenthümlich unmittelbaren Reiz durch den Zusammenhang mit der unverminderten Schaffensfreude der Gegenwart, die sich in Ideen und Entwürfen kaum genug zu thun vermag.

Man sollte meinen, wenn man die Jugend in den Ballsälen nach Strauß'schen Walzern bis zur athemlosen Erschöpfung dahin wirbeln sieht oder wenn man im Theater den stürmischen Beifall vernimmt, der eine Operette von Johann Strauß begleitet, daß diese Melodien im ersten siegreichen Anlaufe die Runde um die Welt gemacht haben müssen. Sie wollten ja nichts als die Menschen beleben und erfreuen, sie erhoben keinen anderen Anspruch, als die Geselligkeit zu befügeln und träge Stimmungen wohlthuend aufzurütteln. Aber nicht immer war ihnen der Weg leicht gemacht. Der Walzer „An der schönen blauen Donau", dieses classische Muster des Wiener Walzers, fiel ab, als er zum ersten Male, von dem Componisten selbst dirigirt, in Wien gespielt wurde. Und Johann Strauß war darüber nicht einmal sehr unglücklich. Er sagte zu seinem Bruder: „Es ist mir nicht sehr leid um diesen Walzer; schade nur um die Coda, auf die ich so große und liebevolle Mühe verwendet habe." Doch der in Wien abgelehnte Walzer — fast möchte man das vemo prophota in patria citiren — kam nach Berlin, London, Paris, und dort weckte er so gewaltige Stürme begeisterten Beifalles, daß man daheim aufmerksam wurde. Als Strauß ihn nach einigen Wochen wiederum dirigirte, wollte der Applaus nicht enden. So haben auch Walzer, nicht bloß Bücher ihre Schicksale. Und zu welchem Goldstrome für den Componisten wie für den Verleger wurde diese „schöne blaue Donau"! Es geht die Sage, die möglicher Weise einen starken wirklichen Kern umschließt, daß dieses einzigen Walzers Segen Beidem, dem Componisten und dem Verleger, Häuser gebaut habe. Eine ähnliche Erfahrung machte Johann Strauß mit dem Walzer „Morgenblätter". Es war der Ball des Journalisten- und Schriftstellervereines „Concordia"; Jacques Offenbach, der in Wien weilte, hatte für denselben einen Walzer „Abendblätter" componirt und leitete persönlich das Orchester. Johann Strauß hatte für den nämlichen Ball die „Morgenblätter" gebracht. Die beiden Walzer brausten durch den mächtigen Saal; der Offenbach'sche blieb Sieger. Johann Strauß kam in Thränen gebadet von dem Balle heim und weinte die ganze Nacht. Der Wiener war in Wien dem Pariser unterlegen; auch die ungeheure Popularität des Namens Strauß, von Vater und Bruder her, hatte an diesem Schicksale nichts wenden können. Aber siehe da! nach etlichen Wochen waren Offenbach's „Abendblätter" verschollen, die „Morgenblätter" aber wurden von allen Leierkasten gespielt; sie hatten schließlich doch den Sieg behauptet. Die Geschichte der „Fledermaus" beginnt mit dem gleichen Capitel; auch diese wunderbare Operette, an der ein hervorragender Wiener Musikkritiker mit Recht etwas von dem Mozart'schen Genius erkannt und gepriesen hat, mußte sich in der Heimath zuerst eine beschämende Ablehnung gefallen lassen; sie kam zu Hause erst zur Geltung, nachdem sie in Berlin die Geister im Sturme erobert hatte. Wie seltsam sich solche Reminiscenzen anhören, wenn man vor langer Zeit sich erinnert, auf Theaterzetteln gelesen zu haben: Vierhundertste Aufführung des „Lustigen Krieg" — Dreihundertste Aufführung der „Fledermaus" — Zweihundertste Aufführung des „Zigeunerbaron"!

Doch nicht etwa mit Bitterkeit berichtet Johann Strauß von den mancherlei Enttäuschungen, die ihm in seiner Vaterstadt bereitet waren. Er erzählt von ihnen mit behaglicher Naivetät und immer endet die Erzählung mit dem sächelnd angebrachten Refrain: „So was ist Jedem passirt." Nur mag es wohl erklärlich scheinen, daß in Momenten des Mißerfolges — die ja nicht zahlreich gewesen — die künstlerische Ambition in Johann Strauß sich aufbäumte, daß eine zähe Antipathie gegen Operette und Walzer in ihm aufstieg und daß er in solchen Augenblicken daran dachte, den Sprung von der Operette zur Oper zu wagen. Aneh' io sono pittore! Zur komischen Oper, zur Spieloper natürlich, nicht zur großen Oper. Schade, daß er diesen Versuch bisher nicht gemacht hat; was dazu erforderlich ist, Humor, Grazie, Temperament und dramatische Verve besitzt er weit über den Bedarf der Operette hinaus.

In einer derartigen Fahnenflüchtigstimmung befand sich Johann Strauß, da saßen wir Freunde des Hauses mit ihm beim Glase Wein. Wider seine Gewohnheit blickte er eine geraume Weile sinnend vor sich hin. Was beschäftigte ihn? Wir beobachteten sein Mienenspiel, wir sahen, wie bald ein leichter Schatten über seine Stirne flog, bald ein wehmüthiges Lächeln seine Lippen kräuselte, dann wieder ein dunkles Feuer

Digitized by Google

aus seinen Augen blitzte. Endlich weckte ihn Einer von uns aus seinem Sinnen.

„Was ist's, Meister. Geht Dir eine trübe Erinnerung durch die Seele?“

„O nein,“ erwiderte Strauß, wie aus einem Traume emporfahrend, „ich habe nur darüber nachgedacht, daß es mit dem Walzer von heute auch bald sein Ende haben könnte.“

„Wie? Mit dem Walzer?“

„Nun ja, es hat Alles seine Zeit. Der Walzer wird nicht untergehen, er ist ein Stück Wien und der echte Wiener geht nicht unter, wie die Volkssänger verschern. Aber man sollte daran denken, den Walzer zu reformiren, ihm eine neue Gestalt zu geben.“

„Und wie wäre das möglich?“

„Ei, das wäre wohl zu machen. Man müßte ihm durch Bestandtheile anderer Tänze beleben, ihm eine größere Mannigfaltigkeit verleihen. Er könnte die Vorzüge aller anderen Tänze in sich vereinigen und brauchte doch nichts an seinem eigenen Charakter einzubüßen.“

„Und Du möchtest dies unternehmen?“

„O gewiß, ich werde es versuchen.“

Und nun begann er in feuriger, fast leidenschaftlicher Rede, daß sich Sätze und Worte förmlich überkugelten, das Bild eines neuen Tanzes, eines reformirten Walzers auszurollen. Wie der Walzer ein Rundtanz bleiben, dabei aber den Charakter eines Conversationstanzes annehmen müßte, wie er das tanzende Paar in feurigem Wirbel dahinreißen, dann ihm aber auch eine freundliche, ruhige Pause gewähren sollte, gleichsam ein Rundtanz in Capiteln, etwa wie eine Symphonie oder Sonate in Sätzen.

Halb kopfschüttelnd, halb staunend hörten wir ihm zu, wir vermochten seiner hastigen Rede kaum zu folgen. Es war eine vorübergehende Wallung. Er hat sie selbst sehr bald vergessen. Aber für die Zuhörer war es eine unvergeßliche Stunde; sie gewährte ihnen einen unmittelbaren Einblick in die Gedankenwerkstatt des Meisters.

Und solcher Stunden haben wir schon viele verlebt in dem Hause des Walzerkönigs.

Ein süddeutscher Localtypus in der Literatur.

Von Guntram Schultheiß.

Heinrich Rückert, der Geschichtschreiber unserer neuhochdeutschen Schriftsprache, hat in einer seiner kleineren Arbeiten dargestellt, wie die Mundarten der Gegenwart durch Schule und Zeitungen bedrängt und aufgerieben werden, wie ihr völliger Untergang über kurz oder lang eine abgeschlossene Thatsache sein wird. Es läßt sich bei solchen Ausblicken in die Zukunft schwer ausmachen, wie weit der Schriftsteller nach persönlichen Beobachtungen urtheilt, wie weit er nur aus angenommenen Voraussetzungen weitausgreifende Schlüsse zieht. Rückert war nun schon, wir wollen nicht sagen durch seinen Beruf und seine Lebensverhältnisse, aber doch durch seine Kränklichkeit verhindert, durch Berührungen mit dem Volke selbst, auf Wanderungen durch die Gaue des großen Vaterlandes, für den Rückblick auf einige Jahrzehnte die Thatsache festzustellen. Aber daß ein Professor der deutschen Philologie sich solchen Betrachtungen hingibt, beweist doch, daß das Verhältniß der Schriftsprache zur Mundart im letzten Menschenalter eine Verschiebung erfahren hat. Die Erleichterung des Verkehrs durch die Eisenbahnen, die Freizügigkeit, das Anwachsen der städtischen Bevölkerung gegenüber dem Stehenbleiben der ländlichen befördert jedenfalls das Vorherrschen der allgemein verständlichen Sprache und drängt die landschaftlichen Verschiedenheiten der Sprechweise von der Oberfläche der Beobachtung zurück. Gewiß wird man jetzt nicht mehr wie vor 100 Jahren einem Zeitungsartikel ansehen, ob er in Königsberg oder Zürich geschrieben ist, auch kann nicht, wenn er etwa in einer Arbeiterzeitung abgedruckt ist. Und auch wer im Eilzug durch Deutschland fährt und im Gasthof absteigt, dem mag es leicht als Wirklichkeit erscheinen, daß die ehemaligen mundartlichen Grenzen bereits gefallen sind, daß bald eine gleichförmig betonte und gefärbte Sprechweise alle ehemals so stark hervortretenden Verschiedenheiten aufgelöst haben muß.

Freilich tritt solchen Betrachtungen die Wahrnehmung gegenüber, daß gerade die letzten Jahrzehnte auch eine Pflege der Mundarten gesehen haben wie kaum je zuvor, daß ein Roßegger im Norden wohl ebenso bekannt geworden ist wie ein Fritz Reuter im Süden, daß bayerische Dorfgeschichten in norddeutschen Zeitungen, Bauernstücke auf norddeutschen Bühnen erscheinen. In München besteht ein blühender plattdeutscher Verein, und wie viele in der Union! Hat man nicht sogar den Vorschlag wiederholt gemacht, für unsere Flotte das Niederdeutsche zur Befehlssprache zu machen, aus dem ja ohnehin die meisten Benennungen herrührten? Deutet das auf den nahen Untergang unserer Mundarten, wenn sie sogar noch Eroberungen, wenigstens moralische, machen?

Aber wir wollen den leicht erkenntlichen Fehler in solchen Schlüssen lieber selbst aufdecken! Jene ganze Beobachtung vom Niedergang der Mundarten gilt eben überhaupt nur für die Städte und das städtische Leben und die darin wurzelnden Interessen; es bedarf gar keiner besonderen Beobachtung, daß die Mundarten ihr Leben und ihre Kraft nur in den abgeschlossenen Kreisen des ländlichen Lebens haben, daß sie in den großen Städten verkümmern und verrohen und schließlich eingehen. Es bedarf keines tiefen Nachdenkens, um die Gründe davon einzusehen. Gottfried Keller hat in seinem „Romeo und Julia auf dem Dorfe“ geschildert, wie ein achtungswerther, fest in seinen Schuhen stehender Bauer zum Wirth der städtischen Winkelkneipe herabsinkt. Nun wohl — nicht anders ist das Verhältniß der Mundart des Dorfes und der Großstadt. Die Sprache des Dorfes deckt sich mit dem geistigen Gesichtskreis derer, die sie sprechen, sie schmiegt sich allen Ausdrucksbedürfnissen an, sie bezeichnet mit sinnlicher Schärfe und Fülle alles, was in den Bereich des täglichen Lebens fällt. Mag sein, daß sie arm an Wörtern ist, wenn ein englischer Bauer wirklich bloß 500 Wörter gebrauchen soll; wo der Bauer auch Jäger und Fischer ist, wird auch seine Sprache etwas reicher sein, und arm fühlt sich der nicht, der nicht andere Bedürfnisse vergleichen kann. Wenn auch die Kirche und die Schule die Formen und Wörter der Schriftsprache gebraucht, so bleiben das doch Lebensgebiete für sich; ihre Sprache ist an ihren Zweck und ihren Ort gebunden.

Ganz anders die Mundart der großen Stadt. Auf Schritt und Tritt drängen sich fremde Anschauungen und Begriffe auf, andererseits verliert die Mundart ihren sinnlichen Reichthum, ihren Zusammenhang mit der natürlichen Umgebung. Sie zieht sich auf die engen Kreise des Hauses, der Gasse zurück, sie verarmt und verroht. Sie hört auf bildungsfähig zu sein, denn die Sprache der Bildung, das Hochdeutsche, überwuchert sie, nicht weil sie an sich der Bildung und Ausdehnung unfähig ist, sondern weil die Menschen, die sie sprechen, sich dem entziehen. So schrumpft die Mundart zusammen, sie sinkt zum trivialen Unterhaltungston herunter und ist fast nur noch im Stande, die geselligen Beziehungen auszudrücken. Es hat seinen tiefen Grund im Wesen der Sache, daß die literarische Verwendung der Mundarten von den Dorfgeschichten und Bauernerzählungen ausgegangen ist. Städtische Verhältnisse darstellend, drängt die Mundart unwillkürlich auf komische Wirkung und zwar durch den Gegensatz zur reicheren und geschmeidigeren Schriftsprache, sei es, daß derselbe durch die verbindenden Erzählungsworte des Schriftstellers wirklich in Erscheinung tritt oder in der Auffassung des Lesers sich ergibt. Dabei darf denn auch nicht übersehen werden, daß jede literarische Verwendung der Mundart — wo sie sich nicht aus wissenschaftlichem Interesse auf wortgetreue Aufzeichnung umlaufender Gedichte, Sagen u. dgl. beschränkt, wie in Frommann's Zeitschrift für Mundarten oder in den Schweizer Sammlungen

Digitized by Google

Sutermeister's — sie zu Anfätzen zu einer Schriftsprache zwingt, sie gewissermaßen idealisirt. Durchweg wird der Kenner der Mundart dann finden, daß Wörter und Wendungen der Schriftsprache hineingepreßt sind, die der Bauer nicht gebraucht, wenn er sie auch verstehen würde. Liebesgeschichten im Dialekt sind deshalb meist unwahr und sentimental, der Bauer kleidet seine Empfindungen überhaupt nicht in Worte, die leicht ihm bloß der Schriftsteller, wenn er seine Puppen tanzen läßt. Und wenn Hebel in seinen Alemannischen Gedichten den Genitiv der Benennung anwendet, den die Volksmundart gar nicht hat, so beruht dies auf demselben Zuge der Veredelung und Idealisirung, der die griechischen oder die jetzigen italienischen Mundarten zu völliger literarischer Ausbildung gleichsam als Hilfs- oder Unterſprachen führte.

Der Gebildete steht also seinem heimathlichen Dialekt mit bewußter Freiheit gegenüber, er hat hochdeutsch oder in der Schriftsprache denken gelernt, der echte Landbewohner fühlt und denkt ungebrochen in der Mundart und spricht es so aus, dem halbgebildeten Städter ist die verarmte Mundart das bequeme formlose Haus- und Werktagskleid des Empfindens, das Schriftdeutsche das unbequeme Gesellschafts- und Feiertagskleid, das ihn zugleich hebt und beengt. Dieser Gegensatz ist eben das Komische.

Mit vollem Verständniß der literarischen Tragweite des Gebrauches der städtischen Mundart haben Julius Stinde und Chiavacci sich dieses Gegensatzes bemächtigt; es ist auch nicht ohne Belang, daß Beide nicht völlig Eingeborene sind. Aber sie haben diesen Gegensatz noch zu vertiefen verstanden, indem sie ihn zu einem sachlichen machen, den mundartlichen Standpunkt zu einer Kritik der Erscheinungen und Vorkommnisse des Bildungslebens benützen. Mit Zug und Recht ist diese Rolle auch einer Frau zugewiesen, bei der Frau erscheint wegen ihrer stärkeren Naturlichkeit noch als Unbefangenheit und selbst als gesunder, wenn auch einseitiger praktischer Verstand, was beim Mann schon als täppische Schwerfälligkeit der Unbildung, als Unbehofenheit sich zeigt. Die Frauen aus dem Volk sind deshalb gewöhnlich dem Mann überlegen, einfach weil sie ihrer selbst sicherer bleiben.

Auch die bayerische Mundart ist literarisch völlig ihrer Eigenart entsprechend von Kobell dem Meister in zwei ganz verschiedenen Dialekten, nämlich dem pfälzischen und bayerischen, eingeführt worden und dann von seinem Nachahmer Karl Stieler mit größtem Erfolge ausgebeutet worden. Wie er ihn vorgefunden bei den Jägern und Holzmachern des Berglandes, hat Kobell ihm seine treuherzige Art, seine sinnliche Frische zu wahren verstanden, selbst ein eben so guter Jagdgeselle wie Gesteinskundiger. Bei ihm ist das Humoristische in herzerquickender Weise noch vorwiegend Situationskomik. So sehr auch für ihn der Spruch gilt: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen" — wird doch der Leser oder Hörer jedes Landes das Gedicht würdigen von den als Treiber verwendeten Buben, an denn der König, wegen seiner Frische Gefallen findet und ihn in's Schloß kommen läßt, um ihm aufzusordern, irgend einen Wunsch auszusprechen, der ihm gewährt werden solle. Und der Schluß lautet: „Auſsi möcht' i," sagt der Bua. Aber es ist klar, daß dies ein Erlebniß ist, das keine Erfindung ersetzen könnte.

Im Gegensatz hierzu steht eine alte Anekdote, wie König Ludwig I. von Bayern einen Wirth an der Isar — das Haus ist heuer für die Kunstausstellung verschwunden — fragte, wer er sei. Die Mütze in der Hand drehend gab der biedere Bajuvare zur Antwort: „I war der greane Baamwirth." Der König hätte nun das „war" hochdeutsch als Indicativ der Vergangenheit verstanden, während es Conjunctiv ist, „ich wäre" mit der Auslassung „falls Sie erlauben". So hätte er nochmals gefragt: „So, nun was ist Er denn jetzt?" und auf die Antwort: „I war er halt schon no (= noch)", sei der König in die Worte ausgebrochen: „Er war ein Esel und ist es noch!" Hier liegt die Komik nur in dem Widerspruch des hochdeutschen und mundartlichen Sprachgebrauches; und aus diesem heraus dürfte die Anekdote auch erfunden sein.

Durch das Bisherige ist den „Münchener Skizzen" von B. Rauchenegger*) ihre literarische Stellung zugewiesen.

Wir möchten aber deshalb nicht behaupten, daß es künstlerische Absichtlichkeit war, welche für eine bunte Reihe humoristischer Feuilletonartikel, die nach und nach in einem Münchener Tageblatt erschienen, dann als Sonderabdruck zusammengefaßt wurden, den einheitlichen Faden bilden soll. Aber der unverkennbare, wenn auch nur locale Erfolg, den die an sich harmlosen und formlosen Plaudereien erlangt haben, fordert dazu auf, den Gründen nachzugehen. Wenn in einer Stadt, deren Bevölkerung in ihrem größten Theil sich eher für alles Andere als für Bücher interessirt, höchstens für Leihbibliothekswaare oder allenfalls der Mode folgend für wissenschaftliche Vorträge, die wie allenthalben am Meisten von solchen besucht werden, denen es gerade am Wenigsten um ein eigentliches Verständniß der behandelten Gegenstände zu thun ist — wenn in einer solchen Stadt einige tausend Exemplare eines Büchleins abgesetzt werden, das immerhin einige Maß Bier kostet, so faßt sich daraus Manches erschließen über die Bedingungen der literarischen Consumtion. Macht doch selbst eine aus dem bekannten Stoffe angefertigte Posse volle Häuser, gerade weil jeder Besucher den Stoff bereits kennt.

„Humoristische" Skizzen nennt sich das Büchlein; das Humoristische ist nun vor Allem im Dialekt selbst, gerade in der Einfügung in die hochdeutsche Darstellung zu suchen. In ihm liegt freilich nicht der rasche, den Nagel auf den Kopf treffende Mutterwitz des Berliners, die kühne Vergleichung neuer Dinge mit alten örtlich benannten, wenn man etwa den hochthronenden Kutscher eines Brougham einen Himmelstritze nennt, auch nicht die weinerfüllte, prickelnde Lebendigkeit und Sinnlichkeit des Wiener Dialektes — der Münchener Dialekt verhält sich zu ihm wie das Bier zum Wein. Er ist ernsthaft, er drückt sich in sicheren Redensarten und Formeln aus, die auf viele Lagen und Verhältnisse gleich gut passen und die deshalb die komische Wirkung der Couplets machen, die ja an sich geistlos nur durch die Anwendung auf verschiedene Fälle wirksam sind. Der Heros Eponymus des Münchener Witzes ist noch immer der alte Kutscher Krenkl, der Zeitgenosse Ludwig's I., dessen derbe Ausſprüche und Antworten zum Inventar geworden sind.

In der gleichen Sphäre liegen viele Gschaftlhuber allgemeiner Bedeutung, wie Gschaftlhuber für einen Menschen, der sich überall Verdienste erwerben will — die Griechen hatten für diese Eigenschaft das Wort πολυπραγμοσύνη, der Gscheideri für den Alles- und Besserwisser, der Gschlenkte oder der Feichti für den zu Schaden oder zu kurz Gekommenen, der Schlifferl für einen frauenhaft Gesinnten, wie Goethe sich vornehm ausdrückt, die Gwappelten für die Bevorrechteten. Ein solcher Ausdruck in je einigen Paradigmen aus dem Alltagsleben genügt, um den Leser anzuheimeln, der in den gleichen Ausdrücken seiner Eindrücke Herr wird.

Dazu kommt eine oft gezwungene absichtliche Pflege locater Eigenthümlichkeiten und Erinnerungen, die in einer Art Gegensatz steht gegen die Fremdthümlichkeit der Mehrzahl der Bewohner. Es ist wie ein Zucken und Wehren in dem Verzüngungskessel der Medea; er findet sich in all' den großen Städten, die im letzten Menschenalter so reißend an Bevölkerungszahl durch Zuzug gewachsen sind. Gerade der will dem bodenständigen Grundstock an Localpatriotismus nichts nachgeben. Der Verfasser nennt seine Skizzen aus Isar-Athen, da sie doch eher aus Theben oder Abdera hießen müßten. Es ist ja nicht die obere zugewanderte Schicht der Wissenschaft und Kunst, auf deren Wirksamkeit der Name Isar-Athen zielt, auch nicht die Beamtenschaft, die überwiegend besonders in den höheren Stellen aus Franken und Schwaben stammt, deren Anschauungen und Sprechweise den humoristischen Stoff bildet, sondern die Unterschicht der autochthonen Bevölkerung oberbayerischen Stammes, die freilich auch meist in der ersten höchstens zweiten Generation dem städtischen Leben sich zugewendet hat, aus Dienst-

*) „Humoristische Schilderungen aus dem Volksleben Isar-Athens" München, Verlag der „Neuesten Nachrichten".

Digitized by Google

boten, Hausknechten, Bierführern, Handwerkern hervorgegangen. Nur von diesen Kreisen wird die Herrschaft der bayerischen Mundart getragen, die breit und schwerfällig mit Verlängerung der kurzen Stammlaute, mit Vernachlässigung der Zahn- und Lippenlaute, besonders auch des r und l, die gepreßten Gaumentöne vorwalten läßt. Sonst ist sie entschieden im Rückgang begriffen, wie oben ausgeführt; selbst oder gerade die Kellnerinnen und Ladnerinnen bemühen sich hauptsächlich unter dem Einfluß der norddeutschen Colonie, theilweise wohl auch der Schulen, ihre Mundart zu verleugnen, so gut sie die Riegelhaube abgelegt haben. Freilich hat viel von der formlosen Gemüthlichkeit der Ureinwohner auch an den Fremden Adepten gefunden; wie man in der Joppe, mit der Pfeife des Gebirglers, besonders in den zahlreichen Gesellschaften sich in die Kneipe setzt oder durch die Kniehose und den Rucksack sich als den sachmännischen Alpenfreund ausweist, so hat denn auch der Dialekt seine Pflege, je breiter und voher, desto echter!

Es ist in seiner Art dieselbe Pflege des Localen wie die scheinbar historische Art, die Straßen nach Ortsberühmtheiten zu benamsen, die freilich Niemand kennt: die man gestissentlich aus dem städtischen Archiv, aus verschollenen Erinnerungen hervorkramt — aus einer Zeit, wo München ein Pfaffennest von 10,000 Einwohnern war, von deren Nachkommen vielleicht noch einige Dutzend da sind — wie man Gedenktafeln und Schilder an die Häuser macht, in denen einmal irgend etwas vorgefallen ist. Man legt sich wohl in einer Straße zu Bette und wacht am anderen Morgen in einer anderen auf, weil inzwischen der Name geändert worden ist; man nennt jedes enge Gäßchen großthuerisch eine Straße, man wirft echt historisch erwachsene Namen, an die sich eine Erinnerung festklammern könnte, weg gegen nichtssagende, individualitätslose, wo möglich mit bloßen Vornamen zusammengesetzte Namen und hält dies für geschichtlichen Sinn. Als ob das nicht direct aus der französischen Revolution herrührte! So mag dieser gepriesene und vorgeschützte Cultus des Localen nicht ohne Einfluß sein.

Unstreitig aber ist der Hauptgrund, weshalb unsere Stizzen aus dem Münchener Leben Anklang gefunden haben, die photographische Treue, mit der in voller Unbefangenheit ein stark verbreiteter Localtypus abkonterfeit ist. Es ist der Typus an der Iar; gleich den Vögeln des Zeldes sät er nicht und erntet er nicht und der himmlische Vater ernährt ihn doch, wir erfahren höchstens, daß er von seinen Renten lebt. Längere Zeit hat der Verfasser — der beiläufig seine literarische Schule wie so viele als Reporter durchlief und so alle Gelegenheit hatte das Volksleben kennen zu lernen — dazu gebraucht, bis er zur Erkenntniß kam, daß ein solcher localer Typus mit bestimmten Zügen, wenigstens mit einem Namen ausgestattet werden müsse. Denn er begann damit, daß er allgemeine Schemen mit Zügen aus dem Münchener Leben ausstattete, z. B. die vier Temperamente an Münchener Lebensgewohnheiten zu zeigen, das Mißgeschick eines Jägers, dem früh ein altes Weib begegnet, den Bureaubelden, der sich für den Wirthshausabend als Atpenläufer verkleidet, die blinde Liebhaberei des Fischers, den Velocipedfahrer und den Rudernarren zu zeichnen und in ihrem Treiben zu carikiren — lauter Menschensorten, die in der gesunden Luft Münchens ihn besonderer Wichtigkeit gedeihen. Aber mit der Figur des Privatiers Rudlmaier hatte er glücklich den Typus getroffen, der am häufigsten vorkommt. Er wird sich freilich mit geringen Abweichungen in allen größeren deutschen Orten finden, der Bierphilister von feinerlei höherer Bildung, von keinerlei Interesse für allgemeine Angelegenheiten beseelligt, der auch nicht geeignet wäre, jenen Sportleidenschaften zum Anhaltspunkte zu dienen. Den regelmäßigen Müßiggänger oder den Mann ohne Tugend und Laster nennt ihn bereits ein Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts.

Sein Lebensberuf ist, die Vergnügungsstätten füllen zu helfen, überall dabei zu sein, wo „etwas los ist". Im Hofbräuhaus, beim Frühschoppen, beim Pferderennen auf dem Octoberfest, in Nymphenburg, auf dem Wendelstein, seit dieser Berg bei den Münchnern in die Mode gekommen ist, auf der Redoute im Colosseum. Auch den Stätten höheren Lebens fehlt seine Anwesenheit nicht; im Bewußtsein, es bezahlen zu können, besucht er das classische Concert der musikalischen Akademie, die Vorstellung der französischen Wandertruppe, den Wohlthätigkeitsbazar u. s. w., und hier muß er dann sich stellen, als ob er etwas davon verstände und sich dadurch lächerlich machen, wie seine Frau in der Kaffeevisite sich von ihren Gästen hinterrücks auslachen läßt wegen ihrer Unbildung. Und weil dieser Stoff sich doch allmählich erschöpft und abbaut, so schickt ihn der Autor dann auch auf Reisen nach Venedig und Wien und läßt ihn über seine Erlebnisse von dem festgehaltenen Standpunkt des Münchener Hofbräuhausphilisters berichten und das dazu in hochdeutscher Schriftsprache, wobei er freilich aus seiner Rolle fällt. Sein literarischer Ahnherr Blaumaier, in den sechziger Jahren der „Fliegenden Blätter", hat diese Klippe vermieden. Geist, Herz, Witz und Gemeinsinn darf der Leser freilich nicht erwarten, der etwa die Art von Augen hat wie Pückwick seinem Autor unter den Händen aus einem lächerlichen Einfaltspinsel zu einem schrullenhaften Gemüthsmenschen emporwächst. Unser Rudlmaier ist nur der platte Philister, der alles zahlen kann, was in seine leiblichen Bedürfnisse fällt, der Mensch, dem nicht die Arbeit des Lebens Vertiefung und Veredelung gebracht hat, der wie jetzt so häufig seit dem raschen Anwachsen unserer Städte vielleicht durch früher werthlosen Grund- oder Häuserbesitz ohne jedes Verdienst zu Vermögen gekommen ist, der dann auch nichts mehr zu arbeiten braucht.

Man möchte nun vielleicht glauben, daß solche Schilderungen viel weniger humoristisch als satirisch wirken müßten. Vor solcher Auffassung schützt freilich die Stizzen aus dem Münchener Volksleben ihre völlige Harmlosigkeit, das Fehlen jeder Absichtlichkeit, auch schon die Abgerissenheit und Trockenheit der Darstellung, die völlige Planlosigkeit ihres Entstehens im Einzelnen wie des Abdrucks in der Zusammenstellung. Die Einen der Leser schätzen die culturhistorische Treue bereits mit dem Auge des 20. Jahrhunderts, wenn der Typus wieder ausgestorben sein wird, für die Anderen aber hat der harmlose Name Rudlmaier schon begonnen, neben der allgemeinen älteren Bezeichnung des Protzen — eigentlich des bayerischen Ausdrucks für die volle saule Kröte — als locales Schmähwort für die Drohnen der menschlichen Gesellschaft zu gelten, wie bisher in diesen Kreisen der Bourgeois ganz und gabe war. Vielleicht wird er gar noch, wie einst Herr Chamvin, seinen Platz im Wörterbuch fordern?

Berliner Kunstzustände.

Von Georg Malkowsky.

Die centrale Bedeutung der deutschen Reichshauptstadt auf den Gebieten der Politik, des Handels, der Industrie und mit gewissen Einschränkungen der Wissenschaft und Literatur ist augenfällig. Eine Kunststadt ist Berlin niemals gewesen und zeigt seit dem Aufschwung des letzten Vierteljahrhunderts weniger als je Neigung, es zu werden. Vom Centrum des Reiches aus sieht man gleichgültig zu, wie die Kunstbestrebungen nach der Peripherie hin ihre Kräfte entfalten. München übernimmt zielbewußt die Führung. Berlin begnügt sich mit einer seiner sonstigen Bedeutung nicht entsprechenden Gefolgschaft.

Obgleich an der bedeutschen Thatsache nichts zu ändern ist, wird sich eine symptomatische Feststellung derselben kaum umgehen lassen. Berlin hat kein größeres künstlerisches und kunstfähiges Publikum, das beweist die geringe Theilnahme, die man dem Biberhandel und dem seit einiger Zeit außerordentlich regen Ausstellungswesen entgegenbringt. Daß sich Herr Meier und Frau Müller möglichst billig von einem bekannten, aber zur Zeit wenig beschäftigten Künstler malen lassen, mag für die Contrahenten recht angenehm sein, der Förderung der Kunst kommt es in sehr bescheidenem Maße zu Gute. Die große, jährlich wiederkehrende Kunstausstellung

Digitized by Google

hat sich so lange ihres Rechtes, der Statistik des Kunstinteresses zu dienen, begeben, als sie in Folge ihrer Mesalliance mit dem Dreher'schen Bierpark einen nebensächlichen Anziehungspunkt für das durstige Publikum bildet. Das Privatausstellungswesen, besonders durch zwei jüngere Berliner Firmen gefördert, macht anerkennenswerthe Anstrengungen und bringt pecuniäre Opfer, ohne seine Mühen mit merkbarem Erfolge gekrönt zu sehen. Die Gleichgültigkeit des großen Publikums erscheint unbesieglich.

Es liegt außerordentlich nahe und ist vor Allem verführerisch bequem, sich der Macht der Thatsachen zu beugen, gelegentlich auf den indifferenten Bildungspöbel zu schimpfen und im Uebrigen dem Urtheil seinen Lauf zu lassen. Gegen gewisse Dinge kämpfen nach beglaubigten Nachrichten Götter selbst vergebens, und es ist wohlthuend, sich einmal in mühelosem Quietismus als Gott zu fühlen. Unter den maßgebenden Factoren ließe sich unschwer ein ganzer Olymp selig dahinlebender Götter zusammenbringen.

Seit den letzten beiden Decennien ist es bei uns Sitte geworden, sobald irgend Jemand irgend Etwas wehe thut, in Jammertönen die Hülfe des allmächtigen Medicinmannes Staat anzurufen. Daß gerade die idealsten Zwecke der materiellen Unterstützung am meisten bedürftig sind, ist nicht zu leugnen, und so glaubt denn jeder Malersmann, wenn ihm nur durch Staatshülfe ein wenig Muße und Geld zu Theil wird, den embryonisch in ihm steckenden Rafael zur gedeihlichen Entwickelung bringen zu können. An etatsmäßigen und außeretatsmäßigen Aufwendungen hat es nicht gefehlt, eine merkliche Besserung in unseren Kunstzuständen ist nicht eingetreten. So wird man sich denn schwer des Gedankens entschlagen können, daß die Verwendung der bereitwillig dargebotenen Mittel zu wünschen übrig läßt. Es wäre eine dankenswerthe Aufgabe, der wir uns übrigens gelegentlich in einem besonderen Artikel unterziehen werden, hier die Principien der Verwaltung unserer Museen wohlwollend, aber aufrichtig zu besprechen. Dabei würde es sich hauptsächlich um die Beantwortung der Frage handeln, ob die öffentlichen Sammlungen den Privatstudien einzelner Gelehrter oder der allgemeinen Geschmacksbildung, dem unfruchtbaren archäologischen Wissen oder dem productiven Können zu dienen bestimmt sind. Was uns an maßgebender Stelle zu fehlen scheint, das ist eine energische, geistig bedeutende Persönlichkeit, die mit einer offenen Hand einen offenen Kopf verbindet, die nicht nur giebt, sondern auch an der rechten Stelle zu geben versteht. Die Förderung der monumentalen Kunst ist die nächste, nur durch ihn zu lösende Aufgabe des Staates. Aber die Hergabe der nöthigen Wandflächen allein thut's freilich nicht. Hier kommt es zunächst darauf an, das freie Spiel der einzelnen künstlerischen Kräfte zu einem einheitlichen, zielbewußten Streben zu vereinigen, nicht nur materiell zu fördern, sondern einen dauernden ideellen Einfluß anzuüben. Ein concretes Beispiel, wie man es nicht machen soll, bietet der bildnerische Schmuck in der Feldherrnhalle unseres Zeughauses. Die Säulen und Pfeiler beleben sich durch mehr oder weniger gelungene Herrscherstatuen und Generalsbüsten, die riesigen Wandflächen füllen sich mit einer Reihe individueller Auffassung und ernsten Studien der einzelnen Maler entsprungener Schlachtenbilder, aber das geistige Band, der große monumentale Zug, der zusammenfassende künstlerische Gedanke fehlt. Ein Hinweis auf Cornelius' Campofanto-Entwürfe, auf Kaulbach's Wandmalereien im Treppenhause des Neuen Museums mag genügen, um anzudeuten, wo das künstlerische Deficit steckt. Wir sind weit entfernt davon, die Freiheit des Schaffens beeinträchtigen zu wollen, aber wo der Sinn für die Unterordnung im Interesse der Gesammtschöpfung fehlt, da hat der Auftraggeber das Recht und im vorliegenden Falle die Pflicht, dem individuellen Können seine Wege anzuweisen. Die soeben veröffentlichten Bedingungen der Concurrenz für das in Berlin zu errichtende Wilhelmsdenkmal sind ein neuer Beweis für das geringe Verständniß dessen, was einer besonnenen, staatlichen Kunstpflege noth thut. Anstatt mit einem geistig durchgearbeiteten Plan, mit einer endgültig gelösten Platzfrage, mit einer in großen Zügen entworfenen Idee vor die Künstlerschaft zu treten, setzt man ziel- und planlos eine Reihe von Kräften in Thätigkeit, deren ungeregeltes Wirken im günstigsten Falle schätzbares Material zusammenhäufen mag. Daß durch die unausbleiblichen getäuschten Hoffnungen mancher Schaffensnerv dauernd gelähmt wird, dürfte dem künstlerischen Gesammtorganismus nichts weniger als zuträglich sein. Die Verantwortlichkeit für den Schaden hat der Staat zu tragen.

Das officielle, privilegirte Organ der Berliner Künstlerschaft ist die Akademie in ihrer Eigenschaft als Kunstschule und als Veranstalterin alljährlicher akademischer Ausstellungen. Es würde zu weit führen, wollten wir hier das allgemein übliche, vielfach mit Recht angegriffene künstlerische Reformbestreben einer eingehenden Kritik unterziehen. Das ächte, starke Talent wird schließlich auch mit dem Einschnürungsmechanismus des Schulzwanges fertig und geht unbekümmert um pedantische Lehrhaftigkeit seine eigenen Wege. Ueberraschende Resultate sind von einer künstlerischen Preßanstalt überhaupt nicht zu erwarten. Ist doch des Lehrbaren in der Kunst viel weniger, als sich die Schulweisheit privilegirter Akademieprofessoren träumen läßt. Daß gerade dieses wenige Lehrbare vernachlässigt, daß in Berlin Aesthetik gar nicht, Costümkunde und Kunstgeschichte von einem in diesen beiden Fächern dilettirenden Maler docirt wird, ist keinesweges geeignet, ein günstiges Vorurtheil für das Institut zu erwecken. Als Kriterium für die Erfolge unserer akademischen Lehranstalt mag der Umstand dienen, daß der große Staatspreis für Geschichtsmalerei seit einer Reihe von Jahren nicht zur Vertheilung gekommen ist, weil die Arbeiten der concurrirenden Schüler sich durchweg als ungenügend erwiesen haben. Was würde man von einem Gymnasium denken, dessen Abiturienten seit einem Lustrum in der Maturitätsprüfung durchfallen?

Der Schwerpunkt der künstlerischen Erziehung liegt übrigens keineswegs in den elementaren Vorbereitungsfächern, sondern da, wo der junge Künstler sich im Bewußtsein seines flügge werdenden Könnens an den Meister anschließt, um ihm die intimen Geheimnisse des Ateliers abzulauschen. Die ununterbrochene Kunsttradition, die Ueberlieferung der technischen Kunstgriffe von Mund zu Mund, die geistige Atmosphäre der gemeinsamen Werkstätte, das war es, was der Kunst des Alterthums und des Mittelalters zu einer gedeihlichen Entwickelung verholfen hat. Auf die Gefahr hin, persönliche Gefühle zu verletzen, können wir doch wenigstens die allgemeine Frage nicht unterdrücken: Wo sind die berühmten Meister der sogenannten Berliner Meisterateliers? Jenseits der Berge wohnen, beispielsweise in München und Wien, auch noch Leute, und was unseren wissenschaftlichen Instituten recht ist, sollte der Kunstakademie billig sein. Die Rücksicht auf die Empfindlichkeit einheimischer Malergrößen kann doch unmöglich der Berufung auswärtiger Kräfte im Wege stehen.

Das Bedürfniß der Zuführung frischen Blutes in den senilen akademischen Lehrkörper wird Niemand leugnen können, der nicht absichtlich vor den Meisterfolgen der Berliner Malerei die Augen schließt. Die Jubiläumsausstellung — es muß endlich einmal offen ausgesprochen werden — war eine exklatante Niederlage unserer einheimischen Kunstthätigkeit, soweit sie sich mit Leinwand und Farben abgibt. Von den Belgiern und Engländern, von den Münchenern und Wienern auf der ganzen Linie geschlagen, wäre es für unsere Künstlerschaft an der Zeit, in sich zu gehen und die erhaltene Scharte auszuwetzen. Die beiden letzten Ausstellungsjahre haben von einer solchen Selbsteinkehr nichts merken lassen, sie bedeuteten einen glänzenden Triumph der Mittelmäßigkeit, der die referirende Tagespresse ein Loblied zu singen sich nicht entblödete. Statt die Wände des Ausstellungspalastes unter unfaßlichen Sammelmühen mit alten Ladenhütern zu bedecken, sollte man den Künstlern Zeit lassen zum Schaffen ausgereifter Werke und den augenscheinlich unmöglich gewordenen jährlichen Turnus aufgeben. Die Akademische Ausstellung ist kein Kunstjahrmarkt, sie hat das unbestreitbare Recht, nicht nur das kindisch Unzulängliche, sondern auch das handwerksmäßig Mittelmäßige von ihren Pforten zurückzuweisen. Erst wenn man sich bewußt geworden ist, daß nicht der materielle Biberhandel, sondern

Digitized by Google

die ideelle Concurrenz die Räume des Ausstellungspalastes zu füllen bestimmt ist, wird sich eine Besserung der gerügten Uebelstände erwarten lassen.

Neben der privilegirten Kunstakademie hört man gelegentlich bei jährlich wiederkehrenden Festivitäten von einer freien Vereinigung der Berliner Künstlerschaft sprechen. Gesellige Veranstaltungen einer Berufsgenossenschaft gehören nicht vor das Forum der Oeffentlichkeit, und der Verein Berliner Künstler hat das unbestreitbare Recht, in seinen Privaträumlichkeiten nach seiner eigenen Façon selig zu werden. Nun besteht aber als Anner der Kneip-, Bibliothek- und Billardzimmer ein Raum für permanente Ausstellungen, mit dem die Tageskritik, den Wünschen des Publikums Rechnung tragend, sich wohl oder übel beschäftigen muß. Dieser Raum wird von Zeit zu Zeit, wenn auch spärlich, von Verwandten und Bekannten der Künstler, gelegentlich auch von einigen Fremden besucht und besonders von den Letzteren als verunreinender Berliner Salon bezeichnet. Wollte man die Durchschnittsleistungen unserer Maler nach ihren hier zur Ausstellung kommenden Leistungen bemessen, so würde man auf ein tief unter der Wirklichkeit stehendes Niveau gelangen. Wie es der Zufall bietet, wird das von den Mitgliedern gerade fertig Gestellte an den schlecht beleuchteten Wänden aufgehängt, und da die bedeutenderen Maler ihre festen directen oder indirecten Abnehmer haben, so kommt auch hier ausschließlich die Mittelmäßigkeit zum Wort. Von Zeit zu Zeit stachelt ein importirtes Sensationsbild das erlahmende Interesse des Publikums auf, und so geht es Jahr aus, Jahr ein im alten Geleise fort, ohne daß sich ein wesentlicher Fortschritt bemerkbar machte. Daß der Verein Berliner Künstler nicht in der Lage ist, dem berufsmäßigen Kunsthandel Concurrenz zu machen, sollte man längst eingesehen haben. So lange es sich unmöglich erweist, die besten Namen heranzuziehen, fehlt der Ausstellung im Architektenhause jede Existenzberechtigung. Eine energische leitende Persönlichkeit hätte ihr vor Jahren einen eigenartigen Stempel aufdrücken können, wenn sie an Stelle des Princips des perennirenden Bildermarktes das der von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Collectiv-Ausstellung gesetzt hätte. Nach dieser Richtung hin ist dem Verein Berliner Künstler die Nationalgalerie zuvorgekommen, indem sie für die Todten unternahm, was der Kunsthandel nicht ohne Selbstverleugnung zeitweise für die Lebenden unternimmt. Das bei Gurlitt ausgestellte Werk Fritz Werner's hätte sich beispielsweise im Architektenhause bei weitem angemessener präsentirt. Von den Ausstellungen des Vereins Berliner Künstler läßt sich mit einer geringen Modification wie von den Jesuiten sagen: Sint ut non sunt aut non sint.

Sobald es sich um Anregung des öffentlichen Interesses handelt, fällt natürlich der Löwenantheil der Arbeit der Presse zu. Um die Berliner Kunstzustände zu kennzeichnen, bedarf es nur der Bemerkung, daß die Hauptstadt des Deutschen Reiches nicht eine einzige selbständige Zeitschrift für die bildenden Künste aufzuweisen hat. Wie es um das Tagesreferat auf diesem Gebiet bestellt ist, das mögen die Verleger unserer großen Zeitungen verantworten, die es dem ersten besten, jeder Vorbildung entbehrenden Feuilletonisten anvertrauen. Unter solchen Umständen ist es natürlich dem ausübenden Künstler nicht zu verdenken, wenn er von dem „Kunstschreiber" mit begründeter Verachtung spricht und vergißt, wie viel er unter anderen Umständen dem berufenen „Kunstkritiker" verdanken könnte. Ein auf gegenseitiges Vertrauen gebautes Zusammenarbeiten der im Vorstehenden erwähnten Factoren würde jedenfalls zur Besserung der Berliner Kunstzustände mehr beitragen, als die bis zur Ermüdung wiederholte Phrase von der Interesselosigkeit des großen Publikums.

Feuilleton.

Der vierte Act.

Humoreske von Heinrich Bulthaupt.

Wir hatten den Mann verlassen und schritten jetzt auf der mit Kirschbäumen spärlich besetzten Landstraße Landstraße in der Gluth der Julisonne dem Dörfchen zu. In dem weitläufigen königlichen Garten, der aller Welt offen stand, seitdem die Heerfahrt die ländliche Residenz, vor mehr als Menschengedenken verlassen und nicht wieder besucht hatten, sollte die Gesellschaft sich auf das Zeichen der Glocke der verwitweten Hofrathin zum Kaffee und einige Stunden später zum Abendessen zusammenfinden. Die Zwischenzeit glaubte die würdige und energische Dame, die mich junges Studentenblut mit ihrem gastlichen Wohlwollen bedrohte, mit der Umschau und den Spaziergängen im Garten für ihre Gäste reichlich ausfüllen zu können. Denn dieser Garten, von dem ich bereits seltsame Kunde vernommen, war kein Garten gewöhnlichen Schlages. Er begann im strengsten Barockstil, ging allmählich in den englischen über, und stellte Alles in Allem ein Bild des menschlichen Lebens dar. Da gab es einen Tarnishaupang der Zucht, eine Bartenhalle der Selbstprüfung, ein Labyrinth des Zweifels, einen Berg der Erkenntniß und einen Teich der Wahrheit und Klarheit — lauter Wunderdinge, über die ich zwar oft gelacht, die mich aber doch neugierig gemacht hatten, und die ich nun endlich mit Augen sehen sollte.

Die Gesellschaft war weit voraus. Da es eine Wirthschaft in dem Lebensgarten nicht gab, hatte sich Alt und Jung, Mann und Weib unter dem Commando der Hofräthin mit Körben und Flaschen, Gläsern und Tellern beladen und behangen müssen, und fröhlich mischte sich nun das Klirren und Klappern des wandernden Hausgeräths in das Gelispe der Grillen, das rechts und links aus den Kornfeldern belauscht in die Luft stieg. Bald aber verhallte das fremde Klingen, und die Grillen behielten das Feld allein. Die hellen Strohhüte, die grünen Botanisirkapseln, die bunten Kleider wurden immer kleiner, noch sah ich hier und dort einen Knaben auf dem Zaune springen und den Schmetterlingsfänger schwenken — dann geworfne ich nur noch ein weißes Kleid und eine breite blaue Schleife daran. Es gehörte der Tochter der Hofrathin, der letzten im Zuge, es gehörte der hübschen Pauline. Sie hatte sich umgewandt — wie oft! und dabei jedesmal mit der mütterlichen Glocke, die sie zu tragen hatte, und die bei jedem ihrer Schritte hell und lieblich anschlug, anscheinend unabsichtlich geklingelt. Nun schellte sie zum letzten Male, heftig, zornig, und ich zweifelte nicht, wie ich wie ihren Unmuthen zu deuten hatte. Dann entzog der Biegung der Chaussee die zierliche Gestalt meinem Blicken, und nur wie aus weitester Ferne lockte der Glockenton leise, noch leiser, bis er erstarb.

Ich leugne, als hätte ich ein himmlisches Gehör sie immer verstehen zu können — sonnte ich anders? Ich blieb zurück, ja wollte, sobald es mich so stürmisch in ihre Nähe zog! Ich führte mit dem dichten aller Professoren und Aestheter, dessen mehr als vierzigjähriges Antlitz wie die schönste Pfingstrose glühte, im Schweiße seinen und meinen Angesichts ein gelehrtes Gespräch. Wer gedenkt nicht Kleist's „Amphitryon"? Wie das Wolkenkätzchen dem Cygnus Freiheit und Liebe, so sollte Pauline mir Geliebte und Muse zugleich sein. Ich zeigte nach den dichterischen Vorbere, ich hatte mein erstes Jambendrama geschrieben, und auf dem besten Wege, mich damit in der Gunst der schöngeistigen Hofräthin zu befestigen, der Director des Stadttheaters, der sich gelegentlich auf unserer Kneipe einfand, bezeigte, wie es sagte, „nicht übel Lust", das Stück zu geben — Alles aber hing von dem Urtheilsspruch des ästhetischen Professors ab, des obersten Richters und Orakels in allen Kunstfragen der kleinen Universitätsstadt. Im Grunde galt es bei den Einsichtigen für einen Schuljoer. Seine Collegien waren schlecht besucht, und zu Ende hörte sie Niemand. Am Urtheil lag ihm wohl nichts, da er seinerseit war und seinen Schülern mit Emphase in's Gesicht zu declamiren pflegte, die Kunst sei ihm noch niemals die weltende Kuh, sondern immer nur die hohe, die himmlische Göttin gewesen. Aber trop aller Benn und Aber hatte er sich das kritische Richtscheramt zu verschaffen gewußt. So half mir denn Nichts; der Unwog über ihn war uns unverneidlich. Er wurde mir aber doppelt schwer, weil das Gerücht umlief, der schwunnige Professor stehe ein Auge auf Pauline gewerfen, und die Hofräthin, die sich in ihrer Wittwenschaft mehr als ihr lieb war nach der Decke streden mußte, sei nicht abgeneigt, ihn als Schwiegersohn zu umarmen. Ich glaube zwar nicht daran, aber der Argwohn war doch nicht zu bannen, und das Opfer, das ich der Kunst brachte, erschien mir mit dieser Last auf dem Herzen geradezu heldenhaft. Aber es wurde gebracht. Und darum verschwand das weiße Kleid mit der breiten blauen Schleife hinter der Hecke, darum verhallte die Glocke fern und ferner. Pauline aber schien mich nicht verstehen zu wollen. Doch je bärter sie stutete, je heftiger sie mir die Schmeezen der Entsagung wedte, desto eindringlicher ermahnte sie mich unwiderstehlich nur, mein hohes Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. „Regwoll klinget des Ruhmo lodender Silberton", sang Klopstock. Das läutete mir über Glocke. Und sie und der Ruhm, sie waren mir zu eins! Ausgesprochen hatte ich mich mit Paulinen noch nie. Das schien mir auch nicht nöthig. Ich wußte, was ich wissen wollte, wenn sie mich beim Cotillon bevorzugte, wenn sie mir zu Blitzkomm und Abschied ganz eigen die Hand drückte; wenn sie mich aber mit ihren kleinen braunen

Digitized by Google

Augen so sicher und freundlich anschaute und wenn mir gar ihr kleiner rother, kraußrunder Mund, für den wir Studenten die Bezeichnung „primelhaft" erfunden hatten, zulächelte, dann ruhte ich in seligster Zuversicht und spottete meiner Kameraden, die zu wissen glaubten, Paulinens Mund sei von Natur ein wenig schief und lächle beständig, auch wenn er sich zum Weinen verziehen wolle. Ueber ihre geistige Bedeutung war ich mit mir allerdings nicht im Reinen. Möglich, daß sie zu einer Studentin welcher Facultät immer nicht geboren war, und gewiß, daß sie ihr Urtheil über meine Tragödie „Die Söhne des Brutus" in das schlichte Wort „O wie interessant" zusammengefaßt hatte. Aber ihr weiblich einfaches Empfinden galt mir mehr als meines wortreichen Nachbars ganze Aesthetik. Und denken zu sollen, daß dieser — es wäre auch gar zu lächerlich! Indessen des Professors ererbter Reichthum und der Wille der Mutter — man konnte nicht wissen. — Und so schritten wir weiter in der Gluth der Julisonne, auf der staubigen Landstraße, dem Dörfchen und seinem königlichen Garten zu.

Dem dicken Professor hatte meine Tragödie im Großen und Ganzen gefallen — heutzutage begreife ich nicht, wie das möglich war. Er erhob zwar mit seiner hellen, breiweichen und näselnden Stimme alle Einwände, die sich aus meiner Jugend und Unreife von selbst ergaben, aber er wußte doch an der Sprache Manches zu loben, rühmte den Aufbau bis zum dritten Act und berief sich für jedes seiner Worte auf Hegel, gegen den ich von je einen instinctiven Widerwillen empfunden hatte.

„Einen schweren, schweren Schaden aber hat Ihr Werk, junger Freund," fuhr er dann mit erhobener Stimme und dem Ausdruck des tiefsten Bedauerns fort, „und dieser zieht Ihre ganze talentvolle Schöpfung in seinen Ruin. Dem Stücke fehlt ein Act. Es hat deren nur vier."

„Aber es ist doch zu Ende?"

„Gewiß; aber der vierte Act fehlt."

„Der fünfte, wollen Sie sagen," warf ich sanft, aber hartnäckig ein.

„Nicht doch, junger Freund, der vierte. Der fünfte ist vorhanden. Ihr vierter ist der fünfte. Aber der vierte fehlt."

Ich glaubte nun zwar zu merken, worauf er hinaus wollte, stellte mich jedoch begriffsstutzig und rollte mich im Geist wie ein Igel zusammen. „Aber ich wüßte mit dem besten Willen nicht, wie sich dem Stück noch ein Act hätte abgewinnen lassen."

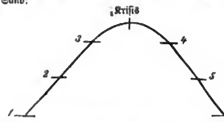
„Das ist Ihre Sache, mein Lieber."

„Gewiß. Aber darf ich fragen, Herr Professor, was Sie zwischen dem dritten und vierten, oder, wie Sie ihn nennen, dem fünften Acte vermissen?"

Darauf erfolgte nun zwar keine directe Antwort, aber der gelehrte Herr begann zu dociren. Seine Stimme wurde sopranhaft, seine Brille schütterte auf der kleinen Nase, und sein ganzer dramaturgischer Katechismus rollte sich vor mir auf: Exposition, Peripetie, Katastrophe, accelerirende und retardirende Elemente — o ja! ich kannte sie alle, die schönen Namen, aber ich hatte es im Gemüth, meinen jugendlichen Lebenstrieb von diesen todten Begriffen nicht besiegen zu lassen, verharrte also in meiner Passivität und ließ den Professor reden, bis er, immer erhabener, endlich bei der ästhetischen Wellenlinie angelangt war. Das war sein Schlagwort, und nun merkte ich auch wieder auf, denn zwei schillernde Pfauenaugen, die auf- und niedergaukelten, sich suchten und mieden, bis sie in der blauen Luft verschwunden waren, hatten mir Herz und Augen abgelenkt, und ganz in der Ferne glaubte ich auch Paulinens Glocke rufen zu hören.

„Die ästhetische Wellenlinie, sagt sie Ihnen denn gar Nichts? Ist sie nicht das Bild alles Lebens, alles Werdens und Vergehens? Es beginnt, steigt an, erreicht einen Höhepunkt und senkt sich abwärts. Da nun aber das Drama der Gipfel aller Kunst und im Kleinen ein künstlerisches Abbild des Lebens überhaupt ist, so bringt sich auch in ihm die Wellenlinie am Vollkommensten zur Erscheinung. Es beginnt, steigt an, erreicht einen Höhepunkt und senkt sich wieder. Sehen Sie, so."

Er blieb stehen und wühlte dabei mit seinem Spazierstock diese Figur in den Sand:



„In der Mitte des Dramas liegt der Punkt der Krisis, also, wenn wir das Drama in Acte theilen, wie es doch nun einmal geheiligte Sitte ist, in der Mitte des mittleren Actes. Einen mittleren Act kann es aber nur bei ungeraden Zahlen geben — drei, fünf, sieben, wie Sie wollen. Für fünf Acte aber haben sich unsere Meister entschieden" (er nannte Shakespeare, er nannte Lessing und Schiller), „auf fünf Acte vertheilen sich alle Essentialien des Dramas am Trefflichsten, bei fünf Acten werden also auch wir bleiben müssen, junger Freund."

Es war etwas in seinen Worten, was mir einleuchtete. Die Wellenlinie hatte es im Grunde auch mir angethan. Dennoch ärgerte mich sein überlegener, blutloser, automatenhafter Docententon. Gegen die Schablone, die er aufstellte, empörte sich mein freies Gefühl, und ob ich mich gleich vor den großen Schatten, die er beschwor, im Geiste verneigte, beschloß ich doch, ihre Autorität nicht gelten zu lassen, und mich in berechtigtem Selbsterhaltungstriebe meiner Haut tapfer zu wehren.

„Verzeihen Sie, Herr Professor, daß ich noch nicht ganz überzeugt bin. Was Sie sagen, trifft gewiß in vielen, vielleicht in den meisten Fällen zu, aber wäre es denn nicht denkbar, daß sich ein Stoff in vier Acten völlig erschöpfte, ohne daß man dem Dichter daraus einen Vorwurf machen dürfte? Ja, müßte man diesen nicht vielmehr dann tadeln, wenn er dem inneren Zwang der Handlung zum Trotz, nur aus falscher Scheu vor den geraden Zahlen, zwischen den dritten und letzten noch einen überflüssigen vierten Act schöbe, der das Ende künstlich nur aufhält? Es will mir doch scheinen, als laste eine solche Schuld selbst auf dem großen Lessing. Ist die Gräfin Orsina nicht erst nachträglich in die „Emilia Galotti" eingefügt? und hat der Riccaut in der „Minna", also eine augenscheinliche Episode, einen anderen Zweck als den, die Handlung, die für einen vierten Act nicht Stoff genug besitzen würde, künstlich zu dehnen? Was sehen wir also? In zweien seiner reifsten Kunstwerke bringt Lessing im vierten Act eine neue Figur auf den Plan, die, von aller Bedeutung ihrer Charakteristik abgesehen, für die Entwickelung der Handlung entbehrlich ist — der Riccaut gewiß. Und Schiller? Ermöglicht er seine vierten Acte nicht dadurch allein, daß er statt eines Helden zwei erwählt, die nun wechselweise, Act um Act, das Terrain behaupten wie Maria Stuart und Elisabeth? Von Shakespeare ganz zu schweigen, der im vierten Act die Handlung oft völlig stocken läßt — wofür der Hamlet Zeugniß ablegen möge."

„Nun, und —?"

„Das beweist mir, daß unsere großen Dichter sehr oft ohne dramatische Nöthigung einen vierten Act geschrieben haben, den sie besser weggelassen hätten."

So redete ich und erhitzte mich am eigenen Feuer. Es war sonst so gar nicht meine Art, unehrerbietig gegen den Genius zu sein, und auch das Alter hatte ich immer geehrt, wenn es auch nur um einige Monate über das meine hinausragte. Aber diesem Manne durfte ich den Sieg nicht gönnen, um so mehr als ich fühlte, daß meine Sache, soweit sie die „Söhne des Brutus" betraf, bei ihm bereits verloren war. Niemals würde er ihnen das Wort reden. Schmeicheleien hätten ihn vielleicht gewonnen, aber mein beständiger Widerspruch, hinter dem sich der Ingrimm nur mühsam verbarg, mußte ihn aufbringen. Jetzt wußte ich, daß er weder der Hofräthin von meinem Talent eine gute Meinung beibringen noch dem Director meine Tragödie zur Aufführung empfehlen würde. Und diese von Secunde zu Secunde wachsende Gewißheit im Bunde mit meinem geheimen Verdacht verhärtete mein Herz, das mir schon ein mildes Wort auf die Lippen legen wollte. Vollends als ich dem Manne des Schönen in das schweißtriefende Antlitz sah, verstockte ich mich böswillig. Denn er blinzelte unter seiner Brille so geringschätzig hervor und deutete dabei mit dem Spazierstock auf ein halbflügges Vöglein, das uns über den Weg hüpfte, mit so unzweideutiger Miene, daß ich mir das Wort „Grünschnabel" daraus ohne Mühe zusammenlesen konnte. Mein Abscheu aber wuchs, als er seinen Kopf plötzlich sanft zur Seite warf und dabei so mild und geduldig lächelte, als wollte er sagen: „Ei, warum sich ärgern? Heute ist ein Tag der Freude."

Mit derselben syrupsüßen Milde gab er seiner festen Hoffnung Ausdruck, daß sich meine bilderstürmerischen und ketzerischen Anschauungen mit den Jahren schon läutern würden — und damit traten wir durch das Thor des Lebens, denn mittlerweile waren wir am Schloßgarten angelangt.

Etwas nagte still in mir weiter, und nicht der dunkle Verdacht allein. Ich konnte mich nicht überzeugen, daß ich Unrecht hatte. Die Wellenlinie wollte mir nicht aus dem Kopf, und meine Phantasie wölbte sie so schön und schwungvoll wie möglich — aber trotz ihrer, und trotzdem sie zu Recht bestehen sollte, glaubte ich doch zu wissen, daß es mit der blinden Verehrung der Drei- und Fünfzahl eitel Abgötterei sei. In unserem Streit war das letzte Wort noch nicht gesprochen, die lösende Formel noch nicht gefunden worden. Ich grübelte weiter. Einen Beweis, einen unumstößlichen Beweis!

Der aber ließ auf sich warten, und der Park gab mir ohnehin zu rathen genug auf. Wir kamen an eine Mosaikgrotte, in deren Bassin ein pausbackiger lachender Junge auf einem Delphin saß und aus einer Tritonenmuschel den Wasserstrahl emporsandte, während kugelrunde Amoretten sich schöpfend über den Rand des Beckens beugten: es war der Quell des kindlichen Frohsinns. Wir schritten gebückt durch den engen Laubgang der Zucht und ritzten uns am Dornenhag der Schmerzen. Das Labyrinth des Zweifels vermieden wir, da es uns drängte, zur Gesellschaft zu stoßen, aber der Berg der Erkenntniß ließ sich nicht umwandern, und hinter ihm, am See der Wahrheit und Klarheit, wollte die Hofräthin ihre Schaaren zum Kaffee sammeln.

Der Berg der Erkenntniß war ein grüner, gleichmäßig abgerundeter, puddingförmiger Hügel, auf den von allen vier Seiten, wahrscheinlich um keine der vier Himmelsrichtungen zu beleidigen, gleichmäßig breite ziemlich steile Wege führten, die sich oben zu einem kleinen Plateau vereinigten. Von dort sollte sich die ganze Anlage frei übersehen lassen. Schatten gewährte der Hügel darum nicht, und der Anstieg war in der Hundstagshitze nichts weniger als verlockend. Aber über uns Beide, den Professor und mich, kam plötzlich eine Art Erleuchtung, als sollte uns dort oben das Heil werden, und vom gleichen Gedanken ergriffen riefen wir übereinstimmend aus, daß sich uns in dem Berg der Erkenntniß das Geheimniß der Welle ja gleichsam verkörpert darstelle.

Mechanisch hatte ich, ich wußte selbst nicht warum, meine Uhr herausgezogen, und als wir lautlos auf der Höhe angelangt waren, stellte ich fest, daß wir vom Fuß bis zum Gipfel gerade fünf Minuten gebraucht hatten.

Der Professor, der mir jetzt leid that, denn er keuchte wie ein Blasebalg, nickte bloß und sank dann, um sein Ruhebedürfniß ästhetisch zu be-

Digitized by Google

mänteln, wie in hingerissener Bewunderung der Landschaft, mit einem lauten Ah! auf die Steinbank der Sammlung.

Mich aber bezauberte unterdeß ein lieblicheres Bild. Denn unten am Fuß des Berges, dem Pfad, von dem wir ausgegangen, gerade gegenüber, unweit des von Tannen umsäumten Sees der Wahrheit und Klarheit, lagerte unter einer Gruppe breitästiger Platanen unsere Gesellschaft, und eben erhob Pauline ihre Glocke, um, diesmal in Erfüllung übernommener Pflichten, die Nachzügler und Verstreuten zum Sammeln zu locken. In dem seiner Früchte beraubten steinernen Korb einer zerschlagenen Pomona, die mit Moos bewachsen sphinxgleich mit halbem Leib aus der Erde ragte, prasselte ein blasses Feuer, und über demselben sang ein Theekessel. Die Alten ruhten im Schatten, die jüngeren Männer brachen Reisig und schürten die Flammen, andere liefen, während die Hofräthin mit lauter Stimme ihre Befehle ertheilte, mit Kannen und Kuchentellern hin und wieder. Am Boden aber lag weit ausgespannt, von Messingbüchsen, Silberzangen und einem ungeheuren Topfkuchen niedergehalten, ein riesiges Tafeltuch, auf das, von dem bewegten Laub hundertfach durchbrochen, die Sonne ihre Kringel zeichnete, und vor ihm ruhten im Grünen auf Mänteln und Tüchern, mit glänzenden Goldkäferschuhen, die Mädchen, in den hellsten Gewändern, weiß, zartroth und blau, lachend und plaudernd, während ein Bube mit einer gelben Iris vom Ufer des Teiches begeistert wiederkehrte. Vor diesem Gewimmel von Licht und Farben aber, vor all' diesem Auf und Ab stand ruhig die holdeste der Glöcknerinnen und läutete unverdrossen, während ihr Köpfchen sich seitwärts zur rechten Schulter neigte, als wollte sie des silbernen Tones, den sie dort mit der erhobenen Rechten weckte, auch recht inne und froh werden. Und dabei hoben sich aus dem zarten Gesicht mit den rundlichen, leicht gerötheten Wangen die kleinen braunen Augen wie zwei blitzblanke Kaffeeböhnchen, und der Primelmund lächelte so süß, daß ich für einen Augenblick Nichts sah und dachte als sie.

Auch der Professor, der sich von seinem Steinsitz erhoben hatte, schmunzelte behaglich. Aber daß mein Argwohn auf falscher Fährte geschweift hatte, mußte mir jetzt klar werden. Denn wie hätte er sonst, Angesichts solcher Schau, noch einmal von der Wellenlinie und dem Drama beginnen können?

Und das that er wirklich.

„Sehen Sie, lieber Freund," sagte er, „hier stehen wir auf dem Punkte der Krisis. Jetzt beginnt die Peripetie. Und, daß ich im Bilde bleibe, muthet Sie nicht das weiße Laken dort unten wie das Bahrtuch des Todes an, in dessen Falten die Katastrophe zur Ruhe kommt?"

Das war mir denn doch zu stark. So viel blühendes Leben dort unten, und „das Bahrtuch des Todes?" Kurz entschlossen ließ ich darum den Professor in seinem Bilde allein, und während das Geläut noch fortdauerte, eilte ich raschen Schrittes den Berg der Erkenntniß hinunter.

Nun aber geschah etwas, was in solchen Fällen immer zu geschehen pflegt. Die Senkung war zu stark. Die schiefe Ebene machte ihre Rechte geltend. Ich mußte traben, rascher, immer rascher und als ich wie aus der Pistole geschossen unten anlangte, von dem lauten vorwurfsvollen Ruf der Hofräthin „Es ist fünf Uhr" empfangen, glaubte ich den Halt verlieren zu müssen, wenn ich nicht die mitten im Wege stehende läutende Pauline umklammerte. Das that ich denn auch ohne Zaudern; ich faßte sie um die Hüfte und drehte mich mit ihr einige Male im Kreise.

Wie erstaunte ich aber, als sie mir währenddessen zur Begleitung eines unablässigen, nunmehr wieder unfreiwilligen Geklingels, das der Gesellschaft unsere Worte verbarg, zuraunte:

„Was fällt Ihnen ein? Was soll mein Verlobter dazu sagen?"

„Ihr Verlobter?" fragte ich erbleichend, während wir in der Wirbelbewegung blieben.

„Freilich. Es sollte eine Ueberraschung sein. Beim Abendessen wollte Mama es bekannt machen. Bis dahin durfte Niemand etwas merken."

„Und wer ist der — Glückliche?" fragte ich im Ton tiefster Verachtung.

„Nun, der Herr Professor."

„Der?" rief ich und stand starr, und nun begriff ich plötzlich, nach wem sie sich auf meinem heißen Leidenswege umgewandt.

„Der!" wollte Pauline rufen, indem sie nach oben deutete, doch das Wort erstarb ihr im Munde. Die Gesellschaft aber, die uns, soviel ich mit fliegenden Blicken wahrnehmen konnte, während unseres Kreisellaufs mit großen entsetzten Augen gemessen, stieß, durch ein zweites noch unerhörteres Phänomen abgelenkt, plötzlich einen lauten Schrei aus. Denn herab vom Berg der Erkenntniß kollerte rasch und regelmäßig wie eine Walze der Professor. Wahrscheinlich hatte er es mir gleichthun wollen und war im schleunigen Lauf gestolpert — kurzum, er kollerte, und ehe sich die bestürzten Zuschauer zu fassen vermochten, rollte er mit furchtbarem Geklirr in die sauber glänzende, appetitliche Kaffeebescheerung, in Topfkuchen, Milchkannen und Zuckerdosen, so daß die Scherben ringsumher flogen — und über der Katastrophe schlug das „Bahrtuch des Todes" zusammen. Die Hofräthin verschüttete vor Schreck den gemahlenen Kaffee, und der Knabe, der sich zu der ersten Iris die zweite holen wollte, sank, als er sich an einer jungen Weide hielt, die den Versammelten als Kleiderhalter diente, mit dem brechenden Baum in den Teich der Wahrheit und Klarheit, so daß auf dem grünlichen Wasser nun eine bunte Flottille von Hüten, Tüchern, Schleiern und Sonnenschirmen schwamm. Es war eine heillose Verwirrung, ein allgemeines Jammergeschrei: der stimmungsvollste Accord zu der grausamen Enttäuschung, die ich soeben erlitten.

Als ich mich von meinem Schmerz, meiner Ueberraschung und meiner Verachtung einigermaßen erholt hatte, sah ich neben dem triefenden Jungen den Professor stehen, begossen und bekrümelt. Er hatte sich in die Tischdecke krampfhaft wie in eine Toga gewickelt und fragte dumpf: „Was war denn das?"

Da trat ich mit der brennenden Wunde im Herzen vor ihn hin und sagte, hellsichtig geworden, mit aller Bitterkeit des Leids, zornmuthig und rachbegierig:

„Das war das Geheimniß des vierten Actes, Herr Professor. In fünf Minuten waren wir oben, in einer einzigen sind wir unten. Bis zur Krisis steigt es sich langsam an, aber im Fluge geht es abwärts, auch bei der schönsten und genauesten Wellenlinie, ja, gerade bei dieser, und ehe wir es uns versehen, schlägt das „Bahrtuch des Todes" über der Katastrophe zusammen. Sie haben mir somit bewiesen, daß ich Recht habe."

Alles sah mich verblüfft an. Als man aber mit Spießen und Stangen kam und ein Boot löste, um nach den versinkenden Kleidern zu fischen, schlich ich mich von dannen, während die Gefühle des Triumphs und der Blamage wie zwei Wagschalen in meinem Herzen auf- und niederschwankten.

* * *

Die Geliebte also war mir nicht beschieden, aber dem Professor glücklicherweise auch nicht. Die Rollscene im Lebensgarten und die ausgelassene Heiterkeit, mit der man sie in allen Kreisen der Musenstadt zum Besten gab, waren der Hofräthin so peinlich geworden, daß sie sich in zwölfter Stunde noch bedachte, das Geschick ihrer hübschen Tochter mit dem der komischen Hauptperson der Geschichte für immer zu verflechten.

Und der Lorbeer —? Pauline soll einige Jahre später einen reichen und dicken Brauer geheirathet haben. Noch jetzt aber sehe ich in stillen Stunden eine zarte Gestalt im weißen Gewand mit blauer Schleife aus dem Dunst und Nebel der Erinnerung tauchen, und fern, ganz fern höre ich den hellen Ruf einer Glocke. „Reizvoll klinget des Ruhms lockender Silberton."

Dem dicken Professor aber, dem ich damals so unerlaubt keck und selbstbewußt geantwortet habe, bleibe ich bis an mein Lebensende dankbar dafür, daß er mir mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit das Geheimniß des vierten Actes enthüllt hat. Einen anderen Nutzen hat seine Aesthetik nicht gestiftet.

Aus der Hauptstadt.

Von den Kunstausstellungen.

Die XXVII. Sonderausstellung der Nationalgalerie. Schulte's Salon.

Die Direction der Nationalgalerie erfüllt nach wie vor mit rühmenswerthem Eifer die einmal übernommene Verpflichtung, das Andenken jüngst verstorbener Meister durch eine Collectivausstellung ihrer nachgelassenen Werke zu ehren. Es ist ihr dieses Mal gelungen, einen vollständigen Ueberblick über das Schaffen zweier im Laufe dieses Jahres dahingeschiedener Maler zu gewähren.

Wer Adalbert Begas, den dritten Sprossen der zahlreichen Künstlerfamilie, nur aus dem letzten Jahrzehnt seines Wirkens kennt, wird über die reiche Entwickelung seines vielseitigen, wenn auch nicht eben eigenartigen Talents staunen. Als Kupferstecher beginnend, entdeckt er in Paris seine Begabung für die farbige Wiedergabe der Wirklichkeit und geht zunächst in Weimar durch die gefährliche Schule Arnold Böcklin's. Aus dem Anthropomorphismus des Meisters heraus rettet er sich eine harmlose Vorliebe für die mythische Staffage. Die Natur verkörpert sich dem nachempfindenden Schüler nicht zu lebensvollen Phantasiegestalten, sie füllt sich nur wie zufällig mit der traditionellen Nymphen- und Satyrnschaar. An Stelle der grandiosen Umsetzung der unsichtbaren Kraft in wesenhafte Fabelgeschöpfe tritt ein graziöses Spiel mit überkommenen Formen. Die landschaftliche Stimmung klingt in Amorettenreigen und ähnlichen Tändeleien aus. Das Bewußtsein einer gewissen koloristischen Unzulänglichkeit, die ihn vor der ohnmächtigen Nachahmung der phantastischen Farbensymphonien seines Meisters bewahrt, treibt Adalbert Begas nach Italien. Wie ernsten Studien er hier obgelegen, dafür zeugt eine Reihe trefflicher Copien nach Pordenone, Raphael und Tizian. Als werthvollste Errungenschaft bringt er die Vorliebe für die Kunstart Venedigs, die sorgfältige Herausmodellirung des Portraits im vollen Licht, den leuchtenden Fleischton, das goldige Colorit in die Heimath zurück. Das Gelernte giebt sich in einer Reihe idealer Einzelfiguren aus, denen das Publikum lebhaftes Interesse entgegenbringt. Das deutsche Lied, Psyche und Preziosa, das Volkslied bezeichnen den Höhepunkt seines Schaffens. Als die Geschmacksrichtung sich, von der Idealmalerei übersättigt, der treuen Wiedergabe der Wirklichkeit zuwendet, versucht auch Adalbert Begas, sich der herrschenden Strömung anzuschließen. Sein künstlerischer Charakter geräth in's Schwanken. Wo er noch einmal, wie in „des Lebens Sommer", einer weiblichen Halbfigur, die nackt vor einem von Amoretten umflatterten Spiegel sitzt, in die alte Formensprache zurückverfällt, wird er unsicher und verliert die Herrschaft über den Ausdruck. In einem erneuten Aufenthalt in Italien sucht er sich künstlerisch zu verjüngen, kommt aber nicht mehr über das richtig gesehne und gut gemalte Landschafts-, Architektur- und Straßenbild hinaus.

Fester gefügt in seiner Individualität ist Wilhelm Riefstahl. Mit mecklenburgischer Langsamkeit und Gründlichkeit dehnt er seine künstlerische Domäne über Rügen, Westfalen und die Rheinlande zunächst bis

Digitized by Google

in die Region der Alpen aus. Coloristisch von seinem Lehrer in der Landschaftsmalerei, W. Schirmer, abhängig, ist er in seiner sichern, etwas derben Formensprache durchaus selbständig. Von der Landschaft und Architektur ausgehend, gelangt er auf dem Umwege über die in den Vordergrund treiende Staffage zur Menschendarstellung. Auch hier bleibt ihm die zarte Formenschönheit, das Weibliche in der Erscheinungswelt, verschlossen. Ihn interessirt die feste, in sich geschlossene Männlichkeit, wie sie sich in robusten Bauern- und Mönchsgestalten verkörpert. Erst im späteren Mannesalter unternimmt er seine Romfahrt, aber auch in der ewigen Stadt bleibt er seiner nordischen Eigenart treu. Er hat sein engeres Vaterland wohl kaum auf längere Zeit wiedergesehen und ist doch trotz Rom, Karlsruhe und München immer derselbe geblieben. Auf dem Forum Romanum malt er eine Prozession langbärtiger Kapuzinermönche, vor dem Pantheon einen Leichenzug, in dem die charaktervolle italienische Klostergeistlichkeit die Hauptrolle spielt. Der Reiz seiner Bilder liegt vor Allem in der ungelösten Verbindung der Scholle mit der auf ihr lebenden Menschheit. Seine Mönche heben sich von den Mauern des Klosters, von dem Holzgetäfel des Refectoriums ab, als wären sie auf keinem andern Hintergrunde denkbar, seine schweizerischen Bauern sind die echten Abkömmlinge derer, die auf dem Rütli schwuren, die Freiheit ihrer Berge bis zum letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Die Gaben Wilhelm Riefstahls waren beschränkte, aber sie lebten sich in ihrem engen Bethätigungskreise vollkräftig aus.

Eduard Schulte's, dem Streben der Mitlebenden geöffneter Salon bietet Gelegenheit, sich mit zwei bei uns wenig gekannten Künstlern vertraut zu machen, deren Schaffen sich technisch und stofflich auf diametral entgegengesetzten Pfaden bewegt. Eugen Jettel hat die ganze französische Landschafterschule durchgemacht. Von den Meistern von Fontainebleau, Rousseau und Daubigny, Troyon und Diaz ausgehend, den Einfluß des lyrisch impressionistischen Corot streifend, hat er sich eine eigene Naturauffassung gebildet, die ohne besonderen Anspruch auf Selbständigkeit zu erheben, geistreich erscheint und diesen Schein zu bewahren weiß. Seine normännischen und holländischen Landschaften sind wie durch einen leichten, von Sonnenlicht gestreiften Nebel gesehen. Erst bei genauer Betrachtung entdeckt das Auge eine überaus feingestimmte Scala heller Farbentöne, die sich nach dem Hintergrund zu verliert und diesen ungemein tief erscheinen läßt. Die Grundbedingungen seiner Naturauffassung sind Luft und Licht, aber vor den Fehlern der Hellmaler und Impressionisten bewahrt ihn sein feiner Sinn für die fest umrissene Form, die er nur soweit auflöst, als es die Natur der Beleuchtung und Luftstimmung verlangt.

Zu der sonnigen Künstlernatur Eugen Jettel's bildet der römische Nachtmaler Mario de Maria einen merkwürdigen Gegensatz. Das eigentliche Lebenselement seiner dämonischen Natur ist das Mondlicht, aber nicht das sanft über die Körper hinfließende, jede Spiegelfläche versilbernde Mondlicht Douzettes, sondern jenes Nachtlicht, das gerade hell genug ist, um jede dem Auge nahegerückte Masse drohend und spukhaft aus dem sonstigen Dunkel herausrücken zu lassen. Die diesjährige Kunstausstellung brachte ein merkwürdiges Bild des Künstlers, an dem unsere Kritik verständniß- und wortlos vorübergegangen ist. Es stellte die verlassenen Bänke eines Volksgartens dar, über deren Ränder und Flächen sich das Mondlicht wie ein Leichenhemd legte, als wollte es jedes Tischbein in ein Gespenst verwandeln. Schön war es nicht, aber merkwürdig packend trotz der Trivialität des stofflichen Vorwurfs. Die Bilder des Schulte'schen Salons dürften auch dem materiellen Sensationsbedürfniß genügen. „Die Pest in Rom", „die Legende vom schwarzen Priester in Subiaco", „der Mönch mit den leeren Augenhöhlen", das sind Titel, wie sie der Verfasser von Hintertreppenromanen nicht verlockender erfinden könnte. Aber für die Geschmacklosigkeit der Etikette entschädigt echte, unbekümmert ihre eigenen Wege gehende Künstlerschaft. Der Pariser „Pont neuf" in der Abenddämmerung ist eine malerische Leistung ersten Ranges. Die mitten in den Kampf zwischen dem verglühenden Abendroth und dem aufflackernden Gaslicht hineinragenden dunklen Mauermassen mit den von innen heraus beleuchteten Fenstern, die sich lang und öde hinspannende Brückenlinie, der trübe, regenschwere Himmel, das Alles ergiebt ein Stimmungsensemble, das unwiderstehlich gefangen nimmt. Eine unmittelbar wirksame Rolle fällt dem Mondlicht in dem „ein Hoffnungsstrahl" betitelten Bilde zu. Gerade neben das Bett eines zum Tode Kranken malt es den bläulich lichten Umriß des Fensters, und das im Fieber glühende Auge starrt auf den bedeutungslosen Lichtfleck wie auf eine hoffnungsvolle Botschaft des Himmels. Es liegt eine eigenartige, weltfremde Poesie in diesen phantastischen Vorwürfen, die sich in so greifbarer Wirklichkeit vor den Augen des Beschauers aufbauen. Die Technik Mario de Marias ist so überzeugend kräftig, daß sie gar keinen Zweifel an der Wahrheit seiner Gestaltungen aufkommen läßt. Seine Mauern sind wie aus farbigem Mörtel emporgeknetet, die Lichter in wirkliche Spalten und Risse hineingestrichen. Und doch verschiedt sich alles, was anfangs wie ein auf eine bestimmte Fläche berechnetes Relief wirkt, bei genauem Hinsehen zu stereoskopisch wirkender Perspective, aus dem eintönigen Dunkel tauchen Farbenschimmer und Reflexe auf, das Ganze gewinnt drohendes gespenstisches Leben, das auf den Beschauer eindringt und ihn unwillkürlich zurücktreten läßt. In Mario de Maria steckt so eine Art Böcklin der Nacht und des Mondlichts. G. M.

Notizen.

Unter den Hohenzollern. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals Oldwig von Natzmer. Allen deutschen Patrioten gewidmet von Gneomar Ernst von Natzmer. Aus der Zeit Friedrich Wilhelm IV. 2 Theile. 1840—48; 1848—61. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes.) — Wir haben den früheren Bänden dieses interessanten und beachtenswerthen Memoirenwerkes eine eingehende Besprechung gewidmet (Band XXXIII, No. 23) und können auch die vorliegenden beiden Schlußbände auf das angelegentlichste empfehlen. Auch ihr Hauptwerth beruht wieder auf der Fülle von Briefen und Actenstücken, Mittheilungen und Erinnerungen aus dem Leben und der politischen Haltung König Friedrich Wilhelms IV. und Kaiser Wilhelms. Der ganze Zeitraum der Regierung des Königs und die mannigfachsten in den Jahren 1840—61 auftauchenden Ereignisse, Pläne und Ideen finden Berührung und werden durch Aeußerungen handelnder Personen beleuchtet. Bald bei Antritt des neuen Königs schreibt Wittgenstein: „Ich bin von dem Gefühl durchdrungen, daß meine Amtsthätigkeit aufhören muß; mir fehlt jede geniale Phantasie, ich habe nur einen ganz untergeordneten praktischen Geist: dieser ist für die jetzigen Verhältnisse nicht passend und hinreichend." Die Worte geben die Stimmung wieder, die in den Kreisen der alten Beamten vorherrschend war. Der König galt als genial, phantasiereich, liberal, und seine ersten Schritte versprachen das Beste. Schritt für Schritt können wir aber in diesen Denkwürdigkeiten verfolgen, wie die Ereignisse dem König über den Kopf wachsen, wie die Strömungen stärker werden und wie er haltlos dem Strom gegenübersteht, ohne ihn dämmen zu können und ohne andererseits mit ihm schwimmen zu wollen. Diese unglückselige Halbheit zeigte sich besonders in der Verfassungsfrage. Gegen des Königs Pläne protestirte sein Bruder (I 135 ff., eine äußerst wichtige Unterredung des Prinzen von Preußen mit Natzmer), die Kreuzzeitungsmänner, zu denen allerdings weder der General noch seine näheren berichtenden Freunde gehörten, obgleich auch Mittheilungen von Niebuhr und Anderen darin enthalten sind, glaubten die Welt gehe unter, und den Liberalen waren die Zugeständnisse zu gering. Nie aber trat die Zerfahrenheit und Kopflosigkeit der Umgebung greller zu Tage als in den Märztagen von 48, die Natzmer in Berlin miterlebte, und aus denen eine Reihe unter dem frischen Eindruck der Ereignisse geschriebener Briefe aus seiner und seiner Gattin Feder mitgetheilt sind. Beim Begräbniß der im Straßenkampf gefallenen Soldaten erschien der General in großer Uniform und hielt eine Ansprache am Grabe. Im 2. Bande, der die unselige Reactionszeit schildert, sind besonders die Briefe des ehemaligen Fürstbischofs Sedlnitzky von großem Werthe, eines Mannes von streng conservativer Gesinnung, der aber nichtsdestoweniger oft genug sein Bedauern über die Regierungspolitik kundgibt. Sehr werthvoll sind die Mittheilungen aus einer Broschüre, als deren Autor der Prinz von Preußen hier enthüllt wird, „Bemerkungen zu dem Gesetzentwurf über die deutsche Wehrverfassung", worin der fürstliche Autor trotz einiger Bedenken die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Militärgerichtsverhandlungen und die zweijährige Dienstzeit für die Infanterie zugibt. Aus den zahlreichen Beiträgen zu der politischen Auffassung des späteren Kaisers heben wir noch einiges hervor. So schreibt er im Mai 1849: „Wer Deutschland regieren will, muß es sich erobern; à la Gagern geht es nun einmal nicht." 1851 äußert er: „Ich bin gewiß für den Frieden und für ein Hand in Hand Gehen mit Oesterreich; doch beides muß mit Ehre geschehen, und wir dürfen uns nicht, wie es geschieht, an das Gängelband nehmen lassen." Nach dem Staatsstreich vom 2. Dezember finden wir das Wort: „Er baut auf Franzosen und Volkssouveränität — also auf Sand! Aber sein Reich kann doch von einiger Dauer sein;" und 1853 die resignirte, im Hinblick auf 66 und 70 interessante Aeußerung: „Für uns Soldaten, die doch auch gern etwas Resultat so langer Friedensvorbereitungen sehen möchten, wird die Zeit lang; man wird nicht jünger und so werde ich mich wohl mit der Badener Episode begnügen. Meinem Sohne dürfte Anderes beschieden sein!" und ganz ähnlich im März 1857. Nach der Vermählung des späteren Kaisers Friedrich schreibt Schöning an Natzmer: „Hier taumelt sich alles in Jubel und man fragt sich, woher dieser Aufschwung. Erstens ist der Prinz voller Gutmüthigkeit und Liebe, zweitens sehen der große Bürger- und Kaufmannstand, wohl auch mancher der alten preußischen Patrioten in dieser Verbindung ein außerordentliches für uns." Rührend ist der Brief, den König Wilhelm nach seiner Thronbesteigung an den alten General richtet: „Der gewaltige Abschnitt meines Lebens, der mich noch spät im Alter trifft, war zwei Jahre lang vorbereitet; aber dennoch ist der Abstand gegen früher gewaltig. Ein freudiger ist er um so weniger, weil, ganz abgesehen von dem Schmerz und der Trauer, welche ihn bezeichnen — in so vorgerücktem Alter nur noch wenig Erfolg einer gewissenhaften und treuen Thätigkeit zu erleben möglich ist. Dennoch gehe ich getrost und Gott vertrauend meinen Gang und bete, daß Gott Preußen unter meiner Führung nicht zurückgehen lassen möge. . . . Fait ce que doit, advient que pourra ist meine Devise, die jetzt allein gilt." Man sieht aus diesen wenigen Citaten, wieviel des Lesenswerthen diese Bücher enthalten, für die dem Herausgeber der beste Dank gebührt. Bruno Gebhardt.

Kirchliches Handlexikon. Herausgegeben von Superintendent Carl Meusel unter Mitwirkung von Pastor E. Haack und Pastor B. Lehmann. (Leipzig, Justus Naumann.) — Von diesem ausgezeichneten Nachschlagebuch für Theologen ist bis jetzt der 1. Band vollständig

Digitized by Google

und der 2. zur Hälfte (bis „Fleetherattern"), Wissenschaftliche Tüchtigkeit und praktische Ueberschätzigkeit machen dieses Sammelwerk zu einer wahren Fundgrube theologischen Wissens. Dabei ist der vertretene Standpunkt niemals engherzig und unduldsam, sondern möglichst objektiv, wahrhaft historisch und in Luther's Geist und Sinn. Sämmtliche theologische Disciplinen mit Ausschluß der Hülfswissenschaften und ungerechnet Fächer werden knapp, klar und gründlich behandelt, und auch auf die kirchliche Kunst ist Bezug genommen. Trefflich sind auch die Biographien, und die verschiedenen Stichproben, denen man das Werk im Gebiete der kirchlichen Symbole, Sitten und Ausdrücke unterzogen, bestätigen diese und die sorgfältigste Arbeit und absolute Zuverlässigkeit. Für praktische Geistliche und jüngere Theologen ist das Werk unentbehrlich, wer möchten es aber auch in den Händen der Laien mit kirchlichem Interesse sehen. Einzig bei theologischen Fragen wird man von unseren Confessionsstandpunkten aus hie und da mit dem Autor nicht gehen können, wenigstens erstgenannte Zeitschrift im Stiche gelassen, so hat Naumann's Handlexikon eine wirkliche Lücke ausfüllt. Wir kommen auf das Werk, das auf vier Bände berechnet ist, noch seiner Vollendung zurück.

Der Gotenstürz. Historischer Roman von Adam Joseph Cüppers. (Düsseldorf, Felix Bagel.) — Der Verfasser ist ein Nacheiferer von Felix Dahn, und wer an des Letzteren romantischer Geschichtsschreibung Gefallen findet, wird auch dem vorliegenden „historischen" Roman den Beifall nicht versagen. Auf Grund einer tactvollen Notiz wird hier der Sturz des Ostrogothenkönigs Marbod durch den edlen Goten Kamwalda und des Letzteren Sturz durch den Hermundurenkönig Vibulus mit den nöthigen Ausschmückungen versehen und in interessanter Darstellung und guter Charakteristik erzählt. Der Stil ist correct, und die altertümlich anklingende Redeweise dieser alten Germanen wird mit solchem Tacte durchgeführt, daß sie nirgend affectirt klingt und lächerlich wirkt. Die Schilderungen haben poetischen Gehalt. Dahn hat übrigens den Neuen mit einer Empfehlung versehen und constatirt, daß er nicht einen Verlust bemerkte.

Das Vater unser. Neun Kupfer. Original-Radirungen und Stahlstiche. Von Joseph Ritter von Führich. (Regensburg, G. J. Manz.) — Die bekannten herrlichen Compositionen Führich's, so voll keuschen Adels und stellenweiser Weihe sind gelegentlich der diesjährigen Münchener Ausstellung mit einem Preise gekrönt worden. Wir empfehlen sie unseren Lesern.

Kaiser Wilhelm II. Von Otto Kunzmüller. (Frankfurt a. O., Oesterwitz.) — Ein populärer Versuch, das Werden und bisherige Wirken unseres jugendlichen Kaisers zu schildern. Mit großem Fleiß hat der Verfasser den Bildungsgang desselben, sein öffentliches Auftreten als Prinz und Kronprinz und den als Kaiser verfolgt und in patriotisch gehobener, echt volksthümlicher Sprache geschildert.

Helgamor und Godalind. Ein Epos von Friedrich Heinrich Otto Weddigen. (Wiesbaden, Chr. Limbarth.) — Der westfälische Dichter hat diesmal einen Stoff aus der Zeit der Sachsenkriege Karl's des Großen gewählt. Die Form ist sehenswerth, besonders die eingelegten Lieder sind gelungen; doch muß sich Weddigen vor einer gewissen Trockenheit und Banalität hüten.

Die Welt- und Lebensanschauung Friedrich Ueberweg's in seinen gesammelten philosophisch-kritischen Abhandlungen. Nebst einer biographisch-kritischen Einleitung von Moritz Brasch. (Leipzig, Gustav Engel.) — Der Verfasser des vielverbreiteten Lehrbuchs über die Geschichte der Philosophie wird von seinem Herausgeber Brasch offenbar überschätzt, doch wird man ihm den Namen eines philosophischen Kritikers von großer Bedeutung nicht absprechen können. Hier bietet er nun die Bausteine zu einem selbständigen System, das Ueberweg Idealrealismus nannte, einer mit Scharfblick, diesem Denken effektiss aufgebouten Weltanschauung, welche wesentlich vermittelt und die Einseitigkeiten früherer Denker geschickt vermeidet. Daß das organische Band und die gleichmäßige Durcharbeitung stellt, daran ist wohl nur der Tod des Philosophen schuld. Brasch's Einleitung gibt eine gute Charakteristik des Menschen und Denkers Ueberweg und seiner Schriften.

Bismarck unter drei Kaisern, 1884—1888 von *.* (Leipzig, Renger [Hedhardt & Wilisch].) — Der Band enthält viel Interessantes, und wenn auch wenig aus unbekannten Quellen geschöpft ist, so behält doch Alles als oft aus schwer zugänglichen Materialien oder aus dem Lage unserer Zeitungen geschöpft, seinen culturhistorischen Werth. Brasch's Einleitung gibt eine gute Charakteristik des Menschen und Denkers Ueberweg und seiner Schriften.

Bismarck unter drei Kaisern, 1884—1888 von *.* (Leipzig, Renger [Hedhardt & Wilisch].) — Der Band enthält viel Interessantes, und wenn auch wenig aus unbekannten Quellen geschöpft ist, so behält doch Alles als oft aus schwer zugänglichen Materialien oder aus dem Lage unserer Zeitungen geschöpft, seinen culturhistorischen Werth. Brasch's Einleitung gibt eine gute Charakteristik des Menschen und Denkers Ueberweg und seiner Schriften.

Bismarck unter drei Kaisern, 1884—1888 von *.* (Leipzig, Renger [Hedhardt & Wilisch].) — Der Band enthält viel Interessantes, und wenn auch wenig aus unbekannten Quellen geschöpft ist, so behält doch Alles als oft aus schwer zugänglichen Materialien oder aus dem Lage unserer Zeitungen geschöpft, seinen culturhistorischen Werth. Brasch's Einleitung gibt eine gute Charakteristik des Menschen und Denkers Ueberweg und seiner Schriften.

Inserate.

Verlag von Alfred Silbermann in Essen.

Bismarck-Gedenkblatt.

Effektvolles Kunstblatt.

Mit Karton: 72 cm breit u. 103 cm hoch.
Bildfläche: 57 cm breit u. 87 cm hoch.

Preis: 8 Mark.

Im Verlage der H. Hildebrandt'schen Buchhandlung in Stolp i. Pomm. ist soeben erschienen:

Fritsche, Bilderbuch eines Schwermüthigen. 1.25 M., elegant geb. 2.25 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

In allen Buch- u. Musikalienhandlungen vorrätig:

Dr. Hugo Riemann's Musiklexikon

3te vollständig neu bearbeitete Auflage.

Zu haben in zwanzig Lieferungen à 50 Pfennig

oder elegant complet in Halbfranzband 12 Mark.

Die Kritik sagt einstimmig: Das Riemann'sche Musiklexikon ist das zuverlässigste und verhältnismäßig billigste.
Max Heisel's Verlag Leipzig, Johannisg. 20

Hans Land, Stiefkinder der Gesellschaft. Preis 2 Mk. soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Alfred H. Fried & Cie.

Verlag von Felix Bagel in Düsseldorf.

Aus meinem Leben.

Von Mathilde Marchesi.

Mit einem Lichtdruckporträt von Mathilde Marchesi.

8°. 256 Seiten. Elegant broschirt 5 Mark. In vornehmen Halbfranzband geb. 7 Mk.

Verlag von Alfred Silbermann in Essen.

Erna.

Lyrisch-episches Gedicht von

Karl Rud. Beisler.

Elegant gebunden 1.50 Mark.

Digitized by Google

Wir laden hiermit zum Abonnement ein auf die in unserm Verlage erscheinende Zeitschrift:

Deutsche Dichtung.

Herausgegeben von Karl Emil Franzos.

V. Band. Ausgabe in Halbmonatsheften (Quartformat — am 1. und 15. jedes Monats), Ausgabe in Monatsheften (Großoktav — am 15. jedes Monats). Preis vierteljährlich M. 4.—.

Die „**Deutsche Dichtung**“ ist mit Erfolg bemüht, der vornehmen dichterischen Produktion in Prosa und Vers eine würdige Heimstätte zu bieten. Durch die Mitarbeit fast aller bedeutenden Dichter, Schriftsteller und Kritiker der Nation unterstützt, pflegt sie in erster Linie die **künstlerisch wertvolle Prosanovelle**, daneben die Lyrik, das Epos und das Drama, sowie den ästhetischen und litterarhistorischen Essay. Der V. Band (Oktober 1888 bis März 1889) brachte bisher Novellen von **Hermann Lingg, Otto Roquette** und **Marie von Ebner-Eschenbach**, woran sich die neuesten Arbeiten von **Karl Emil Franzos, Wilhelm Jensen** u. A. schließen werden. An Dramen veröffentlichte die Zeitschrift im ersten Quartal größere Werke von **Eduard von Bauernfeld** und **Paul Heyse**; an Lyren eine humoristische Seegeschichte von **Heinrich Kruse**, ferner lyrische Gedichte und sonstige Beiträge von **Adolf Wilbrandt, Robert Hamerling, A. Fitger, Otto Hildemeister, Paul Heyse** u. A. Der Inhalt des 2. Quartals wird an litterarischen Werte dem des ersten nicht nachstehen. Neben Beiträgen der hervorragendsten lebenden Dichter der Nation wird die „Deutsche Dichtung“ im Januar- bis März-Quartal auch litterarische Reliquien von hohem Werte bringen und zwar: eine Reihe ungedruckter höchst interessanter **Briefe von Goethe** und **Tagebuchblätter von Goethe.**

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements entgegen.

Dresden. **L. Ehlermann.**

Zu Verlag von **Julius Naumann** in **Leipzig** erscheint:

Kirchliches Handlexikon.

In Verbindung
mit einer Anzahl evangelisch-lutherischer Theologen
herausgegeben von
Dr. phil. Carl Meusel,
Superintendent in Rochlitz i. S.

Unter Mitwirkung von **P. E. Haack** in Schwerin i. M. und **P. G. Lehmann** in Schedewitz i. S.

Kompl. in 4 Bdn. à 10 M. od. 40 Lief. à 1 M.

Eine Fundgrube theologischen Wissens! Das Werk giebt Auskunft über alle Gegenstände christlichen Glaubens und Lebens, über alle biblischen Personen und Sachen, über alle Männer und Ereignisse der Kirchengeschichte, über innere und äußere Mission, über die kirchliche Kunst und christliche Sitte, sowie über die theologische Litteratur; und dies alles auf Grund tüchtiger wissenschaftlicher Studien und im Sinne des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses.

In meinem Verlage sind jüngst erschienen:

Ahasver, der ewige Jude.

Dichtung aus dem Aufsichen

von

Hunkoppe.

Zweite Auflage.

Elegant gebunden 2 Mark 50 Pfg.

Prinzessin Immergrün. Das Eichhörnchen.

Von

André Theuriet.

Aus dem Franz. übers. v. Natalie Rümelin.

Zweite Auflage.

Eleg. geb. 2 Mk. 50 Pfg.

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen.

Oppeln. **Eugen Franck's Buchhandlung.**
Georg Maske.

Neuer Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Soeben erschien:

Richard Wagner's Briefe an Theodor Uhlig, Wilhelm Fischer, Ferdinand Heine.

Gr. 8. Velinpapier. 400 S. Preis geh. 7 M. 50 Pf.; fein geb. 9 M.

Wenn bei der von so großem Erfolge begleiteten Veröffentlichung der Briefwechsels zwischen Wagner und Liszt das vornehmlich Fesselnde und Überraschende in der Weise lag, wie zwei große Persönlichkeiten sich freundschaftlich zum Verkehre sich unverhüllt darstellten, so tritt bei der nun folgenden Herausgabe des wichtigen Briefwechsels des Meisters mit seinen Dresdener Freunden wohl hauptsächlich das Interesse für die werdenden Meisterwerke selbst in den Vordergrund. Über die Aufführung der früheren dramatischen Werke, wie über die Geschichte der ersten Kunstschöpfungen, empfängt man durch diese Briefe die wichtigsten Fingerzeige, sodaß weite Kreise für dieses neue reichhaltige Geschenk den Herausgebern lebhaften Dank wissen werden.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Blätter der Erinnerung an Deutschlands Großen Kaiser Wilhelm I.

Gedenkblätter an die Trauertage des März 1888; Berichte, Nachrufe und Betrachtungen, Dichtungen und Gedächtnisreden; amtl. Veranlassungen u. Kaiserl. Erlasse, Kundgebungen des In- und Auslandes; Charakterzüge, Aussprüche und Lebtwillige Aufzeichnungen Kaiser Wilhelms I.

Für das Deutsche Volk zur bleibenden Erinnerung zusammengestellt von **Dr. Richard Neubauer**, Professor am Gymnasium zum Grauen Kloster. — 16 Bogen gr. 8° in feiner Ausstattung, mit einem Bildnis Kaiser Wilhelms in seinem letzten Lebensjahre. Preis: Geheftet M. 3.—. Gebunden M. 4.—. Bei Einsendung des Betrages portofr. Zustellung.

Verlag von Franz Fahlen in Berlin.
W., Mohrenstraße 13/14.

Auflage 352,000 — das verbreitetste aller deutschen Blätter überhaupt — angeordnete Ausgaben in zwölf fremden Sprachen.

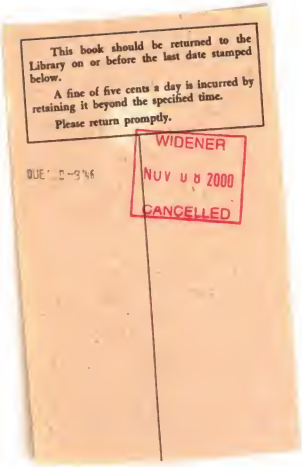
Die Modenwelt.
Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Mit monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25 = fl. 0.75. Jährlich erscheinen: 24 Nummern mit Toilette- und Handarbeiten, enthaltend gegen 2000 Abbildungen mit Beschreibung, welche das ganze Gebiet der Garderobe- und Putzmacher für Damen, Mädchen und Knaben, wie für das zarteste Kinderalter umfassen, ebenso die Leibwäsche wie die Handarbeiten in ihrem ganzen Umfange.
12 Beilagen mit etwa 300 Schnittmustern für alle Gegenstände der Garderobe und etwa 400 Muster-Vorzeichnungen für Weiß- und Buntstickerei, Namens-Chiffren rc.
Abonnements werden jederzeit angenommen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probe-Nummern gratis und franco durch die Expedition, Berlin W., Potsdamer Str. 38; Wien I., Operngasse 3.

Hierzu eine Beilage von der Krüger'schen Buchhandlung in Leipzig.

Redaction: Berlin S.W., Wilhelmstr. 67. Verleger unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Metzger & Wittig in Leipzig. Expedition: Berlin S.W., Dorotheenstr. 31.

Digitized by Google

Digitized by Google


This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

DUE D-9'46

WIDENER

NOV 0 8 2000

CANCELLED

Digitized by Google

Digitized by Google